Didaskalia

Didaskalia

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 155. Montag, den 1. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

1. Der dicke Besuch.

Die Ostern des Jahres 1739 fielen auf den 29. März, die Char- oder Geleitswoche der weltberühmten Ostermesse der Reichsstadt Frankfurt lag daher ganz natürlich noch etwas früher und der Monat März, schon längst als ein zuweilen recht unfreundlicher und mürrischer Patron bekannt, hatte diesesmal nicht besonders höflich sich angelassen, vielmehr blies er aus vollen Backen von Königstein herüber und trieb Schnee und Regen in die kothigen Straßen der alten Handelsstadt.

Die Meßfremden in ihren bretternen Buden schnatterten vor Frost und seufzten aus Trübsal und Langeweile; denn die Käufer — blieben zu Hause.

Auf den geselligen Verkehr übte jedoch die Unlust der Witterung keinen Nachtheil. Mit dem einbrechenden Abende zogen sich die Durchfrorenen in die erwärmten Caffeestuben, oder folgten den Einladungen, welche die reichen Frankfurter Handelsherren an die zur Messe anwesenden Geschäftsfreunde hatten ergehen lassen.

In letzterer Angelegenheit sehen wir bei dem wässrigen, schneestürmischen Dunkel des Abends die Fenster eines Hauses auf dem Liebfrauenberge hell erleuchtet und durch das Straßengewühl schreiten zwei rüstige Träger mit einer Sänfte daher. Die Last schien zu drücken, denn sie keuchten und blickten mit einer gewissen Sehnsucht nach den strahlenden Fenstern, wie der Pilot im Sturme nach dem aufsteigenden Polarstern.

„Gott sey Dank, Andres, wir sind an Ort und Stelle. Setz' ab, denn eine solche Last halte ein Anderer aus. Ich glaube immer, diesesmal haben wir den wahren Antichrist getragen."

Diese Worte, vom hinteren Träger dem vorderen halblaut zugeflüstert, brachten die Sänfte vor dem Hause mit den erhellten Fenstern zum Stehen und als jetzt der eine Träger mit dem Klöpfer an der Hausthüre Lärm geschlagen, der andere aber den einen Tragbaum der Sänfte zurückgezogen und deren Thüre geöffnet hatte, quoll ein unförmlicher Klumpen daraus hervor, der indessen ziemlich rasch nach der mittlerweile aufgethanen Hausthüre sich bewegte.

Straßenlaternen verbreiteten zu jener Zeit noch keine Hellung für den Nachts Einherwandernden, die Sänftenträger behalfen sich zur Noth mit einer kleinen Handleuchte und die wenigen Kutschen, oder auch Karossen, wie sie die „fürnehme Welt" damals nannte, fanden ihren Weg durch den Schein einer Fackel, die ein vorspringender Laufer, oder ein hintenaufstehender Bedienter in der Hand führte. Um so greller schlug daher das Licht der geöffneten Thüre in die egyptische Finsterniß der Straße.

Ein gepuderter, gallonirter Bedienter, mit einer stattlichen Haarzwiebel im Nacken war sichtbar und schnitt dem eintretenden Klumpen zierliche Reverenzen, worauf letzterer die verhüllenden Wildschuren und Pelzstiefel von sich warf und nun als zierlich geschmückter, jedoch etwas wohl und stark beleibter ältlicher Herr sich darstellte

Das runde Gesicht umgab eine zierliche kurzgelockte Perrücke mit Haarbeutel, und den ansehnlichen Bauch umspannte eine geblümte Atlasweste, gedeckt vom braunsammtenen goldbordirten Rocke, mit welchem die kurzen Beinkleider und seidenen Strümpfe auf den drallen Waden übereinstimmten. Die funkelnden Nadeln, Ringe, Ketten und vor Allem die blinkenden Knöpfe machten es übrigens wahrscheinlich, daß der schöne dicke Herr nichts Gemeines und Alltägliches sey, obgleich der leuchtende Bediente bei dem Anblicke der überladenen Herrlichkeit einen gewissen sarcastischen Blick nicht zu beseitigen vermochte.

„Landconfect!" flüsterte er einem ihm begegnenden Kameraden zu, der mit einem Präsentirteller und Caffeetassen flüchtig dahin eilte, worauf Letzterer die Flügelthüre des obern Geschosses öffnete und mit devotest krumm gezogenem Rücken, aber auch spöttisch schief gezogenem Munde den Wohlbeleibten in die erhellten Räume eintreten l eß.

Rosen- und Lavendelduft flogen dem Ankömmlinge entgegen und umnebelten seine Sinne, daß er nicht klar zu schauen vermochte in dem glänzenden Gewirre der schönen Welt, welche in seidenen und sammtenen Gewändern, bepudert, belockt und behaarbeutelt, geschäftig allda sich regte. War auch gleich unser Wohlhäbiger — wie sein eigener Anzug bewies — auf Glanz und Pracht gefaßt, so schienen doch all die Herrlichkeiten unter der Folie der vergoldeten mit großen geschliffenen Crystallstücken glitzernden Kronleuchter und der atlassenen Tapeten mit vergoldeten Einfassungen sein Erwarten weit übertroffen zu haben.

Nach ettlichen, grade nicht zierlichen, Verbeugungen stand er starr und gaffte mit gesperrtem Munde in die vor ihm aufgegangene neue Welt der Ueberschwenglichkeit und des Ueberflusses.

Aus dem Gewühle der Gesellschaft drängte sich jetzt ein hagerer, sehr vornehm aussehender Mann mit violetten, goldgestickten Kleidern. Die stolze Miene desselben verwandelte sich schnell in recht freundschaftliches Wohlwollen und also schritt er dem Eingetretenen entgegen und reichte ihm mit einer gewissen hoheitlichen Grazie die Hand.

„Willkommen, mein sehr werthgeschätzter Herr Rath Zorn. Sind mir doch beinahe Zweifel aufgestiegen, ob meiner Einladung nicht etwa Hindernisse entgegen getreten seyen."

„Herr Rittmeister Beverdick", versetzte der Angeredete, indem er nochmals sich verbeugte und dann die dargebotene Hand

derb schüttelte, „Ihrer ergangenen Einladung zufolge habe ich mir die Freiheit genommen und — und —"

Er wollte etwas recht Zierliches sagen, verwickelte sich aber in den Redefiguren, hustete und war endlich nahe daran, vollkommen stecken zu bleiben, als der Empfangende wieder das Wort ergriff und die Unterhaltung in den Gang brachte.

„Mein Sohn Heinrich?" forschte jetzt der Dicke, indem er suchend umherblickte.

„Von dem werden Sie doch nicht glauben, daß er, wie sein Herr Vater, auf sich hat warten lassen? — Der sitzt oder steht schon längst da in dem Nebenzimmer bei meiner Cäcilia. Hören Sie das Clavicimbalum?"

—„Was meinen Sie?"

„Das Clavier und den Gesang? — Die jungen Leute amüsiren sich und ich denke, wir stören sie nicht in diesen unschuldigen Erlustigungen."

„Ja, aber" — entgegnete der Wohlbeleibte, — von dem wir bereits erfahren, daß er Herr Rath Zorn genannt worden, — indem sein Auge mit unverkennbarer Neugierde nach dem Nebenzimmer blickte.

„Versteht sich", war des Herrn Rittmeisters Antwort, wobei er mit der Hand zierlich beschwichtigte, „ich werde nicht ermangeln, meine Tochter ihrem zukünftigen Schwiegerpapa vorzustellen."

So redend nahm er den Herrn Rath an der Hand und führte denselben, graziös links und rechts grüßend, nach dem Nebenzimmer, aus welchem Claviermusik und Gesang ihnen entgegen schallte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Urgeschichte Amerika's.

Unsere Geschichtsbücher kennen in der Regel noch keine Geschichte Amerika's vor dessen Entdeckung durch den kühnen Genuesen Colombo, behandeln die Ureinwohner dieser ungeheuern Länderstriche mit derselben Geringschätzung, wie die Bewohner Neuhollands oder Vandiemenslands. Die genauere Kenntniß aber, welche namentlich die Bewohner des nordamerikanischen, wie des mexikanischen Staates von ihrem Vaterlande gewonnen, die Entdeckung gewaltiger Stadttrümmer in den Wäldern und Steppen, die man früher für Urwälder hielt, haben ein Anderes dargethan. Die Pyramiden von Teotichuachan, Cholula, Xochikalko und Papantla und die Bauten von Mitla und Palenque überzeugen jeden vernünftigen Betrachter, daß diese großartigen Bauten nur von einer zahlreichen Bevölkerung, nur unter einem wohleingerichteten Staatsverbande aufgeführt werden konnten.

Alle diese hier aufgezählten Denkmale sind nicht etwa in dem Zeitraume aufgeführt, als die Spanier Amerika entdeckten und eroberten, Alterthümer der Azteken; alle, mit Ausnahme der von Cholula, waren schon damals so verlassen und vereinödet und die Zeit ihrer Zerstörung und Verlassung ist eben so sehr in Dunkel gehüllt, als die ihrer Gründung und Vollendung, obschon die Jahrbücher des Alkohuan'schen Reiches, die uns erhalten sind, bis in das zwölfte, wenn nicht bis in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufreichen.

Es ist wichtig, sich hier eine Trennungslinie zu ziehen zwischen den älteren Denkmalen des Tolteken-Reiches in Neuspanien und im Mississippigebiete und denen in der Nähe der Stadt Meriko vorhandenen, die seit deren Erbauung um das Jahr 1325 bis zum Jahre 1521, wo sie durch Kortez zerstört wurden, fallen. Die Denkmale der Tolteken sind über einen Raum von mehr als tausend Geviertmeilen verbreitet, strecken sich von der Landenge von Darien bis über das Gebiet des Mississippi. Im Staate Yukatan sind uralte Pyramiden und andere Baureste sehr häufig. Die verlassenen Städte bei Palenque im Staate Chiapas sind von großer Ausdehnung, von großartiger Beschaffenheit. Im Staate Oaxaka finden sich die Trümmer von Mitla und andere. In Anahuak (dem Thale von Meriko) drängen sich uralte Bautrümmer von großem Umfange; bei Zakatekas finden sich uralte Gebäude, von den Spaniern los edificios genannt, und in dem Staate Chihuahua liegen die casas grandes. Nahe bei Makoni am Panukoflusse sind zwei verlassene Städte gefunden worden und der mexikanische Feldherr Iberri fand kürzlich zufällig eine bedeutende Stadt, 8 Leguas von Jalappa, im Staate von Verakruz, tief im Gebirge. Wie viele Städte und Wohnsitze mögen noch in den weitläufigen Länderstrecken unentdeckt liegen, die, durchforscht, Aufschlüsse für Amerika's Urgeschichte und Das geben, was Pompeji für die römische gegeben hat.

Die geographische Gesellschaft in London besitzt durch die Bemühung des Hauptmann Veitsch dreißig steinerne Bildsäulen vom Flusse Panuko in der Landschaft Huastekas. Die meisten dieser Bildsäulen stellen weibliche Leiber dar, die aus einem viereckigten Säulenfuße von Sandstein riesig hervorwachsen. Besonders auffallend ist der kegelartige, ausgebreitete Kopfputz bei der sonst rohen Arbeit. Vielleicht haben diese Bildsäulen zu Bezeichnungen von Gränzen oder als Längenmaße an Heerstraßen gedient. Sie sind außer Zweifel toltekischen Ursprunges und sind, wie die Pyramiden, von allen bekannten Alterthümern den egyptischen am ähnlichsten. Viele Gelehrten haben auch die Erbauung dieser Werke schon an die egyptische Urgeschichte zu knüpfen gesucht. Doch hatten die egyptischen wohl den Zweck, im Flachlande den Ueberschwemmten eine Rettung darzubieten, in der Ebene einen künstlichen Berg zu bilden, während die toltekischen Alterthümer dicht unter Bergen liegen, die 10,000 Fuß in die Lüfte ragen.

Hauptmann Veitsch theilt nach seinen Forschungen mit, daß die Ankunft und Niederlassung der aus dem Norden verdrängten Tolteken in dem Lande Anahuak (Meriko) in das siebente Jahrhundert der heutigen Zeitrechnung gesetzt wurde. Mehrere Geschichtsforscher setzten den Fall und Untergang des Toltekenreiches in das Jahr 1051, doch Veitsch achtet diesen Zeitraum von 384 Jahren viel zu kurz, um das Anwachsen der Bevölkerung und alle andere Bedingungen zur Ausführung solcher Bauwerke zu ermitteln, als in den Pyramiden von Cholula und Teotihuachan vorliegen. Er setzt daher den Einbruch dieses Volkes viel früher. Xotoll, der Häuptling des mächtigen Heeres der Chechemekas und Otomier, drang in Anahuak ein und gründete den Sitz seines Reiches in Tenajuka um das Jahr 1170, und setzte solchergestalt eine Schranke gegen Einfälle ähnlicher Art aus den nördlichen Landen. Um diese Zeit lagen die toltekischen Städte wahrscheinlich schon in Trümmer oder verlassen da. Xotoll jedoch scheint bald den Fleiß und die Kunstverständigkeit des Volkes erkannt zu haben, unter denen er sich niedergelassen hatte; er beschützte sie und munterte sie allseitig auf, versuchte, sie mit seinem Volke zu verschmelzen, um demselben dadurch Kenntnisse und Bildung anzueignen. So groß war ihr Geschick, so berühmt ihr Kunstsinn, daß bald Jeder, wer sich nur in irgend einer Kunst auszeichnete, mit dem Ehrennamen eines Tolteken (Toltekatl) belegt wurde, so daß später die Ausdrücke Künstler und Tolteke gleichbedeutend wurden.

Manns.

Der General Tom-Pouce in Frankfurt a. M.

Das große Ereigniß der demnächstigen Erscheinung des General und Admiral Tom-Pouce in Frankfurt a. M. steht uns ganz nahe bevor und wir dürfen stolz darauf seyn, einen der be-

rühmtesten Männer der Zeit bald in unsern Mauern begrüßen zu dürfen. Der Ex-König der Franzosen, Louis Philipp, hat ihn zum General, die vielbeliebte Beherrscherin von Albion, Victoria, ihn zum Admiral ernannt. Zwar hat er noch keine blutigen Schlachten geschlagen, noch keine Städte in Belagerungszustand gesetzt, noch keine Standgerichte über Demokraten gehalten, noch keine Schiffe in den Grund geschossen, aber darum ist er unserer Bewunderung nicht minder würdig und verehren wir nicht minder seine friedlichen Triumphzüge. Wer kennt ihn nicht, der durch seine Kleinheit groß geworden, während Andere bei aller Größe klein geblieben sind? Wir haben in unserer Mainstadt schon so viele Größen kennen gelernt, singende, tanzende, dramatisirende, politische, diplomatische und demokratische, vor- und nachmärzliche, daß uns Großes gar nicht mehr imponiren kann und wir wohl daran thun, unsere Verehrung nun einmal dem Kleinen oder vielmehr dem Großen im Kleinen zuzuwenden. Tom Pouce ist der bewunderungswürdige Däumling der Gegenwart, nicht minder merkwürdig als jene, von denen uns die alten Sagen und Mährchen so viel erzählen; er ist der erklärte Liebling der haute-volée und besonders der feinen Damenwelt, der liebenswürdige und höchstinteressante Gesellschafter und geistreichste Repräsentant der plastischen Kunst in kleinen Dimensionen. Nach den Berichten französischer Feuilletons, die uns vorliegen, steht General Tom-Pouce eben jetzt im schönsten Jünglingsalter, zählt 18 Jahre und ist doch nicht größer als 26½ Zoll (65 Centimetres). Nach dem fünfzehnten Monat seines Lebens hat er aufgehört zu wachsen, nichtsdestoweniger aber haben sich seine geistigen Kräfte bestens fortentwickelt, so daß er jetzt eine „haute intelligence“ besitzt und als ein „célebre artiste“ gerühmt wird. Von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt und zuletzt in Belgien gefeiert, wo er sich der persönlichen Gunst des Königs Leopold in hohem Maße zu erfreuen gehabt hat, steht er jetzt im Begriff, unser deutsches Vaterland zu durchwandern, und wir glauben, daß er hierzu den günstigsten Augenblick gewählt hat. Unsere politischen Zustände sind so unerquicklich, daß Einem Alles willkommen seyn muß, was geeignet ist, sie vergessen zu machen und der bittern Gegenwart, wenn auch nur durch etwas Humor und auf ein paar Augenblicke zu entheben. Allen Mißvergnügten, welcher Partei sie auch angehören mögen, empfehlen wir demnach als gewiß wohlthätiges Palliativ, als einen beglückenden Spender des Lethebechers, den liebenswürdigen **Tom-Pouce**, den man in unserer an Größen so sehr armen Zeit wohl um so eher anerkennen und bewundern wird. — Hier noch eine Stelle aus einem Brüsseler Feuilleton vom 15. d. M.: „Der Admiral **Tom-Pouce** läßt sich nicht nur vor dem ihn an und für sich schon bewundernden Publikum sehen, sondern agirt auch als Künstler, indem er in eigens für ihn componirten pantomimischen Stücken die Hauptrollen meisterhaft und mit künstlerischer Intelligenz durchführt. In den „Farces de Pierrot“ übernimmt er mehrere Rollen zugleich und übertrifft in Geschicklichkeit die andern Mitspielenden. Die Scene, in welcher er die Kuchen wegnimmt (l'enlévement des gâteaux) ist ein wahres Meisterstück von drastischer Komik. Nicht minder ausgezeichnet und höchst ausdrucksvoll ist sein treffliches Mienenspiel. In der Pantomime: „Der Däumling in Californien“, übertrifft Tom-Pouce sich selbst, reißt das entzückte Publikum mit sich fort und leistet wahrhaft Meisterhaftes in der Scene, wo er den Betrunkenen spielt. „La scéne d'ivresse suffit pour faire comprendre que Tom-Pouce n'est pas un enfant; elle est jouée par lui avec une vérité admirable, aussi obtient-il dans cette petite piece les honneurs du rappel.“ Schließlich bemerkt der Brüsseler Berichterstatter, daß der kleine Admiral den ihm gespendeten Beifall nicht nur sehr zu würdigen wisse, sondern dadurch auch meist so gerührt werde, daß er vor dem Publikum erscheine, les larmes aux yeux. Das wundert uns nicht, denn wäre er nicht ehrgeizig, hätte er keine Thräne der Rührung für den Beifall, so wäre er kein Künstler. Wir wollen indessen von Demjenigen, was uns durch die demnächstige Ankunft des Tom-Pouce bevorsteht, nicht allzu viel verrathen; dessen aber sind wir gewiß, daß es „genußreiche Abende“ geben, daß die Theaterdirektion bessere Geschäfte machen wird, als mit der schwedischen Lerche Henriette **Nissen**, und daß in unserer an Ereignissen armen Zeit der viel willkommene Tom-Pouce als ein Epoche machendes Ereigniß begrüßt werden darf.

M.

Meister Isenhofer's Reimsprüche.

Sind Geldbeutel nicht Götzen mehr,
Steh'n Klöster und Burgen leer,
Sind die Dörfer den Städten gleich:
Kömmt auf Erden das Himmelreich.

Mannichfaltigkeiten.

(**Eine neue Urania.**) Die Verlagshandlung von Franz **Schlodtmann** in **Bremen** wird für das Jahr 1851 ein neues Taschenbuch in der Art der seit 1848 schlafen gegangenen „Urania“ erscheinen lassen. Es soll den Titel führen: „Germania, Jahrbuch deutscher Belletristik auf das Jahr 1851“ und vier bis sechs neue Novellen und Erzählungen von verschiedenen Verfassern enthalten. Die belletristischen Schriftsteller haben ihre Beiträge in den Monaten Juni, Juli und August an die Verlagshandlung von Schlodtmann einzusenden, das Jahrbuch wird im October d. J. zuerst erscheinen. Das sehr dankenswerthe Unternehmen ist ohne Zweifel einer lebhaften Betheiligung der Schriftsteller und der Lesewelt gewiß. (Wes.-Z.)

(**Italien.**) In Thonon (Piemont) hat eine Dame Dunand 100.000 Lire für zwei Kinderschulen testirt, — eine seltene Erscheinung in Italien. — In Pistoja ersuchte ein reicher Güterbesitzer den Guardian der dortigen Kapuziner, ihm den 29. Mai eine Seelenmesse für die Märtyrer von Montanara und Curtatone auf seinem Landgute zu lesen. Der Guardian weigerte sich dessen mit der Bemerkung, Märtyrer bedürften keiner Seelenmesse, sondern eines Gloria. Darauf schrieb Hr. Puccini, so heißt der Güterbesitzer, folgenden Brief an den Klostermann: „Hr. Guardian, das Kreuz des Heilands trägt keine Cocarde und die Kirche, welche die Erbin seiner Liebe und Hingebung ist, ist ihren Dienst allen Menschen gleich schuldig. Wenn dieselbe für die Märtyrer von Montanara und Curtatone nicht beten will, so hat sie auch kein Recht, bei deren Brüder zu betteln. Ich habe nun einen weltlichen Priester um den mir versagten Liebesdienst ersucht und werde das Almosen, das Ihr Kloster bis dahin aus meinem Hause bezogen hat, den Armen geben, die das Mitgefühl des Nächsten besser zu würdigen wissen. Das ist der Lohn für die Insulte, die der Nationaltrauer widerfahren. Gott helf' Euch!“

Die Illustrirte Zeitung ist dem berühmten Gespenste, **weiße Frau** genannt, herzhaft zu Leibe gegangen und hat ihr so genau in das Gesicht gesehen, daß sie es für Jedermann in ihrer neusten Nummer mittheilt. Die Frau sieht sich nun gar nicht mehr wie ein Gespenst, sondern wie eine eine interessante Dame aus dem 14. Jahrhundert an. Auf der Plassenburg bei Culmbach ist ihr Portrait in Stein ausgehauen und in der Gemälde-

gallerie auf Leinwand übertragen. Geschichtsschreiber erzählen von ihr, daß sie Kunigunde, des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg schöne Tochter gewesen sey, Otto IV. von Orlamünde geheirathet habe und bald darauf Wittwe geworden sey. Aus verbrecherischer Liebe zu Albrecht dem Schönen, dem Bruder des Burggrafen Johann von Nürnberg, ermordete sie ihre Zwillinge, die ihr ein Hinderniß für ihre zweite Verheirathung zu seyn schienen. Später gründete sie, von Gewissensbissen getrieben, das Kloster Günslach und starb als Aebtissin desselben im Jahr 1343. Ihr Verbrechen aber läßt sie nach dem Volksglauben nicht zur Ruhe kommen und treibt sie, wichtige Ereignisse in dem Hohenzoller'schen Geschlechte durch ihr Erscheinen in den Schlössern zu Ansbach, Bayreuth, Berlin und auf der Plassenburg zu verkündigen. — Vielleicht hat die Illustrirte Zeitung das Ihrige dazu gethan, daß sie nun ruhig schläft.

Nach einer Anzeige des bekannten englischen Astronomen Hind ist der große Komet, welcher die Welt 1264 in Staunen und Schrecken versetzte und der, wie man glaubt, 1556 sich wieder zeigte, noch in dem jetzigen oder in dem nächsten Jahre zu erwarten. Man hoffte schon 1848 auf ihn, aber er täuschte damals die astronomischen Berechnungen. Wenn er auch dießmal nicht kommt, geben ihn die Astronomen auf.

Korrespondenz.

Aus München.

Im westlichen Ende der Stadt, links vom Bahnhofe und weit genug von ihm entfernt, um von seinem Lärmen verschont zu seyn, in der Hauptstraße, befinden sich drei an einander gebaute Ateliers, in welchen, unbeirrt um die Ungnade des Musterreiters der Münchener Kunst, wie der alte Koch den unbeschränkten Gebieter der Kunstrecensionen von hier in der Augsburger Allgemeinen zu nennen pflegte, ungehindert durch die Anfeindungen Entgegensetztes anstrebender Nazarener und den Neid einsichtigerer Nebenbuhler, drei hochbegabte Künstler die höchsten Gipfel des Parnassus auf verschiedenen Wegen, aber mit gleicher Kraft und Ausdauer erklimmen. Treten wir zuerst in das mittlere — Albert Zimmermann schafft hier — so haben wir eine colossale historische Landschaft vor uns; zur Staffage dient ein Kampf zwischen Centauren und Tigern. Sie ist von großartiger Anlage und ganz im Style großer Meister erfunden und ausgeführt, wobei auf die glücklichste Weise die Verbindung der Urnatur mit den phantastischen Gebilden der Vorwelt gelungen ist. Eine düstere Bergschlucht mit überhängenden Felsen, wilden Gründen und Höhlen, den Wohnungen der Centauren, der herabstürzende Waldbach und in der Ferne das gewaltige Hochgebirge mit seinen aufsteigenden Nebeln machen den Eindruck einer furchtbar großartigen Natur. Dieses äußerst glückliche Resultat, welches Zimmermann durch sein tiefes Studium der Natur und die Kraft seines Colorits erreicht hat, ist der Beweis einer Virtuosität, wie sie in unseren Tagen nur Wenigen zu Gebote steht. Andere Bilder in mehr naturalistischem Sinne zeugen von der Volubilität seines Geistes. Die Centaurenjagd wird in der nächsten Zeit eine Reise nach Frankfurt machen, um im Städel'schen Institut zuerst öffentlich ausgestellt zu werden. Die Kunststadt München hat keinen Raum, um ein so großes Bild würdig auszustellen. — Rechts von Zimmermann's Atelier befindet sich das Rahl'sche, das nicht minder reichhaltige Stoffe der Betrachtung bietet, indem uns theils die größeren Werke, die Rahl in Rom ausgeführt (unter ihnen König Manfred's Empfang bei den Sarazenen, die Christenverfolgung in den Katakomben), in Erinnerung gebracht, theils einige hier vollendete Bilder und Scizzen, Beweise genug von der unerschöpflichen Productivität dieses Meisters, zur Anschauung gebracht werden. Vor Allem wird unser Auge durch Rahl's letztes Werk, „Borras die Oreithya raubend", gefesselt. Im gewaltigen Fluge dahinrauschend, trägt sie der Gott von den heimischen Ufern des Ilissus hinweg als Beute durch die Lüfte. Eine äußerst lebendige Composition, die durch die Vollendung der Zeichnung und der Modellirung, in Verbindung mit einem den Meisterwerken der venezianischen Schule an die Seite zu setzenden Colorite zu einem classischen Werke gehoben wird. Dieses Werk allein sichert dem Künstler eine würdige Stelle in der Kunstgeschichte unserer Zeit. — Danae mit dem Kinde Perseus in einem gebrechlichen Nachen ausgesetzt, und eine andere Scizze, den Kampf des König Midas darstellend, würden dem Künstler, wenn ihm Gelegenheit gegeben würde, sie in großem Maßstabe zu vollenden, gestatten, Talent und Kenntniß auf's Mannichfaltigste zu bethätigen. In ganz anderer Weise fühlen wir uns in der dritten Kunstwerkstätte durch die Bilder Bernhard Stange's angeregt. Stange ist Lyriker. Der heitere Morgen, die aufgehende Sonne mit ihrem Glanze beseelen ihn; in Form und Farbe ist die weiche, liebenswürdige Seele des Künstlers abgespiegelt, welche nur ihre Eindrücke und Empfindungen wiedergibt, und deßhalb verwandte Gemüther tief ergreift. Vortrefflich gelingen ihm die sanften Stimmungen der Natur; seine stillen Mondnächte an Seen mit reichen Baumgruppen und stattlichen Villen machen auf den Beschauer eine ergreifende Wirkung. — Die Ausstellungen im Kunstverein während der letzten Wochen boten manches Ausgezeichnete: dahin rechnen wir das Bildniß eines Mädchens in venetianischer Tracht von Rahl, an welchem der unberühmte Schwiegersohn des berühmten Humoristen wohl geistreiche Intention, Stimmung, Kraft und Charakter anerkennt, dagegen aber die Ausbildung bekrittelt, weil eben der Künstler glücklicherweise durch Talent und tiefes Studium dahin gelangt ist, die Dinge wiederzugeben, wie sie sich in der Erscheinung darstellen, nicht aber — wie Hr. Förster zu wünschen scheint — wie sie an und für sich seyn mögen. Von gleicher Trefflichkeit und von derselben Anschauung ausgehend ist das Portrait des Meisters Genelli von Berdellé. Die Landschaftsmalerei, unstreitig die bevorzugteste Seite der Malerei, bringt so viel des Guten und Erfreulichen hervor, daß es schon ausgezeichneter Kräfte bedarf, um durch Originalität und Verdienst hervorzuragen. Dieses hat Bernhard Fries mit seinen zwei italischen Landschaften erreicht durch die poetische Auffassung, den großartigen Styl und die schöne Zeichnung. Es gehört aber ein mehr als gewöhnliches Eindringen in das Wesen der Kunst dazu, um zu einer gerechten Würdigung dieser Bilder zu gelangen, da einiges Herbe daran den Laien leicht zu einem absprechenden Urtheile verführt. Nicht unerwähnt will ich noch eine warme poesievolle Landschaft von Felix Schiller lassen, die von Prinz Karl angekauft wurde.

Berlin, 26. Juni.

Mad. Behrend-Brandt hat am 23 d. M. ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne in der Partie der Fides beschlossen. Wir hörten sie mehrmals in dieser Rolle und außerdem noch als Donna Anna in „Don Juan" und als Martha in der gleichnamigen Oper. In diesen Partien entfaltete sie nicht nur schöne Stimmmittel, sondern auch ein dramatisch belebtes Spiel. Ihre Stimme ist hoher Sopran und hat nicht nur einen bedeutenden Umfang, sondern auch einen hohen Grad von Wohlklang und Fülle. Sie singt mit Gefühl und Wärme. Im Spiel gelingt ihr eben so sehr der Ausdruck für das Tragische und Pathetische, wie für das Heitere und Anmuthige. Das Publikum, welches jetzt größtentheils aus Fremden besteht und ein unparteiisches ist, war auch in seinen Beifallsbezeugungen nicht sparsam, denn Mad. Behrend-Brandt wurde mit öfters wiederholtem Applaus und Hervorrufung belohnt. Wenn L. Rellstab an den Leistungen dieser Sängerin Ausstellungen gemacht hat, so wollen wir hierüber nicht mit ihm rechten, daß aber die Aufnahme, welche ihrem Gastspiel hier zu Theil wurde, eine günstige gewesen, wird Niemand in Abrede stellen und hat sich dieß namentlich durch die am Schluß der letzten Vorstellung ihr einstimmig bekundete Anerkennung bethätigt.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt. — Gastdarstellung der Fräul. v. Romani.) Der Prophet, große Oper in 5 Abtheilungen nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Fides: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 2. Juli Minister und Seidenhändler, oder: Die Kunst, Verschwörungen zu leiten, Lustspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Scribe, übersetzt von Riemann, eingerichtet für die Bühne von A. Wolf.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 156. Dienstag, den 2. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Es wird jedoch an der Zeit seyn, dem Leser einige Aufklärung über die bis jetzt aufgetretenen Figuren zu geben.

Herr Johann Heinrich Beverdick war ein reicher Kauf- und Handelsherr zu Frankfurt, der ein weitläufiges Geschäft mit Colonialwaaren, Commission und Spedition und nebenbei auch in Wechseln betrieb. Indessen verschmähte es der thätige Mann nicht, auch zu gelegener Zeit in Landesprodukten Manches zu thun, wie er dann namentlich auf dem Beckergraben mehrere Remisen besaß, welche zuweilen mit gedörrten Zwetschen und Birnen — sogenannten Hutzeln — mit Nüssen, Hirsen, Magsaamen und dergleichen, ganz angefüllt waren. Zugleich war unser Handelsherr Rittmeister bei der bürgerlichen Reiterei, aus welchem Grunde derselbe nicht mit seinem gewöhnlichen Namen, sondern nach ächter reichsbürgerlicher Sitte, selbst auf dem Comptoire, „Herr Rittmeister“ tituliret wurde.

Der dicke Besuch war der Handelsmann Johann Franz Zorn von Worms. Seine Geschäfte machte er in Colonialwaaren, Landesprodukten, langen und kurzen Waaren, und in seinem Laden in der Hahnengasse zu Worms konnte man so ziemlich Alles, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehörte, von feinen Seidenstoffen bis zu den Schuhnägeln herab, antreffen. Außerdem war unser Herr Zorn Mitglied des Wohlweisen Rathes gedachter Reichsstadt, aus welchem Grunde wir denselben nicht anders, als Herr Rath betiteln dürfen.

Herr Rath Zorn war ein bedeutender Abnehmer des Herrn Rittmeisters Beverdick, der alsdann nicht säumte, jenen bei dem jedesmaligen Besuche zu einer feierlichst veranstalteten Abend-Caffee-Visite und nachfolgender Abendmahlzeit mit allen möglichen freundlichsten und zierlichsten Umständen zu invitiren.

Der Herr Rath war im Nürnbergerhofe abgestiegen, hatte sich heute Abend in die möglichste Eleganz geworfen, sich in einer Sänfte an Ort und Stelle hinschaukeln lassen, und so sehen wir ihn dann hier in der prachtvollen Umgebung der damaligen Frankfurter Hautvolée.

Der Rittmeister und der Herr Rath waren in das Nebenzimmer getreten, und wenn Letzterer schon in dem großen Salone erstaunt war, so kannte jetzt seine Ueberraschung keine Gränzen. Blauseidene Tapeten mit silbernen Arabesken, und längs den Wänden auf blausammtenen Ottomanen eine Schaar der wunderlieblichsten Mädchen, Seiden umrauscht, Spitzen umwallt, den Teint von sanftem Ruderfluge gehoben, und der Diamanten Glanz überstrahlt vom Gefunkel holdseliger Augen.

Unserm Wohlbeleibten ward ganz wunderlich zu Muthe. Er wußte nicht mehr, ob er in dem Glanze der Pracht die Kunst, oder in dem süßen Wallen und in den reizenden Bewegungen üppiger Formen die Natur bewundern sollte.

An dem Klaviere jedoch saß eine jugendliche Gestalt, welche die übrigen Mädchen durch ihre Schönheit und Reize noch verdunkelte. Blond, weiß und rund, mit einer Taille zum Umspannen, dunkelblaue Augen, rothe Wangen, kirschrothe Lippen und einer Miene, die Geist und Herzensgüte im lächelnden Grübchen der Wange und im sinnigen Blicke verrieth. Die unverhüllten runden Arme dieses Engels flogen über die Tasten des Klaviers, und an der Seite der holden Erscheinung stand — der Sohn des Herrn Rathes und durfte über die blendenden Schultern hinweg das Notenblatt umdrehen, wenn das himmlische Kind zur Seite sich wendete und mit wunderlieblichem Blicke die süßen Befehle dazu ertheilte.

Die Töne des Klaviers und der Gesang des reizenden Mädchens waren endlich verklungen und von allen Seiten strömte rauschender Beifall. Die junge Männerwelt umdrängte die liebliche Virtuosin, um vielleicht einen winzigen Blick süßlächelnder Huld zu erhaschen, und selbst die Damen erhoben sich, um der allgemein Gefeierten — wiewohl inneren Neides voll — dankend die Hand zu drücken.

Mancher verstohlene Blick flog hierbei zu dem Sohne des Herrn Rathes. Man vermuthete, man munkelte, man wußte, und gar manche Spröde mußte sich gestehen, daß sie mit Freuden die Stelle der Mademoiselle Beverdick eingenommen haben würde.

Heinrich Zorn war aber auch — was ihm der Neid selbst zugestehen mußte — ein schöner und in jeder Beziehung des Lebens gebildeter Mann.

Sechs und zwanzig Jahre, schwarz herabwallende Locken, dunkle feurige Augen, geistreiche Mienen und schlanker kräftiger Wuchs waren eben nicht zu verachten, zumal, wenn wie heute der über der Hüfte knapp anliegende dunkelfarbige Rock mit weit abstrebenden Schößen und die zierlich sitzende weiße Weste, so wie die seidene anderweitige Bekleidung mit Escarpins die ganze Gestalt in noch lieblicheren und imposanteren Umrissen erscheinen ließen. Wenn nun noch die Solitaire der Handmanschetten und die funkelnde Nadel an der Spitzen-Brustkrause auch Einiges von dem Reichthume des jungen Mannes leise verriethen, so dürfen wir es Mädchen von jugendlich warmen Herzen nicht verargen, wenn sie sich herangezogen fühlten und verstohlne Blicke an dem schönen Manne flüchtig herabgleiten ließen.

Unser dicker Herr Rath war über Alles, was er sah und hörte, dermaßen auf das angenehmste überrascht und erstaunt, daß er kein Glied zu rühren vermochte. Beverdick bemerkte voll tiefgefühltem Behagen den Zustand seines Freundes und blickte mit schweigendem Triumphe in der Runde umher.

Endlich hatte sich der Beifallssturm gelegt, da ergriff Beverdick die Hand des Herrn Rathes und führte denselben seiner Tochter entgegen. Diese hatte jedoch den Nahenden kaum wahrgenommen, als sie schnell sich erhob und demselben mit einer grazienhaften Verbeugung entgegen trat.

Der Vater stellte die Tochter dem Herrn Rath vor, und dieser war außer sich vor Lust, Freude, Wonne und Entzücken.

„Ei, ei, Mademoiselle, wie schön sind Sie geworden, und wie groß," brachte er endlich mit süßklingender Stimme hervor.

Cäcilie erröthete und verbeugte sich mit gesenkten Augenwimpern.

„O, mein Vater, sie ist ein Engel!" flüsterte Heinrich, indem er dem Alten die Hand verstohlen drückte.

„Der aber auch seine Raupen hat," platzte jetzt der Herr Rath mit schelmischem Gelächter heraus. „Mir hat sie mehr als einmal Zöpfe angehängt."

„Kinderstreiche," fiel der Rittmeister etwas frappirt, jedoch begütigend ein. „Meine Cäcilie war zwei Jahre in Straßburg bei meiner Schwester. Der Unterricht einer vortrefflichen Gouvernante aus Paris und der Umgang mit der auserlesensten Gesellschaft des gebildeten Frankreichs denke ich, sind an meiner Tochter nicht so spurlos vorübergegangen, daß sie den leichten Muthwillen des kindlichen Alters nicht in Vergessenheit gebracht haben sollten."

„Demnach sind es drei Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe," versetzte der Herr Rath. „Ja, fünfzehn und achtzehn ist bei jungen Mädchen ein großer Unterschied. Jetzt eine stattliche Jungfrau und damals ein noch unansehnlicher — Backfisch."

Leises, kaum zu unterdrückendes Gekicher der umherstehenden Damen ward vernehmbar und steigerte Cäciliens Verlegenheit dergestalt, daß sie mit brennend rothen Wangen nirgend wohin zu blicken wagte.

Der Herr Rittmeister warf einen ernsten Blick auf den Sprecher, faßte sich jedoch schnell, legte sein Gesicht in freundliche Falten und äußerte unbefangen:

„Doch überlassen wir die jungen Leute ihren jugendlichen Vergnügungen!"

„Womit haben Sie sich denn beschäftiget?" forschte jetzt der Herr Rath, indem er Cäcilien freundlich an der Hand faßte.

Diese warf einen Blick auf die Noten des Klaviers und erwiederte leise: „Mit Händel."

„Ei der tausend, was Sie da sagen!"

Der Herr Rath wollte noch mehr fragen, Beverdick zog ihn jedoch an der Hand hinweg, unter dem Vorgeben, daß er ihn seinen übrigen Freunden vorstellen wolle, deren Bekanntschaft er ebenfalls machen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gräfenberg Würtembergs.

In der Mitte zwischen Wildbad und Baden-Baden liegt eine der köstlichsten Perlen unter den heilsamsten Bädern und Heilquellen, freilich nur von Wenigen gekannt, verborgen in einer der reizendsten Vertiefungen des würtembergischen Schwarzwalds. Rings umgeben von hohen Bergen spannt sich das Thal in weitem Bogen und beginnt schon mit dem ersten Frühlingssonnenschein seine Reize zu entfalten; denn sobald die Schneedecke geschmolzen, zeigt sich überall ein dem Auge wohlthuendes Grün, smaragdene Wiesen in der Tiefe, düstere Tannen auf den Höhen. Die wenigen Lücken, welche das Laubholz mit seinen blattlosen Aesten gelassen, füllen sich bald aus, und ihr saftiges Hellgrün contrastirt auf's Anmuthigste mit dem Dunkel der Nadelhölzer. Inmitten dieser Schlagschatten erheben sich in grotesker Zeichnung die Felsen des Falkensteins; zerstreut liegende Häuser, Höfe und Mühlen, auf den Höhen wie im Thale, gruppiren sich um die ehrwürdige Ruine der ehemaligen Cisterzienser Mönchsklosterkirche — Paradies genannt; dazu das silberhelle Albflüßchen, murmelnd und plätschernd in mehreren Armen die Wiesen im Thale bewässernd — ein Ensemble, welches, wer möchte es bestreiten, in engem Rahmen ein Bild uns schafft, würdig des Pinsels eines tüchtigen Landschaftsmalers!

Wer wollte dem von allen diesen Reizen einer hochromantischen Natur überschwänglich Entzückten, Berauschten, dem das Herz in deren Genüssen höher schwillt, es verübeln, wenn er der großen Anzahl Leidenden, welche sich nach einem stillen und nutzbringenden Heilbrunnen und Badeort, sowie Befreiung für immer von ihren Uebeln sehnen, gedenkend, denselben hiermit ein zwar bescheidenes, aber wirksames Asyl zur näheren Kenntniß zu bringen sucht.

Es ist das Bad im Kloster Herrenalb, Postamt Pforzheim, welches unter der Leitung des eben so geschickten als vorsichtigen, wie humanen Arztes, des Hrn. Dr. Zipperlen, gegenwärtig alle Garantien bietet, welche man nur immer von einer gut dirigirten Kaltwasserheilanstalt verlangen kann, und daher allen an veralteten, keiner Medizin mehr weichen wollenden Uebeln Leidenden so gut wie Solchen, welche erst seit Kurzem von einem hartnäckigen Leiden befallen worden sind, mit Recht empfohlen werden darf.

Der Erwähnung wird es kaum bedürfen, daß ein bequem eingerichtetes Kurhaus — ein Theil der ehemaligen Klostergebäude wurde dazu verwendet — die nöthigen Räume zu den verschiedenen Bädern bietet, sowie daß allen andern Erfordernissen zur Erzielung einer vollkommen gelungenen Kur, sowie den gewohnten Ansprüchen an Behaglichkeit und Comfort, wenn auch, nicht wie in andern von hohen Häuptern protegirten Bädern, in glänzendem, so doch in bescheiden genügsamen Maßstabe von Seiten der Direktion entsprochen worden ist.

Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung zu schreiben über die zwar bekannte, aber noch lange nicht genug gewürdigte Heilmethode, mittelst Anwendung von kaltem Quellwasser in Verbindung mit einer passenden Diät, Luft und Bewegung neue wie alte Krankheiten zu heilen, sondern es liegt dem Menschenfreund am Herzen, diese Gelegenheit zu ergreifen, um einen aufrichtigen und wohlgemeinten Rath zu geben den Vielen, welche wohl einsehen, daß der Gebrauch der warmen Quellen nur scheinbar ihre Leiden hebt, indem z. B. Gicht und Rheumatismen ohnehin Sommers gelinder auftreten oder gar verschwinden, also gerade zu einer Zeit, in welcher diese Bäder am meisten besucht werden; der Wunsch, auch die rauhe Jahreszeit ungemahnt und ungestört von diesen Plagegeistern zubringen zu können, ist bei denselben wohl vorhanden, allein Aengstlichkeit und eine gewisse Scheu vor dem kalten Wasser, sowie vielleicht ein Bedenken des Hausarztes sind die Barrikaden, welche solche Leidensgenossen vom wahren Quell des Heils noch immer abhalten. Diesen Allen nun rufe ich zu, doch einmal einen Versuch mit der Kaltwasserkur zu machen, ihre alljährliche Badezeit einmal statt in einem warmen, in einem Kaltwasserbade zuzubringen.

Zwei Hauptbedingungen bei der Wahl einer Kaltwasserheilanstalt sind es, welche von Leidenden wohl ins Auge zu fassen sind — nämlich die Persönlichkeit des Arztes und die Beschaffenheit des Wassers. Ueber die vorzügliche ärztliche Direktion in Herrenalb habe ich bereits gesprochen und es darf somit nur noch erwähnt werden, daß die Berge, welche das Wasser liefern — und zwar in reichlicher Menge — theils aus rothem Sand, theils aus Granit bestehen, bekanntlich die besten Quellager, um dieses lebenserfrischende Element in vollster Klarheit zu Tage zu fördern. Die Temperatur desselben, selbst in der heißesten Jahrszeit, ist unverändert 6—8 Grad Reaumur und in Bezug auf

Wohlgeschmack (namentlich Kohlensäure) nicht leicht von einem andern Wasser zu übertreffen; es ist — um mich bildlich auszudrücken — ein Kristallwasser, ein Wasserchampagner, direkt bezogen von den Brüsten der allgütigen Mutter Natur.

Der harzige Geruch der ringsum liegenden Tannenwälder wirkt stärkend und belebend, und der sandige Boden erlaubt, diese stets zu besuchen, selbst wenn langanhaltende Regengüsse vorausgegangen sind. Ein Vortheil, der bei der vielen nöthigen Bewegung von Badegästen nicht übersehen werden darf, während in andern Gegenden der lehmigte Boden das Fortkommen oft mit dem besten Willen unmöglich macht, namentlich der leichter beschuhten Damenwelt.

Verschiedene ganz nahegelegene Seitenthäler mit immer wechselnden Waldpartien gewähren stets neuen Genuß, selbst Denen, welche sich weitere Gänge versagen müssen, so daß nach wochenlangem Aufenthalt die verschiedenen Punkte noch nicht alle erschöpft sind. Die erschlaffende Monotonie einer sonst vielleicht an und für sich schönen Gegend fällt hier ganz weg. Lohnend vor Allem dürfte ein Besuch des Gaisthals seyn, eines der kleinsten der Schwarzwaldgebirge; seine Oeffnung gegen Herrenalb ist malerisch; schroffe dunkle Waldberge bilden mit ihren Füßen den Eingang; durch diese Spalte blickt hellfreundlich eine alpenartige, saftgrüne, mit zahlreichen Hütten besetzte aus- und einbiegende Höhe. Der Weg bis zu den obern Wohnungen ist der einladendste Spaziergang, den man sich denken mag. Ein halbes Stündchen geht man in der Tiefe, dann folgt man dem Fußpfad hinauf zu den zerstreutliegenden Häusern. Ueberall sprudeln und rinnen klare Quellen und laufen in hundert Silberärmchen, die Wiesen erquickend, dem Thale und dem Albbache zu. Links und rechts windet sich noch ein Zinken ins Gebirg hinein; über diesen idyllischen Wohnplätzen thronen die ernsten dunkelgrünen Waldhöhen, von denen die Teufelsmühle zur Rechten, der Lerchenkopf zur Linken die mächtigsten sind.

Neue Sprichwörter.

So lang' ein Thor die Zunge kann bändigen,
Hält man ihn auch für einen Verständigen.

Ging man auch gern den allergradsten Weg:
Es gibt nicht allenthalben Brück' und Steg.

Wer fremde Reden bringt in's Haus,
Der nimmt die unsern mit hinaus.

Wer kutschirt auf dem Hoffnungswagen,
Kann heut' oder morgen herunterschlagen.

Die Tugend, die wir im Munde führen,
Die kann doch nicht das Herz schon zieren!

Wär' uns manch Laster von ewiger Treue,
So käm' auch im Alter vielleicht nicht die Reue.

Fahr' ja nicht gleich mit der Wahrheit 'raus:
Gehst du zu heilen in's Narrenhaus.

Wer darf auf seine Tugend pochen,
Wen nie das Laster angesprochen!

Wenn man Jeden sieht und hört:
Ist sein Nachbar nur bethört.

Wo ist der Aeskulap der schnell heile
Chronische Uebel und Vorurtheile!

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 26. Juni.) Im „Beobachter" forderte in diesen Tagen ein T. K. (Theobald Kerner) alle geistigen Größen Deutschlands ohne Unterschied ihrer politischen Ansicht im Namen der beleidigten Wissenschaft auf, zu Gunsten des in einsamem Zuchthauskerker zu Spandau verkümmernden Gottfried Kinkel einzuschreiten, der königl. Gewalt offen und frei mit der Macht ihres Geistes entgegenzutreten und, ihr mit dem Fluche der Gebildeten des Jahrhunderts, mit dem Sängerfluche zu drohen. Wer Recht gehabt, Herzog Karl oder Schubart — darüber hat nicht blos die öffentliche Meinung, darüber hat jetzt auch die Geschichte, und wahrlich nicht zu Gunsten des Ersteren gerichtet. Eben so wird sie dereinst auch richten zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Kinkel. Die Jury dazu wird nicht ausbleiben; ihr Wahlspruch kann schon jetzt nicht zweifelhaft seyn.

Gutzkow soll für seinen neuen Roman „die Ritter vom Geiste," der als Beilage der Deutschen Allgem. Ztg. und später besonders abgedruckt erscheinen wird, von dem Verleger Brockhaus 4000 Thaler Honorar erhalten haben.

Nach Berechnung des „Koblenzer Tagblatts" soll die Summe, welche von den Herausgebern der Zeitungen und Zeitschriften in die preußische Staatskasse als Kaution fließen wird, für die Rheinprovinz 334,000 Thaler und für die ganze Monarchie etwa 2½ Million betragen. Zieht man auch für Blätter, die aufhören zu erscheinen und solche, welche in Zukunft nicht mehr täglich ausgegeben werden und also nur die Hälfte der Kaution zu stellen haben, zwei Fünftel der Gesammtsumme mit einer Million ab, so restire doch immer noch die sehr bedeutende Summe von 1½ Million.

Merke: Wenn der lateinische Bauer, der mit der Zeit fortgeht, zum Wochenmarkt in die Stadt kommt, spricht er nicht mehr von Korn, Weizen, Kartoffeln und Gescheinen an den Reben, sondern von Crescentien; z. B. die Crescentien stehen vortrefflich, das lautet viel besser als das altfränkische „Gewächs". Dagegen sprechen die Politiker, wenn sie nach Frankfurt sehen, nicht mehr von der römischen Reaction, auch nicht einmal mehr verblümt von der rückschlagenden Welle — denn bei Wellen schlägt eine schnell über die andere — sondern einfach von der „Umwendung", einem dörflichen Ausdruck, wenn der Wagen sich festgefahren hat und die Pferde hinten angespannt werden.

(Ein Eisenbahnabenteuer.) Ein ziemlich sonderbares Ereigniß, welches einem Roman zur Copie dienen könnte, ereignete sich jüngst auf einer englischen Eisenbahn. Eine junge, elegant gekleidete Dame, etwa 24 Jahre alt, auf dem Arm ein kaum zwei Monate altes Kind, stieg in das Coupee eines Wagens, in dem bereits zwei Herren Platz genommen. Während der Fahrt knüpften die drei Personen ein Gespräch an, das sie mehr und mehr näherte und das bereits so vertraut geworden war, daß die Dame den Muth hatte, auf einer der Zwischenstationen einen der Herren zu bitten, auf einen Augenblick das kleine Wesen zu hüten. Die Bitte wurde galant erfüllt, allein die Dame kam nicht wieder. Man denke sich die Lage der Herren mit dem schreienden Kleinen. Bei genauerer Untersuchung fand man bei dem Kinde zwei Zehnpfundnoten und einen Brief, in dem stand, daß man das Kind seiner Zeit in „Times" reklamiren werde.

In einer großen Gesellschaft wurde ein als Witzling bekannter junger Mann um Abgabe seines Urtheils über eine blendend schöne, aber geistlose Dame ersucht. Er antwortete: „So lange

mich Fräulein K. nicht angesprochen, hat sie mich sehr angesprochen; seitdem sie mich aber angesprochen, hat sie mich nicht mehr angesprochen."

Die beiden Wettläufer, die Bevollmächtigten in Frankfurt und die Bevollmächtigten der Unionsstaaten in Berlin, halten gleichen Schritt, Schnellläufer sind beide nicht.

Korrespondenz.

Berlin, 27. Juni.

Unter den hier weilenden Fremden erregt vielseitige Aufmerksamkeit und Theilnahme der Pastor einer im österreichischen Kaiserstaate vereinzelt dastehenden protestantischen Gemeinde. In Wels bei Linz besteht bereits seit 300 Jahren eine kleine Gemeinde, die sich, unter Joseph II. zwar geschützt, später jedoch vielfach angefochten, dennoch bis heute nicht nur erhalten, sondern erheblich verstärkt hat. Das Bedürfniß eines neuen Kirchenbaues hat die Gemeinde veranlaßt, ihren Seelsorger, den Pastor Kledek, nach Deutschland zu senden, und soll die Sendung bereits von Erfolg begleitet seyn. Hr. Kledek hatte Audienz bei Sr. Maj dem Könige von Preußen und ist mit großen Hoffnungen erfüllt worden. Der Gustav-Adolfs-Verein in Leipzig soll 2000 Rthlr. beigesteuert haben. Auch die österreichische Regierung ist nicht theilnahmlos; wenigstens hat sie für die zum Bau geschenkten Steine die Mauthsteuer erlassen. Eine Schrift, unter dem Titel: „Die neue evangelische Christuskirche", die Hr. Kledek ausgibt, schildert den Zustand der Gemeinde und ihre Geschichte. Ihr ist eine Zeichnung der zu errichtenden Kirche beigegeben, welche der Baumeister Heideloff, von dem eine Abhandlung kunstwissenschaftlichen Inhalts über den protestantischen Kirchenbau der Schrift beigefügt ist, entworfen hat. — Seit länger als einem Jahre hat die Berliner Kolonisations-Gesellschaft für Central-Amerika auf die Wichtigkeit dieses Theiles des westlichen Continents für den Welthandel unablässig hingewiesen. Der Verein ist in dem Besitze eines reichen und zuverlässigen Materials über jene Länder durch den Freih. v. Bülow gekommen, der als praktischer Kolonisateur bereits im Auslande vortheilhaft bekannt ist. Leider fehlt der deutschen Handelswelt jener Speculationsgeist, durch Association von Kapital überseeische Handelsquellen zu eröffnen, und die deutschen Regierungen sind durch die innern Zustände behindert, sich endlich einmal im wohlverstandenen Interesse der Volkswirthschaft kräftig und energisch der Auswanderung und Kolonisation anzunehmen und sie zu organisiren. In England und Frankreich hat man die von hier aus veröffentlichten Vorschläge zu würdigen gewußt und dort Actien-Unternehmungen für Kolonisation in Central-Amerika gegründet. Die in Paris am 31. Mai d. J. zusammengetretene Compagnie du Golfo Dulce (in Costa-Rica am stillen Ocean) beginnt mit einem durch Actien zusammen gebrachten Kapitale von 25 Millionen Francs und hat bei der Ausführung der Kolonisationspläne die deutschen Arbeiter ganz besonders im Auge. In Hamburg befindet sich bereits ein Agent der Gesellschaft. Wenn der Compagnie du Golfo Dulce eben so viel an dem Wohlergehen der Kolonisten, wie an ihrem eigenen materiellen Gewinne liegt, so darf man ihr einen glücklichen Fortgang voraussagen: im entgegengesetzten Falle wird sie nach großen Opfern nichts erreichen.]

Vom Main, 1. Juli.

Das Wiesbader Comité für Veranstaltung des mittelrheinischen Volksfestes auf dem Neroberg hat nunmehr den Zweifeln, ob und wie dasselbe nach dem bekannten Verbote außerhalb Wiesbaden etwa dennoch abzuhalten seyn möchte, ein Ende gemacht. Es hat in einem unterm 27 Juni an alle betheiligten Vereine erlassenen Rundschreiben die Ansicht ausgesprochen, daß es Männern, die das Bewußtseyn in sich tragen, stets nur nach ächter Volksbildung gestrebt und niemals Tendenzen verfolgt zu haben, welche im Widerspruche mit denselben stehen, nicht gezieme, um das Gnadenbrod zu betteln. Sie halten es daher für angemessen, von jedem Versuche, das Fest an einem andern Orte abzuhalten, abzustehen, schlagen aber vor, statt dessen den 7. Juli gleichsam als Gedenktag durch recht zahlreichen Besuch des Feldbergs und des Taunus überhaupt zu begehen. Man würde die deßfallsigen, ohne alle äußere Abzeichen einzuleitenden Ausflüge so einrichten, daß man sich vorzugsweise Vormittags um 11 Uhr und Nachmittags 2 Uhr in Königstein zusammen fände. Das Comité darf sich für diesen Vorschlag des lebhaftesten Beifalls aller Taunusfreunde und Förderer ächter Volksfeste versichert halten. Wir glauben, daß das Haupt unseres Feldbergs am 7. Juli das Ziel einer großen Zahl wanderlustigen Volkes aller Stände seyn wird und wünschen, daß hierauf Seitens der Wirthe aus der näheren Umgegend wie früher einiger Bedacht genommen werden möge.

Frankfurt, 29. Juni.

Der hiesige Zweigverein für deutsche Reinsprache hielt am vorigen Donnerstag im Saale des Hrn. Dr. Hermann Rothe eine Sitzung, zu welcher sich vierzehn Mitglieder eingefunden hatten. Derselbe erklärte sich, unter dem Vorsitze des Hrn. Dr. Jost, dahin, daß die bisherige Thätigkeit des Vereins besonders segensreiche Resultate weder bislang erzielt habe noch auf dem eingeschlagenen Wege voraussichtlich jemals erzielen werde. Das Organ desselben, die von Dr. Brugger in Heidelberg redigirte „Deutsche Eiche", statt für die dem Geiste deutscher Sprache am meisten entgegen sündigenden Fremdwörter geeignete Verdeutschungen vorzuschlagen und wo nöthig wissenschaftlich zu begründen, scheine sich nur den Zweck gestellt zu haben, eine Hetzjagd auf alle und selbst solche Fremdwörter anzustellen, die schon längst ein gewisses Bürgerrecht bei uns erlangt haben. In solcher Weise könne es dann nicht fehlen, daß häufig sogar Wörtern der Krieg erklärt werde, die, nur scheinbar fremde, ursprünglich sehr ehrliche Deutsche seyen. Am allerwenigsten aber sey es zu billigen, daß, wie dieß in der „Deutschen Eiche" geschehen, ganz willkürlich gewählte Verdeutschungen den Lesern ins Haus „octroyirt" werden sollen. Wolle zum Segen der deutschen Sprache Wesentliches erwirkt werden, so habe man, statt einseitig das Kraut mit dem Unkraut auszureißen, auf dem Wege allgemeiner Verständigung einmal nur wirkliche und ohne besondern Nachtheil zu entbehrende Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen und die betreffenden Verdeutschungen der Prüfung der Vereinsmitglieder und der Oeffentlichkeit zu überweisen; sodann aber namentlich auch die Schönheit des Ausdrucks und die Fortbildung der Sprache im Allgemeinen anzustreben. Demgemäß wolle man neue Satzungen fertigen und mit der Ausarbeitung derselben einen Ausschuß von fünf Mitgliedern beauftragen. Nach diesem erbat sich Hr. Bachmann-Kordell das Wort und bemerkte, daß keineswegs der hiesige dem Heidelberger Verein unter-, sondern nebengeordnet sey. In Betreff der Wirksamkeit des Hrn. Pfarrer Brugger müsse er Allem, was gegen denselben vorgebracht sey, widersprechen und darauf aufmerksam machen, daß Hr. Brugger schon lange vor dem Bestehen des Vereins für Veredlung der deutschen Sprache segensreich gewirkt, daß er dahin einschlagende größere Werke geschrieben u. s. w. Als zeitiger Ausschuß des Vereins wurden schließlich die Herren Fries, Dr. Jost, Dr. Hermann Rothe, Luckenbacher und Dr. Maaß erwählt.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Juli. Minister und Seidenhändler, oder: Die Kunst, Verschwörungen zu leiten, Lustspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Scribe, übersetzt von Riemann, eingerichtet für die Bühne von A. Wolf.

Mittwoch, 3. Juli. (Neu einstudirt): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Cherubin: Fräul. Tietjens.

Vorläufige Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Juli. Erste Gastdarstellung des Admirals Tom Pouce in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Port St. Martin zu Paris.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 2. Juli. Der kleine Richelieu, oder: Der erste Waffengang, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 157. Mittwoch, den 3. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeitung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

2. Geheimnisse im süßen Plauderstübchen.

Während nun der dicke Herr Rath, von Beverdick in den Kreis seiner Geschäftsfreunde geführt, behaglich seine Tasse Caffee schlürfte und dann über Krieg und Frieden, so wie über Handelsverbindungen der Krönungsstadt Frankfurt mit seiner heimathlichen Reichsstadt Worms conversirte, blieb dessen Sohn — den wir fortan nur Heinrich nennen wollen — bei dem Klaviere der Nebenstube. Unsere Leser werden es gerne glauben, daß es weniger das Instrument war, was denselben dahin zog, als vielmehr die reizende Spielerin desselben, welche nach allgemeiner Aufforderung noch etliche recht schöne Arietten vortrug, dann aber bescheiden einigen andern Damen den Platz räumte, die seither mit etwas Ungeduld zugehört und nicht undeutlich hatten errathen lassen, daß sie ebenfalls Virtuosinnen seyen und Lorbeeren erringen wollten.

Der musikalische Wettkampf begann, und andere, diessmal süßduftende, junge Herren mit zierlich gekräuselten und gepuderten Allongen wendeten die Notenblätter, unterdessen aber erspähte Cäcilie die Gelegenheit, nachdem sie noch an der Thüre einer schelmisch drohenden Frau Tante gehorsamst die Hand geküßt, die Gesellschaftszimmer zu verlassen.

Hatten auch die übrigen Augen und Hände vollauf zu thun, und konnte dieser Rückzug daher unbeachtet geschehen, so war derselbe doch Einem nicht entgangen, der natürlich für nichts Anderes, als das liebliche Kind seine gesammten Sinne hatte.

Es mochte auch beinahe erscheinen, als ob dieses Verschwinden nicht so ohne vorherige Andeutungen geschehen sey; denn unter der Thüre blitzte es nochmals, das heißt aus schönen Augen, und eine gleiche Feuerbotschaft folgte der Verschwundenen, und als später einige für Heinrich interessirte Damen diesen mit freundlichen Blicken aufsuchen wollten, war derselbe ebenfalls verschwunden.

Es ist nun einmal das Vorrecht des Erzählers, daß er, ohne daß man ihm Indiscretion vorwerfen kann, auch in die geheimsten Kabinette der Politik und — der Liebe eindringen und lauschen darf, und dieses Privileges wollen wir uns denn auch — wenn unsere Leserinnen nichts ausplaudern wollen — hier möglichst delikat bedienen.

Eine Stiege höher befanden sich die Wohnzimmer des Herrn Beverdick, und unter diesen war ein freundliches Stübchen nach dem Hofe zu mit dicht verhängten Fenstern. Ein weich gepolstertes Sopha, nur für zwei Personen Raum gebend, lud zu vertraulichem Geplauder ein, das hier von keinem Geräusch der Straße gestört, und dessen heimliche Stille höchstens von dem einförmigen Pendelschlag unterbrochen wurde, der aus der vergoldeten Wanduhr pickte. Fast hätte man diesen so friedlichen Zufluchtsort für ein Asyl glücklich Liebender halten können, wenn nicht die an den Wänden leise angelegten Tapetenthüren, hinter welchen eiserne Riegel und Bande gutverwahrter Geldschränke hervorstarrten, den poetischen Nimbus zerstäubt und klar erwiesen hätten, daß das Liebestempelchen nichts anders sey, als das geheime Arbeits- und Conferenz-Kabinetchen des rastlosen Herrn Beverdick.

Heinrich und Cäcilie hatten dem heimlichen Stübchen indessen für heute Abend die erstere gemuthmaßte Bestimmung verliehen. Arm in Arm verschlungen, ruhten sie Brust an Brust auf dem kleinen Plauder-Sopha und plauderten nicht, sahen sich vielmehr nur mit stummem Entzücken in die liebeglühenden Augen.

Im anstoßenden Zimmer stand die Mutter, ein würdige Matrone im braunseidenen, weit umher rauschenden Gewande, mit gepudertem, auftoupirtem Haar, worin sich smaragdene Schmetterlinge schaukelten, und blickte durch die nur angelegte Thüre auf ihre jetzt so glückliche Tochter.

Sie hatte den jungen Mann, der das Glück ihrer Cäcilie ausmachte, immer so gerne leiden mögen, seit derselbe zum erstenmale in Handelsgeschäften ihr Haus betreten hatte. Die Erkundigungen, welche die sorgsame Hausmutter eingezogen, lauteten alle zu Heinrichs Gunsten. Er hatte einige Jahre in dem Handlungshause: „von Stockum“ zu größter Zufriedenheit konditionirt, und war neben andern Kenntnissen für das sociale Leben in seinen Handelswissenschaften recht wohl bewandert. Außerdem war Heinrich der einzige Sohn des sehr reichen Kaufmannes und Magistrats-Mitgliedes Herrn Johann Franz Zorn zu Worms, und — was unser gutes Mütterchen auch nicht verschweigen mochte — ein recht schöner Mann, an dessen Seite ihre Tochter eine noch stattlichere Figur machen mußte.

Die schöne Karosse, der schnurbärtige Kutscher und reich galonirte Bedienter, dann das wunderschöne Brautpaar auf der Fahrt nach der Barfüßerkirche; wie die Nachbarn am Fenster alle die Hälse recken und die jungen Mädchen alle neidische Blicke warfen — ach, es war dieß Alles für ein liebend Mutterherz zu viel Seligkeit, als daß es ohne Thränen der innigsten Freude hätte ertragen werden können! —

Neben dem Zucker liegt jedoch so häufig die Ruthe. Also mußten auch in diesen Freudenkelch einige bittere Wermuthstropfen fallen. Wie der feine Takt der gebildeten Hausfrau heute doch bemerken mußte, war der Vater ihres zukünftigen Schwiegersohnes — obgleich Herr Rath — doch Keiner von den Gebildetsten. Rechtschaffen, brav, fleißig und — reich mochte Herr Zorn der ältere immer seyn; wenn aber auch Alles dieses sich so verhielt, so blieb derselbe doch immerhin — eine Art „Landkrämer“, und dieses Bewußtseyn, was natürlich die noblere

Welt Frankfurts theilen mußte, setzte einen kleinen Dämpfer auf das Freudejauchzen der mütterlichen Brust.

„Der Glanz des Hauses Beverdick wird indessen diesen dunkeln Flecken überstrahlen!"

So entflog die kleine Unmuthswolke, und mit erneuerter Freude blickte Liebmütterchen auf die glücklichen sich umarmenden Kinder.

„Ach, schöne Jugendzeit!" seufzte sie, „wie mahnt sie mich an die aufkeimende Liebe — an das immer noch brennende Feuer meines Beverdick! — Ob sie wohl jetzt noch so wunderliches Zeug schwätzen, wie damals die losen Männer? — Ich werde ein wenig lauschen. — Bin ich ja doch die Mutter und Vertraute — ach und da darf ich mir es auch schon erlauben!"

Und mit diesen Gründen beschwichtigte sich das Mutterherz. Leise trippelte die Matrone nach der Stubenthüre, öffnete, klappte wieder hörbar zu, um die Liebeseligen glauben zu machen, daß sie sich entfernt habe, dann schlich sie in die Nähe der Kabinetsthüre und — lauschte.

Sie also vor dem Kabinete, wir — der Erzähler nämlich — aber in dem geheiligtsten Innern desselben hören und sehen, was dort vorgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Großes bürgerliches Zweckessen und Hofaufwartung

(Aus einem englischen Blatte übertragen von S. M. Bechholt.)

In dem Augenblicke, da die bevorstehende europäische Industrie-Ausstellung in London die Theilnahme des Menschenfreundes in so hohem Grade in Anspruch nimmt, dürfte folgende vorbereitende Festlichkeit von uns Deutschen mit um so größerer Aufmerksamkeit gelesen werden, als sich uns auch dabei das lebhafteste Bewußtseyn unserer kleinlichen und zerrütteten staatlichen Verhältnisse in Vergleich mit diesem weltbürgerlich großartigen Unternehmen aufdrängt. Doch zur Sache!

Unlängst versammelte der Lord-Bürgermeister im Mansion-House die Obervorstände aller Städte des vereinigten Königreichs, um gemeinschaftlich mit dem Fürsten-Gemahl die vorgeschlagene Gewerbeausstellung zu besprechen und der Beförderung entgegen zu führen. Eine solche Versammlung von bürgerlichen Würdenträgern ist vielleicht nie vorher gesehen worden und wird um so denkwürdiger seyn durch die Umstände, die sie herbeigeführt haben und die damit verbundene interessante Merkwürdigkeit, daß vom Fürsten eine Aufwartung gehalten wurde, um den verschiedenen Gästen eine Gelegenheit zur Vorstellung zu bieten. Die zufolge der Veranlassung in dem Mansion-House gemachten Vorbereitungen waren von einer derselben in jeder Hinsicht würdigen Großartigkeit. Der Fürst wurde bei seiner Ankunft um ein Viertel nach sechs Uhr vom Lord-Bürgermeister am Fuße der zu dem Säulengange führenden Stufen empfangen und mit seiner Begleitung nach dem Staatssaale geleitet, wo die Aufwartung vor sich ging. Außer den obersten Vorständen der bedeutenderen Städte von allen Theilen des Reiches (zu dem Belaufe von 148) waren verschiedene Staatsminister, die fremden Gesandten, die hervorragendsten Mitglieder von beiden Häusern des Parlaments u. s. w. zu der großartigen Feierlichkeit geladen. Nach dem Zweckessen wurden die üblichen Ergebenheits-Toaste auf die Königin und die königliche Familie mit tiefer Ehrerbietung empfangen, und dann sprachen mehrere Gäste zu der Versammlung. Wir fügen die Reden Sr. königl. Hoheit und anderer ausgezeichneter Personen bei. — Auf den Toast auf die Gesundheit des Fürsten Albert erhob sich dieser. Er wurde mit begeistertem Beifall empfangen und sprach:

„Mein Lord-Bürgermeister! Ich fühle mich für Ihren geneigten Vorschlag, auf meine Gesundheit zu trinken, zu innigem Danke gerührt, und auch gegen Sie, meine Herren, für die Herzlichkeit, womit Sie denselben aufgenommen haben. Es muß mir in der That höchst wohlthuend seyn, daß ein zaghaft von mir geäußerter Gedanke so allgemeine Billigung gefunden hat, denn das hat mir bewiesen, daß die Ansicht, die ich mir von dem besondern Charakter und den Ansprüchen unseres Zeitalters gebildet habe, mit den Gefühlen und Meinungen des Landes übereinstimmt. Niemand, welcher den Grundzügen unserer Zeit nur einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird einen Augenblick zweifeln, daß wir in einem Zeitabschnitte des höchst wundervollen Ueberganges leben, welcher zur raschen Entwickelung jenes großen Endzweckes abzielt, auf welchen die ganze Geschichte hinweist, — die Ausführung der Einheit des Menschengeschlechts. Nicht jene Einheit, welche die Gränzen einreißt und die besondern Eigenthümlichkeiten der Nationen der Erde aufhebt, sondern vielmehr eine Einheit als Ergebniß eben jener nationalen Verschiedenheiten und entgegenstehenden Eigenschaften. Die Entfernungen, welche die verschiedenen Nationen und die Erdtheile trennten, verschwinden stufenweise vor den Folgen neuer Erfindung, und wir können sie mit unglaublicher Leichtigkeit durchziehen. Die Sprachen aller Nationen sind bekannt und ihre Erwerbung in das Bereich eines Jeden gestellt; der Gedanke wird mit der Schnelligkeit, ja, mit der Macht des Blitzes mitgetheilt. Auf der andern Seite breitet sich der große Grundsatz der Vertheilung der Arbeit, welche gleichsam die Triebskraft der Völkerbildung genannt werden könnte, auf alle Zweige des Wissens aus, auf Gewerbe und Kunst. Während ehemals allgemeines Wissen angestrebt wurde und dieses Wissen sich auf Wenige beschränkte, kehrt sich der Geist jetzt Einzelheiten zu und zwar bis auf die kleinsten Punkte, aber die erworbene Kenntniß wird sogleich zum Gemeingute für Alle. Während ehemals die Entdeckung in Geheimniß verhüllt blieb, so bewirkt die Oeffentlichkeit heutigen Tages, daß kaum eine Entdeckung oder Erfindung gemacht ist, als sie auch schon durch wetteiferige Anstrengungen verbessert und übertroffen wird, — alle Erzeugnisse von allen Himmelsstrichen des Erdballs stehen zu unserer Verfügung, und wir haben nur das Beste und Billigste für unsere Zwecke zu wählen, und die Erzeugungskräfte ruhen in dem Sporn der Nacheiferung und des Kapitals.

„So nähert sich der Mensch immer mehr der vollständigeren Erfüllung der ihm auf dieser Welt zugetheilten großen und heiligen Bestimmung. Nach dem Bilde Gottes geschaffen, hat er seine Vernunft zur Entdeckung der Gesetze, wodurch der Allmächtige seine Schöpfung regiert, zu gebrauchen, und dadurch, daß er diese Gesetze zum Vorbild für seine Handlungsweise macht, die Natur seinem Zwecke dienstbar zu machen, da er selbst ein göttliches Werkzeug ist. Die Wissenschaft entdeckt jene Gesetze der Kraft, der Bewegung und der Umgestaltung; die Gewerbthätigkeit wendet sie auf die rohen Stoffe an, welche uns die Erde in Ueberfluß bietet, aber erst durch Kenntnisse schätzbar werden. Die Kunst lehrt uns die unveränderlichen Gesetze der Schönheit und des Ebenmaßes und verleiht unseren Erzeugnissen Formen, die damit in Einklang sind.

„Meine Herren! Die Ausstellung von 1851 soll uns eine wahrhafte Probe und ein lebendiges Bild von dem Grade der Entwickelung geben, zu welchem die ganze Menschheit in dieser großen Aufgabe gelangt ist, aber auch zugleich einen Anhaltspunkt zeigen, von welchem aus alle Nationen der Erde ihre ferneren Versuche leiten werden können. Ich hoffe vertrauungsvoll, daß der erste Eindruck, den die Ansicht von dieser Sammlung auf den Beschauer machen wird, der des tiefsten Dankgefühls gegen den Allmächtigen für die uns bereits hienieden verliehenen Segnungen seyn wird, und der zweite die Ueberzeugung, daß sich letztere nur im Verhältniß zu dem Beistande, welchen wir einander zu leihen vermögen, verwirklichen werden, also nur durch

Frieden, Liebe und bereitwillige Hülfe, nicht nur zwischen Einzelnen, sondern zwischen den Nationen der Erde.

„Da dieses meine Ueberzeugung ist, so muß es mir sehr wohlthuend seyn, hier die Vorstände aller bedeutenderen Städte des Reiches — alle ihre örtlichen und, möglicher Weise, politischen Abweichungen vergessend —, die Vertreter der verschiedenen politischen Meinungen des Landes und die Vertreter von verschiedenen fremden Nationen — heute nur ein einziges Interesse vertretend — versammelt zu sehen.

„Meine Herren! Mein ursprünglicher Plan war gewesen, dieses Unternehmen mit Hülfe der Londoner Gesellschaft der Künste, die lange nützlich in dieser Richtung gewirkt hat, und mittelst Kapitals und Unternehmungsgeistes von Privatleuten auszuführen. Sie haben es anders gewünscht und erklärt, daß es ein Werk sey, welches das ganze britische Volk unternehmen müsse. Ich säumte nicht, mich Ihrem Wunsche anzuschließen, wohl fühlend, daß er aus einem patriotischen und edlen Geiste entsprang. Von Ihrem Muthe, Ihrer Ausdauer und Edelmüthigkeit hängt das Unternehmen nun gänzlich ab. Ich fühle das stärkste Vertrauen zu diesen Eigenschaften des britischen Volkes und bin sicher, daß man zu sich selbst Vertrauen fassen wird; das Vertrauen, daß man auf ehrbare Weise den Wettkampf aushalten und die den auswärtigen Wettstreitern angebotene Gastfreundschaft edelmüthig ausführen wird. Wir, Ihrer Majestät Beauftragte, verhehlen uns keineswegs die unzähligen Schwierigkeiten, die wir in der Ausführung des Planes zu bewältigen haben werden; allein Vertrauen fassend zu Ihnen und zu unserem eigenen Eifer und Muthe, verlangen wir wenigstens Ihr Vertrauen zu uns, um das Ziel ohne Beängstigung im Auge zu halten."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Taunus.

Den 1. Juli.

Seit etwa 3 Wochen übt eine Diebsbande an den Forellen-Bächen und Teichen dieß- und jenseits des Taunusgebirges einen in jeder Beziehung höchst strafwürdigen Frevel. Am Spätabend nämlich wird von derselben in räuberischer Absicht Aetzkalk, d. i. ungelöschter Kalk, in die erwähnten Fischwasser geworfen. Die hiedurch vergifteten Forellen sterben alsdann rasch ab und werden, todt auf dem Wasser schwimmend, am nächsten Frühmorgen von der Bande herausgeholt und theils in Frankfurt, theils in den benachbarten Kurorten Homburg, Soden und Wiesbaden in der Regel unter dem Preise, weil gestohlen, verkauft.

Abgesehen nun, daß durch solch' frevelhaftes Beginnen das Eigenthum Anderer auf die empfindlichste Weise gekränkt wird, indem die Gesammtmasse der Fische bis auf die Brut durch das fragliche Gift gewöhnlich zu Grunde geht, so ist auch besonders in gesundheitspolizeilicher Hinsicht jener Frevel von der entschiedensten Wichtigkeit. Nicht nur, daß die gekalkten Forellen schon durch den Inhalt des fraglichen Giftes der Gesundheit überhaupt schädlich sind, so werden es diese Fische noch insonderheit dadurch, daß sie in Folge der Kalkvergiftung unter den heftigsten Schmerzen rasch an einer in kalten Brand übergehenden Magen- und Darmentzündung verenden, worauf außerordentlich schnell Fäulniß der Unterleibseingeweide eintritt. Deßhalb findet man den Unterleib der also vergifteten Thiere so ungemein aufgebläht und dieselben alsbald nach dem Tode auf dem Wasser schwimmend.

Die nächsten Folgen des Genusses gekalkter Forellen sind je nach der Individualität der Genießenden bald mehr oder minder heftige Ueblichkeiten und starkes Erbrechen — und das wäre wohl die unbedeutendste Gesundheitsbeeinträchtigung, da hiedurch die vergiftete Speise auf dem kürzesten Wege wieder ausgeleert würde; — meist aber entsteht Magen- und Darmschmerz, welcher sich öfter bis zu Magenkrampf und Kolik, ja, zu Magen- und Darmentzündung steigert, nicht selten Cholerina, gastrisch-nervöses oder Faulfieber.

Die Zeichen, durch welche sich die Vergiftung der Forellen mit Kalk leicht erkennen läßt, sind folgende:

1) die Fische erscheinen in der Regel, wegen des durch fauliges Gas sehr aufgetriebenen Unterleibes weit schwerer, als sie dem Gewichte nach sind;

2) entbehrt die Oberfläche derselben des der gesunden, todten Forelle eigenthümlichen Glanzes, weil der den Glanz des Fisches bewirkende thierische Schleim durch den im Wasser aufgelösten Kalk alsbald gerinnt und dadurch den ersteren vernichtet.

3) erscheint in Folge derselben chemischen Einwirkung die durchsichtige Haut des Auges schon unmittelbar nach dem Tode trüb und weißgrau; während diese bei gesunden, todten Forellen noch mindestens 24 Stunden hell und durchsichtig bleibt;

4) zeigen sich die Athmungswerkzeuge (Kiemen, fälschlich Ohren genannt) mit Kalk getödteter Forellen entweder weißröthlich oder bläulichweiß und geschrumpft, während diese Organe bei gesunden, todten Forellen noch geraume Zeit nach dem Tode frisch und hochroth sind.

Will man sich bei diesen äußerlichen Erkennungsmitteln noch nicht beruhigen, so läßt sich durch nachfolgendes Verfahren die Existenz der Kalkvergiftung bei den Forellen vollkommen konstatiren:

Man schneide nämlich die Kiemen, so wie den Magen des verdächtigen Thieres heraus und spüle nach Entfernung des anderweiten Mageninhaltes beide Theile in etwas destillirtem Wasser, welches in der Apotheke jeden Augenblick vorräthig und billig zu haben ist, rein ab. Darauf lege man Kiemen und Magen in ein Viertelschoppenglas, mit destillirtem Wasser angefüllt und lasse das Ganze etwa 30 Minuten zusammen ruhig stehen.

Alsdann nimmt man die eingeweichten Partien aus dem Glase und gießt die eine Hälfte des Wassers in ein anderes vollkommen reines Glas. Während man nun das eine Glas auf die erhitzte Herdplatte stellt, um das Wasser verdampfen zu lassen, schüttet man in das andere, mit dem zu untersuchenden Wasser gefüllte Glas eine kleine Messerspitze voll reines, in der Apotheke zu erhaltendes Kleesalz (man nennt es gewöhnlich sauer Kleesalz und verwendet es gemeiniglich im Hause zur Vertilgung der Tintenflecken). Entsteht nach der Auflösung desselben sofort eine milchige Trübung des Wassers, so ist an dem Vorhandenseyn des Kalkes nicht mehr zu zweifeln. Dasselbe ist der Fall, wenn das unterdessen auf der erhitzten Herdplatte im Glase befindliche Wasser verdampft ist und einen grauweißen Anschlag an dem Glase erzeugt hat.

Dem Vernehmen nach haben sich jetzt sowohl in privatem, wie im Interesse des Publikums die Fischereiberechtigten des Taunusgebirges vereinigt, um dem oben erwähnten, höchst verwerflichen Unfug für die Zukunft zu steuern — und das verehrliche Publikum, sowie die löbliche Gesundheits-Polizei wird sie gewiß in ihrem Bestreben nach Kräften unterstützen — in der Weise, daß Jene den Zwischenhändlern, an welche sie Forellen aus ihren Bächen und Teichen verkaufen, Ursprungszeugnisse künftig mitgeben, die mit ihrer Namensunterschrift und dem betreffenden Bürgermeisterei-Siegel versehen seyn werden. Von der sorgfältigen Beachtung dieser Certificate von Seiten des Publikums, sowie der Gesundheits-Polizei wird es nach der Ansicht der Fischereiberechtigten des Taunsgebirges lediglich und allein abhängen, jene Diebesbande alsbald unschädlich zu machen und zugleich den von derselben bisher verübten, in der That eben so abscheulichen als gesundheits- und lebensgefährlichen Frevel gründlich zu verhüten.

Mannichfaltigkeiten.

In Preußen ist auf die Auffindung eines Bruchs von weißem Marmor, dessen Korn und Brauchbarkeit dem carrarischen ähnlich ist, ein Preis von 1000 Thlr. nebst der silbernen Denkmünze gesetzt worden.

Immer kleiner und dünner wird der Chor der deutschen Landstände. Wo noch ein kräftiger Brustton ertönt, werden die Sänger nach Hause geschickt und andere verschrieben, wie in Dresden und Stuttgart und jetzt in Kassel.

Korrespondenz.

Alzey, 29. Juni.

Dr. med. Joseph Anton Seubert. (Nekrolog)

Den 22. Juni d. J. starb zu Alzey Dr. med. Seubert. Zu Walldüren im Großherzogthum Baden am 13. März 1770 geboren, erregten seine guten Anlagen die besondere Aufmerksamkeit des dortigen Rektors Weber, der ihm denn auch den ersten Unterricht im Lateinischen ertheilte. In einem Alter von 13 Jahren kam er auf das Gymnasium zu Miltenberg und absolvirte dasselbe schon nach vier Jahren. Gründliche Kenntnisse in der Linguistik besitzend, bezog er 1787 die Universität zu Mainz und widmete sich dort vorerst den philosophischen Wissenschaften, theils aus Neigung, theils in Folge einer kurfürstlichen Verordnung, die bestimmte, daß Jeder, wer Zulassung zum Fachstudium, drei Jahre lang Logik, Metaphysik, Mathematik und Naturkunde studirt haben müsse. 1789 begann er das eigentliche medizinische Studium, seine Promotion erfolgte aber erst den 9. Nov. 1796, da er wegen des Einfalls der Franzosen ins deutsche Reich vom Kurfürsten dem Regimente von Hatzfeld als Chirurg zugetheilt wurde, und sich daher von 1793 bis gegen Ende 1796 nur in den Stunden, die ihm der schwere Felddienst übrig ließ, den Wissenschaften widmen konnte. In dieser Zeit übersetzte er die gekrönte Preisschrift seines warmen Gönners, Dr. v. Sömmering, „de morbis vasorum absorbentium corporis humani, trajecti ad Moenum 1795“ ins Deutsche, und fügte so viele wichtige Bemerkungen bei, daß diese Uebersetzung als ein eigenes Werk zu betrachten ist. Den 10. Nov. 1796 erhielt er auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung aus dem Militärstande unter schmeichelhafter Anerkennung seiner trefflichen Dienstleistungen. Von da an wirkte er in Mainz 50 Jahre hindurch als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer mit rastloser Thätigkeit, und sein Bewußtseyn am Tage seiner 50jährigen ärztlichen Jubiläums-Feier muß in jeder Beziehung ein wohlthuendes gewesen seyn, zumal es eine schöne Lösung der Aufgabe des Erdenlebens ist, zum Wohle von Tausenden gelebt zu haben. Seine sämmtlichen Collegen feierten seinen Jubeltag, 9. Nov. 1846, mit herzlicher Innigkeit, überreichten ihm einen werthvollen Pocal mit feinsinniger Inschrift, und zwei dedicirten ihm medizinische Schriften. Die Universität Gießen übersendete ihm ein Jubeldiplom, und er ließ an diesem Festtage eine Abhandlung über eine Art Geburtszange erscheinen, worüber ihm Prof. Dr. Nebel in Gießen in den belobendsten Ausdrücken schrieb. Im Frühjahr 1847 zog der edle Greis nach Alzey zu seinem einzigen Sohne, dem dermaligen Bürgermeister dieser Stadt, um im Kreise der Seinigen den Abend seines thätigen Lebens zu beschließen; er genoß bis acht Tage vor seinem Ende eine ungetrübte Gesundheit und war stets heiter und voll Gemüthlichkeit, indem er nicht aufhörte, den wegen Armuth besonders hülfsbedürftigen Kranken seine größte Sorgfalt zuzuwenden. Der Hingeschiedene hat seinen Freunden als Vermächtniß die schwere Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Wiesbaden, 25. Juni.

Durch die Stürme der zwei letzten Jahre von dem Besuche der Badeorte zum großen Theile abgehalten, scheint man in diesem Jahre das Versäumte nachholen zu wollen und mit um so größerem Verlangen den Bädern zuzueilen, theils um Gesundheit und neue Kraft, theils um Zerstreuung und Erheiterung im Schooße der ungebundenen Ruhe zu suchen. Auch in unserer Badestadt erfreuen wir uns der Folgen dieser „wonniglichen Reiselust“ in einem zahlreichen Fremdenbesuch, welcher von Tag zu Tag bedeutend zunimmt und für die Haupt-Kurmonate Juli und August ein ausgezeichneter zu werden verspricht. In welchem Badeorte könnte auch der Fremde das Erwähnte in reicherem Maße finden, als in unserer mit dreifachen Segnungen bedachten Stadt, welche bei der bewährten Heilkraft ihrer Quellen, in gleichem Maße wie die edelsten Naturgenüsse, die reichsten Genüsse der Kunst bietet, zu welchen letzteren wir namentlich unsere Bühne zählen, die während der Sommerzeit durch das Gastspiel der vorzüglichsten Künstler zu einem wahren Tempel der Kunst wird, für welche wir nur ein wärmeres Publikum wünschen, als es sich in den letzten zwei Jahren gezeigt hat. — Wie bereits in diesen Blättern angeführt wurde, wird der hiesige Kochbrunnenplatz in kurzer Zeit in der Hygieagruppe eine herrliche Zierde erhalten, zu welchem Zwecke vor einigen Tagen das die Aussicht auf dieselbe störende größere Zelt bis zu der in nicht weite Ferne gerückten Erbauung einer großartigen Trinkhalle, in welcher man auch der gedachten Göttin der Gesundheit in ihrer erhabenen und doch so milden, Hoffnung und Vertrauen einflößenden Gestalt eine dem Kunstwerke entsprechende Stelle einräumen wird, einem kleineren, minder praktischen weichen mußte. Möchte an dieser Stelle mit dem Schönen doch bald auch das Nützliche verbunden werden! — Wir erfreuen uns seit längerer Zeit des herrlichsten Kurwetters, und wie für die Kur, so ist diese Witterung auch für die Feldfrüchte, namentlich für das schnelle Reifen der Saatfrüchte und besonders für den Weinstock eine sehr ersprießliche; es ist eine Lust, in hiesiger Gegend die gesegneten Fluren zu überschauen, welche die Zuversicht gewähren, daß Landmann und Winzer sich einer reichlichen Ernte zu erfreuen haben werden. G. K.

Aus Thüringen, 30. Juni.

Vor wenigen Tagen hat in unserem heuer von Gewittern sehr heimgesuchten Thüringen nahe bei dem schwarzburgischen Städtchen Großbreitenbach abermals ein Unwetter bedeutenden Schaden angerichtet; ein furchtbarer Blitzstrahl streckte aus einer Rinderheerde, die nicht schnell genug nach Hause getrieben werden konnte, 21 Stück todt darnieder.

Wetzlar, 28. Juni.

Unter den zahlreichen Blättern, über welche in Preußen und insbesondere in der Rheinprovinz das Verbot des Bezugs durch die Post schon ergangen ist und demnächst noch treffen wird, dürfte auch unserm Wetzlarer „Kreisblatte“ dieses Schicksal sehr bald bevorstehen, wie spaßhafter-, vielleicht auch ernsthafter Weise erzählt wird. Welche Tendenz dasselbe verfolgt, geht am deutlichsten daraus hervor, daß dieses Kreisblatt folgendes ihm zugeschickte und verbürgte „Curiosum“ aufzunehmen verweigerte. „In einer k. preuß. Kreisstadt des Regierungsbezirks Koblenz kam es neulich bei Gelegenheit der Gemeinderathswahl vor, daß sich drei Bürger dieser Stadt selbst wählten und dadurch also zu erkennen gaben, daß sie unter ihren zahlreichen Mitbürgern keinen Mitbewerber fanden, der würdig war, ihnen an die Seite gesetzt oder gar vorgezogen zu werden. Es findet somit hier ein altes Sprichwort: „Eigen-Lob das st . . . .!“ seine vollkommene Anwendung.“ Die Reflexionen überlasse man dem Wetzlarer Publikum, für welches dieser Artikel geschrieben ist.

Berichtigung.

In der gestrigen Didaskalia, erstem Spalt, zweit unterster Zeile, lese man Puderfluge, statt „Ruderflage“.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Juli. Alessandro Stradella.

Donnerstag, 4. Juli. (Zum ersten Male): Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Aufzug von Gubitz. Hierauf: Vatersorgen, Posse in 3 Akten von A. v. P.

Freitag, 5. Juli. Erste Gastdarstellung des Admirals Tom Pouce (Alter 18 Jahr, Größe 26½ Zoll) in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Port St. Martin zu Paris. 1) Tom Pouce in Californien, Pantomime in 1 Akt. 2) Die beiden Genien, Pantomime mit Gesang in 1 Akt. Dazu (neu einstudirt): Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt, und: Die Zerstreuten, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 158. Donnerstag, den 4. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Noch immer ruhten die Glücklichen in süß verschlungenen Banden, doch schienen sie, während Mütterchen ihre Betrachtungen angestellt, manche Worte der Liebe gewechselt zu haben; denn die Augen leuchteten noch im beredten Feuer.

„So darf ich also hoffen," fuhr Cäcilie fort, „Deines Vaters Wohlwollen — noch wage ich nicht zu sagen: seine Liebe — mir erworben zu haben?"

„Wer kann denn ungerührt bleiben," versetzte Heinrich und küßte der Sprecherin zarte Rosenfinger, „von so viel Huld und Liebreiz? Ist ja mein Vater nur ein Mensch, wie sollte er einer Macht nicht unterliegen, die Götter selbst an ihren Siegeswagen spannte?"

„Wenn Deine Cäcilie der Eitelkeit sich ergibt, so bist Du selbst schuld daran, Du böser — nein, Du lieber Mann. — Doch laß mich aus Deinem Wortprunke nur die mir so theure Wahrheit nehmen. Du sagst, ich sey Deinem Vater als eine liebe Tochter willkommen. Ach, Heinrich, diese wenigen Worte genügen, des ganzen Himmels Seligkeit mir zu entfalten!"

„Noch wenige Tage," entgegnete der Geliebte, indem er sie wiederholt in seine Arme schloß, „und unsere Verbindung ist erklärt, dann begrüße ich Dich, du holdes Mädchen, mit dem theuern Namen: Braut!"

„Mein Bräutigam!" wiederholte sie und lehnte das Haupt an seine Schulter, süßverlangend in das treue Auge ihm blickend.

„Scheint mir doch beinahe Alles wie ein beseligender Traum," fuhr jetzt Heinrich fort und schlug das Auge zu der Zimmerdecke empor. „In trockenen Geschäften des Handels komme ich in das Haus, verstimmt, beinahe mißgelaunt, da sah ich Dich und alle niedere Prosa des Erdenlebens zerstob vor so viel Grazie und Huld. Ich dachte nicht mehr an den irdischen Verkehr und nahm den Himmel mit hinweg in meiner Brust."

„Dein Eintritt in unser Haus war für mich dem Sonnenaufgange zu vergleichen und die Welt war mir eine andere geworden, seit ich Dein liebes Auge wahrgenommen. Ich muß gestehen, daß ich in Straßburg bei meinem Aufenthalte dort der edlen Männer viele gesehen habe; jedoch was war ihre Mannesschönheit, was ihr edles Wesen gegen den Adel Deines Seyns? Zu Dir allein gehöre ich, und würde man versucht haben, uns zu trennen, wir hätten dennoch uns treu geliebt bis in das Grab. In Frankreich erzählten sie mir eine rührende Geschichte von Abälard und Heloisen. Getrennt im Leben umschließt dennoch im Tode ein Grab ihr moderndes Gebein. Sey Du mein Abälard —!"

„Du meine Heloise!"

Sie umschlangen sich auf's neue und sogen in einem langen Kusse die Seligkeit aus des Andern Brust, sie durch gleiche selige eingehauchte Lust vertauschend.

Der aufhorchenden Mutter perlten Thränen über die Wangen und ihr lautes Schluchzen weckte die Liebenden aus dem göttlichen Rausche. Sie blickten nach der Thüre, da trat die Mutter mit freudeverklärtem Gesichte ein und segnete die glücklichen Kinder.

„Aber jetzt hinab zur Gesellschaft. Ihr habt schon zu lange hier verweilt und Eure Abwesenheit muß vor der Zeit Aufmerksamkeit erregen. Etwa bis übermorgen geduldet Euch noch, dann wird der Himmel gänzlich klar werden und Ihr könnt dann in vollem Lichte wandeln."

Sie trieb die Liebenden zur Thüre, und willig folgten Beide der mütterlichen Sorgfalt.

3. Gelahrte Disputationen, speciatim über das Pfeifergericht.

Wundern sich unsere freundlichen Leserinnen nicht, wenn wir ihnen in Heinrich und Cäcilien zwei Bilder vorführen, die sie aus jener Zeit der Reifröcke und der vielgestaltigen Perrücken vielleicht nicht erwarten. Allerdings war damals Alles Roccoco und der klug und geschmackvoll seyn wollende Herr der Schöpfung schnitzelte an Menschen, Bäumen und an Thieren; aber die Zeiten des ritterlichen und galanten Ludwig des Vierzehnten waren noch nicht lange vorüber, und gar mancher Klang süß poetischer Liebesklagen, von begabten Dichtern an dem reichen Königshofe ausgehaucht, zitterte noch herüber und bewegte auch unter der ehernen Schnürbrust ein fühlendes Herz. Cäcilie hatte überdieß in Straßburg, in diesem nachgeahmten Paris des Elsasses, die Liebeselegieen an der Quelle, in der schon damals fein gebildeten französischen Sprache kennen gelernt, was Wunder, wenn ihr fühlend Herz die verwandten Klänge begierig in sich sog und wenn sie Dessen, wovon die jugendliche Brust erfüllt war, auch den Auserwählten theilhaftig wissen wollte!

Der Zögling der Liebe begreift schnell, und so finden wir unter steifen, abgemessenen Pedanten zwei liebende Gestalten, die ihrer Zeit nicht anzugehören scheinen. Seyen sie uns um so willkommener, als Abwechslung erfreut und in das Gemälde derber Pinselstriche aufgesetzte Lichter oft eine freundliche Wirkung bringen.

Während wir uns diese kleine Ausschweifung erlaubten, hatten die zierlich bordirten Diener die Tafel für die Abendmahlzeit zugerichtet und auf die von der Hauswirthin, Frau Euphrosine Beverdick, nochmals ergangene zierliche und schulgerechte Einladung traten die Eheherren ihren respektiven Gemahlinnen, die

jungen Unvermählten dagegen den ihnen mit großgünstiger Erlaubniß der Eltern für heute zugesagten jungen Damen mit möglichstem Anstande gegenüber. Tiefes Verbeugen und tiefes Neigen, dann zogen Alle mit gemessenem feierlichen Schritte nach der mit Silber und duftenden Blumen reich geschmückten Tafel.

Hier abermals Reverenz mit Handkuß, dann rumorten die Stühle, und endlich hatte man sich niedergelassen, einander höflichst: „gesegnete Mahlzeit“ gewünscht und erwartete nun in höchst anständigem Schweigen alle Dinge, die da kommen sollten.

An feinen und geschmackvollen Speisen, bei höchst eleganter Servirung, hatte das Zeitalter der Haarbeutel keineswegs Mangel. Im Gegentheile verstanden sich unsere damaligen Altvordern noch weit besser darauf, des Leibes Nahrung und Nothdurft gebührend zu pflegen und dem im Nacken hängenden reellen Haarbeutel dann und wann, nach des Hauses Gelegenheit, auch einen zweiten ideellen beizufügen. Um so mehr wird man es glaublich finden, daß die ganze Tischgesellschaft allmälig das strenge Ceremoniell beseitigte und den reichlichen Speisen, unter welchen die Tafeln fast sich biegen wollten, tüchtig zusetzte. Die Liebenden erquickten sich zwar mit dem himmlischen Nektar und Ambrosia zärtlicher Blicke; denn zu sprechen von Dem, wovon das Herz übervoll war, ziemte sich doch nicht in so zahlreicher Gesellschaft, weshalb wir auch denselben für jetzt keine weitere Aufmerksamkeit schenken wollen. Die Uebrigen aber und vorzüglich die älteren Herren gaben ihren Beifall über das reichlich Servirte durch herzhaftes Zulangen zu erkennen, und bald hatte der Wein die eherne Etiquettenkette dermaßen gesprengt, daß sie gänzlich ungenirt plauderten, behaupteten und disputirten über Krieg und Frieden, über Europa's Lage, und vorzüglich über des Königs von Preußen hoffnungsreichen Kronprinzen Friederich.

Unter den Gästen, welche diese Gegenstände am meisten mit Einsicht und Scharfsinn besprachen, zeichnete sich vor Allen aus ein würdiger, den Achtzigen nahe stehender Greis, dessen rundes gefälliges Aeußere und dessen kräftiges Organ, so wie lebhafte feurige Blicke mit dem Weiß seiner, auch aus der mächtigen Allongenperücke hervorblickenden Haare stark kontrastirte.

Er hatte den Ehrenplatz inne, und wenn er sprach, lauschte Alles mit devotester Aufmerksamkeit, so wie keiner der aufwartenden Bedienten sich zu nahen wagte, ohne die zierlichsten Kratzfüße zu reißen.

Dieser Mann im schwarzen Kleide und mit der güldenen Kette, woran des Kaisers Bildniß hing, auf der Brust, war aber auch nichts Geringeres, als der in Rechts- und andern dahin bezüglichen Sachen ernannte Stellvertreter des Kaisers, der regierende Stadtschultheiß, Herr Johann Heinrich Werlin.

Ihm zur Seite thronte in Seiden und Juwelenpracht dessen ebenfalls schon stark gealterte Frau Gemahlin, an welche sich der jüngere Sohn dieses Ehepaares, der Herr Rechtslicentiat und Gerichtsprokurator Benedict Werlin anreihte.

(Fortsetzung folgt.)

Großes bürgerliches Zweckessen und Hofaufwartung.

(Aus einem englischen Blatte übertragen von G. M. Bechholl.)

(Fortsetzung.)

Der Lord-Bürgermeister trank dann „auf die auswärtigen Gesandten, die uns bei dieser Veranlassung mit Ihrer Gegenwart beehrt haben, und ich erlaube mir, mit diesem Toaste ganz besonders die Gesundheit Sr. Exc. des französischen Gesandten zu verbinden.“ (Beifall.)

Der französische Gesandte erhob sich unter lebhaftem Beifall und sprach: „Wenn ich meine Blicke um mich werfe und Englands Bürger durch ihre Obergemeindevorstände in dieser Versammlung, die ich in Wahrheit das Haus der Gemeinen der englischen Industrie nennen könnte (allgemeiner Beifall), vertreten sehe, so vertraue ich, daß dieß nur ein Vorbild von der baldigen Zukunft seyn wird, wo die Nationen der Welt unter dem von Großbritannien erhobenen Banner zusammengeströmt, durch die Erzeugnisse, vermöge welcher jede sich am meisten auszeichnet, hier vertreten seyn werden.

„Ein ausgedehnter Irrgang, aber nicht ohne Plan,“

wie einer Ihrer eigenen Dichter sagt, und ich kann hinzufügen: ein uns mit seinen verbotenen Früchten in Versuchung bringender Garten; denn Sie wissen Alle, daß die goldenen Früchte der Industrie durch die Klauen eines immer wachsamen und schlaflosen Drachen geschützt werden. Sie haben, meine Herren, zufolge einer erhabenen Anspornung, dem Wettstreit der Welt Ihre Thore weit geöffnet. Ich nannte diesen, bei einer andern Gelegenheit, einen friedlichen Kampf, aber ich möchte ihn lieber mit einer Schule vergleichen, wo Jeder etwas zu lernen hat, (lauter Beifall) und obwohl ich glaube, daß Alle bei der Erfahrung gewinnen werden, so wage ich doch zu sagen, daß der Vortheil für Ihre Fabriken nicht der kleinste dabei seyn wird; denn das Verdienst derselben — wie es ganz wahr bemerkt worden ist — besteht in der Billigkeit ihrer Preise, der Zusammensetzung ihrer Stoffe und der kernigen Eigenschaft ihrer Erzeugnisse, nicht in einer schönen, scheinbaren Oberfläche, sondern, wie die Frau des Pfarrvikars von Wackefield zu sagen pflegte, in solchen Eigenschaften, welche gut tragen. (Heiterkeit.) Diese Eigenschaften sind die Folge einer verborgenen Geschicklichkeit, deren Geheimniß kein noch so scharfer Blick durchdringen kann, während sich das Geheimniß der äußeren Schönheit und der vorzüglicheren Zeichnung, worin sich Andere auszeichnen dürften, beim ersten Anblick verrathen kann. Aber in der Schule oder auf dem Schlachtfelde, die Engländer werden gewiß ihren Boden vertheidigen.“

Der Lord-Bürgermeister trank dann auf die Gesundheit von Lord John Russell und Ihrer Majestät Minister.

Lord J. Russell (laut begrüßt) sagte: „Ich bin sicher, daß dieses Unternehmen, wie alle anderen guten Unternehmungen, außer den unmittelbaren Folgen noch, vielleicht gleichwichtige, Nebenwirkungen haben wird. (Beifall.) Denn durch die Ausstellung der Gewerbe-Erzeugnisse aller Nationen werden Sie der Welt einen Gegenstand von solchem Interesse und solcher Neugierde bieten, daß sich die in Wissenschaft und Kunst auf jeder Stufe des Lebens und in jedem Geschäftszweige merkwürdigsten Männer hieher zu schaaren beeilen werden, um den Vortheil des Anblicks dieser großen Sammlung und das Vergnügen der Erinnerung an ihre Gegenwart bei dieser nationalen Ausstellung zu haben. Ich bin sicher, daß wir hier nicht eine solche Versammlung von ausgezeichneten, selten sich begegnenden Männern, welchen nun Gelegenheit geboten wird, uns von Zeit zu Zeit, jeder Amtsthätigkeit entkleidet, zu besuchen, — hier haben werden, ohne gegen England und gegeneinander von freundlicheren Gefühlen beseelt zu werden; und so wird nebenbei, aber höchst wirksam, jene Brüderlichkeit der Nationen gefördert werden, welche herbeizuführen Sr. königl. Hoheit höchst lobenswerther Ehrgeiz ist. Ich bin daher sicher, daß Sie von dieser hochherzigen, von allen Menschen übereinstimmend als das große Jubiläum der Industrie und des Friedens gefeierten Veranstaltung die vortheilhaftesten Wirkungen des guten Willens und der Freundschaft ernten werden.“ (Anhaltender Beifall.)

Der nächste Toast war — Lord Stanley und die königlichen Beauftragten für die große Ausstellung aller Nationen im Jahre 1851. Lord Stanley, mit welchem sich zugleich Hr. Cobden und die anderen königlichen Beauftragten erhoben, wurde beifällig

begrüßt. Seine Lordschaft sagte: „Mein Lord-Bürgermeister und meine Herren! Ich habe kaum zu sagen nöthig, daß ich es für eine sehr ausgezeichnete, aber ganz unverdiente Ehre achte, meinen Namen, wie es diesen Abend geschehen, mit jener großen und wichtigen Ausstellung verbunden zu sehen, deren Vorbereitung die Veranlassung zu dieser großen Zusammenkunft ist. Ich weiß, daß es viele von meinen Mitbeauftragten gibt, welchen die Aufgabe der Dankerwiederung geeigneter anvertraut werden mochte, und ich weiß nicht, aus welchem Grunde mein bescheidener Name unter ihnen ausgewählt worden ist, wenn nicht zu dem Zweck, um praktisch zu zeigen, daß Männer von den verschiedensten politischen Grundsätzen, (Beifall) Männer von den entgegengesetztesten Ansichten (hört! hört!) können und wollen herzlich und übereinstimmend mitwirken für Gegenstände, welche Alle gleich sehr als das öffentliche Wohl befördernd anerkennen. (Beifall.) Die Hegung solcher Gefühle und eine solche Handlungsweise kann um so mehr von uns erwartet werden, als wir Se. königl. Hoheit zum Vorsitzenden haben, welcher von dem Augenblicke seiner Erscheinung in diesem Lande bis zu dieser Stunde unter seinen vielen Ansprüchen auf die Dankbarkeit und Ergebenheit des Landes keinen höhern oder würdigeren hatte, als diesen: daß er sich in seiner hohen Stellung immer der Einmischung in die politischen Streitfragen des Tages enthalten hat. (Großer Beifall.) Zu gleicher Zeit stellte er sich unverzagt voran, wie es seiner hohen Stellung, seinem ausgezeichneten Charakter und seinen hervorragenden Eigenschaften zukommt, wenn immer Zwecke zum Nutzen, zum Vortheil und zur Verbesserung seines zweiten Vaterlandes zu erzielen waren. (Beifall.) Ich fühle in meiner Dankerwiederung im Namen jener Commission, daß ich, sollte ich auf die Endzwecke, — die hohen, und ich glaube sagen zu dürfen, die heiligen Endzwecke, für welche sie niedergesetzt worden ist, eingehen, nur die Wirkung schwächen würde, die die wahre, klare und eindringliche Auseinandersetzung unseres königlichen Präsidenten auf Ihren Geist gemacht hat. Ich weiß, daß es Einige gibt, welche mit neidischem Blick auf die wahrscheinliche Mitbewerbung von Ausländern sehen, und welche fürchten, daß britische Fabrikmeister und Geschäftsleute durch solche Dazwischenkunft leiden werden. Ich hege nicht diese Furcht. (Beifall.) Denn ich muß Se. Exc. den Herrn französischen Gesandten, der eben gesprochen hat, daran erinnern, daß, wenn wir auch unsere Thore weit öffnen, so wird doch bei der nahenden Veranlassung jener wachsame Drache, der Schatzkanzler, den Schrecken seiner Klauen (Heiterkeit) nicht eingezogen halten, da, wenn auch Erzeugnisse zur Mitbewerbung zugelassen werden, ihre Zulassung zum allgemeinen Verbrauche doch nur dann geschehen wird, wenn sie den strengen Anforderungen des lauernden Drachen Genüge geleistet haben. Ich weiß, daß in dieser Beziehung Befürchtungen unterhalten worden sind und es hat mich allerdings überrascht, vor wenigen Stunden an einem Orte Ausdrücke vernommen zu haben, auf welche ich nur in so weit eingehen will, daß es mein edler und gelehrter, aber etwas wankelhafter Freund *) war, der den Bürgern Londons ironisch wegen der Sache gratulirte. Ich sehe auf diese in einem ganz andern Lichte. Es gibt ohne Zweifel Industriezweige, in welchen ausländische Mitbewerber uns übertreffen, z. B. das Feld des Geschmacks in Zeichnung, das der Anmuth und der Eleganz der Verzierung, aber hinsichtlich Dessen, was die Vereinigung des praktischen Gebrauchs mit der feinen Eleganz und die hierzu nöthigen Mittel anbelangt, so glaube ich, daß wir von dem Wettstreite mit keiner Nation der Erde zurückzuweichen brauchen. Ja, wo wir von Andern übertroffen werden, wage ich zu sagen, daß der englische Künstler, wenn er die Muster ihrer Auszeichnungen vor sich hat, bald diese begriffen, nachgeahmt und sogar übertroffen haben wird.

„Ehe ich mich niedersetze, mag es mir erlaubt seyn, ein Wort zu jenen Vertretern der Landes-Industrie zu sagen, welche sich durch die Gastfreundschaft des Lord-Bürgermeisters um diesen Tisch vereinigt finden und eine Versammlung bilden, wie England keine zuvor gesehen hat. (Beifall.) Es war ein würdiger und edler Gedanke, würdig des Obervorstandes der Handels-Hauptstadt der Welt." (Enthusiastischer Beifall.)

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wer sind die Revolutionäre?) Nun sollen gar auch die Männer von Gotha Revolutionäre seyn, weil sie wieder einen Kaiser an der Spitze Deutschlands wollen. Man muß wohl daran erinnern, daß, wenn irgend ein Bestreben legitim ist, es eben dieses Streben nach einer einheitlichen Spitze seyn muß; denn Deutschland hatte seit einem Jahrtausend diese einheitliche Spitze, diesen Kaiser, dem die Fürsten gehorchen mußten oder wenigstens sollten, wenn sie auch nicht gerne wollten, wenn sie es auch endlich dahin brachten, daß der verlassene Kaiser ein bloßer Schattenkaiser und die deutsche Nation dem Ausland dienstbar wurde. — Woher stammen denn die heutigen Souveränetäten? Wir brauchen unser Gedächtniß nicht sehr weit hinauf anzustrengen; sie sind neu, sehr neu, schreiben sich her von einem sehr illegitimen Ursprung, von einem Sohne der Revolution, von einem französischen General. Ja, ein französischer General hat unsere deutschen souveränen Kronen geschaffen, weil er ein zerstücktes Deutschland mit leichter Mühe in seine Tasche schieben konnte. — Man will wohl dem deutschen Volke zumuthen, daß es seine große Vergangenheit und seine tiefe Demüthigung in den letzten Jahrhunderten vergesse; daß es sich auf die Frage: woher diese fortwährende Abhängigkeit und Demüthigung vor dem Ausland? nicht die klare und wahre Antwort gebe: von den dynastischen Sonderbestrebungen seiner vielen Fürsten, die das mächtige Volk aus einander zerrten und es in eben so viele kleine Reiche zerklüfteten, die gegen die colossalen angränzenden Länder Frankreich und Rußland nicht aufkommen können und sich daher fortwährend links und rechts bücken und demüthigen lassen.

(München, 29. Juni.) Unter den eben hier weilenden Fremden müssen wir eines Spaniers erwähnen, nicht als ob Reisende seiner Nation bei uns so überaus seltene Gäste wären, sondern weil der Zweck, der Hrn. Dr. (der Rechte) Don Juan Prat nach Deutschland geführt hat, nicht eben unter die gewöhnlichen gehört. Er hat sich nämlich in Barcelona, seinem Wohnorte, mit einigen dortigen gelehrten Freunden zur periodischen Herausgabe einer Sammlung vereinigt, die unter dem Titel Germania in wohl überlegter Reihenfolge die bewährtesten Schriftsteller Deutschlands, im Fache der schönen sowohl als der ernstwissenschaftlichen Literatur, unmittelbar aus ihrem Original in's Spanische übertragen enthalten soll.

Bekanntlich sind in England 25 große öffentliche Bad- und Waschanstalten errichtet worden. In London bestehen deren zehn. Nach dem gesetzlichen Tarif wird jedes Bad mit 1 Ngr. bezahlt. Der Zudrang der Badenden hat alle Erwartungen übertroffen. Eine einzige dieser Anstalten hat das letzte Jahr 200,000 Besucher gehabt. Die gute Wirkung dieser neuen Maßregel ist wunderbar gewesen, und alle englischen Aerzte erkennen einstimmig an, daß die öffentliche Gesundheit sich um vieles gebessert hat. Der Erfolg dieser Anstalten zu niedrigem Preise hat um

*) Lord Brougham, welcher in der auf diese Versammlung folgenden Sitzung des Oberhauses diese Anspielung einer lebhaften und geistreichen Erörterung unterzog. Bemerk. d. Uebers.

so größeren Nutzen für die Städte, die sie gegründet haben, gehabt, da man von dem Gewinn, den sie gegeben, die Musterwaschanstalten unterhalten hat, die immer mit ihnen verbunden sind. In diesen Waschanstalten kann jede Arbeiterin für 1½ oder 2 Ngr. das Leinenzeug einer Familie für die ganze Woche in 2 Stunden waschen und trocknen. — Die verschiedenen Waschoperationen werden vermittelst Dampf und verschiedenen mechanischen Maschinen vorgenommen; man trocknet die Wäsche in durch Dampf und heißes Wasser geheizten Oefen. — In Frankreich will man dem Beispiele folgen. —

Korrespondenz.

Berlin, 26. Juni.

Die Fürsorge der Regierung in Betreff der Beschickung der Londoner Industrie-Ausstellung ist bisher auf Ermittelung der Gegenstände, mit welchen dieselbe beschickt werden soll, und auf die Feststellung des Raumes, den dieselben einnehmen werden, gerichtet gewesen. Es wird nunmehr nothwendig seyn, eine Auswahl unter den gleichartigen Gewerbserzeugnissen in der Art zu treffen, daß dieselben eine vollständige Repräsentation des betreffenden Industriezweiges ausmachen. In Sachsen ist dieser Grundsatz als maßgebend angenommen und man sieht dort weniger auf eine Repräsentation der Firmen, als auf die der einzelnen Industrie, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Sachsen vorzugsweis durch den Umstand begünstigt ist, daß seine Industrieen lokaler Natur sind, wie die Rochlitzer, Meeraner, Chemnitzer u. s. w. Waarenfabriken. Wenn es gelingt, die Engländer durch jene Ausstellung zu überzeugen, daß die deutsche Industrie der englischen ebenbürtig ist, so wäre auch auf ein anderes Handelssystem gegen Deutschland zu rechnen, auf ein System, was mehr auf den Austausch der Fabrikate und Produkte, als auf eine Exploitation Deutschlands gerichtet seyn würde.

Leipzig, 26. Juni.

Am gestrigen Tage hatte unsere sonst so nüchterne, prosaische Stadt einen poetischen, festlichen Anstrich. Es war das Johannisfest und an diesem werden nach einer in neuerer Zeit üblich gewordenen schönen Sitte alle Grabhügel auf unseren Friedhöfen mit Blumen und Kränzen von den Angehörigen der Dahingeschiedenen geschmückt. Durch die Gänge der Gottesäcker wogt vom Morgen bis zum Abend die Menge, welche die stille Ruhestätte Derer, die ihnen im Leben theuer waren, mit den duftenden Blüthen des Lenzes bestreut. Wohl bricht manche kaum geschlossene Wunde an diesem Tage wieder auf und die Erinnerung an den gestorbenen Gatten, an die dahingeschiedene Mutter, an das im zarten Alter dahin geraffte Kind feuchtet manches Auge und mischt mit dem Thaue des Blumenschmuckes die Thräne der Trauernden. Auch Gellert's Grab, das am Eingange des Johanniskirchhofes befindlich ist, war bekränzt und die Stadt ehrt auf diese sinnige Weise den Mann, dessen neckische, unschuldige Lieder den anbrechenden Lenz unserer Poesie verkündeten. Vor dem Johanniskirchhofe wogt ein reger Markt, da Hunderte von Blumenverkäuferinnen unablässig Kränze winden und Tausende von Käufern um diese am Johannistage so gesuchte Waare handeln. Ist nun den Todten das Blumenopfer gebracht, dann tritt das Leben wieder in seine Rechte und am Abend herrscht in dem s. g. Johannisthale Frohsinn und Heiterkeit, da an diesem Orte die ärmeren Kinder der Stadt gespeis't und mit Musik und fröhlichem Spiele unterhalten werden. — Auch in manchen Städten Thüringens findet eine Feier des Johannisfestes statt, so in Jena, wo die Knaben am Abende des Johannistages auf den die Stadt begränzenden Thalabhängen Feuer anzünden aus dem Holze, welches sie bei ihren Umzügen durch die Straßen zusammengebracht haben.

Köln, 30 Juni.

Vor länger als einem Monate berichtete ich Ihnen, der Gemeinderath sey gesonnen, für Hrn. Stollwerk beim Ministerium in die Schranken zu treten, daß Jenem die Concession für sein Vaudeville-Theater nicht entzogen werde. Damals nahm sich der Rath der Sache so warm an, als gelte es, einen Märtyrer in den Kalender zu bringen; man hoffte deßhalb allenthalben eine glänzende Befürwortung. Doch man sollte sich betrogen haben; denn nachdem die Eingabe mehrere Wochen geruht, war das Blut der Väter wieder kühler geworden, man schrieb darum ungefähr, daß der Rath nur Gutes über die Anstalt vernommen und daß er das Fortbestehen derselben wünsche, wenn nicht höhere Rücksichten der Concession entgegenständen. Es wäre vielleicht weit vortheilhafter gewesen, wenn man die schönen Zeugnisse von der Theaterpolizei, von Rod. Benedix, von E. Weiden, von O. Sternau und die Petition vieler Bürger eingesandt hätte. Trotzdem sieht man dem Bescheid von oben mit Zuversicht entgegen, da der Sympathien für dieses Theater zu viele wach geworden sind und in der Oeffentlichkeit auch nicht ein Grund namhaft wird, der die Concessions-Entziehung zu rechtfertigen im Stande wäre.

Heidelberg, 2. Juli.

Gestern Nacht gegen 12 Uhr wurden die hiesigen Einwohner durch Feuerruf aus der Ruhe aufgeschreckt. Man bemerkte plötzlich an der westlichen Seite der Stadt eine hoch aufschlagende Feuersäule. Das Feuer war in einer nahe vor der Stadt gelegenen Holz-Schneidemühle ausgebrochen und hatte bei der großen Menge von Brennmaterials, welches sich vorfand, so schnell um sich gegriffen, daß es, trotz der nahen Lage an dem Neckar, nicht gelang, das Feuer zu löschen. Die schnell herbeigeeilte hiesige Feuermannschaft, welche von vielen andern Bewohnern Heidelbergs und den Studenten, sowie auch besonders von den hier liegenden preußischen Truppen auf das Kräftigste unterstützt wurde, mußte sich darauf beschränken, die nahe liegenden Häuser und Zimmerplätze zu schützen, damit auch nicht sie ergriffen wurden. Das Feuer dauerte mehrere Stunden und gewährte einen furchtbar schönen Anblick. Die Bemühungen, das Feuer von den andern Häusern abzuhalten, gelangen, da glücklicherweise auch nicht der geringste Wind ging. So brannte nur dieses eine Haus, aber vollständig, ab. Ein Menschenleben hat man dabei nicht zu beklagen. Der Hauseigenthümer (Arnold) hatte noch Zeit, sich mit seiner Familie zu retten, aber von den Miethsleuten, welche in dem zweiten Stocke wohnten und durch die Fenster ihre Rettung suchen mußten, brach eine alte Frau durch das Herabspringen den Fuß. Zum Glücke waren unter den Helfenden auch Aerzte, welche der Verunglückten gleich die nöthige Hülfe verschaffen konnten.

Für den zum Besten armer Kinder von den Unterzeichneten herauszugebenden „Frankfurter Musen-Almanach" sind bis jetzt Beiträge eingegangen von N. Adler, Lorenz Diefenbach, Adolph Doerr, H. Ehrt, E. Gollmick, Theobald Kerner, Wilh Küchler, G. Listmann, Hermann Marggraff, Heribert Rau, K. Sauer, August Schaetzler, Bachmann Korbett, Hermann Kothe, German Mäurer.

Wir ersuchen nun diejenigen der eingeladenen Herren, welche mit ihren Einsendungen für diese (übrigens unter allen Umständen erscheinende) Gedichtesammlung noch rückständig sind, dieselben längstens bis zum 20. Juli dem Buchdrucker Hrn Theodor Wentz (Alte Mainzergasse Nro. 3) übermachen zu wollen, damit der Druck alsbald beginnen könne.

Auch von nicht besonders eingeladenen deutschen Dichtern werden geeignete Beiträge uns sehr willkommen seyn.

Frankfurt a. M., 3 Juli 1850.

J. Bachmann-Korbett. Hermann Kothe.
German Mäurer.

Main-Wasserwärme Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Juli. (Zum ersten Male): Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Aufzug von Gubitz. Hierauf: Vaterjorgen, Posse in 3 Akten von A. v. P.

Freitag, 5. Juli. Erste Gastdarstellung des Admirals Tom Pouce (Alter 18 Jahr, Größe 26½ Zoll) in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Port St. Martin zu Paris. 1) Tom Pouce in Californien, Pantomime in 1 Akt. 2) Die beiden Genien, Pantomime mit Gesang in 1 Akt. Dazu (neu einstudirt): Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt, und: Die Zerstreuten, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 4. Juli. Der bengalische Tiger, oder: Ein weiblicher Othello. Hierauf: Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 4 Akten, Musik von A. Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 159. Freitag, den 5. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Dem Stadtschultheißen und seiner Familie gegenüber saß ein Mann von etwa vierzig Jahren, der rechtskundige Herr Senator Esaias Philipp Schneider, an dessen Linke unser dicker Herr Rath Zorn sich niedergelassen hatte, wonächst denn der gastgebende Herr Rittmeister Beverdick nebst Familie, und was dazu dereinst gehören sollte, folgten.

Der lebhafte schwarzäugige Herr Senator und der junge Herr Gerichtsprokurator opponirten dem Herrn Stadtschultheißen, der die Vertheidigung des Königes von Preußen Friedrich Wilhelm des Ersten in seiner Verfahrungsweise gegen den Kronprinzen Friedrich übernommen hatte.

Der alte Herr hatte siegreich gefochten, und manche gegen ihn gerichtete Batterie von Sophistik und gewandter Dialektik zum Schweigen gebracht. Lächelnd schaute er jetzt auf seinen Opponenten und äußerte in mildem belehrenden Tone:

„Als ich im Jahre 1686 zu Jena studirte, hatte ich die nämlichen Meinungen, wie jetzt unsere jungen Herren. Die goldene Erfahrung hat indessen meine Ansichten geläutert, und seyd überzeugt, daß es dem Kronprinzen Friedrich eben so ergehen wird. Ist er einmal an's Ruder gelangt, und steht er auf dem richtigen Standpunkt, von wo der große Mechanismus der Regierung sich ganz übersehen läßt, so wird er sicherlich die gleichen Maßregeln der Strenge ergreifen, die er jetzt an seinem Allerdurchlauchtigsten Herrn Vater so verwerflich findet.“

„Der Herr Stadtschultheiß hat vollkommen Recht!“ platzte jetzt der Herr Zorn hinein, und schlug dabei auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde. „Aus meinem Obstgarten in der Nähe des Luginslandes bei Worms, Sie wissen ja, wo man nach der Luthereiche sieht, wurden mir jedes Jahr die Zwetschen gestohlen. Liebevolle Ermahnungen des alten Schulmeisters halfen nichts. Da ließ ich einmal aufpassen und die Naschmäuler tüchtig durchprügeln, und da sagte unser Herr Syndicus: probatum est. Seit dieser Zeit bleiben meine Zwetschen hängen.“

Die ganze Gesellschaft brach in Gelächter aus, und verdrießlich wendete sich der Herr Rittmeister zur Seite, seiner Ehehälfte etwas zuflüsternd.

Der junge Gerichtsprokurator bemerkte dieß und suchte der Sache eine andere Wendung zu geben.

„Sie erwähnen dieses Vorfalles nur, da sothane Landesprodukte einen sehr nutzbaren Handelszweig für Sie abwerfen?“

„Gedörrte oder „dörre Zwetschen,“ wie man zu sagen pflegt, erhalte ich alle von unserm Herrn Rittmeister, der sie von Bamberg bezieht. Nicht wahr, Herr Gastgeber?“

Beverdick trieb diesen Landesproduktenhandel nicht so öffentlich und nur so nebenbei. Das Erwähnen desselben in gegenwärtiger vornehmer Gesellschaft war ihm daher unangenehm.

„Freilich, freilich,“ erwiederte er deßhalb kurz. „Aber sagen Sie einmal —“ setzte er rasch ablenkend dazu.

„Nein, nein,“ entgegnete der Herr Rath, diktatorisch mit der Hand wehrend, „jetzt lassen Sie mich noch reden. Weil wir denn doch einmal bei den Zwetschen sind, so muß ich Sie fragen, ob Sie mir noch ein Faß von den großen, blauen, saftigen können zukommen lassen?“

Der Rittmeister saß wie auf heißen Kohlen.

„Ja doch,“ versetzte er mit möglichst freundlicher Fassung, „das einzige Faß, welches ich an Zahlung anzunehmen gezwungen war — der ganze Handel ist sonst meine Sache nicht — sollen Sie haben.“

„Es ist also mein?“

„Ganz Ihnen!“

„Meine hochzuverehrenden Herren, Sie sind Alle Zeugen!“

„Wir sind Alle Zeugen!“ lachte die ganze Gesellschaft, und Beverdick wurde vor Verlegenheit bald roth, bald blaß, und verwünschte im Herzen den ganzen Zwetschenhandel.

Schultheiß Merlin bemerkte die peinliche Lage des Gastgebers und richtete schnell das Wort an Rath Zorn.

„Ich muß um Excuse bitten, wenn ich irren sollte. Aber ich sollte meinen, Sie schon oft bei unserm Schöffenrathe gesehen zu haben?“

„Versteht sich, Hochzuverehrender Herr Stadtschultheiß,“ erwiederte der Gefragte, und warf sich mit möglichstem Anstande in die Brust, „und zwar in rothem Mantel und in Rang und Würden!“

„Ganz recht,“ war des Schultheißen Antwort, „Sie sind ja der von Worms delegirte Gesandte zum alljährigen hiesigen Pfeifergerichte.“

„Schon seit 1734, und habe dem Herrn Stadtschultheißen schon manchen Becher voll weißen Pfeffers mit Reiterhandschuhen, Stäbchen und Räderalbus und manchen schönen Kastorhut überreicht.

„Wie Eure Schuldigkeit gewesen,“ versetzte der Schultheiß mit plötzlich angenommener Würde, „und ich denke, Ihr Herrn von Worms habt die Zollfreiheiten, so Ihr dafür in unserer Stadt genießt, mit diesen Kleinigkeiten nicht zu theuer bezahlt.“

Der Rittmeister, froh, der Zwetschengeschichte überhoben zu seyn und dem Herrn Rath nun auch einmal Eins abgeben zu können, fiel jetzt mit sarkastischem Blicke auf Letzteren ein:

„Und diese Zollfreiheiten machen sich die Herren auch gehörig zu Nutz. Wenn wir eingebürgerte hiesige Kaufleute der Stadt Lasten, Abgaben, Schatzungen und Umgelder bezahlen müssen,

so führen Jene nicht allein ihre Fabrikate, sondern auch Kolonial-, Specerei- und italienische Waaren zollfrei hierher, und benachtheiligen durch ihre Conkurrenz, da sie natürlich Alles wohlfeiler geben können, die hiesigen Verbürgerten."

„Bezahlen wir denn nicht den leisen Zoll?" lachte der Herr Rath.

„Ja freilich ein „leiser Zoll," bemerkte der Schultheiß mit spöttelnder Miene, „weßhalb man auch diesem Zoll einen Unnamen gegeben hat, der — sich nicht gut sagen läßt."

„Was hat es aber nur mit diesem Pfeifergerichte und diesen Zollfreiheiten für eine Bewandniß?" forschte jetzt der Rittmeister, indem er sich mit zierlicher Verbeugung gegen den Schultheißen wandte.

„Der Ursprung dieses Herkommens," entgegnete der Angeredete in belehrendem Tone, „verliert sich im grauen Alterthume. Die Zölle wurden von den Schultheißen im Namen des Kaisers erhoben und eben so erlassen. Feierlichkeiten letzterer Art wurden jedoch gewöhnlich mit Musik verherrlicht, und so kommt es, daß die drei Städte, Alt-Bamberg, Nürnberg und Worms, welchen die Zollfreiheit auf hiesigen Messen, aber nur auf ein Jahr verwilligt ist, jedesmal am Gerichtstage vor Maria Geburt, als da ist der achte September, wo die Zollfreiheit zu Ende läuft, um deren Erneuerung bei dem Schultheißen ansuchen müssen."

„Aber die Geschenke?" forschte Beverdick weiter.

„Wir erhalten keine Geschenke," versetzte der Schultheiß lächelnd und unter Kopfschütteln. „Die Abgesandten der genannten drei Städte, Worms und Bamberg, im Vortritt abwechselnd, dann zuletzt Nürnberg nahen einer im Kaisersaale veranstalteten öffentlichen Gerichtssitzung des Schöffenrathes, und leisten für ihre Zollfreiheiten einen auferlegten Tribut."

„Mit weißem Pfeffer!" lachte Rath Zorn.

„Bei der Ungleichheit und Unsicherheit der Münzen," fuhr der Stadtschultheiß fort, „wie sie leider noch immer in Deutschland statt findet, wurden alle Handelsgeschäfte nach dem Werth des Pfeffers berechnet. So hat man Euch auferlegt, einen hölzernen Becher voll Pfeffer zu bringen. Ueberdieß mußte eine kleine Münze, ein Räderalbus *) darauf liegen, damit zu bezeichnen, daß unter dem Pfeffer Geld verstanden werde."

(Fortsetzung folgt.)

Großes bürgerliches Zweckessen und Hofaufwartung

(Aus einem englischen Blatte übertragen von S. M. Bechhold.)

(Schluß.)

Lord Palmerston trank auf die Gesundheit der Frau Bürgermeisterin; der Lord-Bürgermeister dankte und brachte dann die Gesundheit von Sir R. Peel aus.

Sir R. Peel, mit endlosem, begeistertem Beifall empfangen, sagte: „Mein Lord-Bürgermeister und meine Herren! Ich bin sehr gerührt für die mir durch den Lord-Bürgermeister bezeigte Höflichkeit, indem er meinen Namen mit dem des Unterhauses verflocht und mich so für den eben gegebenen Trinkspruch zu danken verpflichtete. Ich wüßte mir in der That keinen andern Anspruch auf diese Auszeichnung, als vielleicht den, daß ich für eine größere Anzahl Jahre, als irgend ein anderes Mitglied des Parlaments hier zugegen, einen Sitz im Hause der Gemeinen eingenommen habe, meinen edlen Freund zur Rechten, den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, ausgenommen, dem bereits eine angenehmere Pflicht zugetheilt worden ist, die er so rasch und so geistreich vollführte, indem er die Gesundheit der Frau Bürgermeisterin vorschlug. (Heiterkeit.)

„Meine Herren! Ich spreche in Gegenwart von vielen ausgezeichneten Mitgliedern des Unterhauses, von Männern, die zu verschiedenen politischen Systemen gehören und verschiedene Meinungen über viele, die öffentliche Wohlfahrt tief berührende, Fragen hegen, aber ich kann Sie versichern, daß wir, wenn auch in andern Punkten getheilter Ansicht, in dem Wunsche einmüthig sind, das Vertrauen dieser Versammlung zu verdienen und zu besitzen. (Beifall.) Wir sind auch einmüthig in dem Wunsche, den Erfolg der großen Unternehmung, zu deren Beförderung wir heute zusammengekommen sind, zu sehen. Meine Herren! Wir — ich meine nicht nur die Urheber des Planes, sondern auch Alle, die bei dieser Veranlassung zugegen sind, und die sich, wie ich annehme, durch ihre Gegenwart verpflichten, ihr Möglichstes zu dessen Vollführung zu thun, (hört! hört!) — wir, sage ich, Alle einschließend, verlangen vom Hause der Gemeinen nichts als eine allgemeine Versicherung seiner Sympathie und seines guten Willens; (hört!) wir suchen nicht um staatliche Dazwischenkunft nach, daß uns außerordentliche Hülfsquellen geboten werden. Wir verlangen und erwarten keine Abstimmung über Staatsgeld, aber dann, meine Herren, wenn wir auf diese Vortheile verzichten, lassen Sie uns wohl die Verantwortlichkeit, die wir übernehmen, bedenken. Wir sind im Begriffe, im Angesichte der Welt eine Verbindlichkeit einzugehen, welche die Ehre und den Charakter dieses großen Landes aufs Spiel setzt, — eine Verbindlichkeit, welche durch die individuelle Energie der Engländer Das herbeiführen soll, was in andern Ländern nur durch die Sanction der Regierungen und den Beistand von Staatsmitteln erzielt worden ist. (Hört! hört!) Meine Herren, ich fürchte nicht das Mißlingen. (Lebhafter Beifall.) Ich habe das Vertrauen unseres Erfolges. Trotz der Scheingründe der Einen und der interessirten Furcht der Andern, daß nämlich ihre Geheimnisse bekannt werden möchten, bin ich doch vollkommen sicher, daß, nachdem wir im Angesichte der Welt eine solche Verbindlichkeit eingegangen haben, der Geist der Engländer der Art ist, daß dieses große Unternehmen ruhmvoll ausgeführt werden wird. (Stürmischer Beifall.)

„Meine Herren! Der Aussetzungen, die gemacht, und der Befürchtungen, die gehegt werden können, ungeachtet, ist es ein edles Unternehmen; es ist ein edles Unternehmen, auf einen Mittelpunkt zusammenzubringen und dem Anblicke der Welt auszustellen die natürlichen Erzeugnisse, welche ein allweiser und wohlthätiger Schöpfer zu dem Zwecke durch verschiedene Klimate und verschiedene Regionen vertheilt hat, um unsern Erfindungsgeist und unsere geistigen Kräfte anzuspornen und uns auf diese Weise zu vermögen, für das physische Wohl, die geistige Veredlung und die gesellschaftliche Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu sorgen. (Beifall.) Es ist eine edle Aufgabe, durch die Erfahrung nachzuweisen, zu welcher Ausdehnung das eigenthümliche Fortschreiten und die besonderen Leistungen der verschiedenen Nationen den Endzwecken des Schöpfers entsprochen haben, und die natürlichen Vortheile, die jedes Land innerhalb seiner eigenen Gränzen besitzen mag, der Art verwendet worden sind, daß der Handelsverkehr der Menschen Bedürfnisse befriedigen und ihre Bildung vermehren könne. (Beifall.) In andern Ländern und Himmelsstrichen sind für das Volk großartige Schauspiele aufgeführt worden. Es stehen noch die fast unversehrten Ruinen von alten Gebäuden, in welchen zur Belustigung des Volkes Ausstellungen und kostbare Vorstellungen waren, als an einem römischen Feiertage Hecatomben von wilden getödteten Thieren und blutige Kämpfe von Menschen gegen Menschen stattfanden. Wir schlagen ein ganz verschiedenes Schauspiel zum Vergnügen

*) Dreißig machen einen Gulden im 20 fl. Fuß. Mainz, Hessen, Nassau und Frankfurt prägten diese Münze gemeinschaftlich mit den vier Wappen in einem Schilde. Von dem oben befindlichen Mainzer Wappen, dem Rade, erhielt die Münze ihren Namen. Lersners Chronik, Thl. I. S. 464 die Kupfertafel V. 8.

des Volkes vor. Wir schlagen vor, die Völker durch die Ausstellung der wundervollen Darbietungen der Natur zum Glücke der Menschen Dankbarkeit gegen den allmächtigen Schöpfer zu lehren, — die Bande der allgemeinen Freundschaft und des freundlichen Austausches durch würdigen Wetteifer in Erfindung und Geschicklichkeit enger zu ziehen. (Lebhafter Beifall.)

„Wir Engländer sehen diesem Wettstreite nicht mit einer etwaigen anmaßlichen Zuversicht auf unsere Ueberlegenheit entgegen, — wir wünschen die Kenntnisse, die wir besitzen, mitzutheilen und dafür die Kenntnisse Anderer einzutauschen, um durch die gegenseitige Mittheilung von Kenntnissen unsere gegenseitigen Verhältnisse zu heben und unsere gegenseitigen Mittel zur Vergrößerung des Wohles und der Glückseligkeit unserer Mitmenschen zu vermehren. (Endloser Beifall.) Meine Herren, erlauben Sie mir, gleich meinem edlen Freunde, ein Wort zu Jenen zu sagen, die unter diesem gastfreundlichen Dache zusammengekommen sind und die Gemeindekörperschaften dieses großen Reiches vertreten, das Vertrauen ihrer Mitbürger und ihre Aemter in der nämlichen Weise besitzend, wie wir, die Mitglieder des Hauses der Gemeinen, unsere Stellung einnehmen, nämlich durch die freie Stimme des Volkes. Sie werden sich nicht, ich bin davon fest überzeugt, mit Ihrer einfachen Verfügung hieher diesen Abend begnügen. (Hört! hört!) Erlauben Sie mir, Sie zu benachrichtigen, daß Sie morgen früh Gelegenheit haben werden, sich mit dem Central Comitee im Westminster-Palaste zu besprechen, und daß die Ausschußmitglieder Ihnen gern jeden erwünschten Aufschluß geben werden. Meine Herren, ich hoffe, daß Sie, im Besitze der Ihnen bereitwillig gewordenen Mittheilung, nach Ihrer Rückkehr in Ihre Bezirke Ihrer, durch Ihre Gegenwart hieselbst, heute eingegangenen Verbindlichkeit eingedenk seyn und den festen Entschluß fassen werden, daß dieses hochherzige Unternehmen, — das die Gunst und die guten Wünsche Eurer edelmüthigen Königin für sich hat, — das jenem, durch seine persönlichen Auszeichnungen nicht minder als durch seinen Rang und seine Stellung hervorstehenden Fürsten (allgemeiner Beifall) sein Entstehen verdankt und nun durch ihn geleitet und begünstigt wird, — daß dieses edle Unternehmen, dem nun der Charakter und die Ehre von England anvertraut ist, nicht unausgeführt bleibe, (Beifall) sondern daß es siegend über jedes Hinderniß hinweggetragen werde durch die Willenskraft des britischen Volkes." (Stürmischer Beifall.)

Nachdem noch verschiedene andere Toaste, worunter auch einer auf die Handwerksleute von Großbritannien, ausgebracht und mit entsprechenden Reden begleitet worden waren, trennte sich die Gesellschaft.

Ein Schauermoment.

Ein Kaufmann zu S. feierte den Hochzeitstag seiner Tochter. Schön geputzte Mädchen umkreis'ten die Braut, und freudig blickte der Vater auf die bunten und fröhlichen Gruppen. Als er darauf, um noch einige Anstalten zu treffen, durch einen langen Gang dahinschritt, begegnete ihm eine Magd mit einem brennenden Lichte ohne Leuchter in der Hand. Er machte derselben Vorwürfe über eine solche Unsauberheit und begab sich in die Küche, um rücksichtlich des Abendessens mit seiner Gattin noch einige Verabredungen zu treffen. Die Magd kehrte einen Augenblick darauf aus dem Keller zurück mit mehreren Weinflaschen im Arme, jedoch ohne Licht. Dem Kaufmann fiel es plötzlich ein, daß an demselben Tage einige Pulverfässer in den Keller geschafft worden und daß ein Hausdiener eines geöffnet hatte, um für einen Kunden eine Probe herauszunehmen. „Wo ist das Licht?" fragte er schnell. „Ich hatte die Hände voll Flaschen und konnte es nicht herausbringen," antwortete die Magd. „Wo hast Du es gelassen?" „Ich habe es in ein Faß gesteckt, das mit schwarzem Sand gefüllt war." Der Kaufmann stürzt hinab in den Keller, der Gang war lang und finster. Seine Knie schlotterten, sein Athem stockte, alle Glieder zitterten; es war ihm, als habe ihn und die Seinigen der Tod bereits erfaßt. Am äußersten Ende des Ganges, am offenstehenden Keller, gerade unter dem Gemach, in welchem das Brautpaar und die Hochzeitgäste sich befanden, erblickte er das verhängnißvolle, fast bis zum Rand gefüllte Pulverfaß, in dem das brennende Talglicht steckte, in dessen röthlicher Flamme ein röthlicher, langer, abgebrannter Docht sichtbar war. Dieser Anblick machte ihn fast erstarren, und das frohe Gelächter der Gesellschaft oben ließ sein Blut gefrieren. Einige Momente stand er regungslos da, starrte hin auf das Licht, war aber außer Stand weiter zu schreiten. Schon glaubte der Unglückliche zu schauen, daß das Licht sich bewege, daß es falle — von Verzweiflung erfaßt, stürzt er hinzu. Wie aber sollte er das Licht herausheben? Die leiseste Berührung konnte den abgebrannten Docht in das Pulver fallen machen. Mit einer seltenen Geistesgegenwart umschloß er das Licht mit beiden Händen, preßte die Flamme und den Docht zwischen seinen Fingern fest zusammen und hob auf diese Weise dasselbe glücklich aus dem Fasse; seine Hand war verbrannt, er achtete nicht darauf — die Seelenangst war zu groß gewesen, — am Ende des Ganges sank er ohnmächtig zusammen.

Mannichfaltigkeiten.

In dem freundlichen Städtchen Rodach, in der Mitte zwischen Hildburghausen und Coburg, von dem Dichter Rückert, der früher dort gern und of. in gastlichem Hause verweilte, besungen und gerühmt, war's am 30. Juni laut geworden von fröhlichen Sängergästen, die auf allen Wegen zu Wagen und zu Fuß heranzogen. Die Liedertafeln von Suhl, Schleusingen, Eisfeld, Schalkau, Sonneberg, Ummerstadt, Heldburg, Hildburghausen, Römhild und von vielen Ortschaften hatten sich zu einem Gesangfeste, dem ersten nach dem Jahre 1848 vereinigt. In der Kirche wurden unter Leitung des Lehrers Anding am Seminar in Hildburghausen ein Choral, eine Motette von Klein und eine Hymne von Werner in sehr gelungener Weise zur Aufführung gebracht. Dann ging's in langem, buntem Zuge auf eine Wiese, wo unter improvisirten Hallen und Zelten sich das fröhliche Treiben entfaltete. Die Politik und was sonst daheim die Menschen drückt und trennt, war daheim gelassen worden, und Lieder waren aufgewacht, die der frische, regenverjagende Wind rasch vom Munde in die Lüfte trug. Die Sänger und Sängerfreunde schienen mit dem Tausch sehr zufrieden zu seyn, und selten war ein verschlossener Mund und ein Gesicht zu sehen, das nur still drein schaute und sich und Andere noch nicht in heiterm harmlosen Verkehr wiedergefunden hatte.

Der liebe Gott hat in Potsdam einen Collegen bekommen: der König hat den verdienten Elementar- und Schwimmlehrer Steinhausen zum Hofschullehrer ernannt. Der König hat's übrigens gut gemeint, und hat dem Lehrer dadurch die Rechte resp. Pension eines königlichen Hofstaatsdieners zuwenden wollen.

(Vom Thüringerwald.) Unsere Kartoffelpflanzen stehen so üppig, wie seit vielen Jahren nicht. An Klee gibt es einen solchen Ueberfluß, daß das Wiesenfutter ohne allen Werth ist.

Korrespondenz.

Berlin, 2. Juli.

Für die Theaterwelt ist im Laufe dieser Woche ein nicht uninteressanter Vorfall zu erwarten. Der bekannte Komiker Fritz Beckmann wird hier eintreffen, um auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu gastiren. Die Direktion der Königstädtischen Bühne beabsichtigt nun sofort alle Forderungen an Hrn. Beckmann mit größter Energie geltend zu machen. Nach unseren Gesetzen würde die Königstädtische Direktion Hrn. Beckmann sofort in Haft bringen lassen können, da Beckmann ein Ausländer ist. — Die „Geschichte des Erfurter Parlaments und des Fürstencongresses" von den Herren v. Rochau und Delsnee-Monmerqué findet hier viele Leser. In der That liest sich die Schrift auch hübsch, obschon sie nicht den Anspruch machen sollte, für eine Geschichte jener großen und wichtigen Versammlungen gehalten zu werden. Zu einer Geschichte fehlt ihr vor Allem die Objectivität der Auffassung und die Parteilosigkeit im Beurtheilen. Die „Aktenstücke" über die Journalistenfehde, in welche das Parlament durch seinen Schriftführer von Bismark-Schönhausen gegen den Schluß der Session verwickelt ward, bilden den Anhang. Sie hätten der Schrift als Vorrede vorangeschickt werden sollen, denn in der That erklärt sich erst durch diese Episode, an welcher beide Verfasser wesentlich betheiligt waren, manches vielleicht allzu scharfe und von Motiven persönlicher Gereiztheit nicht immer freie Urtheil.

Usingen, im Juni.

Wir sind mit unserer Freiheit aus dem Regen in die Traufe gekommen, wie dieses Herrn Hampelmann auf der Landpartie nach Königstein begegnete. Was früher erlaubt war, ist jetzt verboten und die sich überstürzende Reaction findet selbst die harmlosen Feldbergfeste gefährlich. Die Geschichte seit 8 Jahren beweis't, daß diese heiteren Versammlungen nie einen politischen Charakter hatten und nie haben konnten, weil alle Stände des Volks daran den lebhaftesten Theil nahmen, weil politische Reden nicht gestattet wurden ꝛc. Diese schönen Feste, an denen unser tannenstiches Volksleben sich emporrankte, sind dem Volke im Norden und Süden so theuer geworden, sie waren so ganz nach seinem Herzen, so ganz deutsch und eigenthümlich, so ganz aus dem Boden des Volksthums emporgewachsen. Wenn das Volk eine Familie ist, so waren diese Feste Familienfeiertage voll Innigkeit, Reinheit und Poesie. Die alten Freunde fanden sich da, Bekanntschaften und neue Freundschaften wurden da geschlossen, die Ringkämpfe männlicher Kraft, die erhabenen Lieder der Sängerbünde, die später hinzu gekommenen Preisschießen, die wehenden Banner, die grünen Zelte, das bunte Gemisch aller Stände, der Studenten und Bauern, der flotten Reifenberger Nagelschmiede und der Handlungsbeflissenen aus Frankfurt und Mainz, der blassen Schullehrer und der blasirten Engländer, Russen und Franzosen aus den umliegenden Bädern, der fetten Pfründner und der Schalksnarren, der Jugend und des Alters, der Bäuerin mit sonnverbranntem Gesicht und der kokettten Städterin, dieß Alles mit seinen tausendfachen Gestaltungen, mit seinen wechselnden Gruppen, mit seinem Scherz und seiner Erhabenheit, mit seinem tiefen Sinn und seiner ernsten Freude und dieses Alles im Angesichte des Gartens von Deutschland, hoch über dem Druck und Qualm der Städte, in reiner Höhe, wie die entfesselte Phantasie eines Dichters; — das waren die schönen Feldbergfeste, würdig wie die olympischen Spiele einen Pindar zu finden, würdig fortzuleben im Gesang, wenn sie untergehen sollen im Leben! Muß denn alles Schöne schnell dahin welken, soll denn das Leichentuch der Freude wieder ausgebreitet werden über das Vaterland? Soll der letzte Sprosse eines ruhmreichen Geschlechts die Annalen seiner Familie mit einer Handlung gegen den Ruhm des Volks beschließen? Diese Feste sind uns so theuer geworden, sie berechtigten uns zu so schönen Hoffnungen, sie rufen in uns so freundliche Erinnerungen zurück, daß wir, d. h. unsere Sänger, unsere Turner, unsere Schützen und das Volk in allen Kreisen dem Vorschlag, der in diesen Blättern gemacht wurde, das dießjährige Feldbergfest, in Erwartung besserer Zeiten, auf dem Altkönig zu feiern, mit Freude unsere Beistimmung geben

Darmstadt, 2. Juli.

Die Theaterferien haben unsern musikalischen Vergnügungen bisher wenig Eintrag gethan, da sowohl einheimische als auswärtige Musiker manchen schönen Sommerabend durch Konzerte im Freien, in den Wirthschaftsgärten in und außer der Stadt, ausgefüllt haben. Erst gestern Abend gab der in dem Conservatorium zu Brüssel unter des berühmten Beriot Leitung gebildete, talentvolle junge Musiker, Friedrich Thomas, in dem Gartensaale des Chausseehauses ein sehr zahlreich besuchtes Konzert, welches nicht nur durch sein ausgezeichnetes Violinspiel, sondern auch durch die Leistungen der übrigen mitwirkenden Musiker und Sänger sich des allgemeinsten Beifalles zu erfreuen hatte. Hr. Breiting trat zwei Mal auf in sehr ansprechenden Gesängen, eben so Fräul. Neukäuflee, welche in ihrer ersten Arie eine Composition des Konzertgebers vortrug. Ueberhaupt kamen mehrere neue Compositionen zur Aufführung, theils von dem Konzertgeber, theils von Andern, namentlich von Hrn. Chordirektor Neukäufler, welcher das in Nro. 278 der Didask. von 1849 erschienene kleine Gedicht: „Abschied vom Walde", für Männerchor sehr effektvoll componirt hatte. Fräul. Betty Herbold, eine vielversprechende junge Sängerin, dürfen wir eben so wenig unerwähnt lassen, als das Vocalquartett: „Steyerisches Lied", von Kuhn, bei welchem die Täuschung vollkommen gewesen wäre, wenn die vier Sänger in steyrischer Landestracht gesungen hätten.

Frankfurt a. M., 3. Juli.

Als eine freundliche Erweiterung des in realwissenschaftlicher Hinsicht noch mangelhaften Unterrichts unserer Stadt begrüßen wir die in der Kürze hier ins Leben tretende „polytechnische Vorschule". Man verspricht sich mit Recht viel von einem solchen Institute, zumal mathematische, physikalische und chemische Kenntnisse als das Mittel einer höheren Ausbildung des Geistes zu betrachten sind. Aus den Real- und polytechnischen Schulen überhaupt wird sich eine neue, eine kräftigere Generation entwickeln, kräftiger an Verstand und Geist, fähiger und empfänglicher für Alles, was wahrhaft groß und fruchtbringend ist. Durch das Studium dieser Wissenschaften gelangt die Menschheit zu neuen Quellen der Nahrung und des Erwerbs. Der Gründer und Vorsteher der polytechnischen Vorschule ist Hr. Dr. Poppe. Derselbe ist bekannt sowohl durch seine tüchtigen mathematischen und technischen Kenntnisse — wovon mehrere wissenschaftliche Abhandlungen und Werke zeugen — als auch durch seinen gründlichen Unterricht. Wir zweifeln nicht, daß die genannte Anstalt unter dieser Leitung einen gedeihlichen Fortgang haben und den anderen gemeinnützigen Anstalten unserer Stadt in würdiger Weise sich anreihen werde. Unter den bezeichneten Gegenständen des Unterrichts freute es uns insbesondere, die Chemie (und zwar in Hinsicht auf technische und ökonomische oder landwirthschaftliche Verhältnisse), in welcher ein schulgemäßer Unterricht in Frankfurt seither vermißt wurde, berücksichtigt zu sehen. Daß also dieser Unterricht den in der Nähe Frankfurts wohnenden Herren Oekonomen willkommen seyn dürfte, bezweifeln wir nicht. Ungern vermissen wir aber in dem Programm der Anstalt den Unterricht in der Mineralogie und Geognosie, welcher unseres Wissens in keiner der hiesigen Lehranstalten vertreten ist. Vielleicht entschließt sich Hr. Dr. Poppe, diese Gegenstände noch in den zweiten Kurs aufzunehmen. Schließlich sprechen wir die Erwartung aus, daß Hr. Dr. Poppe den mathematischen Unterricht nicht aus der Hand geben möge, da seine Lehrmethode hauptsächlich in diesem Fache als eine vorzügliche anerkannt ist. Möge die Anerkennung, welche sein Unternehmen in allen Kreisen findet, ihn ermuthigen, auf der betretenen Bahn rüstig fortzuschreiten und in seinem gemeinnützigen Streben nicht zu ermüden. †

Berichtigung.

In der Rubrik des Artikels: „Großes bürgerliches Zweckessen" u. s. w. in Nro. 157 und 158 ist statt „Bechholl" Bechhold zu lesen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

M. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Juli. Erste der drei Gastdarstellungen des Admirals Tom Pouce (Alter 18 Jahr, Größe 28½ Zoll) in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Port St. Martin zu Paris. 1) Tom Pouce in Californien, Pantomime in 1 Akt. 2) Die beiden Genien, Pantomime mit Gesang in 1 Akt. Dazu (neu einstudirt): Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt, und: Die Zerstreuten, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 6. Juli. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 160. Samstag, den 6 Juli 1850.

Schiffer-Lied.

Rollt ihr Wogen, rollt heran!
Blaset zu, Orkane!
Mitten durch, mein braver Kahn!
Ueber Bank und Klippenzahn
Stolz, gleich einem Schwane!
Schwarz-roth-golden aufgehißt,
Heisa! wie das prächtig ist,
Du mein Wimpel, du mein Band!
Hurrah hoch! mein Vaterland!
Hurrah hoch! die Freiheit!

Freiheit! danach steht der Kiel!
Nach dem grünen Kape!
Freiheit, Freiheit ist das Ziel,
Das mir ewig wohlgefiel,
Das ich immer habe!
Meine Ladung: deutsches Blut!
Steuermann ist guter Muth!
Guter Muth hat feste Hand,
Hurrah hoch! mein Vaterland!
Hurrah hoch! die Freiheit!

Nur getrost! der Hafen winkt!
Treu! und du wirst siegen!
Hoffnung! und der Anker sinkt,
Wo der Strand von Perlen blinkt
Und sich Blumen wiegen.
Deine Augen werden seh'n
Freudenthränen auf den Höh'n,
Freie Menschen Hand in Hand!
Hurrah hoch! das Vaterland!
Hurrah hoch! die Freiheit!

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

„Was soll es aber mit Handschuhen und Stäbchen?“ fragte Weverdick.

„Das Stäbchen ist der Gerichtsstab, die Handschuhe bedeuten die Würde des Kaisers. Mit beiden wurden die Schultheißen vordem belehnt, und zum Zeichen, daß die ganze feierliche Gerichtshandlung im Namen des Kaisers geschieht, müssen diese Dinge, welche man die „Kleinodien“ nennt, uns überbracht werden.“

„Nun, in Gottesnamen,“ spottete jetzt der durch den genossenen Wein etwas aufgeweckte Herr Rath, „wir bringen diese alten Geschichten und auch meinen Kastorhut, den wir Wormser noch überdieß liefern müssen, wahrscheinlich weil wir früherhin einmal Hutmacher gewesen, werde ich nicht vergessen.“

„Den Hut dürft Ihr ja seit einiger Zeit um einen Goldgulden *) zurückkaufen,“ bemerkte Senator Schneider mit sarkastischem Blicke.

„Sie sollen ihn indessen nur nie vergessen,“ setzte Schultheiß Werlin ernst hinzu, „sonst —“

„Haben Sie keine Besorgniß,“ fiel der Dicke ihm in die Rede. „Wenn Ihr Frankfurter Herren uns nur die fatale Musik erlassen wolltet. Diese drei altfränkischen Musikanten mit ihrer alten Schallmey, ihrem Basso und dem Pommer machen doch eine gar zu possierliche Musik, die schon seit vielen Jahrhunderten in der nämlichen Melodey besteht, für jede der Städte eine besondere ist, und von der gar nicht abgewichen werden darf.“

„Sonst mußte ja jede Stadt ihre eignen Pfeifer mitbringen,“ entgegnete Werlin etwas gereizt, dann setzte er mit herablassender Milde hinzu: „seit 1586 hat man Euch aber gestattet, der Nürnberger Spielleute Euch sammt und sonders zu bedienen. Im Uebrigen halten die drei Städte auf ihre Zollfreiheiten, wir auf unsere Ceremonien, gleich wie denn die Einrichtung im Kaisersaale dieselbe geblieben, wie sie vor mehr als hundert Jahren bei dem Pfeifergerichte gewesen ist. Wir lassen kein Jota von diesen altehrwürdigen Gebräuchen nach, und mögen sich die hochachtbaren Herren wohl hüten, hieran auch nur das Geringste zu versäumen, es dürfte eine sothane Negligenz leicht die ganze Zollfreiheit auf das Spiel setzen.“

„Nun, nun,“ beschwichtigte der Herr Rath mit komischem Pathos, „es wird wohl nicht so arg seyn. Hat man ja doch von den Ceremonien zuweilen Umgang genommen.“

„In Zeiten sterbender Läufte und in Kriegsjahren,“ versetzte der Schultheiß, indem er den Sprecher scharf fixirte, „und dann auch nur auf bittliches Ansuchen und vorher eingeholter, von uns gegebener Erlaubniß. — Merken Sie sich das wohl und vergessen Sie mir ja das nächstemal meinen Kastorhut nicht!“

Alle brachen in lautes Gelächter aus, und der Herr Rath, um seine Verlegenheit zu verbergen, trank sein Glas leer und stimmte ebenfalls in das allgemeine Gelächter. Der gastgebende Herr Rittmeister, dem jedoch auch dieses Gespräch — wegen der vorhabenden Verbindung und weil ihm doch der Herr Rath als Stichblatt nicht gleichgültig seyn konnte — unangenehm zu werden anfing, suchte plötzlich der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

*) Vier Gulden Silbermünze.

„In einigen Tagen findet ja auch eine große Feierlichkeit hier statt," bemerkte er, indem er dem Herrn Rath freundlich zuwinkte.

„Der Geleitstag?" versetzte der Angeredete. „Weiß schon; da werden der Herr Rittmeister auch wieder Ihren Mann machen. — Welche Herren Senatoren werden denn die Züge anführen und das Geleit einholen?"

„Wenn Sie, Hochzuverehrender Herr Rath, es erlauben," fiel Senator Schneider mit einem Anfluge von Ironie ein, „so bin ich, nebst den Herren Senatoren medicinae Doctor Grambs, von Müller und Fleischbein von Kleeberg *) dießesmal so frei, und zwar werde ich die Darmstädter Dragoner am Riedschlage empfangen."

„Ei der tausend," rief der Rath, „das muß ja herrlich werden. Habe ich doch diese Feierlichkeiten noch nie in der Nähe gesehen!"

„Wenn der Herr Rath mir die Ehre schenken wollen," fuhr der Senator fort, „so sind Wohldieselben in mein Zelt am Riedschlage höflichst invitirt. Der hochzuverehrende Herr Stadtschultheiß, so wie die beiden Wohlregierenden Herren Bürgermeister werden mich auch mit ihrer Hohen Gegenwart beehren, auch Herr Rittmeister Beverdick und seine Herren Offiziers sind ein für allemal geladen, und so denke ich, werden Sie eine recht angenehme, hochachtbare Gesellschaft finden."

Rath Zorn, auf das höchste geschmeichelt, verbeugte sich mit möglichstem Anstande, und versäumte nicht, feierlichste Zusage zu ertheilen.

Das Gespräch der alten Herren drehte sich nun um den Geleitstag, und die mancherlei „Geleits-Irrungen", die mit benachbarten Behörden entstanden und bis vor das Reichskammergericht zu Wetzlar und den Reichshofrath zu Wien gediehen waren. Mit diesen trockenen Materien wollen wir indessen unsere Leser verschonen und zu etwas Freundlicherem sich wenden, nämlich — zu den Liebesleutchen.

4. Die Liebe sieht Alles und die Liebe ist — blind.

Obgleich die projektirte Verbindung Heinrichs mit Cäcilien noch nicht feierlichst stipulirt und deklarirt war, so machten doch unsere Verliebten aus ihrer gegenseitigen Herzensneigung heute um so weniger ein Geheimniß, als die alten Herrschaften mit ihren Staatsactionen einen gehörigen Rumor verführten, unter welchem ungehindert und unbelauscht süß geplaudert werden konnte. Durch Wein und Speisen belebt, vermeinten sie überdieß, ganz unbemerkt zu seyn, und beseitigten daher allmälig den sich auferlegten Zwang.

Die Liebe sieht Alles und die Liebe ist — blind. Furchtbarer Widerspruch, aber — wahr. Vier Augen waren an der Tafel, die hatten genau Acht und übersahen keine der zärtlichen Winke und Blicke. Die Liebenden gewahrten von sich Alles, von jenen Nichts.

Der eine dieser Beobachter — ein junger schwarz gekleideter Mann, mit zierlich gepuderter Rundperücke und elegantem Haarbeutelchen, mit schwarzen Augen und dichten dunkeln Augenbrauen, rothen Wangen und glatt rasirtem blauem Barte — war der schon oben erwähnte Sohn des Schultheißen, der Herr Gerichtsprokurator Werlin. Obgleich in die Unterhaltung mit den älteren Herren verflochten, schwebte sein lebhaftes, gar nicht uninteressant blitzendes Auge doch sehr häufig zu der reizenden blonden, nach und nach immer rosiger erglühenden Cäcilie herüber.

Sollte auch ihm aus den dunkelblauen Augen des Kindes ein Pfeil des schelmischen Liebesgottes in das Herz gefahren seyn? — Wir mögen es beinahe befürchten, denn ungeachtet aller männlichen Fassung, die der Prokurator an den Tag legte, verrieth dennoch seine Miene zuweilen eine Unruhe und leuchtete aus seinen Blicken eine gewisse Erregtheit und Besorgniß.

Der zweite dieser Beobachter war ein in der Nähe der Beverdick'schen Familie sitzender Mann von etwa sechzig Jahren. Sein langes, faltenreiches, bleiches Gesicht, aus welchem, unter dicken Augenliedern hervor kleine graue Augen blitzten, war von einer steifen Perücke, neben mit Rollen und hinten mit plumpem Haarbeutel überschattet, und seine gestreckte hagere Figur hüllte sich in einen schlotternden zimmetbraunen Rock mit großen seidenen Knöpfen und zierlich ausgenähten Knopflöchern. Busenkrause und Handmanschetten waren einfach aber steif gestärkt und blendend weiß. Seine Bewegungen waren alle sehr gemessen, und Teller, Gläser, Gabeln und Messer, so wie sein Weiß- oder Schwarzbrod befanden sich stets in einer gewissen systematischen Ordnung, unter welchen, aber auch in eben so gleicher Regelmäßigkeit, eine goldene Dose dann und wann zum Vorschein kam. Strenge Ordnung schien das Prinzip seines Lebens, und wenn wir nun noch an demselben devote Aufmerksamkeit für die Worte des gastgebenden Herrn Beverdick bemerken, so irren wir nicht, wenn wir unter dem hagern Herrn — den Buchhalter des Letzteren vermuthen.

In der That war es Herr Seebald, der seit vierzig Jahren in dem Handlungshause Beverdick und Compagnie servirte und alle Branchen des Geschäftes vom Copirbuche bis zu der wichtigen Stelle durchgemacht hatte. „Alles für seinen Herrn Prinzipalen!" war sein Wahlspruch, in dessen Ausführung er bis zu Ungerechtigkeiten sich verleiten lassen konnte, obgleich er seinem Geschäftsherrn gegenüber streng, ehrlich und gewissenhaft war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Einführung der Schwurgerichte in Frankfurt am Main.

* Frankfurt, 3. Juli. Da man häufig die Frage hört, weßhalb nichts von der Einführung der Schwurgerichte in Frankfurt verlaute, so werden dem Publikum einige Mittheilungen über den Stand dieser Angelegenheit nicht unwillkommen seyn.

Die von dem gesetzgebenden Körper mit der Ausarbeitung eines Gesetzes über das Strafverfahren beauftragte Commission hat in diesen Tagen ihre Arbeit beendet, und dieselbe zur Begutachtung an verschiedene Mitglieder des Darmstädter Cassationshofes geschickt. Was nun die Ernennung der Geschworenen betrifft, so erinnert man sich, daß der Senat seiner Zeit beantragt hatte, dieselbe dem Colleg der 51r zu überlassen. Die Commission ist mit sechs Stimmen gegen eine diesem Vorschlag beigetreten. Nun wird man freilich von Seiten der Opposition geltend machen, daß jener Antrag des Senates gleich Anfangs mit der entschiedensten Mißbilligung von Seiten der Bürger aller Parteien aufgenommen wurde, und daß selbst im gesetzgebenden Körper die Meinungen damals unzweifelhaft für die Verwerfung eines solchen Antrages waren. Indessen leben wir in einer Zeit, wo eine weise und starke Regierung nicht sowohl auf die unreife öffentliche Meinung, als auf das öffentliche Beste Rücksicht nehmen muß. Wenn die Commission in der Mehrzahl aus solchen Männern besteht, welche früherhin, sowohl als Mitglieder des Advokatenvereins, wie auch in der weiland constituirenden Versammlung mit dem Gewichte ihrer Stimme und ihres Namens für eine Ernennung durch Wahlmänner in die Schranken getreten sind, ja, wenn sogar einzelne Mitglie-

*) Die vier jüngsten Senatoren wurden zur Einholung des Geleites von dem Magistrate deputiret. Müller's Beschreibung von Frankfurt, 1747. S. 221. Faber's Beschreibung von Frankfurt 1789. Bd. 2. S. 416.

der der Commission gleich nach Erscheinen des Senatsantrages sich mit Kraft und Würde gegen denselben ausgesprochen haben, so kann man diesen Männern es nur Dank wissen, daß sie in der Zwischenzeit sich eines Besseren belehrt und das Staatswohl mehr in Erwägung gezogen haben, als ihre frühere Ueberzeugung, welche sie gern zum Opfer brachten. Wie man vernimmt, ist im Schooße der Commission besonders der Grund geltend gemacht worden, daß man mit Geschworenen, die aus einer Wahl der Bürger (sogar aus einer mittelbaren Wahl) hervorgehen, nicht regieren könne. Und dieß ist gewiß sehr richtig. Freilich wird nun die Umsturzpartei Lärm schlagen und behaupten, Geschworne seyen für's Rechtsprechen und nicht für's Regieren da; auch haben schon einzelne Stimmen sich folgendermaßen vernehmen lassen: „Was heißt das, man könne mit Geschworenen, die von der Bürgerschaft erwählt sind, nicht regieren? Das heißt doch wohl, daß man nicht regieren kann, wenn bei politischen Prozessen die Rechtsansicht der Bürger eine andere ist, als die der Behörden, und die Regierung also ihren Willen nicht durchsetzt." Wir brauchen nicht nachzuweisen, wie irrig, ja, wie thöricht eine solche Anschauung ist. Ueberdieß wird ja die Ernennung in die beste Hände gelegt. —

Die Opposition wird vielleicht geltend machen, daß das 51r Colleg zum größten Theile aus Finanzmännern besteht, an deren Erwählung die Bürger so gut wie keinen Antheil haben, und die nur zur Ueberwachung des Staatshaushaltes außersehen, also nicht zur Ernennung von Geschworenen befähigt und bestimmt seyen; ferner, daß dieselben fast alle Einer politischen Richtung angehören und lebhaft Partei genommen haben, so daß man im Voraus überzeugt seyn könne, sie würden zu Geschworenen nur Männer dieser Partei ernennen, und es würde daher vorkommenden Falls ein Angeklagter der freisinnigen Richtung mit Sicherheit darauf rechnen können, daß nur Gegner über seine Ehre und seine Existenz zu entscheiden hätten; dieß sey aber um so bedenklicher, als in einem so kleinen Staate ein Jeder den Anderen kenne, und der Urtheilsspruch unwillkürlich das Gepräge persönlicher Feindschaft erhalten müsse. Ferner äußert man, einer solchen Einrichtung des Schwurgerichts müsse man das bisherige System vorziehen, bei welchem doch ein unabhängiges, mit hochgeehrten Männern der Wissenschaft besetztes, aller politischen Parteiung fernstehendes Obergericht das Endurtheil fälle. Solche Einwände hat man früherhin allerdings mehrfach zur Sprache gebracht; es hat aber die Commission auf solches Gerede um so weniger Rücksicht nehmen können, als deren Mitglieder, mit angemessener Sorgfalt, den Gegenstand ihrer Berathung von jeder profanen Berührung mit der Außenwelt fern halten, um sich nicht durch indiscrete Stimmen aus der Bürgerschaft in ihrer einsichtsvollen Thätigkeit beirren und stören zu lassen. Auch hat wohl in der Commission die Erwägung vorgewaltet, daß bei nicht-politischen Vergehen die Geschworenen auf alle Fälle ihre Pflicht thun, gleichviel wer sie ernenne; bei politischen Vergehen hingegen das Staatswohl verlange, daß die Geschworenen durchschnittlich die Ansicht der Regierung theilen. Wenn es daher eigentlich am zweckmäßigsten ist, die Geschworenen, eben so wie andere Richter, unmittelbar von der höchsten Regierungsgewalt ernennen zu lassen, so ist doch wohl die Nachgiebigkeit gegen populäre Wünsche so weit als möglich getrieben worden, indem man die Ernennung durch ein bestehendes, nicht erst zu diesem Zwecke geschaffenes Regierungsorgan geschehen läßt. Man braucht dieses Organ nur als eine Gemeindebehörde zu betrachten, um sofort jeden vernünftigen Einwand gegen den Beschluß der Commission zu beseitigen. Zudem wird unter der künftigen Verfassung Frankfurts die Stellung des 51r-Collegs wesentlich eine andere seyn, als bisher, da es heißt, dasselbe werde sich von Zeit zu Zeit erneuern. Dieß erscheint schon deßhalb nothwendig, weil bekanntlich viele Mitglieder der 51r (sogar ein solches, das sich in der erwähnten Commission befindet) mit großem Nachdruck gegen das ihnen zugedachte Ernennungsrecht sich ausgesprochen haben, und daher zu fürchten steht, die jetzigen 51r würden, wenn sie nicht ihren Ueberzeugungen Gewalt anthun sollten, zur Ernennung von Geschworenen niemals schreiten. — Dessenungeachtet meldet das Gerücht, die jetzigen auf Lebenszeit ernannten Mitglieder würden für's Erste doch noch bleiben und nur allmälig austreten, so daß eine wirkliche Erneuerung erst in etwa acht Jahren bevorstände; Gewisses können wir jedoch hierüber um so weniger mittheilen, da selbst die Mitglieder der Commission hierüber keinen Aufschluß erhielten, und im innigen Vertrauen auf die erprobte Weisheit des Verfassungsausschusses für jene neue Befugniß der 51r stimmten, ohne von deren künftiger Stellung und Zusammensetzung im Geringsten unterrichtet zu seyn. — Hierbei müssen wir bemerken, daß die Mitglieder des Verfassungsausschusses (wie einige derselben in offenherziger und würdiger Unbefangenheit zu erklären sich veranlaßt sahen) sich das Wort darauf gegeben haben, weder der Bürgerschaft, noch sogar ihren Collegen vom gesetzgebenden Körper irgend eine Mittheilung über ihren Verfassungsentwurf zu machen. Wir können dieses nur höchlichst billigen, so sehr man auch von anderer Seite über Geheimnißkrämerei schreien wird. Allerdings haben dieselben Männer, von welchen jetzt unsere Stadt eine zeitgemäße und den Forderungen der Kabinette ganz entsprechende Verfassung zu erwarten hat, in den Tagen der constituirenden Versammlung mit Macht darauf gedrungen, daß dieselbe ihren Verfassungsentwurf so frühzeitig als möglich veröffentliche, damit die Bürgerschaft Gelegenheit erhalte, über ihre wichtigste Angelegenheit sich eine Ansicht zu bilden und dieselbe auszusprechen. Allein kein Einsichtsvoller wird hieraus den Schluß ziehen, daß ein Gleiches auch jetzt hätte geschehen müssen. Denn damals waren die jetzigen Mitglieder des Verfassungsausschusses in der Minorität, und sie konnten gegen die constituirende Versammlung nur mittelst des Andranges von Außen eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten. Gegenwärtig aber, wo sie in der Majorität sind, haben sie genugsame Erfahrungen über die Selbsttäuschungen des Volkes machen können, und da außerdem ihre Ansichten denen der Bürgerschaft völlig entsprechen, so ist es ganz überflüssig, der Letzteren noch obendrein eine Mitwirkung so ungehöriger Art bei diesen Berathungen zu gestatten, die allein in der Stille und Ruhe, die für staatsrechtliche Arbeiten unumgänglich ist, zum allgemeinen Segen heranreifen können. Auch ist zu erwägen, daß der Verfassungsentwurf, wiewohl im Ausschusse auch Mitglieder hohen Senats und des 51r-Collegs bereits thätig gewesen, für jetzt noch diesen beiden Regierungsbehörden zur amtlichen Prüfung vorliegt, und daß es durchaus ungeziemend wäre, unberufenen Stimmen irgend welchen Einfluß auf die Beschlüsse der höchsten Autoritäten zu ermöglichen. Wir halten dafür, daß das Verfahren der Strafgesetzcommission, eben so wie des Verfassungsausschusses, seine vollkommenste Rechtfertigung in dem nachhaltigen Erfolg ihrer Arbeiten, und in der voraussichtlichen Billigung der allerhöchsten und höchsten Höfe finden wird.

Mannichfaltigkeiten.

Gegenwärtig treten in Sondershausen zeitgemäße Reformen ins Leben. So wird sich die dortige Zeitung, der harte „Teutsche" vom 1. Juli an zum weicheren „Deutschen" herablassen. Kürzer und schlagender kann man gar nicht den Abstand zwischen 1848 und 1850 bezeichnen. (Dorfz.)

Die „Neue Preuß. Zeitung“ theilt einige Auszüge aus dem Album mit, welches mit unter den Grundstein zu dem jüngst errichteten preußischen Soldatendenkmale gelegt worden ist. Der König hat Folgendes geschrieben: „Heil dem Lande! wo in dieser Zeit der Gedanke eines Denkmals für die ersten Opfer des Kampfes heiliger Treue wider wirre Untreue, Heilsfesten Muthes wider rasendes Verderben, seine Ausführung findet, wo alle Männer und Jünglinge des Heeres, gleich ihrem Könige und Waffenbruder das Wort des Herrn: „„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde““ Thatenbereit in ihr Herz geschrieben haben!“ — Die Königin: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“ u. s. w. — Prinz Karl: „An Gottes Segen ist Alles gelegen“. Die Prinzessin Karl: „Gott mein Hort, hier und dort“. — Graf Brandenburg, der einsylbige: „Durch!“ Manteuffel: „Die Treue reicht über das Grab hinaus“. Der Justizminister Simons: „Muthige und edle That lebt in der Erinnerung“. General von Gerlach erklärt: „Wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstehet Gottes Ordnung“ und ähnlich Generalmajor von Brandt: „Gegen die Umtriebe der Demokratie gibt es nur ein Mittel — eine erleuchtete Energie“. — Die charakteristischen Sprüche sind von Wrangel: „Man kann im Herzen Milde tragen und doch mit Schwertern drunter schlagen“ und von Radowitz:

„Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden.“

(Wasserburg, 25. Juni.) Eine Stunde von hier hat sich ein schreckliches Unglück zugetragen. Als gestern Nachmittag 2 Uhr zehn Personen von einer Secundiz im Kloster Attel per Schiff auf dem hochgehenden Inn hierher zurückkehren wollten, schlug dasselbe nach kurzer Fahrt um und von den 11 auf dem Schiff befindlichen Personen ertranken sämmtliche bis auf den Brigadier Joseph Pröbstle und den Führer des Schiffes, welche Beide sich an dasselbe anklammerten und erst nach einstündigem fürchterlichen Kampfe oberhalb der Wasserburger Brücke gerettet werden konnten. Von den neun ertrunkenen Personen waren drei verheirathet. Der Brigadier und der Schiffer liegen schwer erkrankt darnieder.

(Berlin, 29. Juni.) Die bekannte Wiener Hofschauspielerin Frau Therese Peche wird in den nächsten Tagen hier eintreffen und an hiesiger Hofbühne gastiren. Das Gastspiel ist, nach Anordnung des Königs, möglich geworden.

(Bamberg, 30. Juni.) Großes Aufsehen erregt folgender Vorfall, der sich vor kurzem hier zugetragen hat: Vor einiger Zeit hatte im Lyzeumsgebäude unter Lyzeisten eine Schlägerei stattgefunden, die dem Rektorate Anlaß zu einer Untersuchung gab, in Folge deren der Urheber von der Anstalt entlassen, die Theilnehmer aber disciplinarisch abgestraft und außerdem mit dem concilium abeundi bedroht wurden. Da zu einer Entlassung von der Anstalt auch die Zustimmung des vorgesetzten Studiencommissärs erforderlich ist, so wurden diesem, dem Stadtcommissär Ihl, zu diesem Behufe die Untersuchungsacten mitgetheilt. Derselbe soll nun daraus Veranlassung genommen haben, die bereits bestraften Theilnehmer noch einmal einer polizeilichen Bestrafung zu unterwerfen, worüber sich der davon betroffene Student Neuwirth, ein sehr fleißiger und hoffnungsvoller junger Mann, so sehr alterirte, daß er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Hiermit ist aber diese traurige Sache noch keineswegs erledigt. Die katholische Kirche gestattet bekanntlich einem Selbstmörder nur dann das kirchliche Begräbniß, wenn durch ärztliche Zeugnisse constatirt ist, daß der Verblichene krank oder doch nicht bei voller Zurechnungsfähigkeit war. Ein solches Zeugniß wurde denn auch in diesem Falle ausgestellt und der Polizeibehörde zur Fidimation übergeben. Hier aber ließ man es so lange liegen, bis die Leiche, weil sie bereits in Fäulniß übergegangen war, beerdigt werden mußte. So wurde sie ohne Förmlichkeit, nur begleitet von den Studiengenossen des Verlebten, beigesetzt. Es läßt sich denken, daß dieses ganze Verfahren auch in weiteren Kreisen einen großen Unwillen hervorruft, zumal die Vermuthung nahe liegt, daß die Zurückhaltung des ärztlichen Zeugnisses in der Absicht geschehen sey, um zu verhindern, daß das Leichenbegängniß nicht zu einer allenfallsigen Demonstration benutzt werde. Wie verlautet, sind die Verwandten des Verstorbenen klagbar geworden, und verlangen die Wiederausgrabung der Leiche und die feierliche Beerdigung. Von Seite des Rektorats des Lyceums soll eine energische Beschwerde gegen gegen das Verfahren des Studienkommissärs an die Regierung gerichtet worden, und der Rektor, Prof. Gengler, fest entschlossen seyn, seine Stelle niederzulegen, wenn der Anstalt nicht die volle Genugthuung zu Theil wird. (Nürnb. Kur.)

(München, 29. Juni.) König Ludwig läßt läßt nun die längere Zeit von ihm projektirt gewesenen Propylaeen (Thor im griechischen Baustyle am Schlusse unserer Briennerstraße) auf eigene Kosten ausführen, und werden diese Woche die Arbeiten ihren Anfang nehmen. Rechts von diesem Bau befindet sich die Glyptothek, links das Industrie-Ausstellungsgebäude, die ebenfalls im griechischen Baustyle ausgeführt sind, so daß die genannte Straße einen prachtvollen Schluß erhält, wie man ihn nur selten finden dürfte.

Frankfurt, 4 Juli.

Unsere Vorhersagung hat sich bald erfüllt. Die abgerundeten Leistungen des Bockenheimer Sommertheaters, in Verbindung mit der Wahl passender Stücke, ziehen an den nunmehr eingetretenen warmen Sommerabenden ein zahlreiches Publikum an, welches stets zufriedengestellt nach Hause zurückkehrt. Hrn. Moreet's Thätigkeit für sein Institut verdient indeß auch Anerkennung. So wußte er alsbald den Verlust der Fräul. Kral, die „bei Nacht und Nebel“ verschwand, durch Engagement einer Fräul. Herbold auf einen Cyclus von Gastrollen mehr als zu ersetzen, da diese Soubrette eine viel angenehmere Erscheinung als erstere ist, und auch bei ihrem ersten Auftreten durch ihr gewandtes Spiel und sonore Stimme eine günstige Aufnahme fand. Einem neuen Gaste sieht die Direktion in Fräul. Hebl vom Rigaer Theater baldigst entgegen, die im Fache der ersten Liebhaberinnen debütiren wird.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 161. Montag, den 8. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Herr Seebald fühlte sich in der Umgebung dieser fürtrefflichen Gesellschaft auf das Höchste geehrt, wagte jedoch aus gebührender Referenz kein Wort, sondern neigte sich nur dann und wann links und rechts. um seine beifällige Zustimmung in Bescheidenheit zu ertheilen. Unterdessen aber flogen seine grauen Augen hin und her, und nichts — an der ganzen Tafel, auch nicht das Geringste — entging seinem Späherblicke. Daß sonach auch keine der zärtlichsten Liebesmanöver vor ihm verborgen blieben, brauchen wir daher gar nicht zu bemerken, und es mag nur räthselhaft erscheinen, wie der alte pedantische Buchhalter überhaupt um Liebesgeschichten sich bekümmern mochte, da er doch höchst wahrscheinlich nicht als Nebenbuhler auftreten konnte und — wollte.

Wir haben die Sache zu erforschen gesucht, und können sub rosa Folgendes mittheilen.

Herr Seebald war dem Herrn Gerichtsprokurator Werlin für eine glücklich arrangirte Familienangelegenheit vielen Dank schuldig. In der Ausübung sothaner Liebespflicht faßte er, der kinderlose Alte, zu dem jungen Prokurator nach und nach eine solche Zuneigung, daß er diesen gewissermaßen wie seinen leiblichen Sohn liebte. Beispiele der Art kommen öfters vor, und die gesetzlich erlaubten Annahmen an Kindesstatt sind hierüber Zeuge.

Unser Buchhalter hatte sich Etwas gespart, und eine Gerichtshandlung letzterwähnter Art würde für den jungen Werlin gar nicht unersprießlich gewesen seyn. Indessen zu solchem Eclat wollte es der alte Herr doch nicht bringen, da nun auch die Sache wegen des Herrn Stadtschultheißen Würden sonst nicht ausführbar erschien, so fand es Herr Seebald für gemessener, seinem Lieblinge einstweilen auf andere Weise mit väterlichem Wohlwollen an Handen zu gehen. Und hierzu hatte der pünktliche Buchhalter hinter seinem Hauptbuche nichts Geringeres herausgerechnet, als — das schöne Töchterlein des Herrn Prinzipals.

Der Gerichtsprokurator — ein braver, wohlunterrichteter Mann — fand den mitgetheilten Plan gar nicht übel. Cäcilie war schön, in jeder Beziehung gebildet, und der Papa besaß — was Seebald recht gut berechnen konnte — so ein kleines Vermögen von etwa dreimal hundert tausend Reichsthaler à einen Gulden und dreißig Kreuzer, und das Mägdlein war das einzige Kind — warum also nicht? —

Unser Buchhalter wußte, ohne daß man das Mindeste argwöhnen konnte, den Prokurator in's Haus zu schaffen, der junge Mann suchte sich an Cäcilien heranzubringen, es schien auch, als ob er dem holden Kinde gefallen wollte, und der Herr Prinzipal und Frau Gemahlin fühlten sich durch den Besuch des Herrn Stadtschultheißen, der mit der Stadtkutsche und Einspännigern *) an dem Hause vorbeigefahren war, auf das Höchste geehrt. Die Zeichen waren glücklich, da führte ein Unstern den Sohn des verwünschten Zwetschenhändlers in das Haus, und das ganze mühsam aufgerichtete Gebäude stürzte über den Haufen.

Diese Umstände also waren die Veranlassung, daß erwähnte vier Augen die Liebenden bei ihren, von der ganzen Welt unbeachtet gewähnten Blicken, Winken und Flüstern scharf beobachteten.

Der Prokurator hatte zwar die Hoffnung aufgegeben, der Buchhalter hatte ihm jedoch bemerkt, daß im Laufe des Handelns ein Conto-Corrent sich noch gar nicht beurtheilen lasse, und man dessen Schluß erst abwarten müsse, und — so hoffte Ersterer denn noch, da in Liebesangelegenheiten der Mensch ohnehin die Hoffnung nicht so leicht aufgibt. Woher sonst die Klagegesänge hoffnungsloser Liebe, wenn nicht noch immer so ein Bisch n Hoffnung d'rin steckte.

Beide Beobachter mußten sich indessen zu ihrem Verdrusse überzeugen, daß Heinrich und Cäcilie, wie zwo zärtliche Täubchen, immer rückhaltsloser wurden und der schon trübe flimmer de Stern der Hoffnung ganz zu erlöschen begann. Traurige Aussichten, unter denen endlich durch allseitiges Kratzen und Scharren mit den Füßen das Zeichen zum Aufheben der Tafel gegeben wurde. Alle erhoben sich nun, doch blieb man noch ein wenig beisammen, um im Stehen und freundschaftlichen Geplauder die Verdauung wirken zu lassen, dann erst wollte man sich empfehlen und dem erquickenden Morpheus sich in die Arme werfen.

Der Rittmeister wußte sich den Gesprächen unvermerkt zu entwinden und zog den unterthänigst aufwartenden Buchhalter in eine Fensternische, wo man von den seidenbrocatenen Vorhängen halb verdeckt unbelauscht plaudern konnte.

„Wir haben doch noch ein Faß voll Zwetschen?"

„In dem Magazine des Bäckergrabens, gehorsamst aufzuwarten."

„Fataler Mensch, dieser dicke Herr — Bauern-Rath. Hängt mir die Zwetschengeschichte an die große Glocke!"

Seebald verneigte sich schweigend. Beverdick blickte ihn zweifelnd an, dann fragte er beißend:

„Meint Er nicht auch?"

„Ich wollte mir nicht die Freiheit nehmen. —"

„Sag' Er es nur rund heraus, der Rath ist ein ungehobelter Bauer."

*) Eine Art Stadtbediente, in rother Livree, welche zu Pferde und zu Fuß gebraucht wurden und bei feierlichen Auffahrten, gleich den Läufern, vor dem Wagen hergingen.

„Der aber viel Geld besitzt.“

„Ei was Geld! — Geld besitze ich selbst. Der Dickwanst soll mich nicht lächerlich machen, mich nicht um Reputation bringen.“

Seebald warf einen bedeutsamen Blick auf die Gesellschaft, und der Rittmeister, ihn verstehend, redete leiser.

„Sorge Er dafür, daß der „Bauer“ morgen seine Zwetschen bezieht und daß mir weiter kein Aufhebens gemacht wird. Ich rechne auf Seine Gewandtheit.“

Seebald verbeugte sich wiederholt in Ehrfurcht und der Herr Rittmeister ging zurück zur Gesellschaft.

Der Buchhalter schritt mit demüthigen Begrüßungen der Umstehenden aus seinem Verstecke hervor und gab dem auflauernden Prokurator einen verstohlnen Wink.

Der Betreffende hatte verstanden und nahte, ohne auffallend zu werden. Leise forschte er:

„Was Neues?“

Seebald blickte sorgfältig umher, dann entgegnete er flüsternd: „Ein neuer Eintrag in's Hauptbuch; der Conto-Corrent stellt sich anders. — Der Herr Rath haben dumme Streiche gemacht. Versäumen Sie nicht, Ihre Bewerbungen um Mamsell Cäcilien bestens fortzusetzen.“

„Ich dürfte also wieder hoffen.“

„In dem Zwetschensaß von heute stecken eine Menge Kerne. Vielleicht keimt noch einer und der andere, da könnte ein ganzer grüner Wald daraus aufgehen.“

Der Prokurator maß den Alten mit großem Blicke, der aber lächelte, verbeugte sich voll Ehrfurcht und entfernte sich mit ruhig lächelndem Gesichte.

Noch eine Weile blieb die Gesellschaft beisammen, als aber die Nachtwächter Mitternacht ausriefen, trugen Karossen unter Fackelschein die meisten der Geladenen nach Hause.

Wo von der Schnurgasse herab der enge Pfad in den Nürnbergerhof zieht, taumelten in der undurchdringlichen Finsterniß zwei Portechaisenträger mit ihrer schweren Last.

„Andres, setze einmal ab; der warme Wein, welchen der Herr Rath uns geben ließ, hat meine Beine ganz konfus gemacht. Ich kann nicht mehr weiter.“

„Jeremias, es geht mir gerade, wie Dir.“

Die Sänfte wurde hingestellt und die Träger setzten sich auf eine steinerne Treppe.

„Unser Herr Rath redet ja gar nichts?“

„Der schläft.“

„Nun, dann können wir noch ein wenig warten.“

Beide Träger überlegten, und im Ueberlegen schliefen sie ebenfalls ein.

Strenge kalt war es nicht, von Fuhrwerk war hier um die Nachtzeit auch nicht viel zu besorgen, wir überlassen also die Schlafenden ihrem bessern Sterne und wünschen ihnen: „Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Feldblumen von Heinrich Zschokke.

Unter diesem Titel wird demnächst im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. eine Miniaturausgabe der Gedichte des mit Recht hochgefeierten Heinrich Zschokke erscheinen, in schöner Ausstattung und geschmückt mit dem nach einem Lichtbilde des Photographen Vogel gefertigten Porträt des Verfassers. Diese Sammlung von Gedichten dürfen wir mit gutem Grunde als ein poetisches Seitenstück der bekannten Selbstschau (Aarau, bei R. Sauerländer) des Verfassers bezeichnen; denn sie zeigt uns das geistige und Gemüthsleben desselben in eben so treuen, als den Beschauer erfreuenden Spiegelbildern. Poetische Erzeugnisse sind die edelsten und schönsten Blüthen geweihter Stunden der beschaulichen Einsamkeit und gleichen dem frischen Born, aus dem wir einen herzstärkenden Labetrunk schöpfen können. Die zu erwartende Sammlung zerfällt in vier Abschnitte, aus der Jugend, aus dem Wanderleben, aus den Mannesjahren und aus der Familie. Schon aus dieser Eintheilung ist ersichtlich, daß dem Leser hier eine innerliche Lebens- und Entwickelungsgeschichte geboten wird und daß ihr Inhalt demnach in doppelter Beziehung Interesse zu erwecken geeignet ist. Es wäre überflüssig, die literarischen Verdienste Zschokke's hier nochmals auseinander zu setzen und seine eben so zahlreichen, als vortrefflichen Schriften einer kritischen Musterung zu unterwerfen. Der Mann lebt im Volke, sein Name hat überall guten Klang, seine Werke sind aller Orten bekannt. Was ihn für uns aber so hoch stellt, ist nicht nur die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit seines Talentes, sondern weit mehr noch das wahrhaft humane, dem Licht und dem Fortschritt unablässig und noch im Greisenalter mit jugendlicher Begeisterung zugekehrte Streben, dem er nie untreu geworden und das ihn unverwandt nach Einem Ziele hingeleitet hat. Sein Herz glühte stets für Recht und Wahrheit, für die höchsten und heiligsten Güter des Menschenthums, für den endlichen Sieg der Freiheit und für die Verwirklichung einer bessern glücklichern Zukunft. Ohne als eigentlicher politischer Schriftsteller aufzutreten, ist er ein solcher in der edelsten Bedeutung des Wortes gewesen. Er hat stets einer Partei angehört, die gegenwärtig in ihren Vertretern verhöhnt und gelästert, in ihren Prinzipien verdächtigt wird. Er war ein so heißblutiger Republikaner, daß es ihm geradezu unmöglich war, in einer Monarchie zu leben, daß ihm die demokratische Luft ungefähr wie unser Einem Speise und Trank, Lebensbedürfniß war. Darum schlug er Orden, Adelsbriefe, Professuren, ja selbst das bayerische Indigenat aus und schrieb an seinen Freund Orell, als er, ein Reconvalescent, aus Schlangenbad heimkehrte: „Er sey in Deutschland, dem Land der Belletristerei, beweihraucht worden, ziehe es aber vor, sich in der Schweiz, dem Lande der Politik, beteufelsdrecken zu lassen.“ Noch im hohen Alter äußerte er sich freimüthig und fern von jener Aengstlichkeit, welche die meisten Menschen zu befallen pflegt, wenn sie auf den Höhen des Lebens angelangt sind. So sagt er in seiner Selbstschau, bei Veranlassung einiger Andeutungen über die erste französische Revolution: „Die Publizisten Deutschlands, gar altklug, wie immer, aber mit dem Maulkorb der Censur gehörig versehen, schrien fast überall Zeter über die Rasereien eines dem tausendjährigen Bagno entsprungenen Sklavenvolkes. Doch dieselben Leute fanden daneben die, mit kalter Kabinetsklugheit blutig vollstreckte, völkerrechtsmörderische Zerstückelung Polens ganz recht und billig. Und daß der gute Lafayette, welcher bei Königen ein Asyl gesucht hatte, es im stinkenden Kerker von Olmütz empfangen mußte, schien den ehelichen Zeitungsschreibern noch ungemein gnädig. Ich, ein Erbfeind aller moralischen Marktschreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, sah in sämmtlichen Gräueln Frankreichs nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adeligen und hohen Priestern zertretenen Nation.“ Daß wir von einem solchen Manne, der Kopf und Herz immer am rechten Flecke getragen, der seine Zeit verstanden, die Verkehrtheiten und Irrthümer der Welt erkannt und den Vorurtheilen jederzeit den Krieg erklärt hat, von ihm, dem das Wohl und Wehe seiner Mitbrüder immer gleichsam wie sein eigenes erschienen ist, der nie gewankt und geschwankt, nie geheuchelt und den Eitelkeiten des Tages gehuldigt hat, auch in seinen Gedichten ein treues Abbild tüchtiger Gedanken und reinster Gesinnung erwarten dürfen und solche gewiß finden werden, wer könnte dieß irgendwie bezweifeln? Somit gereicht es uns zur aufrichtigen Befriedigung, auf das demnächstige Erscheinen einer Sammlung zu verweisen, deren Titel so anspruchslos ist, wie es

der Verfasser selber immer war, und die dem deutschen Volke einen Blumen- und Blüthenstrauß darreicht, an dem sich gewiß Tausende erfreuen und erlaben werden. W.

Zur Literatur des Jahres 1850.

Die uns in den letzten Wochen zugekommenen Novitäten gehören der Mehrzahl nach wiederum der Politik an. Daß dabei vorzüglich Preußen ins Auge gefaßt wird, versteht sich von selbst; an es knüpfen sich so viele deutsche Hoffnungen, deren Ausdauer und Wiedergeburtskraft bekanntlich nicht so leicht ermattet. Wir stellen unter den uns vorliegenden Schriften eine von würdiger Hand würdig und ernst abgefaßte voran: „Preußens deutsche Politik. Die Dreifürstenbünde 1785. 1806. 1849. Von Prof. Dr. W. A. Schmidt. 2. Auflage. Berlin, Veit.“ Statt einer Kritik geben wir einige, allgemeiner Beherzigung empfohlene Aeußerungen des Verfassers aus dem Vorworte: „Ich hoffe, man wird in der Schrift nicht suchen, was man ihrer Natur nach darin nicht finden kann. Wer es mit der Politik der Kabinette zu thun hat, kann nicht von Bestrebungen der Völker reden. Die Geschichte der ersteren ist dann am lehrreichsten, wenn sie in die Zwecke des Nationallebens hinüberspielt. Die Momente der Vergangenheit, welche wir betrachten, sind von nah oder fern der Idee deutscher Einheit zugewandt; aber in der jeder diplomatischen Weise eigenen Begränzung, weil die Künstlichkeit der Mittel die Zwecke verstümmelt, und mit dem schließlichen Erfolge der Erfolglosigkeit, weil es der Diplomatie am wenigsten eigen ist, in Selbstgefühl, Entschlossenheit und Kraft auszudauern. — Deutschland in allen seinen Parteien kann nur Dem sich zuwenden, der nicht in Plänen, sondern in Thaten dem Ziele deutscher Einheit und Freiheit mit Kraft und Entschlossenheit zuschreitet.“ — „Das Preußenthum und die hohenzoller'sche Politik. Kassel, Raabé.“ Die Wichtigkeit, welche die preußische Regierung dieser Schrift beilegt, hat sich durch Verbote beurkundet, deren Hauptbeweggrund die feindselige Kritik der preußischen Königsfamilie seyn mag, welche das erste Heft enthält; das zweite ist bereits erschienen, uns aber noch nicht zugekommen. Besonders ist der Charakter des jetzt regierenden Königs die Zielscheibe dieser Angriffe. Namentlich legt diesem der ungenannte Verfasser eine Reihe von Aeußerungen bei, welche mit der bekannten Frömmigkeit und Aufrichtigkeit des Königs in schroffstem Widerspruche stehen. — „Ansprache der großdeutschen Abgeordneten Westfalens in Erfurt u. s. w. Her. von Buß. Paderborn, Schöningh.“ Zunächst soll diese Schrift den sittlichen und politischen Widerspruch in der Theilnahme der ultramontan-österreichischen Faktion an dem Unionsparlamente zu Erfurt beschönigen. Wir besitzen den Glauben nicht, welchen die Vaterlandsliebe dieser frommen vorsündfluthlichen Großdeutschen fordert, müssen aber leider zugeben, daß die ihnen mangelnde Schöpfungskraft in den Schwächen und Sünden ihrer Gegner einen negativen Ersatz findet. Ueberhaupt fechten auf den Kampfplätzen der jüngsten Zeit seltener die verschiedenen Potenzen der Wahrheit gegeneinander, als die der Lüge, und Siegerin bleibt die am täuschendsten als Wahrheit maskirte. Das „Volk der Denker“ sitzt in den Logen, sieht schweigend oder höchstens kritisirend dem Maskenballe zu und — bleibt sitzen. — „Die Spitze Deutschlands, Deutschlands Einheit. Stuttgart, Steinkopf.“ Der Verfasser bekämpft die Union, rechnet Oesterreich mit allen seinen Völkern, nur die italienischen ausgenommen, zu Deutschland, und will je den ältesten der deutschen Könige zum Kaiser gewählt wissen. — „F. Fenner v. Fenneberg an Ph. J. Fallmerayer. Zürich, Kiesling.“ Fenner spricht hier, wie anderswo, seine Ueberzeugung aus, daß die Revolution mißglückt sey, weil sich das deutsche Volk ihrer Nothwendigkeit nicht bewußt war, und sagt u. A.: „Die deutsche Demokratie bestand aus den Präsidenten der verschiedenen demokratischen Vereine, aus der Linken im Parlamente und einigen Zeitungsredaktoren.“ — „Hans v. Dampf. Satyre von J. Scherr. Ebds.“ Dieses mit großer Formgewandtheit geschriebene satyrisch-radikale Epos ist nichts weniger, als idealistisch, sondern vielmehr frivol bis zur Obscönität, gewiß aber nur angeblich deßwegen verboten. — „Adolph Sander (Karlsruhe, Bielefeld)“ ist ein ziemlich gedehntes Gespräch im Reiche der Todten über badische Zustände, das dem rationalismus vulgaris der Politik angehört.

(Schluß folgt.)

Tom-Pouce in Frankfurt a. M.

Wir haben ihm vor einigen Tagen in gespannter Erwartung entgegen gesehen, und nun ist er wirklich erschienen, nun haben wir ihn begrüßt und bewundert. Vor Allem dürfen wir Denjenigen, welche nicht Augen- und Ohrenzeugen des denkwürdigen Theaterabends vom 5. d. M. gewesen sind, die feierliche Versicherung geben, daß wenigstens in Bezug auf die Persönlichkeit des kleinen Generals Tom-Pouce die Zeitungsberichte dießmal die Wahrheit gesagt und die 26½ Zoll richtig ausgemessen haben. Er ist ge.ade so hoch, daß er einem Mann von mittlerer Größe bis an die Knie reicht und zwischen dessen ausgespreizten Beinen, wie unter einem gewölbten Thorbogen, ganz gemächlich durchspazieren kann. Die Natur hat hier einmal eine wunderliche Laune gehabt, und es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, ein menschliches Wesen in so überaus kleiner Taschenausgabe, das wahre Seitenstück zu einer Kinder- oder Marionettenpuppe, im vollen Besitz der Lebensthätigkeit sich herumtreiben und seine wohleinstudirten Kunststückchen ausführen zu sehen. Diese körperliche Abnormität setzt wirklich in Erstaunen, und würde einem E. T. A. Hofmann reichlichen Stoff zu phantastischer Auffassung gegeben haben. Die „haute intelligence“ welche in dem wi zigen Männlein wohnen soll, möchten wir, nach seinen pantomimischen Leistungen zu urtheilen, die eben gerade hiervon nichts durchblicken ließen, vorerst noch in bescheidenen Zweifel ziehen, und es ist wohl ein Glück für ihn, wenn er sie nicht besitzt, denn wie schmerzlich und demüthigend müßte es, wäre sein Geist größer als der Körper, für ihn seyn, sich in solcher Weise zur Schau ausgestellt zu wissen und sich den Herren und Damen in den Logen auf der flachen Hand seines Führers zur Kurzweil in seiner rothen Uniform und mit der gewaltig langen Feder auf dem Hut präsentiren zu lassen! Freilich könnte er sich auch dann mit dem Gedanken wieder trösten, eben so geistreich zu seyn, als Die, welche seine Kleinheit anstaunen und seine wunderliche Aeußerlichkeit belächeln; er könnte über die Thorheiten des riesenhaft vor ihm stehenden Menschengeschlechtes, über die kindische Schaulust, über die Anspruchslosigkeit ihres Geschmacks, über das Aufsehen, das er in der civilisirten Welt macht, über die Huld und Gnade, womit ihn Könige und Königinnen beehrt haben und über gar Vieles noch lächeln, und wäre nicht minder im Rechte, als die Schaar seiner Bewunderer. Die Großen dieser Welt haben gar kleine Liebhabereien, vielleicht weil diese die ungefährlichsten sind. — Nun aber zu einer ernsten Frage, wir meinen zu der, ob die Bühne die geeignete Arena für einen Tom-Däumling ist? Unseres Bedünkens gehörte er dahin, wo man seither die Riesen und andere Naturmerkwürdigkeiten, vom Elephanten bis zum Floh herab, angestaunt und bewundert hat. Wenn die Bühne einmal ihre Mission darin erkennt, Curiositäten und Sehenswürdigkeiten, welcher Art sie auch seyn mögen, in ihrem Musentem-

pel einzuführen und den Unternehmern von Meßbuden ins Handwerk zu greifen, wenn ihre Orchester, im Dienste Euterpens groß gewachsen und mit dem Genius eines Mozart und Beethoven vertraut, sich zum Schnurrantendienst hergeben und am Ende noch einem tanzenden Bären aufspielen, ja sich in optima forma, wie dieß heute der Fall gewesen, auszischen lassen müssen, wenn der Bühne, zu deren Ruhm und Ehre die edelsten Geister der Menschheit unsterbliche Meisterwerke geschaffen, auf welcher geniale Künstler nach dem Lorbeer gerungen und an deren Kunstleistungen sich die Jugend begeistert und der gereifte Gedanke des Mannes oft erhoben haben, kein höherer Leitstern vorschwebt, als der, à tout prix ihre Kasse zu füllen und auf die Berechtigung des schaulustigen Publikums zu pochen, wenn dieser Zeitpunkt, dieses bleierne Alter der Kunst, eingetreten ist, — dann hört Alles auf

Und die letzten Sterne löschen
Mit dem letzten Dichter aus!

Es wäre indessen ungerecht, unsern armen, im modernen Staate so stiefmütterlich behandelten Theaterdirektionen die Handhabung der materiellen Existenzfrage zum Verbrechen zu machen, weil sie leider thun müssen, was sie nicht lassen können; aber es ist nicht ungerecht, wenn wir vom Staate verlangen, daß er die Bedeutung und Würde der Bühne, ihren geistigen und sittlichen Einfluß erkenne und beachte, daß er sie vor dem gänzlichen Verfall, dem sie mit schnellen Schritten entgegen eilt, rette, und daß er ihr die erforderliche Unterstützung zuwende. Ist doch für minder wichtige Dinge stets Geld genug vorhanden, warum sollte kein Scherfling für die verwais'te Kunst aufzutreiben seyn? Wahrlich, der Staat sollte nicht geizen, wo es die Bildung und die Gesittung des Volkes gilt, und wo um geringen Preis der schönste Lohn zu gewinnen wäre! W.

Mannichfaltigkeiten.

(Rom, 12. Juni.) Folgende Thatsache zeigt, welch bedauernswerthes Resultat, selbst bei der größten Unparteilichkeit der Richter, die summarischen Formen der Militärjustiz haben können: Es handelt sich wieder um einen Namen, welcher der schwarzen Partei angehört, um Camillo Vettori, Bruder des Erzpriesters von St. Eustache in Rom. In einem Prozeß, welcher vor dem französischen Kriegsgericht, wegen Ermordungsversuch eines Offiziers verhandelt wurde, deponirte Camillo Vettori gegen drei Personen, welche vollkommen unschuldig daran waren. Zwei wurden zu lebenslänglicher Eisenstrafe und der Dritte zum Tod verurtheilt. Der Revisionskonseil kassirte das Urtheil glücklicher Weise. Das neue Kriegsgericht, vor welches die Sache jetzt gebracht wurde, entdeckte, daß Camillo Vettori falsches Zeugniß abgelegt hatte und ließ die drei Unglücklichen sofort in Freiheit setzen, welche auf die Aussagen des Bruders vom Erzpriester wohl zu übereilt verurtheilt worden waren. Da das falsche Zeugniß entdeckt worden war, schritt das Gericht gegen den falschen Zeugen ein. Dieser, an seiner Sache verzweifelnd, stellte sich jetzt verrückt und man schickte ihn ins Hospital und verurtheilte ihn in Berücksichtigung seines „geistigen Krankheitszustandes" nur zu 5 Jahren. In dem Gefängniß, worin er sich jetzt befindet, spielt er noch manchmal vor seinen Kameraden die Rolle eines Narren, womit er vor dem Gerichte so gut reüssirt hat, und wenn man ihn fragt, in welchem Interesse er drei Unschuldige angeklagt habe, antwortet er: es sey geschehen, um seine Carriere zu machen und bei der Polizei eine Stelle zu erhalten. Um Spion zu werden, hatte er zuerst als falscher Zeuge debütirt.

Es ist zu fürchten, daß die geheimen Räthe ganz aussterben, überallher kommen seit zwei Jahren Todesnachrichten, die neuesten aus Sondershausen, wo das ganze Geheimrathscollegium aufgehört und seine geheimen Geschäfte an das Ministerium übertragen hat. Als Geheimräthe sterben sie und als Ministerial- oder Staatsräthe wachen sie wieder auf. Im Nothfall hilft für die Union die Geheimrathstraße in Berlin aus. (Dorfz.)

Sogar die Kirchenzeitungen werden von der herrschenden Preßcholera befallen. Eben zeigt die Leipziger „Allgemeine Kirchenzeitung" von Zille selbst an, daß sie vor der Hand verschieden sey. „Die lähmenden Zeitverhältnisse nöthigen uns, das Schweigen, statt das Wort zu ergreifen." Ein rechter Soldat verläßt nicht gleich seinen Posten, wenn er von ferne Schüsse hört. Angenehm und leicht ist's freilich jetzt gerade nicht, eine Zeitung zu schreiben. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Dresden, 3. Juli.

Unsere Stadt besitzt gegenwärtig drei Tivolitheater. Das eine, Arena genannt und dem Direktor Fr. Mathes gehörig, in einem prächtigen Garten gelegen und von schattigen Bäumen umschränkt, ist das behaglichste, nur leider etwas weit von Dresden entfernt; das zweite, von Ferd. Voigt dirigirt, befindet sich unmittelbar vor dem Plauen'schen Schlage und erfreut sich ebenfalls eines leidlichen Besuches, da es namentlich in den Komikern Neumann, Döbelin und Fr. Wohlbrück (letzterer spielt jetzt am Hoftheater unter großem Beifall), recht wackere Kräfte besitzt; endlich hat Hr. Karich's ein Tivoli im Reussischen Garten, in der Nähe des Bades und Waldschlößchens. Uebrigens muß man den drei Direktoren, was die Aufführung von Neuigkeiten betrifft, eine große Rührigkeit nachrühmen; denn was nur irgendwie nennenswerth unter den jüngsten Lustspielen und Possen, das suchen sie dem Publikum in möglichst guter Weise vorzuführen. Auch Dramen, die das Hoftheater nicht geben will oder kann, wie z. B. Griepenkerl's „Robespierre", Immermann's „Andreas Hofer" ꝛc. werden in der Arena zur Darstellung vorbereitet. Auf dem genannten Theater gastirte vor wenig Tagen Hr. Börner, dessen Leistungen als Flüsterleis und Kluck in der Theaterwelt mit Recht einen großen Ruf genießen. — Das Repertoire der Hofbühne war in dem verflossenen Monate höchst unerquicklich, doch ist Hoffnung zum Besserwerden da, indem die ersten Mitglieder von ihren Gastspielausflügen nunmehr zurückkehren. Die Herren Tichatscheck, Räder, Fräul. Wilhelmi (ihre Königin im „Don Carlos" war neulich ganz vorzüglich) sind bereits thätig, während Frau Bürck und Emil Devrient nach den beifallreichen und ruhmgekrönten Gastspielen sich auch wieder daheim befinden. Frau Palm-Spatzer, die leidend von Wien zurückkam, in Folge dessen sie auch nicht bei Ihnen in Frankfurt gastiren konnte, trat vorige Woche als Valentine (Hugenotten) unter den reichsten Beifallzeichen wieder auf. Die Herren Grans und Liebe sind keineswegs geeignet, Hrn. Th. Liedtcke zu ersetzen, dessen Abgang nun erst recht fühlbar wird. — Von literarischen Gästen sahen wir kürzlich hier Emanuel Geibel, Fedor Wehl, Ludwig Buhl, David Kalisch u. A. Carl Gutzkow verweilte einige Zeit im Bade Warmbrunn, ist aber bereits nach Dresden zurückgekehrt.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Juli. Zweite Gastdarstellung des Admirals Tom Pouce (Alter 18 Jahr, Größe 26½ Zoll) in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Port St. Martin zu Paris. 1) Der Däumling in Californien, Pantomime in 1 Akt. 2) Die Späße des Zwerges. 3) Romance aus der Oper: „Das Thal von Andorre", von Halevy, vorgetragen von Dem. Blinville. Dazu (neu einstudirt): Der Wittwer, Lustspiel in 1 Akt von Deinhardstein, und (zum ersten Male wiederholt): Der Kaiser und die Müllerin. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 9. Juli. (Neu einstudirt): Die Hochzeit des Figaro.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 162. Dienstag, den 9. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

5.

An dünnen, unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte.

Schiller, Kabale und Liebe.

Wo von der Katharinenpforte nach der Hasengasse die Straße, genannt: „der Graben“ zieht, befanden sich früherhin, und zwar dicht an der Hasengasse, die städtischen Backöfen, und wohnte der Stadtbäcker. Aus diesem Grunde und zur Unterscheidung von dem nahe gelegenen Zimmergraben wurde obiger Graben der Bäckergraben genannt.

Wohnhäuser waren hier keine, wohl aber auf beiden Seiten einstöckige Remisen, welche von der Handel treibenden Welt Frankfurts zu Waarenmagazinen benützt wurden.

In einem solchen Magazine finden wir am andern Morgen unsern Herrn Rittmeister, und ihm zur Seite den Herrn Rath Zorn. Beide gruppirten sich um ein großes tannenes Faß, welches von einem kräftigen Manne mit langschößigem Kamisole, ledernen kurzen Hosen und einem gehörigen Haarzopfe im Nakken, eben aufgeschlagen wurde.

Das Faß enthielt die vielberüchtigten Zwetschen, und der Herr Rittmeister hatte, um alle Weiterungen und fremde Einmischungen zu vermeiden, vorgezogen, selbst an Ort und Stelle zu geben und den dicken Herrn zufrieden zu stellen.

„Sie sehen, die Waare ist ausgezeichnet.“

Rath Zorn versuchte, prüfte, nickte: „Recht gut. — Und der Preis?“

„Wie gewöhnlich.“

„Nun, wie werden einig werden.“

„Alle Hagel!“ platzte jetzt der Mann mit dem Kamisole drein.

„Wer ist der Arbeiter?“ forschte Zorn mit leiser Rede.

„Mein Meßhelfer von Sachsenhausen,“ war Beverdicks flüsternde Antwort.

„Ei kennen Sie mich denn nicht mehr?“ trat jetzt der Arbeiter zu dem Rathe heran.

Dieser schüttelte verwundert den Kopf, der Redende aber reichte ihm freundlich die Hand und drückte die zögernd dargebotene Rechte, wie man einem Freunde zu thun pflegt:

„Ich bin ja der Nachtwächter von heute Nacht. — Sie wissen ja von der Portechaise — Sie und die zwei Träger, sie waren alle drei —?“

D r Rath wurde verlegen, Beverdick aber fiel schnell ein: „Was weiß Er? — Gar nichts weiß Er! — Bekümmere Er sich um seine Arbeit.“

Unwillig wendete sich der Aebeiter hinweg und brummte in den Bart: „Wenn unser eins — nun ja; wenn aber die vornehmen Herren — da auch: nun ja.“

Beide Handelsheeren besprachen noch das Geschäft, dann verlangte Beverdick, daß das Faß geschlossen und baldigst abgeholt werden sollte. Rath Zorn machte hiergegen Einwendungen, und die Folge davon war, daß das geöffnete Faß in dem Magazine noch stehen blieb, worauf beide Geschäftsleute die Remise verließen und der Meßhelfer unter sarkastischem Kopfschütteln das große Vorhängschloß an die Thorflügel hing.

Beverdick hätte im Nachhausegehen gar zu gerne erfahren, in welchen geschäftlichen Beziehungen der Herr Rath mit dem Nachtwächter gestanden habe? Jener war jedoch so klug — wenigstens glaubte er, hier klug zu handeln — hierüber nichts verlauten zu lassen, und so prallten alle deßfalls abgeschossenen verblümten Erkundigungs-Pfeile des Herrn Rittmeisters an der Verschwiegenheit des Herrn Rathes wie von einem Eisenpanzer ab.

Unsere Freunde trennten sich auf der Straße, und der Rittmeister kam mißgelaunt in seine Wohnung. Das gestrige, gar nicht noble Auftreten des Rathes hatte seine Brust mit mancherlei Besorgnissen erfüllt, und die heutigen verblümten Andeutungen fügten zu diesem noch — Mißtrauen.

„Nachtwächter — Portechaise — Portechaisenträger und alle drei —?“ es lag gar zu viel in diesen Worten und den Meßhelferfragen. — „Nein, das geht nicht; das wäre gegen die Reputation!“

Hätte der Herr Rath lieber seine Fata mitgetheit, es wäre besser gewesen. Aber es sollte nun einmal so kommen, um dem Rittmeister die projektirte Verbindung immer mehr zu verleiden.

Arme Verliebte! — Es zieht ein Wetter herauf; wir fürchten, es wird einschlagen!

Unserm Herrn Rittmeister blieb indessen heute nicht viel Zeit, um all' diesen schweren Sorgen Raum zu geben; denn morgen war der Geleitstag, und noch heute mußten die neu ernannten Lieutenants, die Herren Johann Heinrich Grunelius, Johann Busch und Wilhelm Jäger, und die Cornets, die Herren Johann Feiner, Wilhelm Daniel Fischer und Henrich Christian Grambs, den beiden Wohlregierenden Herren Bürgermeistern und dem Kriegszeugamte vorgestellt werden.

Kaum daß Beverdick in seine Uniform — blauen weitschößigen Rock mit blauen Aufschlägen und goldnen Tressen, rothe lange Unterweste mit Gold, lederne Beinkleider und hohe Reitstiefel mit Stiefelmanschetten, goldbordirten Dreispitz mit weißem Federbusche und einen Haarbeutel im Nacken, während die gemeinen Reiter nur Zöpfe tragen durften — sich geworfen hatte, als es auch schon in seinem Hause mit Sporen zu klirren begann und die oben genannten Herren Offiziers erschienen. Auch einige neue Cadets hatten sich angeschlossen, um in ihren mit Silber bordirten, auf der Brust mit Litzen verzierten Kleidungen

und mit dem rothen Federbusch auf dem Hute *), gleichfalls den Herren Amtsdeputirten präsentirt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur des Jahres 1850.

(Schluß.)

Nahe an die Politik gränzt die Auswanderungskunde. Zu ihr gehören: „Süd-Amerika und der Freistaat Chile. Von A. Simon und Tr. Bromme. 2. Ausgabe. Bayreuth, Buchner." Diese Schrift ist um so interessanter, da ihr Gegenstand Vielen noch als unentdeckter Welttheil gelten kann, deßhalb aber auch um so vorsichtiger zu benutzen, besonders der von Simon geschriebene Theil, der in geistvoller und glänzender Schilderung der prosaischen alten Welt ein neues gelobtes Land gegenüberstellt. — „Das westliche Amerika nebst Californien und Oregon. Von Ch. Wilkens, übers. von P. E. Gottheil. Mit drei (nach officiellen Untersuchungen entworfenen) Karten. Ebend." Auch dieser Länder Kenntniß ist erst noch im Beginne und jeder Beitrag dazu sehr wichtig, weil der Gegenstand die für Chile erst noch gesuchte Bedeutung für die Auswanderung bereits gewonnen hat, besonders das neue Eldorado Californien. Die Angaben sind nüchtern, kurz und deutlich abgefaßt. — Der eben genannte Uebersetzer hat in gleichem Verlage eine sechste umgearbeitete Auflage seines „kleinen amerikanischen Dollmetschers" als „Führer zur Erlernung der englischen Sprache" herausgegeben. Die Brauchbarkeit des Büchleins wird durch seine Wohlfeilheit (27 kr.) erhöht.

Mehr theoretischen Zweigen des Unterrichtswesens und der Wissenschaften gehören folgende uns zugekommene Bücher an: „Geschichte der Ungarn von M. Horvath. 1. Heft. Pesth, Emich." Der Verfasser war Csanader Bischof und Cultusminister der Ungarn von Mai bis August 1849, verschweigt aber — obgleich Magyare und Geistlicher — ebensowenig die Gräuelthaten der Kreuzfahrer, als die von seines Volkes Vorfahren auf ihren Raubzügen begangenen. Bemerkenswerth ist auch, daß er die erste Einführung des Christentbums unter den Magyaren Bekennern der griechischen Kirche zuschreibt; eine Erinnerung blieb in der Benennung der griechischen Christen als der „Altgläubigen" bei den Magyaren. Wir bezweifeln übeigens, daß diese Erinnerung lebendig genug ist, um von dem griechisch-russischen Czaren als politisches Motiv benutzt zu werden. Die ersten Abschnitte des Buches verhandeln die dunkle Urzeit des Volkes. Trotz der „wohlverdienten Dunkelheit", welche J. v. Müller allen solchen frühen Zeiträumen der Völkergeschichten zuschreibt, zieht doch ihr Geheimniß immer von Neuem den Forschungsgeist des Gelehrten und die Sagendichtungskraft des Volkes an. Um einen Baum ganz kennen zu lernen, müssen wir selbst seinen Wurzeln nachgraben. In neuesten Zeiten hat das Studium arabischer Schriftsteller neues Licht auf den Eintritt der Magyaren in Europa und auf die mit ihnen in Berührung gekommenen Völker geworfen. Dem Verfasser konnten diese Daten noch nicht bekannt seyn. Er hätte indessen mit größerer Bestimmtheit sein Volk dem finnischen Stamme zuzählen sollen. Der Stock der magyarischen Sprache ist finnisch; dazu kam bedeutende slavische Mischung. Aus älterer Zeit her rühren Spuren des Verkehrs mit iranischen (persischen) Völkern; von diesen stammen auch wahrscheinlich die Namen des guten und des bösen Gottes: Isten und Armány. Ueber die Fortsetzung werden wir seiner Zeit berichten. — „Die Völkertafel der Genesis. Ethnographische Untersuchungen von Prof. Dr. Knobel. Gießen, Ricker." Der reiche Inhalt dieses Werkes verdient seine splendide Ausstattung. Eine vollständige Kritik desselben — wenn wir uns ihr auch gewachsen fühlten — würde selbst wieder ein Buch füllen und gehört am wenigsten in diese Blätter. Wir gestatten uns nur einige gelegentliche Aussetzungen, um neben unserer vollen Anerkennung für des Verfassers Gelehrsamkeit und Scharfsinn auch unsere Unparteilichkeit zu bezeugen. Nach unseren Forschungen haben die Iberer (S. 21. 113 ff.), deren Blut und Sprache in den Basken Spaniens und Frankreichs fortlebt, weder mit den Finnen (wie Rask früher annahm), noch mit den kaukasischen Iberern die Abstammung, mit Letzteren vermuthlich auch den Namen nur scheinbar, gemein. Die „etruskische Sprache in Graubündten" (S. 88) ist eine längst zurückgewiesene, irrige Auffassung der dort gesprochenen (rhäto) romanischen Sprache. — In gleichem Verlage und gleich schön ausgestattet erschien der lange erwartete zweite Theil von „J. A. Vullers Institutiones linguae Persicae." — Wir schließen unsere Uebersicht mit der Empfehlung eines anmuthigen, hier bei Brönner erschienenen Büchleins: „Mythologie der Griechen und Römer. Von A. J. Weidenbach." Es ist zum Selbstunterrichte, wie für Schulen bestimmt, namentlich auch für Töchterschulen. Wir heben diesen Umstand hervor, weil ihm des Verfassers geschickte und zarte Behandlung gewisser delikaten Punkte in der klassischen Mythologie entspricht. Das Buch bildet zugleich eine reichhaltige mythologische Blumenlese aus deutschen Dichtern. Obschon der Verf. im Vorworte unserer Ansicht nach das sogenannte Heidenthum mit seiner Symbolik etwas zu scharf von dem Christenthume geschieden hat, so macht er doch häufig an geeigneten Stellen auf den tiefen Sinn der alten Sagen und Bilder und auf die eben so gesunde, als hochgebildete Weltanschauung besonders der Griechen aufmerksam. Wir hoffen, die Fortsetzung des Buches: die Mythologie der nordischen Völker (darunter unserer deutschen Vorfahren), bald anzeigen zu können.

Frankfurt a. M. — Dr. Lorenz Diefenbach.

Sir Robert Peel.

Die Nachricht von dem Tode Sir Robert Peel's gibt uns Anlaß, unsern Lesern eine Scizze seines Lebens und seiner Wirksamkeit vorzuführen.

Dieser vielgenannte und vielverkannte Staatsmann, dessen plötzlicher und unerwarteter Hintritt auch seine politischen Feinde erschüttert hat, war der Sohn eines gleichnamigen Vaters, der sich aus einer niederen Sphäre durch glückliche industrielle Speculation zu Rang und Reichthum erhoben hatte und bei seinem Tode ein unermeßliches Vermögen hinterließ. Die großartige Kattundruckerei, die er in Manchester gründete, wird, wie wir glauben, noch jetzt für Rechnung der Familie fortgeführt. Der jüngere Sir Robert ward im Jahre 1788 geboren und hatte mithin erst sein 62. Jahr erreicht. Als Schul- und Jugendfreund Byrons, sagte ihm dieser eine glänzende Zukunft voraus. Schon mit 21 Jahren trat er ins Parlament und begann bald darauf seine offizielle Laufbahn als Unterstaats-Sekretär für Irland. Schon damals galt er für einen vielversprechenden jungen Mann — a rising young man — und es überraschte daher auch Niemanden, als er bereits 1822 zum Minister des Innern (Secretary of State for the Home Department) ernannt wurde. Differenzen mit Canning über die katholische Emancipationsfrage bewogen ihn 1827 zum Rücktritt; um so größeres Erstaunen erregte es, als er nach Einsetzung des Ministeriums Wellington (1828), in dem er seine frühere Stelle bekleidete, die Vertheidigung der Emancipation im Unterhause übernahm. Seine Tergiversation in dieser Angelegenheit ist ihm öfter vorgeworfen worden, sollte aber durch spätere Schwankungen noch übertroffen

*) Krönungsdiarium Franz des Ersten, 1746. Thl I. S. 189.

werden. Das Reform-Ministerium von 1830 sah Sir Robert Peel in den Reihen der Opposition; er widersetzte sich energisch, aber vergebens, der Verbesserung des Systems der Volksvertretung, und sein Stern schien auf immer untergegangen, als die schwankenden Maßregeln der Whigs, ihre inneren Zwistigkeiten und die, wie man sagt, durch die verstorbene Königin Adelaide (Gemahlin Wilhelms IV.) unterstützten Hofintriguen den Sturz des Ministeriums Melbourne herbeiführten (1834). Sir Robert Peel befand sich eben in Italien; ein königlicher Bote wurde ihm mit der Aufforderung nachgeschickt, das Amt eines Premierministers (ersten Lords des Schatzes und Kanzlers der Schatzkammer) zu übernehmen, während sein früherer Chef, der Herzog von Wellington, sich ihm als Staats-Sekretär des Auswärtigen unterordnete. Sein erster Schritt war die Auflösung des Parlaments. Die neuen Wahlen brachten zwar der conservativen Partei eine ansehnliche Verstärkung zu; die Mehrheit gehörte aber noch immer den Liberalen. Bei der Speecherwahl fiel der ministerielle Candidat, Sir Charles Manners-Sutton, gegen den von den Whigs vorgeschlagenen Abercromby durch, und nach einer 2. und 3. Niederlage entschloß sich endlich Sir Robert, seinen Gegnern das Feld zu räumen. Von neuem in der Opposition, sah er wiederum die Whigs ihre Popularität durch Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit einbüßen, während seine eigene Stellung immer einflußreicher und gebietender wurde und er als Staatsmann und Redner auf dem Gipfel seines Rufes stand. Seine Gegner hielten sich nur noch durch das persönliche Vertrauen der jungen Königin Victoria, die im Jahre 1837 den Thron bestiegen hatte, und durch die wohlberechnete Schonung, die ihnen Sir Robert Peel angedeihen ließ. Ein erster Versuch, das Staatsruder wieder zu ergreifen, scheiterte an der Weigerung der Königin, ihre, whiggistischen Familien angehörigen Hofdamen zu entlassen — obwohl man, vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Vermuthung aufgestellt hat, daß der gewandte Staatsmann diese Schwierigkeit selbst geschaffen habe, weil er die Frucht für noch nicht ganz reif hielt. Nach zweijährigem geduldigen Warten schien ihm endlich die Zeit gekommen, und das Jahr 1841 sah ihn abermals an der Spitze der Regierung. Die Geschichte seines fünfjährigen Ministeriums ist bekannt. Durch die Abschaffung der Korngesetze beleidigte er die Partei, die ihm zur Macht verholfen hatte, auf's Tödtlichste und schrieb sich dadurch gleichsam sein eigenes politisches Todesurtheil. Allein gerade der Umstand, daß ihm dieser Schritt verderblich war und werden mußte, ist ein Beweis, daß er nur aus reinem Patriotismus unternommen wurde — aus Motiven, die ihm weit über dem persönlichen Ehrgeiz standen. Und diese patriotische Aufopferung wird seinen Namen in den Annalen Britanniens mit einem Glanze umgeben, der die Schwächen und Irrthümer seiner langen politischen Laufbahn überstrahlt.

Sir Robert Peel war mit einer Tochter des Generals Floyd vermählt und hinterläßt eine zahlreiche Familie. Sein ältester Sohn war früher Geschäftsträger in der Schweiz, sein zweiter ist im Parlament, der dritte in der Marine. Seine älteste Tochter ist die Gattin des Lord Villiers und Schwägerin der Fürstin Nikolaus Esterhazy.

Der Feldberg am 7. Juli 1850.

Sobald man landgräfl. homburg. Seits in Erfahrung gebracht hatte, daß statt der zu Wiesbaden verbotenen Feier des mittelrheinischen Volksfestes Seitens der Theilnehmer gesellige Gebirgsausflüge nach dem Taunus beabsichtigt wurden, hatte Seine Durchlaucht der Landgraf nichts Eiligeres zu thun, als die beurlaubte homburgische Kriegsmannschaft einberufen und den Feldberg militärisch besetzen zu lassen. Es wurde befohlen, daß irgend welche festliche Demonstrationen, Wettlaufen, Ringen, Steinstoßen u. dgl. nicht zu dulden, auch (man staune!) das Aufschlagen von Ständen zur Verabreichung von Erfrischungen nicht zu gestatten sey. Um allen diesen Befehlen den gehörigen Nachdruck zu geben, hatte jeder Mann 40 scharfe Patronen gefaßt. Damit aber so ungewöhnliche Maßregeln gerechtfertigt erscheinen möchten, hatte man (obschon aus allen darüber erschienenen Zeitungsnachrichten gerade das Gegentheil zu ersehen gewesen war, und ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, sich bei der richtigen Quelle [dem Wiesbader Festkomité nämlich] nähere Auskunft zu erholen) — ohne Weiteres einen Popanz aufgestellt. Dieser Popanz war das Feldbergfest, dessen Abhaltung, wenn gleich in modifizirter Weise, man als sichere Position voraussetzte. Mit einer solchen Voraussetzung konnte denn freilich der Kampf begonnen werden. Das **vermeintliche** Volksfest auf dem Feldberge wurde von Seiner Durchlaucht dem Herrn Landgrafen verboten, und dieses Verbot wurde in allen Zeitungen der Umgegend noch **Tags zuvor** gerade zu rechter Zeit bekannt gemacht. Die homburger Unterthanen, besonders die Mitglieder des dortigen Turnvereins wurden verwarnt, an jenem Tage den Feldberg und die Umgegend zu besuchen u. s. w. Aber auch die Polizei der Nachbarstaaten Nassau und Frankfurt mußte angegangen werden. Die Erstere begnügte sich damit, das erfolgte Verbot dem Wiesbader Fest-Comité einfach zur Nachricht zu bringen und 8 reitende Gensdarmen, nebst einem Beamten des Kreisamts Höchst auf den Feldberg zu beordern. Diese Maßregel war, wie sich später zeigte, für die Spaziergänger nach dem Feldberge nur von Nutzen; denn das Lächerliche eines militärischen Cordons längs der homburger Gränze hätte leicht zu Neckereien und bei der gereizten Stimmung der homburger Soldaten, die sich für gar Nichts auf zwei Tage ihrem gewohnten Berufe entrissen sahen, zu ernsten Thätlichkeiten und Gebietsverletzungen führen können. Conflicte durch freundliche Zusprache und anerkennenswerthes humanes Benehmen zu verhindern, zugleich aber auch die Unverletzlichkeit des nassauischen Gebietes zu verwahren, auf welchem sich die Taunuswanderer gelagert hatten, war die Aufgabe des bezogl. nassauischen Dienstpersonals, welche sie vollständig und befriedigend erfüllten. Was das Frankfurter Polizei-Amt betraf, welchem angesonnen war, das zu Frankfurt für Abhaltung des Feldbergfestes bestehende Comité zu verwarnen, so lud dasselbe, da ein Comité in dieser Hinsicht gar nicht bekannt war, den Lehrer der öffentlichen Turnanstalt, als den bekannten Stifter der turnerischen Volksfeste auf dem Feldberg, vor seine Schranken. Da sich aber hier sofort ergab, daß **von der Abhaltung eines Volksfestes gar keine Rede sey**, daß man nur **gesellige Wanderungen** ohne alle Abzeichen und Demonstrationen beabsichtige, so hatte die Sache dabei ihr Bewenden.

Als nun die Sonne des 7. Juli aufging und ihre ersten Strahlen den Feldberg vergoldeten, erschienen mit ihr, von allen Seiten aus dem Walde hervor brechend, homburgische Tirailleurs, die sich mit gespanntem Hahnen und (!) aufgesetzten Zündhütchen unter die harmlosen Bewunderer eines der großartigsten Naturschauspiele mischten. Es mochten etwa 200 Menschen anwesend seyn. Dank der Vorsehung, daß hier ein Unglück **nicht** eingetreten ist! Von diesem Momente an zogen nun die Schaaren der Gebirgswanderer, unter welchen man mit Vergnügen auch das zartere Geschlecht vertreten fand (leider mochte das Verbot Viele abgehalten haben) ab und zu. Da der Commandant der homburgischen Militärmacht nirgends Anstalten zu „Zusammenrottungen" gewahrte, und da ihm begreiflicher Weise kein Widerstand entgegengesetzt wurde, als er die Inhaber der Bierfässer, Würste und Obstkörbe ernstgemessenst auf das nassauer Gebiet vertrieb, so wurde im Uebrigen eine **freie Circulation der Taunusfreunde gestattet**! Nur ein mit einer schwarzen Hahnenfeder renommirender Bursche aus der Umgegend, welcher mit dem Militär Händel

gesucht hatte, wurde arretirt und nach der Gränze seiner heimathlichen Gemarkung abgeführt, wo man ihn laufen ließ. — Als aber die elfte Vormittagsstunde nahte und Hörnerschall das Heranziehen einer etwas größeren Turnerschaar (es waren die Frankfurter) vermuthen ließ, da änderte sich die Scene. Der homburger Gebietstheil des Feldberges wurde gänzlich gesäubert, auf der Gränze wurde ein Cordon gebildet und in dieser Position erwartete man die Ankommenden. Als diese sich nun auf nassauischem Gebiete ganz gemüthlich lagerten und erfrischten, als ihre Lieder erschallten, da mußte denn doch dem homburgischen Commandanten endlich klar werden, daß er, wie weiland der Ritter Don Quixote, gegen Windmühlen fechte. Dennoch scheinen eine Instructionen sehr gemessen gewesen zu seyn, denn nur auf Verwendung der nassauischen Beamten gestattete er später wieder Einzelnen den Uebertritt auf homburgisches Gebiet. Nachdem man sich erfrischt, an der Aussicht gelabt und gesungen hatte und im Stillen wohl auch „Betrachtungen über die Veränderlichkeit der Zeiten" angestellt haben mochte, zogen die Gebirgswanderer nach und nach wieder ab. Abgeordnete der Turn-, Schützen- und Gesangvereine aus den umliegenden Städten traten Nachmittags in Königstein zusammen, nahmen den Bericht des Wiesbader Fest-Comité's entgegen und legten die Vorbereitung für das mittelrheinische Volksfest des Jahres 1851 der Stadt Butzbach in die Hände, deren Turnverein sich zur Uebernahme bereit erklärt hatte.

So wird das Volk nicht ablassen, in würdiger gesetzlicher Weise von Jahr zu Jahr zu protestiren gegen jeden Eingriff in seine „Bestrebungen nach körperlicher und sittlicher Entwicklung", die neben der Pflege eines ungeheuchelten und wahrhaften religiösen Sinnes, als die Hauptgrundpfeiler wahrer und dauernder Freiheit erscheinen. Mögen dann die Träger der äußeren Gewalt die mittelrheinischen Volksfeste aus „Gründen allgemeiner Ordnung" (als ob jemals bei irgend einem der Feldbergfeste eine Unordnung stattgefunden hätte!) immerhin verbieten; das tiefe Bedürfniß des Volkes nach grundmäßiger, doch dabei friedlicher und gesetzmäßiger Regeneration kann dadurch nicht vernichtet werden!

Neue Sprichwörter.

Wär' Einer für sieben Weisen klug,
Zum Spotte gäb' er noch Stoff genug.

Bei den Menschen ein Taugenichts heißt —
Wer an der Kruste der Armuth beißt.

Wo sich der Teufel hat eingeschlichen,
Da ist er nur immer mit Zwang gewichen.

Und wo man Teufel hat ausgetrieben,
Ist immer Gestank zurückgeblieben.

Verzeihst du Beleidigung allzu leicht:
Gewiß dich bald eine neue erreicht.

Die Lüge ist der Welt verhaßt —
Die Wahrheit wird ihr leicht zur Last.

Womit bedeckt der Mensch der Menschheit Blöße?
Mit seiner Geistes-, seiner Herzensgröße.

Wie wird man leicht ein heft'ger Misanthrop?
Sieht man die Menschen durch ein Mikroskop.

O sagten wir Alles, was wir denken,
Wir würden die besten Freunde kränken!

German Mäurer.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 1. Juli.

Nassau pflegt nicht mit seinen gemeinnützigen Anstalten zu prunken, obwohl in aller Stille in den verschiedenen Zweigen derselben segensreich gewirkt wird. Dießmal lenken wir zuerst die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf das von denselben schon bisher frequentirte landwirthschaftliche Institut auf dem alten Geisberg bei Wiesbaden. Dasselbe zählte im letzten halben Jahre, mit Einschluß der Hospitanten, außer 21 Inländern, 24 Ausländer, letztere aus Frankfurt a. M., Hessen Darmstadt, Bayern, Preußen, der Schweiz, England und Rußland. Die Lehrgegenstände sind im Allgemeinen Mineralogie, Botanik, Zoologie, Naturlehre, Feld-, Garten- und Wiesenbau, Viehzucht, ländliche Baukunst, Thierheilkunde und Gewerbslehre. Es besitzt eine Bibliothek, Naturaliensammlung, physikalische und chemische Apparate, Werkzeuge und Modelle, ein Thierspital, Versuchsanlagen nach verschiedenen Wirthschaftsarten oder Feldersystemen. Der jetzige Direktor ist Professor Dr. Thomä. — Auch das „Allg. nass. Schulblatt", redigirt vom Schulcolleg resp. Hrn. Ministerialrathe Dr. Seebode, nimmt gedeihlichen Fortgang und wächst, unbekümmert um einzelne Befeindungen, die keiner guten Sache ausbleiben, in würdiger Entwickelung. Es wäre zu wünschen, daß sich die beiden Staaten Hessen Darmstadt und Nassau freundnachbarlich über eine Gemeinsamkeit der Ausführung und des Betriebs des Blattes vereinbaren möchten, um auf diesem Wege den traurigen Zeitverhältnissen mit dem edelsten und sichersten Heilmittel d. h. Bildung zu begegnen.

Den Gönnern des Bockenheimer Sommertheaters zur Benachrichtigung, daß am 10. d. die Benefizvorstellung für Frau Fischbach stattfindet, und dazu „Der politische Zinngießer" und „Die schöne Müllerin" auserwählt wurde. Hoffentlich werden sich dieselben im Interesse dieser mit vollem Rechte allgemein beliebten Schauspielerin recht zahlreich betheiligen und ihr dadurch die beste Anerkennung ihrer Verdienste um die genannte Bühne zu Theil werden lassen. B.

Berichtigung.

In Nro. 160 der Didaskalia, in dem darin abgedruckten Schifferlied, lese man im dritten Verse statt „Freudenthränen auf den Höhen": — „Freudenfeuer auf den Höhen".

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 15 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Juli. (Neu einstudirt): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Mittwoch, 10. Juli. (Gastdarstellung der Fräul. von Romani): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Fides: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.
Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 9. Juli. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Aufzügen, frei nach dem Französischen von Töpfer. Hierauf: Die weibliche Schildwache, Liederspiel in 1 Akt nach Lemoine von W. Friedrich, Musik arrangirt von G. Stiegmann.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 163. Mittwoch, den 10. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Ordonnanz des Herrn Bürgermeisters den Befehl überbracht, setzte sich der ganze Reiterzug zu Fuß, unter Vorantritt des Rittmeisters Beverdick in Bewegung, um nach dem Römergebäude zu gelangen.

Tausende von Menschen umsurrten auf der Straße die in Gold, Silber und Federpracht stolz Einherschreitenden, die durch kräftigen Tritt auf das Straßenpflaster die Sporen um so klingender ertönen ließen. Von allen Seiten und sogar aus den dicht besetzten Fenstern flogen ihnen Grüße zu, und sie erwiederten dieselben mit graziöser Handbewegung und noblem Anstande.

Zu dem Römer gelangt, präsentirten die hier aufgestellten Grenadiere das Gewehr, dann wurden die Reiter zu der gleicher Erde belegenen Rathsstube *) geführt, wo der ältere Bürgermeister, Herr Schöffe von Kaib und der jüngere Bürgermeister, Herr Senator Friedrich Maximilian von Lersner, nebst den Herren des Kriegszeugamtes, die Eingetretenen empfingen.

Mit etlichen dienstlichen und freundschaftlichen Besprechungen war die Sache bald abgemacht, und nachdem die Bürgermeister ihren Mitbürgern die Hand gereicht, schieden die Letzteren voll Freudigkeit über widerfahrne Ehre und wahrhaft bürgerlich freundlichen, herzlichen Empfang.

Bei der Rückkehr von dem Römer fand der Rittmeister seine Cäcilie in freudiger Aufregung. Der Anlaß zu diesem Vergnügen wurde ihm jedoch bald klar, als er sich im Zimmer näher umsah und den Sohn des Herrn Rathes allda gewahrte.

Die Liebe findet immer Vorwände und Veranlassung, und so hatte sich auch heute ein Geschäftchen herausgestellt, das unsern liebenden Heinrich in die Wohnung der Erwählten führen mußte.

Er entschuldigte sich indessen bei dem Rittmeister, statt jedoch eine Entschuldigung für überflüssig zu erachten, fand sie derselbe — nicht stichhaltig genug, um ernstere Arbeiten zu versäumen.

Bei den kahlen, frostigen Blicken des Vaters stürzte den Liebenden doch etwas kaltes Wasser über den Nacken. Erschrokken und verwundert blickten sie einander an, die Mutter winkte rasch in's Nebenzimmer.

„Der Soldat steckt heute in ihm, da müßt Ihr ihm mit Zärtlichkeiten vom Leibe bleiben. — Ich kenne das aus Erfahrung."

Schnell waren die Verliebten getröstet, und an dem eben überzogen gewesenen Himmel baumelten wieder in hellem Strahle Geigen von allerhand Sorten. Heinrich hielt es jedoch für gemessen, dem Papa im Kriegerschmuck heute nicht weiter in die Quere zu kommen und empfahl sich der Mutter und dann — der Tochter, wie man sich in solchen Fällen zu empfehlen pflegt. — Verliebte werden es schon wissen.

6.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.

Die folgende Sonne beschien den Geleitstag, und zwar diesesmal recht freundlich, als ob sie den Frankfurtern ihre heutige „Bürgerfreude" ganz besonders verherrlichen wollte.

Die Familie Beverdick saß bei dem Frühstücke, und statt der einfachen Milchbrödchen, war heute zum Caffee ringförmig gestaltetes mürbes Gebäck, sogenannte Geleitsbretzeln, servirt.

Der Bediente trug die blank geputzte Uniform mit Säbel und Pistolen in die Stube, und der Kutscher brachte das blinkende Reitzeug mit rother, goldbordirter Schabracke und Halftern. Der Rittmeister hielt Inspektion, fand Alles in Ordnung, und zeigte heute wieder eine freundliche Miene.

Cäcilie ließ alle Besorgniß entschwinden und, von der Mutter ein wenig unterrichtet, brachte sie das Gespräch auf ein Lieblingsthema des Papa's, nämlich auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der bürgerlichen Reiterei.

Beverdick nickte lächelnd, dann bemerkte er mit belehrendem Tone:

„Schon seit dem Jahre 1657 existirt unsere bürgerliche Reiterei, wo sie bei vorgewesener Wahl Kaiser Leopold des Ersten zur Einholung der Churfürsten und Gesandten aufgerufen und am 13. August gedachten Jahres zum erstenmale auf der Bornheimer Haide gemustert wurde. Sie war damals ohngefähr 90 Pferde stark, jedoch nur mit Säbeln oder Haudegen bewaffnet und nicht uniformirt"

„Da mögt Ihr ja wie eine Rotte aus dem Schwedenkriege ausgesehen haben!" lachte Cäcilie.

„Du hast nicht so ganz unrecht," entgegnete der Rittmeister beifällig und ebenfalls lachend; „denn nach einer mir vor etwa dreißig Jahren gemachten Erzählung unseres alten Quartiermeisters wollte man Anfangs wegen der Verschiedenheit der Bewaffnung unsere Reiter in Kürassiers, Dragoner und Jäger eintheilen, je nachdem sie Visirhelme, Sturmhauben oder nur Hüte auf dem Kopfe trugen, bis man späterhin den Hut als Ordonnanz vorschrieb und aus Allen so eine Art Dragoner mit Hüten machte."

„Gleichmäßige Kleidung erhieltet Ihr wohl später?" forschte jetzt Frau Beverdick.

„Die erste Spur von gleichmäßiger „Mundur", wie sie es nannten, findet man bei der Krönungsfeierlichkeit Kaiser Carls

*) Jetzt das Lokal des Polizeiamtes.

des Sechsten im Dezember des Jahres 1711, wo die bürgerliche Reiterei mit blauen Röcken und rothen, goldverbrämten Westen bekleidet war. Unser jetziger Schmuck stammt erst aus neuerer Zeit, und gibt es einmal wieder eine Krönung, dann werden wir wahrscheinlich noch prächtiger herausstaffirt werden."

„Aber warum tragen denn die Herren Offiziers goldene Borden," fragte Cäcilie mit schelmischem Lächeln, „während die sogenannten Gemeinen nur Silber am Hute und an der Weste haben, und warum sind der Ersteren Pferde mit Roth und Gold, die der Letzteren nur mit Blau und Silber geschmückt? Das ist ja eine Ungleichheit."

„Kind," belehrte der Rittmeister ausweichend, „das ist unsere Auszeichnung, und — das verstehst Du nicht!"

„Warum nennt man Euch denn aber Geleitsreiter?"

Beverdick räusperte sich, dann versetzte er mit gewichtigem Tone:

„Das Reisen zur hiesigen Messe war in früheren Zeiten wegen des vielen Raubgesindels sehr unsicher. Deßhalb vereinigten sich die Regierungen, um die Reisenden mit soldatischem Schutz zu geleiten. Diese Sicherheitsmaßregel mußte jedoch wegen der Kosten von den Reisenden bezahlt werden, und es wurden daher sogenannte Geleitszettel eingeführt, wofür jetzt eine Taxe zu entrichten ist, bei welcher die Juden das Doppelte geben müssen, Handwerksbursche und Studenten aber frei sind *). Wer ohne Geleitszettel betreten wird, unterliegt einer Strafe. Diese Geleitszettel bilden nun eine nicht unbeträchtliche Einnahme, weßhalb die Regierungen streng auf das ihnen zustehende Geleitsrecht halten und pünktlich ihre Reiter zur Messe schicken, um in ihren Distrikten die Landstraßen zu überwachen. Die Ankunft dieser Reiter erfolgt jedesmal in der Ostermesse am Mittwoche vor Ostern und in der Herbstmesse am Donnerstage vor der ersten Meßwoche, welcher Tag der „Geleitstag" deßhalb genannt, und nach alter Sitte werden dieselben von Magistratspersonen feierlich bewillkommt. Früher ritten die betreffenden Herren Deputirten nur mit unsern Stadtbedienten — den sogenannten Einspännigern — dem fremden Geleite entgegen. Seit aber unsere bürgerliche Reiterei errichtet ist, wird diese zu jener Solennität verwendet, weßhalb man uns den Namen: „Geleitsreiter" im gemeinen Leben beigelegt hat. Offiziell wird uns aber diese Benennung nie zu Theil."

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach der Geleitszettel-Taxe zahlte:

Ein Christ zu Fuß	4	kr.
Ein Jude	10	„
Ein Christ zu Pferde	10	„
Ein Jude	20	„
Eine zweispännige Chaise	20	„
Eine vierspännige	30	„
Ein Frachtwagen	1	fl.
Ein Koppelpferd	4	kr.
Ein Ochs oder Kuh	4	„
Ein Kalb, Schaf oder Hammel	2	„

Es war dieß also eine nicht unbedeutende Abgabe.

Die Eisenbahn über die schwäbische Alb.

Friedrichshafen, 2. Juli. Sie werden wohl später eine ausführlichere Schilderung über den gewaltigen Bau der Eisenbahn über die Alb Ihren Lesern nicht vorenthalten; vorläufig erlaube ich mir einige Bemerkungen über die Fahrt von Stuttgart an den Bodensee mitzutheilen. Bis Geißlingen ist die Bahn längst bekannt, der Fahrende überläßt sich der Unterhaltung oder der Betrachtung der reizenden Gegenden, durch die er im Fluge geführt wird; von Geißlingen an ist der Reisende auf das Neue, auf die Ersteigung der Alb äußerst gespannt. Es geht weiter, kaum langsamer, als in dem ebeneren Lande, die gewaltige Lokomotive „Alb" ist vorgespannt, man bemerkt kaum die höhere Steigung, und ehe man recht Zeit gehabt, sich Alles zu betrachten, ist man oben auf dem Plateau, bei der Station Amstetten, 400 Fuß über Geißlingen. Das Erstaunen, der Ausdruck der Befriedigung ist unter den Reisenden allgemein. Von Amstetten geht es, Urspring vorbei, abwärts in das Thal der Lontel, von Lonsee steigt die Bahn auf's Neue, durch einen schönen, kräftigen Laubwald fährt man bis Beimerstetten und nun im raschen Fluge abwärts, Ulm zu, dessen gewaltige Festungswerke bald sichtbar werden, bei den letzteren durch zwei kurze Tunnels hindurch. Man ist in Ulm. Am Bahnhof wird noch gebaut, einstweilen genügt die provisorische Personenhalle. Unmittelbar neben dieser hat sich eine Restauration angesiedelt, man hat 20 Minuten Zeit, etwas zu genießen, die Bedienung ist rasch und gut, der Biertrinker fühlt sich durch den glanzhellen feinen Stoff angenehm erinnert, daß er im altberühmten Bierland angekommen ist. Die Frequenz des Bahnzugs, mit dem ich fuhr, war bis Ulm sehr bedeutend, fast auf jeder Station Zuwachs und Abgang, dagegen von Ulm bis Friedrichshafen weit schwächer, der Oberländer fährt wenig. Der Ulmer hat keine so nahe Stationen, die zu Vergnügungsfahrten sich eigneten, wie die Stationen um Stuttgart herum. Auf dem Wege von Ulm bis zum See ist zunächst die Fahrt auf dem Donaudamm, dann Erbach mit seiner Brücke, später Biberach interessant, hinter Aulendorf die schöne Waldpartie durch den Schussendobel hinab, wo unterhalb der Station (für Waldsee) Durlesbach in tiefster Waldeseinsamkeit hart an der Bahn das Häuschen steht, in welchem vor Jahren der berüchtigte Hannikel durch den Oberamtmann Schäfer von Sulz gefangen genommen wurde; damals ein Schlupfwinkel tief in den Wäldern, jetzt an der Weltstraße! Ravensburg mit seinen vielen Thürmen und schönen Bahnhofgebäuden, bei denen man sich nur fragt: wozu hier so Vieles und Großes? Auch in Friedrichshafen, im schönen, nahe am See gelegenen Bahnhof angekommen, kann der Reisende eine Frage nicht zurückhalten. Der Bahnhof liegt zwischen der Altstadt (Buchhorn) und dem königl. Schlosse (Hofen), jenseits der Stadt am östlichen Ende der Landungsplatz der Dampfschiffe. Warum diese beiden Punkte, bestimmt, in unmittelbare Verbindung zu treten, so weit auseinander gerückt wurden, kann Niemand beantworten. Man habe früher, wird gesagt, die Absicht gehabt, den Landungsplatz neben den jetzigen Bahnhof zu verlegen. Aber wenn man nicht die Absicht hatte, diesen Plan auszuführen, wie die jetzigen vielen Neubauten am Landungsplatze schließen lassen, so mußte man nothwendig den Bahnhof in die Nähe des Landungsplatzes verlegen. Für den Gütertransport ist durch eine Verbindungsbahn gesorgt, aber der Reisende mit seinem Gepäcke hat eine ganz unnöthige Plackerei, um vom Bahnhof zum Dampfschiff oder vom Dampfschiff zum Bahnhof zu gelangen. Ich rathe einem quiescirten Omnibus von Ulm, sein Geschäft hieher zu verlegen und die Reisenden mit Gepäck zwischen Bahnhof und Landungsplatz hin und her zu befördern, er wird kein schlechtes Geschäft machen. Hier in Friedrichshafen scheint man die Bedeutung, welche der Stadt bevorsteht, zu begreifen, zwei hübsche Häuser sind im Bau begriffen, die Krone hat sich durch Anbau vergrößert. Für jetzt ist in den Gasthöfen keine Ueberfüllung, die Reisenden mögen nur kommen! Der Würtemberger Hof beim Schloß in schöner, hoher Lage, die Post neben dem Bahnhof, ein neues, großes Gebäude, der Schwan und die Krone näher bei der Stadt haben die schöne Aussicht auf den See. An Spaziergängen fehlt es nicht, doch wären mehr Wegzeiger und da und dort auch Ruhebänke zu wünschen. Die Badehäuser im See sind trefflich.

Mannichfaltigkeiten.

Der englische Hof in Frankfurt a. M. — erzählt die D. A. Z. — sieht an seiner Mittagstafel die reinste Auslese der Jesuitendiplomatie, eben so wie einer entgegengesetzten Färbung, neben etlichen ganz unschuldigen Jünglingen aus dem bescheidenen Handelsstande. Einer von den Letzteren (der Auftritt spielte vor wenigen Tagen) hatte soeben in der Zeitung gelesen, daß Hr. Hassenpflug in Greifswalde wegen Fälschung zu einer höchst undiplomatischen Strafe verurtheilt worden, und sagte — in seiner irrthümlichen Meinung von Recht und Unrecht — zu seinem Tischnachbarn: „Schöne Ehre für Hrn. Hassenpflug!" Kaum war dem das Wort entfahren, so naht sich eine durch bedeutende Größenverhältnisse bemerkliche Gestalt und herrscht dem gänzlich Unbekannten die Worte zu: „Hr. Hassenpflug ist noch immer so ehrenhaft als Sie!" Es war Hr. Johann Balthasar Timotheus Frhr. v. Linde, Verfasser eines Lehrbuches des Prozesses, worin geschrieben steht, daß ein Dritter sich nicht in Streitfragen mischen darf, bei welchen er kein eigenes Interesse hat. Uebrigens ist es nicht das einzige Mal, daß aus vornehmem Munde der Stoßseufzer erschallt: Revolutionäre würden freigesprochen und der edle Hassenpflug verurtheilt.

(Wronke, 30. Juni.) Am 27. gegen Mittag, während eines heftigen Gewitters, wurde auf der Bahnstrecke zwischen hier und Drazig in Marschewitz der Bahnwärter Pretzel in seiner Wärterhütte von einem Blitzstrahl getödtet. Dieser Fall, welcher nicht vereinzelt dasteht, dürfte wohl geeignet seyn, die Physiker zu fortgesetzten Untersuchungen über die Fortleitung der Elektrizität zu veranlassen; jedenfalls erscheint bei der gegenwärtigen Einrichtung der elektro-magnetischen Telegraphen das Leben der mit denselben unmittelbar in Berührung kommenden Beamten gefährdet.

Vor Kurzem wurde durch den Blankeneser Fischer Kaspar Holtz beim Fischen in der Nordsee ein Geschöpf gefangen, welches, unserer Meinung nach, noch völlig unbekannt ist; es hat einen sehr breiten stumpfen Kopf, ähnlich demjenigen der Meerengel, mit einem gewaltigen Rachen, worin sich eine Art Haifischgebiß befindet, sogar die Zunge ist mit Zähnen besetzt; auf dem Kopfe befinden sich zwei hornartige Fühlfäden, und anstatt der Flossen hat es 4 Füße, welche bedeutend mehr ausgebildet sind, als die Vorderpfoten oder Flossen des Seehundes; es scheint mehr zum Kriechen als zum Schwimmen geschaffen. Die Hautfarbe ist schön dunkelbraun und unten am Bauche weißlich. Das Thier mißt etwa 3—4 Fuß. Der Commandeur Abendroth hat es käuflich für das Museum in Hamburg erstanden, wohin es bereits abgesandt ist. (Z. f. N.)

(Adam Oehlenschlägers Selbstbiographie.) Die Biographie des verstorbenen dänischen Dichters Oehlenschläger, von ihm selbst geschrieben, beginnt soeben in deutscher Originalausgabe (Leipzig, bei Lorck) zu erscheinen. Sie führt den Titel: „Meine Lebens-Erinnerungen. Ein Nachlaß von Adam Oehlenschläger." Erster Band. Es ist eine Erweiterung und Fortführung seiner früher als erster und zweiter Band seiner Werke erschienenen Selbstbiographie. — Bei den jetzt wieder so sehr kriegerischen Aussichten jenseits der Elbe wird ein in diesen Tagen erschienenes Buch Interesse erregen, welches den ersten nordalbingischen Krieg vom Jahre 1848 zum Gegenstande einer leichten unterhaltenden Darstellung macht. Das Buch heißt: „Freischaar-Novellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszug in Schleswig-Holstein. Von Wilhelm Hamm." (Leipzig, Avenarius.)

Einer Mittheilung der „Independance belge" zufolge sind in neuerer Zeit eine Reihe von so schnellen Fahrten mit Segelschiffen vorgekommen, daß diese sich mit den besten Dampfschiffen messen können. So ist z. B. das Schiff „London" in 21 Tagen von Liverpool nach Newyork gefahren, ebendahin der „Wellington" von Portsmouth aus in 17 Tagen, das Schiff „Havre" von Havre aus in 20 Tagen, die Rückfahrt aber vollendete dasselbe Schiff in 13½ Tagen. Es hat also die Hin- und Rückfahrt zusammen in 34 Tagen gemacht, eine für manches Dampfschiff beneidenswerthe Schnelligkeit.

Man schreibt aus Palermo 20. Juni: Im Innern der Insel, im Gebiete von Pietraperzia, in der Nähe eines unter dem Namen Pizzo di Carbillo bekannten, unersteiglichen Felsenkegels, hat sich die Erde an mehr als zwanzig Stellen gespalten. Aus den Oeffnungen dringen unter furchtbarem Getöse Rauch, vulkanische Stoffe und blitzähnliche Flammen.

Man schreibt uns aus Bern vom 2. d.: Ich könnte Ihnen eine ausführliche Schilderung machen vom häufigen Erscheinen mancher sonderbaren Himmelszeichen an unserem Horizonte, und noch mehr vom Uebermaße des Zornes, welches der Himmel unter dem Krachen des Donners auf unsere Alpen ausschüttet. In der That geht die furchtbare Explosion der Gewitter diesen Sommer ins Unglaubliche, und Greise im letzten Stadium des Menschenalters schütteln bedenklich ihr Silberhaupt, noch nie so etwas erfahren zu haben. Ich will Sie nicht damit aufhalten, zu schildern, wie der Hagel reichlich gesegnete Felder zermalmt und die Baumfrucht verheert; auch die Blitze will ich nicht zählen, welche Häuser und mit ihnen meistens die Habe der Inhaber einäscherten. Auch die dabei verlornen Menschenleben will ich übergehen. Nur eine Thatsache lassen Sie mich anführen; sie ist so seltsam. Auf der glarner Alp Bergli (Gemeinde Engi) fuhr letzten Mittwoch der Blitz in eine Heerde Schafe und streckte alle todt zu Boden. Man zählt 156 getödtete Schafe und zwei Rinder. Ein beispielloses Gewitter entlud sich in der folgenden Nacht über Glarus selbst. (Köln. Ztg.)

In Sachsen wird das Turnen in vernünftiger Weise gepflegt und als Erziehungsmittel benutzt. Nach Dresden wird ein auch als Pädagog und Schriftsteller bewährter Turner als Direktor berufen, bei dem künftig alle Lehrer Sachsens einen wenigstens halbjährigen Turnunterricht nehmen müssen. Das soll geschehen, während bereits bestehende Vereine wie in Hohnstein und Löbau aufgelöst worden sind.

Aus Bayern wird der Dorfzeitung folgende Bemerkung geschrieben: „Man hat in neuester Zeit öfters gefragt: Wer hat die Revolution in Deutschland aufgehalten? War es die Anhänglichkeit an die Dynastieen? war es die Gothaer Partei? Wer hat die Revolution vor den Thronen stehen gemacht? — Wir denken, die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer: die Furcht vor dem Socialismus hat sie stehen gemacht, die Rohheit und die unverholen kund gegebene Lust nach Befitztheilung in den unteren demokratischen Schichten. — Wer wollte nicht lieber auch in einem zerstückelten Deutschland leben und die ohnmächtige Bedientenrolle vor dem Ausland fortspielen, als der Rohheit und dem Unverstand eines Handwerksburschen-Regiments in die Hände fallen?"

Alles hat seine Zeit; das Gestirn des Jahres 48 ist am politischen Himmel untergegangen, der Stern der drei Könige von 49 verblaßt und verschwindet und heraufzieht das große Sternbild des Bundestags, vor dem sich die kleineren Schwanzsterne bereits zu neigen beginnen. — Ohne Bild heißt das, die Vor-

läufer des Bundestags sind nach dem Beispiele Sachsens an den Höfen von Stuttgart, Kassel und Darmstadt offen eingezogen und fassen Posto.

Wie gut es doch reiche und berühmte Leute haben. So hat der **Herzog von Wellington** tausende von Bauten und wohlthätigen Anstalten unterstützt und hat sich's keinen Heller, nur einen Bogen Briefpapier kosten lassen, z. B. neulich, wo er von einem Pfarrer um einen Beitrag zu einem Kirchenbau angegangen wurde. Der Herzog schrieb: ich kann nichts geben; es gibt keinen neuen Bau zwischen dem Nord- und Südpol, zu dem ich nicht beitragen soll u. s. w.; aber er schrieb's eigenhändig und der glückliche Pfarrer verkaufte nächsten Tages den Brief für einige 60 Thaler.

Die „Independ. Belge" meldet in einer ihrer neuesten Nummern den Tod der berühmten **siamesischen Zwillinge**.

Der „Corsaire" enthält Folgendes: „In **England**, wo es keine Verkündiger des Socialismus gibt, auch keine Leute, die eine Zwangsassociation begehren, bestehen 14.000 Vereine für wechselseitige Unterstützung, mit einem jährlichen Einkommen von 70 Mill. Francs und einem Gesammtkapitale von 160 Millionen Francs. — In **Frankreich**, wo der Socialismus seine Doktoren, seine Apostel, seine Zeitungen und seine Rednerbühne hat, gibt es nur etwa dreißig Vereine von Köchen, die gerade nicht sehr einig sind, und bloß geliehene Bratpfannen und viele Schulden besitzen."

Zahlreiche öffentliche Mittheilungen aus **Griechenland** stellen das Königreich als den Schauplatz des gräßlichsten Unwesens dar. Die Räuberei und Schurkerei geht von unten bis oben in die Ministerien und findet da oft ihren Anhalt und Schutz. So wurde neulich ein berüchtigter Räuberhauptmann Chormoras hingerichtet, der 36 Mordthaten eingestanden hatte. Unter den Ermordeten waren seine Frau und seine Kinder. Angeklagt zog er ein Zeugniß Koletty's, seines Gönners und früheren Ministers, aus der Tasche, worin der Räuber und Mörder für einen ehrenhaften, unbescholtenen, um's Vaterland verdienten Staatsbürger erklärt war. Chormoras war lange Hauptmann im Heer.

Korrespondenz.

Neu-Isenburg im Großh. Hessen, 7. Juli.

Wohin kirchlicher Zwiespalt und Wankelmuth eines Ortsvorstandes führt, hat die kleine Gemeinde Neu-Isenburg groß und schwer empfunden. Bestand auch früher hier nicht gerade der völligste Einklang zwischen Reformirten und Lutheranern, so war es doch angebahnt und von beiden Confessionen manch schöner Zug religiöser Duldung vorgekommen. Die reformirte Gemeinde daselbst besaß das Recht der freien Wahl ihres Geistlichen. Eine Vereinigung der beiden Confessionen zu einem evangelischen Bekenntnisse war trotz mancher Bemühungen noch nicht zu Stande gekommen. Dennoch zogen die Reformirten vor mehreren Jahren einen Seelsorger, ursprünglich lutherischen Bekenntnisses, der nur kurze Zeit einer evangelisch unirten Gemeinde vorgestanden, Mitbewerbern ursprünglich reformirter Confession vor, weil sie zu seiner Tüchtigkeit Vertrauen hatten. Eine Kirche und ein Geistlicher dienten, wenn auch nicht mit Bewilligung Aller, doch ohne Friedensstörungen, den Bekennern beider Confessionen zu ihrem separaten Gottesdienste, und das Jahr 1848 brachte endlich der Gemeinde die schöne Segnung völligster Harmonie beider Confessionen. Einmüthig hatten sich Reformirte, Lutheraner und alle Katholiken bis auf drei zum evangelischen Bekenntnisse förmlich vereinigt, bei dem Geistlichen ihr Friedenswort durch ihre Unterschrift feierlichst besiegelt. Versöhnung, Freude und großer Jubel war in die Gemüther und Familien wie nie zuvor eingekehrt, die erbittertsten Gegner reichten sich die Hand. Da fraß sich, wie ein tückischer Wurm, der Geist der Zwietracht und des Wortbruchs in den schönen Baum kirchlicher Harmonie ein. Der damalige Bürgermeister Lack mit dem Beigeordneten Wölcker und mehrere Gemeinderäthe mit einer Anzahl ihres Gefolges eröffneten den Reihen der Abtrünnigen, die ihr schriftlich verpfändetes Wort, nach kurzer Herrlichkeit, zu widerrufen sich nicht entblödeten. Sie wollten, wie sie sagten, wieder eine reformirte Gemeinde bilden, von Vereinigung und Friede nichts wissen, und machen seitdem Ansprüche auf gewisse Rechte einer eigenen Kirchengemeinde, die sie durch ihren Zutritt zur Vereinigung vor Gott und dem Gesetze auf's unzweideutigste aufgegeben hatten. Welchen Zwecken diese Abtrünnigkeit fröhnte und welche Hebel für sie in Bewegung gesetzt wurden, um das Häuflein der Apostaten zu mehren, wer mag das sagen? Die Freunde des Friedens, kirchlichen Sinns und ehrlicher Worttreue, Reformirte und Lutheraner, schaarten sich nun um so fester zusammen. Trotz endloser Schmähungen und Verläumdungen, trotz öffentlicher Verhöhnung und Störung bei ihrem Kirchengang und in ihren legalsten Schritten gelang es ihrer Beharrlichkeit endlich, die Genehmigung der Vereinigung durch ihren Landesherrn zu erreichen. Mit anerkennenswerthem Nachdrucke war das Werk der Treue und einer guten Sache auch von dem jetzigen Bürgermeister Schäfer gefördert, Wort und Ehre der Vereinigung von ihm verpfändet, für sie gekämpft, ihre Genehmigung mit Freuden begrüßt worden. Da, fast am Ziele des Ringens um Ehre, Friede und Ordnung, kam auch über ihn der Geist des Wankelmuths und der Abtrünnigkeit. Schalen Einflüsterungen, wie es scheint, mehr als einer andern Stimme folgend, zeichnete er sich selbst plötzlich auf die Liste jener Apostaten ein, die von jener gemeinsamen evangelischen Gemeinde treulos abgefallen waren. So ist der Wurmfraß in die Glaubenstreue der beiden letzten Bürgermeister, und mit ihm in die Handhabung der Ordnung des persönlichen Schutzes in der bedauerlichen Gemeinde, wie leicht vermeidliche Excesse aller Art in letzterer Zeit dieß leider traurig belegen. Möchten andere Gemeinden daraus die ernste Lehre ziehen, daß sie nur Männer von festem Charakter, von Einsicht und Selbstständigkeit an die Spitze ihrer Verwaltung stellen, wenn nicht großes Ungemach über sie kommen soll. Jener Ortsvorstand, welcher seine Unterschrift zurücknahm, bestand in den letzten Decennien stets nur aus Reformirten, ist aber gegenwärtig aus allen Confessionen zusammengesetzt.

Die Gemeinderäthe:

A. Koch.	F. Lönnhard.
C. Renaul.	J. Koch.
F. Engel.	G. Paul.
L. Fandry.	A. Lorey.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 164. Donnerstag, den 11. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Frau Beverdick war während dieser Erzählung an das Fenster getreten und hatte auf den vor dem Hause liegenden und mit Meßbuden bedeckten Liebfrauenberg gesehen. Aus der Höhe des zweiten Stockwerkes, wo sich die Familie befand, konnte man sowohl den ganzen Platz, als auch den hinter den bretternen Läden befindlichen großen Springbrunnen mit dem runden Wassersarge übersehen.

„Du wirst Dich sputen können, Beverdick," rief sie jetzt dem Rittmeister zu, „denn da kommen schon aus allen Ecken Deine — Geleitsreiter heraus. — Sieh da der Hirschhorn, was der für ein großes Pferd reitet mit mächtigen Haarbüschen an den Füßen!"

Der Rittmeister und Cäcilie sahen ebenfalls durch's Fenster.

„Der hat wieder das große Pferd vom Einzler Reinebold," bemerkte Ersterer unwillig.

„Und da der Uhrmacher Spolsvogel auf dem dürren Schimmel!" fuhr Frau Beverdick fort.

„Aber dort unser Nachbar, Herr du Fay," rief Cäcilie freudig, „der hat ein Pferdchen! Hopp, hopp, wie das Männchen macht!"

Der Rittmeister wurde wieder freundlich.

„Nicht alle Bürger können eigene Pferde haben. Aber die Mannschaft ist gut und kann reiten. Alle erhalten auf der städtischen Reitbahn unentgeldlichen Unterricht."

Ungeheurer Lärm und wieherndes Gelächter entstand jetzt plötzlich am Brunnen hinter den Meßläden. Der dort zusammengelaufene Menschenknäuel machte es Anfangs unmöglich, genau zu erkennen, was an jener Stelle sich zutrug, bis endlich Cäciliens junges Auge einen Geleitsreiter allda entdeckte, welcher fortwährend um den Brunnen im Kreise herum ritt.

„Hopp! hopp!" rief jetzt die Menge, und das Pferd drehte sich und ging den entgegengesetzten Weg, aber wieder im Kreise herum, und wenn dieß ein Weile gedauert, so rief der lärmende Haufe abermals: „Hopp! hopp!" und das gefügige Roß wendete und — marschirte wieder im Cirkel.

Der Rittmeister wurde blaß:

„Ich habe doch diesen Spengler Cronebold schon vergangenes Jahr gewarnt, dieses Pferd aus der Farbe des Herrn Lemme nicht mehr zu nehmen. Schon zwanzig Jahre geht es in der Farbe im Kreise herum, ist stockblind und hört auf keinen Ruf. Es glaubt, in seiner Farbe zu seyn, und ist nicht eher von der Stelle zu bringen, bis es Jemand am Zügel wegführt. — Johann, Johann! —" Der Bediente kam. Der Rittmeister flüsterte demselben etwas in's Ohr und dieser ging.

Bald sah man denselben durch die Menge sich hinarbeiten und des Reiters Pferd am Zügel fassen. Das Roß folgte willig, und als es wieder auf gerader Richtung war, stellte der Spengler sich in den einen Bügel und spornte mit dem andern Fuße.

Flugs setzte das alte Thier ein Galöppchen ein, und der Reiter entschwand dem lachenden und schreienden Haufen.

Des Rittmeisters Pferd wurde jetzt an dem Hause vorgeführt. Schnell warf er sich nun in die Kleider, schnallte den Säbel um, drückte den Hut mit dem Federbusche martialisch auf das linke Auge, reichte Frau und Tochter die Hand und eilte mit klirrendem Fuße zur Treppe hinab.

Mutter und Tochter sahen durch das geöffnete Fenster, wie Beverdick gewandt sich in den Sattel schwang und in anständiger Haltung auf seinem edeln Thiere dahin ritt.

„Es ist doch ein schöner Mann," bemerkte Frau Beverdick mit triumphirender Miene. „Alle Nachbarinnen liegen am Fenster und betrachten ihn mit neidischen Blicken."

„O, gewiß! — Gewiß! —" lächelte Cäcilie, und ihr Gesicht verklärte sich mit rosigem Scheine und das Auge glänzte wie frischer Thau im Blumenkelche.

„Dort reitet ja Dein Vater," bemerkte jetzt Frau Beverdick, indem sie nach der Bleidenstraße hinzeigte, „was siehst Du denn nach dem Grimmvogel?*)

Cäcilie aber ließ sich nicht irre machen, und als das Mütterchen ebenfalls nach letzterer Richtung schaute, ja freilich, da war auch einer, den Cäcilie gar zu gerne zum Geleite für das ganze Leben gehabt hätte. Jener Geleitsmann grüßte, Cäcilie dankte und die Mutter lächelte. — Wer meinen wohl unsere freundlichen Leserinnen, daß dieser Geleitsmann gewesen sey?

7. Bürgerliches Vorspiel.

Beverdick ritt nach der Catharinenpforte und hier an dem Gefängnißthurme mit seiner Armen-Sünderstube, welcher die Straße nach dem Kornmarkte zu schließt und welcher eigentlich der Catharinenthurm genannt wurde (der Thurm an der Catharinenkirche hieß der Catharinen-Kirchthurm), traf er mit seinem Lieutenante Grunelius zusammen. An dem Thore, welches gerade an der Kirche die Straße gegen die Zeil endet, und welches die Catharinenpforte hieß, ereilten sie den Cornet Feiner, und so ritten sie nun zu Drei an dem Paradeplatz vorbei nach dem Rahmhofe.

Auf jenem Platze war es lebendig von Soldaten; blaue Uniformen mit weißen Aufschlägen und Bandelieren, die Grenadiere mit der zuckerhutförmigen Spitzmütze, vorn das Blechschild

*) Das Eckhaus an der neuen Kräme heißt zum Grimmvogel.

mit dem Adler und auf dem breiten Patrontaschriemen den blechenen Granatenzünder, die Musketiere aber mit weißbordirten Dreispitzen.

Eben wirbelten die Trommeln und die Soldaten ordneten sich in Reih und Glied; denn der Zeile herab nahte eine Compagnie Konstabler, um nach abgehaltener Inspektion heute die Kanonen erdröhnen zu lassen.

Die blauen Uniformen dieser Kanoniere mit rothen Aufschlägen und Unterfutter, die gelbe lange Weste und die weißen Beinkleider mit hohen schwarzen Kamaschen ließ der kräftigen Mannschaft recht gut, die durch das kleine bordirte Hütchen und das zierliche Pulverhorn, welches statt Patrontasche auf dem Rücken hing, noch etwas Leichtes erhielt. An der Säbelkuppel hatten sie vorn ein kleines Täschchen, auf welchem zwei kleine Geschützrohre sich kreuzten.

Beverdick und seine Begleiter betrachteten das militärische Schauspiel der Inspektion, das indessen schnell geendiget war, worauf von den Soldaten einzelne Abtheilungen sich entfernten, um nach der Gallen-, Bockenheimer- und Friedberger Warte zu marschiren, die Konstabler aber nach den verschiedenen Bollwerken und Schanzen sich begaben, um die Geschütze allda zu bedienen.

An beiden letzteren Warten erschienen Vormittags gewöhnlich nur benachbarte Beamte, um die Gerechtsame des Geleites zu wahren, zu welchem Ende der Landamtmann, etliche Offiziere und einige Soldaten dorthin beordert wurden. Die Sache ging hier ohne besondere Ceremonien ab, wobei nur als Curiosum zu bemerken ist, daß auf der Friedberger Warte die auswärtigen Beamten — gewöhnlich Forstleute — einen dreibeinigen Hund mitbrachten und denselben voranlaufen ließen.

Anders war es jedoch an der Galgenwarte, wo ebenfalls am Morgen eine Abtheilung Mainzische Reiterei unter Anführung churfürstlicher Beamten sich einstellte. Hier mußte die zierliche Observanz genau eingehalten werden. *)

Deßhalb hatte sich schon am frühen Morgen nach und nach eine Compagnie der bürgerlichen Reiterei im Ramhofe eingefunden und, nach Bezwingung der widerspenstigen Pferde, die sich der Ordnung nicht fügen wollten, allmälig in Reih und Glied aufgestellt. Eben hatten die Cadets die letzte Hand an's Werk gelegt, als Rittmeister Beverdick mit seinen Offizieren ankam und die so schön geregelte Mannschaft freundlichst grüßte.

Während nun hier die Bürger sich ordneten, fuhr der zu diesem Morgenzuge deputirte Herr Senator Grambs, einfach schwarz gekleidet, ohne Amtstalar, in einer Herrenkutsche **) in den nahe gelegenen Marstall. Zwei berittene Einspänniger präsentirten demselben ein stattliches Roß mit rother goldgestickter Schabracke, welches derselbe bestieg und den bürgerlichen Reitern Kenntniß geben ließ, daß er seiner Seits jetzt bereit sey.

Sofort setzten sich die Reiter mit gezognem Degen ***) in Bewegung. Voran der roth gekleidete Trompeter mit langer Trompete, woran ein rothes Fähnchen mit dem weißen Adler flatterte, dann Rittmeister Beverdick, dem die Mannschaft, in einzelne Züge abgetheilt, unter Anführung der übrigen Offiziers und Cadets folgte.

---

*) Dieses Geleit hieß eigentlich das Cölnische Geleit, weil es den Weg nach Cöln sicher zu stellen hatte. Vermuthlich hatten sich Chur-Mainz und Chur-Cöln über diese Gerechtsame verglichen.

**) Also werden die auf Kosten der Stadt gehaltenen Equipagen genannt.

***) Sämmtliche Reiter trugen bis zur neuen Organisation im Anfange dieses Jahrhunderts keine Säbel, sondern Degen.

(Fortsetzung folgt.)

Preußens elektro-magnetische Telegraphen.

Der „Deutschen Reform" entnehmen wir folgende interessante Mittheilung über die Benutzung der elektro-magnetischen Telegraphie in Preußen. Die großartige Erfindung der elektro magnetischen Telegraphie hat in Preußen bereits eine so ausgedehnte Anwendung gefunden, daß unser Vaterland in dieser Hinsicht mit den meisten europäischen Staaten wetteifern kann, vielen jedoch hierin weit vorausgeeilt ist. Schon sind von der preußischen Regierung die ausgedehnten Linien von Berlin bis Aachen, Frankfurt a. M., Hamburg, Stettin, Breslau und Oderberg hergestellt, und der Mitbenutzung des Publikums eröffnet. Die Linie bis Oderberg steht mit den österreichischen Linien in Verbindung und bald wird vom adriatischen Meere an der leitende Drath bis an die Küsten des Kanals reichen, denn mit dem 1. October d. J. tritt ein Vertrag zwischen Preußen und Belgien in Wirksamkeit, der die Ausdehnung der Telegraphenlinien bis Ostende und bis an die französische Gränze sichert. Das französische Gouvernement ist bereits darauf bedacht, von Paris aus mit seiner Linie jene Gränze zu erreichen. Bei dem weiteren Ausbau der Ostbahn wird die Telegraphenlinie sich bis Königsberg i. Pr. ausdehnen. Anschlußlinien von Stettin bis Swinemünde und von der Hamburger Linie bis Lübeck sehen ihrer baldigen Ausführung entgegen. In Sachsen ist die Dresden-Leipziger Linie nunmehr vollendet und schließt sich an die Berlin-Leipziger Linie an. Bayern geht mit der Anlage seiner telegraphischen Verbindungen ebenfalls voran, und da die süddeutschen Staaten hierin nicht zurückbleiben dürften, so wird sich binnen nicht zu langer Zeit ein großes telegraphisches Netz über Deutschland und einen großen Theil von Europa ausbreiten. Zur näheren Verständigung über eine gemeinsame zweckmäßige Organisation des Telegraphenwesens in Deutschland tritt im Laufe dieses Monats in Dresden eine Commission von Beauftragten der preußischen, österreichischen, sächsischen und bayerischen Regierungen zusammen, welche nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie bei dem deutsch-österreichischen Postvertrage in Anwendung gekommen sind, nunmehr auch diesen wichtigen nationalen Zweck fördern soll. Wenn auf diese Weise in dem kurzen Zeitraume von noch nicht zwei Jahren von dem preußischen Gouvernement alles Mögliche geschehen ist, um jene großartige Erfindung gemeinnützlich zu machen, was mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpft war, da eine Reihe von Versuchen gemacht werden mußte, und bei der Neuheit dieser Erfindung noch keine längeren Erfahrungen benutzt werden konnten, so ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, die innere Organisation des preußischen Telegraphen-Instituts, sowohl in administrativer, als technischer Beziehung, definitiv festzustellen. Die Telegraphenverwaltung ressortirt bekanntlich von dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, und zunächst von der I. Abtheilung des Ministeriums, dem General-Postamte. Für die spezielle Verwaltung des Telegraphen-Instituts ist eine Telegraphen-Direktion eingesetzt worden, welche zu der I. Abtheilung des Ministeriums eine gleiche Stellung, wie die Ober-Postdirektionen, einnimmt. Die Direktion wird von einem Telegraphen-Direktor, nach den erlassenen Instruktionen, unter eigener Verantwortlichkeit selbstständig geleitet. Den rechtskundigen Beistand leistet einer der Justitiarien des General-Postamtes. Zur Assistenz und Vertretung des Direktors wird bei der Direktion ein Rath angestellt. Derselbe versieht zugleich die Funktionen eines Büreauvorstandes und des Rendanten der Haupt-Telegraphenkasse, und wird ihm das nöthige Kassen- und Büreau-Personal zugewiesen. Außer dem Kassirer fungirt bei der Direktion noch ein Rechnungsbeamter, welchem zugleich die Buchhaltergeschäfte obliegen. Zur Beaufsichtigung der Telegraphen-Stationen und sämmtlicher Linien wird der Di-

rektion eine entsprechende Anzahl administrativer und technischer Inspektoren (Ingenieure) untergeordnet. Derselben steht ein technischer Ministerialkommissarius zur Seite, welcher die Ausführung aller neuen Linien, der Neubauten und der technischen Einrichtungen und Veränderungen leitet, die Thätigkeit der technischen Inspektoren (Ingenieure) mit dirigirt und in allen Fällen, wo in scientifischer Hinsicht bei Versuchen neuer Erfindungen, Anwendung neuer Apparate ꝛc. die Fortbildung des Telegraphenwesens bezweckt wird, mit der Direktion gemeinschaftlich die Interessen des Instituts fördert und wahrnimmt.

Mannichfaltigkeiten.

Die Gefahr, welche dem unglücklichen Dorfe Felsberg i Graubündten droht, rückt mit bedenklichem Schritt täglich näher. Vor Kurzem fand eine sehr bedeutende Ablösung statt, die selbst von den bisher gleichgültig Gebliebenen als Vorbote eines nahen Sturzes von weit größerem Umfange betrachtet wird. Den 30. Juni Nachmittags ungefähr um 2½ Uhr hörte man in Chur zuerst ein dumpfes Dröhnen vom Calanda her, dann wirbelten ob Felsberg Staubwolken hoch auf, und endlich sah und hörte man die losgerissenen Massen mit donnerähnlichem Getöse in die Tiefe stürzen. Das Dorf blieb jedoch verschont, nur ein großer Stein flog in eine Scheune, ohne größere Beschädigung anzurichten. Die übrigen Felsstücke, von denen eines 18—20,000 Kubikfuß mißt, verloren sich in den umliegenden Wiesen und Kartoffeläckern, welch' letztere nicht geringen Schaden erlitten. Ein Glück für die Bewohner von Felsberg war es, daß dieser Sturz bei Tage und nicht in der Nacht erfolgte, der Schrecken und die Verwirrung hätten schlimme Folgen haben können. Das Bedenkliche dieser letzten Ablösung liegt in der Art und Weise, wie dieselbe erfolgte; bei allen früheren überstürzten sich die Massen von oben, nachdem vorangehend eine Lostrennung vom Mutterfelsen eingetreten war. Der letzte Sturz dagegen erfolgte unmittelbar vom Fuße des Ludwigskopfes, so daß nun unbezweifelt ist, daß die ganze Masse mit der Unterlage selbst im Weichen begriffen ist. Nach einer neuerlich wieder vorgenommenen Besichtigung durch obrigkeitliche Personen hat sich die Hauptkluft beim Ludwigskopf seit 10 Tagen um 7 bis 10 Linien erweitert. Seit dem Frühling hat sich die Weichung verdoppelt, indem dieselbe früher wöchentlich 2½, dermalen aber durchschnittlich 5 Linien betrug. Die Bewohner Felsbergs sind nun selbst aus ihrer Gleichgültigkeit erwacht; wer fliehen kann, flieht.

(Schw. M.)

(Ungarischbrod, 27. Juni.) Die Bäder in Töplitz, deren Besitzer der Baron Sina ist, waren bis zum Jahre 1848 ganz so eingetheilt, wie überhaupt die Menschen unter dem Metternich'schen System, in Herrschafts-, Bürger-, Juden- und Bettler-Bäder. Diese aristokratische Verfassung währte so lange, als die Bäder unentgeltlich genommen worden sind. Nun müssen aber die Bäder bezahlt werden, und vor der Bade-Casse sind alle Confessionen gleichgestellt. Ein gewisser Herr vom Adel konnte jedoch nicht begreifen, wie es komme, daß ein Jude sich mit ihm in einem und demselben Wasser-Reservoir baden soll. Er protestirte im Bade gegen diese „Gleichberechtigung", und als ein reicher Israelit aus Troppau seinen Protest nicht beachtete, so machte es ihm der adelige Herr mit der Hundepeitsche begreiflich und trieb den starrsinnigen Juden, dessen Adel bis zu Abraham reicht, mit einer Stange aus dem Bade! — Tages darauf ging der siegestrunkene adelige Herr wieder ins Bad. Was sah er da? Einen Juden! Er ersuchte den Vermessenen — natürlich ganz höflich —, er möchte sogleich weggehen. Hr. B. aus Nikolsburg erwiderte aber: „Herr, ich will mit Ihnen baden; wenn Sie mit mir nicht baden wollen, so gehen Sie hinaus." Kaum waren die Worte ausgesprochen, so greift der Sieger über Troppau nach seinem Stocke, versetzt Hrn. B. einen Streich über die Schulter; dieser packt den adeligen Gegner und drückt ihn in einen Winkel — — der Lärm ruft den Commissär herbei, und Beide mußten aus dem Bade. Die jüdischen Badegäste sind sehr bestürzt und haben nach diesem Vorfalle zwei Tage nicht gebadet. (Wanderer.)

Die „Deutsche Reichs-Zeitung" schreibt: Seit längerer Zeit hat sich ein Gauner, unter dem Namen Fudiker aus Elberfeld, in mehreren Theilen Deutschlands umhergetrieben und unter Mißbrauch der Firmen achtbarer Verlagsbuchhandlungen, z. B. F. A. Brockhaus in Leipzig, Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig u. A. m., Subscribenten auf ein kaufmännisches Werk nicht nur gesammelt, sondern auch 3 Thlr. als Pränumerationspreis für das Ganze oder einen Band erhoben. So unglaublich es auch erscheinen mag, daß sich viele Personen auf so plumpe Weise betrügen lassen sollten, so ist es doch der Fall gewesen; der Gauner hat im großartigen Maßstabe gearbeitet und, wie es scheint, mehrere 1000 Thlr. durch Einziehung der sogenannten Subscriptions-Gelder erschwindelt. Er ist jetzt in Leipzig verhaftet, ein Mann von circa 60 Jahren, der zur Zeit den Namen Pappelsdorff aus der Gegend von Elberfeld führt. Geld hat man nicht bei ihm gefunden, wohl aber Weib und Kind und eine Menge Subscriptions-Listen, bedeckt mit den achtbarsten kaufmännischen Firmen dieser Orte, die beweisen, wie leicht sich die Menschen — selbst Geschäftsmänner — hintergehen lassen. Die deutschen Zeitungen sollten durch Abdruck dieser Notiz ihr Publikum vor ähnlichen Gaunereien, die nicht zum ersten Male bei den s. g. Subscribenten-Sammlern vorkommen, warnen.

(Wien, 5. Juli.) Mehrere hiesige Aerzte haben die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die meisten Kinder, welche nach der Revolution das Licht der Welt erblickten, sich durch ein äußerst lebhaftes Temperament und unruhigen Geist auszeichnen. Viele Mütter, mit denen wir darüber sprachen, bestätigen die Richtigkeit der gemachten Beobachtung. In einigen Vorstädten nennt man diese Kinder „Revolutions-Kinder".

(Toskana.) Ueber das Eisenbahnwesen in diesem Lande hat Graf Serristori ein Schriftchen herausgegeben, aus welchem man Folgendes entnimmt: In etwa a t Jahren wurden in Toskana 138½ Miglien Eisenbahnen gebaut, welche sieben Städte, Florenz, Pisa, Livorno, Lucca, Pescia, Siena, Prato mit einander in Verbindung setzen. Die gewöhnliche Schnelligkeit ist 20 bis 25 Miglien die Stunde, je nachdem die Züge bei den Mittelstationen anhalten oder nicht. Die Baukosten belaufen sich auf etwa 51 Millonen Lire oder 31½ Million. Schwzfr. meist aus dem Auslande. Ertrag liefert bis jetzt blos die Leopoldsbahn, nämlich 3 pCt.; die übrigen Bahnen ergaben bis jetzt gar nichts, aber für die zwischen Lucca und Pescia besteht Seitens des Gouvernements eine Zinsgarantie von 4 pCt., für die Centralbahn von 3 pCt., und man hofft, daß der erst seit wenigen Monaten regelmäßig in Gang gekommene Waarentransport das Verhältniß allmälig zu einem günstigeren machen werde.

(Berlin, Anfangs Juli.) Es ist schon vor einiger Zeit darauf hingewiesen worden, daß die Lehrer einiger Schulen ihre Zöglinge während der gesetzmäßigen Schulzeit zum Gottesdienst des Vereins für innere Mission führen. Jetzt wird dieser Gottesdienst sogar in den öffentlichen Blättern als „Schulgottesdienst" angekündigt, ein Verfahren, das um so mehr auffallen muß, als aus ganz glaubwürdiger Quelle versichert wer-

den kann, daß die städtische Schul-Deputation zu einer solchen Einrichtung ihre Einwilligung nicht gegeben hat, vielmehr gar keine offizielle Kenntniß davon hat.

Der als Componist nicht unbekannte Dirigent der deutschen Oper in Petersburg, Louis Schuberth, ist gestorben.

Am 7. Juli Nachmittags ist in Paris ein Luftschiffer, Namens Lepoitevin, im Beiseyn einer unzähligen Menschenmenge vom Marsfelde auf einem gesattelten Pferde, das an seinem Ballon aufgehängt war, in die Luft gestiegen. Das Pferd schien im Augenblick des Abschiednehmens von der Erde sehr aufgeregt und schlug mit seinen Hufen den Boden, worauf es stand, auf. Allein kaum war der Ballon in der Luft, so verhielt sich das Pferd vollkommen ruhig und ließ die Beine wie gelähmt herunterhangen. Bald sah man den Luftschiffer sein Pferd verlassen und eine Strickleiter hinaufsteigen, um den überflüssigen Ballast herunter zu werfen, dann wieder gewandt herabsteigen und sich auf sein Pferd setzen. Das Wetter war so stürmisch, daß er bald nach Osten hinter den Wolken verschwand. Seitdem hat man noch keine Nachricht von ihm. — Nachschrift: 8. Juli Nachmittags: Der Luftschiffer Lepoitevin ist gestern Abend glücklich zu Grisi im Seine- und Marne-Departement zu Boden gekommen und auf seinem Pferde wohlbehalten nach Paris zurückgekehrt. (K. Z.)

Korrespondenz.

Berlin, 8. Juli.

Der bisherige k. Bibliothekar Dr. Spiker, Besitzer und Herausgeber der Haude-Spener'schen Zeitung, wird in kurzem eine Reise nach dem Süden Frankreichs und nach Spanien antreten. Sicher wird diese Reise auch für die deutsche Literatur und Publicistik in mannichfacher Beziehung Gewinn bringen. — Die Anwesenheit des Hofschauspielers Beckmann aus Wien, der als der treuste Repräsentant des Berliner Humors in früheren Jahren lange ein Liebling des hiesigen Publikums aller Stände war, ist bei dem gegenwärtigen Mangel an allem Interesse für die politischen Begebenheiten ein Ereigniß. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, der Schauplatz, auf welchem Beckmann der Berliner Erinnerungen an die harmlosen Tage unter Friedrich Wilhelm's III. mildem Scepter weckt, wird von den Freunden des Komikers fast bestürmt, und die Verfolgung, die man dem Künstler und schon vor seinem Eintreffen zu bereiten versuchte, hat nur dazu dienen können, die Theilnahme für ihn zu steigern. Künstler nehmen es bekanntlich mit dem für Philister allerdings maßgebenden Festhalten an geschlossenen Verträgen nicht allzu genaue. Auch Beckmann mußte seinem Stande die Vertragspflicht zum Opfer bringen und begab sich vor einigen Jahren an die Hofbühne nach Wien, obschon er der Direktion des hiesigen Königstädtischen Theaters noch auf drei Jahre verpflichtet war. Wer möchte deßhalb mit ihm rechten, wenn ihm das Theater-Publikum seine Flucht verzeihen kann? Die Direktion der Königstädtischen Bühne nimmt aber die malitiosa desertio nicht so leicht; ja sie nimmt sie um so schwerer, als der liebenswürdige Flüchtling eine Bühne als Gast betritt, die seit Jahren Konkurrenz macht und die ohne diesen Gast vermuthlich nicht länger würde haben konkurriren können. Beckmann ist ein Ausländer, und die Königstädtische Bühne hat deßhalb bei dem Stadtgericht eine Beschlagnahme seiner Person beantragt, um ihren Schadenanspruch, der etwa 10,000 Rthlr. betragen soll, zu sichern. Berlin war auf die Entscheidung dieses Streites mehr gespannt, als es auf den eigentlichen Wortlaut des dänisch-deutschen Friedenstraktats ist. Das mag byzantinisch seyn, aber es ist so. Wir vermögen nun aus bester Quelle mitzutheilen, daß das Stadtgericht, welches die Angelegenheit Sonnabend in einer Plenarsitzung verhandelte, den Arrestantrag zurückgewiesen und der klagenden Direktion überlassen hat, ihre vermeinten Entschädigungsansprüche, wenn sie sich damit durchzukommen getraut, im gewöhnlichen Rechtswege geltend zu machen.

Leipzig, Anfang Juli.

Die Theaterbillet-Lotterie ist über Erwarten gut ausgefallen: es sind gegen 2000 Actien abgesetzt werden, was eine Ausbeute von 12,000 Thalern abwirft. Das Bestehen des Theaters während der Sommermonate ist hierdurch gesichert, doch wollen wir nun auch hoffen, daß Hr. Direktor Wirsing in diesem Jahre seinen Versprechungen besser nachkommen werde, als im verflossenen. — Mad. Julius. vom großh. Theater zu Oldenburg, hat ihr leider nur zu kurzes Gastspiel mit der Rustika in der „Schule der Verliebten“ von Blume geschlossen und uns, wie verlautet, auch schon wieder verlassen, um in Berlin an dem neu aufblühenden Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater und in Magdeburg zu gastiren. Wie überall, so wird auch an jenen Bühnen sie der günstigste Erfolg begleiten. Nach ihr gab Hr. Pohle vom Theater in Hannover einige Gastrollen und trat zuerst in „Kabale und Liebe“ als Ferdinand auf. Eine etwas seltsam klingende Empfehlung im hiesigen „Tagblatte“ machte das Publikum mit Hrn. Pohle bekannt, und als Autor derselben nannte sich späterhin ein College desselben, der hier angestellt ist, wodurch es denn eigentlich erst klar wurde, daß seine Empfehlung ironischerweise gemeint gewesen. Sie hat zum Theil ihren Zweck erreicht, indem sie gegen Hrn. P. eine starke Opposition hervorrief. Wenn wir — wie wir es für unsere Pflicht halten — aufrichtig seyn wollen, so müssen wir bekennen, daß Hr. P. wenig angesprochen, was uns befremdet, da er sich eines vortheilhaften Rufes erfreut, und ja auch in Ihrer Stadt längere Zeit mit Beifall gespielt hat. Nun, wir wollen noch abwarten, ob es dem Künstler gelingen wird, bei uns per aspera ad astra zu dringen. — „Die Schwestern auf dem Kinnekullen, oder: Die Goldspinnerin“, heißt ein dramatisches Märchen aus dem Sagenkreise des Nordens, übersetzt aus dem Dänischen von Kannegießer und mit einer höchst originellen Musik ausgestattet von einem Landsmanne des Verfassers, dem talentvollen dänischen Componisten Saleman, das uns neulich zum ersten Male vorgeführt wurde. Es enthält manches Schöne und Poetische, konnte sich aber wegen seines gar zu fremdartigen Inhalts wenig Geltung verschaffen. Die Aufführung war befriedigend. — Robert Schumann's Oper: „Genoveva“, ist nun zwei Mal über die Bretter gegangen. Sie hat einen kleinen Kreis von Musikern entzückt, und auch das, bei der ersten Aufführung versammelte Publikum zeigte sich sehr dankbar, doch erhoben sich zugleich viele tadelnde Stimmen. Der Raum Ihres Blattes gestattet uns nicht, speciell in die Details dieser, jedenfalls genialen Tondichtung einzugehen, und so können wir nur in der Kürze sagen, daß die Ouverture allgemein sehr gefiel, das ganze Werk aber durch eine gewisse Monotonie ermüdete. Die Recitative werden durchaus im Takte gesungen, man hat nirgend einen Ruhepunkt; die Instrumentation ist glänzend, doch für Riesenstimmen berechnet; unsere Sänger waren oft nicht zu hören; dabei ist der Text schlecht bearbeitet, mitunter lächerlich. Ein Musiker fällte ein kurzes Urtheil, das zwar nicht das unsrige ist, dem aber von vielen Seiten beigepflichtet wird. Genoveva, sagte er, ist keine Oper, sondern eine vortreffliche Symphonie mit Gesang.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Juli. Letzte Gastdarstellung des Admirals Tom Pouce (Alter 18 Jahr, Größe 26½ Zoll) in Verbindung mit mehreren Künstlern vom Theater Porte St. Martin zu Paris. Hierzu: Der Kammerdiener, Lustspiel in 1 Aufzuge nach dem Französischen von F. Krickeberg, und: Lorenz und seine Schwester, Vaudeville-Burleske in 1 Akt nach dem Französischen von Friedrich.

Freitag, 12. Juli. Gastdarstellung der Fräul. von Romani: Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Donna Anna: Fräul. v. Romani.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 11. Juli. Familien-Zwist und Frieden, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf: Zwei Herren und ein Diener, Vaudeville-Burleske in 1 Akt von Friedrich. Zum Schluß: Der deutsche Michel, Tableau in 2 Rahmen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 165. Freitag, den 12. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

An dem jetzigen Komödienplatze angelangt, hatte der Herr Senats-Deputatus mit einem Einspännigern bereits an der Seitenstraße, welche zum Marstall führt, sich aufgestellt, und nachdem hier vorschriftsmäßig der Trompeter geschmettert, der Herr Deputatus aber mittelst Abziehen seines Hutes das Kompliment gemacht hatte, ritt der Letztere an die Rechte des Rittmeisters und die Einspänniger begaben sich an die äußerste Spitze des Zuges.

Tausende von Menschen liefen fröhlich neben her, und die liebe Jugend — die Schulmeister hielten natürlich keine Schule — schwenkte lange Zweige, oben mit Blättern geschmückt, welche „Geleitsgerten" genannt wurden.

Ein Glück für die Reiter, daß die Pferde meistens friedfertiger Natur waren, indem dieses Gertenschwenken ansonsten leicht diverse Inkommoditäten hätte nach sich ziehen können.

Am Bockenheimerthore präsentirte die Wache und der Offizier schwenkte den Sponton *). Auf dem Glacis sendete der Rittmeister einen fragenden Blick an den Senator, und als dieser, dem Gewühle baldigst zu entkommen, lächelnd bemerkte: „ein Träbchen!" kommandirte Beverdick: „Im Trab!" und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, ging's nach der Gallenwarte im bunten Durcheinander, wie Pharao mit seinem Heere.

Der alte Stadttrompeter war wohlweislich langsam geritten. „Ohne mich können sie ja doch nichts anfangen," dachte er, und als die „tollkühne" Schaar auf der Gallenwarte anlangte, fehlte die Hauptperson zu der Feierlichkeit. Man mußte sich also zum Warten bequemen, und konnte dieß auch um so mehr, als erst in weiter Ferne das Mainzer Geleit sich zeigte.

Endlich war der Schmetterer angelangt. Man ordnete die Mannschaft, die schweißtriefenden Pferde standen endlich still, und nun — salutirten in feierlich langgehaltenen Tönen die Mainzer Trompeter.

Der Stadttrompeter antwortete, die Mainzer Reiter, etwa zwanzig an der Zahl, schwenkten den Bürgern gegenüber auf, die Beamten und der Senator ritten vor. Nun Komplimente und zierliche Redensarten, und die ernste Feier war abgemacht.

Die Hauptsache aber folgt. Die Reiter saßen ab, und bei einem gehörigen Frühstücke, aus Bretzeln, kalten Speisen und Wein bestehend *), hatte Freund und Feind bald sich so vereinet, daß die gegenseitigen Hüte aus lauter Vergnügen zuweilen verwechselt wurden.

Indessen nahte der Mittag heran. Die Trompeter bliesen deßhalb ihre Fanfaren, die Reiter machten sich bügelfest und in geordnetem Zuge ging es jetzt nach dem freundlich daliegenden Frankfurt.

Unter allgemeinem Jubel zogen Alle ein, und an dem Rahmhof schwenkten die Bürger ab, um gleich darauf einstweilen nach Hause zu den Ihrigen sich zu begeben. Die Mainzer aber ritten nach dem Compostell, um während der Messe allda zu verbleiben.

Der erste Akt des bürgerlichen Drama's war vorüber.

8. Die inhaltschwere Geleitstags-Feier.

Der Nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr fand die bürgerliche Reiterei, diesesmal aber sämmtliche drei Compagnieen derselben, abermals im Rahmhofe versammelt. Da heute die neu ernannten Offiziere der Gesammtheit vorgestellt wurden, so flatterten an der Spitze der Compagnieen die gestickten Standarten, deren erste weiß, die beiden andern von rother Farbe waren. Auch hatte der Heerpauker sich einfinden müssen, um mit seinen kostbar gestickten Paukendecken den heutigen Glanz zu verherrlichen **)

Die Herren Senatoren Schneider, von Völker und Fleischbein von Kleeberg, sämmtlich in einfach schwarzer Kleidung, waren, wie dieß am Morgen geschehen, kurz nach 1 Uhr mit Herrenkutschen in den Marstall gefahren und dort zu Pferde gestiegen. Sodann hatten sich dieselben mit den zugezogenen berittenen Einspännigern an dem Eingange der Straße, welche zu dem Mar-

---

*) Die Offiziere trugen damals zwar Degen, doch kommandirten sie mit einer Art eleganter Hellebarde, welche Sponton genannt wurde. Bei dem Salutiren wurde derselbe auf zierliche Weise mit der Spitze nach unten auf die linke Seite geschwenkt.

*) Die Kosten dieses Frühstücks mußte der Herr Geleits-Deputatus aus eigenen Mitteln bestreiten.

Nach einer, dem Verfasser vorgelegenen handschriftlichen Notiz eines Geleits-Deputatis des vorigen Jahrhunderts wurden dabei verbraucht:

40 Bouteillen guten Wein,
8 desgl. geringeren,
11 Maaskrüge ditto,
40 geraspelte Brode à 2 kr.
30 Milchbrode,
90 große Bretzeln,
45 kleinere ditto,
2 Laibe schwarz Brod,
4 Krüge mineralisches Wasser,
1 Pfund guten Rauchtabak à fl. 2.
12 Pfeifen,
und die Traiteur-Rechnung für kalte Speisen betrug fl. 22. —

Die Gesammtkosten des Frühstücks, einschließlich der Trinkgelder, beliefen sich auf fl. 123. 13 kr.

**) Wenn keine Offizier-Vorstellung war, so blieben Standarten und der Heerpauker bei dem Geleiteinholen zu Hause.

stalle führt, aufgestellt und dem ältesten Rittmeister, als Kommandanten der Reiterei, eröffnen lassen, wie von ihrer Seite zum Beginn der Feierlichkeit nunmehro kein Hinderniß mehr obwalte.

Da der kurze Akt der Offiziers-Präsentation durch die erschienenen Herren Senats-Deputirten des Kriegszeugamtes mittlerweile im Ramhofe vorgenommen worden war, so setzte sich alsobald, etwa 2 Uhr, der feierliche Zug in Bewegung.

Voran der roth gekleidete, mit einem großen Haarbeutel geschmückte Heerpauker, dem die drei Trompeter, ebenfalls in rother Uniform und mit Haarbeulein, folgten. Dann Herr Rittmeister Beverdick mit der ersten, Herr Rittmeister Conrad Caspar Mergenbaum mit der zweiten, und Herr Rittmeister Dietrich Busch mit der dritten Compagnie der bürgerlichen Reiter. Sämmtliche Compagnieen waren in Züge abgetheilt, welche die Lieutenants und Cornets befehligten.

Von dem Rahmhofe bewegte sich der Festzug in möglichst schöner Haltung nach dem jetzigen Komödienplatze, wo wiederum vorschriftmäßig mit den Trompeten geschmettert, diesmal aber auch mit den Pauken gewirbelt wurde, worauf die zu Pferde haltenden Deputati durch Abziehen des Hutes ihr Kompliment machten, sodann aber in den Zug eintritten und ihren Platz hinter den Trompetern nahmen.

Mit den Einspännigern an der Spitze, ging nun das Ganze über den Steinweg, der Hauptwache vorbei, wo die Wache in das Gewehr trat, salutirte, wo das Spiel gerührt wurde und die Herren Deputati wiederum durch Abziehen des Hutes ihr Kompliment machten, und dann über die Zeil nach der Fahrgasse.

Alle Straßen, durch welche der Zug in langsamem Schritte sich bewegte, waren mit freudigen Menschen angefüllt, die zum größten Theile folgten, um der Feierlichkeit der Geleitseinholung beizuwohnen.

Als die Reiterei auf der Brücke anlangte *), krachten zuerst von den beiden Brückenthürmen die langhalsigen Doppelhaken, worauf sowohl von den Rondelen am Kreuzbogen, als von dem Bollwerke des Mainzerecks **) Kanonendonner erschallte, in welchen bald nachher das Schmettern der Carthaunen vom hohen Werke am Affenthore sich mischte.

Die Brücke selbst war von den Musketieren der Stadtgarnison besetzt, so wie diese auch in Sachsenhausen von der Brücke bis zum Affenthore Spaliere bildeten, um den allzugroßen Andrang der Menschen zu beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Missionär Gützlaff.

Königsberg, 27. Juni. Heute Mittag fand eine Vorlesung des Hrn. Gützlaff in der akad. Aula statt vor einem gemischten, größtentheils aus Professoren, Literaten, Studenten, Geistlichen und Offizieren bestehenden Publikum, in welchem auch die Damenwelt nicht ohne Vertretung war, statt. Wer auf den ersten Blick den christlichen Missionär in ihm zu erkennen gehofft, hatte sich sehr getäuscht. Keine lange, hagere Gestalt, kein bleiches hohläugiges Antlitz, kein dunkles feuersprühendes Auge verrieth den religiösen Schwärmer. In dem Alter von etwa 45—50 Jahren, von kleiner, wohlbeleibter Statur, vollem, geröthetem Gesichte, wenig ausdrucksvollen Zügen und einer gewissen Derbheit in seinem Auftreten, ließ sein Aussehen auf einen dem weltlich-praktischen Wirkungskreise Angehörenden, höchstens noch auf einen Landpfarrer schließen. Seine an sich kräftige, obschon nicht wohlklingende Stimme schien durch Heiserkeit zu leiden. Während seines 20jährigen Aufenthalts in der Fremde scheint er das Deutsche etwas verlernt zu haben, auch klang der Accent fremdartig. Sonst war seine Rede geläufig, der Vortrag lebendig und — was Manche der Anwesenden vielleicht nicht erwartet haben mochten — nicht ohne einen gewissen trockenen Witz. Nach einer kurzen, nicht recht verständlichen Entschuldigung seines Verspätens, was seine noch nach chinesischer Zeit gestellte Uhr verschuldet habe, begann der Redner, frei sprechend, seinen Vortrag über chinesische Philosophie. Das eigentliche Thema blieb wegen der Kürze der Zeit (die Rede währte nur eine Stunde) fast unberührt. Hr. Gützlaff gab aber einige lehrreiche Skizzen über die Erdkunde, Religion und Literatur der Chinesen und manche interessante Beiträge zur Sittengeschichte dieses Volkes (sein Glaube an Astrologie, seine Manie für prächtige Begräbnisse u. s. f.), Alles gewürzt durch zahlreiche Anekdoten und selbst erlebte Erfahrungen. Als die Lichtseite des chinesischen Charakters stellte er das zarte Familienverhältniß dar, welches indeß nicht hindert, daß die Väter — wozu sie gesetzlich berechtigt sind — ihre Kinder tödten, wenn sie deren Ungehorsam nicht bewältigen. Er pries aber im Allgemeinen die chinesische Nation als die gehorsamste der Welt. Die Vorlesung ließ manche Blicke in das politische Leben des himmlischen Reiches werfen, die Stoff zu interessanten Parallelen darboten. Die Stabilität der Chinesen beruhe auf ihrem Autoritätsglauben, auf der unerschütterlichen Ehrfurcht vor dem Althergebrachten; sonst wäre der praktische Sinn dieses Volkes Neuerungen nie abhold, wenn man es — was allerdings sehr schwer — von der Nützlichkeit derselben überzeugte. — Der Vortrag, in populärer Form gehalten und manches schon sonst Bekannte berührend, war im Ganzen interessant und zeigte den praktischen Mann und vieljährigen aufmerksamen Beobachter; er war frei von aller religiösen Färbung. Nur am Schlusse trat Hr. G. als Werber für seine Mission auf, indem er den Anwesenden mittheilte, er suche eine Anzahl jüngerer Leute, welche sich als Missionäre ihm anschließen sollen, nicht bloß Theologen, sondern vorzugsweise Männer, die sich den Realwissenschaften gewidmet (Astronomen, Mathematiker, Naturforscher, Baumeister u. s. f.), die aber alle, wie er, vom Glauben an das Christenthum durchdrungen und entschlossen seyn müßten, ihr Leben ganz diesem Berufe zu weihen.

Die australische Wolle.

Die australische Wolle, welche bereits — wie in diesem Jahre zu Breslau und Dresden — auf deutschen Märkten sich findet, bedroht die deutschen Wollenhändler mit einer sehr nachtheiligen Concurrenz, denn diese Wolle wird von Kennern als sehr brauchbar zur Fabrikation gröberer wollener Stoffe erkannt und kann bei fortgesetzter Einfuhr noch um einen etwas billigern Preis als die ihr an Gehalt gleichstehende deutsche Wolle geliefert werden. In Australien wächst nämlich die Wollenproduktion von Tag zu Tag und die Schafzucht bietet einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Erwerbszweig für die Einwohner dar. Man schlägt bereits die Zahl der Schafe in den von Europäern bewohnten Landstrichen auf 20 Millionen an, und diese Zahl, und natürlich mit ihr die Wollenproduktion, mehrt sich besonders durch die Leichtigkeit, mit welcher die Heerden auf den ungeheuren Weideplätzen ernährt werden können, von Jahr zu Jahr. Die Nutznießung der Heerden, also vorzüglich die Wolle, wird

*) Nach einer alten Instruktion sollte zwar mit dem Kanonendonner jedesmal gewartet werden, bis die Kavallerie die Brücke resp. das Affenthor passiret. Es scheint aber damit nicht so genau genommen worden zu seyn.

**) Die hohe Schanze, welche der jetzigen Mainlust gegenüber lag, wurde das Mainzereck genannt. Hier befand sich noch bis in die Primatischen Zeiten eine große eiserne Lärmkanone.

in Australien in Pacht gegeben, und der Nutzwerth eines Schafes fällt und steigt, je nachdem die politischen und merkantilen Verhältnisse an den auswärtigen Märkten sich verschieden gestalten. So fiel im Jahre 1848 auf die Nachricht, daß in den europäischen Staaten eine politische Umgestaltung erfolgt sey, der Werth eines Schafes von 30 Schill. auf 7—8 Schill., da man in commercieller Beziehung von dieser Umgestaltung große Besorgniß hegte, und dieses Sinken war für Viele, welche diese Chance benutzten, die Quelle unermeßlichen Reichthums, da bald diese excessive Besorgniß sich als unbegründet erwies. — Diese eigenthümlichen Pachtverträge werden besonders von Denen eingegangen, welche nach Australien einwandern und zum Ankaufe von Heerden keine disponiblen Mittel besitzen.

Mannichfaltigkeiten.

Von der königl. Regierung in Magdeburg werden mehrere englische Schiffsherren an den Pranger der Oeffentlichkeit gestellt. Es sind die Firmen Byrner und Comp. und Hirschmann Albert und Comp. in Liverpool, welche preußische Auswanderer ihr Geld zahlen und dann lange in dem theuern England warten und auf Segelschiffen statt Dampfschiffen nach Amerika übersetzen ließen. Solche Prellereien sollten zu Gunsten der Auswanderer jedes Mal veröffentlicht werden.

Ein Deutscher, ein Thüringer, der russische Staatsrath Ludwig v. Fischer aus Eisleben, ist in Petersburg im hohen Alter seines Amtes als Direktor der kaiserlichen Gärten schimpflich entsetzt worden. Er hatte in ein Wespennest gegriffen, d. h. zahlreiche und grobe Unterschleife und Unterschlagungen furchtlos aufgedeckt; die kleinen Diebe wurden abgesetzt, die großen aber, sehr hohe und dem Cultusminister nah gestellte Personen brachten den ehrlichen Deutschen zum Fall. Er durfte sich nicht einmal vertheidigen.

Von der Elz, 28. Juni, berichtet die in Karlsruhe erscheinende „Bad. Landesztg.": „Zur Schattenseite der Mission von Triberg. Einer Frau aus der Gemeinde Yach, welche auch die Mission in Triberg besuchte, wurde der Kopf so verrückt, daß sie sich wirklich in vollkommener religiöser Melancholie befindet. Sie wird von der fixen Idee geplagt, daß in zwei Tagen der Tod bei ihr anklopfe, daß sie, wie Christus der Herr, gegeißelt und an's Kreuz geschlagen werde, da sie doch ganz schuldlos sey. Jeder Vorstellung unzugänglich, ist sie vom Wahn besessen, der Heiland komme und führe sie dann an der Hand in die Hölle, und weist deßhalb, da doch Alles vergebens sey, jede Bewegung in freier Luft, jede Arbeit von sich; man hat Mühe, daß sie die nöthigen Speisen genießt. Ein applizirter Aderlaß war ohne Erfolg, ihr Zustand verschlimmert sich vielmehr und gränzt, obwohl durch eintretende helle Zwischenräume unterbrochen, bald wieder an Manie, worin sie ihrem Manne und den Anwesenden bittere Vorwürfe macht, schmäht, schreit und tobt, so daß sie nur mit Anwendung von Gewaltmaßregeln zur Ruhe gebracht wird. Sie ist zwischen 30—40 Jahren, ohne Kinder. Vor diesem betrübten Ausbruch war sie, wie ich höre, tiefsinnig, nachgrübelnd, skrupulös. So wie der Arzt seine Dosis nach der Natur des Patienten einrichtet, so haben es auch die Seelenärzte zu thun, und nervenschwache, skrupulöse Personen sollten von ihren Angehörigen nicht zur Mission gelassen werden, da sie so starke Dosen nicht ertragen können, sondern, weil von empfänglicherem Gemüthe, zärter behandelt seyn wollen."

Ein trefflicher Aufsatz in dem Feuilleton der „Freiburger Zeitung" gibt über Auswanderung unter anderen praktischen Winken auch den nachfolgenden: Noch Eines möchte ich den Auswanderern empfehlen, und das möge Jeder beachten, welchem das Wohl Derer am Herzen liegt, welche ihm künftig in die neue Heimath folgen werden: Unterschreibet vor dem Abgang in die See keine Briefe, welche euch die Agenten vorlegen, um sich vor dem Publikum schön zu machen. Wenn Ihr wirklich von den Agenten, wo Ihr accordirt habt, oder von dem Conducteur, der Euch bis in den Seeplatz begleitete, zu Eurer Zufriedenheit bedient worden seyd, — und dem Schiffseigner könnt Ihr doch kein Zeugniß ausstellen, ehe das Schiff in See ist — so danket Ihnen freundlich dafür und Ihr könnt auch Euern Verwandten darüber schreiben; einem Agenten selber würde ich aber schon aus dem Grunde einen solchen Lobgesang nicht spenden, weil er vielleicht von Andern benützt werden könnte, die mit ihm zwar in Geschäftsverbindung stehen, die aber weniger solid sind und nebenbei für sich von dem Auswanderer herauszwacken, was sie kriegen, oder erst nach Jahren, wo die Verhältnisse des Agenten sich wesentlich können geändert haben, als Mittel dienen wird, Auswanderer anzuwerben.

Das heißt Virtuosität! — In dem an Breslau stoßenden Dorfe Lohna hatte der dasige Müller Ganschinietz seine Baarschaft in einem Kasten wohl verschlossen an sein Bett gestellt, nebenbei aber auch zum Schutze desselben ein geladenes Gewehr; aber trotzdem war dieser Kasten sammt Inhalt an einem der jüngsten Morgen verschwunden, als er, von seinen Geschäften den Tag über mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen, sich eines recht tüchtigen Schlafes erfreut hatte. So sehr er sich auch die Augen rieb, der Schatz war fort, und Fußtapfen von bloßen Füßen zweier erwachsenen Mannspersonen ließen dem Vorsichtigen keinen Zweifel, welchen unerwünschten Besuch er die Nacht gehabt hatte.

Die „New-Yorker Staatszeitung erzählt: Am Mittwoch fuhr die „Empire City" mit einer ansehnlichen Fracht und einer Menge California-Passagiere nach Chagres ab. Tausende waren bei dem schönen Wetter versammelt, um den Scheidenden Lebewohl zuzurufen. Das standesübliche Weinen, wenigstens die thränenfeuchten Blicke der Damen, womit sie ihre abreisenden Liebhaber oder Männer verfolgten, hat jetzt aufgehört; die Reise sieht sich so leicht und lustig an, und die kurze Abwesenheit trägt einen solchen Goldglanz im Hintergrunde, daß die Sehnsucht und der Schmerz der Liebe ganz der Convenienz gewichen ist. Man sieht nur lachende Blicke, welche sich zurufen: „reise glücklich und kehre reich zurück." Die Treue versteht sich von selbst, wenn man den goldenen Schlüssel hat.

James McNice, ein Kaufmann in New-York, empfing von einem unbekannten Knaben eine Kiste, die ihm so sehr verdächtig schien, daß er sie als eine Nachbildung der neulich an einen dortigen Kaufmann gesandten Höllenmaschine betrachtete, womit sein Leben zerstört werden sollte. McNice ging zur Polizei, welche die verhängnißvolle Kiste gedankenvoll anschaute, sie aber nicht zu öffnen wagte. Endlich kam ein Polizist auf den Einfall, daß man das corpus delicti in Wasser stellen und unschädlich machen könne. Dies geschah. Drei Stunden wurden zur Wasserkur festgesetzt, und nach dieser Frist öffnete McNice die Kiste und fand ein Mahagony-Kästchen mit zwei Daguerrotypen seiner Vettern darin. Die Bilder waren in der Mäßigkeits-Heilanstalt leider verdorben.

(Frankfurt, 10. Juli.) Conradin Kreutzer's Witwe darbt in bitterer Noth, er selbst ist in tiefer Armuth gestorben.

Könige und Fürsten waren seine Gönner, in den Salons der Reichen ertönen noch heute seine Lieder, alle Gesangvereine führen seine Quartette aus, das „Nachtlager" ziert fast jedes deutsche Repertoire. Alle, die mit der Musik Verkehr pflegen, Alle, die jemals an Kreutzer's Melodien sich erfreut haben, Theatergänger, Gesangvereine und Liedertafeln, haben eine Schuld der Pietät abzutragen. Die neue Berliner Musikzeitung fordert auf zur Spende, erbietet sich zur Annahme von Beiträgen und weis't zugleich die Bühnen Deutschlands auf die zwei von Kreutzer hinterlassenen noch unaufgeführten Werke hin. Möge man auch in unserer musikfreundlichen Stadt dem Rufe folgen!

Korrespondenz.

Breslau, 7. Juli.

Der Naturforscher Hr. v. Siebold, derselbe, welcher in der Dreisam bei Freiburg das äußerst seltsame Doppelthier (Diplozoon) entdeckt hat, welcher in Folge einer Berufung an hiesige Hochschule im Frühlinge hierhin übersiedelte, hat ganz in der Nähe unserer Stadt ein Thier entdeckt, welches noch kein Gelehrter in Deutschland bisher aufgefunden, welches bis zu dieser Stunde blos in den Umgebungen von Toulouse in Südfrankreich gefunden worden ist. Es ist dieses ein Muschelkrebs, der in den benachbarten Sümpfen lebt, welche Siebold zu durchforschen begonnen hat, welche vielleicht noch größere zoologische Schätze enthalten dürften.

Aus dem Badischen, 9. Juli.

Die Sonntagsruhe, oder der englische Sonntag, wird hier von der Polizei mit aller Strenge aufrecht erhalten, und zwar wird in dem Lande, dessen Fürst und dessen Protektor evangelisch sind, der streng katholische Maßstab angelegt und alle anderen Parteien gezwungen, auch die katholischen Feiertage mitzuhalten. Durch die Durchführung dieser Maßregel, die wenig geeignet ist, der Religion aufzuhelfen, die im Gegentheile das Wenige von Religion noch gar zu ersticken droht, zeigt sich zu deutlich, wie wenig eben der Grundsatz durchgeführt werden kann, trotzdem, daß man die rückgezogene Werkstätte des fleißigen Meisters bewacht, weil man ihn eben an einer nothwendigen Arbeit ertappt. Wird doch in jeder Haushaltung gekocht und in andern öffentlich Speise und Trank ausgegeben! Fahren nicht Kutschen und Wagen umher? Und doch kann der arme Schneider triftigere Motive zur Arbeit haben, als der Lohnkutscher, der, einem reichen Müßiggänger zum Spaß, ins Feld fährt. Wie hoch steht der Ausspruch und die Handlung des Stifters des Christenthums über dieser polizeilichen, jüdischen Halsstarrigkeit?

Freiburg im Breisgau, 4. Juli.

Man hat hier seit einiger Zeit begonnen, statt der Steinkohlen Holz zur Heizung auf der Eisenbahn zu benutzen, wie man sagt, um den Preis des Holzes mehr hinaufzutreiben. Abgesehen davon, daß dieser Grund nicht nur gegen viele Fabriken, sondern auch gegen den Geringen und Armen, der hier nur Holz brennt und brennen kann, wie eine Kriegserklärung lautet, ist die Holzfeuerung viel gefährlicher für die Bahn selbst. So ist in diesen Tagen schon beinahe eine Frau das Opfer der neuen Einrichtung geworden, deren Kleid Feuer gefangen hatte, das nur mit Mühe gelöscht werden konnte.

Köln, 8. Juli.

Vorgestern wurde ein Programm umgetragen mit folgender Ueberschrift: „Conservatorium der Kirchenmusik in den Ober-Pyrenäen (seit 20 Jahren gegründet); Wohlthätigkeits-Anstalt zur allgemeinen Verbreitung der religiösen und heiligen Musik, zum Besten der armen Familien des Thales. Im Dome zu Köln wird Sonntag, den 7. Juli, Morgens 10 Uhr, die große feierliche Messe, genannt die königl. Messe zu Jerusalem, von den 40 französischen Bergsängern ausgeführt werden." Diese Sänger kommen aus dem gelobten Lande, wo sie Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Canaan und andere Orte besuchten; jetzt halten sie einen Umzug in Deutschland. Wir glaubten nicht, daß sie, nachdem sie im Stollwerk'schen Theater auftraten und es dort keine Lorbeerblätter regnen wollte, sich in unsere Kirchen wagen würden. Der Zudrang zum Dom war ein ganz ungewöhnlicher; die Gänge und Hallen waren sämmtlich zum Ersticken angefüllt, überfüllt, wie nie seit dem großen Dombaufeste. Die Künstler begannen, aber sie entsprachen den Erwartungen nicht. Übten nicht jene magische Gewalt eines Orpheus auf die Zuhörer aus. Dieser machte die Thiere zahm, jene dagegen die Menschen wild, denn das Gedränge legte sich nicht bei ihren Tönen. Wie vielstimmig die Herren in den Blousen sangen, möchte schwer zu bestimmen seyn, da in ihren Akkorden oft Töne vorkamen, die sich schwerlich mit den Regeln der Harmonielehre vereinbaren ließen; eben so mag sich der Takt herausstellen, da der Dirigent in rascher Reihenfolge aus einer Taktart in die andere überzugehen schien. An Orten, wie Köln, wo der Gesang sich so aufgeschwungen, sollten diese Sänger nicht erscheinen; in kleineren Städten, wo man noch mehr an die Waldklänge gewohnt ist, mögen sie immerhin Aufsehen machen! — Man ist auch hier sehr gespannt auf den Erfolg, den der Feldzug gegen das Impfen nach sich ziehen wird; denn man ist nicht ganz mehr so von der Zweckmäßigkeit dessen Application überzeugt, da die Pocken so häufig grassiren, wie eben jetzt wieder im südlichen Theile des Regierungsbezirks. Dazu kommen noch andere Fälle, wo die Impflinge in schwere Krankheiten fielen, die durch den Impfakt veranlaßt wurden. So erzählte man uns, daß noch vor kurzer Zeit eine Dame nach dem Impfen derart am Arme erkrankt sey, daß das Uebel bis jetzt trotz einer Badereise nicht gehoben wurde.

Bad Salzhausen, 3. Juli.

Am verflossenen Sonntage fand in unserm besonders zahlreich von Kurgästen in diesem Jahre besuchten Badeort ein Konzert von Gießener Kunstfreunden und zwar zum Besten der Wölfersheimer Abgebrannten statt, welches viele Zuhörer von nah und fern herbeiführte. Sind wir auch seit zwei Jahren gewohnt, in ähnlichen Konzerten viel Gutes und nicht selten Vorzügliches zu hören, so müssen wir doch gestehen, daß das sonntägige Konzert in dem Violinisten Hrn. Wagner einen Glanzpunkt darbot, wie er vorher nicht leicht dagewesen. Sein Spiel, eben so schul- als kunstgerecht, ist so elegant und seelenvoll, wie es nur immer gediegenes Studium und künstlerische Anlage zu geben vermögen, und die ruhige Haltung seines Körpers, die Reinheit des Bogenstrichs, der klangvolle, schmelzende und gesangreiche Ton, welchen er in künstlerischer Begeisterung seinem vortrefflichen Instrumente zu entlocken weiß, machten auf das zahlreich versammelte Publikum einen tiefen Eindruck. Rauschender Beifall suchte den Künstler zu lohnen. Eben so hörten wir, vollkommen befriedigt, aus den Opern Egmont und Stumme von Portici die Ouverturen vierhändig von den Herren Bock und Fritsch vortragen, von denen besonders die erstere hervorzuheben ist, welche mit vielem Ausdruck und Zartheit ausgeführt wurde. Das vielgeliebte Duett aus der Oper Belisar, welches von den Herren Meyer und Daab gesungen wurde, ist noch zu höherem Genuß durch die jugendliche Frische beider Stimmen gehoben worden. Die beiden Baßlieder, von Hrn. Meyer vorgetragen, zeichneten sich durch klangvolle Stimme und leichten Vortrag aus. Die Quartette für Männerstimmen wurden recht lobenswerth gesungen, das darin gut angewendete Piano und die Sicherheit jeder einzelnen Stimme verdienen noch besonders gerühmt zu werden. Wir fügen schließlich den Wunsch hinzu, daß sich solcher Kunstgenuß recht oft wiederholen möge.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12. Juli. Gastdarstellung der Fräul. von Romani: Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Donna Anna: Fräul. v. Romani.

Samstag, 13. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. würtemb. Hofschauspieler und Regisseur. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller. Franz von Moor: Hr. Grunert.

Sonntag, 14. Juli. Gastdarstellung der Fräul. von Romani. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth., Musik von Friedrich von Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur. J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 166. Samstag, den 13. Juli 1850.

Den Friedensmännern.

(Von Ludwig Hub)

Ew'ger Friede heißt das heh're Ziel,
Dem ihr zugewendet euer Streben:
Nicht mehr soll ein blut'ges Waffenspiel,
Herrscht ein Zwiespalt, die Entscheidung geben;
Schlichten lasset ihr der Völker Zwist
Von dem hohen Rath der Nationen,
Der durch seinen Ursprung mächtig ist,
Nicht durch Bajonette und Kanonen.

Ew'ger Friede — himmlisch-schöner Traum!
Wann wird jene gold'ne Zeit erscheinen,
Wo auf Gottes weitem Erdenraum
Alle Menschen liebend sich vereinen?
Wo des Friedens unumwölkter Stern
Seine Strahlen schickt in alle Lande,
Und die freien Völker, nah' und fern,
Eng verbunden sind durch Freundschaftsbande?

Ob sie je erscheinen wird, die Zeit?! —
Die jetzt leben, seh'n sie wohl nicht tagen;
Ew'ger Friede liegt für uns noch weit,
Heiße Schlachten sind erst noch zu schlagen:
Kampfesmuthig gegenüber steh'n
Sich zwei Mächte, die sich stets befehden;
Eine will der andern Untergeh'n,
Von Vermittlung ist hier nicht zu reden!

Erst muß kommen ein Entscheidungstag,
Erst muß sich die große Frage lösen:
Wem die Herrschaft wohl gebühren mag
In der Welt, — dem Guten oder Bösen?
Ob die arme Menschheit fort und fort
Beugen soll im Drängerjoch den Nacken?
Ob dem Volk gehört das letzte Wort
Oder einem Häuptling der Kosacken?

Friede ist ein unschätzbares Gut,
Doch gar oft durch Krieg nur zu erreichen;
Zu ihm führet oft nur ein Weg voll Blut
Und besä't mit aufgethürmten Leichen.
Ohne heißen Kampf lohnt uns kein Sieg
Und kein Heldenruhm, der lebt im Liede.
Zu beklagen bleibt wohl stets ein Krieg,
Aber doch weit mehr ein fauler Friede!

So ein Friede, wie man ihn dem Land
Schleswig-Holstein künstlich hat geschaffen,
Führt das Volk nur an des Abgrunds Rand,
Darum greift es jetzt auch zu den Waffen.
Hätt' es doch den Kampf nicht eingestellt
Im Vertrau'n, sich gütlich zu vergleichen,
Wahrlich, anders stünd' es jetzt am Belt
Und der Däne müßt' die Segel streichen!

Ew'ger Friede — gold'nes Ideal,
Du wirst Ideal wohl immer bleiben!
Auch mit Blut muß hier und da einmal
Die Geschichte ihre Blätter schreiben.
Aus dem rothgefärbten Schlachtfeld sprießt
Völkerwohlseyn, fröhliches Gedeihen;
Wenn der Luftraum Dünste in sich schließt,
Kann ein Sturm nur Reinigung verleihen.

Bringt der Friedensgöttin Opfer dar!
Mög' sie lange, lange bei uns weilen!
Aber er, der oft ihr Schützer war,
Mars, der Kriegsgott, soll die Ehre theilen;
Hat er oftmals doch der Göttin schon
Bahn gebrochen mit dem blanken Schwerte,
Wenn ein mächt'ger Frevler auf dem Thron
Ihr den Einzug in sein Land verwehrte.

„Ew'ger Friede!“ soll die Losung seyn
Aller Menschen auf dem Erdenrunde;
Jeder reihe sich als Mitglied ein
Jenem unsichtbaren Friedensbunde!
Aber muß das gold'ne Ideal
Weichen einst der Wirklichkeit hienieden,
Aus der Scheide dann den blanken Stahl,
Und die Losung sey: „Durch Krieg zum Frieden!“

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Zum Affenthore hinausgelangt, bewegte sich der Zug noch bis zu dem in der Nähe des Apothekerhofes befindlichen Bettelbrunnen, wo Halt gemacht und die Standarten, so wie der Heerpauker unter einem Kommando zurückgesendet wurden. Hierauf trennten sich die Compagnieen, und zwar begab sich die erste nach dem Riedschlage, die zweite nach der Sachsenhäuser Warte

und die dritte nach Oberrad, um durch die betreffenden Herren Senats-Deputirten, beide ersteren das Darmstädtische und Mainzische, die letztere aber das Nürnbergische Geleit zu empfangen *).

Indem wir hier noch kurz bemerken, daß in Oberrad in einem Wirthshause, auf der Warte aber in dem dort befindlichen Saale eingekehrt wurde, wo nach geendeter Feierlichkeit sämmtliche Theilnehmer bei Imbiß und Wein bis zum Abend verharrten, wenden wir uns zu dem, unsere Erzählung interessirenden Rittmeister Broerdick.

Im ruhigen Schritte verfolgte derselbe an der Seite des Senators Schneider seinen Weg nach dem Riedschlage, und die Compagnie folgte mit eingestecktem Seitengewehre. Umschwärmt von Tausenden, die, wie an Pfingsten mit Essen und Getränke beladen waren, hatten sie bald das Ziel ihres Marsches erreicht. Wo gegenwärtig von der Chaussee nach dem Forsthause der Fahrweg auf die Ziegelhütte zu ablenkt und an der Salpeterhütte vorbei nach dem Walde führt, befand sich vormals die Landstraße nach Oppenheim.

Letztere durchschnitt an dieser Stelle die vor dem Walde liegende Wiese, welche wahrscheinlich das Ried genannt werde, und hier befand sich früherhin ein Schlagbaum; zu welchem Zwecke, ist nicht klar, vielleicht für herrschaftliche Zölle, wie denn dort die im Felde befindliche Ruine eines Thores mit Schießscharten oder Luglöchern dieß wahrscheinlich macht.

Dieser Ort nun wurde der „Riedschlag“ genannt, und an ihm fand die feierlichste Einholung des hessendarmstädtischen Geleites statt.

Unsere Reiter zogen sofort heran, und wenn Tausende von Neugierigen ihnen folgten, so waren schon andere Tausende vorangeeilt und lagerten bereits theils auf grüner Wiese, theils am Abhange des eben sprossenden Waldes, indem sie das Mitgebrachte fröhlich verschmausten.

Hierdurch bot das Ganze wirklich einen recht schönen Anblick. Die saftig grüne Wiese, umsäumt von den Anhöhen des Lerchenberges und den Gruppen des dunkeln Waldes, durchschäumte der Lutterbach in lustiger Frühlingsfülle, und fröhliche buntgekleidete Menschen ruhten und schwärmten in der freundlichen Landschaft. Ueber das heitere Getümmel aber ragten zwei große Gezelte, geschmückt mit Tannenreisig und umflattert mit roth und weißen Fahnen und Wimpeln.

Das eine dieser Zelte, geräumig, aber einfach, war zur Aufnahme der Reiter bestimmt, das andere jedoch von etwas geringerem Umfange, sollte den Senator mit seinen Offizieren und Gästen aufnehmen. Was diesem letztern Zelte an Größe abging, ersetzte es durch seine Pracht; über seinem Eingange erhob sich das festlich geschmückte Wappen der Stadt, der weiße Adler in dem rothen Felde, und Fichtenkränze zierten sein Dach. Im Innern aber war es roth ausgeschlagen und Arabesken von weißen seidenen Schnüren schlängelten sich kunstgewandt umher, während schwere Silberquasten den Faltenwurf des Einganges in zierlicher Ordnung hielten.

Der Raum um beide Gezelte war abgepflöckt und mit Seilen umspannt, und die Grenadiere der Garnison wehrten für Unberufene den Zutritt und paradirten zu Ehren der ankommenden Reiter.

Der Senats-Deputirte mit seinem Gefolge war jetzt genaht, und eine dreifache Musketensalve der Grenadiere begrüßte ihn. Hierauf der kaiserliche Marsch mit Trommeln und Pfeifen, der mit der einfallenden Musik der Stadthoboisten wechselte, unter welchen Ehrenbezeugungen die bürgerliche Reiterei an dem Schlagbaume des Riedschlages sich aufstellte *).

Da für Alles Zeit und Stunde genau bestimmt war, so ließ das hessendarmstädtische Geleit auch nicht lange auf sich warten. Nach kurzer Weile feuerte der in dem Walde als ein Vorposten aufgestellte Grenadier sein Gewehr ab, worauf Trompeten erklangen und aus dem Dunkel des Waldes die grün gekleideten Dragoner mit ihren rothen Aufschlägen, weißen Achselschnüren und weiß bordirten Dreispitzen hervorritten **).

Trompetengeschmetter, Trommeln und Pfeifen und kriegerische Musik wechselten mit einander ab, und unter diesem mannichfachen Getön stellten sich die Hessen-Darmstädter hinter dem herabgelassenen Schlagbaume den Bürgern gegenüber auf. Wie am Morgen geschehen, so wurden auch hier zwischen dem darmstädtischen Geleits-Deputirten, welcher der Cavalier genannt wurde und dem Frankfurter Deputatus gegenseitige Komplimente gemacht ***), bis endlich der Schlagbaum geöffnet wurde, die Darmstädter zu den Bürgern heran ritten und die Trompeter zum Absitzen das Zeichen gaben.

Dem Rufe wurde schnelle Folge geleistet, und wenige Minuten darauf sehen wir die Gezelte mit Gästen erfüllt. Wein und Geleitsbretzeln im Ueberfluß standen in dem einen für die Reiter bereit, in dem andern aber harrten zwei schön geschmückte Tafeln, reichlich servirt mit feinen kalten Speisen und Weinen, einer freundlichen Erledigung. Die größere derselben war für die hohen Herrschaften bis zu den Cadets, die kleinere am Eingange des Zeltes für den Frankfurter Trompeter und die Darmstädter Unteroffiziere. Der Herr Senats-Deputirte aber war für heute der Gastgeber, und auf seine Kosten freute sich Vornehm und Gering des schönen Tages †).

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Rangordnung war eigentlich, daß der im Dienst älteste Deputatus nach Oberrad, der folgende auf die Warte und der jüngste nach dem Riedschlage sich zu begeben hatte. Hiernach hätte der Senator Fleischbein von Kleeberg, welcher am 21. August 1737 in den Rath kam, während der Senator Schneider bereits am 28. August 1736 in denselben getreten war, eigentlich an den Riedschlag gehört. Für unsere Erzählung wäre dieß indessen nicht thunlich gewesen, und so mögen die Leser diesen Verstoß gegen die Rangordnung entschuldigen.

*) Wenn es sehr heiß oder etwas kalt war, stiegen die Reiter auch ein wenig ab und wurde dann jedem zwei Gläser Wein, aber nicht mehr, verabreicht.

**) In alten Papieren werden auch hessendarmstädtische Husaren erwähnt. Ob im Jahr 1739 Dragoner oder Husaren das Geleite ritten, muß man deßhalb dahingestellt seyn lassen.

***) Die vorschriftsmäßige Rede des Frankfurtischen Geleits-Deputirten lautete also:

„Daß der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda, Hanau, Schaumburg, Ysenburg und Büdingen einem Hochedeln und Hochweisen Rath des heil. Römischen Reichs Stadt Frankfurt am Main das gewöhnliche Meßgeleit durch Eure Hochwohlgebornen überliefern lassen, ein solches hat gedachter Ein Hochedler Rath mit dem unterthänigsten Danke zu erkennen, und ich soll, in so ferne von Dero Seiten nichts Ungewöhnliches vorgefallen seyn wird, solches in Empfang nehmen, dessen ich mich, unter gedachter Verwahrung, andurch entledige, ist mir um so schätzbarer, als ich zugleich die Ehre habe, Euer Hochwohlgeboren diejenige vollkommene Hochachtung zu bezeugen, welche ich bei jeder eräugnenden Gelegenheit an den Tag zu legen nicht verfehlen werde, in welcher besondern Hinsicht ich mir denn die Ehre des geneigten Zuspruchs unter dem aufgeschlagenen Zelt ausbitte.

†) Der Herr Senats-Deputatus erhielt zwar nach der erwähnten handschriftlichen Notiz hierzu von einem hochedlen Rathe:

1) ¼ Ohm Wein für die Reuter,
2) 4 Maas Wein, so besser für den Geleits-Deputatum,
3) 50 Stück kleine Bretzeln, das Stück zu 4 Kreuzer,
4) 24 Römergläser und 2 gläserne Pokale, deren Größe sich Herr Deputatus aussuchen, nach dem Gebrauch aber auch behalten durfte; weil aber dieses nicht hinreichen wollte, so wurden

Die Newyorker Polizei und ihre Wirksamkeit.

Der Bericht, welchen der Chief of Police über das Polizeidepartement der Stadtverwaltung dem Common Council übergab, umgreift fünf Monate, vom 1. Nov. 1849 bis zum 31. März d. J. Während dieser Zeit sind zehn tausend drei hundert und zwei und fünfzig Personen wegen gesetzlicher Uebertretungen verhaftet. Von dieser Zahl waren 753 Individuen, außer Denen, die von verschiedenen Distrikts-Courts arretirt wurden, eines groben Verbrechens angeklagt. 17 wurden wegen Nothzucht und 22 Personen wegen Raub ersten Grades gefänglich eingezogen. Bei dem Corporations-Attorney kamen 874 Anklagen wegen Uebertretung von Verfügungen der Stadtverwaltung ein. — Während der 6 Monate vor dem 1. Nov. 1849 fehlten, wie der Bericht sagt, durchschnittlich 58 Polizeibeamte täglich im Dienste. Während des Zeitraumes, den dieser Bericht umgreift, fehlten nur täglich 38 Mann. Der Chief of Police gibt diese Besserung der Policisten auf den Befehl des Stadtmayors, daß kein Police-Officer einen Taglohn erhalten würde, sobald er einen Tag versäume und keine genügende Entschuldigung durch Krankheit oder sonstige erhebliche Gründe beweisen könne. — Binnen den 5 Monaten sind nicht weniger denn 24,028 Personen, welche Nachts kein Obdach hatten, in den 18 Stationshäusern der Polizei beherbergt, 947 verlorene Kinder wurden ihren Eltern zurückgegeben, 153 Personen wurden krank auf der Straße gefunden, 76 wurden von dem Tode des Ertrinkens gerettet, 114 Feuersbrünste sind ausgelöscht, 791 Kaufläden und Häuser standen Nachts unverschlossen und wurden geschützt, 144 Pferde und anderes Vieh wurden herrenlos gefunden und für die Eigenthümer gesichert, und 16,320—43 Dollars wurden den Berauschten u. s. w. in den Stationshäusern abgenommen und später zurückerstattet. — Der Bericht ist höchst kurz und einfach, — ihm fehlt ganz das Eugen-Sue-Gewand, worin der Chief of Police, Hr. Matsell, seinen letzten Bericht zu hüllen suchte.

— Zwölf Polizeibeamten mit sechsläufigen Pistolen bewaffnet, sind unter Anführung des Assistant-Kapitäns Morris an die Hudson- und Delaware-Eisenbahn gesandt, um die dortigen Arbeiter, welche keine Nachtarbeit gestatten wollen, zu bändigen.

— Vom 13. bis 18. Mai sind 8 oder 9 wahnsinnige Frauen, welche sich auf den Straßen umhertrieben, in das Irrenhaus gesandt.

Nordamerikanische Miscellen.

Ein Abolitionisten-Meeting in Brooklyn ging ohne alle Störung durch. Der Neger Philipps sprach mit ausgezeichneter Beredtsamkeit, hielt sich auf dem rein christlichen Standpunkte, schimpfte nicht wie Garrison, eiferte nicht krankhaft wie Douglaß und würdigte die Sklavenfrage von ihrer politischen Seite. Er gab den Werth der Sklaven im Süden zu reichlich 20 Millionen Dollars an.

— Das Sklaveninteresse des Südens beabsichtigt in Washington eine Zeitung als ihr Organ zu errichten.

— Briefe bis zum 23. Februar von der afrikanischen Küste melden, daß die dort zur Unterdrückung des Sklavenhandels aufgestellten britischen Kriegsschiffe neuerdings wieder viele Sklavenfahrzeuge weggenommen haben. So fiel dem Rattler eine große amerikanische Brigg, die 450 Sklaven führte, in die Hände. Der Pluto erbeutete 3 amerikanische Schiffe, welche jedoch noch keine Sklaven eingenommen hatten, und die Water-Witch nahm die Brigg Encarnacion mit 800 Sklaven an Bord weg.

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt noch ferner aus Paris vom 9. Juli über die bereits erwähnte Luftschifffahrt: Der Luftschiffer Lepoitevin erzählt, daß sein Pferd, da der Ballon mit reißender Schnelligkeit durch die heftigen Winde in eine für dasselbe zu bedeutende Höhe geführt worden war, plötzlich einen großen Blutverlust durch den Mund erlitten hat, eine Folge des gestörten Gleichgewichts zwischen der inneren und äußeren Spannung der Luft, wovon der Mensch weniger leicht als die Thiere belästigt wird. Er selbst empfand bald eine unerträgliche Kälte, woran auch zum Theil seine leichte Kleidung Schuld war, und zuweilen Schwindel, da er durch die entgegengesetzten Luftströmungen fast ununterbrochen mit seinem Ballon in einer drehenden Bewegung erhalten wurde. Ueber den Wolken sah er mehrere Regenbogen und andere Erscheinungen der Brechung der Sonnenstrahlen. Beim Herunterkommen hatte er die größte Mühe, Anker zu werfen, und wurde mit seinem Ballon, Korn und Obstbäume umreißend, eine ganze Stunde Weges fortgerissen, bis er an einen Wald gerieth, wo er einen starken Eichenast erhaschte und bald Hülfe erhielt. Während dieser Zeit streifte das Pferd immerwährend Felder und Bäume, deren Gipfellaub es begierig fraß, was es sogar that, während es über die höchsten Eichen hinweg streifte. Von den Bewohnern des Dorfes Grisi festlich empfan-

von dem Deputatus auf eigene Kosten zur Feierlichkeit noch weiter mitgenommen:

1) 3/4 Ohm geringeren Wein für die hiesigen Reuter und Darmstädter Husaren,
2) 30 Maas guten Wein,
3) 30 Stück Bretzeln à 14 kr.
4) 60 Stück Raspel-Brod à 2 kr.
5) 40 Stück Milchbrod,
6) 90 kleine Bretzeln,
7) ein Pfund guten Rauchtabak,
8) 20 lange Pfeifen,
9) 6 Krüge Mineralwasser,
10) 6 Dutzend Römergläser, ein Pfund Lichter und etwelche Flakkerspähne.

Auf die Haupttafel zu 32 — 34 Converts mußte nach gutem, alten Herkommen aufgesetzt werden:

1 großer Rehbraten,
3 große Welsche,
1 großer Schinken,
2 Schüsseln Göttinger Wurst,
2 desgl. mit Schwartenmagen,
2 desgl. mit Rindszunge,
2 desgl. mit gefüllten Milzen,
2 desgl. mit Sardellensalat,
2 desgl. jede mit 15 Zitronen,
2 Körbchen, jedes mit 12 Diepen,
1 desgl. mit 24 großen Bretzeln,

Auf den Nebentischen zu fünf Converts:

1 Schinken,
1 Rehschlägel,
1 gespickter Kalbsbraten,
2 Teller mit Schwartenmagen,
2 desgl. mit Göttinger Wurst,
1 Schüssel mit 5 großen Bretzeln.

Die Cadets sollen aber auch zuweilen die Schüsseln der Herren-Tafel an die Unteroffiziere gereicht haben, welche kameradschaftliche Handlungsweise übel vermerkt worden ist.

Außer all' diesem aber hatte der Herr Geleits-Deputatus an seinem Ehrentage noch eine ganze Menge Bretzeln an Freunde und Verwandte zu senden, und noch eine weit größere Menge, nebst Wein, wurden von Berechtigten und Unberechtigten bei ihm abgeholt. Rechnet man nun die vielen Trinkgelder an Bäckermägde, Bendergesellen, Konstabler, Soldaten, Herrenkutscher, Reitknechte rc. hinzu, so mag sich die Zeche dieser Bürgerfreude auf eine ansehnliche Summe belaufen haben.

gen, kehrte Hr. Lepoitvin noch denselben Abend auf seinem Pferde nach Paris zurück, wohin er sogar die Reitpeitsche zurückbrachte, mit der er aufgestiegen war.

Man schreibt aus Dresden: Ferdinand Hiller ist vor Kurzem einige Tage hier in Dresden gewesen, um die letzten Anordnungen zu treffen, die zu seiner Uebersiedelung nach Köln nothwendig waren. Die Dresdener Sänger hatten ihres alten Meisters nicht vergessen und veranstalteten zur Feier seiner Anwesenheit ein Fest. Die Liedertafel, deren früherer Dirigent Hiller gewesen, und der Chorgesang-Verein, dessen Stifter er ist, verbanden sich zu diesem Feste, und Freunde und Künstler aller Art, wie Hübner, Bendemann, Reissiger, B. Auerbach, Rietschel, Schubert, Otto u. v. a., nahmen Theil daran. In einem reizenden, an der Elbe gelegenen Orte, Elysium genannt, war der Versammlungsort, wo die Festmahlzeit stattfand und abwechselnd Lieder und Chöre von Mendelssohn, Schumann, Hiller u. a. m. gesungen wurden. Nach Tische zog man elbauswärts nach dem schönen Dorfe Loschwitz, wo eine kleine Flotte freundlich geschmückter und bunt erleuchteter Gondeln der Festgenossen harrte. In der herrlichsten Vollmondnacht fand denn der Rückzug nach Dresden statt, die herrlichsten Lieder tönten in die nächtliche Stille hinaus, und bengalische Flammen in allen Farben erleuchteten die kleine Flotte hier und da auf das zauberhafteste. An der Brühl'schen Terrasse ward endlich gelandet und geschieden, und noch manches Lebehoch und Lebewohl tönte dem dahinziehenden Meister nach, dessen Andenken hier so bald nicht erlöschen wird. Möge er am Rheine so viele Freunde wieder finden, als er hier an der Elbe zurückgelassen hat.

(Wiesbaden, 1. Juli.) Eine glückliche und bis jetzt bei uns noch nicht vorgenommene Operation bildet hier das Tagesgespräch des einheimischen und fremden Publikums. Es gelang nämlich dem hier praktizirenden Arzte, Dr. Braun, durch dessen Hand schon so manche schwierige Operation glücklich ausgeführt wurde, einen vierjährigen Knaben, der von der häutigen Bräune befallen und nach fruchtloser Anwendung aller bekannten Mittel schon als hoffnungslos aufgegeben war, durch eine buchstäblich während der letzten Züge desselben vorgenommene Tracheotomie vom sicheren Tode zu retten. Diese Operation bestand darin, daß in die Luftröhre unterhalb der entstandenen, die Athmung verhindernden Haut auf eine kunstvolle Weise ein Einschnitt gemacht, dieser durch besondere Instrumente eröffnet und auseinandergehalten, sodann aber durch das Einführen einer silbernen Röhre eine künstliche Athmung so lange erzeugt wurde, bis nach Beseitigung des obenerwähnten Hindernisses das Athmen auf natürlichem Wege wieder erfolgen konnte, worauf die Röhre entfernt und die Wunde wieder geschlossen wurde. Dem Vernehmen nach ist die Wunde bereits vernarbt und der Knabe vollkommen wieder hergestellt. (N. A. Z.)

(Ableitung des Wortes Janki (Jankee). Als die Niederlassungen in Nordamerika begonnen, hatten die Ansiedler ihre Noth, sich gegen die Anfälle der verschiedenen Jägervölkerschaften zu behaupten. Durch die Ueberlegenheit ihrer Kriegführung unterjochten sie bald alle Stämme, einen ausgenommen, den der Janku's (Jankoo), d. h. in der indianischen Sprache „der Unbesiegbaren". Nachdem viel Blut, viele Kriegskosten aufgegangen, werden endlich die Janku's erdrückt. Die überlebenden Indianer, die sich bald unter den europäischen Völkerstämmen verloren, übertrugen nach indianischem Gebrauche ihren Namen auf die Sieger. Anfangs wurden die Angloamerikaner Janku's genannt, später ward dieser Name, wie Aehnliches sich wohl in allen Zungen ergibt, in Janki's verstümmelt.

∴ (Ein gewisser Fürst.) Die „Neue preußische (Kreuz-) Zeitung enthält folgendes Gedicht:

Es bückt sich vor der Burg zu Wien
Der Herr von . . . ., *)
Verneigt sich dann auch in Berlin
Und spricht: „Euch geh' ich durch!
Nur Schaum von meiner „Lippe" war
Mein Jawort zu dem Bunde,
Das zeigte . . . . **) mir ganz klar,
Drum brech' ich es zur Stunde
In Deutschland bin ich Souverän,
In Oestreich bin ich Bauer,
Drum kann ich nur zu Oestreich steh'n,
So will's mein Herr von . . . . ." ***)
Sprach's und schwieg. —
Jetzt gibt's Krieg! —
Und wenn . . . . Hörner erschallen,
Wer weiß, wie die Würfel dann fallen!

(Ems, 5. Juli.) Unsere heurige Badesaison ist eine sehr glänzende zu nennen. Zu so früher Jahreszeit sahen wir noch nie ein so zahlreiches Kurpublikum hier versammelt, und täglich treffen neue Kurgäste ein. Die Kurliste enthält die Namen von 1600 Badegästen.

Den preußischen Postbeamten ist befohlen worden, im Dienste schwarzweiße Waschbeinkleider zu tragen.

Berichtigung.

In der vorgestrigen Didaskalia lies auf der ersten Sp., Z. 3 v. u. statt: „hört auf keinen Ruf", — „hört auf seinen" 2c.; ferner auf der dritten Sp., Z. 31 v. o. „Galtenwarte", statt „Galgenwarte".

---

*) Soll dieses etwa Bückeburg bedeuten?
**) Strelitz?
***) von Lauer heißt der bückeburgische Minister.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. württemb. Hofschauspieler und Regisseur. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller. Franz von Moor: Hr. Grunert.

Sonntag, 14. Juli. Gastdarstellung der Fräul. von Romani. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth., Musik von Friedrich von Flotow. Lady: Fräul. v. Romani.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 13. Juli. Hans Sachs, dramat. Gedicht in 4 Akten.
Sonntag, 14. Juli. Nach Californien! oder: Goldene Berge ein Traum, Posse mit Gesang in 2 Akten und 8 Träume Tableaux von L. G., Musik von C. Fichtelberger. Vorher: Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 167. Montag, den 15. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Wir wissen bereits, daß der gastgebende Herr Senator zur Feier seines heutigen Ehrenamtes Gesellschaft zu sich geladen hatte, und diese säumte denn auch nicht, in gehöriger Galla und im Bratenrocke sich einzustellen.

Die Herrenkutschen schaukelten heran, und die beiden Wohlregierenden Herren Bürgermeister, der Herr Stadtschultheiß und noch andere Mitglieder eines Hochedeln Magistrates stiegen aus denselben und traten unter dem Salutiren der Grenadiere in das Festgezelt. Noch andere hohe und „fürtreffliche" Personen folgten, und unter diesen hatte unser dicker Herr Rath Zorn ebenfalls nicht außer Acht gelassen, der ergangenen Einladung gebührende Folge zu geben.

Nach mancherlei Komplimenten und Ceremonien, wie sie jene Zeit eben mit sich brachte, wurde in gehöriger Rangordnung, der darmstädtische Cavalier oben an, und ihm zur Rechten der Frankfurtische Geleits-Deputatus, zu Tische getreten, und da von den bürgerlichen Gästen Rath Zorn der letzte, von den soldatischen aber Rittmeister Beverdick der erste war, so fügte es sich, daß Beide neben einander zu sitzen kamen.

Anfangs war die mit den pflichtmäßigen Trinksprüchen *) gemischte Unterhaltung wieder etwas steif, der ausgezeichnete Wein des Herrn Senators that jedoch auch hier das Seinige, und als nun der hessendarmstädtische Rittmeister seine Kriegsthaten erzählte, und der Cavalier, so wie die mitgekommenen Beamten von den großen Parforçe-Jagden im Dreieicher Hain und den vielen im Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt aufgesteckten Hirschgeweihen auskramten, da ward man bald lustig und guter Dinge, und zwanglos klirrten die Gläser.

*) Bei der Tafel erhielt der darmstädtische Cavalier, so wie der Geleits-Deputatus, ein jeder einen der erwähnten gläsernen Pokale Behufs der Trinksprüche vorgesetzt.

Die Gesundheiten, welche der Senator ausbrachte, waren:

1) Seiner Durchlaucht des Herrn Landgrafen,
2) des Herrn Erbprinzen Durchlaucht,
3) Ihrer Durchlaucht der Frau Landgräfin,
4) des gesammten Durchlauchtigsten Hauses.

Der Cavalier trank dagegen auf das Wohl

1) des Hochedeln Rathes der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main und
2) auf die Wohlfahrt der Stadt Frankfurt und auf den Flor ihres Handels.

Waren einmal die Zungen gelös't, so ergötzte sich die Gesellschaft auch an komischen und witzigen Toasten.

„Herr Rittmeister," rief ein darmstädtischer Amtmann unserm Herrn Beverdick zu, „so eine Saujagd müßten Sie einmal mitmachen! — Wenn unser gnädigster Herr Landgraf nächstens eine veranstaltet, werde ich Sie einladen, und da dürfen Sie nicht fehlen."

Der Angeredete lächelte verlegen: „Eine Saujagd? — Ich verstehe nichts von den Dingen."

„Ist auch gar nicht nöthig," fiel der Rath Zorn ein. „Der Oberförster aus unserer Nachbarschaft hat mich auch einmal eingeladen und mir eine Büchse gegeben. Steh' ich so da im Walde; auf einmal kommt so aus dem Gebüsche eine Sau, ein furchtbarer Kerl — wahrhaftig noch größer und dicker als ich —"

Alle hatten dem sehr laut redenden Herrn Rath zugehört und brachen jetzt in ungeheures Gelächter aus. Verwundert blickte sie der Erzähler an, dann wiederholte er betheuernd:

„Ich kann Sie versichern: es war eine noch viel größere Sau — als —"

Und abermaliges, noch weit stärkeres Gelächter war die hereindonnernde Antwort.

Der gastgebende Herr Senator brachte schnell eine Gesundheit aus. Alle stießen mit den Gläsern an, die vor dem Zelte weilenden Hautboisten machten Tusch, und der Rittmeister Beverdick war aus der peinlichen Verlegenheit. Unserm Herrn Rathe aber wurmte doch die Geschichte, wie man seine Erzählung für eine gewöhnliche Jäger-Legende nehmen wollte. Schnell trank er jetzt, wahrscheinlich aus Verdruß, noch einige Gläser, dann faßte er den neben ihm sitzenden Beverdick am Arme und flüsterte demselben in's Ohr:

„Ich kann Sie versichern, daß die Sau — ob es ein Keuler oder eine Muck —"

Der gegenübersitzende darmstädtische Rittmeister merkte die Verlegenheit seines Kameraden. Um demselben zu Hülfe zu kommen, ergriff er rasch das Wort.

„Der Herr Rath scheint wirklich ein passionirter Liebhaber der Jagd. Da sollten Sie einmal dabei seyn, wenn wir auf Eichhörnchen ausgehen; das ist ein Spaß!"

„Eichhörnchen?" wiederholte Zorn. „Was kann man denn mit so kleinen Thierchen anfangen?"

„Nach dem Gewinn fragen wir nicht. Aber in zu großer Anzahl sind sie der Jagd schädlich, und da vertilgen wir sie. — Vergangenes Spätjahr gingen uns einige durch und retirirten sich auf einen Zwetschenbaum."

„Zwetschenbaum!" wiederholte der Rath, und warf einen bedenklichen Blick auf seinen Nachbar Beverdick.

O, unglückseliges Wort, wärest Du doch nie dem Munde dieses Vermittlers entfahren! — Der ganze Handel in Betreff jenes Fasses und aller Unglücksfälle, die sich früher mit demsel-

den zugetragen, lebten plötzlich mit glühenden Bildern in der erhitzten Phantasie des Herrn Rathes auf.

„Zwetschenbaum!" wiederholte er nochmals, „ach, vergessen Sie Ihre Rede nicht!" und dann zu Beverdick gewendet, setzte er mit bedauerndem Tone hinzu:

„Wissen Sie denn, was sich mit Ihrem Zwetschenfaß zugetragen hat? — Heute Morgen wollte ich es beziehen, aber es ist unmöglich. Sie wissen, daß der Deckel offen blieb? — Nun ist Ihr Gewölbe schlecht verwahrt, und eine Katze hat in die schönen Zwetschen fünf scharmante Thierchen gelegt."

Ist die Lachlust einmal angeregt, so bedarf es keiner großen Friktion, um dieselbe im Schwunge zu erhalten. Kommen aber noch solch überraschend wunderliche Antriebe dazu, wie hier, zum Vorschein, so steigert sich dieselbe in's Ungemessene, dem Niemand widerstehen kann. Es fällt dann, so zu sagen, eine Bombe in ein Pulvermagazin und das ganze Laboratorium fliegt in die Luft.

Das Gelächter wurde nämlich nicht nur so allgemein und durchgreifend, daß selbst die Hoch- und Wohlweisen Herren sich die Bäuche hielten, sondern vermehrte sich auch noch um so heftiger, als der Herr Rath fortwährend ganz ernsthaft umherblickte, und gar nicht begreifen konnte, was er denn eigentlich für einen Witz gemacht habe.

Beverdick aber, der sich ebenfalls als den Gegenstand des Gelächters betrachtete, saß leichenblaß und zitterte an allen Gliedern.

„Lassen Sie doch endlich die verwünschte Geschichte," flüsterte er jetzt dem Rathe zu, jedoch aus Aerger so laut, daß es die ganze Tischgesellschaft hören konnte. „Sollte man doch meinen, Sie wären ein — Zwetschenhändler?"

Das Wort hatte ebenfalls gezündet. Der Rath, ohnehin vom Wein stark erregt, wurde feuerroth, und wie Baßgeigensaiten lagerten sich die Adern über seine Stirne.

„Habe ich sie denn nicht von Ihnen gekauft? — Erhalte ich denn nicht noch mehr dergleichen Produkte von Ihnen? — Gut, ein Zwetschenhändler will ich seyn. — Aber dann sind Sie — ein Hutzelkrämer!"

Die ganze Gesellschaft hatte bei der lauten Rede des Herrn Rathes abermals schweigend zugehört. Bei dem letzten Trumpfe wollten zwar Einige lachen, allein ein Blick auf den entstellten Rittmeister Beverdick beseitigte schnell jeden Reiz der Lachmuskeln, und die ganze ehrenwerthe Tischgesellschaft verharrte in tiefem Schweigen. Es war gleichsam eine klösterliche Stille.

Der alte Stadtschultheiß Merlin nahm endlich die Unterhaltung wieder auf, indem er von Stadtangelegenheiten redete. Seinem Beispiele folgte der darmstädtische Rittmeister, der militärische Gegenstände in's Auge faßte, und bald bewegte sich dieß Gespräch einigermaßen wieder in lebhaften Wendungen. Die Laune aber war entwichen und die Gesellschaft war froh, als die Ordonnanz meldete, daß es auf der Warte bereits zum Aufbruch geblasen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Lessing's neuestes Bild: „Huß vor dem Scheiterhaufen."

(Elberfeld, 4. Juli.) Die Nachricht, daß Lessing's Bild: „Huß vor dem Scheiterhaufen", morgen unwiderruflich nach Amerika wandern solle, veranlaßte uns gestern, nach Düsseldorf zu fahren, um von diesem berühmten Gemälde Abschied zu nehmen. Schade, daß in der literarischen Welt so wenig Rede davon gewesen ist, es würde trotz der großen Theilnahme noch eine größere gefunden haben. Wir werden es immer für einen schönen Augenblick unseres Lebens halten, in welchem wir, vor dem Bilde stehend, die Zusammenstellung der Figuren, wie jedes Einzelne, betrachteten und dieselben uns in unser Gedächtniß prägten.

Das Bild ist nach dem Augenmaß an 20 Fuß breit und 12 Fuß hoch. In der Mitte steht die Hauptfigur, der knieend betende und in einem schwarzen Talare gekleidete Huß, auf einer felsigen Anhöhe. Sein Gesicht ist nach dem links stehenden Scheiterhaufen, einem starken Pfahl mit Reiserbündeln umgeben, gerichtet. Dort stehen schon drei rothgekleidete grinzende Henkersknechte mit Stricken und zwei Fackeln, bereit, ihr Opfer zu empfangen. Alle drei können für ein Ideal solcher Galgenvögel gelten. Den Moment des Betens benutzt ein hinter Huß stehender Kriegsknecht, um ihm eine papierne, mit Teufeln bemalte Mütze aufzusetzen, die noch die Aufschrift: „Erzketzer", führt. Zwei Helfershelfer dieses Menschen, die ihm zur Rechten und Linken stehen, lauern noch den Effekt ab, den die vermeintliche Beschimpfung mit dieser Mütze hervorbringen werde.

Rechts im Vordergrunde sieht man auf einem Pferde einen Churfürsten in Lebensgröße mit einem bayrischen Wappen auf der Brust, der sich mit einem ebenfalls zu Pferde sitzenden Bischof unterhält; beide scheinen Zeugen der Execution seyn zu müssen. Der erstere hat sein Gesicht dem geistlichen Herrn zugewendet und kehrt dadurch Huß den Rücken zu, auch der andere scheint keine Notiz von der Hauptfigur zu nehmen, dagegen ist aber ein unmittelbar neben ihm stehender Mönch in einer braunen schmutzigen Kaputze desto neugieriger. Er sucht seine alten Augen durch eine hier sogenannte Kneipbrille zu bewaffnen und Wohlgefallen an den Leiden des Märtyrers zu haben.

Ganz anders gestaltet sich die Gruppe zur linken Hand. Hier scheinen sich die warmen Theilnehmer Huß versammelt zu haben. Es sind 7 Hauptfiguren in Lebensgröße. Zuerst sieht man ein schlankes Mädchen, welches man, da es das Gesicht dem Huß zuwendet und ziemlich in der Mitte steht, auf den Rücken sieht, darauf folgt ein in knieender Stellung betender Mann, jetzt eine hübsche weibliche Figur nach dem Scheiterhaufen sehend. Ihr zur Seite steht ein alter ernster Mann mit gebleichtem Haare und eine weiße Filzkappe tragend, der die innigste Theilnahme für den unglücklichen Huß zu äußern scheint, ihm folgte ein anderer, ernster Mann, der seinen Hut in den Händen trägt. Hinter diesem blickt ein beschorenes Haupt hervor, das, obgleich zum geistlichen Stande gehörig, die tiefste Theilnahme zeigt und in ein Gebet versunken scheint. Außerdem kommen noch viele andere Figuren vor, die aber mehr im Hintergrunde stehen. Es wäre zu wünschen, daß jede Figur hier näher beschrieben würde, wir hoffen jedoch, daß durch eine gute Lithographie uns die Einzelnheiten ins Gedächtniß zurückgerufen werden.

Wir haben das frühere Bild Lessing's: „Huß vor dem Concil" gesehen; dieses übertraf das jetzige weit an reichen Gewändern und vornehmen Personen, indessen ist auf diesem Bilde eine Einheit, die wir auf dem früheren vermißten. Man sieht hier den Zweck jeder Figur. Fast alle Gesichter sind natürlich, nicht idealisirt, so daß man glaubt, dieselben irgendwo früher gesehen zu haben.

Die Wirkung des ganzen Bildes ist eine gewaltige, man wird unmittelbar zur Theilnahme an Huß hingerissen und kann sich schwer von ihm trennen. Dieses Gefühl wird noch bedeutender erhöht, wenn man bedenkt, daß es sobald seinen heimischen Boden verlassen soll, und nach einer Welt gebracht, die wir hoffentlich nicht zu besuchen brauchen. Freilich ist 10,000 Thaler eine hübsche Summe, aber sie ist nicht im Stande, das Leben dreier Jahre eines großen und thätigen Künstlers zu ersetzen. Wer das Bild einmal gesehen hat, trägt es unauslöschlich in seiner Seele herum. Dem Schreiber dieses war es vergeblich, als er das Bild gesehen hatte, noch die Schönheiten des Rheins und des Hofgartens bewundern zu wollen, obgleich er die Ufer dieses Flusses betrat, und unter den Alleen der Anlage Schutz gegen

die brennende Sonne suchte, nur die gesehenen Bilder waren es, die unaufhörlich vor sein inneres Auge traten, und ihn die gewiß schöne Natur vergessen ließen. Erst als er bei'm Wirthe Schlegel einen Freund traf, der ebenfalls hierher gereis't war, um das vielbesprochene Bild zu sehen, fand er wieder Unterhaltung. (Elb. Kreisbl.)

Zustand der Volkserziehung in England.

Wir entlehnen folgende Notizen einer der letzten Nummern der „Household Words" von Charles Dickens: „Wenn wir das ganze (?) nördliche Europa, mit Einschluß von Schottland, nebst Frankreich und Belgien (wo sich die Erziehung auf einer niedrigen Stufe befindet) nehmen, so finden wir, daß auf je 2¼ Einwohner ein Kind gerechnet werden kann, das die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernt, während in England nur ein solcher Zögling auf vierzehn Personen kömmt. Man hat die Behauptung gemacht, daß es heutzutage in England und Wales gegen 3,000,000 Individuen gibt, die weder lesen, noch schreiben können, d. h. fast der vierte Theil der Bevölkerung. Ferner, daß von den Kindern zwischen fünf und vierzehn Jahren mehr als die Hälfte keine Schulanstalt besucht. Diese Angaben würden kaum glaublich scheinen, träfen wir nicht in unserem täglichen Leben Fälle von Unwissenheit an, die uns erschrecken würden, wenn wir nicht so sehr daran gewöhnt wären. Wohin wir uns auch wenden, stiert uns die Unwissenheit, nicht immer mit der Armuth verbunden, ins Gesicht. Ein Blick auf die „Gazette", in die Liste der aufgelös'ten Societätshandlungen, zeigt uns fast in jedem Monat unglückliche Menschen, die sich vielleicht im Golde wälzen, aber in Unwissenheit verschlammen, und statt ihrer Namensunterschrift sich dem Experimento crucis unterziehen müssen. Die Anzahl von Geschwornen, besonders in den ländlichen Distrikten, die nur mit einem Kreuz unterzeichnen können, ist ungeheuer. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, Gemeinde-Akte von großer lokaler Wichtigkeit durch dasselbe demüthigende Zeichen von Personen entstellt zu sehen, deren Amt sie nicht nur als ausgezeichnete, sondern auch als vermögende Leute charakterisirt. Eine Hausfrau braucht nur die ihr von den Gewerbtreibenden zugestellten Rechnungen nachzuschlagen, um Hieroglyphen zu entdecken, die sie zu arithmetischen Räthseln machen. Kurz, die Zeugnisse von der niedrigen Stufe, bis zu der die einfachsten Grundlagen der Erziehung in unserem Lande gefallen sind, haben durch ihre Alltäglichkeit aufgehört, unser Erstaunen zu erregen. Wir können nicht durch die Straßen wandeln, in eine öffentliche Versammlung treten oder die Felder durchstreifen, ohne daß der finstere Schatten der Unwissenheit über uns schwebt."

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Der „Wanderer" berichtet: „Erzherzog Stephan besitzt in dem schönsten Lande Deutschlands, im Nassau'schen, bedeutende und sehr einträgliche Güter, welche ihm von mütterlicher Seite zugefallen. Er wohnt auf Schloß Schaumburg und besucht häufig Frankfurt und das schöne Biberich. Seine Umgebung bilden ein Adjutant und ein Sekretär. Der Erzherzog interessirt sich zumeist für die großen Eisenwerke auf seinen Besitzungen."

Der älteste Veteran der französischen Armee befindet sich gegenwärtig im Invalidenspital, er ist ein Pole von Geburt, Namens Golebiowski und zählt 122 Jahre. Er kam nach Frankreich als Ulane bei der Leibgarde König Stanislaus Leszczynski, nach dessen Tode trat er unter Ludwig XV. in die französische Armee ein, diente unter Ludwig XV., Ludwig XVI., der Republik, dem Directorat, dem Consulat, dem Kaiserreich, unter Ludwig XVIII., Carl X., Louis Philipp und der gegenwärtigen neuen Republik. In der polnischen und französischen Armee war er 104 Jahre im activen Dienste. Von seinen Kriegsthaten spricht er nur mit der größten Bescheidenheit.

(Wien, 8. Juli.) Am 28. v. M. hat ein Soldat des k. k. Infanterie-Regiments Baron Heß auf Verwendung des Inhabers bei Sr. Maj. dem Kaiser eine Audienz gehabt, wobei derselbe dem Monarchen zwei verwais'te Knaben aus dem ungarischen Bürgerkriege vorführte. Der Soldat, aus einem Dorfe bei St. Pölten gebürtig, scheint sich die traurigen Seiten des unseligen Kampfes in Ungarn ganz besonders zu Herzen genommen zu haben, denn er rettete nicht weniger als sieben elternlose Knaben vom sichern Verderben, wovon fünf bereits von reichen oder hochgestellten Personen zur Erziehung übernommen worden sind und die noch übrigen beiden Adoptivsöhne des edelherzigen Kriegers, die übrigens eine rührende Zärtlichkeit für ihren Pflegevater hegen, der sein Kommißbrod mit ihnen theilt, stellt er dem Kaiser zur Verfügung, der für die armen Waisen zu sorgen befahl.

(Basel.) Siegwart-Müller, der sich nun in Straßburg niedergelassen hat, soll seine politischen Memoiren von 1830 bis 1847 herauszugeben beabsichtigen.

(Stuttgart, 9. Juli.) Die Abschiedsworte des Herrn Schoder sind schöner und merkwürdiger, als sie auf den ersten Anblick aussehen. Uns haben darin die Worte am besten gefallen: „Tragen Sie durch Lehre und Beispiel zur Hebung der Sittlichkeit und Bildung bei, damit das Volk mehr und mehr reif werde für die bessere Zukunft, welche, so Gott will, auch dem deutschen Volke wird beschieden seyn." Diese Worte brauchen keinen Commentar, und recht viel läßt sich bei denselben denken, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ja, Hebung der Sittlichkeit und Bildung vor Allem thut unserem Volke noth, das hatte ja der Abgeordnete Kapf so eindringlich schon zuvor gesagt. Der Weg zur Freiheit geht einzig und allein über die Bildung und nicht über die Rohheit. Möchte diese Wahrheit endlich in die Massen dringen! Dann, ja dann ist Hoffnung vorhanden, daß unserem armen Vaterlande eine bessere Zukunft blüht. Ochlokratie ist keine Freiheit. Die Katzenmusikanten- und Bubenherrschaft der jüngsten Jahre zeigten, daß wir einer starken Obrigkeit bedürfen. (Dieß sind Bemerkungen in der Römer'schen „Würtembergischen Zeitung, datirt „vom Lande".)

In 47 Tagen, vom 2. April an, sind in dem Hafen von Newyork 41,457 Einwanderer gelandet. Am 17. Mai kamen in 24 Stunden 5700 Emigranten. Diese Zahl kam in 624 Schiffen. — Auch in Boston und in Baltimore ist die Ankunft von Einwanderern sehr stark und in Philadelphia landeten vor Kurzem an einem Tage über 1100.

In Newyork gibt es über 230 Kirchen, 120 Zeitungsofficen, 50 Freischulen, 56 Elementarschulen, 35 Banken und über 400 Straßen.

(Die Fluth des Mississippi.) Fortwährend laufen die traurigsten Meldungen über die diesjährigen Ueberschwemmungen des Mississippi ein. Die Fluth soll größer seyn als sie seit 1828

jemals war. Helena, in Arkansas, gegenüber stehen die Prairien ganz unter Wasser. Von Natchez bis Millikens Bend sind wenigstens 150,000 Acker Land, welche mit Baumwolle bepflanzt waren, überschwemmt, und Hunderte der schönsten Plantagen ruinirt. Der Strom hat sich von Natchez bis zu den Ouachita-Hügeln, eine Strecke von 40 Meilen, erweitert. So weit das Auge reicht, ist Alles eine weite Wasserfläche. Auf jeder Hügelspitze drängen sich Pferde, Kühe und andere Hausthiere, ja selbst Bären, Panther und Hirsche mischen sich unter sie und vergessen bei der allgemeinen Gefahr ihre natürliche Wildheit und Schüchternheit. Hunderte von Meilen lang ist der Mississippi unterhalb der Mündung des Ohio über seine Ufer getreten. Rodney gegenüber, auf der Louisianaseite, hat sich eine sehr breite und tiefe „Crevasse" (Dammbruch) gebildet, durch die unermeßliche Wassermassen strömen. Eben so stürzt der Mississippi durch die alte Crevasse bei Bonnet Carre in einer Breite, welche größer als das eigentliche Bette des Stromes ist. Diese Crevasse wird wahrscheinlich in Zukunft ein Arm des Mississippi bleiben, um dem unterhalb gelegenen Lande mehr Sicherheit gegen Ueberschwemmungen zu geben.

Neulich legte ein Eisenbahnzug die Strecke von Clappville bis Springfield in Massachusetts, 45 Meilen, binnen einer Stunde zurück.

(Newyork, 24. Mai.) Die beiden von Hrn. Grinnell und der Vereinigten Staaten-Regierung ausgerüsteten Schiffe „Advance" und „Rescue", welche Sir John Franklin aufsuchen sollen, segelten gestern Mittag aus unserm Hafen ab. Möge ihre verhängnißvolle Fahrt glücklich seyn!

In Danzig trafen zwei Perser ein, welche das Christenthum, zu welchem sie bekehrt worden, selbst als Missionäre verbreiten.

Die Diebe fangen nun auch an, witzig zu werden. Kürzlich ließen sie in der bestohlenen Pfarrkirche zu Berchtholdsdorf bei Wien einen Zettel zurück, auf dem geschrieben stand, daß sie nur die Kirche „vom Staat" (Prunk) getrennt hätten.

Eine Behörde von Kl..... erließ an die Vorsteher von B... H... die Verordnung, an welcher der Ort verpflichtet ist, 30 Kotzen zu liefern. Nun buchstabirte der Magistrat statt Kotzen Katzen, und ließ demzufolge dreißig Stück der schönsten Katzen zusammenfangen und nach Kl.... abliefern.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 6. Juni.

Die seit dem 1. April l. J. im Verlage von W. Friedrich dahier erschienenen „Blätter aus Nassau", Organ der Reform für Kirche und Schule, redigirt von K. H. Brückmann von Limburg, erscheinen seit dem 1. Juli in der Buchdruckerei von K. Ritter (H. W. Ritter'schen Buchhandlung). Habe ich denselben früher schon ein günstiges Prognosticon gestellt, so kann ich dieß jetzt um so mehr, da meine damals gehegten Hoffnungen, daß das Blatt ein dem Fortschritte gewidmetes werden würde, sich erfüllt haben. Wohl war die Haltung desselben eine Zeit lang schwankend und unklar, doch scheint sich jetzt eine feste Tendenz in demselben Geltung zu verschaffen, durch welche es, wenn sie stets beibehalten wird, nicht dringend genug dem Publikum, das für religiöse Aufklärung Interesse hat, empfohlen werden kann. Es sind tüchtige Mitarbeiter in allen Theilen des Landes gewonnen, so daß das Blatt für Nassau ein ganz besonders Interesse hat; täglich nimmt deßhalb auch das Abonnement auf recht erfreuliche Weise zu. Möge es sein Scherflein zur Befreiung des Volkes aus den Banden jedweder Knechtschaft unverdrossen beitragen, so lange es noch möglich ist, bildend auf das Volk einzuwirken; möge ihm aber auch die nöthige Unterstützung durch recht zahlreiche Abonnements zu Theil werden. — Als eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Tagesliteratur muß ich das bei W. Friedrich dahier seit dem 1. Juli erscheinende Polyglottenjournal, betitelt: „Die Saison" erwähnen, welches wöchentlich drei Mal ausgegeben wird und für die Kurfremden in jeder Beziehung zu empfehlen seyn dürfte; es erscheint nur für die drei Kurmonate und zwar außer der deutschen in französischer und englischer Sprache; seine Tendenz ist lediglich die Herbeiführung eines geistigen Badelebens. Das Unternehmen ist mit großen Opfern verbunden und dürfte es deßhalb durch recht zahlreiche Abonnements zu unterstützen seyn.

Kunstnotiz.

(Frankfurt a. M.) Ein ehrenwerther Gast verweilt seit mehreren Tagen in unsern Mauern. Es ist dieß der dänische Componist Siegfried Saloman, dessen große romantische Oper: „Das Diamantkreuz" in Kopenhagen, Berlin, Leipzig und Kassel mit dem ungetheiltesten Beifall gegeben worden ist. Der Name des Componisten, in ganz Dänemark vom besten Klange, hat demnach auch auf deutschem Boden Wurzel gefaßt und sich Achtung erworben. Um so interessanter muß uns aber die Anwesenheit dieses Künstlers seyn, da die hiesige Theaterdirektion mit ihm den Vertrag abgeschlossen hat, in kurzem eines seiner letzten Werke, eine komische Operette: „Das Chor der Rache", auf unserer Bühne in Scene zu setzen. Das gefällige, im französischen Geschmack gehaltene Libretto ist von Kalisch. Die Musik soll, nach dem Urtheil von Kennern, besonders die Zeichnung des komischen Elements, vortrefflich seyn. Durch die brillante Aufnahme dieser Operette in Weimar im vergangenen Monat ist dem Componisten die ehrenwertheste Auszeichnung von Seiten des Hofes, wie die Anerkennung des ganzen Publikums zu Theil geworden. So viel zur einstweiligen Andeutung über die Anwesenheit des Hrn. Kapellmeisters Saloman. Es wird uns eine angenehme Pflicht seyn, bei Gelegenheit der Aufführung seiner Operette etwas Näheres über einen Künstler mitzutheilen, welcher sich sowohl durch seine Talente, wie durch seine Bescheidenheit auszeichnet.

Frankfurt a. M., 13. Juli.

Der Vorstand des hiesigen „Vereins für deutsche Sprache" hat die Satzungen bereits gefertigt und wird dieselben in einer nächstens anzuberaumenden Sitzung dem Vereine und sodann auch der Oeffentlichkeit vorlegen. — In diesem Augenblicke weilt in unserer Stadt der Pianist Eduard Heß, ein Schüler Lißt's und nach zahlreichen Berichten, namentlich aus England, Holland u. s. w., ein so tüchtiger Meister, daß man ihn seinem Lehrer kühn an die Seite stellen dürfe. Er ist ein geborner Frankfurter. Von hier, wo er zum Besuche bei seinen Eltern weilt, wird er über Belgien nach England zurückreisen und von dort wahrscheinlich nächsten Winter eine Rundreise durch Deutschland antreten. — Für den von Hermann Kolbe, Bachmann-Korbett und German Mäurer dahier herauszugebenden „Frankfurter Musenalmanach" sind weitere Beiträge eingesandt von Eduard Duller, Fritz Müller, Theodor Klein aus dem Elsaß, E. Drescher, Heinrich Heine, F. von Hoven, J. Marbach, Aloys Henninger, Dr. Lunckenbein, M. Schreppler, Franz Lacy, Carl Hartmann, Breuer.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. würtemb. Hofschauspieler und Regisseur. Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Mephistopheles: Hr. Grunert.

Dienstag, 16. Juli. (Neu einstudirt): Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 168. Dienstag, den 16. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Man erhob sich jetzt ebenfalls; die Trompeter bliesen, die Reiter saßen auf, die Gäste verließen das Zelt, die Zuschauer stürmten in dasselbe, um sich der übrig gebliebenen Speisen und des Weines zu bemächtigen, wobei es natürlich noch manche komische Verwicklungen absetzte *), und bald fuhr, ritt und ging die ganze Versammlung nach allen Weltgegenden auseinander.

Beverdick ritt mit seiner Compagnie nach dem Bettelbrunnen und das darmstädtische Geleit mit seinem Rittmeister folgte. Die Ordnung bei sämmtlichen Reitern war nicht allzugroß; denn der gute und reichliche Wein des Herrn Senators hatte — die frohe Laune dieser Krieger hervorgerufen, und sorglos plauderten und sangen sie durcheinander in wahrhaft soldatischem Geiste. Mochte auch einer oder der andere von der bürgerlichen Reiterei zuweilen im Sattel wanken, so war die nachbarliche Hülfe nicht fern, und die Zurückbleibenden — denn auch hier gab es Marodeure — fanden gleichfalls bürgerfreundliche Unterstützung.

Als man bei dem Bettelbrunnen anlangte, war das Nürnberger Geleit in seiner Kutsche und mit seinen gelben Reitern von Oberrad aus, so wie das Mainzer Geleit von der Warte **) bereits eingetroffen. Die dabei befindlichen Bürger-Compagnien befanden sich in derselben wohlgelaunten Verfassung, wie ihre Kameraden vom Riedschlage. Möglichst schnell wurde jetzt das Ganze geordnet, und es setzte sich der fröhliche Heerhaufe, voran die bürgerlichen Reiter, hintennach die eingeholten Geleite, zum Rückzuge in die Stadt in Bewegung.

Gewahrte man auch bei dem Hinausreiten fröhliche Gesichter, so stand dieß doch in keinem Vergleich zu der ausgelassenen Lustigkeit, welche sich bei dem Heimritte allenthalben kund gab. Als wenn die Reiter von einem siegreichen Feldzuge zurückkehrten, wurden ihnen von Freunden und Bekannten die Hände geschüttelt, und Frauen und Kinder jubelten vor Vergnügen, wenn sie den Hausvater in der stattlichen Uniform und mit freundlich geröthetem Antlitze auf dem Gaule sitzen und an dem Zügel zupfen sahen.

Das Affenthor war nunmehr erreicht, und das hohe Werk hüllte sich in Pulverdampf und sendete seine donnernden Willkommsgrüße gegen den Mühlberg, der im Wiederhalle jauchzend sie zurückgab. Die Menge aber rief Vivat über Vivat, Bürger, Darmstädter und Nürnberger, Alle mußten hoch leben, und aus dem Gewölbe des Festungsthores dröhnte der Jubel fröhlicher Menschen wie Posaunenklänge im feierlichen Akkorde. Ueberall herzinniges Verbrüdern, überall Erguß tiefgefühlter herzlicher Freude.

Auch die Brückenthürme spieen in die anbrechende Dämmerung ihre Pulverflammen krachend hervor, und von dem Mainzerecke blitzten wieder die Karthaunen und rollten ihre Donner über die volksbelebten Ufer des friedlichen Mainstromes.

In dichtem Gedränge wogte der Festzug über die Brücken. Friedlich gingen die Rosse, und kein Unfall ließ nach der Freude Fülle einen Klageton als traurige Dissonanz zurück. So freuten sich damals in Eintracht Frankfurter Bürger.

In der Fahrgasse angelangt, trennte sich das Nürnbergische Geleit und zog über den Markt nach dem Nürnbergerhofe und das Mainzische ritt, wie am Morgen, nach dem Compostell. Das darmstädtische Geleit aber begab sich mit den bürgerlichen Reitern nach dem Darmstädterhofe auf der Zeil, allwo die Herren Senats-Deputirten sich aufstellten und den darmstädter Herrn Cavalier mit seinem Gefolge an sich vorüber und in den Darmstädterhof hineinziehen ließen.

Demnächst ritten die Herren Deputati nach ihren Wohnungen, wohin denselben die zugetheilte Compagnie folgte, dann aber sich auflös'te und jeder Reiter in den Kreis seiner Familie zurückkehrte. *)

Rittmeister Beverdick konnte an dem allgemeinen Jubel nicht mehr so recht von Herzen Antheil nehmen. Der Vorfall im Gezelte des Senators hatte ihn allzusehr verstimmt und die mancherlei Betrachtungen und Erwägungen, die er deßfalls bei dem Heimritte anstellte, ließen keine freudige Stimmung in seinem Busen aufkommen.

In Gegenwart der hohen Häupter Frankfurts sich selbst und zugleich ihn, den vornehmen Handelsherrn und Rittmeister, lächerlich zu machen, wie konnte da noch einem einzigen Gedanken zu einer Verbindung mit solchem — er konnte den rechten Namen nicht finden — Menschen Raum gegeben werden? — „Nein, es ist beschlossen, und Cäcilie wird die Gründe ihres Vaters ehren und dessen Ansehen nicht beschimpfen!“

Er hielt vor seinem Hause und schwang sich aus dem Bügel. Der Bediente übernahm das Pferd und der Rittmeister schritt langsam die Treppe hinauf.

*) Die Instruktion des Oberaufsehers im Zelte schrieb vor, genau darauf zu achten, daß nicht schon während des Essens Bretzeln und Wein aus dem Zelte geraubt würden.

**) Mainz hatte das Geleitsrecht auf der Bergstraße.

*) Die Instruktion besagte: Der Rückzug gehet wie hinaus, nur mit der Abänderung, daß Deputatus das darmstädter Geleit an den Darmstädterhof begleitet, sich an das Thor links am Eingang desselben vor den Trompeter zu Pferde aufstellt und solches vorbei in den Hof passiren lässet, darauf reitet Deputatus nach seiner Wohnung, wird von der Kavallerie-Compagnie begleitet, tritt daselbst aus der Reihe, und lässet mit abgezogenem Hute sämmtliche bürgerliche Kavallerie an sich vorbei passiren.

Auf dem Vorplatze harrten seiner Frau und Tochter, die ihm freundlich die Hände entgegenstreckten. Bei ihrem Anblicke erheiterte sich das Gesicht Beverdick's. Allein kaum hatte der freundliche Strahl einige Momente gedauert, als auch, wie bei stürmischem Aprilwetter, eine Wolke des Unmuthes auf seiner Stirne die milde Sonne überdeckte.

Cäcilie fuhr betreten zurück; ihr ahnte nichts Gutes. Die Mutter jedoch ließ sich nicht aus der fröhlichen Fassung bringen.

„Ihr seyd recht vergnügt gewesen? — Ja wohl; denn ich habe vom Boden des Hauses den Jubel und das Donnern des Geschützes gehört. — Wir Frauen durften nicht Antheil nehmen, darum haben wir uns zu Hause schadlos gehalten, und Herr Heinrich Zorn war so gefällig, uns hierbei freundschaftlich zu unterstützen."

Sie wendete sich gegen den Hintergrund des Vorplatzes und Heinrich trat aus der Düsterheit und bekomplimentirte den gar nicht erstaunten Rittmeister, der — wie sich wohl errathen läßt — den Liebhaber bereits wahrgenommen hatte.

„Schönen Dank für die heutige Aufopferung," entgegnete der Rittmeister mit einem Tone so kalt und frostig, daß den jungen Leuten der Thermometer ihrer Wünsche und Hoffnungen weit unter den Gefrierpunkt fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wiesbaden.

(Von Wilh. Wagner.)

I.

Das Leben in Kurorten zerfällt in zwei sehr ungleiche Jahrestheile, in den außer und in den während der Badesaison; jener ist eben so still und friedlich, einsam und glanzlos, als dieser vielbewegt und lärmend, buntfarbig und glänzend ist. Drei Viertheile des Jahres geht es an den berühmten Badeorten ohne Sang und Klang, stehen die weiten Räume und hochgewölbten Hallen derselben verödet, sind die Prunksäle verschlossen und scheint den ansässigen Bewohnern alle Lebensfrische und Freudigkeit zu mangeln; die trübselige Eintönigkeit der deutschen Kleinstädterei herrscht dann mit ihrem bleiernen Scepter und die Menschen schreiten so schweigsam und gleichgültig einher, daß man sich nur unbehaglich unter ihnen fühlen kann. Wenn aber der Sommer die Welt verjüngt, dem Himmel ein tiefes Blau und den Bäumen ein saftiges Grün verliehen hat, wenn die Kurzeit ihren mahnenden Ruf weithin erschallen läßt, dann beginnt um die Quellen der heilspendenden Hygiea ein Fest der Auferstehung und wie mit einem Zauberschlage ist Alles umgewandelt. Die Räume füllen, die Menschen drängen sich; Eisenbahnen und Dampfschiffe, Omnibus und Fiakers führen die willkommenen Gäste herbei; in den Gasthöfen und Badehäusern überstürzen sich die geschäftigen Kellner, werden die Tafeln gedeckt und die Betten mit weißen Linnen überzogen; an den Brunnen spielen die Musikbanden lustige Weisen auf, unter den Colonnaden beginnen die Ausstellungen des Handels und der Industrie, und nach allen Seiten hin gewahrt man heitere Gesichter und freudige Geschäftigkeit. So auch in Wiesbaden. Wer in den Nachmittagsstunden zwischen 4 und 6 Uhr den Vereinigungsort hinter dem Kursaal besucht, den wird das großartige Leben und Treiben, das bunte Menschengewimmel, das fröhliche Durcheinander nicht wenig überraschen. Süßes Schlaraffenleben, bunter Pfauenschweif einer Badekur, welche Elemente spielen in dir! Aus nahen und fernen Ländern sind sie herangezogen, hier im Waffenrock, dort im seidenen Gewande, hier im besternten Kleide, dort in schlichter Bürgertracht, hier Herzen voll Hoffnung und Erwartung, dort reiche Müßiggänger, die um jeden Preis ihrer Langeweile sich entledigen wollen, hier gelehrte Pedanten, dort der Arbeitsstube entronnene Bureaukraten. Italiener mit sonnverbrannten Gesichtern, Franzosen mit liebenswürdiger Anmuth und leichtfertigem Sinn, Holländer mit gravitätischem Ernst, Engländer mit steifer Haltung und von hagerer Gestalt, Russen, die Brust voll diplomatischer Eisgebirge, und endlich Deutsche aus allen Gauen unseres von jeher zersplitterten und stets vergeblich nach Einheit ringenden Vaterlandes, Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, — sie Alle fließen hier zusammen, um für den Beschauer ein eben so vielgestaltiges, als anziehendes Panorama zu bieten. Das ältere Geschlecht behagt sich auf seinen errungenen Sitzen, das jüngere wandelt unter den Platanen und Akazienbäumen auf und nieder; der ernste Mann vertieft sich in sinnige Betrachtung, während die heitere Jugend scherzt und lächelt. Man hat hier alle Nationalitäten und Individualitäten vor sich, jeden Augenblick ein anderes Bild, eine andere Gruppe, eine andere Scene.

Die Badesaison ist dieses Jahr wieder zu ihrer vormärzlichen Ausdehnung gelangt, und warum sollte sie es nicht? Sind doch auch die politischen Zustände wieder die alten, wenn nicht noch schlimmer geworden, ist doch unser Vaterland mit ungeheuren Kriegsheeren, wie man sie noch nie gesehen, überschwemmt und hat doch der alte Polizeistaat seinen ungetrübten Glanz wieder gewonnen! In den beiden letzten Jahren war das deutsche Volk mit seiner politischen Wiedergeburt zu sehr beschäftigt und gingen die Wogen der aufgeregten Zeit zu hoch, als daß man dem dolce far niente des Badelebens sich hätte hingeben können. Die Stürme haben sich gelegt, die Friedhofsruhe ist zurückgekehrt, die schönen Hoffnungen sind eingesargt und der bis an die Zähne bewaffnete Frieden steht als Wächter an allen Thoren und Thüren. Den Kurorten mag dieß immerhin willkommen seyn, denn die sorgenschwere Existenzfrage wird nie aufhören, ihre niederdrückenden Rechte gellend zu machen und wird stets der Hemmschuh jeglichen Aufschwunges bleiben. Wiesbadens Heilquellen sind von Besuchern umdrängt, seine Gast- und Badehäuser fast überfüllt und seine friedlichen Bewohner haben vollauf zu thun. Dieser weltberühmte Kurort hat die Concurrenz der mit jedem Jahre sich vermehrenden Rivalen nur wenig zu fürchten. Seine Heilkraft hat sich tausendfältig bewährt, ist anerkannt in allen Theilen der civilisirten Welt und bedarf der künstlichen Empfehlungsbriefe nicht. Dazu kommt noch seine reizende Lage und die mannichfaltige Schönheit seiner Umgebung, über welche die Natur ihr reiches Füllhorn ausgegossen und die sie fast verschwenderisch ausgestattet hat. Der sinnige Naturfreund findet hier Alles vereinigt, was sein Auge erfreuen, sein Herz beglücken und ihm heitere Stunden bereiten kann; mit Horaz wird er hier ausrufen können: „Ille terrarum mihi angulus ridet".

Was den Aufenthalt, den Comfort und die Billigkeit betrifft, so dürfte auch in dieser Beziehung Wiesbaden keinem andern Kurorte nachstehen; denn hier ist für alle Bedürfnisse und alle Anforderungen vollkommen gesorgt. Wer sich nur in glänzenden Prunkgemächern und umgeben vom Luxus der modernen Industrie gefällt, wer die Raffinements der Gastronomie nicht entbehren kann und dem Gott im Magen seine aufrichtigste Huldigung darbringt, wem die neuesten Entdeckungen des Modejournals und der Toilettenkunst als die herrlichsten Errungenschaften des menschlichen Geistes erscheinen, der kann in Wiesbaden seinen Sympathien nach Herzenslust leben und sie alle befriedigen; — nicht minder dagegen Jener, der sich in bescheidener Zelle und auf hölzernem Stuhle behagt, sich mit einfacher Mahlzeit begnügt und im schlichten Gewande einhergeht. In Wiesbaden kann man Summen Goldes ohne Anstrengung los werden, ganz abgesehen von der freundlichen Bereitwilligkeit der Herren Croupiers am Roulette und beim Trente et quarante, aber man

kann auch mit wenigen Gulden weit ausreichen und sich das Leben angenehm machen, wobei alsdann freilich die genannten Herren aus dem Spiele bleiben müssen. Die Kreise für den Badegast sind hier mannichfaltig und verstatten ihm freie Wahl und Bewegung. So kann und mag es Jeder treiben, wie's ihm wohl behagt. Dieser durchwandelt des Kursaals vielbelebte Räume und Jener ersteigt des Geisbergs weitschauendes Belvedere; — Dieser vertieft sich in des Nerothals grüne Waldeinsamkeit und Jener beschaut sich am Bahnhof der Ankommenden und Abgehenden buntfarbiges Gewimmel.

In den letzten drei Jahrzehnten hat Wiesbaden eben so an Ausdehnung, wie an Verschönerung gewonnen. Neue breite Straßen sind entstanden und die alten haben sich durch Neubauten und neue Anzüge verjüngt, so daß die Stadt jetzt nach allen Seiten hin einen freundlichen Anblick gewährt. Ihre Gast- und Badehäuser sind im Stande, Tausenden eine mit allen Annehmlichkeiten versehene, allen Anforderungen entsprechende Aufnahme zu bieten, von dem großartigen Hotel der „Vier Jahreszeiten" bis zum schlichtesten Wirthshause herab. Die herrlichen Gartenanlagen, welche den Kursaal umgeben und hinter demselben sich über ein weites Terrain ausdehnen, gewinnen mit jedem Jahre an Schönheit und werden so trefflich unterhalten, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Nicht minder gilt dieß von den nach den nähern und entfernteren Umgebungen hinführenden Fahr- und Fußwegen. So ist Wiesbaden eine der heitersten Kurstädte, inmitten eines lieblichen und romantischen Naturpanorama's, welches vom reizenden Rheingau und von den anmuthigen Höhen des Taunus begränzt wird und durch sein mildes Klima, wie durch die Ueppigkeit seiner Vegetation sich auszeichnet. Die Saison steht gerade jetzt ihrem Höhepunkte nahe und sie sey begrüßt von Allen, die da Heilung und Erholung suchen an der mattiakischen Quelle!

Carl Grunert auf der Frankfurter Bühne.

I.

Wir fragen Alle, die der Vorstellung der Räuber am verflossenen Sonnabend beiwohnten, ob sie nicht vom Beginn bis zu Ende der Darstellung in steigender Theilnahme und Spannung erhalten worden sind? Wer da weiß, wie wenig diese geniale Ausschweifung des Dichters in ihrer scenischen Darstellung gewinnt, besonders in unserer nüchternen, materiellen Zeit, wo wir selbst an der blutigen Schrift auf dem Schwerte Anstand nehmen, ob sie von Kunstverständigen, geschweige denn von Amalien für die richtige erkannt werden möge — der wird zugeben, daß jene Steigerung des Interesses einen besonderen Grund haben müsse. Und in der That, so war es. Hr. Grunert, vom würtembergischen Hoftheater, gab den Franz Moor. Es ist bekannt, daß heutzutage jede Bühne von einiger Bedeutung ihren Quintus Roscius besitzt und daß das Publikum, welches ihn zu dieser Würde erhoben hat, fester an ihn glaubt, als an den heiligen Geist der Poesie, der ihm immerhin fehlen mag. Nichtsdestoweniger gibt es noch Schauspieler, die nicht in diese Kategorie gehören und die also nicht allein den tosenden Beifall der Menge, sondern auch die wahrhafte Theilnahme der Gebildeten herausfordern. Unter den Letzteren verstehe ich nicht nur Diejenigen, die gewöhnlich dafür gelten, sondern zunächst Diejenigen, die noch im Stande sind, sich für eine Aufführung klassischer Meisterwerke zu interessiren, sodann Diejenigen, die sich ihr, nicht wegen dieses oder jenes Schauspielers, sondern lediglich wegen der Poesie und Kunst hingeben. Hr. Grunert ist, wie einst Ludwig Devrient und Carl Seidelmann, ein Schauspieler für also Gebildete. Wenn er durch seinen genialen Schwung an den ersteren erinnert, so erinnert er an den letzteren durch die Correctheit seiner Individualisirung. Solche Schaudergemälde, wie sie uns die genannten Künstler in der Darstellung des Franz Moor boten und bieten, müssen gesehen werden, eine Schilderung dieser „Genesis der Sünde", wie Gustav Kühne vor Jahren in der „A. A. Z." die Darstellung des Franz Moor durch Grunert bezeichnete, kann unmöglich die Farben eines Nachtstückes wiedergeben, auf das keine anderen Lichter fallen, als eben die der Kunst und der Poesie dessen, der es erzeugt. Wie kann man die fürchterlichen Windungen dieses entsetzlichen Charakters durch alle Phasen der Bosheit, der Heuchelei, der Verstellung, der Lüge aus einander setzen; wie kann man den Kampf beschreiben, den Franz von Moor im ersten Akt gegen die Natur beginnt, von der er sich zurückgesetzt glaubt, und den im letzten die Vergeltung endet: wenn der darstellende Künstler vom ersten bis zum letzten Akt eine Ausmalung eines Seelengemäldes vornimmt, die eine psychologische Nuance an die andere reiht, wenn er die electrische Wirkung, die er auf das Publikum ausübt, selbst in einem so hohen Grade empfindet, daß seine Darstellung gleichsam wie ein Gewitter über unsere Häupter einherzieht. G. ist ein großer Schauspieler, ein Künstler ersten Ranges, dessen schönster Lohn darin gefunden werden kann, daß ein Blick, eine Bewegung ein stummer Abgang das Publikum zu stürmischem Hervorruf inmitten der Scene veranlaßte. Das Tragische des Stücks liegt in dem Kampfe des Geschöpfes gegen den Schöpfer. Auf dieser poetischen Grundlage erschien die Leistung. Die geistreiche Manier psychologischer Nuancirung, die hinreißende Lebendigkeit des Mienenspiels, die malerische Präcision der Bewegungen, die Anmuth selbst in dieser Entstellung der Seele — das Alles ist eines wahrhaften Künstlers würdig. Wenn solche Mimen das recitirende Schauspiel bebauen, so, dünkt uns, müßte die Theilnahmlosigkeit gegen dasselbe auch in Frankfurt schwinden. Das Publikum aber machen wir dringend auf einen Darsteller aufmerksam, der durch die rastlose Beschäftigung, in die er unsere Gedanken und Gefühle, ja unsere Nerven, unser innerstes Leben versetzt, die Bühne von der Stufe der Unterhaltung, auf welcher sie sich oft kaum noch erhält, zu der eines künstlerischen und moralischen Genusses erhebt.

Um nicht weitläufig zu werden, gedenken wir nur des guten Zusammenspiels dieser Vorstellung, und heben hervor, daß Herr Breuer, Carl Moor, Herrn Grunert würdig zur Seite stand. Die Bravour des rhetorischen Pathos, die das charakteristische Merkmal der Leistungen dieses hier so beliebten Künstlers ist, überwältigte auch heute wie immer die Gemüther und bewies von neuem, daß die urkräftige, unmittelbare Wärme der Rede ihre Wirkung nie verfehlt, concentrirt sie sich in so schönen Mitteln, wie wir sie in Herrn Breuer vereint finden, der bereits bei seinem Gastspiel in Prag in diesen Blättern das Zugeständniß eines Correspondenten erhielt, daß er durch die kräftigen Umrisse seiner Leistungen lebhaft an die schönste Zeit des Schauspielers Kunst erinnere. Der Letztere erfreute sich bekanntlich der seltensten Popularität auf der deutschen Bühne. Herr Breuer wurde inmitten und nach der Vorstellung gerufen.

Mannichfaltigkeiten.

Ungarische Emigranten kommen noch immer durch Hamburg und finden freundliche Aufnahme und Unterstützung bei dort ansäßigen Handwerkern aus Ungarn. Der größere Theil der nach Beendigung des Krieges in Hamburg angekommenen Flüchtlinge ist jetzt in England und Nordamerika.

Jenny Lind hat in Stockholm den ganzen Ertrag ihrer dort gegebenen sechs Konzerte, über fünfzehn tausend Thaler, der Pensionskasse für Künstlerwittwen und Waisen des Stockholmer Hoftheaters überwiesen, — eine glänzende Widerlegung des ihr so oft gemachten Vorwurfes des Geizes; dem Mäßigkeitsverein schenkte sie 1000 Thlr. Bco. Bei der Abschiedsaudienz erhielt sie vom König ein sehr kostbares Armband mit Diamanten und von der Königin eine Broche.

(München, 12. Juli.) Der Hofsänger Hoppe nahm gestern bei der Aufführung der Oper: „Die beiden Schützen", im Hoftheater Gelegenheit, die von der Polizei in Bezug der Marseillaisen-Geschichte verfügte Strafe von 14 Tagen doppelt geschärftes Gefängnißarrest zu persifliren, was einen stürmischen Beifall und ein dreimaliges Rufen des „kühnen Sängers" veranlaßte. Man erzählt sich bereits heute, daß gegen Hrn. Hoppe auf dem Disciplinarwege eingeschritten werden soll. Näheres ist noch nicht bekannt.

---

* (Christliche Märtyrer im 19. Jahrhunderts.) In ganz frischem Andenken steht ein scheußliches Wunder der Gegenwart: daß im Angesichte des mächtigen christlichen Europa's eine christliche Provinz der unmächtigen Türkei, der von chaldäischen Christen bewohnte Theil des Kurdenlandes, im Namen des Korans, „der die Ausrottung der Ungläubigen gebiete", fast ganz ausgemordet wurde. Und diese hingeschlachteten Christen waren nicht bloß nach Abstammung und Religion der Rest eines ehrwürdigen Alterthums, sondern sie überragten auch alle ihre Nachbarn an Bildung, Fleiß und jedweder Tüchtigkeit. Dem Menschenfreunde jedes Glaubens blutet das Herz, wenn er vernimmt, wie glücklich dieß Völkchen noch vor kurzem war, und wie tapfer und zugleich wie fruchtlos es seine Greise, Kinder und Frauen, seine Freiheit und alle seine Heiligthümer gegen Teufel in Menschengestalt vertheidigte. Der Christ aber fragt ferner noch: ob die christlichen und allerchristlichsten Mächte Europa's, die den Aberglauben und Götzendienst der Christen in Jerusalem beschützen, nicht auch das Licht und den Segen des Christenthums im chaldäischen Berglande vor der blutigen Hand des mohammedanischen Fanatismus schützen können! Oder gönnt keine der andern die Ausübung dieser Pflicht, weil aus dem Schutze leicht die Schutzherrschaft folgt?

L. D.

Wieder wird vom Auslande her Deutschland mit einer Fluth revolutionärer Schriften überschwemmt. Das Thema aller ist die demokratisch-soziale Republik und wird mit Schlag- und Feuerworten gepredigt. Eine der verbreitetsten, die unter Kreuzband bald da, bald dort in Preußen ankömmt, ist der Katechismus des Proletariers, worin der Arbeiter die Rolle des Sklaven, die Fürsten, die Adeligen, Reiche und Priester die Rolle der Zuchtherren wohl oder übel spielen müssen. Das sind freilich verdammungswürdige Uebertreibungen; wissen aber die Machthaber nicht, daß, was sie auf dem politischen Felde säen, auf dem socialen aufgehen und alle guten und gesunden Keime überwuchern wird? (Dorfz.)

(Ein österreichisches Orakel.) Graf Thun, der österreichische Bevollmächtigte in Frankfurt, hat sich auf den Dreifuß gesetzt und prophezeiht, daß erst in 15 Jahren die neue Revolution ausbrechen werde. Er ladet die Unionsfürsten ein, dem Bundestagsplenum Weihegeschenke, sich selbst und ihre Zukunft darzubringen — Alles für den Preis von 15 Jahren.

In der Pesther Damenwelt herrschte die Mode, Armbänder zu tragen, die entweder aus ungarischen Silbersechsern mit einem ungarischen Dukaten in der Mitte oder aus einem Goldreife bestanden, woran ein mit Erde aus Vilagos u. s. w. gefüllter Sarg befestigt war. Ein ähnlicher Brauch herrscht gegenwärtig in der Männerwelt mit dem Unterschiede, daß statt der Bracelets die Uhrketten solche Kleinodien verwahren.

Korrespondenz.

Erfurt, 12. Juli.

Betrachtet man das gegenwärtige Leben in unserer Stadt, so möchte man die Geschichte der neuesten Zeit der Lüge zeihen, die uns von so vielen Stürmen berichtet, die in unseren Mauern getobt haben. Alles athmet oder heuchelt Frohsinn und Heiterkeit; die politischen, noch vor kurzem so hoch gehenden Fluthen scheinen geebnet, der Haß gewichen, die Feindschaft vergessen. Die zahlreichen in und um unsere Stadt befindlichen Vergnügungsorte sind von den Einwohnern Erfurt's stark besucht und die materiellen Genüsse haben sich wieder in den Besitz ihres alten unveräußerlichen Rechtes gesetzt. Fast überall findet man musikalische Unterhaltung, die nicht allein von den städtischen und militärischen Musikcorps, sondern auch von fremden Künstlern geboten wird. So gaben vor einigen Tagen die Mitglieder der Weimarischen Hofkapelle in dem hiesigen Teichmann'schen Lokale ein Konzert, welches sich durch die Präcision der einzelnen Piecen sowohl, als auch durch die geschmackvolle Auswahl der letzteren selbst vorzugsweise auszeichnete. Neben diesem Allem besteht seit dem Weggange des Theaterdirektors Böttner, der jetzt im Kroll'schen Lokale zu Berlin Vorstellungen gibt, in Vogel's Garten, einem sehr geschmackvoll eingerichteten Sommerlokale, ein Tivolitheater, welches besonders von der haute volée unserer Stadt sehr besucht wird, welche es sich nicht verdrießen läßt, von der improvisirten Bühne herab mehr oder weniger geistreiche Philippiken gegen die Prärogativen der Aristokratie anzuhören. Der Erfurter sucht sich für den Verlust seines Parlamentes, den er noch immer beklagt, bon gré mal gré zu entschädigen, aber durch alle diese rauschenden Vergnügungen klingt ein durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit sehr erklärlicher Mißton, und gerade die Sucht nach solchen Vergnügungen zeugt von dem Mißbehagen, das in den meisten Schichten unserer Bevölkerung vorherrschend ist.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Juli. (Neu einstudirt): Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Mittwoch, 17. Juli. Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt von Netmüller. Hierauf: Herrn Hampelmann's Landparthie nach Königstein, Lokalscizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Donnerstag, 18. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. würtemb. Hofschauspieler und Regisseur. Cromwell's Ende, historisches Drama in 5 Akten. Cromwell: Hr. Grunert.

Freitag, 19. Juli. Zum Vortheil der Fräul. v. Romani Oberon, große romantische Oper in 3 Abth. von Weber. Rezia: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 16. Juli. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von Benedix. Hierauf: Die Wiener in Berlin, Liederspiel in 1 Akt von Holtei.

Mittwoch, 17. Juli. Zum Vortheil für Hrn. Lohmeyer. Ein Sträußchen für Jedermann, oder: Die Dampfreise durch die Theaterwelt, musikalisch-dramatisch tragi-komisches Quodlibet in 3 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 169. Mittwoch, den 17. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Man trat in die Stube, Beverdick schnallte seinen Degen ab und stellte ihn, ohne ein Wort zu reden, in die Ecke. Mit Herzklopfen betrachteten die Andern diese Bewegungen, als der Rittmeister plötzlich entschlossen zu Heinrich trat und mit gespreizten Beinen und auf den Rücken gelegten Händen denselben lange und scharf fixirte.

„Herr Zorn," begann er endlich, „Sie sind ein braver Mann. —"

„Ja, das ist er," fiel Cäcilie mit erleichtertem Herzen ein; ein Blick des Vaters machte jedoch ihre Rede verstummen.

„Schweige!" war die trockne Antwort, dann gegen Heinrich gewendet, fuhr er mit eisiger Kälte also fort:

„Sie mögen für manchen Vater ein willkommener Eidam seyn, so wie ich glaube, daß meine Tochter in vielen Familien als ein neues Mitglied angenehm seyn wird."

Alle staunten mit offenem Munde, und wußten gar nicht, wo diese Rede hinauslaufen sollte.

„Doch muß auch ich —" er schlug hierbei auf seine Brust — „dieser Familie eine willkommene Zugabe seyn. — Nicht wahr, Herr Zorn?"

„Freilich, freilich," stotterte der Angeredete in größter Verlegenheit und Spannung.

„Nun sehen Sie, in solchen Dingen wird — ein Hutelkrämer keinen Anklang finden!"

Beverdick sprach diese letzteren Worte mit einer gewissen maliziösen Betonung, wobei sein zornblitzendes Auge fest auf Heinrich weilte. Dieser wußte nicht, was er sagen sollte, Cäcilia aber wurde blaß und sank ihrer Mutter in den Arm.

„Um Gotteswillen, was sollen denn diese Reden bedeuten?" fragte endlich Frau Beverdick mit zitternder Stimme.

„Nicht viel," war des Rittmeisters anscheinend gelassene Antwort, „Eine Verbindung meines Kindes mit Ihrem Hause scheint sich nicht eignen zu wollen. — Darum, Herr Zorn, muß ich Sie bitten, uns für die Zukunft die Ehre Ihres Besuches nicht mehr zu erweisen."

„Vater, Vater!" rief Cäcilie, und stürzte dem Rittmeister weinend zu Füßen.

„Ich sorge für Dein Bestes," entgegnete derselbe, äußerlich gefaßt, im Innern aber doch etwas erschüttert, indem er sie aufhob und der Mutter übergab. — „Ich will mich jetzt der schweren Reiterkleider entledigen, und hoffe bei meiner Rückkehr" — er warf einen bedeutenden Blick auf Heinrich — „Sie nicht mehr hier zu finden."

Mit festem Tritte verließ er das Zimmer, laut weinend aber fiel Cäcilie dem Geliebten an die Brust.

„Wir trennen uns nicht!" war der beiderseitige Ruf der Liebenden. „Wir wollen sehen, wer es vermag, zwei Herzen auseinander zu reißen, die wie die unseren für einander geschaffen sind?"

„Kinder, Kinder," beschwichtigte die Mutter, „widerstrebt jetzt nicht. Der Strom geht hoch, da müßt Ihr Euch biegen, sonst reißt er Euch nieder. Wehen wieder mildere Lüfte, so rieselt auch die Wasserfluth in friedlichen Wellen, und dann mögt Ihr Euch auf's neue im Hoffnungskahne schaukeln. — Kinder, folgt jetzt dem Vater und baut auf — Mutterliebe. Sie ist der tiefe Grund, auf dem, wenn auch Alles uns verläßt, noch Keiner der Hoffnung Anker vergebens ausgeworfen hat!" —

Ein nasser Dankesblick der Unglücklichen war die Antwort. Noch einmal schlossen sie einander in die Arme, dann verließ Heinrich die Stube.

9.

Vor Advokaten, die uns zwicken,
Behüt' uns, lieber Herregott!

Heinrich war noch an dem nämlichen Abend in den Nürnbergerhof, wo sein Vater logirte, gerannt und hatte denselben mit Klagen und Vorwürfen überhäuft. Dieser wegen des Vorfalls in dem Senatoren-Gezelt ebenfalls erbittert und erhitzt durch den mehr als gewöhnlich genossenen Wein, war dem polternden Sohne nichts schuldig geblieben, und so trennten sich endlich Beide in Zwiespalt und Unfrieden.

Der Rath war indessen eine von den Naturen, welchen durch Vernunftgründe gar nicht beizukommen ist, und die, wenn man ihnen opponirt, in der vorgefaßten Meinung nur noch erbitterter werden. So hatten auch die Reden seines Sohnes nur die Folge, daß der dicke Herr dem Rittmeisterischen Hause ewige Feindschaft schwur, und natürlich von einer Verbindung mit demselben nun ebenfalls nichts mehr wissen wollte.

Wie es jedoch gewöhnlich bei weniger gebildeten Menschen zu gehen pflegt, so genügte ihm, selbst nach verflossener Nacht, auch das Negative nicht mehr, etwas Positives mußte geschehen, so etwas — Rache, ja Rache war das rechte Wort, wodurch er seinem Grimme Luft machen konnte, und für die Ausübung derselben fand sich, nach langer und nicht reiflicher, wohl aber heftiger Ueberlegung, nichts geeigneter, als — das unglückselige Zwetschenfaß.

„Zwetschen hast Du gekauft," rief er triumphirend aus, „und keine junge Katzen. — Er hat sein Gewölbe nicht ordentlich verwahrt, die gekaufte Waare ist durch seine Nachlässigkeit unbrauchbar geworden, und nun muß er mir für Schäden und Kosten entstehen. — Einen Prozeß kriegt er an den Hals, der

vornehme Herr, und ich und mein durchtriebener Doktor wissen denselben zu führen!"

Hastig warf er den blauen Mantelrock mit gelben Schnüren um, klatschte den Haarbeutel auf den Rücken, stülpte den Dreimaster auf die puderqualmende Perrücke und stürmte, so schnell als es ihm seine Wohlbeleibtheit gestattete, nach der an dem Römergebäude belegenen Kerbengasse.

Der Eleserne Hof war das Ziel seines Strebens; denn hier wohnte eine Stiege hoch, den Fenstern der Gerichtskanzlei gerade gegenüber, der Advokat Doktor Rabularius.

Dieser, ein ältlicher, langer und schmaler Mann, mit aufwärts gespitzter Nase, schmalen Lippen und großen tief liegenden Augen, saß im grauen Hausrocke und grauer, spitzer Filzmütze, aus welcher hinten ein dünner Zopf hervorhing, an seinem mit Akten belegten Schreibtische.

Rath Zorn trug seinen Fall vor, und der Doktor runzelte den Mund, zog die Nase in die Höhe und — hörte schweigend zu. Als der Client geendiget, nickte er beifällig mit dem Kopfe.

„Kauf und Verkauf," begann er jetzt mit pathetischem, etwas näselndem Tone, „also zweiseitiger Contrakt, wobei jeder Contrahent einen Vortheil hat. Er muß demnach für Arglist, Schuld, Fleiß und Wachsamkeit einstehen, und diesen gesetzlichen Auflagen ist Herr Beverdick nicht nachgekommen. Sie konnten bereits gestern dieses Faß mit Bamberger Zwetschen an einen besondern Liebhaber und Verehrer sothanen Obstes und zwar für tausend Reichsthaler verkaufen. Nicht wahr?"

Der Rath machte große Augen über den ihm zur Zeit noch unbekannten Käufer und über diesen ganz enormen Zwetschenpreis, als jedoch der Advokat sein: „Nicht wahr?" befehlend wiederholte, entgegnete er mit verlegenem Lächeln: „ja wohl, ja wohl!"

„Unterzeichnen Sie also diese Vollmacht und überlassen Sie mir das Weitere."

Der Rath unterzeichnete, und da aus des Doktors Mienen nicht undeutlich zu entnehmen war, daß er noch zahlreiche andere Clienten, die bei den Schreibern warteten, abzufertigen wünschte, so empfahl sich der Erstere und kehrte voll Freude über die zu hoffenden tausend Reichsthaler in seinen Nürnbergerhof zurück.

(Fortsetzung folgt.)

An die Schweiz.

Dir weih'n, Helvetia,
Die Völker fern und nah
Hochheil'gen Lohn.
Gott hat in Majestät
Hoch im Gebirg erhöht,
Auf daß er nie vergeht,
Der Freiheit Thron.

Vom ew'gen Alpenkranz
Erstrahlet dein Silberglanz
Auf Land und Meer.
Hell leuchte fort und fort
Verfolgter Unschuld Port,
Der Freien letzter Hort,
Freundlich umher!

Wie aus des Gletschers Dom
Du sendest Strom an Strom
Den Ländern zu:
So, was die Menschen ehrt,
Spend' in der Weisen Werth,
Spend' in der Tapfern Schwert,
Den Völkern du.

Hier sind Gebirg und Thal
Den Deinen allzumal
Ein Friedensreich;
Hier kehren Fürsten ein,
Um sich der Lust zu freu'n,
Mit Menschen Mensch zu seyn,
An Rechten gleich.

Wie über dunkler Nacht
In gold'ner Abendpracht
Dein Aarhorn schwebt:
So strahle rein und frei,
Wenn Nacht und Barbarei
In neue Sclaverei
Die Welt begräbt.

Jubelfest im Heilig-Geist-Hospital.

In dem hiesigen Heilig-Geist-Hospital fand am 8. d. M. eine erfreuliche Feier statt. Es waren 25 Jahre, daß der gegenwärtige Senior des Pflegamtes dieses Hospitals, Herr Major von Lukacsich, als Mitglied in dieses Amt eingetreten war.

Unsere Wohlthätigkeitsanstalten sind eine der schönsten, vielleicht die schönste aller Zierden unserer Stadt, sowohl durch Zahl und Reichthum, wie durch Zweckmäßigkeit. Fast jährlich sehen wir ihre Zahl wachsen. Sobald einem Mangel und einer Noth abgeholfen ist, wird der Blick nur um so klarer für ein anderes dem nahe liegendes Bedürfniß; die Freude über die ins Leben gerufene segensreiche Stiftung ist keine träge, sie wird alsbald wieder eine schaffende. So sehen wir, nachdem das Waisenhaus einen sehr zweckentsprechenden Nebenbau aufgeführt hat, die Kleinkinderschulen gegründen, um für physisches und geistiges Wohl der Kinder und für Erleichterung arbeitsamer Eltern wesentlich zu wirken, diesen alsbald die Taubstummen- und dann die Blinden-Anstalt folgen; nur wenige Jahre darnach, und Christ's Kinderkrankenhaus entsteht, dieß durch freundliches Aeußere wie treffliche Pflege gleich ausgezeichnete Zufluchtshaus für die kranken Kinder; und kaum ist es bezogen, so tritt der Pestalozziverein ins Leben, der bei noch geringen Mitteln seit seinem kurzen Bestehen unter der sittlich verdorbenen Jugend bereits seine segensreiche Saat auszustreuen beginnt. Wie hier beispielsweise nur von der Fürsorge für die Jugend die Rede war, so sproßten auch für anderweite Noth neue Anstalten aus dem stets fruchtbaren Beete christlicher Nächstenliebe. Daneben werden die älteren Anstalten erweitert, durch neue Schenkungen bereichert, und in neuen und alten Anstalten entsteht ein Wetteifer, Erfahrungen aus der Nähe und der Ferne zu benutzen und stets zeit- und zweckgemäßer das Bestehende umzuändern. So versteht der wahre Menschenfreund sociale Reformen; vervollkommnen und schaffen will er für die Armuth und die Noth, nicht aber durch ungesetzliche und unrechtliche, momentaner materieller Genußsucht fröhnende Gleichmachungstheorien die Quelle redlichen Erwerbs verstopfen.

Zu den ältesten und bedeutendsten unserer Stiftungen gehört das Heilig-Geist-Hospital, ursprünglich gegründet zur Aufnahme armer Pilger, was allmälig überging in Aufnahme erkrankter armer Fremden. Verhältnißmäßig hat wohl keine unserer Anstalten allmälig ihren Wirkungskreis so sehr ausgebreitet.

Sie ist jetzt allen bei hiesigen christlichen Bürgern in irgend einem Dienstverhältniß stehenden Fremden (Dienstboten, Arbeitern, Handwerkern rc.), den Taglöhnern in der Stadt und auf allen Höfen in der Gemarkung u. dgl. unentgeltlich geöffnet; seit Gründung der v. St. George'schen Stiftung auch den Bewohnern unserer Ortschaften und deren Gesinde. Während im Anfange dieses Jahrhunderts jährlich 500—600 Kranke aufgenommen wurden, beträgt diese Zahl jetzt jährlich 2000—2500. Ein neues prachtvolles Gebäude mit großen, luftigen, hellen, freundlichen Räumen und trefflicher Ausstattung und mit beinahe 300 Betten, hat seit 10 Jahren das ältere, zu kleine Gebäude ersetzt. Gärten dienen den Reconvalescenten zur Bewegung; was für die Kranken an Kost, Arzneien, ja selbst an Bequemlichkeit gut erscheint, wird unbedingt gewährt; wo auswärtige Bäder nützlich dünken (Wiesbaden, Nauheim, Kreuznach rc.), werden die Kranken auf Kosten der Anstalt dahin gesandt. Zwei Aerzte und zwei im Hause wohnende Assistenzärzte nebst Chirurgen für den ärztlichen Beistand, gegen zwanzig Wärterinnen und etliche Wärter für die Pflege des Kranken. Ein Hospitalmeister nebst Frau und der nöthigen Zahl ebenfalls im Hause wohnender Unterbeamten überwacht stündlich bei Tag und Nacht die Ordnung und Oekonomie des Hauses. Geistliche spenden den Leidenden den gewünschten geistigen Trost; der im Hause wohnende neben dem Troste seines Wortes auch noch Belehrung und Erheiterung durch Vertheilung der reichen Büchersammlung des Hauses.

Außerdem besorgt dieß Hospital die unentgeltliche ärztliche Behandlung und Arzneilieferung für die in Wohnungen verbleibenden städtischen Armen (jährlich über 1000).

So steht diese schöne Anstalt da, vorleuchtend allen ihren jüngeren Schwestern.

Die Oberleitung über diese, wie über ähnliche hiesige Anstalten hat ein Pflegamt, d. h. eine aus sieben hiesigen Bürgern bestehende obere Verwaltungsbehörde. Zu diesem freiwilligen Ehrenamt werden die Mitglieder auf Lebenszeit erwählt, und meist erwacht auch in ihnen eine solche, wahrhaft natürliche Liebe zu der Anstalt, zu dem ihnen anvertrauten Kinde, daß sie selten früher ihr Amt niederlegen. So sind auch in dem Pflegamt des Heilig Geist-Hospitals neben dem Senior noch zwei Mitglieder (Hr. v. Mettingh und Hr. G. v. St. George) seit 40 Jahren thätige Mitglieder desselben. Diese Verwaltungsart hat sich bisher bei allen unseren milden Stiftungen als in jeder Beziehung sehr vortheilhaft bewährt. Solchen freiwilligen Pflegern steht eben die lebendige Liebe zu der Anstalt zur Seite, und das fördert gar viel. Die Stiftungen werden treu ihrem Zwecke erhalten, im Sinne der ursprünglichen Stifter allmälig erweitert und vervollkommnet, und namentlich in finanzieller Beziehung mit Klugheit und Erfolg verwaltet. In allen diesen Richtungen hat vorzugsweise das Pflegamt des Hospitals zum heiligen Geist durch Eifer und Tüchtigkeit ausgezeichnet gewirkt. An der Spitze dieses Pflegamtes stand seit langen Jahren Hr. v. Lukacsich, dessen 25jähriges Jubelfest, wie Eingangs erwähnt, am 8. d. gefeiert ward.

Es hatten sich die Bürgermeister und die Stiftungsdeputirten hohen Senates, die Vorsteher der übrigen Stiftungs-Pfleg-Aemter, die Stadt-Armenärzte und sämmtliche gegenwärtige und frühere Beamte des Hauses auf Einladung des Pflegamtes in den mit Blumen festlich geschmückten Räumen eingefunden. Ein Männerchor empfing den eintretenden Senior, dessen Bild fortan das Sitzungszimmer zieren wird. Der Krankentröster, Hr. Kandidat Völker, der Pfleger, Hr. Dr. med. B. Müller, und der Hospitalmeister, Hr. Collischonn, feierten in eben so warmen als wahren Worten die großen Verdienste dieses Mannes um die seiner Oberleitung anvertraute Anstalt, und wirklich hat dieser wohlbedenkende, gegen Jeden wohlwollende Mann es sich zu seiner hauptsächlichen Lebensaufgabe gesetzt, das schöne Hospital immer mehr der Vollkommenheit entgegen zu führen, und leuchtet darin allen seinen Collegen und Beamten als ein rühmliches Beispiel vor. Auf seine Verherrlichung in den genannten Reden antwortete er in trefflichen, dem Herzen aller Anwesenden durch Liebe wohlthuenden Worten. Zum Schluß erschienen Abgeordnete der Kranken aus den verschiedenen Krankensälen, und sprachen in bewegter Weise ihren Dank dem Vorsteher des sie so menschenfreundlich aufnehmenden Hospitals aus.

Am folgenden Tage vereinte ein freundliches Festmahl das Pflegamt, sowie die früheren und gegenwärtigen Beamten; auch hier ward fast von jedem Anwesenden dem Verdienste in begeisterten Worten Anerkennung gezollt. Die Mitglieder des Pflegamtes überreichten bei dieser Gelegenheit ihrem Senior einen silbernen Pokal zur Erinnerung an diesen Tag. Zur Belebung dieses Festmahles hatten die Anordner auch die österreichische Militärmusik herbeigezogen. Um ihre Dankbarkeit für die sorgfältige Pflege, welche bisher auch die preußischen Soldaten (natürlich gegen Bezahlung) in diesem Hospital gefunden hatten, brachte das Musikcorps des 31. preuß. Regimentes, das bei dem Mittagsmahl, wozu es sich erboten hatte, nicht auch aufspielen konnte, an demselben Morgen dem Gefeierten in seinem Landhause ein Ständchen.

Je trüber sich die politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes gestalten, um so mehr möge jeder Vaterlandsfreund es für seinen Beruf erkennen, auch auf dem Gebiete der werkthätigen Nächstenliebe einen Theil seiner Kräfte zu verwenden. Dann werden nicht nur, wie bisher, unsere milden Anstalten gedeihen, wir selbst werden auf dieser einfacheren Stufe im Aufschwung etwas dem Vaterland, aber auch der Menschheit und Gesittung Ersprießliches zu entwickeln lernen. (Frkf. Volksbote.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 12. Juli.) Der Minister der geistlichen rc. Angelegenheiten hat folgende die Herren Musiker interessirende Bekanntmachung erlassen: Es haben in neuerer Zeit so häufig wiederholte Bewerbungen um Bewilligung des Prädikats Musikdirektor, dessen Ertheilung von mir ausgeht, stattgefunden, daß ich mich, um die Würde der durch diese Auszeichnung angedeuteten künstlerischen Stellung aufrecht zu erhalten, veranlaßt gesehen habe, die Bedingungen, unter welchen das genannte Prädikat ertheilt wird, einer Revision zu unterziehen. Nachdem ich darüber das Gutachten der musikalischen Section der königlichen Akademie der Künste entgegengenommen, habe ich gegenwärtig die Bestimmung getroffen: daß bei der ohnehin möglichst zu beschränkenden Ertheilung des Prädikats Musikdirektor in Zukunft nur solche Musiker berücksichtigt werden sollen, welche eine allgemeine wissenschaftliche und gründliche musikalische Bildung besitzen, sich durch größere musikalische Compositionswerke, die Anerkennung gefunden, bekannt gemacht und sich vornehmlich auch durch die Direktion bedeutender, aus feststehenden musikalischen Einrichtungen hervorgegangener Musik-Aufführungen mit Erfolg bewährt haben.

(Anekdote.) Für Haydn möge eine Anekdote Zeugniß ablegen, die Zelter erzählt. Es war von dem leichten Style, in welchem Haydn's Messen zum Theil geschrieben sind, die Rede, und derselbe wurde getadelt. Zelter bemerkt dazu: Es ist eine eigene Sache damit. Haydn hat diesen Vorwurf auch schon selbst von seinen Freunden hören müssen. Ein in Wien lebender italienischer Musiker, Carpani, der sehr vertraut mit ihm war, sagte einst zu ihm: „Haydn, Ihr seyd doch ein so schlichter frommer Mann (diese Eigenschaft besaß der alte Meister in der

That, und hielt streng, auch äußerlich an allem Kirchlichen), wie kommt es aber, daß es in Euren Messen oft so fast lustig hergeht?“ „Das will ich Euch sagen,“ erwiederte Haydn herzlich, „wenn ich an meinen lieben Gott denke, werde ich so voll von innerster Herzensfreude und Dankbarkeit, daß ich gar nicht weiß, wie ich mein Glück genug ausdrücken soll.“ „Als ich,“ fügte Zelter hinzu, „auf einer Reise mit Goethe diesem die Anekdote erzählte, traten ihm die Thränen in die Augen.“ Gibt es aber auch etwas Rührenderes, als diese kindliche Tiefe des Gemüthes?

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht rathsam, dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden.

(Seltsame Definition). Friedrich der Große sah es sehr gern, wenn sich junge Edelleute, hauptsächlich in dem neu erworbenen Schlesien, entweder dem Militär- oder dem Civildienste widmeten. Bei einer Reise zur Revue nach Schlesien ritt ihm in dieser Provinz ein junger Mann von sehr hübschem Aeußern auf einer Station vor. Dem König fiel der Anstand des Vorreitenden auf, er winkte ihm darum an den Wagen. Der Gerufene erschien. „Wie heißt Er?“ „Von S...., Ew. Majestät.“ „Wer ist Sein Vater?“ „Der von S . . . auf . . .“ „Wie alt ist Er?“ „Zwanzig Jahre.“ „Warum dient Er mir nicht?“ „Ich habe schon die Gnade, in Ew. Majestät Dienste zu seyn.“ „Was ist Er denn?“ „Ew. Majestät haben bei der Huldigung von Schlesien geruht, mich zum Kammerherrn zu ernennen.“ „Pfui! Schämt Er sich nicht, nichts anders werden zu wollen, als so ein Hofschlingel?“ sagte der König und zog das Wagenfenster wieder in die Höhe. (B. Z.)

Das Beispiel der Gräfin Rossi (Henriette Sonntag), nach zwanzig Jahren Zurückgezogenheit auf's neue sich Lorbeern als Sängerin zu erwerben, findet Nachahmung. Mad. Pasta wird nächstens in Anna Boleyn wieder auf der Bühne erscheinen.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Juli.

Ein gut Ding will Weile haben, sagt ein altes Sprüchwort. So erging es mit unsern Posttarifen. Lange wurde geklagt und gemurrt, daß unsere Portotaxen zu hoch seyen und dadurch der Verkehr gehemmt würde. Daher entstand auch hauptsächlich die Unzufriedenheit des Publikums gegen das ganze Thurn und Taxische Postinstitut. Durch den am 1. Juni in Kraft getretenen neuen Tarif für das Großherzogthum Hessen wird sich die öffentliche Meinung in aller Kürze total ändern. Man ersieht jetzt mit großer Befriedigung, daß es der Thurn und Taxischen Postverwaltung mit einer gründlichen Reform recht Ernst ist und daß sie, soweit ihr Rayon reicht, mit der Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung, welche ihr eigen ist, jetzt auch die möglichste Wohlfeilheit verbindet. Wir geben uns der sicheren Hoffnung hin, daß es ihren redlichen Bemühungen gelingen wird, ein gleiches Resultat für die über das Taxische Postgebiet hinausgehenden Sendungen zu erzielen. Für uns Rheinländer ist namentlich Preußen und Bayern wichtig. Würden wir die Vortheile der neuen preußischen und bayerischen Tarife für unsern Verkehr mit diesen Staaten genießen, dann würden wohl alle seitherigen Klagen gegen das Postinstitut überhaupt und in specie die Unzufriedenheit und die Vorurtheile gegen die Tax. Lehens-Post ganz verschwinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Postverwaltung durch diese bedeutende Portoherabsetzung ein bedeutendes Opfer bringt, das nur durch starke Vermehrung in der Benutzung der Post wieder gedeckt werden kann. Bei uns verspricht man sich das Beste davon; denn je billiger der Brief ist, um so eher sendet man bei jeder kleinen Veranlassung und um jedes unbedeutende Geschäft einen eigenen Brief ab. Besonders aber glaubt man, daß die Versendung von Päckereien jeder Art durch die Post sehr zunehmen wird. Die Post genießt hinsichtlich der Pünktlichkeit und Sicherheit der Beförderung das größte Vertrauen und hat darum schon etwas Bedeutendes vor jedem andern Institut dieser Art voraus. Hinsichtlich der Taxe kann sie jetzt auch mit andern Beförderungsgelegenheiten concurriren. Wir sind oft erstaunt, zu hören, wie niedrig die Pakettaxen im Vergleich zu den frühern sind. So bezahlten wir früher für eine Sendung von 1000 fl. ohne Unterschied der Münzsorte für die Strecke bis Frankfurt mehr als einen Thaler; jetzt bezahlen wir für dieselbe Sendung in Kronenthalern nur 48 kr., in Gold nur 28 kr. und in Papiergeld den außerordentlich geringen Preis von 16 kr. Auf weitere Entfernungen stellen sich noch frappantere Resultate heraus. Als nächste Folge dieses Resultates werden wir wieder weit mehr baares Geld im Verkehr sehen und die Wechselgeschäfte müssen abnehmen; denn seither hat man oft Wechsel zur Versendung eingetauscht und Spesen natürlich dafür zahlen müssen, um das hohe Porto zu ersparen; jetzt aber versendet man für diese Ausgabe recht gut das Geld. Eben so ist die Taxe für Waarenpakete und sonstige Gegenstände so bedeutend gemindert, daß sehr viele Sendungen, die seither auf andere Weise besorgt wurden, dadurch aber oft nur sehr spät in die Hände des Empfängers gelangten, gewiß jetzt der Post zur Beförderung übergeben werden. So wie aber dadurch der Ausfall für die Thurn und Taxische Postverwaltung wohl bald wieder gedeckt seyn wird, so gewinnt besonders durch diese Reform Handel und Verkehr in unserem Lande gewiß bedeutend. Das Opfer, welches der Fürst von Thurn und Taxis gebracht findet darum die allgemeinste Anerkennung und wir wünschen mit aufrichtigem Herzen, daß dasselbe schon für die nächste Zukunft ein Segen für das Land und für ihn selbst werde!

—r.

Kunstnotiz.

(Frankfurt a. M.) Mad. Behrend-Brandt hat am 8. d. M. ihr Gastspiel in Wien mit der Donna Anna im „Don Juan“ eröffnet. Dortige Blätter, wie Saphir's „Humorist“, der „Wanderer“, die „Allg. Theaterzeitung“ u. a. sprechen sich sehr vortheilhaft über Mad. Behrend-Brandt aus. Letzteres Blatt sagt: „Mad. Behrend-Brandt ist vorgestern zum ersten Male als Gast in der Oper „Don Juan“ in der Partie der Donna Anna aufgetreten. Der Erfolg war ein ungemein günstiger. Das Publikum nahm die fremde Künstlerin mit dem lebhaftesten Beifalle auf und sprach seine Anerkennung über die herrliche Stimme und Methode derselben nach allen ihren Gesangsvorträgen auf die entschiedenste Weise aus. Mad. Behrend Brandt hat gezeigt, wie die Donna Anna gesungen werden müsse. Der Vortrag ihrer großen Arien, namentlich der im zweiten Akt, erregte einen Sturm von Applaus. Sie wurde mehrere Male gerufen.“

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Juli. Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt von Nesmüller. Hierauf: Herrn Hampelmann's Landparthie nach Königstein, Lokalscizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Donnerstag, 18. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. württemb. Hofschauspieler und Regisseur. Cromwell's Ende, historisches Drama in 5 Akten. Cromwell: Hr. Grunert.

Freitag, 19 Juli. Zum Vortheil der Fräul. v. Romani Oberon, große romantische Oper in 3 Abth. von Weber. Rezia: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Mittwoch, 17. Juli Zum Vortheil für Hrn. Lohmeyer. Ein Sträußchen für Jedermann, oder: Die Dampfreise durch die Theaterwelt, musikalisch-dramatisch tragi-komisches Quodlibet in 3 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 170. Donnerstag, den 18. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Einen Brief in der zitternden Hand, stürmte nach einiger Zeit, aber noch an dem nämlichen Tage, der Rittmeister Beverdick in das Wohnzimmer, wo seine Frau und Tochter mit häuslichen Verrichtungen beschäftiget waren.

Beide erblichen, wie sie den Hausvater mit erdfahlnem Gesichte, blauen Lippen und ganz überzwerg blickenden Augen vor sich sahen, der jetzt den geöffneten Brief mit der linken Hand empor hielt und mit der Rechten dergestalt drauf schlug, daß es klatschte und das Papier zu zerreißen drohte.

„Seht Ihr hier das vermaledeite Zwetschenfaß? Seht Ihr? — Tausend Reichsthaler! — Ist der Mensch ein Narr? — Glaubt er, ich sey ein Einfaltspinsel, der sich schrecken ließe!“

Mutter und Tochter wurde ganz unheimlich zu Muthe; denn diese, ihnen durchaus unerklärliche Reden waren so verwirrt, daß sie an dem richtigen Verstande des Papa's zweifeln mußten. Mit offenem Munde starrten sie den Hin- und Herrennenden an.

„Aber es ist gut,“ fuhr derselbe jetzt fort, „daß es so und nicht anders gekommen ist, und ich diese bösartige Narrenfamilie noch in Zeiten kennen gelernt habe! — Armes Kind, wie würdest Du zu beklagen gewesen seyn, wenn sich solche Verrücktheiten erst nach Deiner Vermählung herausgestellt hätten!“

Die gute Cäcilie, welche von dem ersten Schreck am gestrigen Abende kaum nothdürftig sich erholt hatte, erbebte auf's neue, daß ihr die Knie zitterten und sie beinahe vom Stuhle gesunken wäre.

„Aber Vater,“ begann jetzt Frau Beverdick bittend und beschwichtigend, „so erkläre Dich doch deutlicher. Du siehst ja, Deine wunderlichen Reden brechen das Herz Deiner Tochter!“

Der Rittmeister warf einen Blick auf die jetzt weinende Cäcilie, fuhr zusammen, suchte sich zu fassen und entgegnete mit milderem Tone:

„Doktor Rabularius sendet mir so eben diesen Brief, in welchem er für den Rath Zorn wegen eines Fasses voll Zwetschen tausend Reichsthaler verlangt, und im Verweigerungsfall mit gerichtlicher Klage droht.“

Mutter und Tochter blickten den Vater staunend und voller Verwunderung an.

„Du staunst, mein Kind? — Nun hoffentlich wirst Du auch jetzt einsehen, daß ich, indem ich dem Herrn Sohne die Thüre gewiesen, nur zu Deinem Besten und vollkommen recht gehandelt habe. — Jetzt keine Einwürfe und auch keinen Dank. — Entfernt Euch; ich habe unsern Buchhalter herauf bestellt, um unser Handelsinteresse wahren zu können.“

Beide wußten, daß in solchen Dingen dem Hausvater nicht zu widersprechen war, und entfernten sich schweigend.

Gleich darauf trat unter zierlichen, jedoch gemessenen Kratzfüßen der Buchhalter Seebald in's Zimmer. Der Prinzipal nöthigte ihn zum Sitzen und trug ihm den Fall mit dem Zwetschenfaß und die hierauf begründet werden wollenden Ansprüche des Rathes Zorn vor.

Seebald lächelte ruhig und bedächtig, dann nickte er mit dem Kopfe:

„Das Geschäftchen wäre so übel nicht.“

„Wenn wir darauf eingingen.“

„Versteht sich. — Und was gedenkt mein Hochverehrter Herr Prinzipal zu thun?“

„Das will ich von Ihm hören.“

Der Buchhalter warf einen verstohlnen schlauen Blick auf Beverdick, dann bemerkte er gelassen:

„Wenn der Herr Prinzipal hätte zahlen wollen, würde er mich nicht gefragt haben.“

Der Rittmeister fuhr zurück, nickte aber gleich darauf bejahend.

„Also zahlen wir nicht, und wahren uns gegen solche Anmaßungen.“

„Er hat recht. — Laß Er den Herrn Doktor Ränkebold ersuchen —“

„Weiß doch nicht,“ fiel der Buchhalter, mit vorsichtigen Blikken und mit dem Zeigefinger der linken Hand bedeutsam winkend, ein, „ob mein Herr Prinzipal hieran wohl thun wird?“

„Was hat Er gegen den Doktor Ränkebold?“

„Ich? — Gar nichts. — Aber besinnen Sie sich, daß auf Dero eigene Empfehlung er dem Herrn Rath Zorn einmal consulendo an Handen gegangen.“

„Er hat wieder recht. — Ja, das geht nicht. — Weiß Er einen andern geschickten Advokaten?“

„Mit diesen gefährlichen Menschen habe ich keinen Verkehr. — Wie mir vor einigen Tagen der Herr Prokurator Werlin bei der hier stattgefundenen Abendmahlzeit von seinen Prozessen erzählen wollte, so bin ich scheu von demselben zurückgewichen.“

„Nun, das hätte Er ja immer anhören können; so wüßten wir uns vielleicht jetzt zu rathen. — Kann Er sich denn auf gar nichts mehr besinnen?“

„Von einem vor dem Reichskammergerichte zu Wetzlar gewonnenen großen Handelsprozesse in Sachen Gontard contra Schwedenborg zu Augsburg erzählte er.“

„Das war eine famose Geschichte. — Hat Werlin diesen gewonnen?“

Der Buchhalter nickte und fuhr gleichgültig fort:

„Auch die Angelegenheiten in Sachen des Metzgerhandwerks contra die Ackerbegüterten in Betreff der Weidegerechtigkeit hat

er bei dem Reichshofrath zu Wien zum Vortheil der Kläger zu Ende gebracht."

„Da könnte man ja diesem unsere Sache übertragen."

„Ich habe hierin keine Meinung. Wenn aber der Herr Prinzipal dieser Ansicht seyn sollten, so erlaube ich mir hiergegen keinen Widerspruch."

Beverdick sprang vom Stuhle auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab; des Buchhalters Augen folgten ihm lauernd und verstohlen.

„Ja, so will ich's," sprach er jetzt mit fester Rede. „Schreibe Er dem Prokurator Werlin einen Brief und ersuche Er denselben, mir heute noch die Ehre zu erweisen. — Er versteht mich?"

Seebald war inzwischen ebenfalls aufgestanden und verbeugte sich submissest: „Vollkommen."

„So entferne Er sich und handle Er nach meinem Willen."

Der Angeredete machte seine Kratzfüße und verließ mit leisem, bedächtigen Schritte das Zimmer.

Beverdick blickte ihm lächelnd nach, dann äußerte er voll Selbstgefühl:

„Ein guter, gescheidter und treuer Mann. Wenn ich aber des Rathes bedarf, dann muß ich ihn bei mir selber holen. Es ist nur wenigstens gut, wenn man keinen Widerspruch findet."

Allmälig wurde der Rittmeister ruhiger.

„Wie ich nur nicht gleich an den jungen Werlin denken konnte? — Er ist ja ein Freund unseres Hauses, hat sich immer sehr gefällig gegen uns benommen," und — ein glänzender Strahl flog über sein Gesicht und erhellte es mit wundersamer Glorie — „sein Vater ist der Gerichtsschultheiß. — Nun warte, verdammter Zwetschenhändler, das soll Dir sauer aufsteigen. — Meine Sache ist gewonnen, und ich freue mich schon auf Sieg und glänzende Satisfaktion."

Frau und Tochter traten jetzt in's Zimmer. Er umarmte sie und rief freundlich:

„Freut Euch, meine Lieben; denn Alles wird glücklich enden!"

Er verließ schnell das Zimmer und die Ueberraschten schauten einander an und wußten nicht, was sie zu dieser plötzlichen Wendung der Dinge sagen sollten.

10. Der Jurist in Liebeshändeln.

Der Nachmittag fand den Gerichtsprokurator Werlin in dem geheimen Cabinete des Herrn Beverdick. Letzterer erzählte und der Erstere hörte mit nach und nach sich steigendem Lächeln zu, bis er am Ende des Vortrags in helles Gelächter ausbrach.

„Das gibt ja einen göttlichen Prozeß, der Ihnen und mir Ehre einbringen soll!"

„Sie gedenken ihn also zu gewinnen?"

„Mit Pauken und Trompeten!"

Des Rittmeisters Gesicht verklärte sich, und er rieb in wonnigem Vergnügen die Hände.

„Wir könnten zwar sagen," fuhr jetzt der Prokurator, ernsthafter werdend, fort, „der Kauf über jenes Faß sey noch gar nicht abgeschlossen, indem über den Preis nichts bestimmt gewesen, und erst nach Festsetzung der beiderseitigen Leistungen der Kauf- und Verkauf-Contrakt perfect wird. Sonach hätte dann der Kläger an besagtes Object gar keinen Anspruch und müsse mit seinen Entschädigungsansprüchen abgewiesen werden."

„Nun ja, nun ja," fiel der Rittmeister freudig ein.

„Aber," wehrte der Prokurator, „das sähe einem Ausweichen des Kampfes zu ähnlich; das würde in der kaufmännischen Welt Verdacht erregen, und in solchem Lichte darf mein Herr Client nimmermehr erscheinen!"

Beverdick hob sich stolz in die Höhe, dann fragte er gespannt: „Wie meinen Sie denn ohngefähr?"

„Wir nehmen den hingeworfenen Handschuh auf. Der Kauf ist abgeschlossen, es ist auf Kredit gehandelt und die Tradition erfolgt, sonach das Eigenthum des fraglichen Zwetschenfasses auf den Rath übergegangen. Auf seine Rechnung geht daher alle Gefahr und um so mehr, als er das Faß geöffnet in Ihrem Gewölbe stehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Polen.

Die „Gränzboten" bringen einen ausführlichen und sehr anziehenden Bericht über das Findelhaus „Kindlein Jesu" in Warschau, dem wir Nachstehendes entnehmen: „Die Aufhebung der in früheren Jahren stattgehabten erschwerenden Umstände bei der Aufnahme von Findelkindern hat ein ungeheures Zunehmen der Ablieferung, ja auch der Geburten unehelicher Kinder hervorgebracht. Vom Jahre 1819 bis 1830 hatte das Findelhaus im Durchschnitt jährlich 280, vom Jahre 1832 bis 1839 durchschnittlich 315, vom Jahre 1840 bis 1846 aber im Durchschnitt 790 Kinder erhalten, und von 1840 bis 1846 hatte die Steigerung jährlich 11 Procent betragen.

Betrachtet man die Verhältnisse, in welchen die Freudenhäuser zum Polizeiwesen stehen, wie die Polizei gestattet, daß die 340 Kaffeehäuser zugleich Freudenhäuser sind und sich die Bordelle täglich vermehren; betrachtet man die skandalösen polizeilichen Begünstigungen der Maitressenwirthschaft, die polizeiliche Schutzlosigkeit der Eherechte und vieles Andere, so ist es schwer, sich den Verdacht fern zu halten, daß die Regierung recht geflissentlich die Sittlichkeit in Polen verringern hilft, um die neuen polnischen Geschlechter ihres Markes zu berauben.

Das Wachsthum der Volkszahl ist allerdings ein Grund zur völligen Freigebung des Findelhauses gewesen. Ein anderer Grund aber ist der, die polnischen Findelknaben zur Vernichtung der polnischen Nationalität zu gebrauchen. Seit nämlich die Anstalt und mit ihr die Zöglinge ein Eigenthum der russischen Krone geworden, dürfen die Knaben nicht mehr in polnischen Werkstätten untergebracht und nach Erlangung eines Lehrbriefes frei gegeben, sondern müssen, sobald sie ihr achtes Lebensjahr und die nöthige körperliche Tüchtigkeit erlangt haben, in das Innere Rußlands transportirt werden. Hier werden sie in Militärschulen vertheilt, lernen russische Sprache und Sitte, nehmen die griechische Religion an, werden in alle dem bestens durch einen fünfundzwanzigjährigen Soldatendienst confirmirt, und kehren als geborene Polen in ihr Vaterland zurück. Welchen vernichtenden Einfluß auf die polnische Nationalität diese geborenen, vollkommen in Russen verwandelten Polen im Umgange mit ihren Landesbrüdern ausüben, ist wohl denkbar.

Die Zahl der Knaben, welche durch das Findelhaus alljährlich nach Rußland gebracht werden, beläuft sich auf etwa vierhundert, und die Zahl der russifizirten Polen, welche nun bald alljährlich regelmäßig zu Erziehung ihres Volkes in ihr Vaterland zurückkommen werden, wird ungefähr auf die Hälfte anzuschlagen seyn. Die Hälfte der Kinder dürfte umkommen oder sich in Rußland verlieren.

Die Polen freuen sich über die Bequemlichkeit, die man ihrer schlechtesten Leidenschaft gewährt, ohne zu begreifen, wie bei dieser Freiheit ihre edelste Leidenschaft beeinträchtigt wird. Die russische Regierung freut sich natürlich auch über die vielen Wege, welche sie sich geebnet hat, um Polen zu russifiziren. Allein in diesem Falle dürfte ihr es leicht gehen wie dem Gärtner, der Giftsaamen in die Pflanzung seines Nachbars warf und sich dabei selbst vergiftete. Diese vielen Polen in der russischen Armee, in allen Militäranstalten des Landes, deren Demoralisation ziemlich sicher, deren russischer Patriotismus aber sehr zweifelhaft ist, erscheinen auch Russen von Urtheil und Vaterlandsliebe als eine

Gefahr, welche im Augenblick unbedeutend ist, bei irgend einer Krisis verderbliche Macht gegen das jetzige Rußland gewinnen wird."

Carl Grunert auf der Frankfurter Bühne.

II.

Die zweite Rolle des gefeierten Gastes war Mephistopheles in Goethe's Faust. Ueber diese Dichtung ist so viel geschrieben worden, daß man eine eigene Literatur darüber besitzt, mit der man einen weiten Büchersaal ausfüllen könnte. Wir wollen sie nicht einmal um ein fliegendes Blatt vermehren, sondern gleich zum Gaste übergehen. Ueber die Auffassungsweise des Mephistopheles ist viel gesagt und gestritten worden und ganz neuerlich hat Franz Dingelstedt das Thema wieder aufgenommen. Soll jener Geist, der da stets verneint und nur an der Zerstörung seine Freude hat, humoristisch oder ironisch, epigrammatisch, sarkastisch oder dämonisch gehalten werden und welchen von diesen Anklängen soll man zum Grundton machen? In gehöriger Mischung mögen sie alle zusammen klingen, um einen tief erschütternden Mollaccord, der den Hörer zu durchschauern vermag, hervorzubringen. Das geistige Element manifestirt sich hier in so mannichfaltigen Lichtfunken und düstern Schattenrissen, daß bald Dieß, bald Jenes mehr hervortritt, je nachdem es die Situation der Dichtung erheischt. Ausgezeichnete Darsteller, die in dieser Rolle glänzten, wie La Roche, Döring, Seidelmann u. A., haben sich der einen oder der andern Auffassungsweise im Ganzen mehr oder minder zugeneigt, im Einzelnen aber jede der angedeuteten Grundlinien geltend zu machen gesucht. Dieß gilt auch von Carl Grunert, bei welchem indessen der sarkastische Grundzug als der vorherrschende bezeichnet werden darf. Dabei neigt er sich zumeist zur Veranschaulichung des modernisirten Junker-Teufels, dem man nicht auf den ersten Blick ansehen soll, weß Geistes Kind er ist. Ueber Grunerts Mephistopheles sagt Franz Dingelstedt:

„Schon die Gestalt hat bei Grunert etwas Ungewöhnliches: der sonderbare Gesell, wenn auch menschlich genug aussehend, um die Scharwache ungehindert passiren zu können, zeigt in Haltung und Bewegung etwas Verrenktes, Seltsames, unheimlich Ausgreifendes. Der Kopf sieht in der Regel nach einer Richtung, die mit der der Füße im rechten Winkel steht: ist die Brust en face, so ist das Gesicht im Profil. Das rechte Bein stolzirt gespreizt in langem Schritt voraus, das linke wird langsam nachgezogen. Die Arme sind ruhig; nur wenn M. unbehaglich thut, krauen die gekrümmten Finger den Hals. Das ganze äußere und innere Wesen ist in sich sicher, trotz des wechselnden Ausdrucks, und von der unstäten Beweglichkeit anderer Darsteller frei. Das bezeichnete Wachsen stellt Grunert in der Traumscene und in der Hexenküche auch äußerlich höchst wirksam dar, indem er — vermittelst eines Bänkchens, so natürlich, wie es bei allen Theaterwundern zugeht — über Faust sich erhebt, ihn hochaufgestreckt überragt und gleichsam beschattet. Die Farbe des Tones, bei dessen Nuancirung ihm Umfang und Fülle seines Organs zu statten kommen, wie keinem anderen Künstler, läßt er wechseln in allen möglichen Schattirungen: vom Flüstern bis zum Donner (gegen die Hexe und in den Machtstellen des sechsten Aufzuges), vom Schnarrenden zum Bellenden, vom Schärfsten zum Weichsten (in der Schilderung von Gretchen's Schmerz am Fenster). Mir ist es oft wie ein Wunder vorgekommen, wenn ich diesen großen Künstler in dem engen Raume von vier Abendstunden auf der Jacob's-Leiter Goethe'scher Verse unermüdet von der Hölle in den Himmel klimmen und uns sich magnetisch nachziehen sah. Wie oft blitzte da im glücklichen Augenblicke ein hellstes Licht über dunkelste Stellen und Scenen, enthüllte die geheimen, vom Zuschauer mehr geahnten als verstandenen Schönheiten, die verborgenen Abgründe der Dichtung, zeigte das feine Geäder ihrer schöpferischen Gedanken in gluth- und blutvollen Wallungen, zog das scheinbar Entfernteste in nächsten Beziehungen heran!"

„Grunert's Glanzpunkt ist seine Erzählung von dem Geschmeide: der pustende Zorn, die Nachahmung der Stimmen des Pfaffen und der Mutter, die prickelnde Beschreibung von Gretchen's Sehnsucht, endlich der lachende Hohn, welcher den fortstürmenden Faust ereilt, bilden ein meisterhaftes Ensemble, in dessen Mitte die „unersättliche Kirche" steht. Döring's Glanzpunkt schien mir die Schüler-Scene: da kehrten sich alle Spitzen seines Epigramms auf einmal und auf's Höchste heraus, die hellsten Lichter fielen in eins jener wundervollen Genrestücke, worin es diesem Künstler auf der deutschen Bühne Niemand gleich thut. La Roche culminirte in den Scenen mit Martha, wo er die Fülle seines Humors ganz und gar loslassen konnte. So zeigte sich die Besonderheit des Talents und der Auffassung bei Jedem in der allerbezeichnendsten Weise."

Dieser treffenden Charakterisirung können wir nur beistimmen und haben schließlich zu berichten, daß Grunert's eben so originelle, als consequent durchgeführte Kunstleistung auch bei uns jene Anerkennung fand, welche man einer hervorragenden und durch ihre Eigenthümlichkeit überraschenden Gestaltung zuzuwenden sich gedrungen fühlt. — Hr. Breuer (Faust), Fräul. Janauschek (Gretchen), Frau Röhrig (Martha) und die Herren Schneider (Schüler) und Grahn (Valentin) standen dem Gast würdig zur Seite und machten durch ihre treffliche Mitwirkung die Vorstellung des Goethe'schen Drama's zu einer anziehenden.

Mannichfaltigkeiten.

(Mond-Daguerrotypen.) In einer der letzten Versammlungen des wissenschaftlichen Vereins von Cambridge in Nordamerika wurden der Gesellschaft fünf Daguerrotypen der Oberfläche des Mondes vorgelegt, die Hamphrey zu Candaigua im Staate Newyork aufgenommen hatte. Das erste Bild wurde durch den Apparat in zwei Minuten geliefert. Diese Zeitdauer war jedoch zu lange, denn während derselben hatte sich die Stellung der Erde zum Monde so sehr geändert, daß die Form des letztern auf dem Bilde zu einer ovalen Figur sich verschob. Die zweite Platte hatte zwar nur eine Minute lang die Strahlen des Mondes aufgenommen, doch hatte der letztere auch hier eine ovale Form. Minder war dieß schon bei der dritten Platte der Fall, welche nur dreißig Sekunden dem Mondstrahl ausgesetzt gewesen war. Auf allen diesen Bildern waren die Gestaltungen, welche die Oberfläche darbietet, in einander verschwommen. Auf der vierten Platte jedoch, die nur drei Sekunden ausgelegen, waren diese Zeichnungen klar und deutlich; die Figur war rund und die Darstellung der Oberfläche so vollkommen, daß die Platte, wenn man sie durch ein Mikroskop betrachtete, ganz so erschien, wie der Mond, durch ein Fernrohr beobachtet. Das fünfte Bild war in einem Minimum von Zeit, nämlich in einer halben Sekunde, hergestellt, bot jedoch wenig mehr, als einen Schatten oder einen Anhauch des Mondes dar. Sämmtliche Bilder sind in der Nacht vom 1. September vorigen Jahres, wenige Stunden vor dem Eintreten des Vollmondes, aufgenommen worden. Sie liefern den Beweis, daß das Mondlicht ganz nach denselben chemischen Prinzipien wirkt, wie das Sonnenlicht, und werden vielleicht auch anderwärts zu ähnlichen Versuchen

so wie zu neuen Beobachtungen dieses interessanten Begleiters der Erde, Anlaß geben. (Mag. f. d. Lit. d. Auslds.)

Vom 6. November 1848 bis dahin 1849 hat der Gustav-Adolph-Verein 42,742 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf. eingenommen. Davon sind folgende Unterstützungen gegeben worden:

in Algerien an . .	1	Gemeinde	160	Rthlr.	—	Sgr.	—	Pf.
„ Amerika	1	„	90	„	—	„	—	„
„ Belgien	6	„	1026	„	5	„	3	„
„ Deutschland . .	90	„	23719	„	14	„	2	„
„ den Donauprovinzen	1	„	326	„	20	„	—	„
„ Frankreich . . .	3	„	1894	„	10	„	4	„
„ Böhmen	14	„	2816	„	23	„	8	„
„ Kärnthen, Oberösterreich und Steiermark	6	„	4972	„	19	„	9	„
„ Mähren und österr. Schlesien. . . .	6	„	1300	„	5	„	2	„
„ Ungarn	8	„	4326	„	20	„	—	„
„ preußisch Polen .	11	„	1410	„	—	„	—	„
„ Portugal . . .	1	„	400	„	—	„	—	„
„ in Sardinien . .	1	„	300	„	—	„	—	„

Börne sagt: Die liberalen Ideen unserer Zeit wirken, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders seyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verwes'te Körper einscharren.

Der Marquis von Custine macht in seinem berühmten Buche über Rußland pikante Bemerkungen über die Benennung „Vater", mit welcher die Russen ihren Kaiser zu bezeichnen pflegen, und schließt mit der Pointe: „Wenn ein Vater 60 Mill. Kinder hat, so kann auf eines wenig Liebe kommen."

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe seyn, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

Literatur.

Die dramatische Literatur ist in jüngster Zeit wieder durch manches Erzeugniß von befähigten Dichtern vermehrt worden und zu solchen dürfen wir ganz besonders unsern trefflichen Berthold Auerdach zählen, dessen Schwarzwälder Dorfgeschichten in allen gebildeten Kreisen eine überaus freundliche und wohlverdiente Aufnahme gefunden haben. Zum Helden seines Drama's hat Auerbach den bekannten Andreas Hofer gewählt. Wir zweifeln indessen, daß dieß Stück die Runde über alle deutschen Bühnen machen wird, da es einerseits die sogenannten Theatereffekte nicht sonderlich berücksichtigt hat und anderseits, vom Parteistandpunkt aus betrachtet, mancherlei Anstoß geben dürfte. Zuvörderst können wir es nicht billigen, daß der Verfasser noch lebende Personen, wie namentlich den Erzherzog Johann, redend und handelnd auftreten läßt. Diese poetische Licenz erscheint uns als ein Eingriff in die persönliche Freiheit. Man darf einem noch Lebenden unseres Bedünkens nicht eigenmächtig Gedanken und Gefühle unterschieben und Worte in den Mund legen, von welchen man nicht mit Sicherheit weiß, ob sie seine eigenen waren. Würde so etwas bräuchlich, so wäre am Ende kein irgendwie zur Bedeutung gelangter öffentlicher Charakter mehr sicher, auf die Bühne gebracht und dadurch in seinen individuellen Interessen mehr oder minder beeinträchtigt zu werden. Ohne daher mit Auerbach über dessen Auffassung des Erzherzogs Johann und über die demselben untergelegten Motive rechten zu wollen, halten wir es an und für sich schon unzuläßig, daß er denselben auf die Bühne gebracht hat. Hiervon nun abgesehen, finden wir in den Charakterschilderungen dieses Stückes viel vortreffliche Einzelnheiten, am meisten da, wo solche sich in der Sphäre des einfachen und gemüthlichen Volkslebens bewegen und hier bewährt sich wiederum des Dichters Meisterschaft in dieser Gattung. Das eigentliche dramatische Element, die spannende Anlage und Steigerung des Ganzen, die Durchführung ergreifender und wirksamer Situationen stehen dagegen mehr im Hintergrunde. Mag genanntes Stück bei der Lectüre immerhin viel Anziehendes bieten, zur Darstellung auf der Bühne scheint es uns wenig geeignet.

Hoffmann von Fallersleben lebt gegenwärtig in Bingerbrück (im Kreis Kreuznach). Das jüngste Kind seiner poetischen Laune, im Selbstverlag des Verfassers erschienen, ist: Das Parlament zu Schnappel. Dieß Büchlein wird zwar in den deutschen Gauen nicht die Verbreitung und Aufnahme finden, deren sich seine frühern Dichtungen zu erfreuen hatten; doch dürfte eine Anzeige desselben den Freunden und Bekannten des Verfassers schon um deßwillen willkommen seyn, als vielleicht mancher unter ihnen diesen Selbstverlag zu unterstützen geneigt seyn dürfte. Das Büchlein enthält eine Sammlung von allerlei lustigen Anekdoten und Schwänken, die sich die Mitglieder einer ländlichen Gesellschaft am Wirthshaustisch erzählen, zu denen sie manche mitunter noch immer recht launige Glosse machen und welche theilweise pikanter Zeit- und Lebensbeziehungen nicht ermangeln. Hoffmann von Fallersleben hat sich mit der Ausarbeitung des genannten Büchleins die stillen Stunden seiner friedlichen Einsamkeit angenehm zu kürzen gesucht und macht mit der bescheidenen Gabe seiner Muse keinen Anspruch auf höhere Bedeutung derselben. „Das Parlament zu Schnappel" ist direkt vom Verfasser und durch die Buchhandlung von Victor von Zabern in Mainz à 54 kr. zu beziehen

Korrespondenz.

Berlin, 12. Juli.

Nach einem dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zugegangenen Berichte sind an dem berühmten römischen Aquäduct, welcher sich in der Gegend von Trier befindet, sehr umfassende Zerstörungen vorgekommen. Dieselben sollen besonders die oberen Theile des Aquäductes bei Waldrach und Grünhaus betreffen, wo früher Ausgrabungen stattgefunden hatten. Das Ministerium hat sich hierdurch veranlaßt gefunden, die k. Regierung zur Einleitung der Maßregeln aufzufordern, die zur sichern Conservirung jenes merkwürdigen Denkmals der Römerzeit nöthig seyn werden, und überhaupt den ausgezeichneten Denkmälern des Alterthums, an welchen der dortige Regierungsbezirk so reich ist, ihren Schutz und ihre Aufmerksamkeit nachhaltig zuzuwenden.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Grunert, königl. würtemd. Hofschauspieler und Regisseur. Cromwell's Ende, historisches Drama in 5 Akten. Cromwell: Hr. Grunert.

Freitag, 19. Juli. Zum Vortheil der Fräul. v. Romani Oberon, große romantische Oper in 3 Abth. von Weber. Rezia: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 18. Juli. Der Weg durch's Fenster. Hierauf: Das war ich. Zum Schluß: Der Liebestrank, oder: Die Kunst, geliebt zu werden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 171. Freitag, den 19. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

„Aber die fatalen Katzen?“ bemerkte der Rittmeister unter Kopfschütteln.

„Es ist nicht erwiesen und auch gar nicht zu vermuthen, daß die Katzen die Ihrigen gewesen, wonach etwa die Actio quadrupedaria oder eine Klage aus der lex Aquilia *) gegen Sie angestellt werden könnte. Im Gegentheil hat der Kläger dadurch, daß er das Faß leichtsinniger Weise geöffnet stehen ließ, die Katzen in Ihr Gewölbe gelockt und Ihnen hierdurch beträchtlichen Schaden zugefügt, welchen ich jedoch durch eine Widerklage geltend machen werde.

„Wie so? — Wie so?“ forschte der Rittmeister und machte die Augen groß auf.

„Haben die hineingelockten Katzen Ihnen nicht mehrere Ballen feinsten Ceylon-Zimmet, Ingwer und Muskatenblumen verdorben? — Ist Ihnen nicht ein Schaden von wenigstens zweitausend Reichsthaler hierdurch entstanden?“

Der Rittmeister schüttelte lächelnd den Kopf.

„Was?“ fuhr Berlin heftig fort, „er ist Ihnen entstanden, muß Ihnen entstanden seyn. Derbheit gegen Unverschämtheit, Zweitausend gegen Eintausend, Gift gegen Gift, sagen wir Advokaten.“

„Alles gut,“ bemerkte Beverdick, und wehrte mit den Händen, „aber — —“

„Lassen Sie mich nur sorgen,“ fiel ihm der Prokurator in die Rede, „ich will es schon einrichten, daß vor aller Welt aus Ihrer Vertheidigung mehr die Satyre über lächerliche Anmaßungen, als die Sucht, sich zu bereichern, hervorleuchten soll.“

„Wenn Sie das könnten,“ entgegnete der Rittmeister halb und halb entschlossen.

„Nichts leichter, als das. — Der Herr Rath ließ den Deckel öffnen. Da Katzen Hausthiere sind, die, durch keine obrigkeitliche Verbote beschränkt, überall sich aufhalten dürfen, so hätte der Kläger die Anwesenheit derselben in fraglichem Gewölbe vermuthen und demnach entweder in Selbstperson die betreffende Nacht über die Katzen allda jagen, oder einen bevollmächtigten Anwalt hierzu bestellen müssen.“

Beverdick hörte verwundert zu, dann aber brach er lachend aus: „Meinetwegen denn! — Er wollte mich zum Gespötte machen; so falle er in die Grube, die er mir gegraben hat!“

„Sind Sie demnach mit mir übereinstimmend, so unterzeichnen Sie diese Vollmacht.“

Beverdick unterzeichnete, und nach einigen gleichgültigen Reden stiegen Beide aus dem obern Stockwerke herunter und Berlin wollte eben sich empfehlen, als Cäcilie über den Corridor ging und den Prokurator grüßte. Dieser bat sogleich um Erlaubniß, die Hausfrau besuchen zu dürfen, wonächst der Rittmeister mit demselben in die Wohnzimmer des ersten Stockwerkes eintrat.

Beverdick erzählte nun mit kurzen Worten seiner Frau und Tochter, wie der Prokurator sie bereitwilligst in Führung des fatalen Prozesses unterstützen wolle, und Cäcilie, wohl einsehend, wie großen Einfluß derselbe jetzt auf ihr Geschick ausüben mußte, richtete flehende Blicke zu dem sofort höchst wichtigen Juristen.

Dieser aber, zur Zeit noch gewandter in prozessualischen Finten, als in Liebeshändeln, deutete das freundliche Wesen Cäciliens sich anders, und gab sich alle ersinnliche Mühe, von der vortheilhaftesten Weise zu erscheinen, und so sehen wir Beide bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, bei welchem zwar die Worte sich umschlangen, die Absichten aber himmelweit auseinder liefen.

Der Faden war indeß einmal wieder angeknüpft, und so schied endlich unser Prokurator mit den freundlichsten Hoffnungen im Herzen.

11.

Der leichte Flocken wird zur Lawine.

Der Doktor Rabularius hatte durch den Prokurator Berlin seine abschlägliche Resolution erhalten, und am nächsten Sitzungstag lag bei der Schöffen-Referier *) die Klageschrift des dicken Herrn Rathes vor. Auf deren Mittheilung an den Beklagten erfolgte, noch vor Ablauf der angesetzten Frist, schnell die Einredeschrift und Widerklage des Letzteren.

Die rasche Abfertigung hatte ihren guten Grund. Rath Zorn sollte nämlich noch während seiner Anwesenheit auf der Messe die Widerklage des Rittmeisters erfahren und seine Expectorationen über die Katzengeschichte noch in Frankfurt machen. Buchhalter, Prokurator und Compagnie erwarteten hievon Ersprießliches, und sie scheinen richtig kalkulirt zu haben.

Doktor Rabularius beschied den klagenden Herrn Rath zu sich und theilte demselben die eingegangene Erwiederung des Anwalts des beklagten Rittmeisters mit. Eisig kalt und unerschütterlich trug der lange Advokat mit bekanntem näselnden Tone die Arbeit Berlins vor, und bildete durch seine Ruhe und Gleichmuth einen grellen Gegensatz zu dem fast in alle Lüfte fahren wollenden dikken Herrn.

*) Actio quadrupedaria ist eine Klage gegen den Eigenthümer eines vierfüßigen Thieres, das Schaden angerichtet hat. Die lex Aquilia ist ein Gesetz über Schadloshaltung.

*) Also wurde die Abtheilung des Schöffenrathes genannt, bei welcher streitige Rechtssachen schriftlich verhandelt wurden. Die Syndiker referirten allda.

„Was?" rief dieser endlich, seinem Namen Ehre machend, zorn- und zugleich wuthentbrannt, aus. „Ich, ein Mitglied des Wohlweisen Rathes der Kaiserlich freien Reichsstadt Worms, soll mich die Nacht über in das Gewölbe eines Frankfurter Hutelkrämers setzen und die Katzen jagen! — Eine unverschämtere Zumuthung ist mir in meinem Leben noch nicht gemacht worden."

„Die Anmuthung ist etwas stark," versetzte Rabularius und fixirte mit zugekniffenen Augen den wie einen Irrwisch umherrennenden Herrn Rath. „Es läge jetzt an Ihnen, ob Sie das freundschaftliche Erbieten annehmen wollen."

„Annehmen?! — Das heilige Kreuz, tausend — Annehmen? — Ich annehmen? — Eine Schrift, Herr Doktor, so derb, so grob, so auch etwas von Katzen, Hunden, Ratten, Mäusen, so etwas Pikantes aus der Naturgeschichte — und wenn sie hundert Thaler kosten sollte!"

Das Gesicht des Doktors verzog sich zu ganz leisem Lächeln, legte sich aber sogleich wieder in sein ernsten, frostigen Falten:

„Das Concept der Replik, respective Einrede ist bereits fertig. Lesen Sie, ob ich Ihre Meinung getroffen habe."

Er nahm ein Papier zur Hand und überreichte es dem Rathe. Dieser ließ sich nieder und las dasselbe, obgleich vor Ungeduld hin und her witschelnd, durch.

Als er geendet, schlug er vergnügt in die Hände, dann fragte er mit neugierigem Erstaunen: „Hat er wirklich solche Katzen?"

„Dem Vernehmen nach," war des Doktors trockene Antwort.

„Ach, dann ist es ja prächtig," versetzte Rath Zorn und sprang vom Stuhle wieder auf, „dann haben wir den Nagel auf den Kopf getroffen und dann — dann — gewinnen wir auch den Prozeß! — Jetzt nur geschwind die Schrift eingegeben, damit ich noch ihre Wirkung erfahren kann. Denn in einigen Tagen reise ich nach Haus, und ich möchte doch gar zu gerne noch sehen, wie mein gegnerischer Herr Rittmeister vor Aerger blau und braun wird, oder wie er wohl gar zerplatzt. Also, Herr Doktor, frisch drauf zu!"

„Ich habe hier an den Rand des Concepts bemerkt, daß die Schrift nach Ihrer speciellen Instruktion also abgefaßt worden, das werden Sie unterzeichnen."

„Wozu dieses?"

„Um Ihnen die Ehre der Erfindung zu lassen."

Der Rath schlug sich vor den Kopf: „Sie denken doch auch an Alles. Ja, getreue, ehrliche Advokaten sind das größte Glück auf Erden!"

Rabularius verbeugte sich geschmeichelt, und der Rath, nachdem er, wie Jener verlangte, unterzeichnet hatte, verließ die Schreibstube mit den schönsten Siegeshoffnungen.

Der Advokat blickte dem Scheidenden mit höhnischem Triumphe nach; denn sein Zweck war erreicht. Das Auffahren des groben Geschützes mußte den Rittmeister bei seinem bekannten Ehrgeize auf's Höchste erbittern und den entstandenen Riß völlig unheilbar machen. So war ein in's Unendliche gehender Prozeß zu hoffen, der bei dem Reichthume sowohl des Clienten, als des Gegners etwas Erkleckliches abwerfen mußte.

Vergnügt spritzte Rabularius die Feder aus und ließ einen neuen Prozessirenden eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Klopstock auf dem Zürchersee.

30. Juli 1750. *)

Das wirre Nebelgewölk der Gegenwart durchbricht eine anmuthige Aussicht; ein milder, seelenvoller Lichtstrahl aus ferner Zeit verklärt mit neuem Glanze die ewig jugendlichen Reize einer der herrlichsten Landschaften unserer Erde. Das schöne, hehre Licht ist die Erinnerung an Klopstock; die Stelle, wohin es jetzt gerade sich senkt, der Zürchersee und sein liebliches Eiland Au.

Am 30. Juli 1850 gehet ein Jahrhundert zu Ende seit dem Tage, an welchem Friedrich Gottlieb Klopstock (geboren zu Quedlinburg am 2. Juli 1724, gestorben zu Hamburg am 14. März 1803) mit seinen Freunden aus Zürich die schöne Fahrt über den See bis zur Au und zurück unternahm. Bodmer und andere Bewunderer der in Deutschland neu erblühenden Dichtkunst hatten den jungen Sänger des Messias zu persönlichem Kennenlernen wiederholt in die Schweiz entboten. Klopstock, begleitet von J. Georg Schultheiß und Sulzer, dem Weltweisen, kam im Juli 1750 in Zürich an, wurde mit Liebe, mit Begeisterung empfangen, auf alle Weise beehrt und von den Freunden vielfach in die erhabenen Schönheiten der Alpennatur eingeführt. Unter den Ausflügen war die Lustfahrt auf dem See der lieblichste und merkwürdigste. Die Briefe der Kunstfreunde aus jener Zeit, die vielen Werke über Klopstock, die Bemerkungen zu seinen Schriften sind voll von dem Werthe und dem Gehalte dieser Fahrt. Auf Anregung des Arztes H. K. Hirzel hatten sich achtzehn meist junge Verehrer Klopstock's, sowohl Männer, als Frauen und Jungfrauen, unter denen noch Hirzel's junge Gattin, Georg Heß, Rahn (nachmals Klopstock's Schwager), Werthmüller, die Muralt, die Schinz u. A. m., genannt werden, zu der Seefahrt vereint, welche als ein Fest zu Ehren des gepriesenen Gastes ausgeführt wurde. Eines schönen Morgens um 5 Uhr reis'te man von Zürich ab, fuhr in dem großen Boote den prachtvollen See hinauf, zwischen lachenden Ufern, mit Weinpflanzungen, Ortschaften, Landhäusern und Waldung besetzt, bis Meilen (am westlichen Gestade), wo Mittag gehalten wurde, und dann bis zur Au, auf welcher man in kühlem Laubschatten, mit dem Blicke auf den Wasserspiegel und die entzückenden Bilder der darüberhin emporragenden Alpen den Nachmittag zubrachte. Die Gefährten baten den deutschen Dichter, ihnen auf der Fahrt Einiges aus seinen Werken vorzulesen; Klopstock wählte dazu aus dem schon berühmt gewordenen Messias, der einen großen Theil seiner Vollendung dem schweizer Halbjahr verdankt, vorerst die Episode im fünften Gesange, von der Unschuldswelt Nichtgefallener, dann die sein eigenes Verhältniß zu „Fanny" (M. S. Schmidt in Langensalza) schildernde Stelle von Semida und Cidli im vierten, endlich auf der Heimfahrt noch aus dem fünften Gesange das Schicksal Abbadonna's. Die Stimmung der ganzen Gesellschaft war eine heitere, gerührte, dabei hochbegeisterte; diese Stimmung verewigte Klopstock in der herrlichen Ode:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
„Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
„Das den großen Gedanken
„Deiner Schöpfung noch ein Mal denkt."

Man darf nur dieses Meisterwerk, einen bleibenden Gewinn der reizvollen Seefahrt, lesen, oder — wozu Unzählige im Stande sind — aus dem Gedächtnisse laut hinsprechen, und man wird auf's Neue inne werden, wie sehr alle Genossen der Fahrt, Klopstock besonders, voll tiefen Gefühls für alles Schöne und Herrliche waren. Die Ode vom 30. Juli 1750 und die „An Bodmer" sind unvergängliche Gedenkblätter an Klopstock's Aufenthalt in der Schweiz; beide erschienen alsbald in Zürich gedruckt; zumal die vom Zürchersee machte ungemeines Aufsehen, sie wurde hundertfach vervielfältigt, in fremde Sprachen übertragen (in die lateinische von F. Ferd. Drück, Stuttgart 1804), überall als Muster empfohlen und hochgeschätzt.

*) Aus der „Saarzeitung".

Sehen wir darauf, wie frisch, neu und lebenskräftig die geistigen Erzeugnisse unseres großen Dichters dastehen, wie klar und lebendig sie dem Geiste jedes Gebildeten vorschweben, so begreifen wir kaum, daß seit jener Zeit schon hundert Jahre hinabgerollt sind in die nie wiederkehrende Vergangenheit. Die Theilnahme aber an Allem, was Klopstock, seine Person, seine Werke und sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Dichtkunst berührt, ist im Laufe der Jahre und ihrer Ereignisse, im Strome der überfluthenden Versuche heimischer und benachbarter Völker ungeschwächt geblieben. Wie bei der hundertjährigen Wiederkehr des Klopstock'schen Geburtstages an vielen Orten Deutschlands Gedächtnißfeiern veranstaltet wurden, so gebührt namentlich auch dem Tage jener Seefahrt eine dankbarfreudige, uns selbst ehrende Anerkennung. Vor Allen ist Zürich, die Hüterin so reicher Schätze an Naturschönheit, Wissenschaft, Kunstsinn und feinem Lebensgenusse jeder Art, vorzüglich berufen, den denkwürdigen Tag jenes 30. Juli 1750 nach hundert Jahren festlich und würdevoll zu begehen, wie damals mit einer harmlosen Kahnfahrt, so jetzt, neben einem Festabdrucke der Schweizeroden Klopstock's, verziert mit den Ansichten der Oertlichkeiten, hauptsächlich durch eine weithin ausgeschriebene, von Gästen aus Nähe und Ferne verherrlichte Fahrt auf den stolzen Dampfern heimischen Gewerbfleißes.

Saarbrücken, 9. Juli 1850. H.

Eine statistische Vergleichung der Frequenz der deutschen Universitäten im laufenden Sommerhalbjahr 1850

ergibt wieder eine Zunahme gegen die letztverflossenen Studiensemester. Bei den preußischen Universitäten ist eine geringe Abnahme bemerkbar. Es wurden in Berlin im Winter 1348, im Sommer nur 1312, also 36 weniger immatriculirt. In Breslau hat die Frequenz um 39 immatriculirte Studirende abgenommen; im Wintersemester wurden 819, im laufenden Sommersemester sind 780 immatriculirt. In Greifswalde waren im Winter 195 immatriculirt worden, zu welchen 5 Hospitanten kamen, im Sommer sind 186 immatriculirt, wozu 3 Hospitanten kommen. Halle hat um 16 abgenommen; im Winter waren 652 Studirende, im laufenden Semester sind 636 Mehr als die Hälfte (335) studiren Theologie. Bonn hat, wie immer im Sommer, zugenommen. Die Anzahl der immatriculirten Studirenden beträgt 908 (im Winterhalbjahre 871). — Die geringfügige Abnahme der nordischen Universitäten erklärt sich einfach aus der Gewohnheit der Studirenden, in den Sommersemestern die süddeutschen Universitäten zu beziehen. Als Beleg hiefür diene der Umstand, daß in Heidelberg wie gewöhnlich, so auch in diesem Semester zwei Drittheile Ausländer hat. Unter den 522 Heidelberger Studenten sind 37 Theologen, worunter 5 Ausländer, 320 Juristen (257 Ausl.), 102 Mediziner (61 Ausl.), 32 Cameralisten (8 Ausl.), 31 Philosophen und Philologen (11 Ausl.) — Zur Vertretung der Gesammtinteressen der deutschen Universitäten in der Presse war vor etwa zwei Jahren eine „deutsche Universitäts Zeitung" als Centralorgan geschaffen worden. Dieselbe scheint nicht die gewünschte Verbreitung erlangt zu haben. Seit Kurzem ist deßhalb diese Zeitschrift in eine „akademische Monatsschrift" umgewandelt, welche vom Hofrath Dr. Lang in Würzburg und dem Professor Schlotter in Leipzig im Verlage von Bethmann am letzteren Orte erscheint. Sehr angesehene Universitätslehrer, wie Professor Blume in Bonn, die Professoren Bülau und Erdmann in Leipzig, Geh. Rath von Vangerow in Heidelberg u. A. haben sich zur Mitwirkung verbunden.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 17. Juli.) Der eben erschienene vierte Jahresbericht des Pestalozzivereins zeigt das erfreuliche Ergebniß, daß die im vorigen Jahre nöthig gewordene Vermehrung der Pfleglinge von einer entsprechenden Erhöhung der Einnahmen begleitet war, so daß der Verein nicht nur den an ihn gemachten Ansprüchen genügen, sondern auch einen kleinen Anfang zur Kapitalanlage machen und beinahe 2000 Gulden Rest überschreiben konnte. Die Einnahme stieg auf 4414 fl. 34 kr., wobei die jährlichen Beiträge von 205 Mitgliedern; die Ausgabe betrug für 42 Pfleglinge 2355 fl. 28 kr. Von diesen Pfleglingen sind 15 außer der Ehe geboren, die übrigen unter dem Einflusse lasterhafter oder zur Erziehung ihrer Kinder unfähiger Eltern oder anderer Personen groß geworden, oder Kinder, welche von ihrem Vater verlassen worden sind und deren von Kummer und Noth niedergebeugte Mutter unvermögend ist, sie zu zügeln. Die Pfleglinge stehen in dem Alter zwischen 4 und 18 Jahren, die meisten sind zwischen 8—12 Jahre alt. Das Betragen der meisten ist sehr befriedigend. (O. Z.)

(Hanau, 17. Juli.) Gestern Nachmittag zogen sich mehrere schwere Gewitter in unserer Gegend zusammen. In Niederissigheim zündete der Blitz und wurden dadurch zwei Scheunen in Asche gelegt. Im hiesigen Schloßgarten wurde vom Blitz an einem schönen alten Pappelbaum die Rinde beschädigt und ein Ast von demselben getrennt.

Die Einrichtung der Alterthümerhalle des Heidelberger Schlosses ist beendigt und wurde von dem Besitzer derselben, Hrn. v. Graimberg, dem Publikum geöffnet. Sie besteht aus acht neuerbauten Sälen über der Schloßkapelle. So ausgedehnt diese Räume sind, so genügen sie doch nicht, um alle Gemälde, welche der Alterthümerhalle angehören, aufzunehmen.

Ein Braunschweiger Namens Cohn hat in Californien sich große Reichthümer erworben und ist bereits in seine alte Heimath zurückgekehrt. Er hatte früher fallirt, und sein erstes Geschäft war, seine Gläubiger bei Heller und Pfennig zu bezahlen.

Der „Prophet" von Meyerbeer wurde vom 15. April 1849 bis zum 26. Juni 1850 in Paris 73 Mal zur Aufführung gebracht, und die Einnahmen betrugen im Ganzen 586 617 Franken, für jeden Abend im Durchschnitte 8035 Franken. Welche Oper von Mozart oder Beethoven hätte sich solcher Ergebnisse zu rühmen?

Die bekannten vor kurzem gestorbenen siamesischen Zwillinge sind geöffnet worden. Da fand man, daß sie alle Organe des Lebens, Leber, Herz, Lunge, Magen u. s. w. gemeinsam besaßen, daß sie mithin gleichzeitig sterben mußten.

Literatur.

Die dritte Tagsatzung des Vereins freier Gemeinden in Verbindung mit dem dritten deutsch-katholischen Concil zu Leipzig und Cöthen am 22. bis 25. Mai 1850, nebst Mittheilungen über den freien Verein zu New-York, dargestellt von Eduard Baltzer, Vorsitzenden. Nordhausen 1850, Verlag von Ferd. Förstemann.

Das ist der Titel des Schriftchens, welches Seitens der freien Gemeinden den ausführlichen Bericht bringt über die Berathungen der freien protestantischen und deutsch-katholischen Abgesandten, welche theils

in getrennten, theils in vereinigten Sitzungen in Leipzig und Cöthen vom 22. bis 25. Mai d. J. stattfanden, um einen näheren Bund der beiderseitigen Gemeinschaften mit einander zu schließen. Der Bund ist geschlossen unter dem Namen: Religionsgesellschaft freier Gemeinden, und es ist dadurch — wie es in dem Aufruf an das deutsche Volk heißt — nicht die Verschiedenheit aufgehoben, welche bisher bestand, es ist dadurch weder die Eigenthümlichkeit des Deutsch-Katholizismus und des freien Protestantismus überhaupt, noch irgend eine Eigenthümlichkeit einer einzelnen Gemeinde verwischt worden; Name und Selbstständigkeit sind vielmehr ausdrücklich gewahrt. Wohl aber hat man sich klar gemacht, daß große Grundsätze vorhanden sind, welche auf beiden Seiten in den Herzen leben, und auf diesem Boden hat man einander die Bruderhand gereicht. — Die Gemeinden sollen nun selbst prüfen, ob sie gut heißen mögen, was ihre Abgesandten gethan haben, und freie Gemeinden, in denen die Bruderliebe kein leeres Wort ist, werden ihre Gutheißung nicht versagen. Wem es Ernst ist, sich ein selbstständiges Urtheil in dieser so wichtigen Sache zu bilden, dem empfehlen wir dringend das obige Schriftchen. Wir führen zu diesem Zweck das Verzeichniß seines Inhalts im Allgemeinen an. Auf 67 Seiten gibt es folgende 19 Punkte: 1) Wie es zu dieser außerordentlichen Tagsatzung gekommen; 2) der Vorabend am 22. Mai; 3) Morgensitzung am 23. Mai; 4) ein Blick in das deutsch-katholische Concil; 5) das Mittagsmahl; 6) die gemeinschaftliche berathende Nachmittagssitzung; 7) die Abendsitzung am 22. Mai; 8) die gemischte Commissien; 9) die Frühsitzung der preußischen Vertrauensmänner freier und deutsch-katholischer Gemeinden am 24 Mai; 10) die Morgensitzung am 24. Mai; 11) Bericht des Vororts Nordhausen; 12) die Polizei; 13) gemeinschaftliche Sitzung am 24. Mai, 11 Uhr; 14) Fortsetzung in Cöthen; 15) die Frauen; 16) „An das deutsche Volk"; 17) das Ergebniß; 18 die freie Gemeinde in New-York; 19) Schluß. — Der Verfasser sagt pag. 42: „Der Werth und die Bedeutung wahrer freier Gemeinden wird nun auch immer mehr erkannt. Dafür spricht, daß der leidenschaftliche Haß, den sie meistens von Anfang bei der Bevölkerung fanden, meistentheils sich in Anerkennung oder gar in Zustimmung verwandelt, so daß es bei Tausenden nur des Anstoßes bedarf, oder der vollendeten Einsicht, um freie Gemeinden zu werden." Nachdem er dann kurz auf die Verfolgung hingewiesen, welche die Sache der freien Gemeinden in mehreren Staaten findet, fährt er fort: „Freunde; das Alles kann man uns thun, und noch viel mehr, aber das Alles muß uns zum Besten dienen; und dient schon dazu. Es entlarvt die Bosheit, die uns haßt, es zeigt dem Volke, auf welcher Seite Wahrheit und Recht, es stählt uns selbst für festes Beharren auf dem Wege, den wir ohne Fanatismus, aber mit der weit höhern Kraft des klaren Rechtsbewußtseyns wandeln. Das Tragische unserer Zeit scheint manchem Kurzsichtigen vorüber zu seyn, seitdem die Kanonen schweigen, und nur noch die Büchse knallt, um „von Rechtswegen" die Freiheitskämpfer vom Leben zum Tode zu fördern. Mich dünkt, das Tragische unserer Zeit ist dadurch nur tragischer geworden, daß man mit so verzweifelten Mitteln einen verzweifelten Sieg für den Augenblick errang. In der Tiefe dieser tragischen Gegenwart liegt unsere nächste, die religiöse Aufgabe, und Alles, auch scheinbar Unbedeutendes, bekommt durch sie einen tiefern Ernst. In solchen Zeiten ist der Mensch denn auch geneigter, als wohl sonst, mit solchen Gesinnungsgenossen, die nur in Untergeordnetem abweichender Meinung sind, sich wesentlich Eins zu fühlen."— Und p. 56: „Wünschen wie uns Glück zu dem begonnenen Werk; wirken wir mit erneuter Kraft, concentriren wir uns auf dem bestimmten Felde, wo unser nächster Beruf liegt! Unser großes Friedenswerk wird die Welt umgestalten, wenn wir es mit reinen Händen treiben, und die Nachwelt nur segend vollenden, was wir mit begeisterter Hingebung begonnen."—

Frankfurt a. M., 15. Juli.

Korrespondenz.

Berlin, im Juli.

Während der letzten Wochen sind in Berlin Selbstmorde in auffallend großer Zahl vorgekommen. Die „Allg. Gerichtszeitung" findet den Grund dieser beunruhigenden Erscheinung in der gegenwärtigen Jahreszeit, namentlich in der anhaltenden Hitze. — Ein seit längerer Zeit hier weilender französischer Gelehrter geht mit der Absicht um, ein großes politisches Journal in französischer Sprache hier zu begründen. Er ist bemüht, Publicisten seines Vaterlandes, die zu **gleich der deutschen Sprache und Zustände kundig seyn müßten, für sein Unternehmen, dem von gewichtiger Seite eine große Zukunft verheißen und verbürgt wird, zu gewinnen. Wahrscheinlich schon gegen** Ende des laufenden Quartals wird das Publicum von dem Inslebentreten dieses großen journalistischen Instituts in Kenntniß gesetzt seyn. — Wie früher gemeldet, ist die Regierung mit der Ausarbeitung eines die Theaterverhältnisse regelnden Gesetzentwurfs beschäftigt. Es soll in demselben bestimmt werden, daß bei Concessionsertheilungen für Theaterdirectoren mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen und nur wissenschaftlich und moralisch befähigten Personen, welche die nöthigen Geldmittel nachweisen können, Concessionen ertheilt werden sollen. Die Concessionen können von der Verwaltung entzogen werden, ohne daß ein anderer Recurs, als an das Ministerium möglich ist. Es soll dieß jedoch nur geschehen bei Verletzungen der öffentlichen Sittlichkeit, aufreizendem Tadel der Regierung und der Landesinstitutionen, auch wenn in diesen Fällen der Staatsanwalt nicht die Anklage erhöbe.

Dresden, 16. Juli.

Gestatten Sie mir, in Kürze über zwei interessante Gastspiele zu berichten. Auf der Hofbühne war es Herr Hock vom Hoftheater in Karlsruhe, der als Stephan Foster, Cromwell und Karl Moor ungewöhnlich reüssirte. Von trefflichen Naturgaben unterstützt, wußte der Gast die genannten Charaktere lebenswahr, abgerundet und in künstlerischem Geiste darzustellen, und der Erfolg war daher ein sehr glücklicher. Für die Rolle des Karl Moor schien indeß seine Individualität nicht ganz geignet, wiewohl er auch hier seine mimischen und rhetorischen Mittel kunstverständig und besonnen in Anwendung brachte. Ueberdieß ist unser Publikum in der Rolle etwas verwöhnt, denn wir haben dieselbe vorigen Winter von Herrn Emil Devrient darstellen sehen — und ganz Deutschland weiß, was Emil Devrient mit seinem zaubervollen Organ für mächtige Wirkungen hervorbringt. — Ein hoher Genuß anderer Art wurde uns auf dem Theater des Director Fr. Mathes zu Theil, wo Herr Wohlbrück vom Breslauer Stadttheater den „Geizigen" und den Jeremias Klagesanft („Drei und dreißig Minuten in Grünberg") spielte. Die Rolle in Holtei's Genrebildchen beherrscht Herr Wohlbrück so bis in's innerste Wesen, daß sie schwerlich einen ebenbürtigeren Repräsentanten finden dürfte, und allgemein wünscht man, daß Herr W. noch öfter auftreten möge. In Moliere's Drama war leider die Mitwirkung stellenweise höchst mangelhaft und störend, da das Stück schnell hatte eingeworfen werden müssen. — Auf dem Tivoli des Herrn Director Voigt bewährt sich „Berlin bei Nacht" als besonderes Zugstück. Es ist ein recht kurzweiliges Zeitbild aus dem Volksleben, mit hübschen Gesangsnummern und witzigen Einfällen ausgestattet, und wird im Ganzen recht zufriedenstellend gegeben.

Köln, 16 Juli.

Unser Männer-Gesangverein ist nicht nach Gent zu dem Feste gefahren, weil Belgien die freie Fahrt auf der Eisenbahn nicht gestatten wollte.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 19. Juli. Zum Vortheil der Fräul. v. Romani Oberon, große romantische Oper in 3 Abth. von Weber. Rezia: Fräul. v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 20 Juli. (Neu einstudirt:) Der Essighändler, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. Hierauf: Das Lied von der Glocke, Gedicht von Friedrich von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Zum Schluß: Nummer 777, Posse in 1 Akt von Lebrün. Pfeffer: Hr. Grunert.

Sonntag, 21. Juli. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Fides: Fräul. v. Romani.

Montag, 22 Juli. Wallenstein's Tod, histor. Tragödie in 5 Akten, von Fr. v. Schiller. Wallenstein: Hr. Grunert (vorletzte Gastrolle).

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 172. Samstag, den 20. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

12. Feuerwerk.

Während nun Advokaten die Eltern hinter einander hetzten, Werlin jedoch, zu seiner Ehre sey es gesagt, weniger aus Geldgierde, als vielmehr um seiner Neigung — wie er wenigstens glaubte — zu einem allerliebsten und reichen Mädchen ein Genüge zu leisten, zogen unsere Liebenden mit gram- und kummererfülltem Herzen umher. Cäcilie, von weicher Gemüthsart, weinte, und Beverdick, der sein Kind zärtlich liebte, schüttelte mißmuthig den Kopf, wenn er dieß wahrnahm. — Aber die Ehre! — Ja die Ehre nöthigte ihn, den Schmerz des Kindes zu ignoriren. — Heinrich dagegen wußte sich als Mann zwar zu fassen, allein voll jugendlicher Schwärmerei trieb es ihn, so oft die Geschäfte Zeit hierzu ließen, in der Nähe der Wohnung seiner Auserwählten umher, und Hoffnung sowohl, als Muth sog er aus dem Anblicke der Fenster des geliebten Kindes. Zeigte sich der Zipfel eines Tuches, von dem er die Anwesenheit der Lieblichen auch nur vermuthen konnte, so steigerte sich die Wonne, die zur höchsten Glückseligkeit erblühte, wenn allenfalls hinter den neuerfundenen Spiegelscheiben die Huldgestalt Cäciliens, wie in der Glorie einer Fee, auf Augenblicke sichtbar ward.

Der Herr Rath hatte schon zu wiederholten Malen seinen Sohn bei diesen Liebfraubergs-Promenaden betreten, und seinem Unmuthe hierüber durch Verweise Luft gemacht. Heinrich aber ließ sich nicht beirren und opponirte dem alten Herrn hierüber so heftig, daß Beide abermals in Zank und Zwietracht sich trennten.

Dem dicken Papa war die Sache jedoch ebenfalls höchst unangenehm; denn er hatte ja nur den einen Sohn, auf den all' seine Liebe und Zuneigung sich concentrirte. — Aber er durfte ja doch nicht nachgeben; denn er war ja der Vater, und er mußte doch wissen und verstehen, welche Richtschnur in diesen Wechselfällen aufzuschlagen sey. Und hatte er denn nicht Recht? — War er denn nicht auf's Höchste beleidigt? — Von der Unfehlbarkeit aller dieser Ansichten war unser Herr Rath so sehr überzeugt, daß Nichts seinen festen Glauben erschüttern konnte.

Im gewöhnlichen Leben nennt man einen solchen Menschen einen „Haberecht," und diesen ist, da in der Regel Geistesbildung mangelt, schwer beizukommen. — Armer Heinrich! —

Unsere Leserinnen werden diesen beklagenden Ausruf an seinem Platze finden; denn ohne theilnehmenden Vater, ohne helfenden Freund, und nicht im Stande, der Heißgeliebten auch nur ein Sterbenswörtchen sagen zu können, war er gewiß in einer höchst trostlosen Lage. In manchen dieser Beziehungen besser daran war Cäcilie. Sie besaß doch wenigstens eine theilnehmende Freundin, aus deren milden Trostesworten sie Hoffnung und Aufmunterung bei bevorstehenden Kämpfen saugen konnte. Diese Freundin aber war — ihre Mutter.

Cäcilie hatte die Gutmüthigkeit und das sanfte, schwärmerische Wesen, bei sonst heiterem Sinne, von dieser geerbt. Nur hatten sich diese zartern Tinten an der Tochter bei der genossenen Ausbildung anders und reizender gestaltet, als bei der praktischen Hausfrau, deren Erziehung im strengsten damaligen Rococostyle vollendet worden war. Kleinlichkeiten und Schwächen hafteten noch an dem Charakter der Frau Beverdick, die sie zuweilen von dem Wege des Bessern und Edeln abirren ließen.

Wir wissen bereits, daß Letztgenannte über die vorhabende Verbindung ihres lieben Kindes große Freude an den Tag gelegt, und um so natürlicher werden wir es finden, daß sie über das Zerwürfniß der alten Herren in Bekümmerniß gerieth, und den Klagen der Tochter ein nur zu bereitwilliges Ohr lieh.

Das Herz des Liebenden ist wie eine Magnetnadel. Nur nach einem und demselben Punkte strebt seine Richtung, und sein Ziel ist Vereinigung mit dem Gegenstande der Anziehungskraft. Sollen wir da noch weiter auseinander setzen, wonach Cäcilie, wenn auch nur auf flüchtige Momente in der schnell dahin rauschenden Zeit trachtete?

Ein Mutterherz begreift auch leicht und lies't dem Lieblinge die geheimen Wünsche aus dem treuen Auge. Tage und Wochen waren ja verschwunden, und ein Glück, das dem aufblühenden Mädchen jeden Tag sein Füllhorn schüttelte, hatte treulos sich gewendet und den Geliebten fern gehalten dem väterlichen Hause und dem traulichen Stübchen, wo freundliche, holde Worte sich verschwisterten.

Die Mutter versenkte in Gedanken sich in die Zeit, wo eine Minute in der Nähe des treuen Herzens ihr seligen Genuß bereitet, und fühlte in der Erinnerung das jetzige herbe und süße Wehe der Tochter. Des Vaters strenger Befehl stand zwar der milden Herzensneigung entgegen; was aber nützt Verbot, was schrecken Ketten und Bande, wenn süße Gefühle den lockenden Ruf ertönen lassen?

Ein Handelsgeschäft rief den Vater am Abend zu einer wichtigen und wahrscheinlich langen Conferenz; Cäcilie bat so schön, dem dunkeln Auge entstiegen so rührend flehende Blicke, und an den Mutterbusen senkte sich, wie eine junge Rose, lechzend nach dem Frühthau, der kleine Lockenkopf, da schwanden die Besorgnisse, und die sonst vorsichtige Hausfrau duldete das Abgehen einer stillverschwiegenen Botschaft.

Was ist die Zeit doch für eine furchtbare und unerbittliche Quälerin! Umsonst verschwendest Du Bitten, sie dehnt sich langsam fort, und kein Versprechen, keine Gelobung beschleuniget den lahmen Flug der Stunden.

Der wetterwendische Aprilltag neigte endlich sich zur Ruhe, und in den Rockelor gehüllt schritt der Rittmeister hinab zur Neuenkräme, da glitt von der Döngesgasse her eine andere, mantelbedeckte, männliche Figur nach dem Hause Beverdicks herüber, und eine zarte Hand öffnet ihm die Thüre. Ueber das Dunkel der Treppe huscht es dann herauf und steht zuweilen still, und aus der geheimnißvollen Finsterniß ertönet Flüstern und melodischer, harmoniereicher und doch metallloser Klang, wie ihn kein Tondichter zu schreiben vermag, bis endlich von dem oberen Gelasse ein leichter Lichtstrahl herunter schwimmt und das wogende Meer himmlischer Glückseligkeit sanft erhellet.

Das uns bekannte Kabinetchen nahm die Liebenden auf, und bewacht von dem treuen Auge der Mutter, die in der angränzenden Stube zu häuslicher Arbeit sich niedergelassen hatte, strömten nun die Herzen über von dem, was sie erfüllte. Eines trug die Last dem Andern zu, und hierin fanden Beide Erleichterung und Wonne.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Tann.

Herr von der Tann zum König sprach:
O König, laßt mich zieh'n!
Da war des guten Königs Frag':
Mein Tann, wo willst Du hin?
Hin möcht' ich, wo ich jüngst gekämpft
Für deutsches Gut und Blut;
Hin, wo gewaltig man jetzt dämpft
Das Recht, die Ehr', den Muth.

Zieh' hin mit Gott, mein wack'rer Tann!
Zieh' hin, Du muthig Herz!
— Hub d'rauf Bavaria's König an,
Das Auge himmelwärts —
Hier gilt's des Vaterlandes Ehr'
Und uns'rer Brüder Heil;
Verkünd', o Tann, es laut am Meer,
Daß Bayerns Treu' nie feil!

Wenn betet nun der gute Herr
Im Dom am Hochaltar,
Ich wette, im Gebet dringt er
Zu Gott die Bitte dar:
O Gott, beschirme meinen Tann,
Gib Nachdruck seinem Schwert,
Nimm Dich der deutschen Sache an, —
Dann hast Du mich erhört!

Aachen. (Aach. Anz.)

Aus dem Odenwalde.

Je öfter mich mein Weg durch die lieblich grünenden Thäler und die stillen Forste des Odenwaldes führt, desto mehr überzeuge ich mich, daß es im mittleren Deutschland wenige Distrikte geben mag, welche so sehr einer aufmerksamen Betrachtung werth sind, als dieser. Nicht nur die erquickliche Anregung der Phantasie durch den anmuthigsten Wechsel der Landschaft, welche fort während eine große Anzahl rüstiger Fußwanderer und Naturfreunde in diese Gegenden führt, nicht nur die frische Eigenthümlichkeit und behagliche Lebenslust der weinfrohen Bewohner, oder die romantischen Stimmungen, welche ein von Sagen durchwehtes, mit halbzerfallenen Schlössern der Vorzeit reich besetztes Land wunderbar anregt, — nicht dieses allein ladet zu immer neuen Wanderungen ein; auch derjenige Reisende, welcher belehrende Unterhaltung sucht, welcher zur Erweiterung seiner Kenntnisse die Länder durchpilgert, findet hier reichen Stoff, weit mehr, als der Fremde in einer so städtearmen Gegend erwarten möchte. Es gibt gewiß wenige Gegenden, welche auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raume eine solche Mannichfaltigkeit aufweisen, sey es in Betreff der Bergformen, der Vegetationsverhältnisse, der Culturzweige, der Bauart und Lage der Orte, der tiefen Einsamkeit oder lebhaftesten Frequenz der Distrikte. Und selten zeigt sich so auffallend, wie hier, wie sehr der Mensch und seine Lebensweise, ja seine ganze materielle und geistige Entwickelung, die wir so gerne als das Resultat der Absicht, des vernünftigen Planes und Vorsatzes zu betrachten pflegen, überwiegend und tausendfach von der Mutter Erde abhängt, die wir bewohnen; von der Art, wie die Sonne auf sie herabblickt, von der Frische, mit welcher des Himmels Regen über sie hinströmen, von der zartgerundeten, oft busenartigen Gestalt der Berge, wo das emsige Geschlecht ein behagliches Gedeihen findet, oder von den rauhen, steilen Klippen und Felsabhängen, welche alle Communication aufheben und die Bewohner zur nachtheiligsten Isolirung, ja oft zu geistiger und leiblicher Verarmung verdammen.

Man kann im Odenwalde drei Theile unterscheiden, welche wir mit den Geologen als das Urgebirge (den westlichen Odenwald mit seinem Rheinabhang, der s. g. Bergstraße), den bunten Sandstein (den mittleren Odenwald), und den Muschelkalk oder den östlichen Odenwald benennen wollen. Schon diese Benennungsweise mag andeuten, wie wir vor jeder anderen, sonst in der Geographie gebräuchlichen, gerade diese als die bezeichnendste, als die einflußreichste hinstellen. Schon im äußeren Ansehen sind diese drei Gebirgsarten und die aus ihrer oberflächlichen Verwitterung hervorgehenden Erden auffallend verschieden. Das Urgebirge besteht aus krystallinischen Gesteinen, Granit, Syenit oder Glimmerschiefer; bei der Verwitterung des letzten zumal bilden die länger widerstehenden Glimmerplättchen eine Unzahl glitzernder Pünktchen, welche in allen Richtungen den Boden bedecken, während der gleichmäßig rothe Sandstein und der schieferig gelagerte Muschelkalk von grauer Farbe, durch muschligen Bruch und durch die hier und da eingeschlossenen Muscheln aus jenen urweltlichen Gewässern, welche diese Gegenden bedeckten, ausgezeichnet, schon von Ferne unterschieden werden.

Der westliche Odenwald fällt in einer von Darmstadt bis Heidelberg ziehenden ziemlich geraden Linie sehr plötzlich in die Rheinebene ab. Das Ufer dieses großen vorweltlichen See's, in welchem das Dinotherium — Flußpferd — sein Wesen trieb, dessen riesige Knochen wir jetzt aus dem Sande von Eppelsheim ausgraben, läuft in der Entfernung von durchschnittlich vier Stunden dem Rheine parallel von Norden nach Süden, und ist auf seinem lieblich geformten Hange von Zwingenberg an bis nach Heidelberg mit einer acht Stunden langen, ununterbrochenen Reihe von Weinbergen bepflanzt, deren treffliches Produkt zwar wenig versandt wird — wenigstens nicht unter seinem rechten Namen —, aber desto häufiger und bis tief in den Odenwald hinein als alltägliches und wohlfeiles Getränke von den Landbewohnern verzehrt. Welchen Einfluß dieß auf die Bevölkerung haben muß, und wie hierdurch ein Geist der Heiterkeit und des mittheilenden Frohsinnes sich verbreitet, den wir in Gebirgsgegenden sonst vergeblich suchen, wie angenehm dieses zuletzt für den vergnügungslustigen Wanderer ist, brauche ich Denen nicht zu sagen, welche in Weinländern gereis't sind. Der ganze Strich hat einen durchaus südlichen Charakter, den wir in Jugenheim, unter den dunkelschattigen Lindenallee'n von Auerbach, im Birkenauer Thal bei Weinheim, in den Kastanien-, Nuß- und Kirschenwäldern von Handschuhsheim, und vor Allem im lieblichen

Heidelberg bewundern. Oberhalb der Weinberge bedecken hochstämmige Buchenwälder die Berge, von deren Gipfel hier und da eine malerische Ruine hinabschaut.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Grunert auf der Frankfurter Bühne.

III.

Ob die deutschen Bühnenzustände irgend eines früheren Zeitabschnittes so erfreulich gewesen sind, wie sie häufig geschildert werden, und ob in dieser Beziehung ein eigentlicher Verfall der dramatischen Kunst stattgefunden hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; so viel aber ist gewiß, daß die heutigen Theaterzustände wenig erquicklich und im Ganzen weit davon entfernt sind, höheren Kunstanforderungen zu genügen. Unsere Hofbühnen, denen es an materiellem Fond und finanziellen Hülfsmitteln nicht fehlt, sind von der rechten Bahn abgewichen, huldigen den Launen und persönlichen Liebhabereien ihrer hohen Gönner und suchen ihren Ruhm mehr in der glänzenden Außenseite, als im gesunden Kern und in edler Tendenz, während dagegen die Stadttheater und von Privatdirectionen geleiteten Unternehmungen mit dem Erwerb des täglichen Brodes und den Interessen der Kassen zu viel zu thun haben, um weiter aus- und höher hinaufgreifen zu können. Die Bühnen sind heutigen Tages nicht viel mehr, als Unterhaltungsanstalten. Zu einer Zeit, in welcher wir, wie Siegmund Kolisch so wahr gesagt hat, das Theater so nothwendig brauchen könnten als Schutzwehr gegen die falsche Nüchternheit, als Damm gegen die hereinbrechende Realitätssucht und gegen die sich breit machende Comptoirphilosophie, zu einer Zeit, da die Begeisterung immer seltener und die Armuth an Illusion immer häufiger wird, droht die schöne Zauberwelt der Kunst stets mehr zu versinken, wie jene Inseln, von denen die Sage erzählt. Jetzt, wo Alles zu Industrie wird und die Nüchternheit des praktischen Lebens sich immer egoistischer geltend macht, geräth auch die Kunst, oder doch Dasjenige, was man so nennt, in dieselben Bahnen. Was Wunder, daß dabei die Würde und der wohlthätige geistige Einfluß der Bühnen in Gefahr gerathen und daß die Bühnen nicht eine Welt bedeuten, sondern einen Salon, in dem man musicirt und tanzt, tändelt und Witze macht, sich leichtfertigem Zeitvertreib hingibt und sich nur zu amüsiren sucht. Wenn irgend etwas im Stande ist, dem Theater noch einen Rest von Bedeutung zu retten und noch einiges Ansehen zu erhalten, so ist es, außer den vereinzelten Bestrebungen von wenigen berufenen Dichtern, die dem Strome entgegen zu schwimmen versuchen, zunächst das Talent befähigter Darsteller, deren wir gegenwärtig nur wenige besitzen. Zu diesen gehört Carl Grunert, und wir glauben demnach eine Pflicht der Kritik zu erfüllen, wenn wir auch seinem hiesigen Gastspiel eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden und seine hervorragenden Kunstleistungen allen Freunden des Schönen so dringend, als möglich, empfehlen.

In Carl Grunerts dramatischen Gestaltungen finden wir die beiderseitigen Erfordernisse des Objectiven und Subjectiven vereinigt; wir sehen eben so sehr die Resultate eines denkenden Studiums, eines wohlberechnenden Verstandes, einer tiefen geistigen Auffassung und eines klaren Kunstbewußtseyns, als anderseits die volle Hingebung des Gemüthes, den lebendigen Schwung der Phantasie, die Wärme der Empfindung und die dem glücklichen Moment sich hingebende Inspiration. Der Gedanke soll dem Kunstwerke die Zeichnung, das Gefühl soll ihm die Färbung geben, jener das Licht, dieses die Wärme. So nur kann es gelingen, Charaktere darzustellen, und wenn sich hierzu noch, wie bei Grunert, die mannichfach gestaltende Kunst des Proteus gesellt, so wird mit der durchdachten und poetischen Ausführung die Verschiedenartigkeit der Leistungen sich vereinigen. Wenn wir Grunert's Franz v. Moor, seinen Mephistopheles und den heute dargestellten Cromwell betrachten, so ist jede einzelne dieser Rollen selbstständig und im Ganzen, wie in den Details eigenthümlich aufgefaßt und durchgeführt. Jene beiden Gestaltungen haben wir bereits besprochen und diese steht ihnen an Werth nicht nach. Schon die Porträtirung und äußerliche Erscheinung war sehr interessant und erinnerte an Bilder, welche man vom Lord Protector gesehen hat. Sein Spiel bezeichnete mit scharfer Klarheit und richtiger Färbung den ernsten, strengen Mann, in welchem Kühnheit und Schlauheit mit einem Anstrich von puritanischer Demuth vereinigt sind, wie auch den besonnenen Politiker, welcher Alles zu beherrschen und zu seinen Zwecken zu benutzen weiß. Das etwas derbe und rauhe Wesen Cromwells, der Kampf zwischen seinem Ehrgeiz und den Neigungen des Herzens nach dem stillen Glücke seines Familienlebens, wodurch er nur schwer zum rechten Entschluß kommen kann, der versteckt gehaltene Wunsch nach der Krone, die warme Anhänglichkeit an seine Tochter, endlich die gebrochene und ihrem letzten Ziele sich nahende Lebenskraft, dieß Alles führte Grunert in meisterhaften Zügen und bis in die kleinsten Details aus. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß rauschender Beifall und wiederholte Hervorrufung dem geehrten Gaste zu Theil wurden. — In Fräulein Janauschek fand die schöne Rolle der Betty eine vortreffliche, durch die Wärme der Empfindung den Beschauer tief ergreifende und die Kränze des Abends mit dem Gaste würdig theilende Darstellerin. — Eine Wiederholung des Cromwell wird von vielen Seiten gewünscht.

Mannichfaltigkeiten.

Alles handelt sich jetzt (sagt die Hildburghauser Dorfzeitung) um die Gruppirung. Einer will in Deutschland zwei Gruppen, Oesterreich und Preußen; der Andere will drei Hauptgruppen, und die Uebrigen gruppiren sich malerisch um uns herum; Andere stimmen für ein Siebengestirn mit den unvermeidlichen kleinen Trabanten. Jetzt ist aber das System von neun deutschen Gruppen mit Monden und Nebenmonden und einem Hof oben auf oder an der Tagesordnung. Aber die Gruppen wollen sich nicht recht rangiren und Keiner will den Mond und den Hof machen.

Die Franzosen wollen an Deutschland zu Propheten werden. „Deutschland," sagen sie, „ist nahe daran, an Rußland einen Protektor zu finden. Von Nationalversammlung zu Nationalversammlung, von Frankfurt nach Stuttgart, von Stuttgart nach Erfurt sind die Geschicke der deutschen Parlamente mehr und mehr unter die leitende Hand der russischen Kanzlei gefallen. Das ist einst der Anfang des Endes des polnischen Reiches gewesen." Wahr ist's, wir sollten Alle und zuerst die Regierungen mehr beherzigen und darnach thun, daß das Vaterland höher steht als die Partei.

Wieder hat ein Mann und eine Frau in Berlin wegen wiederholten Meineids öffentlich am Pranger gestanden, der Mann mit niedergeschlagenem Auge, die Frau mit frechem Blicke. — Ein erfreulicher Zug ist dagegen folgender: Ein sehr armer Mann fand eine Börse mit 5 Doppelfriedrichsd'oren. Niemand hatte den Fund bemerkt als das Auge, das in's Verborgne sieht. Der Mann aber trug das Geld ohn' Verweilen zu seinem Bezirkskommissar. Auch unbekannter Weise verdient er einen Stern.

Als Probe der sprudelnden Kreuzzeitungspoesie mag aus dem neuesten Zuschauer ein „Hannöverisch-Sächsisches Kriegeslied" mit Weglassung der französischen Refrains hier Platz finden:

Hannoverland tritt in's Gewehr, in's Gewehe,
Deutsches Bundesmilitair, Militair,
Soll nicht durch Hannovee hin
In dee Preußen Lande zieh'n.

Hannover keinen Durchmarsch leid't, Durchmarsch leid't,
Denn 'sist jetzt Chol'razeit, Chol'razeit,
Preußen durch ein Nadelöhr springt,
Wenn Hannovers Trommel klingt.

Auch die kuten Sächserleins, Sächserleins,
Wetzen ihre Schnäbeleins, Schnäbeleins,
Kochen Kaffee in Vorrath,
Weil ein Krieg mit Preußen naht.

Was ein kuter Sächser ist, Sächser ist,
Preußen ganz zum Frühstück frißt, Frünstück frißt,
Seit zwanzig Jahren liegt das schon
In seiner Constitution.

Gicht, Rheumatismus, Hämorrhoiden und chronische Leiden, z. B. Furcht vor der Politik, haben heuer alle Bäder gefüllt, und man findet da (besonders in Soden, dem Bade der Frankfurter Frauen) mehr einiges Deutschland beisammen, als in der politischen Welt. Leute aus Nord und Süd, Ost und West trinken und baden miteinander; nur beim Essen sondern sich die Nationen und Stände mehr als je, doch gleicht das Geld Manches aus. (Dorfz.)

(New-York, 25. Juli.) Der Geist der Assoziation ist auch in die hiesigen Wirthe gedrungen; in der letzten Versammlung derselben wurde einstimmig beschlossen, „eine Brauerei der vereinigten deutschen Wirthe" zu gründen. Es werden einstweilen 400 Stück Aktien zu 25 Doll. verausgabt, wovon 10 Doll. bei der Annahme und das Uebrige in drei Terminen zu 5 Doll. zu zahlen ist. Niemand darf mehr als zehn Aktien ohne die Genehmigung des Verwaltungsraths besitzen, hat auch nicht mehr als eine Stimme. Als provisorische Beamten des Vereins wurden erwählt: die HHn. Bechtel als Präsident, Coblenzer als Kassirer und Wellenkamp als Sekretär. Die Brauerei soll auf 6—8 anzukaufenden, an der Eisenbahn gelegenen Lots erbaut werden, und sobald 200 Aktien gezeichnet sind, wird das Werk begonnen.

Allgemeine Versorgungs-Anstalt im Großherzogthum Baden.

Aus dem Badischen, 14. Juli.

Die im Jahre 1835 zuerst nur für das badische Land gegründete, seit Jahren aber auch dem Auslande zugängliche Versorgungs-Anstalt gedeiht in erfreulicher Weise. Sie ist auf Gegenseitigkeit gegründet, und die sämmtlichen Einnahmen, aus welchen Quellen sie auch herrühren mögen, sind Eigenthum und Gewinn der Theilnehmer.

Das Vermögen der Anstalt beträgt bereits 4,668,598 fl. 56 kr. Hierüber, so wie über den ganzen gegenwärtigen Zustand der Anstalt gibt der so eben im Drucke erschienene Rechenschaftsbericht für das Jahr 1849 ausführliche und durchaus befriedigende Auskunft. Er enthält nicht nur die Rechnungsresultate vom Jahre 1849, sondern auch die Angaben der für das Jahr 1850 laufenden Renten aller sechs Klassen einer jeden bezugsfähigen Jahresgesellschaft.

Bei der Theilnahme, welcher sich die Anstalt fortwährend im In- und Auslande erfreut, sey es uns gestattet, auch in diesem Jahre, wie wir seit dem Bestehen der Anstalt gethan, in gedrängter Darstellung die Rechnungsergebnisse in diesen Blättern niederzulegen, über das Ausführlichere auf den Rechenschaftsbericht selbst verweisend, welcher in Karlsruhe auf dem Büreau der Anstalt und auswärts bei den Geschäftsfreunden unentgeltlich erhoben werden kann.

Das, wie wir so eben angegeben haben, in mehr als vier und einer halben Million bestehende Vermögen der Anstalt ist im Laufe des letzten Jahres um 88,541 fl. 6 kr. gewachsen. — Ganze und theilweise Einlagen sind seit der Gründung der Anstalt bis zum Schlusse des vorigen Jahres 42,327 gemacht worden, und die für das Jahr 1850 den Theilnehmern zu gut kommenden Renten betragen im Ganzen 167,041 fl. 3 kr.

Die Bezeichnungen der Renten beweisen ein fortwährendes, wenn auch allmäliges Steigen derselben. Dieses wird auch durch die mit der Anstalt verbundene Hinterlegungs- (Depositen-) Kasse befördert. Diese Kasse verzinst nämlich die bei ihr deponirten Gelder, welche durchschnittlich im Jahre etwa 800,000 fl. betragen, nur mit 3 pCt., die Anstalt selbst aber legt ihr Geld zu $4\frac{1}{2}$ pCt. und 5 pCt. an. Der Mehrertrag kommt daher den Theilnehmern der Anstalt zu gut.

In Beziehung auf die Rentenbezüge selbst verweisen wir auf den Rechenschaftsbericht; nur Das fügen wir noch bei, daß die niedrigste Rente aller Jahresgesellschaften in der untersten Klasse von je einer vollen Einlage von 200 fl. wenigstens 7 fl. beträgt, also den landesüblichen Zinsen beinahe gleich kommt.

Der Verwaltungsrath hat den Zweck der Anstalt fest im Auge. Dieser ist, „daß die Theilnehmer während ihres Lebens zu entsprechenden Zügen aus der Anstalt, oder zur öconomischen Versorgung im einrückenden Alter gelangen." Es liegt somit im Wesen und in der Natur der Anstalt, daß die älteren und ältesten Mitglieder besonders berücksichtigt werden, wie denn auch die erste Jahresgesellschaft (1835) schon seit mehreren Jahren von je einer vollen Einlage von 200 fl. eine Rente von je 300 fl. ziehen. — Seit der Gründung der Anstalt sind 1,438,142 fl. 57 kr. als Renten bezahlt oder gutgeschrieben worden.

Der Verwaltungsaufwand ist nach einer von uns angestellten Vergleichung mit ähnlichen Anstalten so niedrig, als bei irgend einer andern. Er beträgt 15,881 fl. 41 kr., eine im Verhältniß zu dem bedeutenden Vermögen der Anstalt gewiß geringe Summe! Daß die Verwaltungskosten aber auch bei weitem niederer stehen, als man bei der Gründung der Anstalt angenommen hat, geht auch daraus hervor, daß von den durch die Statuten zur Deckung derselben angewiesenen Einnahmen sich in den 15 Jahren des Bestehens der Anstalt 350,307 fl. 47 kr. Ueberschüsse ergeben haben. Freilich finden aber auch die Mitglieder des Verwaltungsrathes, die ihr so wichtiges Amt mit Sachkenntniß, Eifer und Gewissenhaftigkeit besorgen, die Belohnung für ihre Leistungen vorzugsweise in dem Bewußtseyn einer nützlichen Wirksamkeit für ihre Mitbürger. (Schluß folgt.)

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Juli. (Neu einstudiert:) Der Essighändler, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. Hierauf: Das Lied von der Glocke, Gedicht von Friedrich von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Zum Schluß: Nummer 777, Posse in 1 Akt von Lediüm. Pfeffer: Hr. Grunert.

Sonntag, 21. Juli. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Fides: Fräul. v. Romani.

Montag, 22. Juli. Wallenstein's Tod, histor. Tragödie in 5 Akten, von Fr. v. Schiller. Wallenstein: Hr. Grunert (vorletzte Gastrolle).

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 20 Juli. Ein Stündchen in der Schule. Vorher: Die Hochzeitsreise.

Sonntag, 21. Juli. Zwei Tage aus dem Leben eines Friseurs. Hierauf: Das Fest der Handwerker. Zum Schluß: Großer Ball und Illumination.

Montag, 22. Juli. Er muß auf's Land.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 173. Montag, den 22. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Wie gerne würden wir in diesen angenehmen Regionen jetzt verweilen; denn Glückliche zu belauschen in ihrem Glück — vorausgesetzt, daß wir es gut mit denselben meinen — ist auch Glückseligkeit; allein die Pflicht der Wachsamkeit mahnt uns hinweg. — Denn wo ist der Glückliche, dem Neid und Mißgunst nicht gern den Sternenhimmel verfinstern, dem Arglist und Verrath nicht mit starrer Hand die Phantasmagorien trauter Bilder schadenfroh zu zerstäuben suchen?

Doch solche verabscheuungswerthe Motive waren es dießmal nicht, die den Rosenhimmel bewölken wollten, vielmehr machte sich nur die Pflichtbeflissenheit bemerklich, die mit pedantischer Perrücke und Haarbeutel die Donnerkeile schnitzelte.

Herr Seebald war, was man so sagt, nicht auf den Kopf gefallen, und hatte die großen, tiefliegenden Augen bald hier, bald da und dann wo überall.

So hatte er etwas gemerkt und eine Coursberechnung angestellt, wie die Valuta durch den Gang, zur Stiege hinauf bis in das Kabinet sich wohl gestalten würde. Ein praktisches Ergebniß lag bald vor; nun aber erging er sich in Kettensätzen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen.

Dem Glanz des Hauses Beverdick und Compagnie nützt die Gemeinschaft mit dem Landkrämer nicht, sie schadet vielmehr; dagegen ist der Prokurator höchst ersprießlich!

Also lautete das gewonnene Facit, und demnach war die Richtschnur ihm gegeben. Wie weit freilich Vorliebe und Vorurtheil bei diesem Rechnungsexempel ihre Hände in dem Spiel gehabt, das konnte unsern Buchhalter nicht sehr kümmern, weil er ein solches Abirren von sich gar nicht glaubte. Wir Menschen sind eben einmal unvollkommene Wesen.

Eins und das Andere wollte inzwischen unserm sonst grundehrlichen Seebald bei seinem Vorhaben dennoch störend in den Weg treten. Es flüsterte ihm ein unheimlicher Kobold etwas von Ohrenbläserei, Anbringen und Verrath gespensterhaft zu. Allein war denn das wohlverstandene Interesse seiner heißgeliebten Handlungs-Maggion Verrath, und wae denn nicht heute Abend der Prokurator auf dem Comptoir erschienen mit einer versiegelten Schrift, die der Herr Prinzipal schleunigst lesen und zu einer Conferenz ungesäumt kommen sollte? — Alles Gründe genug, um übel angebrachte Zweifel zu beseitigen und den grauen Biber-Rockelor sogleich umzuwerfen und — denselben Weg einzuschlagen, welchen der Rittmeister früher genommen hatte.

Das Donnerwetter also zieht heran und ballet seine Wolken, aus denen bald der Blitz in das verschwiegene Asyl der Liebenden zischen soll. Die Luft ist schwül. Wir fürchten sehr; denn nicht in der angenehmsten Laune tritt der Handelsprinzipal nach kurzer Zeit in sein Comptoir. Doch scheint das Wetter seinen Zug seitwärts zu nehmen, indem der Eingetretene ein Papier entsiegelt und aufmerksam, mit immer mehr sich steigernder Theilnahme den Inhalt einer Scheift durchlies't. Allmälig aber rollt das Auge wild in der Höhle, die Aufregung des Lesenden wird immer mehr Meister, bis endlich krampfhaft und gichterisch seine Finger zucken und er das Geschriebene mit einer wahren Wuth in die Ecke schleudert.

Der mit hereingekommene Buchhalter — das übrige Comptoirpersonal hatte nämlich wegen später Abendzeit allbereits sich entfernt — blickte gelassen, aber doch betreten zu dem also hasselirenden Prinzipale, dann holte er die weggeworfene Schrift aus ihrem Verbannungsorte und überreichte sie demselben mit verstohlen fragender Miene — zu forschen dünkte ihm nämlich unbescheidene Neugier.

„Was mich so sehr erzürnt, will Er wissen?“ brachte endlich der Rittmeister mit erzwungener Fassung hervor. „Da lese Er selbst!“

Seebald nahm die überreichte Schrift und klemmte seine Brille fester auf die Nase. Nachdem er eine Weile still gelesen, ward sein bleiches Gesicht bleicher, dann noch bleicher, dann endlich ward es mit einem Worte: kreideweiß.

„Das übersteigt das Maß des Schicklichen und setzt der Grobheit ihre — gröbste Krone auf!“

„Und dennoch — dennoch!“ rief Beverdick, und hob die geballte Faust zu der Comptoirdecke. „O, leicht bethörtes Weibervolk, die ihr nichs Höheres im Auge behalten und nur von eurer Sentimentalität euch gängeln lassen könnt! — Seebald, Er schweigt! — Geheimniß bleibe es für Jeden; ich aber werde handeln, wie es meiner Stellung und meinem Handlungshause ziemt!“

Er verließ das Comptoir, und noch immer ahnten unsere Liebenden nicht des Damokles Schwert, so über ihren Häuptern baumelte. Die Mutter wachte ja in der anstoßenden Stube, wie sollten nicht in dem Gefühle der Sicherheit sie des Lebens Wonne jetzt genießen?

Pläne und Hoffnungen reichten sich tröstend die Hand, und aus rosigem Dufte entkeimten Blüthen, Sträuße und Kränze, die sich verschlangen zu luftigen Gebilden und zu zauberhaften Schlössern. Der Phantasie holdes Spiel gaukelte ihnen die feenhafteste Zukunft vor, und ließ ein Reich der Anmuth und Huld, wie liebliche Kindermährchen, vor ihren wonneberauschten Blikken erstehen, da trifft ein von der Mutter ausgestoßener Ruf des Schrecks und des Entsetzens ihr mit Wunderharmonieen umsäuselndes Ohr und alle Traumgestalten zerstieben — in ein Nichts.

Aus den seligsten Empfindungen aufgeschreckt, eilen die Liebenden in das anstoßende Zimmer, und hier finden sie den Vater Beverdick, der mit besorgtem Blicke die halbohnmächtige Gattin in die Ecke des Sopha's lehnt und dem starr gewordenen Buchhalter besiehlt, für schleunigste Hülfe zu sorgen.

Heinrich und Cäcilie flogen schnell zu der Mutter, und der Tochter zärtlichem Bemühen gelang es gar bald, die entflohenen Lebensgeister der Hingesunkenen zurück zu rufen. Schon schlägt sie die Augen auf, schon lächelt sie dem besorgten Kinde entgegen; allein ein Blick auf ein Papier, das am Boden liegt, bringt neue Zuckungen hervor und verkündet die Rückkehr des fürchterlichen Zustandes.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Odenwalde.

(Fortsetzung.)

Von der genannten Bergreihe an erstreckt sich der urgebirgige Odenwald ostwärts bis zu der Wasserscheide zwischen Gersprenz und Mümling nordöstlich, und zwischen Weschnitz, Ulfen und Eiterbach südöstlich, oder bis zu einer Linie, welche man von Aschaffenburg nach Heidelberg zieht. Diese Linie ist durch wenig auffallende Bergrücken bezeichnet. Das so umschriebene Gebiet muß als einer der malerischsten Theile des ganzen Odenwaldes ausgezeichnet werden; ein ununterbrochener, sehr rascher Wechsel von offenen, belebten, freundlichen Thälchen und waldigen Bergen, welche zum Theil — wie die Tromm und der Otzberg (eine Basaltkuppe von 1477 hess. Fuß Höhe) — weithin die großartigste Aussicht gewähren, dieß ist der vorherrschende Charakter dieser Gegend. Eine äußerst starke Bevölkerung, in unzähligen kleinen Dörfchen zerstreut, belebt diese Gegend. Obstgärten bilden die nächste, freundliche Umgebung der Dörfchen, an welche sich in der Thalsohle das fruchtbare Ackerland anschließt; weiter hinauf an den Bergen, die sanft ansteigen, ziehen sich trefflich bewässerte Wiesen von ungemeiner Frische dahin, durchrieselt von klaren, kühlen Forellenbächen, welche aus starken Quellen herabrinnen. Die Gipfel der Berge zuletzt bedeckt Buchwald, welcher bei der Schmalheit der Bergrücken selten eine bedeutende Ausdehnung hat. Chaussee'n und andere Communicationswege aller Art durchziehen in jeder Richtung dieses Gebiet; und indem sie einerseits den Markt für die Landesprodukte bedeutend vergrößern, gestatten sie auf der andern Seite das vielfältigste Eindringen der Industrie, der Cultur und Civilisation der am Rande des Gebirges liegenden größeren Städte und der „Welt"; kurz, sie verleihen diesem Gebirge den gerade in solchen Gegenden ungewöhnlichen Charakter des Aufgeschlossenen, Offenen, welches nicht zu den geringsten Vorzügen eines Landstriches gehört. Wie verschieden ist in dieser Beziehung der Vogelsberg, der Westerwald, oder der mittlere Theil des Odenwaldes selbst! — Ein offenes Wesen der Bewohner, eine für Gebirgsgegenden und zumal bei so starker Bevölkerung immerhin nicht geringe Wohlhabenheit muthen uns freundlich an; trotz aller Freiheit der Güterzerstückelung hat sich doch in den meisten Orten ein Stock wohlhabender Familien erhalten, welche durch stillschweigende Uebereinkunft und die Macht des Herkommens der Zersplitterung des Grundbesitzes und damit der völligen Verarmung des Bauernstandes, wie wir sie in Frankreich jetzt mit raschen Schritten sich einstellen sehen, eine wirksame Mauer entgegenstellen; ungeachtet gar mancherlei ungünstige Verhältnisse, vor Allem die erst jetzt aufgehobenen standesherrlichen Grundlasten, leider allzu lange und oft auch mit allzu vielem Erfolg an dem Wohlstande dieses Bezirks genagt haben.

An den beschriebenen Distrikt schließt sich östlich der mittlere oder sandsteinige Odenwald an. Er ist begränzt durch Main und Neckar, nach Osten aber durch einen concaven Bogen, dessen Hauptpunkte Neckarelz, Ernstthal und Buchen sind; darauf folgt das Bauland. Der östliche Odenwald weicht in seinem Charakter wesentlich ab von dem urgebirgigen, westlichen. Große Wälder, einsame Wiesenthälchen und eine spärliche Bevölkerung fallen alsbald in die Augen. Besonders auffallend zeigt sich dieß an den wilden, romantischen Ufern des Neckars, welcher gegen 12 Stunden lang durch das Sandsteingebirge sich ohne Aufhören hin und her windet, und nur eine vorübergehende Belebung durch die Fracht- und Dampfschiffe und die stets zunehmenden Schaaren der süddeutschen Auswanderer, welche dieser Straße folgen, erhält. Nur wenige, ärmliche Dörfchen haben sich in die enge Thalsohle eingezwängt, deren zerrissene Hänge mit niederem Eichwald dicht bedeckt sind, welcher theils zur Lohegewinnung, theils aber auch, vorübergehend abgeholzt und mit der Asche der verbrannten Baumstrünke und des wilden Reißigs befruchtet, zu einem zeitweisen Ackerbau benutzt werden. Aehnliches findet sich an vielen Orten, wenn die Abhänge für geordneten Hochwaldbetrieb zu steil werden.

Die Nebenthäler des Neckars und Maines laufen gewöhnlich ungemein gerade, und da sie bei der Enge ihrer Sohle und dem steilen, wenn auch nicht hohen Abfall ihrer Wände nur wenig Raum für die Landwirthschaft bieten, so findet man gewöhnlich stundenlange, stille Wiesenthälchen, von starken, plötzlich entstehenden Wässerchen durchrieselt, auf beiden Seiten dagegen zugleich Wald, welcher das ganze übrige Terrain bekleidet und theils, wie im westlichen Odenwald, aus Laubwald, Buchen, Stiel- und Traubeneichen besteht, theils aber auch aus Birken, Kiefern, einzelnen Lerchen und Fichten, zwischen denen der schöne Adlerfarrn in üppigstem Gedeihen mehr als mannshoch emporwuchert. Oft aber sind die Thälchen bis auf den sie durchziehenden Bach herab eben so dicht mit Wald bekleidet, als die Abhänge und die Bergrücken, nur hier und da einer kleinen Wiesenstrecke Platz machend, wie man dieß unter andern in der wilden Waldschlucht von Schloß Waldleiningen und zwischen Amorbach und Buchen findet. In den etwas breiteren Thalsohlen hingestreckt liegen die spärlichen Dörfer, welche der Beschaffenheit des Bodens gemäß sehr häufig nur aus einer oft stundenlangen Reihe einzelner Gehöfte bestehen, wie z. B. Mossau, Hiltersklingen, Hüttenthal Sensbach; ein Verhältniß, welches der Gegend zur hohen landschaftlichen Zierde gereicht und das Wandern ausnehmend unterhaltend macht.

(Schluß folgt.)

Der Ueberfall bei Missunde,

am Ostersonntag, 23. April.

Eine Rückerinnerung an den ersten Krieg in Schleswig-Holstein im Jahre 1848 wird unseren Lesern bei dem Wiederausbruch des Kampfes erwünscht seyn. Der Ueberfall bei Missunde, dessen Beschreibung wir aus den „Freischaar-Novellen" von Hamm entlehnen, wurde am Ostersonntag 1848 von der Aldosserschen Freischaar ausgeführt. Wie bereits bekannt, ist Missunde am 14. d. von den schleswig-holsteinischen Truppen besetzt worden.

Der Bote, welcher die Nachricht von dem glücklich erfolgten Uebergang der gesammten Freicorps über die Schlei gebracht hatte, meldete zugleich, daß der rechte Flügel der dänischen Armee den Rückzug angetreten habe und größtentheils seinen Marsch durch Angeln nehmen werde. Unser Hauptmann Aldosser war hoch

erfreut über diese Kunde, und als er sie uns mittheilte, durchlief ein muthiges Jauchzen die Reihen der kleinen Schaar. Wir durften nunmehr hoffen, alsbald mit dem Feinde handgemein zu werden. Zur Vorsorge war eine hinreichende Anzahl Wagen requirirt worden, wir warfen uns auf dieselben, die Peitschen knallten und im raschesten Trab entführten uns die trefflichen Pferde. Bei lieblichem Sonnenschein, auf guten Wegen immer zwischen hochbuschigen Knicken dahin, deren braune Reiser eben die ersten, goldiggrünen Blätterfahnen aufgesteckt hatten, war die Fahrt eine wunderschöne. An den Gatterthoren der Koppeln standen Burschen und Mädchen im Sonntagsputz und grüßten freundlich und glückwünschend, die Alten erhoben sich von der Bank vor dem Hause, zogen die Käppchen und schüttelten die Köpfe über die Hand voll junger Leute, die so unbesorgt dem Kampfe entgegeneilte.

Tausendfach gekrümmte Feldwege brachten uns endlich dicht in die Nähe des großen Kirchdorfes Loit. Die Straße von Eckernförde führt an demselben vorbei; es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der dänischen Heeresmacht sie einschlagen werde, um durch Nordangeln nach Flensburg zu gelangen. Konnten wir nun eine gedeckte Stellung gewinnen, so war die Möglichkeit in Aussicht gestellt, dem Feinde bedeutenden Abbruch zu thun. Eine solche Stellung einzunehmen mußte daher unser Hauptaugenmerk seyn, um so mehr, als die Bauern da und dort schon einzelne dänische Kompagnien gesehen, rothröckige Dragonerpiquets auf der Straße bemerkt haben wollten.

Nicht weit südwestlich von Loit senkt sich die Straße in eine Niederung, welche ein träger Bach zum Sumpfe macht. Eine hölzerne Brücke führt über denselben. Nach des Hauptmanns Anordnung legten wir uns diesseits hinter Rainen und Knicken nieder, so daß die Büchsen mit Sicherheit die enge Brückenpassage bestreichen konnten und wir so ziemlich Herren der Straße waren. Die besten Schützen hatten sich auf beiden Seiten der letztern vertheilt, ein kleiner Haufen hielt als Reserve mit aufgepflanztem Bajonette etwas seitwärts, dazu bestimmt, einem etwaigen Kavallerieangriff die Spitze zu bieten. So lagen wir denn, Wegelagerer im eigentlichen Wortsinn, in unserm Versteck und harrten der Dänen. Aber diese wollten nicht kommen. Dagegen erhielten wir andern Besuch; aus Loit zogen wahre Karavanen aus, um die wilden Krieger, denen es niemals an Durst und selten an Hunger fehlte, mit allen möglichen Trink- und Eßwaaren zu ergötzen. Gastlich hatten die guten Leute eingepackt, was Küche und Keller vermochten und das leichte Bier schmeckte doppelt gut, weil allerliebste Landmädchen die Krüge boten. Da ward dann unter Scherzen und Lachen auf dem Rasen getafelt, mancher Bursche raubte einen Kuß, der gern gewährt, doch die energischsten Gegendemonstrationen nach sich zog und wer weiß, wie weit die frohe Lust der Leichtsinnigen noch gegangen wäre, wenn nicht eine plötzliche Unterbrechung derselben gewehrt hätte.

Von jenseits kam, auf schäumendem, schweißtriefendem Roß, ohne Sattel und Bügel, ein junger Bauer dahergesprengt, eine kräftige, untersetzte Gestalt. Seine blonden Locken flogen ihm um den Kopf, seine Wangen glühten. „Wo ist der Hauptmann?" rief er fast athemlos. „Zweihundert bis dreihundert Mann Dänen stehen eine Stunde von hier mit einer Batterie, Missunde gegenüber, und wehren den Preußen den Uebergang." Reges Leben kam bei dieser Nachricht in das kleine Lager. Schon beim ersten Anblick des Boten waren die hübschen Mädchen schreiend davon gesprungen und schnellfüßig dem Dorfe zugeeilt, und auch ihre ältern Begleiter zogen sich zurück. In diesem Augenblick tönte auch der Kanonendonner zu uns herüber. Das Blut wallte heftiger, die Fäuste umspannten fester die Gewehre. „Antreten!" schallte das Commandowort; rasch standen die Sektionen in Reih und Glied auf der Straße. „Vorwärts Marsch!" und fast im Sturmschritt ging's dem Feind entgegen. Es mag eine Gewähr für den Muth der Freischaaren und unsers wackern Führers insbesondere seyn, daß wir Sechzig fröhlich und des Sieges im Voraus gewiß gegen zwei- bis dreihundert Dänen marschirten. Weder die Stellung der Dänen, noch die der befreundeten Truppen war uns bekannt; es genügte dem Kampfesdurst des Häufleins zu wissen, daß der Feind zu finden sey. Alle Erschöpfung war vergessen, jede Sehne spannte sich strammer, unaufhaltsam eilten wir dahin. Näher und immer stärker drang der Donner der Kanonen in unsere Ohren, aber deutlich unterschieden wir, daß das dumpfe, oft minutenlange Rollen der Geschützsalven von zwei weit von einander entfernten Orten kam. Erst andern Tages erfuhren wir, was wir aus dieser Beobachtung nur vermuthen konnten, daß es auch bei der Stadt Schleswig zu einem bedeutenden Treffen gekommen war.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Baden-Baden, 16. Juli.) Die Saison wird immer glänzender. Die Kurliste weist ungefähr 12,000 Personen nach, welche seit dem 1. Mai hier angekommen. Alle Nationen sind repräsentirt. Vom Kriegszustand verspürt man gar nichts, und man hegt nicht einmal den Wunsch, daß er aufgehoben werden möge. Gespielt wird weniger, als in der vormärzlichen Zeit, dagegen entfaltet sich der Luxus, wie man ihn seit zehn Jahren nicht gesehen. Für die Unterhaltung des Kurpublikums geschieht hier mehr als auf irgend einem Badeplatze. Das Theater bietet eine recht gediegene Abwechslung von Opern und Schauspielen. Der Director Keller aus Freiburg leistet mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln recht Anerkennenswerthes. Die Erträgnisse der Eisenbahn waren in den letzten Tagen sehr stark. Man bemerkt, daß sich die materiellen Verhältnisse des Landes allenthalben bessern und daß man auch wieder an Spazierfahrten und Erholungsreisen denkt, wie das vor der Revolutionsepoche der Fall war. Gasthöfe und Privatwohnungen sind überall stark besetzt. Die Wirthe haben dieses Jahr eine reiche Ernte, was ihnen auch wohl zu gönnen. (M. J.)

(Aus Unterfranken, 15. Juli.) Die im Gasthofe zum Donnersberge in Frankfurt abgefangene Falschmünzergesellschaft ist die nämliche, welche vor einiger Zeit an der kurhessisch-bayerischen Gränze sich aufhielt, und von welcher die Beweise der Falschmünzerei der ganzen Gegend bekannt waren. Zwar wurde im verflossenen Winter nach geschehener Haussuchung eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, die Bande blieb aber auf freiem Fuß, und ein Resultat der Untersuchung ist nicht bekannt geworden. (Mainz. J.)

In dem Goldlande Californien fangen jetzt die Leute an, sich auch mit dem Ackerbau und der Gärtnerei zu beschäftigen, da sie einsehen, daß dieß so viel einträgt, als das mühsame Goldsuchen. Die Lebensmittel werden dort mit sehr hohen Preisen bezahlt.

Die 20 Leipziger Professoren, welche nicht in den Landtag wählen wollen, erklären der † Sachsenzeitung, daß sie bereit seyen, mit dem Bettelsack über die Gränze zu ziehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie so viel Lumpen in den Sack packen dürften, als ihnen gut dünke, die Sachsenzeitung gehe drein. Da wird das Papier wohlfeil werden, wenn die Hintermänner der Minister darauf eingehen. (Dorfz.)

Wieder feiert eines der im Zeitalter der Reformation gestifteten Gymnasien, die Landes- und Fürstenschule Grimma in Sachsen, ihr 300jähriges Jubiläum. Die drei Tage vom 15 — 17. September sind zur Feier, für welche große Vorbereitungen getroffen werden, bestimmt, und die Anstalt erwartet eine große Anzahl treuer Schüler als Gäste. Rector der Schule ist der bekante Dr. Wunder.

Die Ungarn scheinen von den Russen doch auch etwas gelernt zu haben. Bei jeder Verordnung, welche von der Bezirksbehörde an die Schulzen erlassen wird, heißt es am Schlusse wörtlich: Für die Folge dieser Befehle sind die Dorfrichter bei einer Stafe von 60 Stockprügeln verantwortlich.

Ein Wiener Blatt erzählt: „Ein Mechaniker hat vor Kurzem einen Automaten vollendet, an dem er 25 Jahre arbeitete und der Alles bis jetzt Gesehene dieser Art übertrifft. Dieser Automat, mit einer Zunge und Lippen von Kautschuk versehen, bringt nicht nur deutliche Worte, sondern auch kurze Sätze hervor, spricht sie deutlich aus, singt, weint und bläs't auf eine der Natur sehr ähnliche Art. Dieses Kunstwerk befindet sich jetzt in Italien; dortige Blätter erwähnten desselben als im hohen Grade gelungen. Der Eigenthümer wird damit eine Reise durch Oesterreich antreten." Wenn man diesem Automaten noch das Schreiben beibringen könnte, wäre derselbe der gutgesinnten Presse in Oesterreich bestens zu empfehlen.

(Deutsches Krankenhaus in Adelaide.) „Die deutsche Post für die australischen Kolonien," ein in Adelaide in deutscher Sprache erscheinendes Blatt, welches sich vornehmlich mit der Wiedergabe der die alte Heimath betreffenden politischen Nachrichten beschäftigt, bringt die für das Gedeihen und Zusammenwirken der dort angesiedelten Deutschen erfreuliche Nachricht, daß dieselben den Bau eines deutschen Krankenhauses in Adelaide beschlossen und mit der Einsammlung der dazu erforderlichen Beiträge bereits einen vielversprechenden Anfang gemacht haben.

Allgemeine Versorgungs-Anstalt im Großherzogthum Baden.

(Schluß.)

Der Stand der Rechnungsabhör ist ein sehr befriedigender, wie denn die Administration der Anstalt überhaupt eine musterhafte genannt werden kann. Mit Pünktlichkeit, Treue und Umsicht weeden die Geschäfte besorgt. Mit Recht sah sich deßhalb auch die am 29 Mai l. M in Karlsruhe stattgefundene Generalversammlung bewogen, den Mitgliedern des Verwaltungsrathes und Ausschusses für die erfolgreiche Geschäftsführung ihren Dank auszusprechen. In diesen stimmen gewiß alle Theilnehmer und Freunde der Anstalt ein. Denn nur bei einer solchen Geschäftsführung war es möglich, daß die beiden letzten verhängnißvollen Jahre nicht nur an der Anstalt ohne Beschädigung vorübergingen, sondern sich auch trotz der Ungunst der Zeiten aus den Einlagen von 1848 und 1849 die 14 Jahresgesellschaft mit 1,214 Theilnehmern gebildet hat. Was die einzelnen Einlagen betrifft, so haben wir mit Freuden die Wahrnehmung gemacht, daß die Anstalt besonders von solchen Vormündern benutzt wird, welche über Waisen gesetzt sind, die von der Natur stiefmütterlich ausgestattet, in eine abhängige und unglückliche Lage versetzt, durch ein geringes Vermögen vor Mangel und Bedrückung nicht gesichert sind, denen aber eine jährliche Rente, welche ihnen die Anstalt bietet, als tröstendes Mittel erscheint, wenn sie älter, gebrechlicher und verlassener werden. Der vieljährige Director der Anstalt, Herr Staatsrath Freiherr von Stengel, sah sich zum lebhaften Bedauern des Verwaltungsrathes sowohl, als der Mitglieder der Anstalt durch seine Dienstgeschäfte veranlaßt, von dem activen Verwaltungsrathe zurückzutreten. Er hat sich durch seine kräftige, thätige und umsichtige Leitung der Geschäfte große Verdienste um das Gedeihen der Anstalt erworben, was allgemein anerkannt wird. Doch ist er nicht ganz aus dem Verwaltungspersonale geschieden. Die Anstalt ist so glücklich, ihn unter die Mitglieder des größeren Verwaltungsrathes zu zählen. Als dessen Nachfolger wurde Herr Forstdirector Ziegler gewählt. Längere Zeit hindurch war er Mitglied des Verwaltungsrathes und rechtfertigt durch seine Geschäftskenntniß, Umsicht und Thätigkeit, welche er zum Besten der Anstalt beweist, die auf ihn gefallene Wahl in jeder Beziehung.

Eine der ersten Bürgschaften für das gedeihliche Fortbestehen unserer Anstalt sehen wir in der persönlichen Tüchtigkeit der Männer, welchen die Geschäfte der Anstalt anvertraut sind, und in deren kräftigen und verständigen Zusammenwirken, sowie in der besonnenen Haltung des Directors. Dieser Bürgschaft erfreut sich die Anstalt seit ihrer Gründung unausgesetzt bis heute. Die Männer, welche jetzt die Verwaltungsbehörde bilden, sind folgende und zwar Mitglieder des activen Verwaltungsrathes: Ziegler, Forstdirector, Kerler, Oberrechnungsrath, Vogelmann, Geh. Kriegsrath, Bär, Regierungsrath, Stein, Zahlmeister, Küßwieder, Ministerialrath. Mitglieder des größeren Verwaltungsrathes: Freiherr von Stengel, Staatsrath, Glockner, Domänenrath, Kühlenthal, Legationsrath, Kirchgeßner, Geh. Referendär, Gold, Finanzrath, Dietz, Oberrechnungsrath. Ausschuß: Stößer, Geh. Rath und Stadtdirector, Präsident, Rau, Archivar, Daler, Stadtverrechner, Kinberger, Ministerialrath, Platz, Oberrechnungsrath, Rachel, Münzrath, Meier, Ministerialrath, Muth, Oberkirchenrath, Kugel, Oberkirchenrath, Mathes, Finanzrath, Erb, Finanzrath, Goldschmidt, Ministerialregistrator, Scholl, Director der Amortisationskasse, Dietz, Ministerialrath, Spreng, Kaufmann, Loth, Leihhauskassier, von Gulat, Geh Referendär, Roos, Ministerialrath, Mallebrein Sohn, Kaufmann, Demmler, Kaufmann, Fruttiger, Generalstaatskassier, Beck, Staatsrath, Forch, Oberkirchenrath, Moßdorff, Revisor.

Um den Eintritt in die Anstalt zu erleichtern, sowie überhaupt um die Geschäfte der Anstalt zu besorgen, Nachzahlungen anzunehmen u. s. w. sind nicht nur in allen größeren und kleineren Städten des Großherzogthums Baden Geschäftsfreunde angestellt, sondern auch im Auslande und zwar in den Städten: Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Calw, Ellwangen, Ravensburg, Reutlingen, Ulm, Hanau, Kassel, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmstadt, Worms, Aarau, Zweibrücken, Würzburg, Nürnberg, Lindau, Regensburg, München, Augsburg, Kempten, Aschaffenburg, Bayreuth, Bamberg, Coburg, Amorbach.

Frankfurt a. M., 19. Juli.

Seitdem die alte Garde, der Liederkranz, sich statutenmäßig mit dem größeren Theile seiner Thätigkeit auf die Pflege der Mozartstiftung hingewiesen sieht, treten die jüngeren Vereine mit gemeinnützigen Leistungen allmälig mehr hervor. Der Sängerkranz unter der Leitung von Kämpf, größtentheils aus Turnern bestehend, und die Teutonia unter Reeb's Leitung, haben sich verbunden, um zum Besten der schleswig-holsteinischen Erhebung gegen Dänemarks Anmaßungen eine musikalische Abendunterhaltung zu veranstalten. Dieselbe wird im Saale des Wolfseckes Donnerstag am 25. d. M. stattfinden. Man darf von den jungen und tüchtigen Kräften dieser Vereine gewiß Befriedigendes erwarten und der edle Zweck läßt eine recht zahlreiche Betheiligung des hiesigen Publikum's hoffen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 22 Juli. Wallenstein's Tod, histor. Tragödie in 5 Akten, von Fr. v. Schiller. Wallenstein: Hr. Grunert (vorletzte Gastrolle).

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Montag, 22. Juli. Er muß auf's Land.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 174. Dienstag, den 23 Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Seebald hatte mit gemessener Erwägung den Grund des Recidives erspäht und steckte das Papier in seine weiten Taschen Als die Ohnmächtige die Augen abermals öffnete, ward sie ruhiger, und bald hob sie sich erkräftiget in die Höhe.

Jetzt befahl der Rittmeister seiner Tochter, die Mutter auf ihre Stube zu geleiten; und als beide Frauen sich entfernt hatten, wendete e sich zu dem erstaunten und auf das Höchste betretenen Heinrich.

„Ich will über Ihre Anwesenheit und Das, was sich hier zugetragen, Ihnen weiter keine Vorwürfe machen. In der Kürze aber soll Ihnen das Räthsel gelöſ't seyn, und sind Sie — wofür ich Sie immer gehalten — ein Mann von Ehre, so werden Sie einsehen, daß von einer Verbindung Ihrer mit meiner Tochter nimmermehr die Rede seyn kann."

Er winkte dem Buchhalter, und dieser überreichte ihm zögernd und gleichsam widerstrebend das in die Tasche gesteckte Papier.

„Diese Schrift," fuhr Beverdick mit erzwungener Ruhe fort, „überreichte Ihr Vater bei der hiesigen Schöffen-Refeeier."

„Ich kenne den unglückset'gen Prozeß," seufzte Heinrich.

„Seebald, lese Er dem Herrn Zorn die betreffende Stelle des Schriftsatzes vor."

Der Buchhalter wollte Einwendungen machen, Beverdick aber entgeg ete:

„Meiner lieben Frau hätte ich in der ersten Aufregung nichts vorlesen sollen. Dieser aber ist ein Mann, wird es ertragen und muß es erfahren."

Seebald verbeugte sich jetzt in Demuth und warf dem Peinzipaten einen Blick zu, aus welchem die Worte: „Herr, Dein Wille geschehe," deutlich zu erkennen waren, räusperte sich und las aus der weit auseinander gefaltenen Schrift:

„Was beklagter Herr Rittmeister von den Hausthieren
„vorträgt, so scheint derselbe um die Naturgeschichte derselben
„viel sich bekümmert zu haben, sintemalen er auch Behufs
„dieses Studii in seinem Hause einige dergleichen —"

Mit wachsendem Entsetzen hatte Heinrich zugehört; jetzt riß er dem Lesenden das Papier unter dem Ausrufe: „Das ist nicht wahr!" aus den Händen, und suchte mit flammenden Augen die giftsprühende Stelle.

Endlich hatte er gelesen, und überreichte mit zitternden Händen die Schrift an den scharf herüber blickenden Beverdick.

„Herr Rittmeister," sprach er dann mit möglichster Fassung, „Sie haben recht, und ich werde mich entfernen. — Mein Vater ist jedoch einer solchen Beleidigung unfähig; dieß ist das Werk seines verruchten Advokaten. Zu diesem will ich jetzt gehen, und wehe ihm, wenn er sich nicht glänzend rechtfertigen kann!"

Er warf seinen Mantel um, und eilte, ohne noch ein Wort mit der Geliebten sprechen zu können, aus dem Hause.

13.

Schmerz und Freude liegt in einer Schaale,
Ihre Mischung ist der Menschen Loos.
Von dem Strohdach bis zum Marmorsaale,
Bis zur Bahre von der Amme Schooß.

Frau Beverdick liebte ihre Cäcilie recht herzlich, aber sie war die Hausfrau eines angesehenen Handelsherrn, stand aller Orten in Hochachtung, und liebte daher auch — ihre Fürtrefflichkeit und ihre Würde. In letzteer Beziehung konnte sie sich zu keiner Seelengröße erheben, und so sehen wir sie denn durch die Ausfälle des Doktors Rabularius auf das tiefste verletzt und unversöhnlich beleidigt.

Cäcilie wollte beruhigend und ausgleichend wirken, die Mutter aber schüttelte bitterlächelnd den Kopf:

„Eine alte Katze, weißt Du, was das sagen will?"

Die Tochter bemühte sich nun, in vielen Worten zu beweisen, daß Gemeinheiten der Art am schwersten auf den Urheber zurückfielen und dem guten und rechtschaffenen Menschen an seinem Werthe nichts zu schaden vermöchten, Frau Beverdick blieb indessen hartnäckig auf ihrem verneinenden Standpunkte.

Mit der Familie Zorn war es rein ab. Mochte auch die liebende Cäcilie bitten, flehen und weinen, die verletzte Eitelkeit der Mutter behielt den Sieg, und die Tochter mußte sich mit gebrochenem Herzen — fügen.

Blicken wir nun nach Heinrich, so finden wir denselben auf dem Comptoir des Herrn von Stockum in einem ganz verwirrten Zustande.

Er war, nach Mittheilung der famosen Schrift, gleich am andern Morgen zu Rabularius gerannt. Aber dieser hielt seinen Vorwürfen das von dem Vater unterzeichnete Concept entgegen, wonach er nur auf spezielle Instruktion den Witz hatte einfließen lassen, und somit war gegen den Advokaten nichts zu machen.

Um so heftiger entbrannte indessen sein Zorn gegen den Vater, der ihm, er konnte gar nicht begreifen, aus was für Beweggründen? — durch solche unnütze Beleidigungen das höchste Lebensglück wahrhaft satanisch zertrümmert hatte.

Wäre es nicht der Vater gewesen, wir wüßten wirklich nicht, wozu die Wuth den Unglücklichen gereizt haben würde. Luft mußte er jedoch dem übervollen Busen machen, und so ging es im gestreckten Trabe nach dem Nürnbergerhofe.

„Ist mein Vater zu Hause?"

„Bitt' um Entschuldigung, er ist heute Morgen abgereis't."

Also sprach der überhöfliche Kellner und der sturmdrangvolle Verliebte stand wie begossen.

„Kann ich etwas ausrichten?“ war des Höflichen weitere neugierige Frage.

„Nichts! — Nichts!“ und Herr Zorn rannte in seinem Zorne davon.

Unter so bewandten Umständen finden wir denn denselben auf dem Comptoir. Schreiben wollte er dem Vater einen Brief — einen Brief, den dieser gewiß nicht an den Spiegel stecken sollte.

Schon hatte er das Papier hierzu gefalzt, als ihm der Prinzipal mehrere Handelsbriefe zur Beantwortung überbrachte und ihm Instruktion hierzu ertheilte.

Zerstreut hörte Heinrich zu, dann machte er sich an die Arbeit, die er bald vollendet hatte.

Der Prinzipal wollte die Briefe unterzeichnen. Bei dem vorherigen Durchlesen derselben wußte er jedoch nicht, ob er lachen, weinen oder sich ärgern sollte.

Heinrich aber entschuldigte sich mit Kopfweh und Unwohlseyn und stürzte wie betrunken aus dem Comptoirr.

Der besorgte Prinzipal sendete sogleich nach dem Arzte.

(Fortsetzung folgt.)

An die Schleswig-Holsteiner.*)

Wie der Tag bei Eckernförde
In der Dänen Segel brach,
Wälzend von der deutschen Erde
Ihre lang getragne Schmach,
Bis vor euren Flammenbällen
Mast um Mast sich niederbog
Und die Königin der Wellen
Splitternd in die Lüfte flog:

So in's leere Spiel der Worte,
In der Protokolle Saat,
Werfet ihr an Deutschlands Pforte
Jetzt des Schwertes kühne That.
Daß ihr's thatet, daß ihr's wagtet,
Das ist aller Deutschen Stolz;
Daß ihr euer Recht nur fragtet,
Das ist's, was sie neu verschmolz.

Vorwärts, uns'rem Feind entgegen!
Schon von jedem deutschen Land
Eilen euch die tapfern Degen,
Brüder eures Kampfs, zur Hand,
Und sie bringen eurem Heere
Mit der Gabe ihres Schwerts
Jeder seines Stammes Ehre,
Jeder seiner Heimath Herz.

Vorwärts, vorwärts, edle Waffen,
Brecht der deutschen Seele Bahn!
Was in Frankfurt sie nicht schaffen,
Werd' am Eiderstrand gethan!
Nicht mit Markten, nicht mit Passen
Wird das große Werk vollbracht:
Flamme muß die Flamme fassen,
So wird Leben angefacht!

Aber ist im heil'gen Kriege
Nicht des Schicksals Weg für euch,
Werdet vor der Dänen Siege,
Vor der Russen Macht nicht bleich!
Ueber aller Macht der Sunde
Bleibt euch Eine — letzte — Hut:
Aus der Herzogthümer Wunde
Strömt des großen Deutschlands Blut.

Und mit jedem Volksrath tagen*)
Wird es in dem deutschen Land,
Und vor jedem Fürsten fragen:
„Bist du nicht mehr mir verwandt?
Wer sein Volksblut abgeschworen,
Der verschwört auch sein Geschlecht:
Wo die Ehre ward verloren,
Zittert auch des Hauses Recht.“

Jener Zeit wird sie's gemahnen,
Wo der Rhein an Frankreich kam,
Wo es hielt die deutschen Fahnen,
Platz auf deutschen Thronen nahm,
Und ihr deutsches Blut wird wallen,
Und sie werden ihm gemein,
Lieber als des Feinds Vasallen,
Als der Deutschen Ende seyn.

F. Notter.

*) Aus der Würtemb. Zeitung.

*) Der Verfasser wußte, als er diese Zeilen niederschrieb, noch nichts von der Einsprache, die der Ausschuß der würtembergischen Landesversammlung in Bezug auf die holstein-schleswig'sche Angelegenheit bereits gethan. Sein Wort hat sich schon, während er es aussprach, zu verwirklichen angefangen: möge es sich in jeder Beziehung bewahrheiten!

Aus dem Odenwalde.

(Schluß.)

In den Dörfern dringt die Woge der Welt nur langsam vorwärts; und wie sich hier der alte dreieckige Hut bei dem Bauer erhalten hat, so auch gar manche Sitte und Einrichtung aus alter Zeit. So findet sich an manchen Orten, z. B. in Würzberg, noch die alte Huben- oder Hufenwirthschaft. Die sanfter aufsteigenden Thalwände sind durch Linien, welche auf der Thalsohle und deren Wässerchen senkrecht stehen, beiderseits in zahlreiche Abtheilungen geschieden; unten in der Mitte einer jeden liegt der Hof, zu welchem dieselbe gehört; zunächst folgt Wiesengrund, welcher durchschnittlich drei Heuernten gibt; darauf der dem Feldbau gewidmete Theil, und zuletzt oben der Wald, an welchem Jeder seinen bestimmten Antheil hat. Die Produkte sind Spelz, Buchweizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und die derberen Obstsorten; erst wenn man die unteren Theile der Thälchen erreicht, findet man die feineren Arten, wie Wallnüsse, Kirschen u. dgl, ja selbst in einzelnen, wenn auch sehr seltenen Lagen, etwas Weinbau, so bei Kirchzell, Amorbach u. s. w.

Die Bergrücken, welche zwischen diesen — wir gesagt wenigstens nicht eben tiefen — Thaleinschnitten sich erheben, nehmen einen weit größeren Flächenraum ein, als diese. Sie sind, selbst die ausgedehnteren, wie z. B. die Eulbacher Höhe, fast durchaus bewaldet; unter hohen Bäumen wuchert die Heide, Heidelbeere und Sumpfbeere, und an lichteren Stellen streckt der Wohlverleih und rothe Fingerhut seine schönen Blumen hervor. Nur wenn der Umfang dieser Bergrücken die Breite eines wirklichen Plateau's erreicht, findet sich, wie bei Beerfelden und Bullau

ein ziemlich ausgedehnter Ackerbau, welcher aber bei der über 1500 Fuß hohen, kühlen Lage dieser Gegenden ziemlich beschränkt ist. Die Früchte, selbst die wilden Brombeeren, reifen merklich später, als tiefer abwärts, und manche Obstarten, wie die Zwetschen, können in dem letztgenannten Orte nicht mehr gezogen werden, während die Aepfel, wenigstens in wärmeren Jahren, noch eine lohnende Ernte gewähren. Dagegen findet sich auf dieser Höhe ein Buchenhain von seltener Schönheit und Höhe der Stämme. Indeß sucht der Bewohner auch hier sich den Sommer so schön wie möglich zu machen, und in den Hausgärtchen der Wohlhabenden wird man selten die Flockenblume, Georgine, Nelke oder die wohlriechende Platterbse vermissen. — Daß in einem so waldreichen Gebiete der Handel mit Flößholz (welches nach Mannheim geht) und die Köhlerei den Landbau gewöhnlich überwiegen, bedarf kaum der Erwähnung; eben so wenig, daß der Freund der Jagd hier noch Hochwild und Auerhähne in Menge vorfindet.

So leicht in diesen Gegenden die Communication thalauf oder abwärts ist, so schwierig, ja oft fast nur für den rüstigen Fußgänger möglich ist dieselbe von einem Thale zum andern über die trennenden Berge hinüber. Hier ist nicht, wie im westlichen Odenwalde, ein unaufhörliches Einmünden des einen Thales in das andere, nicht jenes busenartige Steigen und Fallen der Bergkämme selbst, welche fast ohne Umwege mit Leichtigkeit überallhin gelangen lassen. Man werfe einen Blick auf die Karte. Der Neckar beschreibt von Heidelberg an, wenn wir von den kleineren Krümmungen absehen, aufwärts bis nach Eberbach hin einen sanft gekrümmten Bogen, welcher sich von da fast noch eben so weit den Itter- oder Euterbach hinauf verfolgen läßt. In die Concavität dieses Bogens laufen, untereinander fast ganz parallel, eine ganze Zahl größerer oder kleinerer Bäche aus den von Norden einfallenden Seitenthälern, während diese unter sich selbst fast nirgends eine natürliche Verbindung zeigen. Es ist leicht ersichtlich, daß hier die Communication von Nord nach Süd eben so leicht, als die von Ost nach West schwierig, ja oft unmöglich ist. Und Aehnliches wiederholt sich in verschiedenen Theilen des Gebietes in ganz analoger Weise.

Die Muschelkalkformation, welche weit in's Würtembergische bis zur Jaxt und zum Kocher hinaufreicht, zeigt eine von den eben durchwanderten Distrikten durchaus abweichende, in hohem Grade liebliche und recht eigentlich anmuthige Beschaffenheit. Wenn wir uns bisher an den romantischen Thälern, an der tiefen Waldeseinsamkeit erfreuten, so treten wir hier in heiteres, offenes Land, von anmuthig geformten, sanften, langgestreckten Hügeln durchzogen, in allen Richtungen von trefflichen Straßen durchschnitten, und von einer dichten Bevölkerung heiterer, glücklicher Menschen bewohnt, die sich der Vortheile der Intelligenz und Wohlhabenheit, und damit eines gewissen Grades von Weltluxus und eines behaglichen Freiheitsbewußtseyns erfreuen. — Die weitausgedehnten, wellenförmigen Plateaus, welche von ihren westlichen Gränzpunkten, Buchen und Walldürn, sich südlich in bedeutender Breite ausdehnen, sind nur auf den (wenig hervorragenden) Hügelrücken mit Laubwald bedeckt, während das weit überwiegende übrige Gebiet gänzlich einem sehr einträglichen Ackerbau gewidmet ist. Dieser Distrikt heißt mit Recht das Bauland. Getreide, Hanf, Kopfkohl, Runkelrüben, Bohnen, Kartoffeln bedecken die Fluren, und um die stattlichen, großen Dörfer breiten sich, wie auch an den Straßen, Obstgärten mit Nüssen, Aepfeln, Birnen und Zwetschen aus. Der Regen, welcher befruchtend auf diese Gegend fällt, sammelt sich in flachen Rinnen, welche als Anfangs sehr flache, wenig bemerkbare, allmälig aber tiefer einschneidende und gegen den Ausgang hin theilweise, wenn auch nur in kleinem Maßstabe, fast romantische Bach- und Flußthälchen, durch liebliche Wiesengründe ausgezeichnet, dem Maine und Neckar zufließen. Die Dörfer liegen bald auf dem flachen Rücken, bald auf der breiten Sohle der Thäler, und wo sich die Abhänge in günstiger, geschützter Lage dem Süden zuwenden, da beginnt die Weincultur, welche, je weiter man in den Thälern hinabkommt, desto mehr an Ausdehnung gewinnt. Manche der hier gezogenen Weine, wie z. B. die aus dem Taubergrunde, haben sich einen ausgebreiteten Ruf erworben. Der Wein ist hier das gewöhnliche Getränk; Bier sieht man seltener und von geringer Güte; während der Aepfelwein den höheren Gegenden, dem Bauland, angehört. Der Weinbau, häufig begleitet von der Cultur des Welschkorns oder Mais, nimmt zu, wenn man in die Hauptflußthäler, zum Main und Neckar gelangt; sie zieht sich am letzteren über Wimpfen und die gesegneten Fluren von Weinsberg, Neckargartach und Heilbronn weit in das obere Würtemberg hinaus, ohne daß jedoch hier ein Gewächs von besonderem Namen hervorgebracht wird. Verfolgt man dagegen den Lauf des Neckars abwärts, so gelangt man schon wenige Stunden unterhalb Wimpfen, bei Neckarelz, an die Gränze der Weincultur. Merkwürdiger Weise trifft diese Gränze genau zusammen mit jener des Muschelkalks gegen den Sandstein, in dessen Gebiet man hier von Süden her eintritt; alsbald werden die Berge höher, wilder zerrissen, die Abhänge steil und unzugänglich; der Wald steigt von ihren luftigen Häuptern tief, oft bis an den grünen Fluß herab, und erst nach einem fast zwölfstündigen Laufe bis dahin, wo der Neckar vor seinem Austritte in die Rheinebene eine etwas breitere Thalsohle gewinnt, sieht man bei Ziegelhausen und Heidelberg die ersten Weinberge wieder.

Und so lassen Sie uns hier, ehe wir diese freundlichen Gefilde verlassen, noch einen Augenblick auf der hohen Terrasse von Wimpfen, der schön gelegenen Cornelia, verweilen, um bei einem Glase des feurigen Getränkes vor dem Scheiden der Sonne einen letzten Blick auf die soeben durchwanderten Gegenden zurückzuwerfen. Unter uns am Fuße des bewaldeten Bergabhanges windet sich der rasch strömende Neckar in großen Bogen durch das Thal, indem er jenseits eine grüne Fläche, mit dem freundlichen Dorfe Offenau und seiner Saline, fast ganz zu umschließen scheint; ein Wiesengrund, welcher durch die Erinnerung an eine blutige Schlacht im Bauernkriege der Gegend einen eigenthümlichen, mit dem friedlichen Charakter der Landschaft contrastirenden Reiz verleiht. Im Hintergrunde spannt sich in weitem Halbkreis eine Reihe theils bewaldeter, theils mit Weingeländen bedeckter Berge, der südliche Abfall des Odenwaldes, aus, welche nordwärts den Neckar in eine romantische, mit zerfallenen und modernen Schlössern gekrönte Schlucht aufnehmen, nach Süden aber, über Wimpfen im Thal und die lange Reihe dampfender Salinengebäude hinaus jenseits Jaxtfeld und Kocherdorf sich allmälig in die milderen Formen der mittleren Neckargebirge verlaufen, deren letzter und höchster, der Wartberg bei Heilbronn, das Panorama abschließt.

Der Ueberfall bei Missunde,

am Ostersonntag, 23. April.

(Schluß.)

Die immer stärker werdende Kanonade beunruhigte uns, der Marsch ward beschleunigt, aber doch keine Vorsichtsmaßregel versäumt. Eine Spitze von drei Mann marschirte ziemlich weit voraus, ihr folgten in einigem Abstand zehn oder zwölf Tirailleurs, die besten Büchsenschützen der Abtheilung. Die Straße war wie ausgestorben, in den Dörfern zeigte sich kein Mensch, höchstens daß hier und da ein verstörtes Gesicht hinter den Fensterscheiben hervorlugte, aber bei unserm Nahen wie der Blitz verschwand. Je näher wir aber dem Getöse des Treffens kamen, je belebter ward die Gegend. Auf den Feldwegen eilten flüchtige

Landleute, Männer, Weiber, Kinder dahin, bepackt mit Betten und Hausgeräth; herrenlose, geschirrte Pferde rannten in die Koppeln, umgestürzte Wagen lagen vor den Hausthüren und die Glocken heulten Sturm von allen Thürmen.

Die Spitze ward bei diesen Anzeichen der nahen Gefahr eingezogen, die Tirailleurs zogen sich als Vorhut zusammen; aber es wollte nicht gelingen, irgend eine genaue Nachricht über die Stellung des Feindes zu erhalten. So gelangten wir nach dem Dorfe Broderbye. In demselben wendet sich die Straße in einen rechten Winkel, etwas bergabwärts, nach den Ufern der Schlei und dem Dorfe Missunde zu. An ihrem Wendepunkte, der an beiden Seiten mit Häusern begränzt ist, sah die Vorhut eine Anzahl von Wagen und Pferde stehen, welche verdächtig schienen. Einem der Schützen gelang es, ohngefähr hundert Schritte von denselben entfernt, ein etwa zwölfjähriges Mädchen aufzugreifen, welches gerade in die Thüre eines Hauses schlüpfen wollte. Er stellte mit derselben ein Examen an. „Sind Soldaten in jenen Wagen?" Zögernd und unter Weinen erfolgte die Antwort: „Ja." — „Sind es Dänen?" Das Kind blieb stumm. „Haben sie rothe Röcke an?" — „Ja!" und damit entsprang die Kleine schluchzend. Ihre Auskunft genügte aber vollkommen. — Das Hauptkorps, mittlerweile herangekommen, fällte das Bajonett, wir Schützen liefen voran und um die Biegung der Straße stürmten wir mit einem furchtbaren „Hurrah" auf den Feind. Es war ein dänisches Dragonerpiquet von vier und zwanzig Mann, welches hier Vorposten stand. Alle waren sie abgesessen und sie hätten sich eher des Himmels Einsturz träumen lassen, als so plötzlich im Rücken angegriffen zu werden.

Der Auftritt, welcher erfolgte, dauerte nur wenige Augenblicke, bot aber den Anblick des wildesten Kriegsgetümmels. Die Büchsen knallten, da und dort stürzte ein Feind, die andern warfen sich in regellose Flucht. Sie versuchten fast keinen Widerstand. Ein dänischer Ingenieuroffizier war von einem Wagen gesprungen und hielt einem der Schützen die Pistole vor; aber der Kolben von dessen Büchse, die eben einen Dragoner niedergeworfen hatte, traf ihn blitzschnell auf die Brust, daß er zu Boden taumelte. Der Sieger verfolgte dann mit den Genossen der Vorhut die fliehenden Feinden; raschen Laufes ereilte er einen Dragoner; dessen geschwungener Pallasch fiel ohnmächtig nieder, und ein Faustschlag warf den Dänen in den Straßengraben. Er war halb todt vor Angst und Schreck, mit zitternden Händen nestelte er die Säbelkuppel ab und übergab die Waffe; bald in die Knie gesunken, stammelte er mit flehend erhobenen Händen: „O nix todt, nix todt." — Diese rührende Ansprache des armen Menschen hätte Jeden entwaffnet, aber er hatte als Gefangener ohnehin nicht das Mindeste zu befürchten. Schmählich und niederträchtig aber verdient das Verfahren der dänischen Offiziere genannt zu werden, welche ihren leichtgläubigen, unwissenden Untergebenen die Lüge vorgesagt haben: die Freischärler mordeten schonungslos und ohne Gnade alle Dänen, welche in ihre Hände fielen.

Mittlerweile waren die braven Kameraden nicht unthätig gewesen, weithin hatten sie die Flüchtigen verfolgt, zehn gegen zwanzig; aber mit Verwunderung mußten sie gestehen, daß die dänische Cavallerie besser zu laufen verstehe, als sie selbst.

Der Hauptmann hielt mit den Zugführern eine kurze Berathung über die weiter zu nehmenden Operationen. Es schien gewagt, ohne Verzug gegen den Feind vorzurücken, weil nach dem Berichte eines Kundschafters nicht zwei- oder dreihundert Dänen, sondern ein ganzes Bataillon, siebenhundert Mann und zwei Kanonen bei Missunde im Treffen einem preußischen Bataillon gegenüber standen, das den Uebergang zwar nicht zu erzwingen vermocht, aber durch einen glücklichen Schuß, dessen Kugel genau in die Mündung einer feindlichen Kanone gefahren war, den Feinden ein sechspfündiges Geschütz demontirt und mehrere Leute getödtet hatte.

Es ward daher vom weitern Vorücken abgestanden. — Nichtsdesto weniger hatten wir einen Sieg entschieden, und die Ehre des Tages war unser. Schon auf dem Rückmarsche begriffen, wunderten wir uns über das plötzliche Abbrechen der Kanonade; Augenzeugen verkündeten uns Tages darauf, welche Bewandtniß es damit gehabt habe. Jene geflüchteten, geängstigten Dragoner waren in den Schutz der Linie geeilt. Ihr Ruf „Tüdsk Früskar!" jagte den Dänen, welche von jeher die Freischaaren am meisten fürchteten, panischen Schrecken ein, und ihr Oberst, der nichts anders glaubte, als von der ganzen Masse der Freischaaren im Rücken angegriffen zu werden, ließ augenblicklich zum Rückzug blasen. In zügelloser Flucht führte er sein Bataillon gegen Schleswig, die Preußen setzten verwundert über die Schlei und bemächtigten sich der im Stiche gelassenen Kanonen des Feindes. Auf diese Weise haben sechzig deutsche Freischärler ein ganzes dänisches Bataillon in die Flucht gejagt.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 20 Juli.

Am gestrigen Abend wurde unser erstes großes Concert in der diesjährigen Kur (welche als eine vorzügliche zu bezeichnen ist, denn alle Bad- und Gasthöfe, abgesehen von Privatwohnungen, sind voll von Kurgästen) im großen Kursaal gegeben, und zwar zum Besten der Abgebrannten in Kirberg von den vereinigten Sängern Wiesbadens, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Limbach, vom großh. Hoftheater zu Schwerin, des Hrn. Pecz, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt, des Hrn. Pauer von Mainz, des Hrn. Ederius und des hiesigen Theaterorchesters. Die Ouverturen aus „Tell" und dem „Blitz" wurden von letzterem, zumal die erstere, mit ausgezeichneter Präcision und Bewältigung des Stoffes executirt. Die männlich seelenvolle Stimme von Pecz, der leider unserem Theater entgangen ist, der stahlkräftige, gutgeschulte und liebliche Vortrag der nordischen Sängerin in einem mit Ederius gesungenen Duett aus Jessonda, auch ihre Solo's in einigen Liedern von Schubert und Meyerbeer, wie eine Romanze aus der Oper: „Der Blitz" von Ederius erfreuten das zahlreich versammelte Publikum. Pauer trug Phantasien aus „Moses" von Thalberg in so meisterhafter Gewandtheit und die Räume des großen Saales füllender Kraft vor, daß auch ihm ein wesentlicher Erfolg des Abends zuerkannt wurde. Je entsprechender die Chöre der Sänger „an Odin" von K. M. Kunz, „Wandern" von Lachner und „Altdeutscher Schlachtgesang" von den Anwesenden ausgeführt und je mehr es diesen zur Ehre gereicht, die „vereinigten Sänger" Wiesbadens wenigstens repräsentirt zu haben, desto mehr war es zu bedauern, noch so manche Wiesbader Sänger außerhalb der „Vereinigung" nicht mitwirkend zu wissen. Wo daher das Orchester mitwirkte, wie bei dem herrlichen altdeutschen Schlachtgesang, spürte man weniger diesen Mangel, der auf's Neue den Wunsch rege macht, daß wir uns künftighin bei Unterstützung einer guten Sache weniger durch Partei- und Nebenrücksichten und Persönlichkeiten zerklüften lassen möchten.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 175. Mittwoch, den 24 Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Das Bündniß der Liebenden war also — wenigstens äußerlich — gesprengt und der Sonderbund: Buchhalter, Prokurator und Compagnie bezann seine Operationen.

An dem entstandenen Risse zwischen den beiden Familien war der alte Seebald jedoch — wenigstens in diesem übergroßen Maße — unschuldig. Dieß beruhigte den einen verknorpelten Theil seines Gemüthes, und ließ den andern, für den Prokurator vibrirenden Theil um so lebhafter in Thätigkeit treten.

Leise hingestreute Lobsprüche gingen in der Umgebung Beverdicks bald zu schönen, duftenden Blümchen auf, die das Vertrauen des Rittmeisters zu diesem Diener der Themis steigern mußten. Auch günstige Zufälle schlugen sich in's Mittel, indem Werlin einige gar nicht zu verlierende Prozesse für das Haus Beverdick mit möglichstem Glanze gewann.

Wie zu Allem in der Welt Glück gehört, so ging es auch hier. Bekommt der junge Arzt schwer aussehende, aber leicht zu heilende Krankheiten, der Neulingsadvokat nicht zu verlierende bedeutende Prozesse, so ist ihr Ruf gemacht und assekurirt. Was fragt die Masse danach: wie der Sieg erf chten? — Ob er gesiegt, das ist die Frage, und bei der Beja bung fliegen die Posaunenengel nach allen Weltrichtungen. — Es wird halt Mancher auf kuriose Weise berühmt.

Freilich muß er kein vernageltes Genie seyn, und was diesen Punkt betrifft, so war unser Prokurator ziemlich sattelfest. Er hatte etwas gelernt, und — wir haben von Juristen hierüber die großartigsten Beispiele — beschäftigte sich in seinen Muse stunden auch mit dem zeitweiligen Ritte auf dem Pegasus.

So erhielt Frau Beverdick an ihrem nächsten Gebuetstage ein zierliches Carmen, in welchem der Poet einen für seine Absichten günstigen Traum beschrieb, zu dessen Aufzeichnung ihn die Dichtkunst am folgenden Morgen aufforderte:

„Auf, Fauler, schläfst Du noch? da doch die Sonnenbahn
Die Meegenröthe schon durch ihren Glanz veedunkelt
Und kaum ein einz'ger Stern mehr an dem Himmel funkelt?
Ist das ein Musensohn, der in dem Bette bleibt,
Da schon der Sonnen Pracht die Finsterniß vertreibt?" *)

Der höchst schmeichelhafte Inhalt des poetischen Versuches überraschte das Mütterchen auf die angenehmste Weise, und zum Danke ward der Dichter auf den Abend zu der im häuslichen Kreise statt findenden Geburtstagsfeier solennest eingeladen.

Der Buchhalter hatte schon den Alten unter der Hand etwas eingeheizt, und Beide schienen das frühere Projekt wieder aufgreifen zu wollen. Sie waren um so mehr hierzu geneigt, als sie hierin so einen gewissen Triumph über den ungehobelten dicken Herrn zu finden veemeinten.

„Unsere Cäcilie bedarf nicht des unpolirten Landkrämers Geld. Bei ihren feinen Manieren schätzen die Söhne der angesehensten Würdenträger sich glücklich, deeen Hand zu erhalten. — Wie er sich ärgern und man ihm den Korb gönnen wird!"

Diese und andere Gedanken machten die gereizten Alten dem Prokurator immer geneigter, und mit Freuden sahen sie es, wie am Abend der Jureconsultus Cäcilien den Arm reichte und sie zur Tafel führte.

Um die guten Eltern heute nicht zu betrüben, war Cäcilie gegen den Prokurator besonders artig. Dieß ermuthigte denselben, bei dem Desert ein Gedicht auf die schönen Augen Cäciliens vorzutragen, dessen letzter Vers also lautete:

„Könnten Deiner Augen Blitzen
Dich sowohl, als mich erhitzen,
So wär' meine Noth gestillt.
Augen sind der Sonnen Bild;
Deine sind mie nur Cometen,
Welche mich noch endlich tödten:
Denn ihr stetes Finsterniß
Zeiget mir den Tod gewiß." *)

Alle Theilnehmer der Tafel klatschten vergnügt in die Hände und die Frau Beverdick äußerte gewissermaßen mit schelmischem Tone:

„O, o, so schlimm wird doch meine gute Cäcilie nicht seyn! Der Herr Poet beliebt ein wenig in gar zu melancholischen Farben zu malen."

Cäcilie jedoch wußte gar nicht, wohin sie ihr vor Verlegenheit hold rosig erglühtes Gesichtchen verbergen sollte.

Unser Buchhalter aber, dem die heutige Gefeierte tüchtig eingeschenkt, und der aus lauter schuldigem Respekt das Glas immer ausgetrunken hatte, fühlte sich ermuthiget und — hatte Arges im Sinn.

„Der Thauwind säuselt so mild über den eisbedeckten Fluß, und linde strömen schon die Wasser und stauen sich und heben ihre Bürde. — Ein rascher Stoß und es bricht das starre Band, und freudig rauf:t der frei gewordene Strom nach dem unbeschränkten stolzen Meere! —"

So etwas und dergleichen, vielleicht in 1739r Worten, dachte sich Herr Seebald, und hob sein Gläschen in die Höhe, fragend

*) Hankens königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Accis-Secretarii Gedichte. Thl. 2. p. 43 Dresden und Leipzig 1731. Als ein Pröbchen damaliger Geschmacksrichtung hat man diese Fragmente unserm Prokurator angeeignet.

*) Hanke a. a. O. p. 305.

nach Frau Beverdick, und schalkhaft nach der blühenden Tochter schielend.

„Was gilt's," rief die Hausfrau, „unser Freund Seebald hat was auf dem Herzen?"

„Ei so kann er losschießen!" fiel der Rittmeister ein. „Unser Buchhalter hat auch als einmal absonderliche Gedanken!"

„Ich darf also?" entgegnete der Alte mit komischer Schäkerei: „Nun dann lassen Sie mich eine Gesundheit ausbringen, die von meiner Seite dem hochverehrten Herrn Prinzipalen und seiner hochgeschätzten Hausfrau gilt, bei welcher jedoch jedem andern gefühlvollen Herzen unbenommen bleibt, auch etwas Weiteres sich zu denken."

„Buchhalter," drohte der Rittmeister, „Er treibt wahrhaftig auch Poeterei! — Nun einmal heraus mit einer Probe!"

Seebald richtete sich auf, blinzelte zärtlich mit den Augen und rief, sein Gläschen hebend, mit schmelzendem Tone: „Was wir lieben!"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Flotte.

Die jetzt vor Bremerhafen liegende Deutsche Flotille besteht aus folgenden Schiffen: 1) Das Admiralschiff „Hansa", früher die „United States", welches für 280,000 Doll. in Amerika gekauft und dann mit einem Aufwande von mehr als 300,000 Thalern vollständig ausgerüstet wurde, hat fast 3000 Tonnen (à 2000 Pfd.) Gehalt, eine Decklänge von 276 Fuß, und da der Kiel sehr flach gebaut ist, einen Tiefgang von nur 15 Fuß. Sie zählt 250 bis 300 Mann Besatzung, und hat an Bord 3 Stück 134-Pfündner, 8 Stück 68 Pfündner und eine 12-pfündige Signalkanone. Sämmtliche Geschütze ruhen mit ihren Lafetten auf Drehscheiben, so daß sie, mit Ausnahme der beiden langen Kanonen zu beiden Seiten des Räderkastens, in wenigen Augenblicken durch angebrachte Schießscharten nach rechts und links angewendet werden können, ohne daß das Schiff genöthigt wäre, erst zu diesem Zweck eine Wendung zu machen. Hieraus erwächst der Vortheil, daß das Schiff sämmtliches Geschütz an Bord gegen den Feind verwenden kann, während ein Segelschiff nur successive und abwechselnd noch nicht ganz die Hälfte desselben spielen lassen kann und noch obendrein durch die Nothwendigkeit der Wendung viel Zeit verliert. Die Methode, die Geschütze auf Drehscheiben zu stellen, ist eine Erfindung der Neuzeit und bis jetzt nur auf Kriegsdampfschiffen angewendet worden. Die Maschine der „Hansa", welche nach amerikanischem Maße 750 oder nach unserm gewöhnlichen Maße etwas über 1000 Pferdekraft hat, ist von so ungeheuren Dimensionen, daß sie ein geräumiges zweistöckiges Haus vollkommen ausfüllen würde. Geschützt ist dieselbe theils durch ihre tiefe Lage im Wasser, theils durch die mächtig starken Rippen des Schiffskörpers, besonders aber durch die auf beiden Seiten der Maschine angebrachten Kohlenbehälter, welche von einer solchen Stärke sind, daß sie an der schwächsten Stelle noch eine Dicke von 6 Fuß haben. Die Schaufelräder sind von solcher Größe, daß Kugeln wohl Stücke herausreißen, aber nur eine wohlgezielte, lang andauernde Kanonade sie unbrauchbar machen kann. Die Kajüten in diesem Schiffe übertreffen an Eleganz und Comfort alle Begriffe, welche man gewöhnlich von den bewohnbaren Räumen eines Seeschiffes zu haben pflegt. Die Kajüte des Admirals gleicht einem großen, glänzenden Boudoir, die der Offiziere einem geräumigen, luxuriös ausgestatteten Salon, und die der Mannschaft jenen großen Schlafsälen, welche man in guten und reinlichen Kasernen und Spitälern findet. *).

2) Das zweite bedeutendste Schiff der deutschen Flotille auf der Weser ist der „Barbarossa", ein Schiff, welches früher mit Passagieren zwischen Liverpool und Nordamerika fuhr; in Tüchtigkeit der Bauart kaum der „Hansa" nachstehend. Es hat 550 Pferdekraft, bedarf zur vollständigen Bemannung 250 Mann und hat an Bord 9 Stück 68pfündige lange Paixhans, welche gleichfalls wie bei der „Hansa" auf Drehscheiben stehen. Das Schiff ist im Stande, einer Fregatte von 72 Kanonen die Spitze zu bieten.

3) Das dritte Schiff ist der „Erzherzog Johann", welcher nach seinem Unglück an der holländischen Küste (bei Terschelling) nach mehr als zwölfmonatlicher Arbeit jetzt wieder seefähig ist und 2 Stück 84-Pfünder, nebst 4 Stück 68 Pfündern, tragen wird. An Größe und Bauart gleicht er vollkommen dem „Barbarossa".

4) Der „Ernst August", das im Range vierte Schiff, ist etwas kleiner, hat eine Maschine von 400 Pferdekraft und 6 Kanonen, 2 lange 68-Pfünder und 4 kurze 68-Pfünder. Sachkenner behaupten, daß er in Bezug auf die Bauart das vorzüglichste Schiff der Flotille sey.

5) und 6) Der „Großherzog von Oldenburg" und die „Stadt Frankfurt" sind große, auf englischen Kriegswerften erbaute Dampfcorvetten von 250 Pferdekraft, zu deren Bemannung 150 Mann Besatzung an Bord nothwendig wären. Jetzt beläuft sich die Mannschaft auf 70—80 Köpfe.

Außer diesen sechs vollständig ausgerüsteten Kriegsdampfschiffen liegen bei Bremerhafen theils auf der Weser, theils in der Geste noch die drei Kriegsdampfer „Stadt Hamburg", „Bremen" und „Lübeck", von denen jeder 220 Pferdekraft besitzt und einen großen 48pfündigen Paixhans, einen 32-Pfünder und zwei 18-Pfünder an Bord. Auch diese Schiffe sind in England gebaut und nach den neuesten Mustern englischer Kriegsschiffe eingerichtet. Besonders sind die Maschinen sehr compendiös, nehmen wenig Raum ein und haben schon dadurch eine größere Sicherheit gegen Beschädigung oder Vernichtung. Die Bremerhafener Flotille zählt neben den genannten 9 Dampfschiffen ein segelndes Kriegsfahrzeug, die „Deutschland", welche 12 Stück 32-Pfünder und 20 Stück kurze 18-Pfünder trägt und also Fregattenrang hat. Außerdem liegen in Vegesack noch 26 Kanonenboote, von denen jedes einen 84-Pfünder und einen 32-Pfünder trägt. Die Mannschaft aller Schiffe zusammengenommen, nebst den Marinesoldaten und dem ziemlich zahlreichen Beamtenpersonal, beläuft sich auf 900 bis 1000 Köpfe. Der monatliche Kostenaufwand für Sold, Verpflegung ꝛc. beträgt durchschnittlich zwischen 24—36,000 Thlr. Der Sold der Offiziere ist, wenn auch kein englischer, doch ein ziemlich guter: ein Lieutenant 1. Classe, welcher ein Commando hat, erhält monatlich 130 Thlr., sonst 116 Thlr. 20 Sgr.; ein Lieutenant 2. Classe 58 Thlr. und ein Lieutenant 3. Classe 50 Thlr. monatlich.

Carl Grunert auf der Frankfurter Bühne.

IV.

Nur Kleinigkeitskrämerei kann verlangen, daß historische Charaktere, besonders in Schiller'schen Dramen, auch historisch treu

*) Wenn man die „Hansa" mit einem großen Linienschiff von 120 Kanonen vergleicht, so stellt sich die Kampffähigkeit der beiden in folgendem Zahlenverhältniß heraus: Ein Linienschiff von 120 Kanonen kann nur aus 38 bis 40 Kanonen auf einmal Feuer geben, nämlich aus der Hälfte der Gesammtarmirung, weniger den Bugkanonen (Kanonen, welche im Bug stehen), und da diese 38 bis 40 Kanonen theils aus 48-Pfündern (in der untersten Lage), theils aus 18-Pfündern (in der mittlern Lage), theils aus 12-Pfündern bestehen, so ist die Kraft derselben ungefähr ausgedrückt durch die Zahlen 13 mal 48, 13 mal 18 und 13 mal 12, zusammen 936, während die „Hansa" liefert 3 mal 134 und 8 mal 68, zusammen 948.

dargestellt werden sollen. Werden sie es aber dennoch, ohne daß das poetische Leben solcherweise beeinträchtigt wird, wird nämlich der subjective Idealismus, der bei Schiller hervortritt, durch die Auseinandersetzung des Darstellers zu objectiver Gestaltung, wird der dramatische Charakter des Schiller'schen Wallenstein durch das schöpferische Genie des Schauspielers zu einem historischen ausgebildet, so wird man allerdings in dieser Vervollkommnung das Wahrzeichen des Künstlers erblicken.

Es ist bekannt, daß der Schauspielerkunst von jenem Dichter, der es wie Keiner verstand, den tragischen Dolch mit tönenden Phrasen zu umwinden und ihn so gewissermaßen für unsere deutsche Gemüthlichkeit unschädlich zu machen, nicht eben an die Hand gegangen worden ist. Wir spielen mit dem Wohlklang seiner fünffüßigen Jamben und mit dem zündenden Geist seiner Gedanken Comödie und dünken uns Wallenstein, wenn wir doch eben nur der Schauspieler sind, der den Wallenstein vorträgt. Das Publikum erläßt uns den Charakter, und ein Kritiker, der auf kleinen Provinzialbühnen noch Charakterloseres gesehen haben mag, versichert uns in demselben kräftigen Tone, in welchem wir so eben nach dem Lorbeer rangen, daß er noch keinen kostbareren Wallenstein auf der deutschen Bühne gesehen habe.

Für einen so flachen Ausspruch ist Carl Grunert nicht geschaffen. Wir glauben aber vollkommen zu der Ansicht berechtigt zu seyn, daß er auch in dieser Rolle das Wahrzeichen aufweist, von welchem wir oben sprachen. Lassen wir es dahin gestellt, ob Eßlair unter Anderen den Wallenstein erschütternder gab, (wir behaupten es durchaus nicht), so geistig aufgeführt, getragen und gehalten, wie Grunert, hat er ihn nie. Eßlair war auf dem Kothurn geboren; Grunert hat die Musen sich dienstbar gemacht, daß sie seinen Fuß mit dem hochgeschnürten Schuh des tragischen Schauspielers umkleiden. Wenn Jener den Charakter zu idealen Höhen trug, so belebt Grunert das Ideal durch wirkliche, faßliche Gestaltung, durch historische Korrektheit selbst.

Wallenstein ist hochstrebend, aufgeregt, feurig und beredt, aber die hervortretenden Züge reihen sich um einen Mittelpunkt, um den dunkeln, mystischen Glauben an die Idee eines ewigwaltenden Schicksals. Daher der tragische Zwiespalt in der Seele des Helden. Fest und sicher heute, feurig und auflodernd morgen, edel vertrauend hier, listig berechnend dort, schroff und hart gegen den Einen, mild und hingebend gegen den Andern, ein Mann des regsamsten Geistes, ein Charakter von der interessantesten Intensität, mit der fesselndsten Außenseite, zu deren historischen Details der Dichter die poetischen Reliefs fügte.

Wir wüßten nicht einen anderen Schauspieler, der diesen Gesichtspunkt consequenter, durchdringender und gewaltiger durchführte, als Grunert. Mienen- und Gebärdenspiel dieses Künstlers weisen auf das tiefste Seelenleben hin, und sein Auge spricht häufig noch weiter, als solches die sorgfältigste und überzeugendste Auseinandersetzung des Wortes vermag.

Trotz einer Art Volksfestes in der Mainlust, trotz der jähen Hitze eines schönen Julitags war das Schauspielhaus mit theilnehmenden Zuschauern besetzt, die sich dem genialen Darsteller in lauschender Spannung hingaben. Nur der begeisterte Beifall des Publikums unterbrach dieselbe.

Wir müssen, gelegentlich dieser Andeutungen, noch der Samstagsvorstellung erwähnen, in welcher Grunert seine Anlagen für die Darstellung bürgerlicher und komischer Charaktere und Gestalten auf das glänzendste bewährte. Er spielte den Essighändler in dem dem Mercier'schen Original nachgebildeten Schauspiel und den Schreiber Pfeffer in Lebrun's Nummer 777. Zwischen beiden Stücken trug der Künstler Schiller's Gedicht „die Glocke" vor, das durch die beredte Nuancirung zu einem wirklichen Drama gesteigert wurde.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 20. Juli.) In diesen Tagen sind mehrere Stückfaß Aepfelwein von einem hiesigen, in der Fabrikation dieses Getränkes ausgezeichneten Bierbrauer, auf Bestellung nach Berlin versandt worden, wo dieses Getränk seither fast nur dem Namen nach bekannt war. Die diesjährige Aepfelernte verspricht keinen sonderlichen Ertrag. Allein es lagern hier noch große Vorräthe Aepfelwein vom J. 1847, die bei längerer Aufbewahrung dem Verderben ausgesetzt sind.

(Köln, 17. Juli) Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse in den letzten zwei Jahren schreitet der Bau unseres Domes rüstig vorwärts. Der große Bogen zwischen den Thürmen, der nach diesen zu das Mittelschiff begränzt, ist — in der Höhe von 159 Fuß — geschlagen, die Pfeiler des Mittelschiffes erheben sich täglich höher über dem Nothdache. Auch an den Aufbau des nördlichen, noch ganz darnieder liegenden Thurmes ist in diesem Jahre rüstige Hand gelegt worden. Am weitesten vorgeschritten von den neuen Theilen des Domes ist das Süd-Portal. Vor wenigen Tagen ist das kolossale Mittelfenster dieses Portals aufgerichtet worden, in der That ein Prachtwerk unserer Bauhütte. Man hofft nach Verlauf von drei Jahren das Mittelschiff bis zur Einwölbung vollendet zu haben. Damit wäre das Innere des Domes bis auf die Ausschmückung fertig, und zum ersten Male könnte man dann die ungeheuren Räume, die der Riesenbau einschließt, überblicken. Möchte diese Hoffnung zur Wahrheit werden! Leider haben die letzten Jahre die Beiträge, die früher von allen Seiten kamen, nicht so reichlich fließen lassen. Es scheint jedoch, daß sich in den akademischen Dombau-Vereinen eine neue Quelle aufgethan hat. Auch in Berlin hat sich jetzt ein akademischer Dombau-Verein gebildet. (K. Z.)

(Düsseldorf, 15. Juli.) Ferdinand Freiligrath weilt seit Monatsfrist wieder in unserer Nähe. Der Dichter hat seinen ländlichen Aufenthalt einstweilen in dem eine kleine Viertelstunde von hier entfernten Bilk genommen, und wird da mehrere größere Arbeiten vollenden. Den Auswanderungsgelüsten muß Freiligrath schon wegen der bevorstehenden Vermehrung seiner Familie vorerst entsagen, hoffentlich wird aber auch später die deutsche Erde diesem deutschen Dichter irgendwo ein ansprechendes Plätzchen bieten, um den Gedanken fahren zu lassen, in den Urwaldschatten des transatlantischen Westens die letzte Ruhestätte aufsuchen zu müssen.

Die deutsche Auswanderung nach Nordamerika, welche im Frühjahr stattfindet, zeigt eine merkwürdige Stätigkeit und Unabhängigkeit von den Zeitereignissen. Im Mai 1847 landeten in Newyork 10,820, im Mai 1848: 11,360, 1849: 10,604 und 1850: 9770 deutsche Einwanderer. In neuester Zeit wenden sich außer nach Michigan und Wisconsin, zahlreiche Auswanderer nach Westvirginien, in ein Land, welches milderes Klima und ergiebigeren Boden als die nördlichen Staaten hat, aber ihrer zahlreichen Wasserverbindungen entbehrt und außerdem zu den Sklavenstaaten gehört. Da das Klima indeß die Sklavenarbeit nicht so unbedingt verlangt, wie in den südlicheren Staaten und die Einwanderer selten Sklaven halten, so wünscht man die Ansiedelung von Deutschen, um so schneller zu einer faktischen Ausschließung der Sklaverei zu gelangen.

Carl Vogt, der Exreichsregent, lebt noch in der Schweiz und beschäftigt sich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Er hat „Zoologische Briefe" angekündigt, welche in der literarischen Anstalt in Frankfurt am Main erscheinen werden.

Korrespondenz.

Berlin, 19. Juli.

Johann Sebastian Bach's hundertjähriger Todestag wird hier in Berlin durch die Singakademie des Meisters, dem die Feier gilt, würdig begangen werden. — Heute sind die Theater geschlossen und auch andere geräuschvolle Lustbarkeiten finden nicht statt. Die den Berlinern immer noch unvergeßliche Königin Louise, beschloß heute vor 40 Jahren ihr Leben. Ihre Grabstätte, das Mausoleum in Charlottenburg, war selbst im Jahr 48 ein Ziel frommer Wallfahrt.

Köln, 14. Juli.

Vorgestern ist unsere Kunstausstellung, die zwölfte, unter guten Auspicien eröffnet worden; denn am ersten Tage soll ein Leipziger für fast 3000 Frs. Gemälde angesteigert haben. Auffallend ist das Verhältniß, in dem sich die ausländischen Gemälde zu den inländischen der Zahl nach verhalten; von den 195 schon aufgestellten Bildern fallen auf deutsche Künstler nur 26, während Belgien 60, die Niederlande 88 und Frankreich 21 einschickte. Es ist das eine sehr merkwürdige Erscheinung! Wir hören indeß, daß München und Düsseldorf sich in den ersten Tagen loslassen werden; sie kommen doch, (wie alle Deutschen) wenn auch später, wie sie eigentlich sollten. Bis jetzt genannt zu werden verdienen: O'Connel, Friederike in Brüssel, Koekkoeck in Cleve, Biard und Jacquard in Paris. Während wir später auf die Ausstellung zurückkommen werden, erwähnen wir nur noch eines jungen Bildhauers, der 5 Jahre bei Schwanthaler in München und 2 Jahre bei Rauch in Berlin beschäftigt war. Er heißt Conrt, wohnt in unserer Mitte und hat uns mit der Büste des Dombaumeisters Zwiener überrascht, ein Kunstwerk, das jede Anerkennung verdient und gewiß allgemein gefallen wird, so ähnlich ist es und naturgetreu.

Aus der Pfalz, im Juli.

Als erfreulichen Fortschritt der Kultur und des Geistes ächter Socialität muß es jedem Menschenfreunde höchst willkommen seyn, wenn er durch Thatsachen beurkundet sieht, wie der dichte Nebel verjährter Vorurtheile immer mehr verschwindet, und das wohlthätige Licht der reinen Wahrheit, die erquickende Wärme der wahren Aufklärung sich allmälig weiter verbreiten; wie die traurige Scheidewand, welche Jahrhunderte lang verschiedene Glaubensgenossen von einander trennte, endlich verschwindet, und das schöne Band der wahren Humanität immer weiter sich ausdehnt, und alle Menschen, ohne confessionellen Unterschied als Brüder umfaßt, die dahin streben, ihr gegenseitiges Wohl zu befördern und zu gründen. — Als Beweis mag auch folgende Nachricht dienen, die wir daher mit wahrem Vergnügen veröffentlichen. Im April d. J. fand in Fußgönheim, einem Dörfchen im Kanton Mutterstadt in der Pfalz, im Beiseyn der hochlöbl. Schulinspection und des Publikums die alljährliche öffentliche Prüfung der dortigen katholischen und israelitischen Schuljugend statt. Die Kinder mosaischen Glaubens wurden im Religionsunterrichte von ihrem dort seit 19 Jahren angestellten Lehrer, S. Rosenstein, zur besonderen Prüfung im Religionsfache vorgenommen, und erwarben sich durch ihre bestimmten Antworten auf die vom Lehrer gestellten sinnreichen und klaren Fragen die allgemeine Zufriedenheit. Dieß hatte für denselben die angenehme Folge, daß bald darauf von der dortigen christlichen Gemeinde auf gütige Verwendung des löblichen Gemeinderathes und kräftige Befürwortung des Herrn Landes Commissärs Hausmann, des Herrn Pfarrers und Local Inspectors Motzebecker und des Herrn Pfarrers und Districts Inspectors Stibelius eine jährliche Zulage von fl. 50 bewilligt wurde, was dem bisher von der israelitischen Gemeinde sehr dürftig besoldeten Vater einer zahlreichen Familie eine bedeutende Erleichterung seiner drückenden Lage gewährt, und ihn zur Fortsetzung seines Eifers für das wahre Wohl der ihm anvertrauten Jugend aufmuntert. — Möge die Wohlthat der würdigen Gemeinde, die edlen Bemühungen der Beförderer dieser That durch die segensreichsten Folgen belohnt werden!

Mainz, 21. Juli.

Die Gemäldeausstellung der rheinischen Kunstvereine ist seit dem verflossenen Montag in dem Foyer des hiesigen Theaters eröffnet, und wird bis Ende des Monats zur Besichtigung offen bleiben. Unter den 335 Nummern, welche der Katalog nachweiset, heben wir als besonderer Aufmerksamkeit würdig hervor: a) in der Historienmalerei: Pomona, von Grund in Carlsruhe; Episode aus dem französischen Feldzug vom Jahr 1814, von Philippoteau in Paris; die Einkleidung, von Houzé in Brüssel; eine Madonna mit dem Kinde, von Menz in München; Friedrich Schiller mit seinem Freunde Streicher, von Max Stieler in München; der Friedensengel, von Buchner in Stuttgart; Sammelplatz bei einer Wildschweinjagd bei Tanger in Marocco, von Wodick in Magdeburg; der Astrologe Cosmar Ruggieri, von Terrat in Paris; Diana von Poitiers bittet Franz I um die Begnadigung ihres Vaters, von Vischer in München; die Prozession des Papstes in St. Johann im Lateran zu Rom, von Professor Schultz in Danzig; der verwundete Krieger, Scene aus dem 30jährigen Kriege, von Walthard in Bern; eine Marketenderin, Scene aus den afrikanischen Kriegen, von Pironnet in Lyon, und Adrian Willaed de Bruges, eine seiner musikalischen Compositionen dirigirend, von Sommers in Antwerpen. — b) in der Genremalerei: eine arme Wittwe, aus ihrem Dachstübchen das Fest bei einem Reichen betrachtend, von Müller in München; eine alte kranke Frau, umgeben von ihrer Familie und dem Arzt, von v. Bracht in Wiesbaden; eine Stallscene, von Voltz in München; ein Mädchen an der Ueberfahrt wartend, und zwei Kinder mit einer Ziege, von van der Embde in Kassel; ein Geflügelmarkt, von Sommers in Antwerpen; ährenlesende Kinder auf dem Felde, von Zimmermann in München; ein Schmetterling, von Beuvkee in Antwerpen; ein Schullehrer liest in einer Schule einem Club Politiker die Zeitung vor, von Müller in München; Mutterliebe, von Schimon in München; die Heimkehr von einem Feste, von Simon in Heidelberg; ein Bierwirth auf dem Lande, von Wilh. Klima in Mainz; der Rosengarten und der Landpfarrer, mit der bekannten Laune gemalt, von C. Spitzweg in München; der Großvater erzählt seinen Enkeln, von Bold in Heidelberg; Italienerinnen am Brunnen, von Weller in Mannheim; Kopf eines Kindes, von Flavland in Straßburg, Jägerliebe, von Engel in Rödelheim, und ein Sonntagsmorgen, von Zimmermann in München. — c) in der Landschaft-, Thier- und Seestückmalerei ist eine hübsche Auswahl von zum Theile dem größeren Publikum bereits bekannten Malern ausgestellt, wobei die Münchener Schule besonders zahlreich vertreten erscheint, während die Düsseldorfer nur äußerst wenig geliefert hat; wir begegnen hier: Simmler aus Geisenheim; Voltz, Adam, Verhas, Thurau, Seidel, Eberle, Klein, Steffan, Langko und Merk aus München; Richard in Karlsruhe; Sommer in Nürnberg; Ott in Regensburg; Klein und Arloff in Düsseldorf; Prevost in Bern; Baudit in Genf; Federer in Chur; Verdou in Löwen; Max de Fontenay, Jauge, Chainbaux, Garneray, Hostein und Stock in Paris, und Eimer in Lyon rc. Der Eintrittspreis ist 12 kr., und Looje werden à fl. 2 verkauft. Jedenfalls lohnt es der Mühe, die kleine Tour von Frankfurt hieher nicht zu scheuen und halten wir es daher für Pflicht, die zahlreichen Kunstfreunde Ihrer Stadt auf die nur noch kurze Zeit geöffnet bleibende Ausstellung aufmerksam zu machen. — Unsere Freytags-Concerte in der Anlage sind dieses Jahr wieder sehr zahlreich besucht, besonders von den Kurgästen aus Wiesbaden und den andern Taunusbädern; schade, daß nicht um 8 oder 8½ Uhr ein Eisenbahn-Train nach Wiesbaden geht, denn der Zug um 7¼ Uhr geht zu früh, während es, zumal für Badegäste, um 9¾ Uhr zu spät ist.

Main-Wasserwärme Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Juli (Auf vielfältiges Verlangen:) Cromwell's Ende, histor. Drama in fünf Abtheilungen, v. E. Raupach. Cromwell: Hr. Grunert (letzte Gastrolle).

Donnerstag, 25. Juli. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, Musik von C. M. v. Weber. Rezia: Fräulein von Romani.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Mittwoch, 24. Juli. Ein Sträußchen für Jedermann, oder: Die Dampfreise durch die Theaterwelt, musikalisch-dramatisch-tragi-komisches Quodlibet in 3 Abtheilungen. Zum Schluß: Ball und Illumination.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 176. Donnerstag, den 25. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Man hatte dem Alten solche Ergüsse nicht zugetraut, um so größer war das Erstaunen und die Wirkung des Toastes.

Alle stießen freudig an und Beverdick umarmte seine Gattin, der Prokurator aber, der sich natürlich eine solche Freiheit nicht herausnehmen konnte, suchte wenigstens im allgemeinen Durcheinander so viel zu profitiren, daß er Cäciliens Hand erfaßte und sie mit den heißesten Küssen überdeckte.

Cäcilie, mit glühendem Purpur geröthet, wollte es nicht dulden, die Mutter blickte jedoch mit so freundlicher, billigender Miene herüber, daß die Tochter lieb Mütterchen in dem freudigen Zuschauen nicht stören wollte, und so behielt der kühne Jurist das zarte Händchen und küßte — küßte in der Revision, Appellation, Superrevision, in allen möglichen Instanzen, und hätte gar zu gerne noch am Ende eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durchgesetzt, um sein zärtliches Prozeßverfahren von neuem anfangen zu können.

Jetzt stieß die Mutter dem Vater Beverdick heimlich in die Seite und blinzte auf den heiß erglühten Prokurator, und der Angestoßene blinzte wieder und nickte vergnügt lachend mit dem Kopfe. Der Buchhalter aber betrachtete im gehobenen Glase den schimmernden Wein, die Blicke der tief liegenden Augen witschten jedoch auch neben vorüber und bemerkend die Zufriedenheit in Beverdicks Mienen, wußte er ebenfalls — jedoch verstohlen — zu lachen.

Die Tafel wurde spät aufgehoben, und dem Prokurator sah man deutlich an, daß er ein Wörtchen mit dem Rittmeister zu reden wünschte. Dieser jedoch wich für heute aus.

„Morgen, lieber Prokurator, wünsche ich Sie zu sprechen in Sachen — Sie wissen ja schon."

Der Angeredete verbeugte sich, und der Buchhalter murmelte: „lieber Prokurator — es ist richtig, morgen dürfen wir gratuliren."

Die Gesellschaft schied endlich, erfüllt mit allerhand Gesinnungen, und Cäcilie schwankte wie eine Träumende zu Bette. Der Schlaf wollte sie nicht umschlingen. Als sie nach einiger Zeit das sorgenerfüllte Köpfchen wendete, kam es ihr vor, als sey das Häubchen und das weiche Kissen gefeuchtet. — Das arme Kind hat vielleicht geweint! —

14. Das auserwählte Rüstzeug.

Unsere ganze Geschichte fing nun an, sich erst recht zu verfahren. Von den Eltern gedrängt und aus Liebe zu der guten Mutter, gab Cäcilie endlich mit gebrochenem Herzen den vielfältigen Bitten nach und — versprach, wenn man ihr nur etliche Wochen Ruhe gönnen wollte, dem Prokurator ihre liebenswürdige Hand zu reichen. Der Rittmeister und Frau ließen sich diese Bedingung gefallen, und der Prokurator war glücklich. Daß zwischen jetzt und der nächsten Minute ein weiter Raum liegt, schien dem jungen Werlin nicht im Entferntesten beifallen zu wollen.

Das Hausgesinde des Rittmeisters hatte etwas gemerkt, und munkelte das Ding heimlich in die Stadt hinaus. Und als die Kaffeeschwestern die neue Heirathsmähre entdeckten, flog dieselbe bald mit Variationen durch die Assembleen, herkömmlicher Maßen gebührend getadelt und gehechelt. Wir wissen ja, daß, wer die beißendste Kritik erfahren will, nur heirathen darf.

So fortgewälzt, wie ein vergrößerter Schneeball, langte die Schreckenskunde zu dem ohnehin trostlosen Heinrich, und dieser ging nun in verzweiflungsvollem Zustande mit sich zu Rathe, ob er durch Wasser oder Feuer seinem elenden Zustande sofort ein Ende machen sollte?

„Vorher aber muß die Treulose noch einmal das Werk ihrer hartherzigen Grausamkeit gewahren!" Seine abgehärmte Wange, sein bleiches Antlitz, sein trübe flirrendes Auge wollte er ihr zur Schau tragen, und deßhalb wandelte er mit unstetem Fuße — so oft es thunlich war — auf dem Liebfrauenberge umher, nach den bewußten Fenstern lugend.

Erschrecken indessen unsere Leserinnen nicht über das gezeichnete Bild; wir haben vielleicht aus lauter Theilnahme zu grau gesehen, und im Vertrauen dürfen wir schon errathen, daß eigentlich die noch nicht verschwundene Hoffnung den Verliebten zu seinen Promenaden gegängelt hatte. — Er wollte mit eigenen Augen sehen. —

Beharren führt zum Ziele, und so sah er denn auch eines Morgens das geliebte Mädchen, die bei seinem Anblicke erröthete. — War dieß nun Schreck oder Scham, oder — Freude? — Wer ihm darüber hätte Deutung geben können! — Während er aber noch von Zweifelsqualen herüber und hinüber gerissen wurde, flog die Aufklärung zum Fenster heraus, und zwar so hold und so sinnig, daß sich der ganze Liebfrauberg schier in einen Feenpalast zu verwandeln drohte.

Eine allerliebste Centifolierose, kaum sich erschließend, süßduftend aus feurig geröthetem Kelche, schwebte als zarte Botschaft herab und Heinrich — haschte sie und verwundete im neidischen Dorne sich den Finger.

Der leise Schmerz im Finger linderte aber den größeren im Busen, und auf's neue erkräftiget, flog er in die Düsterheit seines Comptoires. Fletschende Teufelsfratzen hatte er bis jetzt darin gesehen — nun aber flatterten holdselige Englein dort umher und schwangen Palmen und blühende Kränze.

Wagen wir nun einmal einen Schritt in das unserne Worms, so finden wir hier den Herrn Rath, den die schönsten Sommertage und die lieblichsten Landpartien nach dem nahen Haardtgebirge gar nicht mehr erheitern wollten.

Die drohenden Briefe seines Heinrichs waren freilich nicht geeignet, ihn zu erfreuen, und hätten beinahe vermocht, ihn umzustimmen. Nun aber schrieb ihm ein Correspondent die bevorstehende Vermählung der Tochter des Herr Beverdick mit dem Sohne des Herrn Stadtschultheißen, und alsobald entbrannte wieder sein Zorn, sein Haß, sein Gift und Galle gegen den wahrhaft satanischen Rittmeister. —

„Er soll nicht triumphiren!“ war sein Ausruf, und rasch flog ein Brief an den Advokaten Rabularius mit einer ganz fürchterlichen Instruktion, die natürlich dieser befolgte, und dadurch den Rittmeister und Frau zu wahrhafter Verzweiflung trieb.

Also enteilte der wonnige Sommer, von Manchen der hier Handelnden ungenützt, und der Herbst mit seinen Früchten und gelben Blättern nahte heran. — Cäcilie hatte gezögert und gezögert, aber die Herbstmesse kam, der Handelsmann Beverdick wollte die Sache beseitiget haben, und so wurde das liebende Kind gedrängt zur Entscheidung.

Der schlaue Buchhalter wollte indessen dem Wetter doch nicht so ganz trauen. Noch ein Hauptschlag müsse geführt werden, damit dieser Widersacher Rath Zorn mit der ganzen Familie förmlich vernichtet würde.

Seebald's Gewissen wollte sich zwar regen. Wie er aber bedachte, daß der ungeschlachte Gegner seines vielgeliebten Handlungshauses durch maßlose Grobheiten und Invectiven die Prinzipalschaft beinahe todt geärgert, und wie er weiter calculirte, daß doch für sothane Verbrechen auch eine Strafe existiren müsse, die vielleicht durch ihn dem giftigen Herrn Rathe angethan werden sollte, fand er sich in seinem Innern beruhigt und zu dem Werk der Rache entschlossen.

„Ja, ich will das auserlesene Rüstzeug seyn!“ rief er, wenn auch mit keiner Donner-, doch wenigstens mit einer Buchhalter-Stimme, und — machte sich an das Werk — der Vergeltung.

Wir müssen jedoch von vornherein zur Beruhigung versichern, daß unser Freund Seebald über nichts weniger, als Banditengedanken brütete. Daß er es vielmehr nur auf eine moralische, keineswegs leibliche Vernichtung der Familie Zorn abgesehen hatte.

Lassen wir daher seinen Machinationen den ungestörten Fortgang, und halten wir unser Hoffen dadurch aufrecht, daß schon Mancher an Etwas laborirt und ein ganz anderes Resultat zu Tage gefördert hat, als er eigentlich beabsichtigte. — Doch, wir werden sehen! —

(Fortsetzung folgt.)

Ein österreichisch-ungarisches Aktenstück.

Es ist jetzt ein Jahr — sagt der in Stuttgart erscheinende „Beobachter“ —, daß wir von befreundeter Hand aus Pesth eine Nummer der Pesther Zeitung mit dem nachfolgenden Aktenstück erhielten, das wir so bald als möglich zum Abdruck zu bringen gedachten, um zur Verherrlichung der damals noch hoch wehenden ungarischen Tricolore eine Probe habsburg-lothringischer Treue zu geben. Ehe dieß aber geschehen konnte, wurde uns das denkwürdige Pesther Blatt von ein paar industriösen Korrespondentenfingern abgeführt und erst jetzt haben wir nach manchem vergeblichen Nachforschen eine Abschrift *) davon erhalten können, die indessen noch immer früh genug kommt, um unter den Denkmälern auf dem Grabe der ungarischen Revolution eine wichtige Stelle einzunehmen.

Wir werden dem Aktenstücke einige erläuternde Bemerkungen folgen lassen und schicken deßhalb nur das Nothwendigste voraus. Die Urkunde ist eine an den Kaiser gerichtete Denkschrift des kaiserlichen Palatins von Ungarn, Erzherzogs Stephan, vom 23. März 1848, Vorschläge enthaltend, wie den Besorgnissen abzuhelfen, die das zwar märzbewegte, aber damals noch friedliche und den Bestrebungen seines Reichstags hoffnungsvoll entgegenschauende Ungarn der österreichischen Regierung einflößte. Im Spätjahr, als die von dem ungarischen Reichsverweser ausgestreuten Saaten aufgegangen waren, Ungarn sich von Oesterreich getrennt und eine eigene Regierung eingesetzt hatte, ernannte diese eine Specialkommission zur Untersuchung der in der Palatinalkanzlei aufgefundenen Aktenstücke, und nun fand man unter andern Dokumenten auch das Concept jener Denkschrift, das der Erzherzog von Wien, nachdem er dort seine Vorschläge eingereicht, mit nach Pesth genommen hatte. Der als „Lagerbuch“ beibehaltene kaiserliche Direktor der Palatinalkanzlei, Joseph Stoffer, erschrack in den Tod, als er den Fund in den Händen der ungarischen Kommissäre sah, und nicht ohne ängstliches Sträuben vollzog er die von der Kommission ihm abgeforderte amtliche Beglaubigung, die man von seiner Hand am Fuße der Urkunde liest.

Bevor wir zum Abdruck schreiten, wollen wir noch besonders in Erinnerung gebracht haben, daß es ein beglaubigtes Aktenstück ist, das wir mittheilen.

„Pesther Zeitung. Nro. 847. 7. Dec. 1848.

„Amtliche Mittheilung.

„Aus den bisher eingereichten bedeutenden Aktenstücken der zur Sichtung des Palatinalarchivs ausgesandten Regierungskommissarien:

„560. Erlauchter Herr! Ungarns Zustand ist in diesem Augenblicke *) beunruhigend, so zwar, daß von Tag zu Tag die heftigsten Ausbrüche zu erwarten sind. — In Pesth herrscht Anarchie. Die Behörden sind durch Sicherheitsausschüsse aus ihrem Kreise gleichsam herausgedrängt und während die Statthalterei durch die energische Leitung des Grafen Zichy mindestens ihr äußeres Ansehen aufrecht erhält, hat sich die Hofkammer fast gänzlich aufgelös't. Der Adel, der schon an vielen Orten aufstand, bemüht sich thatsächlich, Rechte an sich zu reißen.

„Die Befreiung aus dieser anomalen und gefährlichen Lage erwartet Jeder von der nächst zu erfolgenden Bildung des verantwortlichen Ministeriums.

„Wenn wir auch diesen Plan wie eine Kalamität betrachten, so entsteht die Frage: welche ist die geringere Kalamität?

„Ich wünsche nur kurz die drei Mittel anzugeben, wodurch allein ich noch etwas in Ungarn zu erreichen hoffe.

„Das Erste wäre: Alle bewaffnete Macht aus dem Lande herauszuziehen und das Land selbst der vollständigen Verwüstung preiszugeben, unthätig dem Mord und Brand und den Kämpfen des Adels mit dem Bauer zuzusehen.

„Das Zweite: Mit dem Hrn. Bathyany (der gegenwärtig der alleinige Held des Volkes ist, dessen Stern aber, wenn wir noch lange schwanken, auch untergehen kann) betreffs der Gesetz-

*) Daß kein Exemplar der Pesther Zeitung vom 7. Dec. 1848 mehr zu haben sey, dafür wird die österreichische Restauration gesorgt haben. Die Abschrift ist jedoch, so weit wir uns auf unsere Erinnerung verlassen können, vollkommen ächt. Uebrigens wurde das Aktenstück, wie wir dieser Tage erfahren haben, gleich nachdem die Pesther Zeitung es gebracht hatte, auch in der Breslauer Neuen Oderzeitung abgedruckt, ist also in keinem Fall mehr aus der Welt zu vertilgen. Anmerk. des Beobachters.

*) Ende März 1848.

vorschläge zu unterhandeln, Alles zu retten, was noch zu retten ist, das weiter zu Geschehende aber im Voraus zu wissen, wenn er aus Unzufriedenheit etwa abdanken sollte.

„Das dritte Mittel wäre: Nach Dispensirung des Palatinats sogleich einen mit plenipotentiärer Vollmacht über Leben und Tod bekleideten königlichen Kommissär in Begleitung einer ansehnlichen Militärmacht nach Preßburg zu senden, der von hier, nach faktischer Auflösung des Reichstages, sich nach Pesth zu begeben und daselbst so lange einem eisernen Regierungsdrucke freien Lauf zu lassen hat, als die Verhältnisse beanspruchen.

„Vor dem Ersten, ich gestehe es offen, schrecke ich zurück; denn erstens ist es so zu sagen *) unsittlich und einer Regierung vielleicht **) unwürdig, ihre Unterthanen, von denen doch ein Theil gutgesinnt ist, gänzlich zu verlassen und allen Gräueln einer Revolution auszusetzen; andererseits aber könnte ein solches, der unzähmbaren rohen Menge gegebenes Beispiel in den übrigen Provinzen eine schädliche Wirkung hervorbringen.

„Das zweite Mittel ist gut und kann noch helfen, und obgleich es auf den ersten Blick den Schein von Trennung an sich hat, ist es doch in diesem Augenblicke die einzige Gewähr, um die Provinz behalten zu können; angenommen nämlich, daß die neu zu ernennenden Herren noch einen vollkommenen Einfluß auf die Bewegung üben können, was aber bei den jetzigen schweren Zeiten natürlich nicht mit ganzer Gewißheit vorausgesetzt werden kann. Mit dem Eintritt einer günstigen Periode könnte Vieles noch anders gestaltet werden, was jetzt einen Riß hervorbringen würde. Ich weiß nicht, ob man nicht durch gescheidte Unterhandlungen noch Manches von Bathyany und Deak erlangen könnte — aber nur von diesen —, denn wenn sie in Preßburg berathen werden, befürchte ich Alles.

„Jetzt aber bin ich als getreuer Staatsbeamter so frei, Ew. Majestät auf einen sehr wichtigen Umstand aufmerksam zu machen: was würde dann geschehen, wenn im Falle, daß Graf Bathyany Alles auf's Spiel zu setzen, zu resigniren u. s. w. bereit wäre?

„Hier halte ich es für meine Pflicht, zwar nicht zu schrecken, aber doch, der Gerechtigkeit treu bleibend, zu bemerken, daß man für einen solchen Fall sich vorbereiten muß, um längs der Donau und auf der von Wien führenden Straße einer durch die Preßburger Jugend und vielleicht auch einen Theil des Adels etwa herbeizuführenden Demonstration mit bewaffneter Macht entgegenzutreten. Für diesen Fall bliebe noch das dritte Mittel übrig, angenommen nämlich, daß zur Anwendung desselben die Möglichkeit vorhanden ist und auch der Wille nicht fehlt.

„Das dritte Mittel muß sehr schnell in Anwendung gebracht werden. Hier entstehen aber vier Fragen:

„a. Ist die Möglichkeit und Geld genug vorhanden, um eine größere und bewaffnete Macht nach Ungarn zu senden? Worunter ich wenigstens 40—50,000 Mann verstehe.

„b. Ist eine solche Armee gleich bei der Hand und schnelle zusammenzuziehen?

„c. Gibt es einen solchen königlichen Commissär, der dieses Geschäft übernähme und vollkommen tauglich dazu wäre?

„d. Ist kein Zweifel vorhanden, ob dieses Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles zureichend seyn wird und ob nicht später darauf wieder ein Bruch erfolgen wird? Ferner: werden die übrigen Erbprovinzen hierbei ruhig bleiben und wird in Gallizien, Italien ***) u. s. w. nicht die Entwickelung einer größeren Wehrkraft vonnöthen seyn?

„Wenn auf alle diese Fragen, die ich von meinem Standpunkte aus nicht beurtheilen kann, eine günstige Antwort erfolgt, wonach nämlich die Ausführung ohne Täuschungen und etwa später kollidirende Berechnungen möglich, so habe ich für einen solchen Fall gegen die Ausführung keine Einwendung zu machen; — wenn nämlich zuerst die Uebereinkunft mit Graf Bathyany versucht ist und die auf jeden Fall herauf zu beordnenden Reichsoberbeamten in der Sache befragt werden.

„Ich gestehe aufrichtig, daß ich zufolge des jetzigen Zustandes der Dinge für die zweite Modalität mich zu erklären gezwungen bin und ich zweifle nicht, daß die Reichsoberbeamten — obgleich ich mit ihnen noch nicht gesprochen habe — immer ähnlicher Meinung seyn werden. Von den dießfälligen Ansichten des Herrn Landesrichters Mayláth bin ich genau unterrichtet.

„Wenn Ew. Majestät nach Ihrer weisen Einsicht das erste oder dritte Mittel für anwendbarer halten sollten, so werden sie ohne Zweifel, den bestehenden Gesetzen und dem bisherigen Gebrauch gemäß, mit mir verfügen ob ich für einen solchen Fall persönlich in Wien bleiben soll, oder mir frei steht, anderswohin zu reisen.

„Ew. Majestät treu gehorsamster Unterthan
23. März 1848. Stephan m. p.

„Daß dieses Dokument, worauf seitwärts die Worte: Expediatur. Stephanus 23/3 1848, nebst der Bemerkung auf der Außenseite: „Ausgegeben 24. März 1848", von der eigenen Hand des frühern Palatins von Ungarn, Erzherzogs Stephan, zu lesen sind, wirklich im amtlichen Directionszimmer der Palatinkanzlei unter einem großen Aktenhaufen vorgefunden worden und als solches von den conscribirenden Landescommissarien mit meiner Zuziehung übernommen wurde, bestätige ich authentisch, indem ich mich für die Richtigkeit verbürge. — Gegeben Budapest, 5. Dec. Jos. Stoffer, Director der Palatinalkanzlei."

(Schluß folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Der Mensch ist nur frei und unabhängig, so weit er seine Vernunft völlig zu gebrauchen weiß, d. h. als er seinen Willen und die demselben untergeordneten Kräfte nur zur Vollbringung solcher Handlungen bestimmt, durch welche die Erhaltung und Glückseligkeit des Menschen überhaupt erreicht wird. Unwissende sind auch unter den freiesten Staatsverfassungen noch Sklaven.

— Da der Mensch, als Gattungswesen, mit jedem andern Menschen identisch ist, so vermag Niemand des Andern Recht auf Daseyn, Freiheit und Selbstständigkeit zu bestreiten, ohne sich damit wider sein eigenes Wesen aufzulehnen, und das Recht auf Daseyn, Freiheit und Selbstständigkeit in seiner eigenen Person zu verdammen.

— Nicht die Wölfe, Tiger und Hyänen in der Wüste ziehen schaarenweise gegen einander, sich zu zerfleischen und zu zerstören, sondern Völker, die sich gesittet nennen, die mit ihrer Kunst und Wissenschaft prahlen und deren Religionsstifter die Verbrüderung aller Menschen zum Gesetze erhoben! — Was soll man dabei von ihrer Gesittung, Kunst, Wissenschaft und ganz besonders von ihrer Religion denken? —

— Das Christenthum wäre längst aus Mangel an wirklichen Christen in der Geschichte untergegangen, wenn es nicht noch sein Name und die Heuchelei vor der Vergeßlichkeit gerettet hätten.

— In jedem Menschen steckt eine Bestie, die nur durch die Erziehung ausgetrieben oder wenigstens gezähmt werden kann.

*) So zu sagen!

**) Vielleicht!

***) Man muß das Datum des Aktenstückes im Auge behalten.

— Die Todesverachtung macht weder den Helden noch den Märtyrer, sondern die Heiligkeit der Sache, für die sie kämpfen und sterben.

— Der triumphirende Jubel der Reaktion vermag unsere Ueberzeugung von einem unaufhaltsamen Fortschritte der Völker nicht im Geringsten zu erschüttern; ist es doch im Gesetz der Natur, daß jede Kraft ihre Gegenkraft findet, daß beim Stoße der Stoßende an Bewegung verliert, wie die Schärfe der Säure am Alkali verstumpft, daß ein elektrisches Plus gegen ein Minus zu Null wird.

— Uebereinstimmung in den Gefühlen, Unähnlichkeit in den Charakteren sind die unerläßlichen Bedingungen zu gegenseitigen Zuneigungen, die Dauer und Festigkeit haben sollen.

— Die Treue ist so unendlich zarter Natur, daß sie schon von einem unbewachten Seufzer sterben kann.

— Wir haben uns in der Literatur, wie in der Kunst überhaupt, daran gewöhnt, die Todten meist immer auf Unkosten der Lebenden herauszustreichen, nicht daß unsere Bewunderung für jene gerade so unbegränzt sey — denn wir wissen am Ende doch, daß jeder von ihnen mit seiner Zeit geirrt und gesündigt —, sondern weil es so schwer ist, gegen Mitstrebende gerecht zu seyn, und es unsere Eitelkeit einträglicher findet, ihre neidische Geringschätzung des wirklichen Verdienstes für geniale Kunstkennerschaft auszugeben.

— Schwächlinge und Stümper in allen Fächern haben allein Ursache, das Werk des Nachbars mit scheelen Augen zu betrachten; wo aber wirkliche Kraft vorhanden, wird sich dieselbe auf eine so ureigenthümliche Weise in ihren Schöpfungen offenbaren, daß eine Vergleichung mit einander gar nicht möglich ist, und daß ihre Vorzüglichkeit und Schönheit, wie bei den verschiedenen Blumen, eben in ihrer naturwüchsigen Art liegt.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Ludwig Kalisch, der ehemalige Redacteur der Mainzer Carnevalszeitung: „Narrhalla" und Verfasser der „Schlagschatten", „Shrapnells" u. s. w., der so häufig mit dem Berliner Possendichter D. Kalisch verwechselt wird, hat sich längere Zeit in Paris aufgehalten und ist jetzt in London. Nächstens werden von ihm Bilder aus dem Pariser und Londoner Volksleben in der hiesigen Literarischen Anstalt erscheinen.

Korrespondenz.

Marburg, 19. Juli.

Die Landesschulsynode, welche am Montag begann, ist gestern zu ihrem Abschluß gelangt. Das Resultat, welches sie erreicht hat, hat naturgemäß kein solches seyn können, daß damit den vielen bittern Klagen, den zum Theil noch immer ganz unwürdigen Zuständen der Volksschule, namentlich auch in materieller Beziehung, auf einmal abgeholfen wäre; das wird nur die Ständeversammlung und ein dieser entsprechendes Ministerium durchführen können. Wohl aber ist mit dieser Landesschulsynode ein weiterer entschiedener Fortschritt damit geschehen, daß nicht bloß die vielseitigen, bisher zum Theil noch für die öffentliche Stimme ganz verborgen gebliebenen Desiderien, namentlich in Betreff der Lehrerbildung, der Stellung der Schule und ihrer Lehrer, insbesondere z. B. der Lehrer-Wittwen und Waisen, sowie der Gehülfen in einzelnen Bezirken, die bis dahin so gut wie ganz brodlos sind, zur Oeffentlichkeit und zur Erwägung gekommen sind, sondern daß auch über tiefeingreifende Fragen des Schulwesens durch die Berathung und Beschlußnahme der Vertreter der Lehrer in allen Theilen des Landes sich eine öffentliche Meinung, ein gemeinsames, einiges Gutachten gebildet hat, welches für die demnächstige Ständeversammlung der erwünschteste und ein nothwendiger Anhaltspunkt in ihren Beschlüssen über diesen wichtigsten Theil des Volkswesens abgeben wird. Diese Bedeutung einer technischen, so zu sagen normgebenden Begutachtungs-Commission hat die Landesschulsynode überhaupt und die dritte, hier gehaltene im Besondern in der schönsten und erfreulichsten Weise bethätigt. Sie hat einen entschiedenen Fortschritt dadurch begründet, daß sie über das eigentliche, mit Recht oder Unrecht sogenannte Schulmeisterthum hinausgekommen ist; daß sie die Aufgabe der Schule, der Lehrer und der Lehrerbildung im Sinne des freien Staates erfaßt und zugleich die praktische Frage auf's Bestimmteste im Auge behalten hat. Und zwar haben dieß die Vertreter aller Landesbezirke (denn die beiden persönlich nicht vertretenen haben dieß in ihren schriftlichen Eingaben im Wesentlichen mitbeantragt), die Lehrer der verschiedensten religiösen und selbst politischen Richtung als das einzig Mögliche, als das Nothwendige und allein Praktische erkannt — Mit Freude kann Kurhessen auf diese Abgeordnetenversammlung seiner Lehrer hinblicken, die ganz im Sinn des bei uns bestehenden verfassungsmäßigen Wesens gestimmt und gewirkt hat; mit Freude kann das ganze deutsche Vaterland auf diesen Congreß in einem seiner innersten Länder hinsehen, welches der Reaction noch nicht erlegen ist, welches die deutsche Beharrlichkeit auch in der schwersten Zeit auf das Erfreulichste gezeigt hat. Eine gute und gerechte Sache, die sich nicht in das Schlepptau irgend einer politischen oder religiösen Partei nehmen läßt, sondern auf positivem Boden ruht, wie hier auf dem Boden der Schule, der allgemeinen Volksbildung, kann nicht untergehen, sondern unter allen Stürmen und Wetterwendungen ihre Größe nur um so mehr zeigen. Zugleich aber hat diese dritte Abgeordnetenversammlung der Lehrer Kurhessens durch das schöne Zeugniß herbeigeführt, daß der Kern des Volkes, die deutsche Bürgerschaft, es zu schätzen weiß, es begreift, was ihr der „Schulmeister", die Schulmeister, der Lehrerstand werth ist. Marburg hat die Lehrer Kurhessens in einer so schönen, so erhebenden Weise begrüßt und gefeiert, wie es noch bei keiner der bisherigen Landesschulsynoden der Fall gewesen ist, und wie es ein Vorbild für alle Zukunft seyn wird. Trotz allem lebendigen Streit und „Aufeinanderplatzen der Geister" hat die drei Tage der Lehrervereinigung auch nicht das Mindeste getrübt, und jeder Abgeordnete, wie jeder Theilnehmer und Zuhörer hat das erhebende Bewußtseyn mit nach Haus bringen können: der vernünftige Fortschritt ist für die Basis alles Volkswohles und aller Volksfreiheit, für die Volksbildung trotz aller Feinde und aller Reaction bei uns auf immer gesichert. Dieß ist der unmittelbare Eindruck, den diese drei inhaltsreichen Tage auf Ihren Referenten gemacht haben. Erlassen Sie es mir für heute, Ihnen das Nähere mitzutheilen, das alsbald nachfolgen soll.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.

M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Juli. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, Musik von C. M. v. Weber. Rezia: Fräulein von Romani.

Freitag, 26. Juli. Erste Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois vom k. k. privilegirten Karl-Theater zu Wien. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Samstag, 27. Juli. Zum vorletzten Male unter Mitwirkung der Fräulein von Romani: Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 25. Juli. Die gefährliche Nachbarschaft. Hierauf: Der Dorfbarbier.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 177. Freitag, den 26. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

15. Die Künstler und — wer hätte das gedacht?

Die für Cäcilie höchst fatale Herbstmesse war also wirklich da, und in dem Gasthause zum Nürnbergerhofe, wo Herr Rath Zorn zu herbergen pflegte, ging es schon sehr lebhaft zu. Schwere Fuhrmannswagen, mit Meßgütern bepackt, rutschten die enge Straße, oft mit Lebensgefahr für Menschen und Pferde hinab, und wurden dort unter Lärmen und Schreien der Wagenspanner abgeladen, die Waaren aber auf Rollwagen an ihre Adresse geliefert.

Es war gegen Abend, und im Nürnbergerhofe ging es wie der drunter und drüber, als eine alte, weitbäuchige, schwerbepackte, gelblakirte Kutsche mit zwei starken Pferden, deren Geschirre reichlich mit messingenen Ringen verziert waren, in dem Hofe gedachter Gastwirthschaft anlangte und sich unbeholfen durch die vielen Fuhrmannswagen bis zu der steinernen Haustreppe hindurch arbeitete.

Der geschäftige Wirth mit seinem Kellner eilte herbei und zog ehrerbietig die baumwollene Mütze. Kaum hatte er jedoch einen Blick in das Innere des Wagens geworfen, als er schnell sich wieder bedeckte und beide Hände, wie man alten und guten Bekannten zu thun pflegt, den im Wagen Sitzenden entgegen streckte.

Mancherlei Ausrufungen der Freude über glückliches Wiedersehen wechselten aus der Kutsche und in die Kutsche, während dessen die Hausknechte einen Schemel zum bequemeren Aussteigen heranschafften und mit dem Abpacken des Reisefuhrwerks den Anfang machten.

Jetzo öffnete sich die große Glasthüre, und aus der Kutsche krabbelten mit wohlbedächtigem, fürsichtigen Schritte drei alte Herren, gut verwahrt in alte geschnürte Mäntel und die gepuderten langgeschwänzten Perrücken bedeckt mit gleichfalls langgeschwänzten Fuchskappen.

Mit großer Vorsicht überreichten sie dem Kellner drei wunderliche Blasinstrumente, von denen das eine wie eine schwarze Schlange, das andere wie eine große Schallmay und das dritte wie eine dünne Trompete mit ganz spitz zulaufendem Mundstücke aussahen.

„Wohl in Acht genommen, lieber Cyrill," baten die Herren, „und absonderlich meinen Pommer," fügte der Eine in Bezug auf das letztbeschriebene Instrument hinzu, „denn dieser ist jetzt einzig in seiner Art. Im ganzen heiligen römischen Reich schafft Er mir keinen zweiten herbei."

Der Kellner gelobte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und die Instrumente wurden vor allen Dingen in das Gasthaus geschafft.

„Aber wer sitzt denn noch da in der Ecke," rief jetzt der Wirth, und leuchtete mit der inzwischen herbeigeholten Laterne in das Innere der Kutsche. „Ich glaube gar, die Herren haben sich ein Mädchen mitgebracht?"

„Ei freilich!" lachte der Aelteste der Alten, der, wie zur Auszeichnung eine etwas größere, vorn geröthete Nase hatte. „Meint denn der Herr Schruppholz, daß wir diese weite und gefahrvolle Reise von Nürnberg bis Frankfurt ohne alle weibliche Pflege und Sorgfalt machen sollen?"

Wirth Schruppholz machte ein gar kurioses Gesicht, der Redende aber fuhr beruhigend fort: „Nun, mache Er sich nur keine Klausen. Das Mädchen ist meiner Schwester Kind, der im vorigen Jahre sanft entschlafenen reichen Pfefferküchlers Wittwe Dornheim einziges Töchterlein, die auch einmal die berühmte Frankfurter Messe sehen will."

Der beruhigte Wirth schnitt zierliche Complimente, und aus dem Innern des Wagens bewegte sich jetzt ein in seidene Gewänder, Pelze und schwere Kapuze wohlverwahrte Figur, die jedoch, sobald sie den Erdboden erreicht hatte, mit flüchtigen Schritten lachend in das Haus sprang.

Mit offenem Munde gaffte Herr Schruppholz nach; er wußte gar nicht, wie ihm über die plötzliche Behendigkeit der Unbeholfenen geschehen war.

Den angelangten Gästen wurden nun ihre Stuben angewiesen, und das Frauenzimmer verlangte in munterem, aber gewissermaßen befehlenden Tone nach der Tochter des Wirthes. Dieser machte große Augen — aber er ging, den Befehl auszurichten.

Wer sind denn aber diese alten Herren mit ihren absonderlichen Instrumenten? wird man jetzt fragen. — Wenn sich nur unsere Leser erinnern wollten, daß oben im dritten Abschnitte der Herr Stadtschultheiß Werlin uns Einiges von dem Pfeifergerichte erzählt hat; so dürften dieselben vielleicht jetzt auf die richtige Vermuthung gelangen. — Doch wir wollen denselben nicht länger vorenthalten, daß die alten Herren die drei zu dem Pfeifergerichte nöthigen Musikanten sind. Der ältere Langnasige, Herr Spitzmaier, spielte den Pommer, der Andere, Herr Riebenach, blies die Schallmai, und der Dritte, Herr Knurres, traktirte den Baß. Schon seit beinahe fünfzig Jahren übten sie alljährig ihre Kunst, und so waren sie auch heute wieder angekommen und in die nämlichen Zimmer gewiesen worden, welche der selige Schwiegervater des Wirthes, der Herr Käsbacher, denselben einstens gewidmet hatte.

Nach einiger Zeit hatten die drei alten Herren der unbequemen Reisekleider sich entledigt, Perrücken und Fuchskappen an den Nagel gehängt und dafür großblumige Schlafröcke und weiße baumwollene Mützen angelegt, und eben so hatte das Frauen-

zimmer mit Hülfe der Wirthstochter ihre Vermummung bei Seite geschafft und sich in leichtere Kleider geworfen.

In der Stube des Musikanten-Seniors wurde sofort der Tisch gedeckt, die Suppe aufgetragen, und auf den Ruf des Kellners versammelte sich die Reise-, nunmehr Tischgesellschaft.

Die alten Herren entfalteten schon die Salveten, als das Frauenzimmer erst eintrat und jenen unwillkührlich einen Ausruf des Wohlgefallens und des Erstaunens entlockte. Sie schienen auch gar nicht Unrecht zu haben; denn, was sich ihren Blicken darstellte, war auch in der That recht lieblich anzuschauen.

Denken sich unsere Leser ein junges, brünettes Mädchen von achtzehn Jahren, mit rothen Wangen, feurig muthwilligen schwarzen Augen, mit oval sehr schönem Gesichtchen, zarter Sammethaut, durch welche üppige Gesundheit rosig schimmert, und die schlanke, zugleich aber volle Gestalt, angethan mit weitfalligem, nur so langem Kleide, daß ein kleines Füßchen in goldgesticktem Schuh hervorguckt, ein schwarzsammtenes, langschößiges Jäckchen umspannend die reizende Taille, ein rothes, mit goldnen Ketten geschmücktes Mieder, flatternde Spitzen an Hals und Manschetten, und auf den schwarzen Flechten ein nettes, goldverziertes Häubchen — und nun tadeln sie die Alten in ihrem Erstaunen und in ihrem Wohlgefallen! —

„Ei, ei, ei," begann endlich der Herr Spitzmaier, „Nichtchen Pauline, was hast Du denn vor, daß Du gleich zum Willkommen uns solche Ueberraschungen bereitest?"

Die Gefragte drehte sich auf dem Topfe herum, daß Spitzen und Bänder lustig aufflogen und das Röckchen einen zierlichen Kreis beschrieb, gleichsam um ihren Anzug von allen Seiten zeigen zu können, dann machte sie eine artige Verneigung und nickte schelmisch mit dem Kopfe.

„Sagte denn nicht mein lieber Oehm und Vormund, daß ich mir hier in Frankfurt einen Mann aussuchen sollte? — Nun, als eine folgsame Nichte und Mündel will ich dieß thun, und habe mich zu dem Ende sogleich in die gehörige Positur gesetzt."

„Für heute Abend war dieß wenigstens überflüssig," lachte der alte Oheim; „denn heute wird Niemand aus der Männerwelt mehr erscheinen, als der alte Vetter Seebald. — Zwar weiß ich nicht, ob Du vielleicht —?"

„Geht in diesem Betreff mit Protest zurück," demonstrirte Pauline mit abwehrender Hand. — „Man kann aber nicht wissen: Wie? Wann? Wo?" setzte sie dann mit schelmischem Lachen hinzu, „und in dieser Rücksicht müssen wir Mädchen vorsichtig seyn. Der erste Eindruck ist sehr oft der entscheidende."

(Fortsetzung folgt.)

Ein österreichisch-ungarisches Aktenstück.

(Schluß.)

Drei Mittel sind es, die der Erzherzog Palatin in der gestern mitgetheilten Denkschrift zur „Pacification" Ungarns vorschlug, vorschlug zu einer Zeit, wo in Ungarn erst zu dem verhängnißvollen Reichstage von 1848 gewählt wurde, wo jede Verständigung mit der freien, durch ihre alte Verfassung unabhängigen Nation noch möglich war.

Das *erste* Mittel ist: alle Truppen aus dem Lande zu ziehen und es den Verwüstungen eines Krieges zwischen dem Adel und dem aufgehetzten Bauer zu überlassen.

Dieser unbefangene Vorschlag — dem der hohe Antragsteller nur den leichten Zweifel, ob das Mittel nicht „so zu sagen unsittlich und vielleicht unwürdig" sey, noch mehr aber die ernste Besorgniß entgegensetzt, daß die revolutionäre Bewegung sich auch in die andern Provinzen verbreiten könnte, dieser Vorschlag wirft auf einmal ein überraschendes Licht auf die scheußlichen Vorgänge, welche zwei Jahre vorher Galizien mit Mord und Brand erfüllt hatten. Die loyalen Blätter brachen damals in einen Schrei der tugendhaftesten Entrüstung aus, als die ersten Stimmen sich hören ließen, welche den galizischen Bauernkrieg ein Werk der österreichischen Regierung nannten. Uebrigens beweis't der Erzherzog durch sein „erstes Mittel", daß er kein selbstständig vorausdenkender Politiker, sondern ein solcher ist, der schon Dagewesenes aufgreift; denn sein „erstes Mittel" war wohl für Galizien passend, nicht aber für Ungarn, wo, wie die Revolution nachher zeigte, den Bauer und Edelmann ein viel engeres Band der Nationalität umschlingt.

Das *zweite* Mittel ist das gewöhnliche, durch welches auch die deutschen Regierungen sich aus ihren Märzverlegenheiten zu ziehen gewußt haben: Bildung, Benützung und Abnützung eines Ministeriums aus der vormärzlichen Opposition, nebst den gehörigen Vorsichtsmaßregeln gegen dieses Ministerium, für den Fall, daß es dem Hofe nicht die gewünschte Schmiegsamkeit zeigen oder gar am Ende, die Reaktion sehend, seine Entlassung nehmen sollte.

Das *dritte* Mittel ist jene einfachste aller Pacifikationen, welche nachher unter dem Namen Militärkommando, Belagerungszustand, Standrecht, die Runde durch Europa gemacht hat.

Alle drei Mittel sind von der Wiener Camarilla ergriffen worden, die beiden ersten gleichzeitig, das dritte aber erst, als die Stunde dazu gekommen war.

Das *erste* Mittel war unpraktikabel in der Form, in welcher der Palatin es aufgestellt hatte — aber die schlaue Camarilla ersann eine andere dafür. Was in Galizien der Bauernkrieg geleistet hatte, das mußte in Ungarn der Nationalitätenkampf leisten. Der Kroat, der Gränzer, der Serbe, der Wallache wurden gegen die Magyaren aufgehetzt, und Jelachich, scheinbar vom Hofe in die Acht erklärt, insgeheim aber in die tiefsten Plane der Reaktion eingeweiht, führte seine Schaaren nach Ungarn, das durch seinen Freiheits- und Nationalstolz die umwohnenden Völkerschaften herausgefordert hatte zu einem Emancipationskriege, den sie unter den Fittigen des schwarzgelben Adlers führen zu können vermeinten und jetzt, von jeder Täuschung geheilt, auf's bitterste bereuen.

Das *zweite*, vom Palatin ebenfalls in erster Linie empfohlene Mittel hatte man schon vorher angewendet. Der Hof stellte dem Reichstage den Führer der bisherigen Opposition, den Helden des Volkes, den Grafen Ludwig Bathyany als Minister gegenüber. Das Mittel hatte, wie der Erzherzog sagt, „auf den ersten Blick den Schein der Trennung an sich", d. h. für die altabsolutistische Partei schien Ungarn, sobald man ihm seine verfassungsmäßige, von der Opposition bis dahin vergebens geforderte Selbstständigkeit zugestand, von Oesterreich losgerissen. Aber man bewilligte ja nur zum Schein und behielt sich vor, den „Eintritt einer günstigeren Periode" abzuwarten, wo man „Vieles noch anders gestalten", wo man den „Riß" heilen, d. h. die selbstständige Provinz mit Aufhebung der halben oder ganzen Verfassung wieder in die alte Abhängigkeit bringen könnte. Jedenfalls mußte man versuchen, Männer, wie Ludwig Bathyany und Franz Deak, durch „gescheidte Unterhandlungen" herumzubringen, und zwar beileibe nirgends sonst als in Wien; denn wenn sie in Preßburg berathen würden, d. h. umgeben von der Rechts- und Nationalpartei, welche ihren ritterlichen Vertrauensedelmuth unausgesetzt vor den Schlichen der Camarilla warnte, dann war, wie der Palatin sehr richtig bemerkt, „Alles zu befürchten". Ob sie noch einen „vollkommenen Einfluß" auf die hochgewachsene Bewegung würden „üben" können, war bei den „schweren Zeiten" natürlich nicht „mit ganzer Gewißheit" vorauszusetzen. Wehe ihnen aber, wenn sie die Bewegung nicht bän-

digen konnten! — Die Bilder zu diesem Texte hat denn auch die Geschichte des Ministeriums Bathyany geliefert. Sie gleicht in ihren Grundzügen der aller Märzministerien, nur daß der Aufriß großartiger, der Schluß tragischer ist. Zwischen zwei unversöhnliche Gegensätze gestellt, kämpfte dieses Ministerium mit der unmöglichen Aufgabe, das freie Ungarn im Namen eines Königs zu regieren, der als Kaiser von Oesterreich bald in den Fall kam, einen von seiner Camarilla angefachten Krieg gegen sich selbst zu führen. Es mußte endlich abtreten und einer wirklich unabhängigen Regierung Platz machen, deren Zeit dann gekommen war, nachdem der Erzherzog Palatin, — der sich noch nach Abfassung seiner Denkschrift so offen, so treuherzig der ungarischen Nation an's Herz warf, wie der Erzherzog Reichsverweser gleichzeitig den Deutschen sagte: „Da bin ich, da habt ihr mich!" — das Land den Kroaten überlassen und, mit den Worten seiner Denkschrift zu reden, sich „dispensirt" und sich die Freiheit genommen hatte, „anderswohin zu reisen". Aber nie vergab es der Hof dem „Herrn Bathyany", daß er nicht den gewünschten „vollkommenen Einfluß" auf die Bewegung hatte üben können oder mögen. Als nach Besiegung der Wiener Revolution Windischgrätz gegen Pesth zog, kam ihm der immer noch einflußreiche Privatmann Bathyany entgegen und versuchte einen Vergleich für sein Vaterland zu Stande zu bringen. Der österreichische Feldherr warf ihn ins Gefängniß, obgleich ihm keine leitende Theilnahme an der Revolution zur Last gelegt werden konnte. Doch die wahre Gesinnung des Hofes gegen ihn mußte noch verborgen bleiben. Sie konnte sich erst Luft machen im folgenden Jahre, als die Fahnen bei Vilagos sich gesenkt hatten und in Ungarn Alles „erreicht" war, nur nicht der Sieg durch eigene Kraft. Nun zeigte es sich, was dem Oppositionsminister vom Frühling 1848 zugedacht war dafür, daß er seine Allmacht über die Gemüther des Volkes nicht dazu benützt hatte, dieses Volk unbedingt dem Hof zu Füßen zu werfen. Der schimpfliche Tod durch den Strick war dem Manne aufbehalten worden, dessen Verbrechen nicht in jenem „Hochverrath" bestand, um welches willen die dreizehn Helden in Arad starben, sondern darin, daß er einer unversöhnlichen Familie zu wenig gethan hatte und zu viel reden konnte. Der Graf verwundete sich in der Nacht vor der Hinrichtung am Halse, um der unwürdigen Todesart zu entgehen. Die Rache seiner Feinde sandte den schon an der Schwelle des Grabes Wankenden mit Pulver und Blei hinüber. Der Mann, den die Denkschrift vom 23. März 1848 empfohlen hatte, endete wie ein zweiter Egmont, — denn mit einem deutschen Seitenstück neuerer Zeit verglichen zu werden, dazu ist er zu gut.

Alles hat seine Zeit und auch das dritte Mittel hatte sie. Die Fragen, womit der Palatin diesen Vorschlag begleitete, waren im März 1848 noch nicht zur Lösung reif. Aber ein Jahr später, als die italienischen Lorbeeren im ungarischen Boden nicht wurzeln wollten, da fand sich jene „schnell zusammenzuziehende Armee"; ihre Zahl betrug mehr als die bescheidenen „40—50,000", nach denen sich der Palatin erkundigt hatte. Aber diese „ansehnliche Militärmacht" gehorchte dem Czaar von Rußland. Doch waren die Bedingungen gegeben, nach deren Erfüllung der Palatin „keine Einwendung" gegen dieses Mittel zu haben erklärt hatte; und siehe, es fand sich auch ein „vollkommen tauglicher" königlicher Kommissär, um „mit plenipotentiärer Vollmacht über Leben und Tod" in Ungarn „einem eisernen Regierungsdrucke freien Lauf zu lassen". Und der Name des Mannes war Haynau. Die Hauptfrage des Palatins: „Ist kein Zweifel vorhanden, ob dieses Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles zureichend seyn wird, und ob nicht später darauf wieder ein Bruch erfolgen wird?" diese Frage ist noch unbeantwortet.

Solche Fragen, solche Vorschläge streute der junge staatskluge Palatin von Ungarn, zu einer Zeit, wo der milde Weg der Reform noch mit Sicherheit zu betreten war, als Keime künftiger Geschicke aus. Er gehört einem Hause an, das nicht reformiren, sondern herrschen will. Aber viele glaubige Patriotenherzen in Deutschland dachten um jene Zeit, wo die Feder des jungen Prinzen vom Niederschreiben seiner „drei Mittel" kaum trocken war, an den Erzherzog Stephan als deutschen Reichsverweser. Seine kräftige Jugend und der unverdorbene Klang seines Namens empfahlen ihn vor dem Erzherzog Johann, dem man wohl deutsche Biederkeit zutraute, aber nicht die durchgreifende Kraft, die zur Schlichtung der deutschen „Mannichfaltigkeiten" nothwendig schien. Aber Stephan war damals, wie man in Wien sagte, den Ungarn unentbehrlich, und die Deutschen mußten vorlieb nehmen mit dem guten alten treuherzigen Johann. Was mögen wohl, während die schwarzgoldrothen und schwarzrothgoldnen Fahnen zu seiner Einholung gestickt wurden, was mögen wohl in Wien für Fragen, Vorschläge und Denkschriften gestellt worden seyn, zum Zwecke, in Deutschland „etwas zu erreichen?" An „Beunruhigung", „Anarchie", Sicherheits- und Landesausschüssen fehlte es auch in Deutschland nicht, und die deutsche Nation hatte zu jener Zeit gegen die Höfe mehr verschuldet, als Ungarn am 23. März 1848 gegen das österreichische Kaiserhaus.

Mannichfaltigkeiten.

(Mailand, 3. Juli.) Vorgestern Früh wurden hier im Castelle vier Husaren, die sich mit einer abscheulichen That befleckt hatten, standrechtlich erschossen. Der Hergang der Sache besteht wesentlich in Folgendem: Die 4 Husaren begaben sich bewaffnet in das Haus eines Müllers, und verlangten von ihm Trank und Speise. Nachdem sie wacker gezecht und sich berauscht hatten, frugen sie nach Geld, und als der arme Mann betheuerte, er habe keines, zwangen sie die Müllersfrau, ihre wenigen Geschmeide und Werthsachen herzugeben, und rissen ihr sogar die Ringe von den Fingern und die Ohrgehänge von den Ohren herab. Nach weiteren, das Sittlichkeitsgefühl empörenden Mißhandlungen warfen sie das unglückliche Geschöpf in den Bach zwischen den Mühlrädern. Bald darauf wurden aber die vier Unmenschen festgenommen und der wohlverdienten Strafe übergeben.

In Hannover spinnen die Schullehrer Seide, was sonst den Hannover'schen Lehrern nicht nachgesagt werden kann. Die meisten Lehrer wenden viel Fleiß auf Seidenzucht und werden in Anlegung von Maulbeerbäumen unterstützt. In den Seminarien wird Unterricht im Seidenbau ertheilt.

Fast in jeder Nummer enthält die „Petersburger Zeitung" Bekanntmachungen der Polizei über diesen oder jenen aufgegriffenen Vagabonden. Jede derselben schließt: „Sollte dieser Vagabond Jemandem „zugehören", so hat sich derselbe zu melden u. s. w." Das macht sich traurig mit deutschen Lettern.

(New-York, 25. Juli.) Herr Payne, der Erfinder des Hydrogen Heiz- und Erleuchtungsapparats, ist hier eingetroffen und erklärte, am 4. Juli das Astorhaus nach seiner neuentdeckten Art erleuchten zu wollen. Die größte Neugier gibt sich natürlich kund, mit Ungeduld erwartet die Presse das Resultat dieser großartigen Erfindung, die, wenn sie sich bewährt, unberechenbare Umwälzungen zur Folge haben wird.

In Wien hat ein Arzt eine Choleratinktur erfunden, die sich bisher so probat erzeigt hat, daß alle damit behandelten Kranken genesen sind.

Korrespondenz.

Berlin, 23. Juli.

Neander's Hinscheiden bewegt immer noch die Kreise, in denen man den Werth des seltenen Mannes zu schätzen wußte. Natürlich beschäftigt man sich viel mit den Vermuthungen über seine Ersetzung. Man zweifelt nicht, daß Julius Müller (gegenwärtig Konsistorialrath und Professor in Halle) an Neander's Stelle treten werde. Müller stand zu dem Verstorbenen in einer vertrauten persönlichen Beziehung, und kaum würde dieser selbst sich einen andern als Jenen zum Nachfolger berufen haben. Professor Müller ist ein Bruder des vor mehreren Jahren verstorbenen berühmten Archäologen Ottfried Müller. Mit ihm und Nitzsch hatte sich Neander zur Begründung der „deutschen Zeitschrift" vereinigt, welche seit dem Beginn dieses Jahres als Organ der Theologenpartei von der gemäßigten Rechten (um den politischen Parteiausdruck auf eine theologische Fraction zu übertragen) hier besteht. — Die politischen Wirren haben an dem königlichen Hoflager das Interesse an den Erzeugnissen der Dichtkunst, das dort stets mit Vorliebe gepflegt wurde, nicht zu verringern vermocht. Wie wir hören, ließ sich Se. Maj. der König das kürzlich auf der Hofbühne zur Aufführung gelangte Drama von Mosenthal „Cäcilia von Albano" neulich vorlesen. Die Dichtung soll, wie dieß häufig der Fall ist, beim Vorlesen beifälliger aufgenommen worden seyn, als bei der Darstellung. Der Erbprinz von Meiningen, welcher der Vorlesung beiwohnte, zeichnete den Minnesänger Walther nach der Anschauung die der Prinz von dieser poetischen Gestalt des Drama's gewonnen hatte. Die Zeichnung soll der sinnige Prinz dem Vorleser Sr Majestät, Herrn Ludwig Schneider, verehrt haben — Nächstens werden hier öffentliche Vorlesungen, an welchen auch ein nichtakademisches Publikum wird Theil nehmen dürfen, über die asiatische Cholera, von dem Geh. Med.-Rath Prof. Romberg in einem Hörsaale der Universität gehalten werden.

Marburg, 20. Juli.

Der erste Tag der dritten Landesschulsynode war wesentlich der Ausbildung des Synodalwesens selbst sowohl nach seiner innern Organisation, im Besondern in Betreff seines Volksschulblattes, dessen Redaction jedoch der einstimmige Dank der Versammlung ausgesprochen wurde, als nach seinem Verhältniß zum allgemeinen deutschen Lehrerverein gewidmet. Obwohl man vom Vorort desselben, in Dresden, kurz vorher vernommen hatte, daß dort auch die Lehrer Vereine verboten seyen, so beschloß man doch festzuhalten an der deutschen Lehrer-Versammlung, die im Herbst zu Kassel zusammentreten wird, übrigens aber die nähern Bestimmungen darüber dem Central-Ausschuß zu überlassen. Der Rechenschaftsbericht desselben gab zwar Anlaß zu einigen Desiderien, die Rechnungsablage aber, deren Prüfung einer besondern Commission übergeben war, (Wigel von Melsungen und Blackert von Grebenstein), von derselben vollkommen befriedigend gefunden. In Betreff des Organs der Schulsynoden, des Volksschulblattes, stellte sich das erfreuliche Resultat heraus, daß dessen Fortbestand auch ohne die mindeste besondere Unterstützung vollkommen gedeckt ist. — Bei den Verhandlungen waren außer den betreffenden Ausschußreferenten Eichler und Dr. Volkmar die Mitglieder des Central-Ausschusses Dr. Clemen und Janson besonders thätig. Eingeleitet wurden sie durch eine eindringende Eröffnungsrede des Präsidenten Dr Gräfe, in welcher die Gegenwart und Zukunft der Volksschule trotz aller ihr widerstrebenden Gegenbemühungen in ihr Licht gestellt und mit Freude das Aufblühen und selbst die Erweiterung des Synodal Instituts namentlich auch durch den Hinzutritt des Gymnasial-Elementes, sowie die bethätigte Entschiedenheit, Besonnenheit und Beharrlichkeit der kurhessischen Lehrer überhaupt hervorgehoben wurde. — Eine überraschend schöne Feier im Garten der Gesellschaft „Eintracht" schloß den Tag, wobei die erweckendsten Reden, so von einem ehrwürdigen Greis, der den schon geschehenen großen Fortschritt, sowie den Grund der festesten Zuversicht auf den endlichen Sieg der großen Sache der Schule mit jugendlichem Feuer darstellte, wie von dem Bürgerstande, aber auch von Seite der Lehrer selbst, vorkamen. Die festliche Erleuchtung des Gartens, sowie ein solennes Feuerwerk gehörte zu den vielen Zeichen, wie der „jüngere" Bürgerverein die Sache der Schule zu würdigen wußte. — Der zweite Tag war im Besondern der Cardinalfrage der Lehrerbildung gewidmet. Den Verhandlungen ging voraus ein umfassender und tiefgehender Ausschußbericht von Dr. Clemen, sowie ein zweiter ebenso energischer von Seite der Minorität, Wiederhold. Trotz aller Divergenz der Ansichten war man aber doch darüber einig, daß die wahre Volksschule fortan kein „Seminar", ein solches mehr auf Dressur als auf freie, wissenschaftliche Bildung gerichtetes, mönchsartiges, beschränktes Institut mehr ertragen könne. Die bittersten und schlagendsten Erklärungen und Schilderungen aus der Mitte der in solchen Instituten gebildeten Lehrer wurden dabei laut. Nach längerer, zum Theil hitziger Discussion einigte man sich mit großer Mehrheit dahin, daß die Volkslehrer zwar in einer besondern, den Fachberuf im Auge behaltenden Anstalten nach einer Vorbildung, die das Ziel einer vollständigen Realschule habe, zu bilden seyen, daß aber diese Lehrerbildungsanstalten nur an einem Orte bestehen dürften, wo sich sonstige Mittel zu allgemeiner Ausbildung, namentlich Gelegenheit zum Hören freier gehaltener Vorlesungen finde, also am besten mit einer Universität, wo sich für die verschiedenen Lehrgegenstände diese Mittel in der vollständigsten Weise finden, zu verbunden seyen. Hauptredner und Antragsteller waren dabei Dr. Clemen Eichler und Dr. Volkmar (gegen eine eigentliche Universitätsbildung, wie sie von einer Seite verlangt wurde), sowie Janson und Wiederhold, deßgleichen Vornemann aus Gelnhausen (die diese wenigstens als Ziel verlangten) und der Präsident Dr. Gräfe, dessen aus der bisherigen Discussion formulirter Antrag endlich mit ²/₃ Stimmenmehrheit durchging. — In der Mitte der beiden Sitzungen an diesem Tage fand ein Festmahl statt, an welchem außer den Abgeordneten eine sehr große Anzahl von Freunden der Schule aus allen Kreisen Theil nahm. Auch hier fehlte es nicht an den anregendsten Reden, die unter Andern der Lehrer-Freudigkeit, dem wahren Glauben wie der Hoffnung galten. Im Besondern nahm die Aufmerksamkeit der Versammlung eine Rede des Professors Dr. Bayrhoffer in Anspruch, der im Namen der Demokratie gegen jede Aristokratie auch des Geistes, die noch irgend welches altes Wesen behaupten, im Besondern nicht die Universitätsbildung der Volksschullehrer wolle, in scharfer Weise sich aussprach die dann Dr. Volkmar in eben so entschiedener Weise dahin beantwortete, daß es zwar sehr leicht sey, von abstracten Begriffen aus abzuurtheilen, aber sehr schwer in die gegebenen Verhältnisse einzugehen und zwar das ewig wahre Ziel im Auge zu behalten, aber zugleich das der wirklichen Sachlage Angemessene zu wahren und praktisch zu machen. Eine schöne Vermittlung bot ein Vortrag des Lehrers Dörr aus Sichertshausen, der ein von ihm verfaßtes Gedicht vortrug, „die Bildung muß den Sieg erringen", ein Gedicht, das nach Inhalt und Form einen solchen Anklang fand, daß der Druck desselben sofort beantragt wurde und dann auch zur Ausführung kam. Ich werde es Ihnen noch besonders mittheilen.

(Schluß folgt.)

Concert in Soden.

Samstag den 27. Juli 1850, Abends 7½ Uhr, wird im Kursaal zu Soden eine große musikalische Aufführung zum Besten eines dort zu errichtenden Krankenhauses für Arme aller Confessionen stattfinden unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Franz Messer und gütiger Mitwirkung der Fräulein Henriette Nissen, der Herren Concertmeister J. J. Bott aus Kassel, J. Schoch, sowie eines vollständigen Orchesters, bestehend aus Künstlern und Mitgliedern des Frankfurter Philharmonischen Vereins. Eintrittskarten zu fl 1. 30 kr. sind zu haben bei Herrn C. A. André „Haus Mozart" in Frankfurt, und im Eisenbahnstationsgebäude in Soden. — Extra-Zug von Soden nach Frankfurt Abends 10¾ Uhr.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Juli. Erste Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois vom k. k. privilegirten Karl-Theater zu Wien. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von F. Kaiser, Musik von A Müller. Sebastian Hochfeld: Herr Grois. Faustin: Herr Scholz.

Samstag, 27. Juli. Zum vorletzten Male unter Mitwirkung der Fräulein von Romani: Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 178. Samstag, den 27. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

„Das Jüngferchen macht wahrhaftig Ernst," schmunzelte der Herr Kollege Riebenach.

„Ei, sollte sie denn nicht?" fiel der Herr Kollege Knurres ein. — „Die Mutter hat ja ihr Lebelang ganze Fuhrmannsladungen voll Lebkuchen versendet und dafür viele tausend Gulden eingeheimst. Nun segnet überdieß der Oheim Peter, der reiche Brauherr, kinderlos das Zeitliche und wirft Paulinchen noch einen weit fetteren Brocken zu. Was soll der delikate Bissen von einem Mägdlein denn da machen?"

„In Nürnberg hätte sie doch auch ihre gute Partie treffen können," bemerkte kopfschüttelnd Kollege Riebenach.

„Geh, Du Nürnberger Steinbürger," versetzte Knurres; „hättest Du, wie ich, in Deiner Jugend auch als Hoboist unter der Frankfurter Stadtgarnison gestanden, und wärest Weltbürger geworden, so würdest Du einsehen, daß Jungfer Paulinchen ganz recht hat, wenn sie all' den ungehobelten Freiersleuten daheim aus dem Wege geht und sich etwas Fremdes, etwas Weltbürgerliches anschnallt!"

„Nur keinen Streit," fiel das Mädchen lachend ein. „Laßt, ihr Herren, dieß Alles meine Sorge seyn, so wie ich auch jetzt für Euch sorgen und die Suppe einschöpfen will."

Mit zierlichem Wesen und neckischen, schelmischen Worten legte Pauline den alten Herren vor, und die saftigen Markklößchen der Fleischbrühsuppe spazierten allgemach hinter die musikalischen Lippen, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde.

„Aha, der Vetter Seebald," rief Oheim Spitzmaier freudig aus, „kaum daß der Hausknecht unsere Ankunft ihm angemeldet, ist er auch schon da. — Herein!"

Die Thüre ging langsam auf, mit feierlichem Schritte trat herein Buchhalter Seebald, und hinter ihm in leibhaftiger Gestalt — Herr Prokurator Werlin.

Sämmtliche Tischgesellschaft erhob sich. Es wurden gegenseitige Complimente und Entschuldigungen gewechselt, und das Ende vom Liede war, daß Pauline dem Besuche vorschlug, um keine Störung bei dem Mahle zu veranlassen — selbst mit zu essen.

Ohne die Antwort abzuwarten, klingelte sie dem Kellner; Teller, Salveten und dergleichen wurden schnell gebracht, und ehe die Besuchenden das Für und Wider konsideriren konnten, saßen sie schon am Tische und hatte ein Jeder aus Paulinens geschäftigen Händen einen Teller Suppe vor sich. — Der Prokurator war, man wußte nicht wie? neben Paulinen gerathen.

Die Löffel rührten sich auf's neue, da bemerkte Oheim Spitzmaier mit scherzhaft verweisendem Tone:

„Aber, Pauline, warum hast Du denn den Vetter Seebald so schlecht mit Klößchen bedacht und nicht eben so gut für ihn gesorgt, als für Deinen Herrn Nachbar?"

Pauline erröthete. Sie hatte wirklich den Prokurator überreichlich und den Vetter sehr kärglich mit dieser Suppen-Würze versehen. Sie wollte sich entschuldigen, stotterte und wußte am Ende selbst nicht, warum sie eine solche ungleiche Austheilung vorgenommen hatte.

Wir wollen nun unsere Leser nicht mit einem Gespräche langweilen, das jetzt zwischen den alten Musikanten und dem Buchhalter möglichst breit geführt wurde. Erinnerungen an Nürnberg, wo Seebald seine Knabenjahre verlebt hatte, Rückblicke auf muthwillige Jugendstreiche und dergleichen, waren der Kern desselben, was indessen unsern Buchhalter so sehr interessirte, daß er auf die Unterhaltung seines mitgebrachten Gastes gar keine Rücksicht nahm.

Indessen dürfen wir um unsern Prokurator gar nicht bange seyn; denn dieser ist mit seiner schönen Nachbarin in ein so lebhaftes und, wie es scheint, interessantes Gespräch gerathen, daß Onkel Spitzmaier das Nichtchen mehrmals an die Pflichten der Tafelwirthin erinnern mußte.

Pauline fand den jungen Herrn Werlin ganz nach ihrem Geschmacke, und alle seine Reden trafen in ihrem Innern solchen Anklang, daß sie immer lebhafter, zugleich aber auch zutraulicher und mitunter zuletzt muthwillig gegen denselben wurde. Der Prokurator aber wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er war von dem Mädchen wie behext, und dieß um so mehr, als er dieses verzauberten Zustandes gar nicht inne ward.

Hätte Freund Seebald Augen und Ohren für etwas anders, als seine langweiligen Tonkünstler gehabt, er würde gestaunt haben. So aber war der heute in Nürnberg, und in der Krönungsstadt durfte sich ereignen, was da wollte.

Man wird jedoch wissen wollen, was den Buchhalter veranlaßte, seinen Schützling im Nürnbergerhofe einzuführen, und da dürfen wir nicht verhehlen, daß dieses in das arge Vorhaben Seebalds gegen die Familie Zorn paßte.

Der Prokurator sollte mit den Musikern und dem Bäschen Pauline bekannt gemacht werden, und das Weitere würde sich dann finden.

An eine allenfallsige Gefahr, die es in Betreff des schönen Kindes für den Prokurator haben könnte, dachte unser Buchhalter um so weniger, als der Schützling ja bereits seinen Theil hatte und Gegenwärtiges gerade dazu dienen sollte, diesen Theil vollkommen sicher zu stellen.

War aber Prokurator Werlin in Cäcilien Beverdick wirklich verliebt?

Am besten könnte dieß der betreffende junge Herr selbst beantworten. Diesem aber fliegen heute so wunderliche Gedanken durch den Kopf, und in seinem Herzen fühlt er eine theilweise Leere, dann verwandelt jedesmal das Bild Cäciliens, wenn er dasselbe dem Gedächtnisse vorführt, sich in das Paulinens, daß er über seinen Zustand schlechterdings nicht in's Klare kommen kann, und eine richtige Beantwortung obiger Frage deßhalb auch von ihm heute nicht zu erwarten steht.

Cäcilie war schön und reich. Warum sollte ein junger Mann nach deren Besitz nicht geizen, und warum sollte er ein solch heftiges Verlangen nicht für — Liebe halten können? — Ist ja doch die Liebe auch nur ein Verlangen, den geliebten Gegenstand zu besitzen!

Wir sehen also, es geht in dem Innern Werlins etwas vor, und da Frauenaugen in diesem Punkte schärfer lesen, so wollen wir die Entzifferung vorliegender Constellationen schönen Leserinnen überlassen.

Paulinchen schien indessen in solchen Dechiffrirungen — lediglich aus angebornem Scharfsinne — ebenfalls nicht fremd zu seyn, und trieb ihre Kunst mit Freude und glücklichem Erfolge, so daß sie gegen das Ende der Tafel ein erfreuliches Facit gefunden, und dem Prokurator ihre Zufriedenheit hierüber und ihr Wohlgefallen nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte.

Es war spät geworden und die alten Herren rumorten endlich zum Aufbruch und Schlafengehen. Währenddem sie sich die Hände schüttelten, preßte Werlin einen feurigen Kuß auf die Hand Paulinens, und diese ermunterte ihn zu nochmaliger Wiederholung durch einen lebhaften Druck ihrer zarten Finger.

Der Prokurator wurde zum Wiederkommen eingeladen, und vergnügt polterte er mit seinem Freund Buchhalter die Treppe hinab.

Die Scheidenden hatten absonderliche, doch weit auseinander laufende Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wiesbaden.

II.

Wenn man den Brunnenschriften, deren wir über jede Heilquelle so viele besitzen, nur einigen Glauben schenken könnte, und wenn nur der zehnte Theil ihrer glänzenden Verheißungen in Erfüllung ginge, so müßten fast alle Krankheiten und Unvollkommenheiten, an denen der menschliche Körper leidet, verschwinden und unser leidendes Geschlecht zu einem kerngesunden werden; aber nicht alle Versprechungen der Wissenschaft verwirklichen sich und nicht alle lockenden Aussichten werden erreicht. Die Heilquellen und die ihnen zur Seite stehenden Priester Aeskulaps thun, was sie vermögen, um es am Ende aber gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Sollen sie, wo sie es können, wirksam seyn, so muß der Kurgast vor Allem dafür sorgen, sich jeder Sorge so viel als möglich zu entledigen und sich mit einem heitern und vertrauenden Gemüthe hinzugeben. Die Inschrift, die über dem Portal des großartigen Hotels zu den „Vier Jahreszeiten" zu lesen ist, enthält eine tiefe Wahrheit: Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas, non hic enim curatur, qui curat. Wem es nicht gelingt, die Mühen und Sorgen des häuslichen und Berufslebens, die kleinlichen Tagesbeitelkeiten und selbstgeschaffenen Quälereien für eine kurze Zeit wenigstens zu beseitigen und so Manches, was ihn daheim belästigt hat, zu vergessen, der wird umsonst von der freundlichen Najade Hülfe erwarten, und darum fort mit den Sorgen, darum näher gerückt den erhebenden Eindrücken der schönen Natur! Sie bietet in Wiesbadens Umgebungen — wie wir bereits gesagt haben, ein ungemein reiches und anziehendes Panorama. Man hat nicht weit zu gehen, denn ganz in der Nähe liegt das reizende Nerothal und des Geisbergs weitschauendes Belvedere. Wie belohnend ist der kleine Weg auf die Höhen des Geis- und Nerobergs! Droben in den Buchenwäldern denkt man nicht mehr an das lärmende Treiben da unten, man vergißt das Badeleben und die oft so kleinliche Begränzung desselben. Man durchirrt die Baumpartien, tauscht Waldgeruch gegen die Parfümerien der Eleganten ein, verläßt die Moden und den Flitter und nimmt ein stärkendes Luftbad. Angenehm geht es sich in diesen Revieren und im schattigen Dunkel dieser Waldkapellen; Spechte schreien, hier und da eilt ein Reh durch die grüne Behausung, die Buchen flüstern, es rauscht durch die Blumen und Gräser — und die Elfen liegen auf weichem Moose oder huschen durch's Gezweig. Aus der Ferne tönt das Waldhorn, dessen Klänge an die versunkene Zauberwelt erinnern und die Lust vergangener Tage herauf rufen. Tritt man aus dem Walde heraus, so entfaltet sich eine entzückende Aussicht. Ringsumher liegt ein fruchtbares, gesegnetes Land. Es wogen die Aehren und allenthalben prangt des Jahres reiche Fülle. Weithin in die Thäler geschäftiger Menschen trägt hier der Blick, von den fernen Höhen des Odenwaldes den Silberstreif des Rheins herab bis zu der Binger Felsschlucht. Siehst Du dort den Donnersberg, der sich mächtig erhebt? Ihn umgeben mit ihren Riesenhäuptern die alten Sagen. Siehst Du vor Dir das goldne Mainz und die lange Rheinbrücke und die vielbesungenen Gauen, auf deren sonnigen Anhöhen die edle Rebe blüht und reift, deren Nektar schon manches Herz getröstet, schon manchen Kummer verscheucht hat?—

Ganz besonders wird sich in Wiesbadens Umgebungen der Freund der von unseren deutschen Dichtern so viel gerühmten Poesie des Waldes angezogen fühlen, denn an schönen Waldgebieten ist diese Gegend überaus reich und diese entfalten sich gerade jetzt, wo der Sommer in üppiger Fülle dasteht, in ihrem vollsten Schmucke. Kurz nach Mitternacht erwacht der Sommertag, von den jubelnden Lerchen begrüßt, und läßt mit rosigem Munde die Spitzen der Berge und die Wipfel der Bäume. Wie ein Zauberer verwandelt er Alles. Nun eilt er unermüdet umher, steigt von Hügel zu Hügel, wirft Blumen über die Auen und Schatten über die Thäler. So geht es fort, bis er am späten Abend erst ausruht, in Schlummer gesungen von seinen Nachtigallen. Der Sommer ist der König des Jahres und geht einher in prächtigem Schmucke, in grünem, reichgesticktem Talare, mit einer Krone aus Sonnenstrahlen! O, werdet doch dieser herrlichen Tage recht froh, werdet nicht müde, dem Himmel in die blauen Augen zu sehen, und badet sie in der grünen Welle des Waldes. Rechnet nicht aus, wie viel Jahre ihr etwa noch leben könntet, sondern wie viel Lebensgenuß sich in eine Stunde hineinlegen läßt! Die Gegenwart sey eure Zukunft!

Diese flüchtigen Skizzen sollen das reichhaltige Repertoir der Naturschönheiten aus Wiesbadens Umgebung nur andeuten. Die waldbedeckten Anhöhen und Fernansichten der Platte und der hohen Wurzel, die anmuthigen Thäler zwischen denselben, die lieblichen Partien nach Sonneberg, Bierstadt, Frauenstein, dem Nürnberger Hof, Biebrich, Schierstein u. a. sind dem Kurgaste gewiß bekannt, und von ihm besucht worden. Es gibt vielleicht, außer Baden-Baden, keinen deutschen Kurort, welcher in der genannten Beziehung so viel Abwechslung und Schönheit dem Beschauer zu bieten vermöchte. Aber nicht minder anziehend ist der gesellige Verkehr in Wiesbaden, besonders unter den mittleren Ständen der Gesellschaft, die gerade hier überaus zahlreich vertreten sind. In den meisten Badehotels herrscht ein eben so ungezwungener, als heiterer Ton; man findet sich schnell und leicht, macht gemeinschaftliche Ausflüge und vereinigt sich am Abend in dem gemeinsamen Salon des Hauses zu freundlicher

Besprechung, wohl auch zu Musik und Gesang oder zu einem improvisirten Tänzchen. Diese geselligen Abendzirkel sind hier sehr beliebt, und ist in ihnen schon manche liebe Bekanntschaft gemacht, schon manche wahrhaft erheiternde Stunde verlebt worden. Bei solchen Annehmlichkeiten wäre in der That die leidige Zugabe der in den Sälen des Kursaals jetzt wieder in voller Thätigkeit begriffenen Spielbänken ganz überflüssig. Zu den tausend Vorurtheilen, an denen die Menschheit leidet, und die ihrem Kopf und Herzen wenig Ehre machen, gehört auch das von den Hazardspielen, welche man zur Belebung eines Kurortes für unerläßlich hält. Ein schlechtes Zeugniß für die geistige und sittliche Bildung Derjenigen, die diesem höchst verderblichen Zeitvertreib noch das Wort reden können! Der gesunde Menschenverstand und das Rechtsgefühl haben die Verwerflichkeit und den entsittlichenden Einfluß der Spielbanken zwar genugsam dargethan, aber Vorurtheil und Leidenschaft, Verblendung und Gewinnsucht erheben sich immer wieder, um sich an selbst geschlagenen Wunden zu verbluten. Es ist wahrhaft betrübend, daß in dem ewigen Kampfe zwischen Vernunft und Leidenschaft die letztere noch immer obsiegt, und daß ein Augenblick der Schwäche noch immer hinreicht, die guten Vorsätze einer ganzen Woche umzustürzen. Möge es doch endlich besser werden, und möge die Zeit nicht mehr ferne seyn, wo die grünen Tische für immer beseitigt und entfernt werden! W.

Entwurf eines Patentgesetzes.

** Berlin, 17. Juli. Von der hiesigen polytechnischen Gesellschaft ist vor längerer Zeit der Entwurf eines Patentgesetzes zum Schutz neuer Erfindungen und Muster ausgearbeitet worden und in verschiedenen Sitzungen berathen. Demnächst wird der Entwurf nach der nothwendigen Redaktion der Gesellschaft zur Genehmigung vorgelegt werden. Ob derselbe der Regierung als ein Beitrag für ein neues Patentgesetz überreicht wird, unterliegt noch einer besonderen Beschlußnahme. Daß dieß geschehe, erscheint in mehrfacher Hinsicht wünschenswerth. Das bisherige, bei Ertheilung von Patenten innegehaltene System ist das heimliche, monopolisirende, was ein Patent meist als eine Gunstbezeugung ansehen läßt. Die, die Neuheit und Eigenthümlichkeit einer Erfindung beurtheilende Kommission kann unmöglich den Erfolg derselben ermessen und wird immer den zu patentirenden Gegenstand vom einseitigen Standpunkte aus betrachten. Der Gedanke, welcher den Patenten zu Grunde liegt, ist einfach der des Schutzes für Nachbildung. Der Staat schütze Jeden, der es verlangt, und erhebe dafür eine Steuer vom Patente. Die Prüfung der Erfindungen läßt voraussetzen, die Regierung wisse Alles. Die Veröffentlichung der Erfindung gibt Anlaß zur Prüfung und Vervollkommnung. Wendet man gegen die Veröffentlichung ein, daß auswärtige Staaten davon Nutzen ziehen würden, so sind Verträge, wie in Betreff der Postangelegenheiten, das Mittel, diesen Einwand zu heben. Nur der Anfang müßte gemacht werden, um die Industrie auch von dieser Seite zu heben.

Mannichfaltigkeiten.

(Zürich, 16. Juli.) Eine ganz neue Sorte von Heirathsanträgen: ein liebender Vater bietet seine Tochter aus. „Ein betagter, fränkelnder Vater — so lautet ein „beachtenswerther Avis" in der N. Z. Z. — wünscht seine ehrbare, für das höhere Lehr- und Erziehungsfach (Sprachen und Musik mit inbegriffen) und Hauswesen bestens herangebildete Tochter (von sehr angenehmem Aeußern) noch vor seinem Absterben ehelich glücklich versorgt zu sehen. Dem erkornen, würdigen Eidam (sey er mit Glücksgütern gesegnet, oder zähle sich derselbe zu dem ehrbaren, schönen Lehr-, Nähr- oder Wehr-Mittelstande) wird dieselbe einst eine sehr bedeutende pekuniäre Mitgift zubringen, was evident nachgewiesen werden kann." Also ehrbar, musikalisch, häuslich, hübsch und reich: mehr kann man sicher nicht verlangen. Die Expedition der N. Z. Z. befördert frankirte und mit T. E. Z. Nr. 98 bezeichnete Anfragen.

In Oesterreich sind die Grenzboten und 40 andere Bücher und Broschüren verboten. Die Liste der verbotenen Bücher wächst noch. Zahlreiche Oesterreicher haben schon lange nichts anderes zu lesen bekommen als den „Franz Joseph von Gottes Gnaden" auf den papiernen Kreuzerstempeln; manchmal thut's auch der bloße Stempel. (Dorfz.)

Aus Anlaß des vor Kurzem in der „Tyroler Zeitung" erschienenen Artikels über das sogenannte „Wunder in Rimini", wo ein in Oelfarbe auf Leinwand gemaltes Muttergottesbild die Augen bewegen soll (natürlich ohne Maschinenkünste, sonst wäre es kein Wunder), und wo zwei k. k. österr. Offiziere von Bewunderung dieses Wunders hingerissen — nach Angabe der „Tyr. Ztg." — ihre Orden von der Brust genommen und sie dem Wunderbilde angehängt haben sollen, theilt die „Innsbr. Ztg." folgendes Schreiben eines k. k. Offiziers aus Bologna vom 29. Juni mit: „Bezüglich der mir zugesendeten Blätter der Tyroler Zeitung kann ich nur versichern, daß solch' niederträchtig lügenhaftes Gewäsche, mittelst welchem unser Stand in einem Lande, das sich doch zu den unsern zählt, lächerlich gemacht wird, bei uns nur Verachtung erregte. Folgendes kann ich als reine Wahrheit mittheilen. Als das sogenannte Miracolo di Rimini zuerst auftauchte, strömten allerdings wohl Tausende von Leuten — die meisten aus Neugierde — dahin, aber zu Ehren der gesunden Vernunft sey es gesagt, daß die wenigsten befriedigt davon heimkehrten, daher auch die ganze Sache so schnell wieder aus dem Gedächtnisse verschwand, als sie erfunden war. Dermal ist das Bild wieder auf dem alten Platz und Wenige versuchen es mehr, eine Bewegung der Augen an demselben wahrzunehmen. Hinsichtlich der Betheiligung an der Sache von Seite k. k. Offiziere ist eine niederträchtige Lüge, zu behaupten, der Herr Korpskommandant sey deßhalb von Bologna nach Rimini gegangen, sondern Hr. General Marzani (ein Brigadegeneral aus Bologna) war zufällig eben auf einer Truppenbereisung begriffen und traf zu dieser Zeit beim 10. Jägerbataillon, welches in Rimini dislocirt ist, ein. Der Ruf dieses Bataillons ist unter uns Militärs zu bekannt, als daß Jemand glauben könnte, es würde einer von dessen vielen decorirten Offizieren seinen sauer verdienten Orden derart hingegeben haben, um die Dummheit des abergläubischen Volkes noch vermehren zu helfen."

Hassenpflug bleibt in seinem Amte. Nach seiner Rückkehr aus Frankfurt wird er in einem der kurfürstlichen Schlösser wohnen, woselbst für ihn schon der erste Stock in Bereitschaft gestellt ist. — Der erste Stock — der gebührt auch dem Herrn Minister. (Kladderadatsch.)

Warum bemüht sich der Treubund so eifrig um Erlangung des Korporations-Rechtes? Weil er durch dieses Recht allein erhalten kann, was ihm trotz aller Bevorzugung jedes einzelnen Mitgliedes abgeht, nämlich — die Rechte einer moralischen Person.

Korrespondenz.

Köln, 21. Juli.

Der als künftiger Director des städtischen Theaters bezeichnete Herr Löwe soll bedeutende Persönlichkeiten engagirt haben, und gefaßt seyn, im ersten Jahre von seinen Mitteln dem Institut ein Opfer zu bringen, hofft aber, daß es ihm gelinge, dem Schicksale seiner Vorgänger zu entgehen. Frl. Macca soll für 30 Vorstellungen gewonnen worden seyn. — Wenn es Jemanden einfallen sollte, auch einmal „Geheimnisse von Köln“ aufzuzeichnen und er die sittliche Seite in Angriff nimmt, könnte er leicht unsere Stadt ein kleines Paris nennen, falls er sich einen Tag der vorigen Woche wählt und den Leser durch die Gerichtssäle führt, wo vielleicht in derselben Stunde folgende Fälle zur Verhandlung kamen: An den Assisen wurden mehrere Männer lebenslänglich und andere zu 5—6 Jahren wegen brutaler Sittenlosigkeit verurtheilt. Am Zuchtpolizeigericht stand ein hohee Beamtee, dee es nicht dulden wollte, daß man hinter seinee sittlichen Lebensweise ein Fragezeichen anlege, mußte aber Appell einlegen. Am Landgerichte wurde die Ehescheidung eines Notadeln verhandelt; und am Appellgericht wae ein sich schon lange zankendes gräfliches Paae. — Heute, morgen und Dienstag feiert man hiee das erste Schützenfest, zu welchem gegen 100 auswärtige bis nach Belgien wohnende Vereine eingeladen wurden, weßhald zu erwaeten steht, daß diese Festivität sich der Art heben wird, daß sie in Deutschland an Großartigkeit nicht wird übertroffen werden

.*. Wiesbaden, 25. Juli.

Für den gestrigen festlich begangenen Geburtstag unseres Herzogs Adolph fand schon am Voradend eine brillante Feier statt. Nach dem gewöhnlichen Läuten aller Glocken und dem Kanonendonner, sowie später einem solennen Zapfenstreich der Militärmusik und Tambours, eilte eine große Menge unserer Einwohner jeden Standes und Alt und Jung, sowie auch unsere Curgäste hinter den Cursaat, dessen Baumgang und See mit brillanter Beleuchtung und flammenden Pechkränzen einen bezaubernden Andlick bot und die Nacht zum Tag erhellte. Uebee dee Seebrücke war ein Transparent angebracht, das den Namen Adolph und darüber eine Krone führte. Die ausgezeichnete nassauische Regimentsmusik, deren Halle ebensalls illuminiet war (sowie auch das entfeente Schweizerhäuschen), spielte bis gegen Mitternacht, und vom blauen tiefen Himmel herab beleuchtete auch der Vollmond den Spiegel des See's, dessen Ruhe nur durch die vom ungewöhnlichen Glanz und Geräusch aufs Neue geweckten Fische gestört wuede. Am Grbuetstage selbst wiedee Glockengeläute in allee Frühe; Festparade allee hiesigen und Bibricher Militärbrigaden, sowie der Pionniers und Artillerie — Festmahl im Cursaal — Festmusik hinter demselben von der trefflichen österreichischen Militäemusik des Regiments Erzherzog Rainer unter Leitung des Capellmeisters Stasky ausgeführt und Abends Festball. Die Festparade nahm der Kriegsminister v. Hadeln ab, der dem Vernehmen nach überhaupt auch die Generalcommandantur erhalten hat, seitdem unser General Ahlefeld seine Pension genommen.

Marburg, 20. Juli.

(Schluß.)

Der dritte Tag der Landesschulsynode war den sonstigen Anträgen zue Hebung dee Volksschule gewidmet. Und wie Vieles, wie viel und schwer Niederdeückendes war es, was den Abgeordneten der Kreisschulsynoden am Herzen lag und von ihren Committenten an's Herz gelegt war. Es sind zum Theil wahrhaft schaudeehafte Verhältnisse, die hier theils erneuert, theils zum eesten Mal zur Sprache kamen. So sind die Wittwen und Waisen der Volkslehrer, welche vielleicht ein ganzes Leben lang mit der größten Treue und Aufopferung den schwersten Beruf erfüllt haben, bisher vom Staat und den Gemeinden noch völlig brodlos gelassen, so daß die aemen Lehrer im Lande selbst in jedem Traueralle einen Nothpfennig zusammensteuern und betteln müssen; so sind die Pensions-Verhältnisse emeritirter Lehrer, so wie die der Gehülfen namentlich in mehreren Landestheilen, besonders im Fuldischen, die den vollständigen Dienst selbstständig ausführen müssen und dabei schlechter stehen, als ein Hof-Knecht, noch wahrhaft unwürdig und verzweifelt; so stehen die Besoldungs-Verhältnisse der Volkslehrer überhaupt, trotz des unter dem früheren Ministerium gemachten Anfangs, noch immer ganz ungenügend da, die der älteren Lehrer namentlich noch immer ohne alle Verbesserung, und der dafür vorerst verwilligte, noch nicht vertheilte Betrag soll vom jetzigen Ministerium als bloße Gratification nach Gunst oder Ungunst vertheilt werden! Dazu kommen die fortdauernden Klagen in Betreff der noch bestehenden Vermischung des Schulamtes mit kirchlichen Diensten, und das gegenwärtige Ministerium hat die Verordnung des frühern in Betreff der niederen Küsteedienste, deeen Nichtdurchführung von Seiten vieler Geistlichen allgemein geeügt wurde, sogar wesentlich zurückgezogen! U. s. f. Man vereinigte sich aber endlich auf den Antrag von Dr Volckmar, einfach die nächste Ständeversammlung durch eine gemeinsame Petition der Landesschulsynode um Erwirkung des Schulgesetzes anzugehen, wie es von der Oberschulcommission, die man jetzt aufgelöst hat, namentlich von Dr. Gräfe, entworfen und vom Ministerium Eberhard schon genehmigt war, vom gegenwärtigen abee zurückgelegt ist, — eines Schulgesetzes, welches alle bisherigen Anträge der Landesschulsynoden und so wesentlich die großen Sätze der deutschen Grundrechte aufs bestimmteste und praktischste ausgeführt enthält und allein allen jenen eng zusammenhängenden Desiderien abhilft. Die Discussion beseitigte bald zwei dagegen vorgebrachte Bedenken, ein materielles und ein formelles; alle weiteren Anträge dagegen, welche dahin gingen, das jetzige Ministerium um Abhülfe einzelnee Beschwerden anzugehen, wueden einzeln mit großer Majorität abgelehnt, und selbst in Betreff der schreiendsten Uebelstände vorgezogen, diese nur in der Petition als besondere Motive der unaufschiedlichen Durchführung des ganzen Schulgesetzes zu erwähnen. Die danach vom Redactionsausschuß genehmigte Petition wurde darauf alsbald von allen Abgeordneten unterzeichnet. — Ueber den Antrag gegen die berüchtigt gewordenen Beschlüsse einer „Homberger Conferenz“ der mystisch-hierarchischen Partei, welche die Schule zu einer bloßen Dienstmagd der Kirche, d. h. der Geistlichkeit, machen will, zu protestiren, wurde, weil diese doch wirklich zu unbedeutend und ungefährlich seyen, nach Volckmar's Antrage zue motivirten Tagesordnung übergegangen. — Gegen Ende sprach noch das Mitglied des Central-Ausschusses, Janson, in einer anregenden Rede übee die Hebung der Theilnahme des Volks an dem Schulwesen überhaupt, wie am Synodalwesen im Besonderen. Den Schluß dee Verhandlungen führte der Präsident durch erhebende Worte der Anerkennung, der Ermunterung und dee Mahnung, ebenso festzuhalten an der bestimmten Aufgabe der Schule, die keine religiöse oder politische Parteiung zulasse, als auch gegen Andersdenkende duldsam zu seyn. Der wackeren Schulsynode und der Bürgerschaft von Marbueg für ihre thätige Fürsorge und Theilnahme, so wie dem veedienten Präsidenten wurde dann noch der Dank der Versammlung ausgesprochen, nachdem vorhee noch der neue Central-Ausschuß gewählt und zum Ort der nächsten Landesschulsynode Hanau bestimmt war. — Zum ernenten Zeichen aber, wie das Volk jetzt schon die entschiedenen und beharrlichen Bestrebungen seinee Lehree zu würdigen versteht, hatte die jüngere Bürgerschaft Marburgs, die in zwei Gesangvereine gegliedert ist, ein trotz des Wetters überaus frequent gewordenes Gesang- und Volksfest auf der Spiegelslust veranstaltet, das ebenso anstoßlos und würdig endete, als die ganzen Verhandlungen selbst. — Die neugelegte Saat wird aufgehen, trotz aller bestehenden oder noch kommenden Fröste; nur so rüstig und entschieden vorwärts auf dem Gebiet dee Schule in ganz Deutschland!

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Juli. Zum vorletzten Male unter Mitwirkung der Fräulein von Romani: Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer.

Sonntag, 28 Juli. Gastdarstellung dee Hereen Scholz und Grois, vom k. k. peivilegirten Carl-Theater in Wien. (Zum erstenmale:) Der Zigeunee, Lebensbild mit Gesang in zwei Abth., von Kaiser, Musik von Müller. von Mollich: He. Scholz. Horgosz: Hr. Grois.

Montag, 29. Juli. Fidelio.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 27. Juli. (Zum erstenmale:) Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten, von Mosenthal.

Sonntag, 28. Juli. (Zum erstenmale:) Schuster und Friseur, oder: Die Verlobung im Wirthshausgarten, Posse mit Gesang in 2 Akten, von Blum. Vorher: Die Hochzeitsreise. — Eine Stunde nach Ende des Theaters: Eine italienische Nacht.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 179. Montag, den 29. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

16. Kabale und Liebe.

Es ist doch wunderlich, wie Zeit und Umstände die Menschen verändern. Der Prokurator saß am andern Morgen in der Studierstube seiner, auf der Allerheiligengasse neben dem Gasthause zur goldenen Luft belegenen Wohnung, und sah mit trübem Blicke auf die traubenprangende Rebenlaube des Gartens. — Er konnte gegen den dicken Herrn Rath und gegen seinen Nebenbuhler gar nicht mehr so aufgebracht seyn, wie früher. Im Gegentheile fühlte er mit dem unglücklichen Zustande des Letzteren so ein gewisses Mitleid, daß er beinahe sich selbst Vorwürfe machen wollte.

„Wenn Dir Einer bei — Paulinen —“ erschrocken blickte er im Zimmer umher — „dieß gethan hätte, wie würde Dir es gefallen?“

Er suchte diese Gedanken zu verjagen und setzte sich zu der Arbeit nieder; aber unruhig sprang er wieder auf und stieß die Akten von sich.

„Da liegt nun der fatale Prozeß! Bei dem nächsten Pfeifergerichte soll Spruch erfolgen, ich werde und muß gewinnen und — habe mir mit der größten Anstrengung meinen Galgen selbst gezimmert!“

Unruhig lief er in der Stube umher.

„Arme Cäcilie! — Unglückliches Kind, Du mußt mir Deine Hand reichen, und ich Beklagenswerther muß sie annehmen, weil Alles schon zu weit gediehen und die Verbindung, um der Ehre willen, nicht mehr rückgängig zu machen ist! — O, verdammtes Wort: Ehre, das die Liebe vernichten soll! Um deinen steifen Flitterprunk werden vier Menschen unglücklich!“

Wie tiefsinnig setzte er sich an seinen Schreibtisch und rieb die Stirne: „Jetzt sey ein Advokat Deiner selbst und hilf Dir, wie Du Andern geholfen! — O, Cupido, heidnischer Gott der Liebe, sieh jetzt auf einen unglücklichen christlichen Advokaten mit mildem Auge und verleihe ihm Deine göttliche Hülfe!“

Kaum war die Bitte seinem Munde entflohen, als es an der Thür klopfte und herein trat — Buchhalter Seebald.

Erstaunt blickte der Prokurator auf diesen Frühbesuch; wenn dieser die von Gott Amor erbetene Hülfe ausmachen sollte, ja freilich — dann mußte es kurios zugehen!

Seebald nahm Platz, redete bedächtig ein Langes und Breites, und kam endlich, unter mancherlei Verwahrungen, bezüglich seiner redlichsten und besten Absichten, zu dem Endziele — zum Zwecke seines so frühzeitigen Besuches.

Cäcilie nämlich weine, sey ganz trostlos, und die Mutter weine zuweilen mit der Tochter ein Duett, der Vater komme dann mit dicken donnernden Pfundnoten hinzu, nehme aber allmälig einen sanfteren begleitenden Ton an, und endlich gebe dieses eine übereinstimmende Musik, die ihm, Buchhalter, in Hinsicht auf den Herrn Prokurator gar nicht gefallen wolle.

„Wirklich!“ sprach Werlin mit einem Tone, der gar keine Ueberraschung verrieth, und: „Wirklich!“ wiederholte Seebald mit einem Ausdrucke, der voller Ueberraschung war.

Werlin merkte Etwas und machte ein bedenkliches Gesicht, und des Buchhalters Mienen wurden wieder steiffaltig, und er fuhr also fort:

„Einer Seits muß nun Ihre Verbindung dadurch zu Stande gebracht werden, daß die Familie Zorn moralisch vernichtet wird, andern Theils muß der dicke Gegner für seine Grobheiten bestraft und drittens unserm Handlungshause noch ein erklecklicher Vortheil zugewendet werden. Wir haben nämlich im heurigen guten Jahre ungeheure Ankäufe in Landesprodukten, vorzüglich in gedörrten Zwetschen, Birnen, Brünellen und dergleichen gemacht. Können wir die Handelsfreiheiten der Städte Nürnberg, Bamberg und Worms bei dem bevorstehenden Pfeifergerichte beseitigen, so hat das Handlungshaus Beverdick und Compagnie den ganzen Landesproduktenhandel auf jetziger Herbstmesse allein in Handen, und wir machen die Preise.“

„Was hat denn aber meine Heirathsangelegenheit mit Ihren Landesprodukten gemein?“

„Gar nichts, und doch wieder sehr viel, weil nämlich allen vielseitigen Anforderungen mit einem Schlage genügt wird.“

„Ich bin begierig!“

Mit flüsternder Stimme erzählte nun Seebald von den uns bereits bekannten Formalitäten des Pfeifergerichts, und langte endlich, nach noch mancherlei Deductionen über seine redlichen Absichten, bei dem Punkte an, daß man den Abgesandten der Städte es unmöglich machen müsse, den Ceremoniell-Anforderungen zu genügen.

Staunend und verwundert hörte Werlin die zarten Reden des alten — Spitzbuben, der gar nicht zu begreifen, ja nicht einmal zu ahnen schien, daß er da ein höchst verderbliches Werk im Anschlag habe. Doch der Prokurator war Advokat genug, um sich nichts merken und den Alten ausreden zu lassen.

„Durch mein Bäschen Pauline“ — der Zuhörende fuhr freudig empor — „bringe ich Alles fertig. — Herr Rath Zorn mit seinem Hut für den Herrn Stadtschultheißen ist gestern Abend auch angekommen; dem Mädchen erkläre ich nun das Ganze für einen Spaß, und durch sie erhalte ich des dicken Herrn Wormser Abgesandten Kastorhut und zugleich meines Betters Spitzmaier einzig existirendes Instrument, den Pommer. — Dann mögen sie Pfeifergericht halten.“

„Herr,“ fuhr der Prokurator auf, „Pauline sollte stehlen?“

„Gott bewahre," wehrte der Alte mit beiden Händen, „sie stiehlt ja nicht, sie „versteckelt" es nur!"

Der Prokurator überlegte. Der Plan war so überzwerg und bocksbeinig, als sein Erfinder; aber er enthielt ein Material, das nicht zu verachten war. Schnitzt ja doch der Künstler aus einem unförmlichen Holzblocke oft ein schönes Bild, warum sollte einem geschickten Advokaten nicht vergönnt seyn, aus herbeigeführten schroffen Verhältnissen ein schönes Resultat zu erzielen? —

„Ihre Absichten sind gut," sprach endlich Werlin.

„Sind redlich," fügte Seebald treuherzig hinzu.

„Ich werde danach handeln," fuhr der Prokurator fort, „doch dazu muß ich das Bäschen sprechen."

„Paulinchen, mit welcher ich heute schon geredet habe, läßt Sie grüßen. Diesen Morgen ist sie ganz allein zu Hause, und gewiß — Sie werden willkommen seyn!"

„So will ich auch nicht länger weilen," entgegnete Werlin mit freudig pochendem Herzen. — „Um elfe muß ich auf die jüngere Audienz, dann auf die Referier, zum Substituten und Oberstrichter — also jetzt, jetzt gleich. Lieber Herr Seebald, entschuldigen Sie mich!"

Der Alte wollte noch in weitschweifigen Worten Abschied nehmen, der Prokurator drängte ihn jedoch zur Thüre. Endlich trippelte der Buchhalter die Treppe hinab, entzückt über das Feuer, womit der Advokat seinen Plan aufgefaßt hatte. Werlin aber warf sich schnell in seine ziertichsten Kleider, ordnete das fein gepuderte Perrückchen mit möglichster Eleganz auf den Kopf, steckte den mit Stahl garnirten Degen an die Seite und eilte nach dem Nürnbergerhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Gleiches gesellt sich gern.

Wir Deutsche haben eigentlich die Clubbs erst im Jahre 1848 praktisch kennen lernen, während sie bei den Engländern seit vielen Menschenaltern für alle mögliche Zwecke üblich sind. Zur Zeit Swifts und zur Zeit Addison's gab es in London sehr sonderbare Clubbs, wie es jetzt keine mehr gibt, obgleich sich die Engländer, und mit vollem Rechte, einer großen Originalität rühmen. So z. B. gab es in den dunkelsten Regionen der Gesellschaft den Clubb der Gehenkten. Dieser Clubb wurde durch ein Dutzend Taugenichtse gestiftet, die zum Galgen verurtheilt gewesen waren, ihre Fesseln zerbrochen und das Weite gesucht hatten. Diese Uebelthäter, die in ihrer neuen Freiheit vom Raube lebten, wählten als Asyl und Vereinigungspunkt ein unbekanntes Gasthaus, dem sie den Namen Clubb gaben. Ein Theil des Ertrags ihrer Diebereien diente zur Vermehrung des Fonds, wovon unglückliche Kameraden unterstützt und gerettet werden sollten. Jeder zum Tode Verurtheilte hatte Anspruch auf die Unterstützung des Clubbs; zwischen dem Tage seiner Verurtheilung und Hinrichtung wachte eine geheimnißvolle und thätige Macht über ihn und bemühte sich um seine Befreiung. Mehr als eine Thüre wurde erbrochen, mehr als ein Gefängnißwärter durch die Hände und das Gold des Clubbs der Gehenkten bestochen. Diese seltsame und malerische Verbindung gab Balzac die Idee zu seiner „Geschichte der Dreizehn". Einer der Gehenkten gab sich dazu her, seine Kameraden zu verrathen. Der Clubb wurde von Dienern der Gerechtigkeit überfallen, gerade bei einer feierlichen Sitzung, und alle Mitglieder rechtfertigten am Galgen den Titel, den sie sich im Voraus beigelegt hatten.

Zur Zeit, als der Clubb der Gehenkten blühte, besaß London einen andern, rechtlichern, aber nicht minder merkwürdigen Clubb den „Clubb der Buckligen". Ueberdrüssig des fortwährenden Spottes und gereizt durch den ewigen Hohn der gerade gewachsenen Menschen, versammelten sich eines Tages die Buckligen und stifteten diesen Clubb, der in kurzer Zeit eine große Anzahl Eminenzen unter seinen Mitgliedern zählte. Hier, in vertraulicher Gesellung, waren die Buckligen glücklich. Nichts beleidigte, nichts verdunkelte sie, sie konnten sich auf Augenblicke einer vollständigen Illusion hingeben, sich einreden, ihre Buckligkeit sey den Gesetzen der Natur gemäß, und über die, des Höckers entbehrenden Rücken spotten. Die Verzierung des Clubbs entsprach seinem Zweck; überall erhob sich das Gold in Buckeln; die Gemälde stellten berühmte Bucklige dar, welche zu jeder Zeit die Zierde des Menschengeschlechts gewesen sind. In diesem, den Profanen verschlossenen Tempel verbrachten die Londoner Buckligen lange Tage ohne Wolken und ohne Hohn, fern von der Welt und ihren physischen Vollkommenheiten. Heutzutage gibt es in den Sitten mehr Philosophie. Die Gebrechlichen wissen ihre Eigenliebe zu beugen und denken nicht daran, sich von der Welt zu isoliren. Aber wenn die körperlichen Gebrechen keine Clubbs mehr haben, so zählen die moralischen Schwächen mehrere, die sich ihre Bekämpfung zur Aufgabe gemacht. So haben die Vereinigten Staaten, von denen so viele gute Einrichtungen ausgegangen sind, Mäßigkeitsclubbs gebildet, deren Mitglieder nur Wasser trinken, gegen den Wein donnern, mit ihren Verwünschungen die starken Getränke verfolgen und, auf öffentlicher Straße vor dem Volke und zum großen Leidwesen der Trunksüchtigen und Freunde der göttlichen Flasche, Fässer voll Branntwein u. s. w. auslaufen lassen.

Auf der andern Seite, da das Uebel immer gleichen Schritt mit dem Guten hält, und kraft der Gesetze des Gleichgewichtes, findet man in England und Amerika Unmäßigkeitsclubbs, zu denen die schamlosesten Trinker gehören. Ohne Zweifel sind diese Clubbs aus der Verfolgung hervorgegangen, denn die Verfolgung hat stets den Fanatismus erzeugt. Einer dieser Clubbs, der berühmteste von allen, wurde 1817 in London von dem berühmten Schauspieler Edmund Kean gestiftet. Er nannte sich Royal Gins (Königsfusel). Das letzte Mitglied dieser Gesellschaft, ein gewisser Dexter, lebt eingezogen in einer kleinen Stadt, die eine von Damen gestiftete Mäßigkeitsgesellschaft besitzt. Viele englische Damen verfolgen hartnäckig die Trunksucht, die sie für die furchtbarste Feindin der Artigkeit und Galanterie ansehen. Dexter war den Nachstellungen des weiblichen Bundes ausgesetzt; man glaubte, die Bekehrung eines solchen Sünders würde ein schöner Sieg seyn, und dem armen Teufel wurde so zugesetzt, daß er endlich vor den Vorsteherinnen der weiblichen Mäßigkeitsgesellschaft feierlich Abbitte that.

Dexter hat viele Details von dem Royal Gins erzählt. Der Clubb zählte nie mehr als fünfzehn Mitglieder, so schwer war die vor dem Eintritte zu bestehende Prüfung. Man mußte stehend und ohne abzusetzen eine Kanne Branntwein trinken. Einige Kandidaten starben an dieser Branntweinprobe. Im Durchschnitte unterlag jährlich die Hälfte der Mitglieder diesen Ausschweifungen. Der ehrenvollste Tag für den Clubb war die Aufnahme des Lords Byron. Er trank den Probebecher mit einem Zuge aus und verlor weder seine Kaltblütigkeit, noch Geistesgegenwart. Der Löwe Kean's war Mitglied des Clubbs und ein furchtbarer Säufer; Lord Byron wollte seinen Bären aufnehmen lassen, aber das arme Thier war an den Wachholder nicht gewöhnt; nach einigem Schlucken bekam er heftige Zuckungen, und sein bald darauf erfolgter Tod muß diesem Umstande zugeschrieben werden.

Kean brachte alle Stunden, die ihm das Theater übrig ließ, in diesem Clubb zu. Ehe er eine Rolle spielte, begeisterte er sich stets durch einige Flaschen. Wenn er nicht getrunken hatte, sah er siech und hinfällig aus. Oft sagte er zu seinen Trinkgenossen, indem er ihnen das Glas zeigte: „Da seht mein Talent!" Je mehr er getrunken hatte, desto besser spielte er. Bisweilen konnte

er nicht mehr stehen; seine Freunde trugen ihn dann in's Theater und kleideten ihn an, so gut es gehen wollte. Aber sobald man ihn auf die Bühne rief, sprang er auf und stand, wie durch Zauberei, fest auf den Beinen und sein unvergleichliches Spiel erntete den donnernden Applaus des Publikums.

Ueber die elektro-magnetischen Telegraphen,

welche die Depeschen gleich drucken, bringen wir folgende Mittheilung bei, um eine kürzlich von anderer Seite verbreitete zu berichtigen. Die Apparate der zugleich druckenden Telegraphen sind von dem Amerikaner Morse erfunden worden. Die bei denselben in Anwendung kommende Schrift besteht aus Zeichen, die aus Strichen und Punkten zusammengesetzt sind. Sie werden am Ankunftsorte der Depesche durch den Apparat in Papierstreifen eingedruckt, nach Art der trockenen Papierstempel. Um eine größere Schnelligkeit, als bei den übrigen Apparaten, zu erreichen, ist eine Einrichtung getroffen, die eine große manuelle Fertigkeit des Telegraphirenden bedingt. Dieser ruft die Zeichen der Buchstaben, die man als Längen und Kürzen betrachten kann, durch taktirendes Aufschlagen auf einen Knopf hervor. Nun geben aber die Buchstabenzeichen fortlaufend unrythmische Bewegungen, und es ist dabei natürlich, daß selbst der gewandteste Telegraphist Fehler begeht. Der Druck erfolgt ferner nicht so scharf, daß er bei mangelhafter Beleuchtung nicht Anlaß zu Irrungen geben sollte. Es ist nun dem Dr. Kramer — wie wir schon neulich berichteten, vollständig gelungen, einen Apparat zu construiren, welcher außer andern sinnreichen Einzelheiten eine Klaviatur besitzt, durch welche das Erforderniß der manuellen Fertigkeit beseitigt wird, und welcher bei gleicher Schnelligkeit der Beförderung der Depesche diese mit schwarzer Farbe deutlich auf Papier druckt. — Von den Morse'schen Apparaten sind nur einige Exemplare auf der Linie Berlin-Frankfurt im Gange, deren Aufstellung aber lange nicht die Summe von 80,000 Thlr. kostet, wie behauptet wurde.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber den furchtbaren Brand des Dampfschiffes „Griffith" auf dem Erie-See liefern die Newyorker Blätter zahlreiche, schauderhafte Details. 96 Personen wurden am Strande begraben, die übrigen hatte man noch nicht aufgefunden. Von den 356 Passagiren sind blos 40—50 gerettet. Diejenigen, welche sich durch Schwimmen retten wollten, wurden meistens von anderen, sich verzweiflungsvoll Anklammernden in die Tiefe gezogen und fanden so auch den Tod. Das Schiff war nur eine halbe Meile vom Strande entfernt; die Beschreibungen des gräßlichen Jammers sind herzzerreißend. Von 31 englischen Emigranten von Cambridgeshire retteten sich nur 3. Einer derselben verlor seine Frau, 2 Söhne, 2 Töchter, 2 Brüder und 2 Schwestern. Männer warfen Frau und Kinder über Bord und sprangen selbst nach in den sichern Tod. Noch ist nichts über die eigentliche Ursache des entsetzlichen Brandes bekannt, und kaum ist es eine andere, als der gewissenlose Leichtsinn der Yankees.

Auf dem lebensgroßen Bilde des Königs von Preußen, welches der König den Studenten in Halle zum Geschenk gemacht hat, stehen die bedeutungs- und für die Studenten ehrenvollen Worte: robora virorum nutabant, stabat juventus: während die Männer wankten, blieb die Jugend fest. Ein Student sprach am Stiftungstage der Universität dem König für das Geschenk seinen Dank aus.

König Ludwig von Bayern hat auf vier Wochen seinen Aufenthalt in Salzburg genommen und bei dieser Gelegenheit dem dortigen Magistrat 1000 Gulden mit der Bitte überwiesen, aus diesem Geschenk alle während seiner Anwesenheit an ihn eingehenden Gesuche von Salzburgern zu erledigen.

(Augsburg, 21. Juli.) Der Wagnermeister Kaiser von Neustift bei Freising hatte eine Wette gemacht, von Sonnabend Mittag 1 Uhr an bis Abends in München zwei hintere Fuhrwagen-Räder zu fertigen und solche alsbald von dort nach Augsburg zu treiben, wo er bis Sonntag nach 9 Uhr im Schießgraben eintreffen wolle. Eine große Menge Menschen hatte sich gestern deßhalb zur bestimmten Stunde vor dem Schießgraben eingefunden, wo auch der Tausendkünstler mit seinen Rädern unter allgemeinem Jubel um 10 Uhr eintraf.

Auch in Meiningen hat ein Verein achtbarer Männer einen öffentlichen Aufruf für Schleswig-Holstein ergehen lassen. „In den nächsten Tagen wird in Schleswig-Holstein der Kampf für deutsche Ehre und deutsches Recht beginnen. Des deutschen Volkes Pflicht ist es, den hart bedrängten Herzogthümern die Hülfe nach Kräften zu leisten, welche ihnen die deutschen Regierungen nicht gewähren. Hierzu müssen sich alle Parteien vereinigen. Durch kleine, aber fortdauernde Beiträge wird es uns leicht möglich werden, unsern Brüdern im Norden die Tragung schwerer Kriegslasten wenigstens etwas zu erleichtern; wir schlagen deßhalb vor, daß in jeder öffentlichen Gesellschaft unserer Stadt an jedem Sonnabende zu diesem Zwecke gesammelt werde. Der Beitrag des Einzelnen aber drei Kreuzer nie übersteige."

In Preußen wird über das neue Ministerialrescript viel gesprochen, es verbietet nämlich den Gerichten, Anwalte der Volkspartei bei politischen Prozessen zu bestellen. Mancher schüttelt darüber den Kopf und tadelt, daß das Verbot die Unpartheilichkeit, die bei Rechtssachen stattfinden müsse, verletze. Grundsatz sollte doch seyn: jedem Angeklagten, der einen Vertheidiger nicht selbst wählen resp. bezahlen kann, den bestmöglichen Anwalt zu geben, und das wird für den Angeklagten von der Volkspartei bei weitem in den meisten Fällen der Parteigenosse seyn, schon nach dem alten Erfahrungssatze pectus disertum facit. Fürchtet die Regierung Jener Beredtsamkeit oder gar Ueberlegenheit? Das ist schwerlich anzunehmen, da sie unter einer großen Zahl Juristen die fähigsten zu Staatsanwälten wählen kann. Wozu also das Rescript? Einen Grund kann ich mir noch denken, mag ihn aber nicht gelten lassen. (Dorfz.)

Alles will jetzt mitreden. Auch der Bevollmächtigte von Bückeburg im Frankfurter Plenum hat dem Grafen Thun über die gegenwärtige Lage Deutschlands ein Promemoria eingereicht, das umfangreicher seyn soll als ganz Bückeburg.

(Ulm, 20. Juli.) Zu dem am Montag den 5. August dahier stattfindenden großen schwäbischen Sängerfeste werden bereits allseitig Vorkehrungen getroffen. Gegen tausend Sänger sind schon angemeldet, und Allem zufolge dürfte dieses Fest ein hübsches werden. Wir hoffen, daß unsere Nachbarn im Bayerland, insbesondere auch die Sänger aus dem freundlichen Augsburg, daran zahlreich theilnehmen werden; es ist nichts Politisches zu fürchten, vielmehr hat man sich hier bestrebt, Alles fern zu halten, was in dieser Beziehung Mißdeutungen erregen könnte. So ist insbesondere das auf den 4. August anberaumt gewesene große Turnfest abbestellt und auf das

Ende des nächsten Monats verlegt worden, da man Besorgnisse hegte, ob nicht jenseits der Donau die gleichzeitige Feier beider Feste bei den gegen die Turnvereine in Bayern neurstens genommenen Maßregeln Anstoß finden, und die bayerischen Gesangvereine von dem Besuch unseres Liederfestes abhalten könnte. Mögen deßhalb die letzteren diese Rücksichten durch recht zahlreichen Besuch ehren, sie werden in Ulm — wir zweifeln nicht daran — einen schönen gemüthlichen Tag verleben, und nach solchen sehnt man sich in der That wieder nach den bisherigen Stürmen und Erlebnissen. (A. Z.)

Korrespondenz.

Berlin, 21. Juli.

Eine literarische Arbeit, welche gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo in der Politik mehr der Pessimismus und die Speculation auf die niedrige und selbstsüchtige Natur der Menschen die Oberhand zu gewinnen drohen, ein großes Interesse in Anspruch nimmt, hat hier in diesen Tagen die Presse verlassen. Fesselnd schon durch den Namen Machiavelli's, den dieselbe an der Spitze trägt, erhält sie ihre eigenthümliche Bedeutung dadurch, daß sie es zum ersten Male versucht, aus den Schriften Machiavelli's ein übersichtliches politisches System zusammenzustellen, aus dem sich die politische Grundanschauung des florentinischen Staatsmanns erkennen und eine richtige Würdigung der in seinem „Fürsten" aufgestellten Maximen gewinnen läßt. Der Verfasser, Dr. F. Ebeling, hat seine Arbeit in zwei Theile zerfallen lassen, einen literarisch-kritischen über das Leben und die Werke M's. und den Versuch eines Aufbau's eines zusammenhängenden Systems seiner Politik aus den verschiedenen Werken: „Der Geschichte von Florenz", „dem Fürsten", den „Discorsi", „Briefen" rc. Indem wir das Hauptverdienst des Verfassers in dieser zweiten Hälfte seiner Schrift suchen, die auf dem Gedanken beruht, daß die isolirte Betrachtung des „Fürsten" des Machiavelli nur zu einer einseitigen Beurtheilung der Tendenzen des großen Florentiners führen könnte, und deßhalb es sich zum Gegenstande macht, dieses vielbesehdete Werk nur als Glied der Gesammtwerke und als ein Moment der gesammten politischen Anschauung M's. aufzufassen, können wir die Ausführung dieser Idee nicht anders als geglückt bezeichnen, wenn auch vielleicht eine schärfere Kritik in der Kombination einzelner politischer Sätze und Sentenzen eine andere Anordnung treffen möchte. Indem der Verfasser es jedoch vorgezogen hat, das System aus Belegstellen der einzelnen Werke einfach als Ganzes hinzustellen, ohne begleitenden kritischen Commentar, nehmen wir es auch als solches, ohne weiter auf einen Disput über Einzelnes uns einzulassen und wollen nur durch einzelne Hinweisungen das Interesse des Publikums für die Schrift zu erwecken suchen. Der erste Theil seiner Arbeit führt den Verfasser zu einer Beurtheilung des Characters Machiavelli's und der Tendenz der Schrift über den „Fürsten", bei der die Gegner, wie Diejenigen, bei welchen Machiavelli's Werk von jeher eine richtigere Würdigung gefunden, gemustert werden; unter ersteren Friedrich II und Voltaire, unter den letzteren namentlich Bayle, Baco und Rousseau, dessen Wort: „Machiavelli gibt vor, die Fürsten unterweisen zu wollen, besser aber unterrichtet er das Volk. Il principe ist der Codex der Republikaner", schon längst den Schleier von dem Werke fortgezogen, wenn nicht Machiavelli es selbst gethan, indem er Op. T. I., p. XIII. sagt: „Ich habe die Fürsten gelehrt, Tyrannen zu seyn, aber ich habe auch das Volk gelehrt, die Tyrannen auszurotten." Indem der Verfasser der vorliegenden Arbeit sich dieser letzten Anschauungsweise anschließt, gibt er gleichsam als Commentar dafür im zweiten Theil die Zusammenstellung des „politischen Systems" des Machiavelli. Ganz geeignet beginnt dasselbe mit einer Reihe von Fundamentalsätzen, in denen Machiavelli's Anschauung und Beurtheilung der menschlichen Natur und der Charactere der Menschen niedergelegt ist, auf welche er seine Principien als Politiker und Staatsmann gebaut hat und in denen stets ein stärkeres Gewicht auf die schlechte und egoistische Seite als auf die edleren Leidenschaften der Menschen gelegt wird: Wahrheiten zur Lehre für Fürsten und Völker auch heutzutage. Im Fortgange handelt dann die Schrift von der Republik, deren Errichtung rc., meist den „Discorsi" entnommen, der dritte Abschnitt behandelt die Monarchie, wobei „il principe" die Grundlage bildet. So eignet sich die Schrift des Dr. Ebeling sehr wohl zur Orientirung über einen Mann, dessen Name eine Art Vogelscheuche in der Politik geworden und mit Unrecht fort und fort zur Bezeichnung dessen gebraucht wird, was man als Hinterlist und als heuchlerisches und boshaftes Handeln im öffentlichen und Gemeinleben brandmarken will. Namentlich dürfte das Buch Denen, die mit den Schriften Machiavelli's unbekannt sind, zur Einführung in das Studium derselben dienen und die Lust erwecken, sich die Antwort zu manchen bei der Lectüre aufsteigenden Fragen an der Quelle selbst zu suchen. Wir glauben auch vornehmlich diese Intention, auf Machiavelli wieder aufmerksam zu machen, dem Autor der besprochenen Schrift *) zumuthen zu dürfen; ein letztes Wort über Machiavelli dürfte jedoch um so weniger darin gesprochen seyn, als Hr. Dr. Ebeling auf eine philosophisch-wissenschaftliche Kritik und Würdigung der Doctrin Machiavelli's nicht eingegangen ist und sich des eigenen Urtheils enthält.

Leipzig, 24 Juli.

Endlich dürfen wir doch auch von Leipzigs bethätigter Theilnahme an den schleswig-holsteinischen Brüdern berichten. Die erste Einnahme, 158 Thlr. aus einem Concert im Rosenthal, ist bereits abgesendet worden; die zweite auch, in dem bedeutenden Betrag von über 700 Thlr., und es kann mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß demnächst noch viel bedeutendere Summen von hier nach Kiel abgehen werden, die auf dem einfachsten und sichersten Wege zusammengebracht sind. Es gehen nämlich hochachtbare und angesehene Männer der Stadt Haus bei Haus und erbitten sich die Gaben für Schleswig-Holstein. Bei dem obenerwähnten Concert ist eines noblen Zuges unserer Offiziere zu gedenken. Bekanntlich gibt es im Rosenthal zwei Schweizerhäuser, Bonorand und Kintschy. In letzterem, dem gewöhnlichen Besuchort der hiesigen Offiziere, fand das Concert für die Schleswig-Holsteiner statt. An diesem Tage ließ sich aber kein Offizier bei Kintschy sehen. Und nicht das ist es, was wir zu rügen haben; sondern daß gerade an diesem Tage eine große Anzahl Offiziere bei Bonorand saßen, während weiter hinten das Concert stattfand. Abgerechnet einige Störungen, die durch das Schreien einiger Kaufmannsdiener und Studenten nach der Marseillaise entstanden, verlief das Concert ganz nach Wunsch. „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ward sehr oft gespielt und gesungen und jedesmal mit Applaus begrüßt. Die Marseillaise ward nicht gespielt.

Wien, 23. Juli.

Der Hofschauspieler Ludwig Löwe soll plötzlich seiner Stelle als Regisseur des k. Hof- und Nationaltheaters enthoben worden seyn. Es ist unerklärlich, mit welcher Hast diese Maßnahme ausgeführt wurde, denn das Enthebungsdecret soll Herrn Löwe nach Gratz nachgeschickt worden seyn, wo er soeben gastirte. — Herr Appert, durch seine Untersuchungen zur Verbesserung des Gefängnißwesens rühmlich bekannt, wurde heute in einer besonderen Audienz vom Kaiser empfangen, welcher ihn aufforderte, seine weiteren Rathschläge zur Gefängnißreform unumwunden an den Tag zu legen. Das Werk über den Stand der Gefängnisse in Oesterreich ist dem Verfasser vom hiesigen Buchhändler Sommer für 125 Dukaten abgekauft worden. — Heinrich Heine's Lieder werden jetzt in das Ungarische übersetzt.

*) Der Titel lautet: Machiavelli's politisches System. Biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Dr. Fr. W. Ebeling. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1850.

Berichtigung.

In dem Korrespondenz-Artikel „Aus der Pfalz", No. 175, Z. 8 v. u. muß es statt „Stibelius" heißen: „Tidelius".

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 29 Juli. Fidelio, große Oper in 2 Abth.

Dienstag, 30. Juli. (Gastdarstellung der Frau Don Lebrün, vom k Hoftheater zu Dresden.) Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Abth. von Ch. Birch-Pfeiffer. Franziska: Frau Don Lebrün.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 180. Dienstag, den 30. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Wir müßten wohl schlechte Menschenkenner seyn, wenn wir gestern nicht auf den ersten Blick bemerkt hätten, daß der junge, blühende Prokurator dem reizenden Pfefferküchlers-Kinde bedeutend in die Augen gestochen hatte. Hiernach bemesse man also den Empfang, der dem freudig anstürmenden Juristen zu Theil ward.

Paulinchen, im ungesucht reizenden Morgenneglıgée, war, wo möglich, noch schöner als gestern. Die seidenen und sammtenen Gewänder verhüllten damals Alles mit neidischer Steifheit; heute aber fiel der luftige Mousselin so leicht, und ließ das Grazienhafte des Mädchens in solch ungekünstelter, jedoch sittiger Fassung erscheinen, daß es dem armen Prokurator ganz allein mit dem wunderlieblichen Gebilde beinahe schwindelte, er aber dennoch sein geblendetes Auge nicht wegzuwenden vermochte.

Pauline erzählte nun in munterem, leichten Tone, der um so lieblicher klang, als die Nürnberger Mundart ganz naiv dabei sich einmischte, von ihren häuslichen Verhältnissen und verhehlte selbst des Oheims Spitzmalers scherzhafte Absichten auf eine so anspruchslose Weise nicht, daß bei Werlin in der ersten halben Stunde die Ueberzeugung fest stand, wie er es hier mit einem sittlich rein gebildeten, natürlichen Kinde zu thun habe, das vielleicht nur dann und wann aus Mangel modischer Bildung in leichtem Muthwillen über das Ceremoniell des Lebens, nie aber über die Gränzen des Schicklichen und Anständigen, sich hinaus zu setzen geneigt war.

Paulinchen war in des Prokurators Augen die schönste, seltenste Perle, und sie schimmerte — abgesehen von allem wirklichen Liebreiz, — für ihn um so herrlicher und in um so schmelzenderen Farben, als er die Holde mit dem Prisma der Liebe betrachtete.

Der Jurist loderte in vollen Flammen, und Pauline bewältigte in argloser Unbefangenheit nicht den süßen Erguß ihres Herzens. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Liebe im Sturmschritt operirt und in der nächsten Stunde der Prokurator die wenig Widerstrebende in seine Arme schloß.

Zwei Mädchen hat er nun für Eins. — Jetzt mag er zusehen, wie er sich herauswindet! —

17. Pfeifergerichts-Hoffnungen.

Wiederum war ein Tag dahin geeilt, und auf dem Kaisersaale des Römers hämmerten die Schreiner und tapezirten die Sattler für die Feier des abzuhaltenden Pfeifergerichtes. Schranken wurden um einen großen Raum des südlichen Theils des Saales für die Sitzung des Gerichts also aufgerichtet, daß das Publikum von drei Seiten dem öffentlichen Akte anwohnen konnte. Längs der südlichen Wand befanden sich auf einer Erhöhung grün plüschene Canapee's, in deren Mitte auf einer nochmaligen Stufe ein mit rothem Sammet beschlagener Armsessel stand. Dieser letztere Sitz war für den Herrn Stadtschultheißen, die übrigen Ruheplätze für die Herren Schöffen und Syndiker des Gerichts.

Nach dem Römerberge zu standen der Pult für den Gerichtsschreiber und der Tisch des Oberrichters, beide mit rothem Tuch behangen. Gegen dem Sessel des Stadtschultheißen über befand sich der ebenfalls roth bedeckte Tisch des Gerichtsboten, und hinter diesem ein grün behangenes Gestell, woran die Abgeordneten der fremden Städte ihren Platz nehmen sollten. Eine Reihe schwarzer Pultgestelle für die Prokuratoren schloß sich in dieser nördlichen Richtung an, auf welche noch einge Reihe Stühle für die Honoratioren folgten.

Herr Rath Zorn war in Geschäften über den Römerberg gegangen, er sah die Thüre zur Kaisertreppe *) geöffnet, und da das Pfeifergericht wegen des bekannten Prozesses für ihn jetzt von Wichtigkeit war, so trieb ihn Neugierde zur Treppe hinauf in den Saal.

Er hatte sich bei den Arbeitern eben ein klein wenig unterrichtet, da fühlte er, daß ihn von hinten eine Hand am Oberarme sanft berührte. Als er sich umsah, grüßte ihn ein Mann im schwarzen Mantel mit mächtig gepuderter Allongenperrücke und spitz anstrebender Nase — Herr Advokat Doktor Rabularius.

„Ich komme von der Kreisstube **)," bemerkte der Letztere, und Sie hier wahrnehmend, kann ich nicht umhin, Ihnen die Versicherung zu ertheilen, daß Ihr Prozeß contra Beoerdick sehr gut steht. — Der Gerichtschreiber hat so ein Wörtchen fallen lassen, und bei dem Pfeifergericht erfolgt die Sentenz."

Der Rath rieb sich vergnügt die Hände; mit complimentirendem Tone entgegnete er dann:

„Der Herr Doktor wissen, daß ich jede Messe saldire. — Haben dieselben meine Rechnung —"

„Ich wollte solche meinem Copisten zur Besorgung geben. Indessen, da ich Sie gerade hier treffe, will ich, wenn Sie nicht anders wollen und es also befehlen, so frei seyn —"

Er überreichte dem Rath ein ziemlich großes Papier. Dieser las und ward bleich:

„Für Replik und Exceptionalhandlung hundert Reichsthaler! — In Summa zweihundert und sechzig Reichsthaler! — Die eine Schrift so viel Geld? —"

*) Jetzt die Treppe zur ständigen Bürger-Repräsentation. Die neue Kaisertreppe wurde erst zur Krönung Carls VII. 1742 erbaut.

**) Die jetzige Stadt-Canzlei.

Stotternd hatte Rath Zorn die letzteren Worte hervorgebracht und zagend blickte er jetzt den Advokaten an.

Gänzlich unbefangen sah ihm dieser in's Gesicht und versetzte mit devoter Freundlichkeit:

„Ihrem großmüthigen Versprechen mußte ich gehorchen. — „Machen Sie mir eine Schrift, und wenn sie hundert Reichsthaler kostet! —" Belieben Sie sich zu erinnern, also sagten Sie, und Mäcenaten der Wissenschaft darf man nicht widersprechen."

Der Rath machte ein kleingläubiges Gesicht, bedankte sich jedoch für die ihm gewordene Schmeichelei und empfahl sich.

„Hoffen Sie auf das Pfeifergericht!" rief ihm Rabularius nach, und der dicke Herr hasselirte mit grimmigem Gesichte die Treppe hinab.

Von dem Rechte des Erzählers: Ueberall und Nirgends zu gleicher Zeit zu seyn, müssen wir jetzt Gebrauch machen, um die Leser gehörig informiren zu können.

Während Rath Zorn im Römer mit dem Advokaten conversirte, war der Prokurator im Nürnbergerhofe und — scharmuzirte mit Hold-Paulinchen.

Das schöne Kind hatte indessen von den früheren Liebes-Avantüren ihres Damöt Etwas erfahren. — Rath Zorn nämlich, der mit Paulinchen gerne zu plaudern pflegte, hatte so ein Wörtchen — jedoch wirklich ohne alle Absicht — fallen lassen, und dieses war für das liebende Kind Grund genug, den Anbeter zum Willkomme gar nicht allzugnädig zu empfangen. Juristen sind aber böse Christen, und so hatte der gewandte und verliebte Advokat das verirrte Mädchen bald wieder auf den richtigen Pfad gebracht. — Zum Ueberfluß erzählte denn noch Werlin die Leidensgeschichte eines jungen verliebten Paares — vielleicht kennen sie unsre aufmerksamen Leserinnen? — mit so rührenden Worten, daß Paulinchen ganz weich um das Herz ward und sie dem Erzähler nicht allein die Hand, sondern auch, mit ihrem Munde nämlich, den Mund drückte.

„Paulinchen!" rief er, und: „Benedict!" rief sie. Es war ein wunderschönes Duett mit Kuß-Piccicato, das in einer langen Harmonieen-Verwicklung endigte.

„Du willst also?" fragte endlich der Prokurator.

„Alles, was Du nur wünschest. — Vetter Seebald war schon hier und, wie Du verlangt, habe ich gehandelt. — Ich zagte zwar — aber Du — bist viel zu edel, Du kannst ja nichts Böses wollen! —"

Ueberglücklich rannte der Prokurator davon. Der ihm auf der Treppe entgegen kommende dicke Herr Rath wäre bald schlimm weggekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's Rede über die Preßfreiheit. *)

Wir theilen aus dieser vortrefflichen Rede eines der hervorragendsten unter den gegenwärtigen französischen Schriftstellern und Kammermitgliedern nachstehend die Hauptmomente mit.

Meine Herren! Obgleich die Grundwahrheiten der Demokratie, insbesondere der großen französischen Demokratie am 31. Mai eine schwere Niederlage erlitten, so dürfte es doch immer noch, im Hinblick auf die Zukunft, an der Zeit seyn, dieselben der gesetzgebenden Versammlung in Erinnerung zu bringen. Diese Wahrheiten sind nach meiner Ueberzeugung folgende:

Die Volkssouveränität, das allgemeine Stimmrecht, die Preßfreiheit sind alle drei identisch, oder richtiger, dieselbe Sache unter drei verschiedenen Namen. Daraus entwickelt sich unser ganzes öffentliches Recht: die Volkssouveränität ist das Prinzip, das allgemeine Stimmrecht ist das Mittel, die freie Presse ist der Ausdruck. Die Volkssouveränität, das ist die Nation in abstracto, die Seele des Landes; sie bethätigt sich auf zweierlei Weise: mit der einen Hand schreibt sie, das ist die Preßfreiheit, mit der andern stimmt sie, das ist das allgemeine Stimmrecht.

Diese drei Dinge, diese drei Faktoren, diese drei Grundsätze, durch eine wesentliche Solidarität verbunden und jedes in seiner Weise thätig: die Volkssouveränität belebend, das allgemeine Stimmrecht regierend, die freie Presse aufklärend, vereinigen sich in einer engen, unauflöslichen Einheit, und diese Einheit ist die Republik! (Sehr gut! Sehr gut!)

Und sehen Sie, wie alle Wahrheiten sich finden und begegnen: die Volkssouveränität schafft die Freiheit, das allgemeine Stimmrecht schafft die Gleichheit, die Presse, welche die Geister erleuchtet, schafft die Brüderlichkeit.

Ueberall, wo diese drei Prinzipien in ihrer Macht und Vollkommenheit existiren, da existirt die Republik, selbst unter dem Namen Monarchie; wo diese drei Prinzipien in ihrer Entwicklung gehemmt, in ihrer Entfaltung zurückgehalten, in ihrer Solidarität verkannt, in ihrer Unantastbarkeit verletzt werden, da ist Monarchie oder Oligarchie, selbst unter dem Namen Republik. (Beifall auf der Linken.)

Und dann, wenn eben Alles aus seiner Ordnung gewichen, kann man das seltsame Schauspiel einer Regierung sehen, die sich selbst verleugnet. (Bravo.) Vom Verleugnen zum Verrathen ist nur Ein Schritt!

Und dann nur fangen die Hochherzigsten an, an den Revolutionen zu zweifeln, an jenen großen Zeiten mit den erhabenen Ideen und den kleinen Menschen (lange anhaltender Beifall), an den Revolutionen, welche wir Wohlthaten nennen, wenn wir auf ihre Prinzipien sehen, welche man aber mit Recht Katastrophen nennen kann, wenn man ihre Minister sieht! (Stürmischer Beifall.) Ich knüpfe wieder an, meine Herren! Geben wir Acht und vergessen wir es nie, wir Gesetzgeber; diese drei Prinzipien leben ein gemeinschaftliches Leben; sie vertheidigen sich auch gegenseitig! Ist die Preßfreiheit in Gefahr, so erhebt sich das allgemeine Stimmrecht zu ihrem Schutze, und ist dieses bedroht, so springt ihm die Presse bei. Meine Herren! Jeder Angriff auf die freie Presse, jeder Angriff auf das allgemeine Stimmrecht ist ein Attentat gegen die Volkssouveränität. Die verstümmelte Freiheit ist die gelähmte Souveränität. Die Volkssouveränität ist nicht, wenn sie nicht thätig seyn, wenn sie nicht sprechen kann, und das Stimmrecht beschränken, heißt ihr die Thätigkeit, die Presse beschränken, heißt ihr die Sprache rauben.

M. H.! Die erste Hälfte dieses Werkes datirt vom 31. Mai, heute will man die Fortsetzung liefern. Das ist der Sinn des Gesetzvorschlags. Der Prozeß der Volkssouveränität ist instruirt und fortgesetzt worden, man will ihn zu Ende bringen. (Ja, ja! so ist es!) Ich für meinen Theil will wenigstens die Versammlung warnen; ich muß es thun.

M. H.! Ich muß gestehen, ich glaubte einen Augenblick, das Ministerium würde dieses Gesetz fallen lassen.

Es schien mir wirklich, daß die Preßfreiheit schon ganz eine Beute der Regierung sey. Mit Hülfe der Justiz hatte man gegen den Geist ein ganzes Arsenal von Waffen vorräthig, verfassungswidrige freilich, aber doch gesetzliche Waffen. Was konnte man noch wünschen? Wurde die freie Presse nicht von den Polizeidienern am Kragen gefaßt in der Person des Colporteurs? nicht gehetzt in der Person des Ausrufers? nicht bestraft in der des Verkäufers? nicht verfolgt in der des Buchhändlers? nicht abgesetzt in der des Druckers? nicht eingekerkert in der des Redakteurs? Es fehlte nur noch eins — unglücklicher Weise kommen

*) Abends erschien diese Rede im „Evenement" und um Mitternacht waren bereits 48,600 Exemplare verkauft.

solche Schauspiele in unserem ungläubigen Zeitalter nicht mehr in Aufnahme — es fehlt, daß sie öffentlich auf einem gut christlichen, rechtgläubigen Scheiterhaufen in der Person des Schriftstellers lebendig verbrannt würde. (Bewegung.) Auch das könnte noch kommen. (Steigende Bewegung.)

M. H.! Sehen Sie, so war es mit der Presse beschaffen! Aus dem Gesetze über die Druckerpatente errichtete man eine Mauer zwischen dem Journalisten und dem Drucker. Schreibt nur, man wird es nicht drucken! Aus dem Gesetze über das Kolportiren interpretirte man eine Mauer zwischen dem Journal und dem Publikum. Druckt nur Euer Journal, man wird es nicht vertheilen! (Sehr gut!) Zwischen diese beiden Mauern sperrte man die Presse ein und sagte ihr: Du bist frei! Man fügte zu dem Behagen der Willkür das Ergötzen der Ironie. (Beifall und Lachen.)

Welch ein herrliches Gesetz ist besonders das über die Buchdruckerpatente! Eigensinnige Leute, welche durchaus wollen, daß die Verfassungen etwas bedeuten und nützen, bilden sich ein, dieses Gesetz vom Jahre 1814 sey durch den Art. 8 der Konstitution, welcher die Preßfreiheit proklamirt, abgeschafft worden. Sie meinten, wie Benjamin Constant, wie Eusebe Salverte, wie Firmin Didot, wie der ehrenwerthe Herr v. Tracy, daß dieses Gesetz künftig ein Nonsens sey, daß die Freiheit zu schreiben auch die Freiheit zu drucken oder nichts sey, daß mit der Befreiung des Gedankens auch zugleich seine materiellen Hebel, das Dintenfaß in dem Zimmer des Schriftstellers, wie die Mechanik in der Werkstätte des Druckers, frei geworden seyen, daß ohne dieß die angebliche Befreiung des Gedankens ein Hohn gewesen wäre. Sie meinten, alle Arten, die Dinte mit dem Papiere in Verbindung zu bringen, seyen frei, Schreibzeug und Presse seyen dasselbe und die letztere sey nur das erste in höherer Potenz. Sie meinten, der Gedanke sey von Gott geschaffen, um im Fluge die Welt zu durchschweifen auf den Flügeln der Presse. Sie meinten, diese eigensinnigen Leute, in einer Zeit der allgemeinen Aufklärung seyen es für den Bürger eines wahrhaft freien Landes drei ganz identische Rechte: einen Gedanken im Kopfe, ein Schreibzeug auf dem Tische oder eine Presse im Hause zu haben; das eine läugnen, heiße auch die beiden andern läugnen; alle Rechte würden zwar unter der Beschränkung ausgeübt, welche das Gesetz auferlegt, das Gesetz jedoch solle der Beschützer, aber nicht der Kerkermeister der Freiheit seyn. (Stürmischer, anhaltender Beifall.)

So die Meinung der Männer, welche die Schwachheit haben, an Prinzipien zu halten und welche verlangen, daß die Institutionen eines Landes vernünftig und wahr seyen. Wenn ich aber die Gesetze bedenke, für welche Sie stimmen, so muß ich wohl fürchten, die Wahrheit sey eine Demagogie und die Vernunft eine Rothe (Heiterkeit) und alles dieß seyen nur Hirngespinnste, nur die Sprache der Anarchisten und Wühler.

Betrachten Sie das entgegengesetzte System! Wie da Alles zusammenhängt! Was für ein gutes Gesetz ist, um darauf zurückzukommen, das über die Buchdruckerpatente, wenn man es so versteht, wie es verstanden, wenn man es so anwendet, wie es angewendet wird! Ist es nicht köstlich, zu gleicher Zeit die Freiheit des Arbeiters und die Sklaverei des Werkzeuges auszusprechen, zu sagen: die Feder gehört dem Schriftsteller, aber das Schreibzeug gehört der Polizei; die Presse ist frei, aber die Druckerei ist Sklavin! (Sehr gut! Sehr gut!)

Und in der Anwendung, welch' herrliche Erfolge, welche Muster von Billigkeit! Urtheilen Sie: Vor einem Jahre z. B., am 13. Juni, wurde eine Druckerei verwüstet. (Allgemeine Spannung.) Von wem? das will ich jetzt nicht untersuchen. Es waren eigentlich zwei, ich werde nur von einer sprechen. Es wurde also eine Druckerei verwüstet und von Grund aus zerstört. Eine von der Regierung ernannte Kommission, deren Mitglied ich war, stellte den Thatbestand fest, hörte die Gutachten von Sachverständigen darüber, erklärte sich für die Verbindlichkeit zum Schadenersatz und schlug als Entschädigungssumme für diese Druckerei speziell, wenn ich nicht irre, 75,000 Frs. vor. Die Entscheidung läßt auf sich warten. Nach Ablauf eines Jahres erhält der unglückliche Drucker endlich einen Brief vom Minister. Und was enthält dieser Brief? Die Anweisung für eine Entschädigungssumme? Nein, — die Entziehung seines Patents! (Ueberraschung und Theilnahme.) Ja, m. H., das ist erstaunenswerth! Wüthende zerstören eine Druckerei. Ersatz: die Regierung richtet den Drucker zu Grunde! (Bewegung.)

War dieß Alles nicht wunderbar? Entwickelte sich nicht aus dem Zusammenwirken aller Mittel, welche die Regierung in Händen hat, eine vollkommene Schreckensherrschaft? War nicht Alles erschöpft, was Willkür und Tyrannei vermögen und blieb noch etwas übrig?

Ja, dieses Gesetz!

M. H.! ich gestehe, daß es mir schwer fällt, mit Kaltblütigkeit über diesen Gesetzesvorschlag zu reden. Ich bin nichts, nichts, als ein Mann, treu und ergeben, so lange ich lebe, der heiligen Sache der Preßfreiheit — und wenn ich diesen Gesetzvorschlag lese, so ist es mir, als sähe ich meine Mutter schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Kassel, im Juli) In diesen Tagen wurde vor dem Schwurgerichte dahier ein Fall verhandelt, welcher großes Interesse im Publikum erregte. Es war ein Fälschungsprozeß. Der Advokat Ferdinand **Bachmann** zu Lichtenau war angeklagt, zwei Urkunden, einen Erbvertrag und einen Wechsel gefälscht zu haben, und zwar dergestalt, daß er beide Urkunden auf unbeschriebenes, jedoch mit dem Namen des Verstorbenen Kaufmanns Seitz zu Lichtenau versehen gewesenes Papier ohne Vorwissen des Letzteren geschrieben habe. Während des früheren Verfahrens — die Untersuchung wurde schon vor 13 Jahren eingeleitet — hatte bereits eine zweimalige Aburtheilung der Sache stattgefunden. Der Criminal-Senat des hiesigen Obergerichts hatte den Angeschuldigten wegen des ersten Punktes von der Instanz entbunden, hinsichtlich des Wechsels aber der Fälschung schuldig erkannt und zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Wegen noch unvollständiger Untersuchung hatte das Ober-Appellationsgericht auf ergriffene Berufung die Urtheile aufgehoben und weitere Vernehmungen rc. angeordnet. So war die Sache unter die Herrschaft der Strafprozeßordnung vom 31. Oktober 1848 und vor das Schwurgericht gekommen. Die Verhandlungen dauerten mehrere Tage, während welcher Juristen und Nichtjuristen über das Schuldig oder Nichtschuldig mit ungewöhnlicher Theilnahme und Lebhaftigkeit debattirten. Wir bedauern, den Fall wegen des beschränkten Raumes dieser Blätter nicht ausführlicher mittheilen zu können. Gestern erfolgte der Wahrspruch der Geschwornen, worauf der Angeklagte vom Gericht neben Entfernung von der Advokatur zu einer elfjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt wurde.

In **Berlin** müssen auch die Thiere an die Homöopathie glauben lernen. Auf Anordnung des Ministeriums müssen in der Thierarzneischule Versuche mit dem homöopathischen Heilverfahren gemacht werden und schon sind einige Pferde daran gestorben, aber nur an den Versuchen.

(Brüssel, 13. Juli.) Die „Societe colombophile“ (Taubenfreunde) hier sendet jetzt oft Tauben bis ins südliche Frankreich und kürzlich bis nach Pampeluna in Spanien, die daselbst zu einer gewissen Stunde in Freiheit gesetzt werden und in ihre Heimath zurückfliegen. Kürzlich ließ man deren 61 früh 5 Uhr auffliegen. Die ersten kamen um 2 Uhr 31 Minuten in Brüssel an, und hatten demnach 800 Kilometers oder 200 Lieues in 9½ Stunden durchflogen.

In Verona hat sich eine neue Gemeinde gebildet und Ronge's Glaubensbekenntniß angenommen.

Korrespondenz.

Berlin, 25. Juli.

Der Meyerbeer'sche „Prophet“ hat heute ein Opfer des Kunstenthusiasmus auf die Anklagebank geführt. Ein Kellner, Zieck, hatte mit Lebensgefahr sich durch das Gewühl der nach einem Billet zur ersten Aufführung der Oper Drängenden hindurchgeschlagen. Die Kunst ging ihm über Alles, selbst über den einem Schutzmannslieutenant schuldigen Gehorsam. Das Verbot des wachthabenden Konstablerosfiziers vermochte den Ungestüm des Enthusiasten vom Vordringen nicht zurückzuhalten. Heute sehen wir ihn wegen „Widersetzlichkeit gegen Abgeordnete der Obrigkeit“ vor den Richtern. Der Angeklagte leugnete zwar, aber ihm stand das Zeugniß des gegnerischen Schutzmannes entgegen. Er wurde zu zwei Monaten verurtheilt. — Auch ein Fischhändler, Moll, war durch den „Schneider von Leyden“ in gleiche Angelegenheit gebracht worden. Ihn schützten aber classische Defensionalzeugen vor einer Strafe. Die Richter sprachen ihn frei.

Baden, 20. Juli.

Der Zudrang zu unserem Badeorte nimmt mit jedem Tag zu; die Bahnzüge sind immer mit Fremden aus allen Welttheilen überfüllt. — Vorgestern ereignete sich auf dem hiesigen Bahnhofe der für die Betreffenden sehr unangenehme Fall, daß man bei dem Abgange des letzten Nachmittagszuges nach Freiburg die Wartsäle der ersten und zweiten Klasse zu öffnen vergaß, wodurch eine große Anzahl Passagiere zurückgelassen wurde. Der dem Zuge augenblicklich nachgeschickte Waggon konnte nichts ausrichten, da der Lokomotivführer sich weigerte, ohne einen schriftlichen Befehl des Postmeisters umzukehren. Die Reisenden, deren Gepäck mit dem Zuge abgefahren war, fanden sich in der größten Verlegenheit, besonders da einige schon in den Eilwagen nach Basel eingeschrieben waren und sie nun bis zu dem letzten Zuge warten mußten, der aber nur bis Offenburg geht. Die Schuld soll an dem Mangel an Dienstpersonal liegen, da der das Oeffnen gewöhnlich besorgende Wärter ein anderes Geschäft in der Zwischenzeit bekommen und man sein Amt einem Andern übertragen hatte, der aber zu spät ankam. — Se. k. Hoh. der Großherzog und höchst dessen Frau Gemahlin befinden sich seit einigen Tagen hier.

Köln, 28. Juli.

Heute ist der dritte Tag des ersten Schützenfestes in Köln. Die Preise werden erst am Abende ausgetheilt. Obschon das Fest nicht so großartig gerieth, wie man das bei den vielen Einladungen und Vorbereitungen hoffte, so verdient dasselbe doch jetzt schon den ersten Festen der Art in der Provinz zur Seite gestellt zu werden, und es steht zu erwarten, daß Köln ein Fest ins Leben gerufen hat, das sich nach wenig Jahren eines Rufes erfreut, der dem gleichkommt, dessen der Karneval vor dem März genoß. Ist auch der Schützenplatz selbst zur Zeit noch nur eine Sandwüste, so dürfte der Ort nicht geeigneter gewählt worden seyn, denn die Umgebung ist eine sehr freundliche; die Anlagen an der alten Burg sind überaus ausgedehnt und fast alle Partien tragen einen romantischen Anstrich und die Promenade zwischen hier und der Stadt den Rhein entlang oder durch die Saalfelder ist zu einladend, als daß nicht halb Köln für halbe Tage auswanderte, wodurch dann droben an den Buden und Carroussels ein wahres Volksleben entsteht, dem es durchaus nicht an dem nöthigen Gedränge fehlt. Das Fest dürfte bedeutend gewinnen, wenn man es auf einen andern Tag verlegte, weil ihm das gleichnamige Fest in Mülheim nicht wenig Abbruch thut. In Düsseldorf nimmt man dieses Jahr die Büchse nicht von der Wand. Wahrscheinlich muß oder will dieser Verein so lange Feierabend machen, bis die jüngeren Künstler Freiligrath ungestraft als Ehrenmitglied in den Malkasten aufnehmen dürfen.

Gotha, 19. Juli.

Die artistische Oede, welche während dieses Sommers bei uns herrschte, ist seit einigen Tagen durch die Anwesenheit der von Kassel hierher gekommenen Künstlergesellschaft des Hrn L. Wlach etwas belebt worden. Hr. Wlach erfreut das Publikum durch eine Reihe trefflich geordneter mimisch-plastischer Vorstellungen und Gruppen, welche meistens plastischen Meisterwerken antiker und moderner Sculptur und Gemälden berühmter Künstler nachgebildet sind. Diese Nachbildungen zeichnen sich durch richtige Beleuchtung und Drappirung, sowie durch eine präcise Auffassung des in dem reproducirten Kunstwerke verherrschenden Geistes vortheilhaft aus. Von Kennern werden besonders die Gruppen des Herkules und der Omphale, der Toilette der Venus, des Oedipus und der Antigone, der Grazien (von Canova), des Todes der Cassandra u. s. w vorzugsweise gerühmt. Auch die darstellenden Personen selbst, schöne Gestalten, machen durch die Fülle und Reinheit ihrer in den malerischsten Situationen hervortretenden Formen auf das Kunstgefühl der Beschauer einen befriedigenden und angenehmen Eindruck.

Wiesbaden, 28 Juli.

Als ich gestern an Sie schrieb, schlugen noch die Flammen himmelan aus unserer evangelischen Kirche. Jetzt steht von ihr nur noch das Gemäuer. Das Gerede geht, daß der Brand durch Blechschmied's-Kohlen entzündet worden sey. Die gleich Anfangs (½ 4 Uhr) schon von verschiedenen Seiten geäußerte Meinung, den Thurm durch unsere wackeren Kanoniere einschießen zu lassen, um den übrigen Theil der Kirche (die über 150,000 fl. gekostet hat) zu retten und nöthigenfalls später auch umliegende Häuser, wurde nicht für gut befunden; ein Mittel, das bei den Bränden zu Einbeck, Hamburg u. s w. mit so geschichtlichem Erfolg angewendet worden ist. Einzelne Beschädigungen an Menschen durch herabstürzendes Feuer sind doch vorgekommen. Am meisten bedauert man die schöne Orgel, die als Kunstwerk und historische Denkwürdigkeit aus dem Kloster Eberbach einen bedeutenden Werth hatte. — Der Leichnam unserer verstorbenen Herzogin nebst dem ihres todtgebornen Kindes wurde in die katholische Kirche geflüchtet. — Ein schönes Beispiel ächt christlicher Bruderhülfe gab schon gestern Abend der Vorstand unserer katholischen Kirchengemeinde unter Leitung ihres braven Decans Petmecky, indem er der evangelischen Kirchengemeinde ihre schöne neue Kirche für heute 10 Uhr Morgens einräumte und die eigene auf 8 Uhr, also eine Stunde früher, verlegte, was nach 5 Uhr gedruckt an allen Straßenecken angeschlagen stand. Eben so dankbar wird die evangelische Gemeinde den Mitgebrauch der katholischen Kirche bis zum Neubau der ihrigen benutzen. Die öffentliche Meinung spricht sich schon einstimmig dahin aus, daß die neue evangelische Kirche nicht mehr auf ihren bisherigen beengten Platz, sondern auf den Schloßplatz nach der Wilhelmsstraße zu hergestellt werden möchte. Der Schaden durch Beschädigungen umliegender Häuser, namentlich durch Austragen von Mobilien aus vielen Wohnungen, ist beträchtlich. Unser Militär hat wieder tüchtig bei dem Brande geholfen. Auch langten viele benachbarte Spritzen an, darunter die von Mainz noch zur rechten Zeit. Unser Herzog war zufällig an dem gestrigen Tage in Bad-Schwalbach. Er soll auf die Brandnachricht in einer halben Stunde die vier Stunden hergeeilten seyn und erschien noch an der Brandstätte.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Juli. Der Freischütz, große romantische Oper in 4 Abth., Musik von Weber.

Mittwoch, 31. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom k. k. privilegirten Carl-Theater in Wien). (Zum ersten Male wiederholt): Der Zigeuner, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth. v. Mollich: Hr. Scholz. Hörgosz: Hr. Grois.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 181. Mittwoch, den 31. Juli 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

In derselben Zeit fuhr der verliebte Heinrich Zorn wie ein Irrwisch auf dem Liebfrauenberge umher. Nach den Fenstern der Geliebten blickte sein Auge voll Inbrunst und Sehnsucht. „Ach, wenn sie sich nur auf einen Augenblick mir zeigte, daß ich den schönen Hoffnungsfunken auch in ihr trauerndes Herz senken könnte! —“

Quälende Minuten verstrichen, aber endlich wurden seine heißen Wünsche erhört.

Die liebende Cäcilie erschien am Fenster und gewahrte ihren Heinrich, der da deutete und zeigte. Die Liebe versteht zwar leicht, aber diese Zeichen konnte das aufmerkende Kind doch nicht begreifen. Sie winkte und Heinrich begriff. Schnell riß er aus der Brieftasche ein Stückchen Papier und schrieb mit der Bleifeder, und eben so schnell rief Cäcilie in die Stube hinein: „Ach, meine Tasche!“ und das Dienstmädchen eilte hinab, das auf die Straße gefallene Stück zu holen. — Mit Blitzes Schnelligkeit wanderte das improvisirte Briefchen in die Tasche, und nach wenig Sekunden durch den schuldlosen Liebesboten in die Hände der Geliebten.

In eine Ecke gedrängt, las Cäcilie — nein, sie verschlang die Zeilen:

„Bleibe standhaft und treu, und hoffe — auf das Pfeifergericht!“

Das war denn doch zu arg! Ihre Liebe und das steif pedantische Pfeifergericht, was hatten diese mit einander gemein? — Sie wollte ihr Befremden dem Geliebten kund thun; dieser aber war verschwunden.

Trost sich zu holen bei der noch immer gütigen Mutter über das Benehmen des Geliebten, den sie dem Irrsinn anheim gefallen wähnte, ging sie in das obere Stockwerk. Die Stube war leer, aber in dem anstoßenden, uns bekannten Kabinetchen plauderte es heimlich und vertraulich, und ihren Namen hörte sie einigemal nennen.

Da wurde die Neugierde — wer wollte in dem jetzigen gequälten Zustande es dem armen Mädchen verargen? — rege und leise schlich sie näher, um — nicht um zu lauschen, sondern nur, um — zu hören.

Vater Beverdick und Buchhalter Seebald waren im eifrigen, aber mit leiser Stimme geführten Gespräch, daß Einzelnes zuweilen nicht verstanden werden konnte.

„Er hätte mir das Dings nicht ins Haus schaffen sollen. Ich ehre zwar seinen Eifer für meine Firma, doch wäre es besser gewesen, Er hätte mir nichts davon gesagt.“

„Der Herr Prinzipal mußte es aber wissen, um die Schritte danach bemessen zu können. Uebrigens ist die Sache fein gefädelt und nur ein Akt der Nothwehr.“

„Seebald, ich wasche meine Hände. Wird etwas verrathen, so mag Er sehen, wie Er heraus kommt.“

„Die Verbindung Cäciliens mit dem Prokurator ist nicht anders zu Stande zu bringen. Sie wird nur vollbracht durch — das Pfeifergericht.“

Die horchende Cäcilie schauderte zusammen. Hier mit dem Prokurator und dort mit dem Geliebten, sie wußte nicht mehr, was sie glauben sollte, und schwankte langsam auf ihre Stube zurück.

„Schon wieder in Thränen!“ rief die Mutter, „das Ding muß ein Ende nehmen. Warte nur bis nach dem Pfeifergericht!“

„Auch hier das Pfeifergericht!“ rief Cäcilie und fiel ihrer Mutter in den Arm. Erschrocken rief diese nach Essig und Wasser. —

18.

Welch Getümmel?
Straßen auf
Dampf wallt auf!

Wir wenden uns nun wieder nach dem Nürnbergerhofe, in welchen, wie wir wissen, Herr Rath Zorn vor einiger Zeit zurückgekehrt ist.

Aergerlich über den herabrennenden Prokurator, der ihn bald die Stiege hinabgeworfen hätte, und noch ärgerlicher über die fatale Doktor-Rechnung, die eine Apotheker-Rechnung zugleich genannt werden konnte, saß er in seiner Stube und combinirte, als schlarfende Tritte auf der Hausflur erklangen und Geplauder alter Stimmen die Heimkehr der drei Nürnberger Tonkünstler erkennen ließen.

Nach ihren Reden zu urtheilen, wollten sie eine Probe der feierlichen, uralten Märsche abhalten, die bei dem Pfeifergerichte gespielt werden mußten. Dieß Vorhaben der Musiker beschwichtigte die Aufgeregtheit des Herrn Rathes. Die Feierlichkeit und sein zu gewinnender Prozeß traten ihm vor die Seele, sein Triumph und die Vernichtung des Gegners, mit einem Worte, es floß ein gewisser lichtseliger Glanz um seine stolz sich aufrichtende Gestalt, da wurden seine Luftschlösser plötzlich durch ein Gepolter, dann durch ein ängstliches Hin- und Herlaufen und endlich durch ein stöhnendes, Entsetzen erregendes Rufen und Schreien in der Künstlerstube zuerst umnebelt und zuletzt ganz verweht.

Durch den fortwährenden Rumor ebenfalls in einige Beängstigung versetzt, eilte Rath Zorn dorthin und erblickte allda zum größten Befremden die alten Herren, wie sie mit leichenblassen Gesichtern und hohlen Augen jedweden Winkel durchrennen, Kisten und Kasten durchstöbern, daß Staub und Sand aller Orten

umherwirbelt, und wie sie endlich mit schlotternden Knieen einander angaffen und verzweiflungsvoll flehende, hülfesuchende Blicke umhersenden.

„Um Gottes Willen, was hat sich denn ereignet?“ stammelte endlich der Eingetretene, und die Desperaten sehen ihm mit trostlosen, jammernden Mienen entgegen und stammeln ebenfalls: „Ach der Pommer! der Pommer!“

Dem Herrn Rathe war dieser Ausruf ein Räthsel. Die auf der Messe anwesenden fremden Nationen hatten ihn nämlich mit lauter geographischen und statistischen Ideen erfüllt, und so dachte er in diesem Augenblicke weder an Musik, mit welcher er sich in seinem ganzen Leben nicht befaßt hatte, noch an ein ihm sonst bekanntes Instrument, vielmehr nur an die Gegend, die seine ausgezeichneten Gänsebrüste ihm lieferte.

So viel er sich aber erinnerte, logirte doch im ganzen Nürnbergerhofe keine Seele aus Pommern. Erstaunt sperrte er daher den Mund auf, dann fragte er nach einer Weile:

„Wer ist denn von Euch der Pommer?“

Mitleidig über diese Unwissenheit, wiegten die Musikanten, obgleich in Verzweiflung, ihre Köpfe von einer Schulter zur andern.

„Sie wissen nicht, was ein Pommer ist?“ fragte endlich Senior Spitzmaier.

„Nein, nein!“ versetzte ungeduldig der dicke Herr.

„Das nothwendigste, unersetzlichste Stück, ohne welches wir, Sie und alle Abgesandten völlig überflüssig sind, das Prinzipal —“

„Der Prinzipal.“

„Nein, das Prinzipal, die Melodie, der cantus firmus — ach, du lieber Himmel, Mittelstimme und Baß sind ja unverständlich!“

„Zum Henker, wie heißt denn der oder das Prinzipal?“

„Pommer!“

Rath Zorn, der sich genarrt glaubte, wurde jetzt vor Zorn feuerroth, als aber Spitzmaier erklärend hinzusetzte: „und ist mein Instrument, das gelbe lange Ding von Messing,“ da fiel ihm die Erinnerung glühend heiß in die Brust, und auf der Stelle die Wichtigkeit dieses Pommers begreifend, wurde er vor Schreck leichenblaß.

„Das wird doch nicht abhanden gekommen seyn?“ war endlich seine zitternde Frage.

Wehklagende Ausrufungen waren die Antwort, auf welche neue, unermüdliche Nachforschungen folgten. Rath Zorn warf jetzt seinen Rock ab, schürzte die Hemdärmel und kramte ebenfalls in den Stuben umher, aber trostlos mußten nach der rüstigsten Anstrengung die Suchenden endlich ausrufen: „Alles vergebens!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's Rede über die Preßfreiheit.

(Fortsetzung.)

Der Redner geht hierauf zu einer speziellen Beleuchtung des neuen, dem Prinzip der Freiheit und des Fortschrittes feindlichen Preßgesetzes über, weis't dessen Nachtheile nach allen Seiten hin gründlich nach und fährt dann also fort:

Und das, m. H., nennen Sie ein Gesetz! das ist kein Gesetz! Nein! Und ich rufe alle ehrlichen Leute, welche mich hören, als Zeugen an, es wird nie Gesetz werden in Frankreich! Es ist zu viel des Schlechten und Verderblichen darin, zu viel! Sie werden nicht auch noch dieses Gesetz in das Jesuitengewand stecken, das schon über so viele Schändlichkeiten ausgebreitet wurde! (Bravo! Bravo!)

Soll ich Ihnen sagen, m. H., was das Gesetz ist? Eine Protestation, eine unverständige, betrübende Protestation unserer Regierung gegen uns! Eine Protestation des Ministeriums und seiner Rathgeber gegen den Geist des Jahrhunderts und gegen den Willen des Landes; eine Protestation der Materie gegen den Geist, der Gewalt gegen das Recht, des Vergänglichen gegen das Ewige; eine Protestation von einem Paare schwacher Menschen, welche ihre Gewalt kaum nach Minuten zählen, gegen eine ganze Nation und eine große, unendliche Zukunft! (Stürmischer Beifall.)

Eine solche Protestation ist nicht nur unverständig, sie ist auch verderblich! Sie werden sich ihr nicht anschließen, m. H, Sie erkennen die Gefahr und — verwerfen das Gesetz! — Ich hege diese Hoffnung; die Einsichtsvollen der Majorität — und wenn Sie sich einmal ernstlich zählen, so werden Sie finden, daß es ihrer Viele sind — werden zur Besinnung kommen und bei Zeit eine Regierung zurückhalten, welche sich zu Grunde richtet — und früher oder später wird aus dieser großen Versammlung, welche ja doch einst vor die Nation treten und Rechenschaft geben muß, die wahre Regierung des Landes hervorgehen! Die wahre Regierung aber legt uns keine solche Gesetze vor! (Zurufe in verschiedenem Sinne.)

M. H.! In einer Zeit, wie die unserige, bei einer Nation, wie die französische, nach drei Revolutionen, welche urplötzlich eine Reihe von Fragen — Lebensfragen für die Civilisation — auftauchen ließen, da nimmt eine wahre, eine gute Regierung alle Bedingungen der socialen Entwicklung auf, beobachtet, prüft, forscht, experimentirt, betrachtet die Intelligenz als Verbündete, nicht als Feindin, bricht der Wahrheit Bahn aus dem Labyrinthe der Systeme, belebt alle Kräfte durch Freiheit, begibt sich mit redlichem Streben an das Problem der Erziehung für das Kind, der Arbeit für den Mann! Der wahren Regierung thut steigende Kultur keinen Schaden und flößt die Mündigkeit des Volkes keine Furcht ein! (Beifall.)

Die wahre Regierung setzt ehrlich alle jene wichtigen und großen Fragen, um sie zu ergründen und zu lösen, auf die Tagesordnung: Kredit, Arbeitslohn, Mangel an Arbeit, Cirkulation, Produktion und Consumtion, Colonisation, Abschaffung des stehenden Heeres, Elend und Wohlstand, Armuth und Reichthum, alle jene Verheißungen der Constitution, kurz, die große Frage des Volkes!

Die wahre Regierung ordnet, aber unterdrückt nicht! Stellt sich an die Spitze aller Ideen, aber nicht an die Spitze aller Ränke! Die wahre Regierung von Frankreich im neunzehnten Jahrhundert geht nicht und wird niemals zurückgehen!! (Allgemeine Bewegung. Beifall.)

Hüten Sie sich, m. H., in Zeiten, wie die unseren, vor Rückschritten!

Man sagt Ihnen viel von einem Abgrund, einem gähnenden, schrecklichen Abgrund, in den die Gesellschaft stürzen könne. M. H.! Es gibt in der That einen solchen Abgrund, nur ist er nicht vor, sondern hinter Ihnen. Nicht wenn Sie vorwärts, sondern wenn Sie rückwärts gehen, fallen Sie hinein! (Beifall.)

Die Zukunft, welche eine tolle Reaktion uns bereitet, ist schon nahe und sichtbar genug, um ihre schrecklichen Umrisse zu erkennen. Hören Sie auf mich! Noch ist es Zeit! 1829 konnte man noch 1830, 1846 konnte man noch 1848 vermeiden, hätte man nur auf Diejenigen hören wollen, welche den gestürzten Monarchien zuriefen: Da ist der Abgrund!

M. H.! Ich habe ein Recht, so zu sprechen. In meiner Zurückgezogenheit that ich, was in meinen Kräften lag! Ich meinte es redlich mit den Monarchien, ich warnte sie beide, von dem aufrichtigen, feurigen Wunsche beseelt, sie zu retten, ich warnte sie ehrlich, aber es war umsonst!

Zum dritten Male ertönt nun mein Warnungsruf! Wird er auch zum dritten Male umsonst seyn?

Und, ach! ich fürchte — ja!

Ihr Männer der Regierung, Minister! — und damit meine ich nicht allein die Herren auf der Ministerbank, sondern auch die anonymen Minister, denn es gibt jetzt zwei Arten von Regierenden: Solche, die sich zeigen, und solche, die sich verbergen. (Heiterkeit und Beifall.) Wir wissen ja Alle, daß der Präsident der Republik ein Numa mit siebenzehn Egerien ist. (Ungeheure Heiterkeit.) Minister! Wißt Ihr, was Ihr thut? welchen Weg Ihr geht? Nein! Ihr wißt es nicht!

Nun denn, ich will es Euch sagen: Diese Gesetze, welche Ihr von uns verlangt, welche Ihr der Majorität abzwingt, diese Gesetze werdet Ihr, ehe drei Monate vergehen, als unwirksam erkennen, Ihr werdet erkennen, daß sie Eure Lage erschweren.

Bei der ersten Wahl sollt Ihr sehen, wie sich Euer Wahlgesetz gegen Euch, gegen die Reaktion kehrt!

Und mit der Presse ergeht es Ihnen nicht besser! Wenn einige Blätter zu Grunde gehen, so kommt es den überlebenden zu Gute. Sie finden die Zeitungen zu heftig, sie sind Ihnen zu mächtig. In drei Monaten — Dank Ihrem Gesetze — werden sie doppelt so mächtig und ganz sicher auch doppelt so heftig seyn.

Und eben so wird es mit dem Vereinsrecht seyn. Die Volksversammlungen werden durch geheime Clubbs ersetzt. Wer vielleicht weggeblieben wäre, geht jetzt hin. Anstatt bei Martel oder Valentino, wo Ihre Polizei zugegen ist, wo Sie also repräsentirt sind, anstatt der Volksversammlungen unter freiem Himmel, wo Alles sich austobt, bekommen Sie nun geheime Gesellschaften, welche der Herd der Propaganda sind, und wo man sich gegenseitig stachelt, reizt und erbittert, wo sich Ideen zu Leidenschaften entzünden und der sprühende Zorn in verzehrenden Grimm sich wandelt.

So strafen Sie sich mit Ihren eigenen Gesetzen, so schlagen Sie sich mit Ihren eigenen Waffen!

Die Ideen werden gegen Sie aufstehen, stark durch Ihre Verfolgungen und furchtbar durch Ihre Schmähungen! Dann werden Sie sagen: Die Gefahr wächst.

Sie werden sagen: Nun haben wir das allgemeine Stimmrecht zerstört, und es hat nichts genützt; wir haben das Vereinsrecht zerstört, und es hat nichts genützt; wir haben die Preßfreiheit zerstört, und es hat nichts genützt. Man muß das Uebel mit der Wurzel ausreißen.

Und dann, unwiderstehlich fortgerissen gleich unglücklichen Besessenen, gedrängt durch jene grausame Consequenz, durch die Consequenz der Fehler, welche man begangen hat (Beifall), dem Unglücksrufe folgend, der ermunternd sich vernehmen läßt: Weiter! immer weiter! — was werden Sie dann thun?

Ich halte ein. Ich gehöre zu Denen, welche warnen, aber nicht beleidigen wollen. Ich spreche nur, weil ich es für meine Pflicht, für meine traurige Pflicht halte. Ich will nicht weiter reden von einer Zukunft, die vielleicht nur zu nahe ist. (Bewegung.) Ich will die Folgen aller Ihrer begangenen Fehlgriffe nicht heraufbeschwören. Ich halte ein! — Aber ist es nicht gräßlich für alle guten Bürger, die Regierung einen abschüssigen Weg betreten zu sehen, welcher an einen Abgrund führt?

Schon viele Regierungen sah man hinabgehen auf diesem Wege, keine sah man je wieder heraufsteigen!! (Beifall.) Wir haben jetzt genug, wir, die wir nicht die Regierung, die wir nur die Nation sind, wir haben genug Thorheiten, genug Provokationen, genug Reaktion! Wir haben genug der Plumpheiten aus zu großer Geschicklichkeit, genug der Tollheiten aus zu großer Weisheit! Wir haben genug Männer der rettenden Thaten, welche uns zu Grunde richten! — Wir wollen keine neuen Revolutionen mehr! Nur bei dem Fortschritt kann Jeder, bei Revolutionen Niemand gewinnen!! (Langer, stürmischer Beifall.)

Ja, es ist Zeit, daß das Alles klar werde, und daß es ein Ende nehme mit den ewigen Deklamationen, welche den Vorwand leihen müssen für alle Angriffe auf unsere Rechte, auf das allgemeine Stimmrecht, auf die Freiheit der Presse und sogar — wie jetzt hier die Ordnung gehandhabt wird — der Tribüne.

Ich werde es immer und bei jeder Gelegenheit wieder sagen, ich werde nicht müde werden, es zu wiederholen: Wenn es Revolutionärs gibt in dieser Versammlung, sie sitzen nicht auf dieser Seite (nach Links zeigend).

(Schluß folgt.)

Die weiße Frau.

Hr. v. Minutoli in Berlin ist schon seit seiner Quiescirung bemüht, seine vielfach verdächtigte Anhänglichkeit an das preußische Königshaus durch Erforschung der ältern Specialgeschichte des hohenzollerischen Fürstengeschlechts an den Tag zu legen. Der frühere Polizeichef von Berlin hat zu dem Ende sich längere Zeit in Franken aufgehalten und demnächst die reichhaltigen Quellen, welche die dasigen Archive bieten, ausgebeutet. Die Früchte der Durchforschung des Archivs auf der Plassenburg sind Hrn. v. Minutoli neuerdings sehr zu statten gekommen, als vor einigen Monaten von der Wiederkehr eines Gastes im königl. Schlosse zu Berlin die Rede war, dessen Erscheinen seit einer Reihe von 300 Jahren als bedeutungsvoll für die Geschichte des königl. Hauses und des Landes von dem an geschichtlichen Sagen festhaltenden Volke angesehen wird. Die Sage, mit der sich Chroniken und Dissertationen, deutsche und lateinische Versmacher, Juristen, Historiker und Theologen vielfach beschäftigt haben, bezeichnet verschiedene Personen aus der alten Geschichte des Hohenzollerngeschlechtes als Diejenigen, die jetzt noch unter dem Namen „Die weiße Frau“ zu erscheinen pflegen. Mit besonderer Uebereinstimmung wird eine Gräfin Orlamünde, Beatrix oder Kunigunde, genannt; durch das Interesse, das sie dem Burggrafen Albrecht von Nürnberg eingeflößt, soll sie zu einem Verbrechen fortgerissen worden seyn, welches die Ursache ihrer noch immer währenden Ruhelosigkeit ist. Hr. v. Minutoli führt aus Quellen den Beweis, daß diese Dame nicht dieselbe gewesen seyn könne, welche, schon oftmals unsere unterweltliche Mitbürgerin, das königl. Schloß mit ihren unheimlichen Besuchen erschreckt. Wer dieser Beweise bedarf, mag sie in der eben erschienenen Monographie (Verlag von Alex. Duncker, k. Hofbuchhändler) nachlesen. Hier mag nur noch erwähnt werden, daß die Nachrichten von dem Erscheinen der weißen Frau bis 1486 hinaufreichen; nach dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles tauchte das Gerücht zuerst auf, ein Umstand, der zum Theil durch den Wunsch der Hofcavaliere erklärt wird, die Hofhaltung auf einige Zeit von Baireuth, wo das Gespenst erschienen war, verlegt zu sehen. Später collidirten auf der Plassenburg zwei Erscheinungen mit denselben legitimen Prätensionen: eine weiße und eine schwarze Frau. Oft ging man den Erscheinungen tapfer zu Leibe und machte interessante Entdeckungen. Markgraf Albrecht der Krieger lauerte 1540 dem Unhold auf, umfaßte ihn mit kräftigem Arm und stürzte ihn kopfüber in den Schloßhof hinab. Am andern Tage fand man den Kanzler Christoph Staß mit gebrochnem Genick, bei ihm einen Dolch und Briefe, die auf feindliches Einverständniß deuteten. Das Gespenst, wie oft auch compromittirt, hat sich dennoch bis auf die neueste Zeit erhalten. Obschon es später nach Berlin übergesiedelt war — hier erschien es zuerst am 1. Jan. 1598, acht Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg — war es doch patriotisch genug, sich nach Fran-

ken zurück zu begeben, als die französische Einquartierung die Muße der Beamten und Diener im Schlosse zu Baireuth zu stören. Merkwürdigerweise beunruhigte sie das von den französischen Offizieren eingenommene, früher nie bewohnt gewesene neue Schloß. Selbst Napoleon — er nannte das Schloß in Folge des gespenstigen Mitbewohners ce maudit chateau — mußte vor diesem Feinde die Waffen strecken. Am 14. Mai 1812 auf dem Zuge nach Rußland wohnte er im neuen Schlosse zu Baireuth, und als er am 3. August 1813 die Stadt wiederum passirte, vermied er es, dort zu übernachten.

Was endlich die jüngste Erscheinung der weißen Frau im Schlosse zu Berlin betrifft, deren sich die Presse im Zusammenhange mit dem Sefeloge'schen Attentat bemächtigte, so führen wir darüber folgende Mittheilung aus der Schrift des Hrn. von Minutoli wörtlich an:

„Eine später im Monate Mai auf dem Schloßhofe um Mitternacht, in der Nähe des Einganges zur Silberkammer, von einem Unteroffizier mit Entsetzen wahrgenommene, langsam und schweigsam sich nach und um den Brunnen fortbewegende, von lichten Gewändern umhüllte, schauerliche Erscheinung einer weißen Frau, legitimirte sich glücklicherweise am folgenden Morgen als eine bejahrte, schwerhörige, die späte Abendluft im Spenzer und Dormeuse lustwandelnd genossen habende, im Schlosse wohnende, emeritirte, respektable, unter dem Namen der „schwarzen Mine“ bekannte Köchin.“ —

Mannichfaltigkeiten.

Zu Land und See gedeiht die Verrücktheit, vom Lande weiß Jeder genug Stücklein, von einem Seestück erzählen die Matrosen eines holländischen Kauffahrers. Der war auf der Reise nach Petersburg in die Nähe der Insel Gothenburg gekommen, als der Capitain seinen Steuermann über Bord warf und einen Matrosen ermordete. Da er mit den drei übrigen Matrosen nicht fertig werden konnte, schlug er die Stückpforten des Schiffes ein und sank mit ihm in die Tiefe. Die Matrosen retteten sich auf Böten.

Die Russen und obendrein Kosacken sind da und schon in Berlin angekommen, die Berliner sahen sie mit unbegreiflicher Gemüthsruhe einziehen, wahrscheinlich weil es nur zwei sind und weil sie mit dem Sohne des Prinzen Carl kamen oder vielmehr mit zwei kostbaren russischen Pferden, welche der Prinz vom Kaiser in Petersburg zum Geschenk erhalten hat. In Rußland werden immer ein Paar Kosackenmenschen auf ein Pferd dreingegeben. — Der Prinz, der übrigens nicht auf den Kosackenpferden, sondern auf dem preußischen Adler die Rückreise gemacht hat, ist in der Gegend von Dagoe 10 russischen Kriegsschiffen und später einem Kriegsdampfer und 2 Fregatten begegnet. Der Commandeur derselben, Großfürst Constantin, machte dem Prinzen mitten auf der See seinen Besuch, hat aber keinen DZLeser grüßen lassen.

Frankfurt a. M.

Die häufigen Klagen über noch immer vorhandene Stockung im Handel, wie im Geschäfts- und Gewerbverkehr treten an den Sonn- und Feiertagen nicht nur in den Hintergrund, sondern scheinen auch durch die immer steigende Vergnügungssucht sich als unbegründet herauszustellen. Wohin man an diesen Ruhetagen blickt, überall sieht man heitere Gesichter und Menschen, denen es nicht an Mitteln fehlt, sich nach den Mühen und Sorgen der sechs Wochentage nach Herzenslust zu amüsiren. Von früher Morgenstunde bis in die späte Nacht hinein sind die Eisenbahnhöfe überfüllt und drängt sich Jung und Alt, um sein Billet zu lösen und einen guten Platz zu gewinnen. Ganze Schaaren von Touristen führt der Dämpfer in eiligem Fluge dahin nach den Thälern und Höhen der romantischen Bergstraße, nach den reizenden Gauen, die der Rhein durchströmt, nach dem freundnachbarlichen Taunus und seinen vielbesuchten Kurorten, nach den fruchtbaren Gefilden der Wetterau, nach dem schönen Wilhelmsbad und dem fabrikthätigen Offenbach. Wenn man diese Bahnzüge abgehen sieht, so sollte man glauben, daß für die Umgebungen in der unmittelbaren Nähe unserer Mainstadt kaum noch Sonntagsbesucher übrig blieben, und doch gehen auch diese nicht leer aus, Mainlust und Felsenkeller, die zahlreichen Garten- und Collegwirthschaften vor den Thoren, die bei der Damen- und Kinderwelt beliebten Milchhöfe, das volksthümliche und kuchenreiche Bornheim, Bockenheim mit seinem Sommertheater, dessen italienische Nächte dem deutschen Geschmack besonders zuzusagen scheinen, die Kirchweihfeste, die ihre alte Anziehungskraft noch immer bewähren, — wohin man sich wenden mag, überall ein buntes Leben und Treiben, überall fröhliche Menschengruppen, plaudernd und lärmend, singend und tanzend, dem heiteren Genuß der Gegenwart sich hingebend und unbekümmert um den morgenden Tag. Sie haben Recht, wenn sie des Lebens froh zu werden suchen, denn durch Mißmuth und Verstimmung wird nichts besser gemacht.

Wenn aber einerseits Frankfurt's Bewohner das Leben zu genießen wissen, so sind sie andererseits nicht minder bereit, wo es dem Nächsten die hülfreiche Hand zu bieten und ein gutes Werk der Menschlichkeit zu fördern gilt. So fand erst am 27. d. M. in dem durch die Eisenbahn uns um so nahe gerückten Kurorte Soden ein Konzert zum Besten eines dort zu errichtenden Krankenhauses für Arme aller Confessionen statt. Ein zum Behuf dieser Angelegenheit gebildetes Comité hatte schon vorher die erforderlichen Subscriptionen eingeleitet und diese, wie der Ertrag Abends an der Kasse, haben ein höchst erfreuliches Resultat ergeben. Es ist nun bereits ein sicherer Grund gelegt und darf dem günstigen Fortgang des rühmlichen Unternehmens ein gutes Prognosticon gestellt werden. Das Konzert fand unter Leitung des Hrn. Musikdirektor Messer und Mitwirkung von Mitgliedern des Frankfurter philharmonischen Vereins, sowie verschiedener Kunstnotabilitäten statt. Ein gutgewähltes Programm, die ausgezeichnetste Execution der größeren Ton- und Orchesterstücke, die trefflichen Gesangsleistungen der Fräul. Nissen, welche besonders durch den Vortrag einiger schwedischen und eines französischen Liedes Sensation machte, das meisterhafte Violinspiel des Hrn. J. J. Bott aus Kassel, den unsere Mozartstiftung mit Stolz ihren ersten Zögling genannt hat und der gediegene und geschmackvolle Vortrag des talentvollen Pianisten Hrn. Schoch bereiteten dem zahlreich anwesenden Auditorium einen reinen Kunstgenuß, welcher durch das Bewußtseyn, zu einem schönen Werke der Humanität beigetragen zu haben, noch erhöht wurde. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß von Seiten der Sodener Bahnverwaltung die sämmtlichen bei genanntem Konzert Mitwirkenden unentgeltlich hin und zurück befördert wurden. — Der Kurort Soden ist gegenwärtig mit Besuchern so überfüllt, daß alle Wohnungen besetzt und für neu ankommende Gäste kaum noch ein Unterkommen zu finden ist.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 31. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom k. k. privilegirten Carl-Theater in Wien). (Zum ersten Male wiederholt): Der Zigeuner, Lebensbild mit Gesang in 3 Abth. v. Mollich: Hr. Scholz. Horgosz: Hr. Grois.

Donnerstag, 1. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Frau Röder- v. Romani.) Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth., Musik von Flotow. Lady: Frau Röder-von Romani.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Mittwoch, 31. Juli. Schuster und Friseur, oder: Die Verlobung im Wirthshausgarten. Vorher: Die schöne Müllerin.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 182. Donnerstag, den 1. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Der dicke Herr wischte sich den Schweiß von der Stirne, hing seinen Rock über den Arm und keuchte in sein benachbartes Logis. Abgemattet und niedergeschlagen blickten ihm die Nürnberger nach und suchten vergebens Trost und Hoffnung aus ihren gegenseitigen, wie der bleiche Tod aussehenden Gesichtern. Bei den Musikern dominirte eine fürchterliche Generalpause.

Wie aber kurz vorher Rath Zorn durch das Gepolter der Musikanten aufmerksam gemacht worden, so wurden diese jetzt auf's neue in Schrecken versetzt durch einen wehklagenden Entsetzensruf in der Stube ihres wohlbeleibten Nachbarn.

Ihre bereitwilligste Hülfe ebenfalls anzubieten, stolperten und stürzten die alten Herren an den Ort der Klage; zu ihrer größten Verwunderung trafen sie jedoch den Rath ganz allein, der, auf einen Sessel gelehnt, außer sich war und Anfangs kein Wort zu sprechen vermochte.

„Ach, mein Hut! — Mein Hut!" stammelte er endlich und verhüllte jammernd sein Gesicht in beide Hände.

Wenn vorhin dem Letzteren der Pommer unbegreiflich war, so verstanden die Musiker jetzt die Hut-Ausrufungen nicht; denn der Dreispitz des Herrn Rathes hing wohlbehalten an der Wand.

„Ei da hängt er ja!" deutete endlich Knurres.

„Der nicht," stöhnte Rath Zorn; „der runde, spitze — nach spanischem Muster!"

Neue musikalische Verwunderung, bis nach manchen Kreuz und Querfragen en Helfenwollenden klar ward, daß es sich hier um den feinen Kastorhut handele, welcher zum Geschenke für den Herrn Stadtschultheißen bei dem Pfeifergerichte bestimmt und der, aus seinem pappdeckelnen Verwahr unbegreiflicher Weise verschwunden war.

„Das ist ein Landesverrath! — Das ist eine Verschwörung!"

Die Musikanten schauderten.

„Das Pfeifergericht ist rein aus, Ihr seyd um's Brod und ich — um Ehre und Reputation!"

Die Musikanten fielen wie ohnmächtig jeder auf einen Stuhl.

Wiederum war große Pause, in welcher ein Jeder in seinem Gehirne stöberte, ob es denn gar keine Aushelfmittel geben wollte? Aber wie schon früher, klang auch hier die entsetzliche Mahnung: „Alles vergebens!"

Pauline hüpfte jetzt, von einem Ausgange heimkehrend, mit munterem Tritte zur Stiege herauf.

Vielleicht hat sie etwas gehört — wahrgenommen — geahnet? — Sie ist scharfsinnig, witzig, kurzum, alle guten Eigenschaften wurden dem Kinde angedichtet, und dadurch die schon erloschene Hoffnungsflamme wieder angeblasen.

Jetzt hörte man sie in ihr Zimmerchen treten, und alsobald rief Spitzmaier: „Pauline!" und: „Pauline! Paulinchen und Jungfer Pauline!" schrie die ganze Versammlung Chorus hinten nach.

Die Gerufene erschien, und aus dem kaum zu unterdrückenden Lachen konnte man deutlich abnehmen, daß ihr die ganze Situation höchst komisch vorkam. Als aber Oheim Spitzmaier ein gar zu wehmüthiges Gesicht zeigte und dem alten Manne die Thränen bald in die grauen Wimpern traten, ward es dem heitern Mädchen ganz wunderlich um das Herz.

Sie machte sich Vorwürfe über Vorwürfe, dem wunderlichen Verlangen des Vetters Seebald die Hand geboten zu haben, indem sie einen solchen tragischen Ausgang der Sache doch nicht erwartet hatte. Würde ihr von dem geliebten Prokurator nicht versichert und Ehre und Liebe zum Pfande gesetzt worden seyn, daß die Geschichte ungefährlich ablaufen sollte, und nur einen guten Zweck verfolge, sie hätte ein längeres Schweigen nicht beachten können. So aber suchte sie den Aufklärungen auszuweichen. Geradezu lügen wollte sie nicht, also glitt sie, gewandt wie ein Aal, um bestimmte und feste Antworten.

„Mein Pommer ist nicht zu ersetzen!" klagte der Oehm.

„Und mein Hut eben so wenig," fügte der Rath hinzu; „denn jage ich auch einen Courier nach Worms, so kann bis übermorgen keiner gemacht werden, weil es dortselbst keine Biber gibt! — Wir müssen die Anzeige von diesem grausamen Diebstahle bei dem officium examinatorium *) machen."

Pauline erschrack, aber ein rettender Gedanke durchzuckte plötzlich ihren Kopf:

„Nicht doch, ihr Herren," lachte sie. „Wer steht uns denn dafür, daß alles Entkommene nicht noch vor dem verhängnißvollen Gerichtstage herbeigeschafft wird? — Und dann hätten sich die Herren lächerlich gemacht. — Erst wenn Alles verloren ist, dann greifen wir zu dem Aeußersten. — Bis dahin verschwiegenes Ueberlegen und stilles Forschen!"

Rath und Unglücks-Consorten konnten dem Mädchen nicht Unrecht geben. Also wurde nach dem Vortrage der Redenden der Beschluß gefaßt, und die Versammlung ging mit wenig Hoffnung und viel Sehnsucht auseinander.

19.

Es bläs't der Wind
Und knarrend drehen sich die Fahnen
Auch in verrosteten Angeln. —

Wirth Schrupphol; machte ein bedenkliches Gesicht; denn Rath Zorn hatte das Mittagessen kaum angerührt, und spät am

*) Das spätere peinliche Verhöramt.

Abend noch keinen gebratenen Hahn und keine Flasche des so vorzüglichen Neunzehners *) verlangt. Er theilte sein Bedenken dem eben eingetretenen Sohne desselben, Heinrich, mit, dieser schien jedoch hierüber nicht sonderlich betreten, und schritt langsam zur Stiege hinauf.

Den Vater traf er in seiner Stube. In den Sessel gelehnt, saß derselbe mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen. Bei dem Eintritte Heinrichs hob er langsam die Augenwimpern und lispelte mit matter Stimme:

„Kommst Du endlich auch einmal nach langer Abwesenheit? — Du hast wahrscheinlich von dem Unglücke Deines Vaters gehört, und nahest j.tzt, voll Rachegedanken, um Dich an meiner Verzweiflung zu weiden?"

Heinrich durchschnitten diese Reden das Herz. Wie gerne wäre er mit Allem herausgerückt, um dem Schmerze des alten Herrn auf einmal ein Ende zu machen. Aber die Klugheit gebot ihm ein Anderes. — Sein jetziger Freund, der Prokurator, hatte ihm bestimmte Vorschriften gegeben, die mußte er befolgen und überdieß theilte er dessen Ansicht, daß Vater Zorn durch den Advokaten verhetzt, moralisch krank sey und geheilt werden müsse. Süße Arzneien halfen indessen nicht, nur bittere konnten hier durchschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's Rede über die Preßfreiheit.

(Schluß.)

Victor Hugo schließt seine vortreffliche Rede mit einem geharnischten Angriff auf die Jesuitenpartei, der unermüdlichen Feindin aller Fortschritte und Errungenschaften des menschlichen Geistes. Er sagt:

Die Jesuitenpartei — ich spreche darüber, weil ich provocirt wurde —, welche die Seele der Reaktion ist, ohne daß diese es weiß, diese Partei, in deren Augen Denken polizeiwidrig, Lesen ein Vergehen, Schreiben ein Verbrechen und Drucken ein Hochverrath ist; die unsere Zeit nicht begreift, weil sie nicht hinein gehört; die unsere Presse mit Geldstrafen, unsere Theater mit Censur, unsere Bücher mit dem Bannfluch, unsere Ideen mit Verdammniß belegt, und die zu andern Zeiten unsere Häupter mit der Acht beladen hätte! (Bewegung.) Diese Partei des Absolutismus, des Stillstands, der Dummheit, der Finsterniß, der mönchischen Stumpfheit! Diese Partei, die für Frankreich nicht Frankreichs Zukunft, sondern Spaniens Vergangenheit träumt! — sie mag immerhin ihre historischen Ansprüche auf den Fluch der Menschheit selbstgefällig aufzählen, sie mag ihre alten von Menschenblut rostigen Doktrinen neu aufputzen; sie, die zu allen Zeiten Recht und Gerechtigkeit verrathen und bei allen Hinrichtungen der unsichtbare Henker war, mag sich auch in unsere Regierung, in unsere Diplomatie, in unsere Schulen, in unsere Wahlurne, in unsere Gesetze, in alle unsere Gesetze und ganz besonders in das vorliegende drängen, alles das mag sie thun! Und doch, — die Zeiten, in denen sie gefährlich seyn konnte, sind vorüber!!

Ja, ihre Zeit ist um! Entnervt und schwach, auf kleine Menschen und kleine Mittel, ja zu ihrem Angriffe gegen uns auf dieselbe Preßfreiheit angewiesen, welche sie tödten möchte und welche sie tödtet; (Beifall) ketzerisch in ihren Mitteln, dazu verurtheilt, in der Politik sich auf Voltairianer, die sie verhöhnen, und in der Börse sich auf Juden stützen zu müssen, die sie doch so gern verbrennen ließe; (Heiterkeit und Beifall) mitten im 19. Jahrhundert ihr niederträchtiges Lob der Inquisition stammelnd unter Achselzucken und Hohngelächter — kann diese Partei für uns nur noch ein Gegenstand der Verwunderung seyn? Eine Zufälligkeit, ein Phänomen, eine Sehenswürdigkeit, (Heiterkeit) ein Wunder, wenn ihr das zusagt, (allgemeine Heiterkeit) etwas Seltsames und Schauerliches wie ein Nachtvogel, der bei hellem Tage einherfliegt, nichts weiter! Sie mag Schrecken einflößen, aber keine Furcht; (Beifall) sie möge sich das merken und bescheiden seyn, sie flößt keine Furcht ein! Nein, wir fürchten sie nicht, sie wird die Freiheit nicht erwürgen, es ist zu hell dazu! (Lange anhaltender Beifall.)

M. H.! Bedenken Sie, wohin dieses Gesetz führt: Alles, Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Politik; Königreiche, die Republiken werden; Nationen, die zu großen Familien werden wollen; Natur- und Glaubensmenschen, Genie's und Massen, Alles geht heutzutage zusammen, nach demselben Ziele, auf demselben Wege, mit derselben immer steigenden Schnelligkeit, mit einer Art von furchtbarer Harmonie, welche Gottes gewaltigen Einfluß bekundet. (Bewegung.)

Die Bewegung im 19. Jahrhundert, in unserem großen 19. Jahrhundert, ist nicht nur die Eines Volkes, sondern die Bewegung aller Völker! Frankreich geht voran, und ihm folgen die Nationen! Uns ruft die Vorsehung: Vorwärts! zu und sie weiß, wohin wir gehen! (Beifall.)

Wir gehen aus der alten Welt in eine neue!

Wissen sie auch, was sie thun, die sich einbilden, die Menschheit in ihrem Gange aufzuhalten und der Civilisation den Weg zu versperren? Wissen sie, welche Katastrophe sie herbeiführen können, welche schreckliche Verwirrung sie bereiten, wenn sie mitten in der wunderbar herrlichen Bewegung der Geister, welche die Menschheit ergriffen, gerade wenn der ungeheure, majestätische Zug mit voller Kraft daherbraust, wie Missethäter, wie erbärmliche Elende kommen und solche Gesetze in die Räder der Presse, dieser furchtbaren Lokomotive des Weltgeistes, werfen? (Rauschender Beifall.)

Geben Sie, m. H.. uns nicht das Schauspiel eines Kampfes der Gesetze gegen die Ideen! (Beifall.)

M. H.! Ich weiß, man sagt Ihnen von allen Seiten: Die sittliche Ordnung sey gestört, die Gesellschaft sey gefährdet. Man sucht überall nach dem Uebelthäter. Wer hat das gethan? Wo ist der Schuldige? Wen muß man strafen?

Die Partei der Furcht — es gibt eine solche in Europa und in Frankreich — in Europa sagt sie: Es ist Frankreich! In Frankreich sagt sie: Es ist Paris! In Paris sagt sie: Es ist die Presse! Der Ruhige, der Beobachter, der Denker sagt: Der Schuldige ist nicht die Presse, nicht Paris und nicht Frankreich! Der Schuldige ist der menschliche Geist!! (Bewegung.)

Der menschliche Geist macht die Völker zu Dem, was sie sind; der menschliche Geist forscht, prüft, überlegt, zweifelt, widerspricht, ergründet seit Erschaffung der Welt und verfolgt ohne Unterlaß die Lösung des großen Problems, womit der Schöpfer den Menschen betraut hat; der menschliche Geist, unaufhörlich verfolgt, bekämpft, unterdrückt und niedergetreten, verschwindet nur, um wieder zu erscheinen, und nimmt nach und nach, von Jahrhundert zu Jahrhundert die Gestalt aller großen Agitatoren an!

Der menschliche Geist hieß Johannes Huß und starb nicht auf dem Scheiterhaufen zu Konstanz; er hieß Luther und erschütterte die Orthodoxie; er hieß Voltaire und erschütterte das Königthum. (Beifall und Bewegung.)

Der menschliche Geist hat, so lange es eine Geschichte gibt, die Gesellschaften und die Regierungen nach einem der Vernunft immer mehr entsprechenden Gesetze umgestaltet; der menschliche Geist war Theokratie, Aristokratie, Monarchie, und ist jetzt die Demokratie! (Beifall.)

Der menschliche Geist war Babylon, Tyrus, Jerusalem Athen, Rom und ist jetzt Paris; er war der Reihe nach und

*) Ein ausgezeichnetes Weinjahr im vorigen Jahrhundert.

manchmal zu gleicher Zeit: Irrthum, Täuschung, Ketzerei, Schisma und Wahrheit. Der menschliche Geist ist der große Lehrer der Völker, der im Ganzen immer dem Guten, Schönen und Wahren sich nähert, die Massen aufklärt, die Herzen veredelt, den Sinn des Volkes dem Rechte und den Sinn des Menschen Gott zuwendet! (Stürmischer Beifall.)

Noch einmal: bedenken Sie, was Sie thun! Wenn Sie die Presse zerstört haben, so ist Paris noch übrig. Wenn Sie Paris zerstört haben, so ist noch Frankreich übrig. Wenn Sie Frankreich zerstört haben, so bleibt Ihnen noch etwas zu vernichten übrig: der menschliche Geist! (Beifall.)

Die große Partei der Furcht hat sich eine ungeheure Aufgabe gestellt, zu deren Lösung der Muth von Helden nicht ausreichte. (Heiterkeit, Beifall.) Hätte sie auch die Presse bis auf das letzte Journal, Paris bis zum letzten Pflastersteine, Frankreich bis zum letzten Dorfe vernichtet — es wäre nichts damit gethan. (Bewegung.) Sie müßte noch etwas zerstören, das, erhaben, in der Mitte zwischen Mensch und Gott, alle Bücher geschrieben, alle Künste erfunden, alle Welten entdeckt, alle Civilisation gegründet hat; etwas, das immer wieder als Revolution auftritt und nimmt, was man ihm als Fortschritt verweigert, ungreifbar wie das Licht und unerreichbar wie die Sonne, und das ist — der menschliche Geist! (Lange anhaltender, stürmischer Beifall.)

Ich stimme gegen das Gesetz. (Wiederholter Beifallssturm.)

Schleswig-Holstein und das deutsche Volk.

Die „Deutsche Reichszeitung" enthält einen vortrefflichen Aufsatz über die Pflicht des deutschen Volkes gegen Schleswig-Holstein. Es wird darin an die Verheißungen erinnert, mit denen alle deutschen Stämme seit sechs Jahren so bereit gewesen sind, um den hochherzigen Widerstand der deutschen Brüder in den Herzogthümern zu ermuthigen; wie man laut die Verpflichtung übernommen habe, den Kampf der Schleswig-Holsteiner mit allen Kräften zu erleichtern. Allerdings entstehen viele Hülfsvereine, welche Sammlungen veranstalten und kräftige Aufrufe erlassen. Aber das Alles ist noch kläglich weit zurück hinter Dem, was tausend Mal feierlich gelobt wurde. Die wenigen tausend Thaler, die bis jetzt gezahlt wurden, sind wie ein Hohn auf der Deutschen Treu und Glauben. Nennt man das in Deutschland mit Gut und Blut kämpfen? wird der Brite, der Amerikaner, der Franzose fragen, wenn er diese ärmlichen, erbärmlichen Sümmchen sieht, mit denen sich jetzt die Zeitungen und die Hülfsvereine brüsten! In England würde man sich schämen, mit solchen Zahlen an die Oeffentlichkeit zu treten, man würde an der Nation verzweifeln, wenn sie für eine so wahrhafte Nationalsache nicht mehr als solche wahrhafte Lumpereien hätte. Aber nicht sowohl die geringe Größe, als die geringe Ausdehnung der Beiträge trifft dieser Vorwurf. Sind unsere reichen Landbewohner keine Deutschen, kümmert sie die Schmach der Nation nicht, sind sie ganz in ihrem Dorfe versumpft? Und die Frauen, haben die deutschen Frauen noch nicht gehört von jenem kleinen tapferen Volke dort oben im Norden, welches alle seine Söhne opfert, um die deutsche Ehre, also auch der deutschen Frauen Ehre zu retten? Ist das schöne Gefühl des Mitleids, welches die Frauen treibt, fremden Schmerz zu lindern, nur noch für die Kleinkinderbewahranstalten thätig? Fast scheint es wirklich, als ob der Deutsche für sein Vaterland nur Reden halten könne. Handeln kann er für Alles, nur nicht für das Vaterland. Als vor acht Jahren Hamburg durch Brandunglück heimgesucht ward, kamen aus Deutschland über zwei Millionen Thaler. Und doch war es nur ein untergeordnetes Privatleid. Und jetzt, wo das ganze Vaterland in unerhörter Schmach dahinsinkt, jetzt müssen wir erleben, daß von der ganzen Nation, von vierzig Millionen Menschen, kaum einhunderttausend Thaler Banko werden eingezahlt werden.

Man fordert nicht, daß irgend Jemand seine Kräfte überschreite, aber das darf gefordert werden, daß Jeder nach seinen Kräften thue. Alle deutschen Bäder sind besucht, wie seit Jahren nicht, Lustreisen, Schauspiele und Konzerte drängen sich, — es kann doch wahrhaftig an Geld nicht fehlen. Wer aber meint ein Großes zu thun, wenn er für das Vaterland so viel opfert, als er in einem Abende verzecht, der hat keinen Begriff von vaterländischer Ehre. — — — — — — —

Die Berliner Const. Ztg. will jetzt, wo die Unglücksbotschaft aus Schleswig es dem deutschen Volke hoffentlich zu Gemüthe geführt hat, was es heißt, die Herzogthümer ihrem eigenen Schicksale überlassen, jetzt, wo dieser Unfall allein alle unsere Empfindung festhält, den Unwillen und die Anklage fallen lassen, und nur noch Eine Leidenschaft aufrufe, in unserem Volke, nur die Eine: sich treu zu bewähren in der Theilnahme, welche zwar oft verheißen, aber nie so unerläßlich gewesen ist, wie heute.

„Nur die einfache Betrachtung, so schließt sie ihren Aufruf, möchten wir an jene Kriegsnachrichten knüpfen, daß die Sympathieen der Nation nicht säumiger seyn dürfen, als die Feinde eilig sind, die Frucht jenes Friedensvertrages einzuernten. Nur die Eine Mahnung möchten wir heute nicht unterdrücken: daß die Dinge dahin gekommen sind, wo nur die werkthätige Hülfe ein Recht hat, sich nationaler Gesinnung zu rühmen, wo dagegen der leere Schwall der Worte nur die Wunden schmerzlicher empfinden läßt, aus denen das verlassene Schleswig-Holstein zu bluten begonnen hat." — — — —

Wir haben (bemerkt hierzu die „Neue Hess. Ztg.") diese Worte unserer nationalen Presse abdrucken lassen, um auch in unsern Kreisen das Gefühl von Dem, was jetzt der großen Nationalsache Noth thut, aus seinem tiefen Schlummer zu wecken. Nicht als ob jene Stimmen vereinzelt wären, nicht als ob sie blos als Parteisignale dienten. Nein, es existirt in diesem Augenblicke im ganzen weiten Vaterlande, wenn wir von einigen verkommenen Stätten des ungeheuerlichsten Knechtsinns (oder auch jene des demagogischen Starrsinns) absehen, kein Organ der öffentlichen Meinung, welches nicht, wenn auch mit größerer oder geringerer Erregung, in den Hülferuf einstimmte. Das ist kein Hülferuf für die Sache dieser oder jener besondern Bestrebung, kein Hülferuf für einzelner Menschen Unglück und für einzelner Menschen Pläne. Das ist auch kein Hülferuf für eine durch Feuer zerstörte Stadt oder für eine durch Wassersnoth verheerte Landschaft. Der Hülferuf gilt Allen, allen Parteien und Bestrebungen, allen Städten und Landschaften. Er gilt der Nation, er gilt Allen, die der Nation, sey es in ihren idealen Hoffnungen und Träumen, sey es in ihren materiellen Interessen, noch bedürfen. Denn das ist kein Zweifel: mit dem Untergang Schleswig-Holsteins ist der deutschen Nation das Urtheil gesprochen, und die Geschichte wird sie dann zu den Todten werfen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus dem Zillerthal rüstet sich wieder eine große Anzahl Einwohner zur Auswanderung nach Ungarn.

Keine Frau braucht unbesorgter um ihren Mann zu seyn als die Frau Landtagsabgeordnetin in Sachsen. Der Herr Gemahl in Dresden muß gesund bleiben, damit die Kammer beschlußfä-

big bleibt. Die Minister behüten ihn wie ihren Augapfel und haben einen eignen Kammerarzt angestellt. Sogar die Küchenzettel werden vorgeschrieben, damit die Diät nicht gestört wird.

Korrespondenz.

Würzburg, 24. Juli.

Nachdem uns erst vor kurzem die Gelegenheit geboten war, einige Worte über die vorzüglichen Weine zu sagen, welche in unserm gesegneten Frankenlande gebaut werden und wie sich namentlich unser großartiger Hofkeller durch seine Versteigerungen ein weites Renommée erworben hat, freute es uns insbesondere, daß eben diese Weine auch auf dem Wege der Industrie, als moussirende Weine, immer mehr in den Vordergrund treten. — Auf der Leipziger Industrie-Ausstellung waren mehrere Sorten schäumender Weine vertreten, worunter die aus den Fabriken der Herren Jäsing in Kötschenbroda, Niederlößnitzer, Keßler in Eßlingen und F. A. Siligmüller in Würzburg. Eine zusammengetretene Expertise, gewählt aus tüchtigen Sachverständigen, erklärte nach genauer Prüfung den Wein des Hrn. F. A. Siligmüller in Würzburg einstimmig für den vorzüglichsten und den französischen Mousseux am nächsten kommend. Die königl. sächsische Regierung hat sich in Folge dieses Urtheils bewogen gefunden, dem Hrn. Siligmüller die silberne Medaille zu verleihen, während die Herren Jäsing und Keßler öffentlich belobt wurden. Möchte diese öffentliche Anerkennung der Verdienste um unsere deutsche Industrie im Allgemeinen, als insbesondere in Bezug auf den Absatz deutscher Schaumweine, über welche noch so vielseitige Vorurtheile herrschen, welche theuer bezahlt werden müssen, letztere nach und nach ganz verschwinden machen und auf das Consumo dieser deutschen Weine den zu wünschenden Erfolg haben.

Mannheim, 27. Juli.

Heute fand im großen Theatersaale ein Konzert zum Besten der darbenden Wittwe und Kinder Conradin Kreutzer's statt. Eine Auswahl der beliebtesten Männerchöre des gefeierten Tonmeisters, von den vereinigten Männergesangvereinen vorgetragen, machte einen tiefergreifenden Eindruck auf die zahlreich versammelten Zuhörer. Möchte dieses schöne Beispiel recht vielfältige Nachahmung finden, so, daß dadurch die Zinsen des Kapitals, das Kreutzer, als ächt deutscher Liedermeister, in seinen herrlichen Männerchören sämmtlichen Männergesangvereinen Deutschlands lieh, entrichtet werden.

Mainz, 20. Juli. *)

Der neue Bischof von Ketteler ist also hier eingetroffen, und es ist somit der Wunsch Vieler erfüllt. An seiner nunmehrigen Wirksamkeit liegt es, ob die Zerklüftungen, welche zwischen Klerus und Klerus, zwischen Laien und Laien in der Diözese bisher gewaltet haben, sich beilegen oder nicht. Seine Stellung ist eine durchaus schwierige, indeß eine gewiß ihn erhebende, wenn es ihm gelingt, vermittelnd auf die Parteien einzuwirken, und letzteres wird ihm gelingen, wenn er selbstständig das Ruder in die Hand nimmt und sich nicht von den sich herbeidrängenden Matrosen, wozu vorzüglich Lennig und Riffel, ein gewisser Monsang und Heinrich etc. gehören werden, ins Schlepptau nehmen läßt. Wäre letzteres nur von Ferne möglich, dann bliebe für immer die Kluft fortbestehen; manche Vorurtheile, die ohnedieß da und dort gegen den neuen Bischof selber bestehen, fänden ihre volle Bestätigung und die daraus von selber sich ergebenden unheildringenden Folgen wären nicht vorauszusehen. Wir hoffen und wünschen, wenn auch nicht ohne Befürchtung vom Gegentheile, der neue Bischof werde von seinem Territorium dahier und anderwärts bald persönlich Augenschein nehmen, die ihm untergeordneten Geistlichen und seine Diözesanen selber kennen lernen und sich, ohne Einflüsterungen von gewisser Seite, sein Urtheil über den Zustand seiner Diözese selbst verschaffen. Es ist ziemlich bekannt und vielfach Gerede geht darüber um, wie gewisse Herren in Mainz den Anhängern des Dr. Schmid etwas gram geworden; gar leicht könnte man in Folge von Augendienerei und Selbstrache lieblose Invectiven gegen dieselben hervorrufen und den neuen Bischof in Verwickelungen hineinführen, die ihm, dem Gottesmanne, widerstreben. Er sehe sich daher gleich von vorne herein nach solchen Rathgebern um, die es offen und ehrlich mit ihm und der heiligen Sache meinen, die nicht Beförderungen und Ehrenstellen tendiren, nicht Parteizwecke zu erreichen sich bestreben, sondern dem Wohle der Diözese ihre ganze Thätigkeit widmen. Und solche gibt es sicherlich in seinem engeren Rathe, dem Domcapitel, dem wir eine engere Freundschaft mit einander wünschen müssen. Hüten muß sich der Bischof indeß vor den früher Genannten, vorzüglich vor dem zweiten Mephistopheles Riffel, der mit mehreren andern jüngeren geistlichen Genossen in seinem blinden, tollen Eifer hier außerordentlich viel verdorben und öfter schon die Beweggursache zu den beklagenswerthesten Excessen abgegeben. Riffel und Andere vom Sonderbunde haben sich hier sehr mißliebig gemacht, und es wäre im Interesse der guten Sache, wenn der Bischof ihm und andern Verbündeten eine pfarrliche Stellung außerhalb Mainz anwiese, sonst gibt's nimmer hier Friede und Ruhe! — Die Geistesrichtung des neuen Bischofs soll eine durchaus ernste und christliche, fern von Herrschbegier und gebieterischem Weien und unbesonnenem Feuereifer, seyn. Ist damit Gerechtigkeitsliebe gepaart, dann wird er Jeglichem, der immer mit ihm in Verkehr kommt, als gerechter, unparteiischer Mann entgegen kommen und über seinem bischöflichen Hause wird keine Parteifahne flattern!

*) Von einem wahren Katholiken.

Kunstnotizen.

(Frankfurt a. M.) Am 28. Juli 1750 starb in Leipzig Johann Sebastian Bach. Die Wiederkehr dieses Tages nach hundert Jahren richtete an alle Verehrer wahrer, ächt deutscher Tonkunst die Mahnung, dem großen Manne ein Denkmal zu setzen, das seiner und der Nation würdig sey. Eine durch Vollständigkeit und kritische Behandlung den Anforderungen der Wissenschaft und Kunst genügende Ausgabe seiner Werke wird diesen Zweck am reinsten erfüllen. Ueber Plan und Ausführung dieser für die musikalische Literatur hochwichtigen Aufgabe, welche bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen wird, spricht sich ein im Druck erschienener und vom Bach-Comité unterzeichneter Prospectus aus, welcher in den Musikalienhandlungen zur Ansicht und Subscription vorliegt und auf den wir andurch verweisen.

(Aachen.) Der von früher hier noch in gutem Andenken stehende Bassist, J. Conradi, jetzt k. hannov. Hofsänger, eröffnete am 7. d. M. sein Gastspiel in der Oper Don Juan und rechtfertigte vollkommen den Ruf, der diesem Künstler voranging. Bei seinem Erscheinen stürmisch empfangen, wurde derselbe im Verlauf der Vorstellung vielfach ausgezeichnet und am Schlusse gerufen. Seine schöne klangvolle Stimme, sein lebendiger Vortrag und sein angemessenes Spiel mußten ihm den Erfolg sichern. Bis jetzt sang er noch Herzog in Lucretia, Caspar und Tell, in welchen Rollen er durch seinen correcten Gesang und gute Darstellung die besten Erfolge erwarb. Hr. Conradi wird noch als Bertram, Marzell, Figaro und Bocco auftreten, und sind wir versichert, daß er auch in diesen Partien Ausgezeichnetes leisten wird.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Frau Röder-v. Romani.) Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth., Musik von Flotow. Lady: Frau Röder-von Romani.

Freitag, 2. August. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois und zum Vortheil derselben). (Zum ersten Male): Mönch und Soldat, Charakterbild in 3 Abth. von Fr. Kaiser. Hauer: Hr. Grois. Simon: Hr. Scholz. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.
Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 1. August. Eines Hochzeitstags Fatalitäten, Lustspiel in 2 Akten. Vorher: Das Salz der Ehe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 183. Freitag, den 2. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Einiges vernommen," entgegnete Heinrich endlich mit möglichster Ruhe, und wollte mich überzeugen."

„Leider Alles wahr," stammelte der Alte, „der Hut ist — fort!"

„Wenn man aber vielleicht denselben — schaffen könnte? —"

Rath Zorn fuhr wie elektrisirt in die Höhe, fiel jedoch sogleich wieder zurück und äußerte mit metalllosem Tone:

„Das sind eitle Hoffnungen — das ist unmöglich!"

„Doch, doch, mein Vater. — Prokurator Werlin —"

„Mein Gegenadvokat, mein Feind!"

„Wenn Sie wollen, ist er — Ihr Freund."

„Was sprichst Du da? — Wie wäre dieß möglich?"

„Rufen Sie den fatalen Prozeß ab und versöhnen Sie sich mit Ihrem Gegner."

Die gebieterische Nothwendigkeit kämpfte gegen Hochmuth und Eitelkeit in der Wohlbeleibtheit des Gebeugten einen harten Kampf. Ersterer schien den Sieg erfechten zu wollen.

„Aber Du? — Er will ja Deine — Braut heirathen? —"

„Werlin ist jetzt mein Freund und viel zu edel, als daß er das Unglück eines Freundes veranlassen sollte. Im Falle Sie sich mit dem Rittmeister versöhnen, tritt er mir — ja staunen Sie nur — alle seine jetzigen Ansprüche an Cäcilien ab."

Der alte Herr war von dieser Rede wie verzaubert. Eine solche aufopfernde Freundschaft war ihm denn doch in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Wie billig äußerte er Zweifel gegen die Aechtheit solcher selbstverläugnenden Gesinnung. Als ihm aber Heinrich diese Bedenken siegreich widerlegte und ihm dabei die Gefahren und die Schande ausmalte, deren er sich aussetze, wenn durch ihn die Meßfreiheiten der Stadt Worms, welche dieselbe seit unvordenklichen Zeiten in Frankfurt ausübte, verloren gingen, gab er sich endlich gefangen und willigte — obgleich noch immer mit einigem Widerwillen gegen den „ränkesüchtigen" Rittmeister — in die Abrufung der Klage.

„So gehe denn hin zu Doktor Rabularius und überbringe ihm meine deßfallsige Weisung."

„Vater," bemerkte Heinrich mit wichtiger Miene, „soll die Geschichte zu einem glücklichen Ende gelangen, so darf dieser nicht eher etwas erfahren, bis Alles vollendet ist. — Dieß müssen Sie versprechen! —"

Rath Zorn hatte heute schon so viel eingehen müssen, daß es ihm auf diese Kleinigkeit nun auch nicht mehr ankam.

Der befriedigte Sohn legte ihm nunmehr eine Abrufungsanzeige in aller Form Rechtens vor, und der Papa unterzeichnete mit stiller Ergebung.

„Werden Sie nun aber auch meiner Verbindung mit Cäcilien nicht mehr entgegen seyn?"

„Schaffe mir den Hut und heirathe — wen Du willst!"

Dieser lakonische Bescheid goß das Rosenroth der Freude über das bis jetzt bleich gewesene Antlitz Heinrichs. Ungestüm küßte er dem Vater die Hand und eilte mit dem unterschriebenen Papiere zur Thüre hinaus.

Während dieß im Nürnbergerhofe sich zutrug, war der Prokurator in seinem Garten auf der Allerheiligengasse mit dem Buchhalter Seebald umherspaziert und hatte diesem unterschiedentliche Neuigkeiten mitgetheilt, die dem alten Comptoiristen nicht sonderlich zu behagen schienen. Sein bleiches Gesicht wurde nämlich allmälig erdfarben, die Augen zogen sich in den Hintergrund ihrer Höhlen wie zu stiller Einsamkeit zurück, und die Spindelbeine zitterten, daß die wollnen Strümpfe aneinander schlugen. Die Dächer der angränzenden „goldenen Luft" schienen ihm endlich sich zu neigen, und die benachbarte Judengasse einen lustigen Reigen zu tanzen.

Der Alte verlangte eine Portechaise, und als diese schleunigst kam, schwankte er nach deren Innern.

„Um des Himmels Barmherzigkeit willen nur Verschwiegenheit!" flüsterte er noch dem Prokurator zu, und als ihm dieser beruhigend die Hand drückte, setzte er sich in die Sänfte und ließ sich nach dem Liebfrauenberge transportiren.

Hier lief das ganze Comptoirpersonal auf die Straße, als Buchhalter Seebald auf diese außergewöhnliche Weise anlangte. Selbst der Rittmeister trat in den Hausgang, und war nicht weniger überrascht, als der Alte um ungesäumte geheime Unterredung mit dem Herrn Prinzipal demüthig flüsternd antrug.

Beverdick führte denselben schleunigst in das geheime Cabinetchen im oberen Gelasse, und dort angelangt, fiel Seebald auf einen Sessel und verhüllte weinend sein Gesicht.

Der auf's Höchste erschreckte Rittmeister forschte um die Ursache dieser heftigen Gemüthsbewegung. Seebald war jedoch unfähig, etwas zu antworten, bis er endlich stöhnend hervorbrachte:

„Es ist aus mit mir, ich — komme — an — das — Halseisen!"

Betreten fuhr Beverdick zurück, dann faßte er sich und betrachtete den Alten genauer. Ihm waren ganz wunderliche Ideen in den Kopf gekommen.

„Ist Er närrisch geworden?" fragte er endlich nach einer Pause.

„Nicht im mindesten," stammelte Seebald, „aber der Prokurator Werlin —"

„Was?" rief der Rittmeister und taumelte entsetzt zurück.

„Ach, der auch nicht — vielmehr der Hut —"

Der Alte war ganz auseinander. Endlich erfuhr Beverdick, daß die Geschichte mit dem Wormser Hut herausgekommen sey,

und man starken Verdacht gegen ihn, Seebald, hege. Der Prokurator habe gesagt, daß diese Geschichte Jemanden an das Halseisen bringen könne.

„Hab' ich mir es doch gleich gedacht," fuhr jetzt Beverdick auf, „als Er mir den verdammten Spitzhut in's Haus brachte! Am Ende wird es heißen, ich hätte um die Geschichte gewußt und —"

„Das wird es heißen," lallte der Buchhalter, und der Prinzipal ward jetzt schneebleich, wie eine Leiche.

„Aber bin ich denn nicht ein Narr," fuhr Beverdick plötzlich fort, „daß ich mich ängstige? — Er sagte mir ja, daß die Sache wie ein Scherz aussehen solle? Noch ist es Zeit, gebe Er das Dings zurück!"

„Da liegt es eben!" jammerte der Alte. „Um allen Verdacht von mir fern zu halten, habe ich den Hut auf dem Boden hinter das Holz versteckt, dort hat ihn die Köchin gefunden und ihn — dem Schornsteinfeger geschenkt. Zum Danke ist dieser sogleich zweimal damit durch den Schornstein gefahren und hat die sonst schöne Kopfbedeckung wie einen Pfannkuchen zusammen gedrückt, beschmiert und ganz unkenntlich gemacht."

Beverdick wollte wüthend auffahren, aber ein Blick auf den ganz zerknirschten Buchhalter bändigte die Ausbrüche seines Zornes. — Rathlos irrte er indessen in dem Cabinetchen umher, und die Blicke des Alten folgten ihm flehend und weinend.

„Was ist denn aber da zu machen?" fragte endlich der Rittmeister, indem er sich zu fassen suchte.

„Wenn das Zerwürfniß mit der Heirath nicht wäre!" klagte Seebald mit leiser Stimme.

Der Rittmeister warf einen lebhaften Blick auf den Alten, dann schlug er das Auge, wie im Hoffnungsglanz gegen die Zimmerdecke.

„Ja, wenn — wenn," er ging lebhaft im Cabinetchen hin und her, und hundert Ideen stürmten in seinem Kopfe wild durcheinander.

Er war bis jetzt immer ein sehr geachteter Bürger gewesen, und dieses allgemeine Ansehen hatte ihn auch an die Spitze einer reitenden Bürger-Compagnie gestellt. — Und nun sollte ein an sich selbst unbedeutender Vorfall ihn von seiner Höhe herabstürzen, ihn vielleicht der Verachtung, wenigstens dem Gelächter preisgeben? — Hier mußte rasch gehandelt und Abhülfe mit Opfern erkauft werden, sollte er nicht vielleicht gar am nächst bevorstehenden Geleitstage seiner Glorie schon beraubt sich sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holstein und das deutsche Volk.

(Schluß.)

Der Hülferuf tönt auch nicht aus Schleswig-Holstein herüber, von jenem Volke, welches, besser als wir, in edler und stolzer Resignation zum letzten Gange nun entschieden ist. Wer zum Opfertode sich bereitet hat, der schreit nicht mehr nach Hülfe, der bedarf keiner Hülfe mehr. Der Hülferuf ertönt aus **unsern** Reihen, der kommt aus den **zuckenden Herzen in der Heimath, welche brechen möchten vor Schmerz und Scham und Verzweiflung**, wenn sie das Vaterland vor ihren Augen in der unnennbaren Schmach versinken und bei lebendigem Leibe — ein grauenhafter Anblick — in stumpfer Apathie verfaulen sehen.

Wißt Ihr, um was es sich handelt? Wißt Ihr, daß alle die Güter, die Ihr behaltet und nicht opfert für das höchste Gut, daß sie Euch bald genug, wenn dieses höchste Gut unwiderbringlich verloren ist, keinen Heller mehr werth seyn werden? Glaubt Ihr etwa, daß es hier auf milde Gaben ankomme? Nicht **geben** sollt Ihr, sondern **opfern, um Alles zu gewinnen, weil Alles auf dem Spiele steht**.

Es ist vorhin der deutschen Frauen und ihres mitleidigen Herzens gedacht worden. Doch nicht das Mitleid bloß, nein Alles, was dem deutschen Weibe seinen Werth und Zauber gibt, das muß sich regen und aufstehen für Schleswig-Holstein. Ihr Hüterinnen des deutschen Wesens, Ihr Frauen mit der Innigkeit und stillen Huld des Herzens, mit dem deutschen Gemüthe voll Sinn und Tiefe, wißt Ihr wohl, daß der Kampf jetzt um den Hort des eigensten deutschen Lebens geht? Wißt Ihr wohl, daß jenes kleine Volk, welches jetzt alle seine Söhne in den Tod schickt, daß es sie für Euch, für Euer Heiligstes und Innerstes, daß es sie für deutsche Bildung und deutsche Sitte opfert? Wisset, daß unter jenem herrlichen Volke die sonst, ach! an mehr als einem Orte verdorbene, verkommene und verflachte, die deutsche Art und Weise in alter Kernigkeit und Frische noch in Blüthe steht. Und wie das Land und seine Lage und die nervigen Arme und stählernen Herzen seiner Bürger für das äußere Daseyn Deutschlands Lebensbedingungen sind, so ist die Sitte und Bildung jener Landschaften ein Pfand für das Bestehen deutschen Wesens. Darum bedenket die hohen Güter, um die es sich hier handelt und gebet Euch dieser Sache ganz als der Euren hin. Noch vermögt Ihr viel selbst noch auf dieses entartete und erbärmliche Geschlecht, und wenn schnöde Staatsweise Euch früher vorgeworfen haben, **die Abhängigkeit vom Weibe sey das politische Unglück der deutschen Nation, nun, so beweiset ihnen jetzt das Gegentheil!**

Und nun noch ein Wort an Euch, Ihr achtmalhunderttausend deutschen Krieger, die Ihr das Brod des Volkes durch unerschwingliche Lasten aufessen und dabei zähneknirschend daheim auf der Bärenhaut liegen und zuschauen müßt, wie Euer Vaterland von einem kleinen Völkchen mit Füßen getreten wird, von einem Völkchen, an Zahl gewaffneter Männer nicht einem einzigen Eurer vielen Armeekorps gewachsen.

Steigt Euch nicht das Blut in's Angesicht, wenn Ihr bedenket, daß man da draußen Euch mit jener unzählbaren Armee des chinesischen Reiches auf eine Linie stellen wird, welche trotz ihrer Hunderttausende das Reich vor den Demüthigungen kleiner Tartarenhaufen oder vor dem Machtgebote einer brittischen Brigade nicht zu beschirmen vermag?

Welcher Ehrenmann möchte deßhalb Euch Brave schmähen, die Ihr mit Gram im Herzen dieser Schande wider Euren Willen zuschauen müßt? Nicht verlangen wir von Euch, daß Ihr die nothwendigen Gebote und Ordnungen Eures Berufes deßhalb brechen sollt! Aber das müssen wir doch sagen, Eure Sache wird es vorzugsweise seyn, und Ihr seyd betheiligt, furchtbar betheiligt dabei, das Letzte und Aeußerste, so weit es Euch möglich und erlaubt ist, abzuwenden. Wenn Ihr nicht kämpfen dürft und könnt für Schleswig-Holstein, so versäumt wenigstens kein erlaubtes Mittel, **keines**, um Euren kämpfenden und verlassenen Waffenbrüdern sonst zu helfen. Opfert für diese Sache so viel Ihr könnet, Ihr opfert es Eurer Sache, und werdet wenigstens damit Oel auf Euren gerechten Schmerz gießen. — — —

(N. Hess. Z.)

Fillmore, Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, **Millard Fillmore**, ist am 7. Januar 1807 geboren und der Sohn eines Farmers im Staate Newyork. Sein Vater war nicht wohlhabend; der Sohn erhielt nur kärglichen Unterricht und trat später bei einem Tuchmacher in Lirimpton County in die Lehre.

In seinem 19. Jahre wurde er dem Judge Wood bekannt, der die Fähigkeiten des Tuchmacherlehrlings bald entdeckte und ihn bewog, einen anderen Beruf zu wählen. Der junge Fillmore war zwei Jahre Schreiber des Richters, machte bedeutende Fortschritte in der kurzen Zeit und wurde ein geschickter Attorney und Landmesser zu gleicher Zeit. 1822 errichtete er ein Law-Office in ersterer Eigenschaft zu Buffalo in der Grafschaft Erie, nachdem er vorher sich eine Zeit lang als Lehrer durchgeschlagen. 1829 wurde er zum Abgeordneten der Grafschaft im Hause der Repräsentanten von Newyork gewählt und zeichnete sich bald so aus, daß sein Votum den Ton angab. „Wenn Fillmore dafür stimmt," hieß es bei allen Maßregeln, „thun wir es auch". 1832 kam er zuerst in den Congreß. Auch hier schienen seine Talente bald durch, und wir finden ihn an der Spitze der schwierigsten Commissionen, der Committee of Ways and Means (Finanzkommission) und on Elections. 1844 war er Whig-Candidat für die Governorstelle von Newyork, blieb aber in der Minorität. Aehnlich wie Taylor, der Nachfolger des im Amte 1840 gestorbenen Harrison, durch ein Compromiß Candidat geworden war, wurde Fillmore von den Whigs von Newyork, der Claypartei, festgehalten, nachdem die größere Popularität des alten Zacharias Henry Clay in den Hintergrund gedrängt hatte. Daß der jetzige Präsident seinen Vorgänger an staatsmännischem Talent weit übertrifft, ist allbekannt; aber von der Politik, welche er einschlagen wird, weiß man noch nichts Gewisses. Eine Hinneigung zur Zollerhöhung befürchtet man. Dagegen wird er als Henry Clay's Freund die Compromißbill unterstützen, welche durch den Widerwillen des gewesenen Cabinets sehr bedroht war. Eine amerikanische Biographie spricht von Fillmore als einem Manne honest, capable and faithful to the Constitution. Es ist eigene Anstrengung allein, welche den Tuchmacherlehrling zum Präsidenten der Republik im Westen gemacht hat.

Mannichfaltigkeiten.

Ein neues Wunder! Die schwarzen Brüder in Wälschland sind ja entsetzlich fleißig! Zu Camaiore, im Herzogthum Lucca, hat ein Muttergottesbild einer stockblinden Frau das Gesicht wiedergegeben, auf welche Art ist nicht gesagt. Die Frau, die zuvor im Finstern tappte und nicht den geringsten Schein hatte, besitzt jetzt die schärfsten Augen und sieht beinahe um's Eck hinüber. Die Ultramontanen waren schon daran, Generalmarsch zu schlagen und die Gläubigen nach Camaiore zu locken und auszusäckeln, aber mehrere ehrenhafte und redliche Geistliche in Lucca haben der Gaunerei gleich ein Ende gemacht. Sie haben selbiges Wunder in öffentlichen Blättern als eine Erfindung dargestellt und erklärt, es sey wohl der gesetzlichen Bestrafung, nicht aber der religiösen Verehrung würdig! — Vor solchen Priestern muß man Achtung haben.

— Man lies't in der Speyerer Zeitung: Am 7. Juli Morgens hat der 15 Jahre alte Stiefsohn des Oekonomen Leonh. Thoms in Lauingen ein Pferd zum Schwemmen in die Donau geritten, wobei das Pferd an's Ufer stieg, der Knabe aber vom Pferde herunterfiel und ertrank. (So ist's aber auch den Rittern der Monarchie, dem Gagern u. A. ergangen. Sie haben die Monarchie in die Schwemme geritten. Die Monarchie ist gemüthlich an's Ufer gestiegen, sie aber sind herabgefallen und ersoffen.)

(Aus Bayern.) Man wundert sich, daß ein Mann, der einmal Minister war, etwas so Ungeschicktes sagen kann, wie neulich der Graf Seinsheim in der ersten bayerischen Kammer. Bei Gelegenheit der Berathung des Militärbudgets, wo er für Beibehaltung des hohen Präsenzstandes der bayerischen Armee sprach, führte er auch als Grund an, daß Bayern durch seine Macht dem Vordringen des Protestantismus in das südliche Deutschland Einhalt gethan habe, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß Bayern einer ansehnlichen Kriegsmacht auch jetzt hauptsächlich für diesen Zweck bedürfe. Der gute Mann hat dabei gar nicht bedacht, daß ein Drittel der Bevölkerung in Bayern Protestanten sind, denen man ohnehin keine außerordentliche Anhänglichkeit an das alte Stammbayern und seine Dynastie nachsagt, und deren bayerischer Patriotismus durch solche Bemerkungen schwerlich gestärkt wird. Daß diese Leute doch immer Alles noch auf ihr religiöses Feld hinüberziehen und für den Ultramontanismus — (oder auch in Berlin, das macht keinen Unterschied, für ihr starres Lutherthum und den Pietismus) — ausbeuten wollen! — Tempi passati! (Dorfz.)

Das Bad Kissingen erfreut sich in diesem Sommer einer ungewöhnlich großen Zahl von Kurgästen. Die meisten sind aus Norddeutschland, doch fehlt es auch nicht an Russen und Engländern. Unter den letztern befindet sich ein reicher Mann, der täglich 12,000 Fcs. zu verzehren hat. Dem General Wrangel und dem russischen Kanzler Grafen Nesselrode bezeigt man große Aufmerksamkeit.

Die Innsbrucker Zeitung meldete kürzlich Folgendes: Neuerlich erlebten wir in unsern friedlichen Bergen ein schaudererregendes Unglück. Möge es abermals ein warnendes Beispiel in der Chronik seyn! An diesem Tage begab sich ein hier ansäßiger wohlhabender Bauer mit seinem etwa 17 Jahre alten Sohn auf die Gemsenjagd. Nicht zufrieden mit ihrer bereits erlegten Beute, wollten sie ihr Glück noch einmal versuchen und trennten sich hinter dem riesigen Seekofel auf's Neue, um ihre Posten zu besetzen. Keiner genau mit dem Standpunkt des Andern bekannt und versteckt hinter Felsblöcken, konnten sie auch einander nicht sehen. Während sie so standen, ahmte der Vater den gellenden Pfiff der Gemse nach, der Sohn stutzte, schaute, aber bemerkte nichts. Der Pfiff ertönte wieder, verstärktes Spähen ließ den Letztern die Bewegung eines braun-grauen Gegenstandes bemerken. Nicht zweifelnd, daß es eine flüchtige Gemse sey, schlägt er an, drückt los und — trifft seinen Vater. Ein Ruf desselben: „Bua (Bursche), jetzt hast mi g'schossen!" belehrt den unglücklichen Sohn von dem Geschehenen. Er springt herbei, betet mit dem sterbenden Vater, erhält noch seine Vergebung und legt ihn entseelt auf das rauhe Felsenbett, wo er ihn verließ, um das Gericht sogleich in Kenntniß von seiner unfreiwilligen That zu setzen.

In Dresden waren jüngst drei diplomatische Schwestern beisammen, die Erzherzogin Sophie von Oesterreich, die Prinzessin Johann von Sachsen und die Königin von Preußen. Die Stadtzeitungen nennen sie die drei Parzen des Lebensfadens der Union. Sie irren, ich sehe zwei Schneiderinnen und eine Spinnerin, aber die Netzerin fehlt. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Heidelberg, 28. Juli.

Es eben erscheint hier ein „Aufruf zur Bildung eines Sparvereins". Dieser Verein soll den Zweck erreichen helfen, so viel als möglich auch dem Unbemittelten die Vortheile des Ankaufs im Großen zuzuwenden und zwar in der Art, daß der Theilnehmer gerade in der schweren Winterszeit diese Vortheile zu genießen hat. Nach §. 1 der

mit diesem Aufruf veröffentlichten Statuten ist jeder Einwohner, dessen Erwerb die Summe von 50 fl. monatlich nicht übersteigt, insbesondere Taglöhner, Fabrikarbeiter, Dienstboten rc. berechtigt, Mitglied des Vereins zu werden. Jedes Mitglied verpflichtet sich, während der Monate April bis November eines Jahres zu einer wöchentlichen Einlage von mindestens 6 kr. In der übrigen Zeit ist die Einlage zwar keine Verpflichtung, aber gestattet (§. 2). Alle Kosten dieses Vereins werden von 22 angesehenen hiesigen Männern, welche sich als Sparpfleger an die Spitze gestellt haben, getragen (§. 8). Die Sparpfleger sind bemüht, die begehrten nothwendigen Wintervorräthe, soweit das Guthaben eines jeden Sparers hinreicht, anzuschaffen und zu verabreichen (§. 6).

Aus der Rheinprovinz, im Juli.

Schon früher habe ich in diesem Blatte auf die Heilanstalt des Collegen Erlenmeyer in Bendorf bei Koblenz aufmerksam gemacht Vor kurzem habe ich sie wieder besucht und sehr verändert gefunden Es sind dort recht erfreuliche Fortschritte gemacht und Resultate erzielt worden, die meine Erwartungen bei weitem übertreffen. Die Irren Anstalt ist bedeutend vergrößert worden, so daß jetzt auch Unheilbare aufgenommen werden können. Man muß erstaunen, in der Heil-Anstalt für blödsinnige Kinder manche zu finden, welche sprechen, lesen, schreiben, singen, Klavier spielen und rechnen gelernt haben. Es hat sich somit die Vermuthung des Direktors der Prager Irren-Anstalt bereits bestätigt, welche dieser in dem 27 Bande der Prager Vierteljahrsschrift Pag. 128 aufgestellt hat: „Daß Dr. Erlenmeyer der Mann sey, der auch auf jenem noch so wenig cultivirten Felde etwas Tüchtiges leisten werde, das verbürgt sein gediegenes psychologisches und ärztliches Wissen.“ Wir wünschen dieser Heilanstalt ein recht ausgedehntes segensreiches Wirken und fordern alle Interessenten auf, sich von der Wahrheit unserer Aussagen zu überzeugen.

Leipzig, 22. Juli.

Der Tenor Hr. Reer vom Koburger Hoftheater gastirt gegenwärtig hier und erntet bei uns denselben Beifall, wie unser Wiedemann in Braunschweig. Beide sind tüchtige, geschulte, mit gesunden Stimmen begabte Sänger, doch dürfte die Stimme Wiedemann's der des Hrn. Reer vorzuziehen seyn, während es der Letztere versteht, seine Mittel vortrefflich zu gebrauchen. Wir sahen Hrn. Reer als Georg Brown, als Masaniello und als Johann von Paris, und werden noch öfter Gelegenheit haben, denselben zu hören, da er auf einen Monat mit 200 Thalern Gehalt engagirt ist — Die „Räuber“ und die „Gefangenen der Czaarin“ gaben Hrn. Pohle aus Hannover Gelegenheit, sich in einigen glänzenden Rollen zu zeigen, uns aber, über ihn unser Urtheil dahin festzustellen, daß wie — so wenig wir auch von der Künstlerschaft des nach Hannover abgegangenen Hrn. von Linden halten — an Hrn. Pohle doch einen schlechten Tausch mit Hannover machten. In der Tragödie fehlt ihm Empfindung und Leidenschaftlichkeit, im Lustspiel die Gewandtheit, der feine Ton und Takt. So wie Hr. Pohle sich als Razinofski seiner Kaiserin gegenüber betrug, führt sich höchstens ein Bruder Studio gegen ein Mädchen auf, der gegenüber er sich etwas erlauben darf, aber kein geschliffener polnischer Edelmann, der die Damen des Petersburger Hofes in Flammen setzt. Das ganze, übrigens sehr unterhaltende Stückchen wurde auf eine unverzeihliche Weise verarbeitet: Hr. Kühn (Polizeiminister) und Mad. Boß (Czaarin) hatten keinen Begriff von dem, was vorzustellen ihre Aufgabe war, und der Hohn, welcher die Leistung des Hrn. Bahrdt empfing und begleitete, mag diesem sowie der Direktion zur Warnung dienen, daß man uns künftig mit solchen Versuchen verschone. Das Lustspiel: „Die beiden Helden“, von Marsano, welches der Oper „Johann von Paris“ als Zugabe diente, wurde auch sehr arg von Mad. Boß und Fräul. Arens zugerichtet; namentlich beleidigte die Letztere durch ihr herausforderndes Betragen in der entsetzlichen Grenadieruniform. — Fräul. Meier unsere wackere Sängerin, bleibt uns für zwei Jahre erhalten, und auch Hr. Wiedemann kehrt bald zu uns zurück; eine hiesige Zeitung ist daher sehr im Irrthum, wenn sie in Hrn. Reer seinen Nachfolger zu sehen glaubt. Hr. Reer ist zeitlebens am Koburger Hoftheater engagirt und würde sich sehr bedenken, wenn er diese Stellung mit einer in Leipzig vertauschen sollte. — Durch die Actienverloosung haben wir, da die gewonnenen Billets für wirkliche Schleuderpreise ausgeboten worden, ein sehr gemischtes Publikum im Theater, das namentlich bei der Aufführung klassischer Stücke durch die Art und Weise, wie es seinen Beifall zu erkennen gibt, zur Erhöhung des Genusses eben nicht sonderlich beiträgt

---

Heidelberg, im Juli.

In der Didaskalia war vor einiger Zeit eine Berichterstattung über die Sitzung des Zweigvereins für deutsche Reinsprache in Frankfurt enthalten, worin mehrfache Angriffe und Bemängelungen der „deutschen Eiche“ Abweisung und Berichtigung verdienen. Zuerst wird die Ursache, daß der Verein noch keine sehr segensreiche Resultate! (statt Ergebnisse) bisher erzielt habe, darin gesucht, daß wir bei unserer Fremdwörterübersetzung zu weit gingen und manche, die schon das Bürgerrecht hätten, sogar uns erkühnten, deutsch zu geben. Wir aber glauben, umgekehrt die Ursache darin zu finden, daß Andere zu wenig thun und sehr vielen das Bürgerrecht zuerkennen, die es auch nicht haben. Denn Resultat, Organ, redigirt, oktroyirt u. s. w. darf man doch, mit allergnädigster Erlaubniß, gewiß deutsch übersetzen, ohne ihr Bürgerrecht für unverletzlich und heilig zu halten! Dann ist es mit diesem Bürgerrecht eine eigene Sache; vor hundert Jahren hatten noch manche Fremdwörter ein Bürgerrecht, die es jetzt nicht mehr haben; wir haben ein ganzes Verzeichniß in der deutschen Eiche früher selbst angeführt. Ferner heißt es darin, daß wir Andern willkürlich Verdeutschungen aufdringen oder fremdländisch „octroyiren“! Nirgends haben wir das ausgesprochen, sondern wir gaben nur die Wörter als Vorschläge und legen sie ja öffentlich zur Prüfung vor; allein wir lassen uns nicht verbieten, davon Gebrauch zu machen, so wenig wir einen Andern nöthigen, sie anzuwenden. Wir sind gern bereit, bessere Wörter anzunehmen, man biete sie uns nur gefälligst an; wir lassen uns aber unsere Freiheit nicht beschränken, so viel als wir vermögen, gegen die Fremdwörter zu kämpfen. Denn wir wollten keinen Schutzverein für sie, sondern einen Reinsprachverein gegen sie gründen. Traurig genug, daß man dieses immer wieder gewissen Leuten auf's neue ohne Erfolg sagen muß. Würden dieselben sich nur halb so viel Mühe geben, als sich obgenannte Zeitschrift und deren Mitarbeiter geben, so würden sie sich nicht über Mangel an segensreichen Erfolgen beklagen. Man muß zuerst selbst etwas leisten und besser machen, dann ziemt es erst zu tadeln. Es ist keine große Kunst, Fremdwörter beizubehalten, — aber eine schwere Aufgabe, sie deutsch zu geben.

Mr. Brugger.

Kirdorf bei Homburg v. d. Höhe, 20. Juli.

Heute fand hier eine erhebende Feier statt. Dem hiesigen ersten Lehrer Ament, welcher seit vierzig Jahren seinen schweren Beruf als Lehrer in unserem Orte mit gewissenhafter Treue und redlichem Eifer erfüllte und nebenbei durch Ausbildung des Kirchengesanges und Verbreitung musikalischer Bildung unter den Bewohnern Kirdorf's große Verdienste sich erwarb, wurde nämlich in Anerkennung seines segensreichen Wirkens heute Abend von seinen früheren Schülern unter Musikbegleitung ein Fackelzug gebracht und dabei einige Geschenke überreicht. Die Worte, welche der erwählte Sprecher an den Gefeierten richtete, waren eben so zu Herzen gehend, als es diejenigen waren, mit welchen der gerührte Lehrer seinen Dank zu erkennen gab. Auch ergriff der Pfarrer unseres Orts, der geistliche Rath Hüther, das Wort. Der Hauptinhalt seiner Rede war, daß die innigste Verbindung der Kirche und Schule nöthig sey, wenn nicht Unheil und Verderben über Staat und Familie hereinbrechen solle Damit endete diese Feier, welche noch lange in der Erinnerung der Kirdorfer fortleben wird. Auffallend war es den Anwesenden, daß sich die beiden jüngeren hiesigen Lehrer an der Feier nicht betheiligt hatten, während doch die meisten Lehrer Homburg's gekommen waren, um ihren Collegen zu beglückwünschen.

X.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 2. August. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois und zum Vortheil derselben). (Zum ersten Male): Mönch und Soldat, Charakterbild in 3 Abth. von Fr. Kaiser. Hauer: Hr. Grois. Simon: Hr. Scholz. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 3. August. (Gastdarstellung der Frau Don Lebrün, vom k. Hoftheater zu Dresden.) Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Abth. von Ch. Birch-Pfeiffer. Franziska: Frau Don Lebrün.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 184. Samstag, den 3. August 1850.

Huth und Pommer

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Der in Schwächen laborirende Buchhalter wurde daher in seine Stube geschafft und in's Bett gelegt. Beverdick aber stieg herab zu den Wohnzimmern und beschied Frau und Tochter zu sich.

Sie kamen. Außergewöhnlich mild und freundlich zog der Rittmeister Cäcilien neben sich auf das Sopha und streichelte derselben die Wangen, dann brachte er mit sanftem Tone die Rede auf die projectirte Verbindung mit dem Prokurator.

Dem Mädchen schlug das Herz in fast hörbaren Pulsen. Der Strenge des Vaters hätte sie, bei den jetzigen erneuerten Hoffnungen, vielleicht Widerstand entgegengesetzt, bei dem sanften Strahle väterlicher Milde zerschmolzen jedoch ihre festen Vorsätze.

Cäcilie war nun einmal von weicher Beschaffenheit. Sie konnte lieben, dulden — aber nicht handeln, wenigstens nicht in ruhiger Ueberlegung, nur gereizt, wie auch das schüchterne Reh in der Verzweiflung den Todessprung wagt.

„Höre, Kind," begann endlich nach etlichen Einleitungen der Vater, „die Geschichte mit dem Prokurator muß zu Ende kommen. — Ich will Dich nicht zwingen. — Du hast ganz Deinen freien Willen; aber entscheiden mußt Du Dir. — Die Zeit ist jetzt da; sprich es aus: Ja, oder Nein!"

Cäcilie hing mit der ganzen Kraft, deren eine junge schwärmerische Seele fähig ist, an ihrer ersten geheiligten Liebe, aber eben so rankte sie sich auch mit der zärtlichsten Kindesliebe an ihre Eltern an. Zu Letzterem reihte sich jedoch noch die Frömmigkeit ihres kindlichen Gemüthes. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir es wohlergehe auf Erden!" tönte wie Glockenklang und Orgelsang in ihr Ohr, was Wunder also, wenn sie dem gehofften Glücke entsagen und den guten Eltern ein Opfer ihrer Kindlichkeit bringen wollte? —

„Vater," begann sie endlich mit kaum verhaltenen Thränen, „Sie und die Mutter wollen, und dieser Wille ist mir — Gesetz. —"

Die Mutter fing jetzt auch an zu weinen, und der Rittmeister sprang unwillig vom Sopha auf.

„Bin ich denn ein Tyrann, daß ich solche Opfer verlange? — Habe ich denn gesagt, daß Du dem Prokurator die Hand reichen sollst?"

Cäcilie fuhr erschreckt zusammen, dann entgegnete sie mit plötzlich kalter Fassung:

„Ich will ihm die Hand reichen!"

Der Rittmeister fuhr sich mit der Hand über die Stirne, dann sang er ein Trompeterstückchen und rannte in der Stube umher. Es ging ihm eben Alles verkehrt.

Plötzlich blieb er vor Cäcilien stehen und blickte ihr ernst in das Gesicht.

„Und wie steht es denn mit Dem da? —" er deutete über die Schulter hinaus — „mit Dem da? — mit dem Herrn Heinrich? —"

„Ach!" seufzte Cäcilie und sank mit verhülltem Gesichte in die Ecke des Sopha's.

„Da haben wir es!" rief jetzt Beverdick. „Den dort liebt sie, und Den da will sie heirathen!"

„Aber, lieber Mann," fiel nunmehr Frau Beverdick ein, „Du bist auch mir unbegreiflich. — So sage doch nur, was Du haben willst."

„Wahrheit will ich — nichts, als die pure, klare Wahrheit. Aber da ist ja nichts als Heuchelei und Verstellung!"

Die letzteren Worte wirkten auf Cäcilien, wie ein elektrischer Strahl. Stolz erhob sie sich und blickte ihren Vater mit den großen blauen, thränenumzitterten Augen fest an:

„Kindestreue wollte das Opfer bringen; aber gelogen habe ich nicht. Mein Herz gehört meinem Heinrich!"

„Nun, und der soll es auch behalten!" platzte jetzt der Rittmeister mit erheitertem Gesichte drein. „Ich weiß gar nicht, was Du da — da — da — da — für — für Speranzien machst?"

Mutter und Tochter sprangen vergnügt in die Höhe und schauten einander mit fragenden Blicken an, ob Das, was sie so eben vernommen, auch wirklich die Wahrheit sey?

„Ich bin kein Tyrann, habe ich Euch immer gesagt, und da ich jetzt sehe, wo meine Cäcilie hinaus will, so muß ich auch trachten, ihr die Wege zu öffnen."

Er schüttelte Beiden vergnügt die Hände und ließ sie in freudigem Erstaunen zurück in dem Zimmer.

Auf der Treppe kam ihm der Prokurator entgegen.

„Wie gerufen, lieber Freund, kommen Sie mit mir in das Cabinetchen!"

Und abermals ging es hinauf in das vertrauliche Plauderstübchen.

Daß der Prokurator in dieser Komödie mit unter der Decke steckte, wissen die Leser, und können sich daher leicht denken, was in den geheimnißvollen Räumen verhandelt wurde.

Berlin spielte über das erhaltene zierliche Körbchen Anfangs den Erstaunten und Beleidigten, ließ sich jedoch von des Rittmeisters zarten und sonstigen ehrenden Anerkennungen allmälig beruhigen. Nun aber lenkte Beverdick die Rede auf den unglücklichen Prozeß, und wie freute er sich, als ihm der Prokurator hier auf halbem Wege entgegen kam.

Aber nicht genug. Der Letztere überbrachte auch ein Briefchen des Rathes Zorn, in welchem derselbe nicht undeutlich sein Unrecht zu erkennen gab und auf Erneuerung der alten Freundschaft antrug.

Ein Stein fiel dem Rittmeister von dem Herzen. Denn nun war er der Sieger, und seine Ehre war ungekränkt.

„Aber," fuhr derselbe zögernd und mit einiger Verlegenheit fort, „die Geschichte mit dem alten Seebald und dem verunglückten Hute?"

„Sie unterzeichnen diese Schrift, und das Uebrige nehme ich all' auf mich."

Beverdick unterzeichnete ein ihm vorgelegtes Papier, dann fragte er, wie verstohlen:

„Aber der Hut und der — Pommer?"

Der Prokurator drückte ihm beruhigend die Hand.

„Alle „Aber" beseitige ich, und Hut und Pommer — doch genug davon. Morgen ist Pfeifergericht. Der Herr Rath wird mit Glanz erscheinen, Ihr Prozeß mit Glanz sich endigen und Alles mit Glanz schließen. — Nur Doktor Rabularius wird den Essig liefern. — Für ihn bleibt Alles noch Geheimniß."

Der von den Eltern erwählte Bräutigam eilte aus dem Hause, und am Abend schlüpfte der vom treuen Herzen auserlesene in das Haus.

„Friede, Heil und Seligkeit!" jubelte die Familie, und der kranke Seebald erhielt als Generalablaß für seine begangenen Sünden in sein Bett ein Glas alten Weines zur Stärkung.

20. Der Friedensengel.

Paulinchen saß in ihrem Nürnbergerhofe und zitterte an allen Gliedern; denn morgen sollte das Pfeifeegericht seyn und ihr Oheim und Vormund hatte noch immer nicht seinen Pommer. Der alte Mann war untröstlich, und dem jungen Mädchen brach dieß das Herz. — Sie hätte gar zu gerne geplaudert, aber das strenge Gebot des geliebten Prokurators und die ihr gewordene Ueberzeugung, daß sie hierdurch das ganze Lebensglück zweier Liebenden zerstören würde, hielten ihre Zunge in Banden.

Endlich kam Werlin. Das geängstete Mädchen fiel ihm um den Hals und bat, der Geschichte ein Ende zu machen, indem all' ihre Munterkeit verschwunden sey.

„Sie ist zu Ende!" jubelte der Prokurator; „denn eben hat Herr Rath Zorn den Ehecontrakt ebenfalls unterschrieben, und morgen — nach dem Pfeifergerichte — ist Verlobung."

„Gott sey Dank!" jauchzte Pauline und hüpfte freudig in der Stube umher. „Nun werde ich doch meinen alten Oheim auch beruhigen dürfen?"

„Ja, das sollst Du; aber erst, wenn ich mit ihm gesprochen, wegen Dir mit ihm gesprochen — wenn anders Dir es nicht unangenehm ist?"

Pauline erröthete, dann drückte sie dem Geliebten die Hand und sprang in's Nebenzimmer.

„Ich habe Alles dorthin gelegt, und wenn ich rufe, so trittst Du wie der Friedensengel herein und überbringst Beides."

Der alte Spitzmaier trat jetzt in's Zimmer und schaute suchend umher. Der Prokurator hatte ja so etwas und dergleichen von dem — Pommer versprochen.

„Beruhigen Sie sich," war Werlins Rede, „ich habe mich seiner schon bemächtiget. — Vorher aber noch ein Wort von etwas Anderem!"

Wessen das Herz voll ist, läuft der Mund über, also — werden sich die Leserinnen schon denken können.

Spitzmaier lächelte.

„Hab' mir es gleich gedacht, daß Sie mein Nichtchen secondiren wollen, und diese scheint zu gleicher Willfährigkeit bereit. Das ist ein doppelter Contrapunct, wo man Melodie und Baß umkehren kann und doch immer Harmonie vorhanden ist. — Nun in Gottesnamen. Ich componire Euch zur Hochzeit noch eine Menuette."

Der Herr Rath wurde jetzt ebenfalls gerufen, und auch die Herren Kollegen Ribenach und Knurres kamen herzu. Alle nahmen der Thüre zur Nebenstube gegenüber Platz, und der Prokurator, dem die Idee mit dem Friedensengel gefallen hatte, rief lachend: „Nun Friedensengel erscheine!"

Alsobald ertönten hinter der Thüre sonderbar quickende Töne, und nach deren Oeffnung schritt Pauline gravitätischen Fußes hervor, den bewußten Kastorhut auf dem Kopfe und den berühmten Pommer am Munde, welchem sie Töne zu entlocken suchte und sich dabei jämmerlich zerarbeitete.

„Ach, mein Pommer! — Ach, mein Hut!" riefen Spitzmaier und Rath Zorn zugleich, und wie der Blitz war Pauline ihrer Attribute des Friedensengels beraubt.

Freudig wurde der Prokurator von den alten Herren umarmt, und bis spät am Abend manch Gläschen alter 1686r getrunken. Bei dem Abschiede aber kam die Hauptumarmung; denn Pauline, das herzige, muntere Kind, umarmte ihren Benedict als — Braut.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Kriegsdampfbootes „von der Tann".

In einem längeren Artikel der Allgemeinen Zeitung aus Lübeck, in welchem zugleich dargelegt wird, daß das Verfahren der Travemünder Behörden gegen das holsteinische Kriegsdampfboot „von der Tann" durch das Seegesetz durchaus nicht geboten war, wird der ruhmvolle Kampf und Untergang dieses Fahrzeugs in der Nacht vom 20. zum 21. Juli in ausführlicher, anziehender Schilderung erzählt. Es heißt in dieser Mittheilung: „Nachdem das schleswig holsteinische Dampfboot geraume Zeit auf der Rhede gelegen war, sah es sich genöthigt, wieder in See zu gehen, wo es etwa 6 Uhr Abends im Schutz der Brothener Küste Anker warf. Die Kunde von dem Vorgefallenen und die sichere Voraussicht, daß ein Zusammentreffen mit dem inzwischen unsichtbar gewordenen Dänen unvermeidlich seyn werde, führte von Lübeck aus eine Menge Neugieriger nach Travemünde. Mit ahnungsvollem Bangen harrte man der Nacht entgegen, unter deren Schutz das schleswig holsteinische Kriegsfahrzeug den Hafen von Neustadt zu erreichen gedachte. Wie schon bemerkt, war der verfolgende Däne verschwunden. Ueber seine Absicht konnte man sich nicht täuschen. Er war nur seewärts gegangen, um Succurs zu holen und durch die Uebermacht das schleswig-holsteinische Schiff mit seiner Bemannung gefangen zu nehmen. Die Entschlossenheit des Capitainlieutenant Lange, der Enthusiasmus all' seiner Untergebenen sagten uns, daß eine Uebergabe des Schiffes an die Dänen zu den unmöglichen Dingen gehöre. Aeußerte doch dieser entschlossene Mann mit der den Schleswig-Holsteinern eigenthümlichen kalten Ruhe, während er gemüthlich seine Cigarre rauchte, auf die Bemerkung, daß es ihm kaum möglich seyn werde, dem Dänen zu entkommen: „So lange ich noch eine brennende Cigarre habe, kriegt der Däne mein Schiff nicht!" Es war dieß keine bloße Phrase, es war das trockene Wort eines patriotisch gesinnten Mannes. Diesem Führer, das ahnte Jeder, war Alles, auch das Aeußerste zuzutrauen, und daß es zu diesem Aeußersten kommen werde, konnte sich Niemand verhehlen. In einer Entfernung von etwa 10 Minuten erhebt sich links von Travemünde die Küste in wellenförmiger Hügelform. Hier ist auf dem äußersten Vorsprung des hohen Ufers ein mit Stroh bedeckter, nach dem Meere zu offener Tempel erbaut, von dem aus man die ganze Bucht meilenweit übersehen kann. Ein bewaffnetes Auge erkennt die holsteinische Hafenstadt Neustadt. Das sich links gegen Niendorf fortziehende Ufer heißt die Brothener Küste. Gegenüber diesem Punkte lag „von der Tann" und harrte der einbrechenden Nacht. Nach Sonnenuntergang glänzten

längs der Küste überall helle Lichtpunkte durch die Abenddämmerung. Die Behörden in Neustadt ließen die Strandwohnungen erleuchten, um der Mannschaft des „von der Tann" die Heimkehr möglichst zu erleichtern. Die See ist nämlich nahe an den Küsten hier sehr flach und selbst für Schiffe, die wenig Tiefgang haben (von der Tann ging nur 4 Fuß tief) gefährlich. Inzwischen kam 10 Uhr heran. Die Nacht war still, kein Segel auf der Bucht zu bemerken, so weit das Auge reichte. Die Lampen des Leuchtthurmes, dessen Kranz mit Menschen besetzt war, warfen ihren magischen Schein weit hinaus auf die ruhige Meeresfläche und vermischten sich mit dem melancholischen Lichte des Vollmondes, der ab und zu durch Wolkenschichten flimmerte. Am Strande standen zahlreiche Gruppen erwartungsvoll Harrender, denn man fürchtete jeden Augenblick eine Abtheilung des um Fehmarn kreuzenden dänischen Geschwaders. Da stimmte die Mannschaft des „von der Tann" das ergreifende Nationallied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen ꝛc." an; um die schwarzrothgoldene Flagge, wie ein Palladium deutscher Freiheit und Kraft nur noch an diesen Küsten geehrt und heilig gehalten, rollte sich schwarzer Dampf und unter diesem lauten Gesange der zu Kampf und Tod entschlossenen Schleswig-Holsteiner ging das Kriegsdampfschiff in der Richtung auf Neustadt in See. Nach und nach verhallte der Gesang der muthigen Schaar in der Ferne, von all' den am Strande Weilenden aber hat wohl Jedem in diesem Augenblick das Herz geklopft und Mancher mag momentan gefühlt haben, daß es doch noch ein Vaterland und Vaterlandsliebe gibt, und daß es auch ein deutsches Vaterland geben könnte, wären alle Deutschen muthig und entschlossen, wie die Schleswig-Holsteiner es sind, und hätte das alte Germanien statt seiner großen Schaar von Diplomaten und Fürstendienern nur einen einzigen wirklich großen Mann! —

Obwohl die obere Luft hell war, konnte man doch nicht weit in die Ferne sehen. Nebelstreifen bedeckten sehr bald mit weißgrauen Schleiern das Meer und ließen ungeachtet des Mondlichts die Nacht doch dunkel erscheinen. Gegen 1 Uhr Morgens fielen die ersten Kanonenschüsse. Es war nämlich das dänische Kriegsdampfboot bei hereinbrechendem Dunkel zurückgekehrt, gefolgt von einer Corvette und einem Kutter. Alle drei Schiffe legten sich vor den Neustädter Hafen, die sogenannte Grömitzer Bucht, und zwar so, daß sie das Fahrwasser nach allen Seiten hin bestreichen konnten. Mit diesen drei Schiffen nun begann das kleine Schraubendampfboot, das außer seinen beiden Drehbassen (irre ich nicht, 64-Pfündern) nur noch zwei kleine Bombenkessel führte, die man auf allen Kanonenbooten findet und aus denen sie Granaten zu werfen pflegen, den ungleichen Kampf. Um den Wirkungen der dänischen Kugeln möglichst auszuweichen, hielt es nach der Küste, und hätte bei hellerer Luft wahrscheinlich trotz der dänischen Schiffe den Hafen erreicht, da es einige tausend Schritte weiter sich bereits unter dem Schutz der Neustädter Batterie befand, die tiefgehenden dänischen Kriegsschiffe aber dem Lande sich nicht sehr viel weiter nähern konnten. Leider gerieth das Dampfboot bald nach aufgenommenem Kampf auf den Strand, und konnte trotz aller Anstrengung nicht wieder flott gemacht werden. Dieser Unfall hinderte es jedoch nicht, den Kampf mit der ungeheuern Uebermacht ruhig und energisch fortzusetzen. Die Feldzüge der letzten beiden Jahre haben mehr wie einmal bewiesen, daß die Dänen gewöhnlich viel, selten gut gezielt schießen. Entweder fliegen ihre Geschosse über den Gegner hinweg, oder sie schlagen zu früh ein. Auch bei diesem über anderthalb Stunden dauernden Seegefecht scheinen die Dänen nicht zum besten geschossen zu haben, denn „von der Tann" erhielt nur eine einzige Kugel in den Rumpf. Dagegen wurden die schleswig-holsteinischen Geschütze ausgezeichnet bedient und waren so vortrefflich gerichtet, daß die dänische Corvette das Steuerruder verlor und bedeutend beschädigt wurde. Am Morgen nach dem Kampf mußte sie ein Dampfschiff in's Schlepptau nehmen. Als der Capitainlieutenant Lange die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein Schiff bei Tagesanbruch jedenfalls den Dänen in die Hände fallen müsse, entschloß er sich zu einem heroischen Opfer. Unter fortwährendem Kampfe wurde das Schiffsinventar und alles Werthvolle in die Boote gebracht und an das Land geschafft, die Mannschaft folgte, großentheils das seichte Meer durchwatend. Eine brennende Lunte ward an die Pulverkammer gelegt, ehe der letzte Mann das Schiff verließ. Gegen halb 3 Uhr erfolgte die Explosion. Von der aufsteigenden Feuersäule ward Land und Meer weithin erleuchtet. Die Erschütterung war so stark, daß in Travemünde die Zimmerthüren aufsprangen. Die Mannschaft kam, ohne Verlust erlitten zu haben, wohlbehalten nach Neustadt. Das Wrak des „von der Tann" liegt jetzt eine Viertelstunde vom Strande, eine halbe Stunde von dem zu Develgönne gehörenden Gute Wintershagen, und ist weniger zerstört als man glauben sollte. Nur der mittlere Theil des Schiffes ist von der Explosion gänzlich zerrissen worden. Der Verlust dieses schönen Fahrzeugs ist für das alleinstehende Schleswig-Holstein ein schwer zu verschmerzender, dennoch war Vernichtung der Hingabe an Dänemark vorzuziehen. Die Besatzung des „von der Tann" hat sich muthvoll geschlagen, und die Sprengung desselben wird die Geschichte immer als eine ehrenvolle That bezeichnen.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 26. Juli.) Gestern fand hier auf der Taunus-Eisenbahn ein Vorfall statt, den wir seiner Unbedeutendheit wegen gar nicht berühren würden, wenn es nicht geschähe, um Entstellungen der Wahrheit zu begegnen. Ein Passagier der ersten Klasse, Franzose von Geburt, welcher von Kastel nach Frankfurt fuhr, machte auf der Station Hochheim den Kondukteur darauf aufmerksam, daß der Boden des Waggon, worin er fuhr, stark erhitzt sey und rauche, was jedoch vom Kondukteur bei näherer Untersuchung für unbegründet befunden wurde. Auf der Weiterfahrt zwischen Hochheim und Flörsheim nun fing wirklich das Pfeifen der Räderachsen an verdächtig zu werden, und da im Waggon die Mitte leer, das hintere und vordere Coupee aber überladen waren, der Wagen also vorn und hinten auf die Federn drückte, so wurde durch die Reibung das Eisen glühend und die Wachstuchbekleidung des Bodens im Waggon entzündete sich, auch war in den auf dem Boden stehenden Nachtsack des Reisenden ein handbreites Loch gebrannt. Statt nun diese kleine Entzündung mit dem Fuße auszutreten, öffnete der Reisende den Wagenschlag und sprang, nachdem er den Reisesack hinausgeworfen, selbst mitten im Laufe des Zuges hinaus, wobei er sich den Arm verrenkte oder verstauchte. Er lief zu Fuße bis Flörsheim, von wo er mit seiner Familie per Eisenbahn nach Mainz zurückkehrte. Die übrigen im Waggon verbliebenen Passagiere kamen alle wohlbehalten in Frankfurt an, ohne daß der Waggon Feuer gefangen hätte oder Jemand beschädigt worden wäre. (Rhh. Z.)

(Berlin.) Der Lieutenant Treptow hat kürzlich sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert und zugleich das Hauptmannspatent erhalten. Möchte doch allen unseren Lieutenants das hohe Glück eines fünfzigjährigen Jubelfestes zu Theil werden!

Man begriff in Frankfurt nicht, warum der hannover'sche Bevollmächtigte Detmold seit einigen Tagen mit der niedlichen Faust in der Tasche umherging. Jetzt weiß man's, er hat das Dekret als Bundestagsgesandter in der Tasche.

Am Niagarafall ist ein etwa 40 Fuß langer Felsen zusammengestürzt. Ein Wagen mit 6 Passagieren fuhr gerade darüber, und diese Letzteren konnten sich nur durch einen Sprung retten, worauf unmittelbar jener in den Abgrund stürzte. Die Erschütterung wurde mehrere Meilen in der Runde gefühlt.

(Berlin, 24. Juli.) Ein neues Drama von Ernst Raupach: „Saat und Ernte“, das die Emancipation der Juden zum Inhalte hat, soll auf der hiesigen königl. Bühne zur Aufführung kommen. — Dem Vernehmen nach werden während der auf der königl. Bühne stattfindenden Gastdarstellungen der Mlle. Rachel die Eintrittspreise bedeutend erhöht werden; ein Platz im ersten Rang soll 3 Thlr., im Parquet 2 Thlr. kosten.

Korrespondenz.

Berlin, 29. Juli.

In welchem Maße man sich gegenwärtig in Amerika bestrebt, die Kenntniß deutscher Wissenschaft und Literatur auszubreiten, davon gibt ein so eben hier eintreffendes, in New-York erscheinendes Wochenjournal für einheimische und fremde Wissenschaft und Kunst: „The literary world“, Zeugniß. In dieser literarisch-kritischen Revue finden sich ausführliche und mit Sachkenntniß geschriebene Anzeigen über deutsche Werke, die trotz ihres hohen Werthes für die Wissenschaft in der Heimath oft gar keine Beachtung gefunden haben. Ein uns vorliegendes Stück der nordamerikanischen Zeitschrift kündigt einen in Philadelphia erscheinenden Nachdruck der Londoner Uebersetzung von des hiesigen Professors Erman „Reisen in Sibirien“ an und ist voll lobender Anerkennung dieses in seinem Vaterlande nur in den engsten Kreisen seiner Fachgenossen gekannten Gelehrten. — Es wird ferner das Erscheinen einer „Auswahl deutscher Klassiker“ in Uebersetzungen angezeigt. Den ersten Theil bildet die Uebersetzung von Goethe's „Hermann und Dorothea“, welche mit einer früher erschienenen irischen Uebertragung verglichen wird. Die amerikanische Ausgabe hat sich in Form und Ausdruck möglichst dem Original angeschlossen, während die irische das altenglische Versmaß von Chapman's Homer und den Reim anwendet. Der Recensent, der selbst ein Kenner und Bewunderer deutscher Literatur ist, gibt der geistigen Auffassung des irischen Uebersetzers den Vorzug, bedauert aber doch, daß er sich nicht des Goethe'schen Maßes bedient hat. Von beiden Uebersetzungen werden Proben mitgetheilt. In demselben Blatte fällt noch die Anzeige einer Uebersetzung auf von Swedenborg's: „Die wahre christliche Religion, enthaltend die Universaltheologie der neuen Kirche.“

Köln, 31. Juli.

Hier ereignete sich wieder ein tragischer Vorfall, der dringend die Familien, wo Kinder sind, mahnt, Streichhölzchen vorsichtig aufzuheben. Auf dem Eigelstein greift ein dreijähriges Kind in der Abwesenheit der Mutter zum Feuerzeug, das sich in seiner Hand entzündet und die Kleider ergreift. Als Hülfe nahte, war es schon zu spät. Das Kind ist bereits gestorben.

Baden, 30. Juli.

Unsere Saison ist fortwährend im Zunehmen und die heutige Fremdenliste gibt die Anzahl der seit dem 1. Mai dahier eingetroffenen Fremden auf 16,700 an. In den letzten Tagen war besonders die Menge der eingetroffenen Engländer und Amerikaner bemerkenswerth, von welchen einzelne unserer großen Gasthöfe ganz angefüllt sind. Noch sind viele Bestellungen gemacht, und man nennt manche bekannte Notabilitäten, die in Bälde erwartet werden. Unter den letztern ist Jenny Lind, die am 6. August in einem Konzert des Hornkünstlers Vivier fünf ihrer zauberischen Lieder vortragen wird. Unserm Kurorte wird damit die Auszeichnung zu Theil, daß die hochgefeierte Sängerin ihr Abschiedslied aus Europa in unserm reizenden Thale singen wird, denn am 10. August wird sie ihre Reise nach Amerika antreten, nachdem sie aus dem Schlangenbad, ihrem bisherigen Aufenthalt, einen Abstecher hierher gemacht.

Wiesbaden, 30. Juli.

Wegen unseres Kirchenbrandes ist die Enthüllung der Hygiea von Karl Hofmann am Kochbrunnen vom 1. August auf den 5. (Montags) verlegt worden. Der Kölner Männergesangverein wird für diese Festlichkeit bei uns eintreffen. Diese besteht in einem Festzuge zur Gruppe, Festmusik und Chören, Festrede und feierliche Enthüllung, Prolog nebst Konzert im Theater, Festessen u. s. w. — Zu den interessantesten Kunstgegenständen unserer diesjährigen Kurzeit gehört des Hrn. J. H. Uster: Optische Darstellung malerischer Ansichten der Schweiz, namentlich des Berner Oberlandes. Man sieht die schönsten Naturwerke der Welt, ein Panorama vom Rigi, vom Faulhorn, von Luzern, die Jungfrau, Interlaken, den Rheinfall bei Schaffhausen, Meiringen oder Oberhaslithal, die beiden untern Wasserfälle des Reichenbachs, Unterseen, Thun, den Brienzer See, den Rosenlaui-Gletscher, den Staubbach mit dem Lauterbrunnenthal, den Gießbach, die Sennhütte auf der großen Scheidegg, die Städte Bern und Zürich, kurz die bezauberndsten Gruppen des Wunderlandes der Schweiz. Sie gesehen zu haben, ersetzt fast eine Reise in die Schweiz. — Unsere abgebrannte evangelische Kirche wurde 1184 erbaut, war also ursprünglich katholisch; 1545 brannte sie, vom Blitze getroffen, und seitdem stand sie in ihrer jetzigen Form. Gerade am Tage des Brandes waren es 77 Jahre, daß unser ehrwürdiger Bischof Heydenreich in dieser Kirche getauft wurde. Der evangelische Brandgottesdienst am vorgestrigen Sonntage in der katholischen Kirche war so besucht, daß der Raum der Kirche nicht ausreichte. Kirchenrath Schulz hielt eine kräftig ergreifende Predigt. Auch unser Herzog saß unter den Gläubigen, denn auch ihm war die Stätte seiner bisherigen öffentlichen Erbauung abgebrannt. Er nimmt überhaupt den innigsten Antheil an dem tragischen Verluste dieser schönen Kirche. Seine verstorbene Gemahlin ist nicht in die griechische Kapelle, sondern in die katholische Kirche gerettet worden. Der Kanzleidiener Vogt lief in der ersten Verwirrung zuerst nach dem Schlosse, um Hülfe zur Rettung dieser theuren Leiche zu holen. — Die evangelische Kirchengemeinde ist nicht reich, sondern arm, und die Kirche nur für 64,708 fl. versichert gewesen. Indessen es wird sich hoffentlich eine größere und schönere ev. Kirche, die Cathedrale des evang. Bischofssitzes, in Wiesbaden erheben und dadurch diese Haupt- und weltberühmte Kurstadt auch einige hohe Thürme erhalten, wovon sie fast ganz entblößt ist.

Kunstnotiz.

(Soden, 3 August.) Der talentvolle Fritz Gernsheim wird morgen, den 4. d., unter gefälliger Mitwirkung der Frau Röder-v. Romani, der Herren Caspari, Eliason und Rosenhain rc. ein Konzert im hiesigen Kursaal geben.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. August. (Gastdarstellung der Frau Don Lebrün, vom k. Hoftheater zu Dresden.) Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Abth. von Ch. Birch-Pfeiffer. Franziska: Frau Don Lebrün.

Sonntag, 4. August. (Auf vielseitiges Begehren und zum letzten Male unter Mitwirkung der Herren Scholz und Grois). Mönch und Soldat, Charakterbild in 3 Aufzügen.

Montag, 5. August. (Letzte Gastdarstellung der Frau Röder-v. Romani.) Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Fides: Frau Röder-v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 3. August. Eigensinn, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf: Alte Sünden. Zum Schluß: Das Serail, Tableaux.

Sonntag, 4. August. Deborah, Volksschauspiel mit Gesang in 3 Akten. (Nach dem Theater): Zweite italienische Nacht.

Druck und Verlag von Keller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 185. Montag, den 5. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

21. Der große Redner.

Es war ein gar freundlicher Septembertag des Jahres 1739 und die liebe Sonne schaute so warm und mild über die bretternen Meßbuden des Römerberges, daß Alt und Jung heute schon am frühen Morgen um so zahlreicher hier zusammenströmte, als das berühmte Pfeifergericht in den Räumen des alten Römers gehalten werden sollte.

Die Römeruhr schlug jetzt neun, und die Thüre der Schöffen-Referir-Stube *) öffnete sich.

Mit gravitätischem, feierlichem Schritte trat zuerst der Obristrichter hervor, angethan mit schwarzem Mantel, den Degen an der Seite, eine mächtige Allongenperrücke auf dem Haupte und den Gerichtsstab des Schultheißen in seinen Händen. Ihm folgte der eben so gekleidete Gerichtsschreiber, dem der Gerichtsbote in rothem Mantel, auf welchem das silberne Wappenschild des regierenden Schultheißen sich befand, das Gerichtsprotokoll nachtrug. Schultheiß Werlin erschien sodann mit den paarweise gehenden Schöffen und Syndikern in schwarzer, feierlicher Amtskleidung, mit zierlichem weitem Mantel, Perrücke und Degen.

Grenadiers hielten den Andrang der Schaulustigen zurück, und so bewegte sich der ernste Zug über die steinerne Wendeltreppe, an dem Archivthurm vorüber, nach dem Kaisersaale.

Indem wir unsere Leser auf den 17. Abschnitt jetzt verweisen, wo wir die Räumlichkeiten und Einrichtungen für das zu hegende Pfeifergericht bereits angedeutet haben, lassen wir nunmehr den feierlichen Zug in den mit vielen Menschen angefüllten Kaisersaal eintreten.

Der Schultheiß nahm seinen Sitz auf dem erhöhten rothen Sessel, und neben ihm zur Rechten auf den etwas tiefer stehenden grünplüschenen Canapees die sieben ältesten Schöffen. Zur Linken ließen sich auf gleichen Sitzen die vier Syndiker nieder, an welche sich die sieben jüngeren Schöffen dann anreihten.

Obristrichter und Gerichtsschreiber saßen nach den großen Fenstern am Römerberg zu, und der Gerichtsbote dem Schultheißen gegenüber, hinter welchem eine große Anzahl der Prokuratoren mit Mantel, Perrücke und Degen an ihrem schwarzen Pultgestelle in feierlicher Haltung sich niedergelassen hatte.

Der Schultheiß erhob sich jetzt, und sämmtliche Anwesende folgten seinem Beispiele. Während tiefer Stille erschallte das Kommandowort der Grenadiere zum Präsentiren, und als dieses geschehen, sprach der Gerichtsschreiber das Gebet zum Beginnen des Gerichtes.

*) Jetzt die Sitzungsstube des Appellationsgerichtes.

Jetzt war die Sitzung eröffnet. Schultheiß und Gericht, und wer sonst Platz zum Sitzen hatte, ließ sich nieder, und der Gerichtsschreiber begann mit Verlesung der in verschiedenen Streitigkeiten von dem Schöffenrathe erlassenen Urtheile.

Wohl Mancher, der sich in den Saal gedrängt, mochte wunderliche, seltsame Dinge dort erwartet haben. Zu seinem größten Verdrusse mußte er jedoch das langweilige Ableiern ellenlanger Bescheide, mit lateinischen Brocken über und über gespickt, anhören, noch zu allem Verdruß über Dinge, die ihn gar nicht interessirten, und die er auch mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit gar nicht verstehen konnte.

Die ganze Feier war eben nichts mehr und nichts weniger, als eine öffentliche Gerichtssitzung, bei welcher — Urtheile publiciret wurden.

Die Prokuratoren legten dann Appellationen und Revisionen ein, baten um Abschriften und dergleichen, und das Publikum gähnte und guckte sehnsüchtig nach der Eingangsthüre, ob denn nicht bald der musikalische Zug der fremden Abgesandten kommen wollte.

Indem wir nun Schultheiß und Gericht, sammt dem gelangweilten Publikum einstweilen ihrem Schicksale überlassen, führen wir unsere Leser in den Nürnbergerhof.

Seit vielen Jahren pflegten — wie wir von Herrn Rath Zorn allbereits wissen — die Abgesandten sämmtlicher zollbefreiter Städte alloa einzukehren und von hier aus den musikalischen Zug nach dem Römergebäude zu eröffnen.

Von der Stadt Worms war diesesmal wieder Herr Rath Zorn, von Bamberg Herr Johann Christoph Elling des Raths, und von Nürnberg Herr Canzlei-Sekretair Philipp Jakob Carl *), anwesend, und hatten sich auf deren Einladung eine ziemliche Anzahl aus genannten Städten herkommender Meßfremder im Nürnbergerhofe versammelt, um den feierlichen Aufzug verherrlichen zu helfen.

Noch wenige Minuten waren es bis zehn Uhr, als die, ohnehin durch Frachtwagen und Güterstücke sehr beengten Räume ofterwähnten Gasthofes, durch welchen überdieß eine enge Straße zieht, mit Schaulustigen Kopf an Kopf vollgedrängt waren.

Jetzo erdröhnte die große Schlagglocke vom Pfarrthurm zehn Uhr, und genau auf diesen Punkt, wie es das Herkommen verlangte, ward aus dem Innern des Gasthauses eine gar wunderliche, man möchte sagen schnurrige Musik vernehmbar, aus welcher das geübtere Ohr einen pathetisch-moderaten Geschwindmarsch im Viervierteltakte mit Schnörkeln und Trillern zu erkennen vermochte. **)

*) Friers Abhandlung vom Pfeifergericht. Frankfurt 1752. S. 137.

**) Die Noten zu diesem Marsche finden sich auf dem Titelkupfer vorgedachter Abhandlung.

Unter diesem musikalischen Getöne schritten zuerst auf die Straße zwei Grenadiere in Paradeuniform, welche den Andrang der Schaulustigen zurückwehrten und den Zug eröffneten. Ihnen folgten unsere drei schon bekannten Nürnberger Musiker mit blauen, goldverbrämten Mänteln, an deren linken Seite auf vergoldeter Kapsel das Wappenschild der Stadt Worms — welche diesesmal den Vortritt hatte — gemalt war. Sie spielten auf ihren Instrumenten, den schon beschriebenen: Pommer, Schallmay und Baß, die erklingenden, altehrwürdigen Melodeien und schauten, den goldbordirten Dreispitz auf die linke Seite der Perrücke gedrückt, genau auf die am Mantel angesteckten Rosen, um in dem tausendmal Gespielten ja keinen Fehler zu machen.

In einer kleinen Entfernung hinter der Musik stolzirten sodann die drei Abgeordneten der Städte, angethan mit rothen Mänteln, feierlich und ernst daher. Herr Rath Zorn zuerst, mit wallender gepuderter Allongenperrücke und unbedecktem Haupte, gravitätisch in seinen Händen haltend einen hölzernen, kelchartig geformten Becher voll weißen Pfeffers, auf welchem ein weißes Stäbchen, ein Paar Stülphandschuhe, so wie ein Räderalbus lagen, über welches Alles der uns bekannte spitze Kastorhut noch aufgethürmt war. Die beiden andern Abgeordneten, an welche erst später die Reihe des „Kleinodientragens" kam, folgten, ebenfalls mit großartigen Perrücken, jedoch für diesesmal mit dem dreieckigten Hute auf den Häuptern. Die zur feierlichen Handlung eingeladenen Meßfremden schlossen sich alsdann im großen Geleite an, geschmückt mit rothen Mänteln, oder blauen, Gold oder Silber, Zöpfen, oder Haarbeutel, je nachdem es die Verhältnisse schicklich machten.

Die Menge, von den Grenadieren zurückgedrängt, bildete eine wie von Mauern eingeschlossene Gasse, durch welche der festliche Zug über die Marktstraße nach dem Römerberge sich bewegte. Hier schlängelte sich derselbe vorerst durch einige Zeilen der Meßbuden, bis er endlich nach der großen Treppe im Römer einbog und über diese zum Kaisersaale selbst gelangte.

Fortwährend leisteten die Musiker ihr Möglichstes; im Saale selbst schienen sie jedoch den Triumph ihrer Kunst durch ganz ausgezeichnete Schnörkel und nie gehörte Triller feiern zu wollen.

Es war eine Eigenthümlichkeit, daß bei dem Eintritte des Abgesandten-Zuges der vorlesende Gerichtsschreiber durchaus sich nicht unterbrechen ließ. Mochten die Tonkünstler auch noch so ausgezeichnet blasen, ihn und das gesammte hochpreißliche Gericht kümmerte das ganz und gar nicht. Ohne die mindeste Notiz zu nehmen, las er ruhig weiter, wenn auch gleich das unruhige Publikum nur nach dem eintretenden Zuge schaute und man kein Wort mehr verstehen konnte.

Der Grund hiervon lag in der erhabenen Stellung, die der Frankfurter Schultheiß und das Gericht sich beilegten.

„Eintreten möcht Ihr immerhin; aber Ihr müßt warten, bis wir Euch das Wort vergönnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holstein.

(August 1850).

„Schleswig-Holstein meerumschlungen!"
Sangen sie am Main und Rhein;
Werden, die da mitgesungen,
Jetzt auch mit im Kampfe seyn? —
Nein, verlassen und verkannt
Ist das meerumschlung'ne Land!

Seine tapfern Söhne bluten
Und erringen frühen Tod,
Färben dort des Meeres Fluthen
Mit vergoss'nem Blute roth:
Dänen kommen an den Strand —
Und du hilfst nicht, deutsches Land?

Laßt die schwarz-roth-gold'nen Fahnen,
Laßt sie wieder ruh'n in Nacht;
Denn auf neue, lichte Bahnen
Haben sie dich nicht gebracht!
Mächtig wähntest du dich schon,
Und der Däne spricht dir Hohn!

Doch getrost! Was soll das Klagen?
Rache gilt's und Klage nicht:
Neue Schlachten gilt's zu schlagen —
That verdränget das Gedicht!
Theures, meerumschlung'nes Land —
Sieh', wir kommen — halte Stand!

Schleswig-Holstein liebumschlungen,
Deine deutschen Brüder nah'n:
Was im Lande wir gesungen,
Werde nun von uns gethan!
Daß zu lange wir geruht,
Sühnen wir mit unserm Blut!

Theures Land! in deinen Marken
Hat kein Däne fürder Raum!
Herrlich wirst du jetzt erstarken,
Grüner Zweig am grünem Baum;
Gold'ner Herbst macht Alles licht:
Schleswig-Holstein zage nicht!

K. G.

Das Ländchen Angeln.

Der Kriegsschauplatz scheint sich den neuesten Nachrichten zu Folge nach Angeln zu ziehen; wir geben unsern Lesern (aus eigener Anschauung im Sommer 1846) einige Bemerkungen über die Beschaffenheit dieses eigenthümlichen Ländchens. Die Herzogthümer, Holstein wie Schleswig, enthalten bekanntlich drei in ihrer Gestaltung, Fruchtbarkeit u. s. w. sehr verschiedene Landestheile: das Marschland an den Ufern theils der Elbe, theils der Nord-, oder wie man in den Herzogthümern sagt, der Westsee, einen fruchtbaren, großentheils dem Meere abgerungenen Boden; in der Mitte des Landes einen ziemlich öden Haiderücken, und endlich, an diesen angelehnt und zur Ostsee hin sich neigend, ein fruchtbares und theilweise hügeliges Land. Ein solches ist Angeln, das Dreieck, dessen Grundlinie eine jener, der Ostsee eigenthümlichen, tief ins Land einschneidenden Meeresbuchten, die oft nur Stromesbreite, oft sich zum See erweiternde Schlei von Schleswig bis Kappeln, dessen eine Seite der Haiderücken zwischen Schleswig und Flensburg, dessen andere Seite die Ostsee bildet und das in Flensburg seine Spitze hat. Es ist ein kleines, fruchtbares Stück Landes, theils gesundes Weideland, theils zum Bau von Buchwaizen, Roggen u. s. w. benützt. Möge sich der Leser in diese Felder selbst einführen lassen: Wir treten am letzten Hause eines Dorfes durch eine Hecke in ein Feld ein, über welches ein Fußweg quer wegläuft, von allen Seiten hat es seine Einfassung durch einen lebenden Zaun, eine frische, grüne Hecke. Ein hoher Stein liegt an einer solchen nach etwa hundert Schritten im Wege; wir steigen hinüber und sind auf einem Weide-

platz, den ringsum eine gleiche Hecke umschließt. Ein drittes Feld schließt sich hinter der Hecke an, und so geht es fort. Treten wir hinaus auf die Fahrstraße; auch sie ist eingefriedigt von Hecken, die hier nur dichter und höher sind, ein kleiner Wall rechts und links der Straße trägt an seinen Abhängen die Büsche, hie und da gestattet eine Oeffnung, wo etwa ein Fußweg einmündet, einen Durchblick in das durchschnittene Terrain. Wozu mögen diese Hecken dienen? Läßt man sie gedeihen, bloß weil es so von Alters her der Brauch ist? Es mag mitunter seyn, indessen dienen sie nicht bloß dem weidenden Vieh als Einfriedigung, sondern sie schützen auch in zwölf- und zwanzigfachen Reihen das Land vor den kalten Winden, die sich an ihnen brechen. Wichtig insbesondere kann diese Gestaltung des Landes jetzt werden, wenn der Kriegsschauplatz sich hierher zieht. Es ist hier ein Land für den kleinen Krieg, günstig für Den, der die Gegend kennt; es ist eine Vendée. Das Gebüsch ist so dicht, daß es Schützen herrlich verdeckt; Kavallerie und schwere Artillerie hat hier kein Feld, denn ihr Weg wäre unausgesetzt ein Hohlweg, auf dessen Seiten der kundige Schütze — und das ist der Bewohner Schleswig-Holsteins — beinahe ungestraft sich aufstellen könnte. Angeln hat einzelne größere Orte, wie das Städtchen Glücksburg im N.-O., wie Gelting, Steinberg rc., wo die Häuser rings um die Kirche des Kirchspiels sich reihen; mehr noch aber stehen die Häuser der Kirchspiele einzeln, so daß sich manches derselben stundenlang ausdehnt. Ein militärisch wichtiger Punkt ist Holnes, zwei Stunden östlich von Flensburg am Flensburger Fjord, der Bucht, welche einerseits zwischen Alsen und der oft genannten Halbinsel Sundewitt im Norden, und andererseits Land Angeln im Süden bis Flensburg sich hinein erstreckt. Eine starke Viertelstunde breit ist bei Holnes die Bucht; bereits haben die Dänen sich dieses Punktes wieder bemächtigt. — Angeln ist durch die Demarkationslinie des Waffenstillstands nicht ganz außerhalb der dänischen Herrschaft geblieben, und doch sind seine Bewohner recht deutsch, tragen sie und ihr Land selbst noch den Namen eines uralten germanischen Stammes! Hier ist noch für ein kleines Stück Landes die Anknüpfung erhalten geblieben an die Heimath, von der einst die Angeln nach England hinüberzogen. Die Sprache wie die Gesinnung der Angeln ist durchweg deutsch, von dänisch keine Spur. Mit den Landleuten in jedem Dorfe sich zu unterreden, ihren Dialekt, ihr Plattdeutsch zu verstehen, und sich selbst ihnen verständlich auszudrücken, bietet auch dem Süddeutschen keine erhebliche und bei dem ziemlich bedeutenden Grad von Schulbildung des ganzen schleswig-holstein'schen Volkes eher weniger Schwierigkeit dar, als zum Beispiel auf Rügen oder in andern norddeutschen Gegenden. Fährt man aber von Angeln hinüber nach Sundewitt, so ist allerdings ein erheblicher Unterschied zu beobachten; denn hier ist die Sprache des Landvolkes für ein unkundiges Ohr eine schwierige Sache, obgleich sie dem reinen Dänischen so entfernt steht, als dem Hochdeutschen. Ein älterer Landmann in Angeln versicherte uns, von Vater und Großvater her zu wissen, wie in alten Zeiten auch in Angeln mehr als jetzt das dänische oder jenes gemischte Element in der Sprache zu bemerken gewesen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aber deutscher Sprache und deutschem Wesen Platz gemacht habe. Deutsch ist das Wesen dieser Angeln durchaus; es ist ein kräftiger, biederer, zutraulicher Menschenschlag, der hier wohnt, und wenn, wie gewiß, dänischer Einfluß die Gesinnungen, die im schwülen Sommer 1846 nach Erlassung des „offenen Briefs" hier sich kundgaben, nicht geändert hat, so möchte das Landvolk im kleinen Kriege, wenn er sich hieher spielt, dem schleswig-holstein'schen Heere eine erwünschte Unterstützung bieten. (S. M.)

Mannichfaltigkeiten.

(Auswanderung.) Von Fröbel, der als Sachkundiger große Reisen in Amerika macht, wird jetzt deutschen Auswanderern Virginien besonders empfohlen. Die Vortheile, die dieses Land bietet, sind: gesundes Klima, billige Preise für Beschaffung von Pferden und Rindvieh und Boden gut für Wein-, Waizen- und Tabackbau. In den südlichen Theilen, die aber wegen der Hitze für Deutsche weniger zuträglich sind, wird auch Reis und Baumwolle gebaut. Für Solche, die ein Vermögen von 500 Dollars und tüchtige Arbeitskräfte mitbringen, eröffnen sich dort gute Aussichten.

(Zur Beruhigung.) 'S kommt Alles wieder im Leben hienieden; und Unkraut, Laster, Geduld und Glück — sie gehen nicht aus, selbst wenn sie geschieden; drum kamen auch wir so gründlich zurück. — In Kassel, Schwerin, in Bernburg und Sachsen — Dank Haynau, Wrangel und Windischgrätz! — so weit als die deutschen Eichen wachsen, hat jedes Ländchen sein Preßgesetz; sein Ghärtchen, sein Heerchen, seine Spionchen — sein Polizeichen, und — noch was dazu, sein Ministerchen und sein Thronchen — da hat die liebe Seele Ruh. — 'S kommt Alles zurück in Bayern und Schwaben: es wächst schon wieder am alten Kopf, weil sie nicht besser geschoren haben, in üppiger Fülle der alte Zopf. Die alten Minister, die alten Schächer, die alte Censur und das alte Werk — schon richtet man ein die stolzen Gemächer für Metternich auf dem Johannisberg. Die Vossische Zeitung darf Jeder lesen, an der Weichsel und Donau, an Inn und Lech; die Deutschen sind einig, wie nie sie gewesen — die Fürsten im Herrschen, die Völker im Pech. — Was uns beengt, und was uns mindert der Rettungsthaten vollen Lohn, und was uns beschränkt und was uns hindert, das ist allein die Union. Der Vogelbauer mit zwanzig Stimmchen — jed' Vöglein will nur seinen Schlag — die Provisorien und Interimchen — die sind noch lange kein Bundestag. So lang wir nicht sind an diesem Ziele, erblüht uns Deutschen, ach! kein Glück; wir sehnen vergeblich nach Eichhorn und Thile, nach Rochow und Bodelschwingh uns zurück. Geduld! — Geduld! — laß die Hoffnung keimen und murre nicht, liebes Publikum, es hält ja Sitzung im Geheimen tagtäglich das Ministerium. Kladderadatsch.

(Wien, 29. Juli.) Das Geld des großen Kaisers (Napoleon) nimmt wunderliche Wege, — es dient jetzt zur Verschönerung Wiens! Das ansehnliche Vermögen des Herzogs von Reichstadt, mehrere Millionen Gulden, vererbte sich an dessen Mutter Marie Louise, und von dieser an die Kinder, die sie in einer sogenannten morganatischen Ehe mit dem Hrn. v. Neipperg erzeugt hat. Demgemäß ist denn der junge Herzog von Montenuovo — so hat er den väterlichen Namen italisirt — ein sehr reicher Cavalier, und verwandelt jetzt eine Reihe alter Gebäude, die er in drei Wiener Straßen angekauft, in prachtvolle Häuserreihen. Bei dieser Gelegenheit kommt Wien auch um ein interessantes Andenken ruhmvoller Tage. Auch der „Heidenschuß" muß nämlich einem Neubau weichen: jenes Haus, in dessen Kellern der damalige Besitzer, ein Bäckermeister, die unterirdische Arbeit der belagernden Türken entdeckte und zur Rettung seiner Vaterstadt aus höchster Gefahr beitrug.

(Ein Patriot.) Herr Großmeister! ick wollte mir melden wegen de Ufnahme in'n Treubund! — Ja, lieber Freund, das geht nicht, unser Bund ist nur für preußische Patrioten! — Ach Gott! ick will ja ooch nicht wegen de patriotische Gesinnung ufgenommen sind, sondern bloß weil alle die andern Dienstleute bei

unsern Grafen haben intreten müssen und ich nu von'n Stallmeister immer zurückgesetzt werde.

(München, 25. Juli.) (Volksbl.) Gestern wäre hier bald ein Mann von einem Tiger zerrissen worden. Der Leser mag denken, das wird so ein Seitenstückchen zu dem berüchtigten „Wolf in Schafskleidern" seyn; allein die Sache trug sich in der großen Menagerie zu, die jetzt zur Dult hier ist. Der Thierbändiger, welcher sonst völlig Meister aller der wilden Bestien ist und mit der Löwin und selbst den Hyänen und dem Pantherthier gerade thut, als ob es zahme Hunde wären, war erst zum Besuch in den Käfigen bei diesen reißenden Thieren drin gewesen und ging dann auch in den Käfig des Tigers, der sich aber unruhig und ungehorsam bezeigte. Er peitschte ihn, um ihn zum Gehorsam zu bringen; aber das Thier wurde nur noch unbotmäßiger. Der Thierbändiger, ein sehr starker Mann, packte es zuletzt bei der Gurgel, drückte es, um ihm seine Meisterschaft fühlen zu lassen, gegen die Wand des Käfigs, schleuderte es dann zu Boden und setzte sich auf die Bestie. Der Tiger aber sprang wild auf, versetzte, auf die Hintertatzen sich richtend, ihm mit den Vordertatzen so gewaltige Streiche über den Kopf, daß das Blut herunter strömte, und hatte sogar den Kopf des Mannes schon fast im Rachen. Der Thierbändiger verlor jedoch keinen Augenblick die Besonnenheit, da er wohl wissen mußte, daß es schlimm ist, wenn der Tiger einmal Blut sieht. Die Zuschauer riefen heftig, er möge den Käfig verlassen, und das that er denn auch, nachdem er zuvor die Bestie abermals zu Boden geschleudert hatte.

(Anfrage.) Besteht denn mit Hessen kein Cartellvertrag wegen Auslieferung gemeiner Verbrecher? (Kladd.)

(Wien.) Wenn schon ohnedieß das Verlangen der Ausländer, Oesterreich unter den jetzigen Verhältnissen zu besuchen, nicht allzu groß seyn dürfte, so hat auch die Regierung durch die mehr als vollständige Herstellung des alten Paßunwesens dafür gesorgt, den Reisenden jede Lust zu verleiden. Dampfschiffe und Eisenbahnen stehen unter permanenter Polizeicontrole, und die Einführung der Gensdarmerie ist dabei sogleich in vollem Maße benutzt worden. Wie es ambulante Postbureaus gibt, so gibt es zugleich ambulante Polizeibureaus. Kein Bahnzug kommt und geht, welcher nicht von einem oder mehreren Polizei-Agenten, theils in Uniform, theils in Civil, begleitet wäre.

Korrespondenz.

Dresden, 29. Juli.

Vorigen Freitag fand in hiesiger Frauenkirche eine große J. S. Bach-Säcular-Musikfeier zum Besten einer J. S. Bachstiftung statt, welche recht zahlreich besucht war und wobei außer mehreren Werken des tiefsten deutschen Tondichters und größten Meisters im Orgelspiel auch Compositionen von Beethoven, Mendelssohn rc. durch die k. Kapelle und mehrere Singchöre zur Aufführung kamen. Die als Orgelvirtuosen bekannten Herren Johann Schneider und Prof. Carl Kloß (aus Wittenberg) waren ebenfalls dabei thätig. Von dem Letztgenannten ist überhaupt die erste Anregung zu der Feier ausgegangen, und es verdienen die vielfachen Bemühungen des Hrn. Kloß die dankbarste Anerkennung. Da unsere Stadt so seltene musikalische Kräfte und Mittel bietet, so beabsichtigt man dem Vernehmen nach, hier ein Conservatorium zu gründen, das nach dem großen Altmeister „Bach" getauft werden soll. Männer aus allen Kreisen, wie aus den höchsten Ständen, haben ihre Mitwirkung bereits zugesagt. — Das Hoftheater brachte nach längerer Zeit wieder einige Neuigkeiten, darunter zwei einaktige Stücke von Feodor Wehl: „Hölderlin's Liebe", ein dramatisches Gedicht und: „Die Tante aus Schwaben", Lustspiel. Das erstgenannte Drama, in der Diction musterhaft und von Hrn. Emil Devrient in der Titelrolle mit der ganzen idealen Verständnißinnigkeit dargestellt, die diesem Künstler eigen, brachte eine ungemein ergreifende Wirkung hervor, während das zweite durch das treffliche Spiel von Fräul. Berg und Hrn. Winger sehr belustigte und erheiterte. Die beiden Novitäten Feodor Wehl's, der nunmehr nach Berlin zurückgereis't ist, können also den Directionen bestens empfohlen werden. In der „zerbrochenen Tasse", ebenfalls zum ersten Mal, excellirten besonders Fräul. Wilhelmi und Hr. Kramer. — Ueber den letzten Aufführungen des „Propheten" schwebte ein eigner Unstern, er mußte mehrmals sehr gekürzt und einmal sogar ohne den 5. Akt gegeben werden. Man wird wohl endlich einsehen, daß die Fidespartie auch die beste Sängerin ruinirt. Die Tivolitheater sind auf acht Tage geschlossen, da gestern Dresden's „große Woche", d. h. das achttägige Vogelschießen, begonnen, und da hat der ächte Dresdener für nichts weiter Sinn!

Wiesbaden, 30 Juli.

An die Mitglieder der evangelischen Gemeinde von Wiesbaden hat der evangelische Kirchenvorstand dahier folgendes Circular erlassen: „Ein großes Unglück hat uns getroffen. Unser Gotteshaus liegt in Asche. Die zuvorkommende Güte der katholischen Kirchengemeinde hat uns den Mitgebrauch ihrer Kirche gestattet; wir aber müssen ungesäumt daran arbeiten, ein eigenes Gotteshaus wieder zu erbauen. Wo und wie wir bauen sollen, wissen wir noch nicht. Das Dringendste, was wir bedürfen, ist Geld. Mit den 64,780 fl., zu welchen unser verbranntes Gotteshaus versichert war, läßt sich eine neue Kirche anfangen, nicht aber ausbauen. Der vorhandene Baufonds beträgt 2300 fl. Das ganze Vermögen der Kirche besteht in 18,831 fl 45 kr. Der Vorstand wird jede Hülfe, welche uns werden kann, zu erlangen sich bemühen. Die Hauptsache aber müssen wir selbst thun. Allen unsern Gemeindegliedern schlagen wir darum vor und laden sie ein, einen monatlichen Beitrag für den Kirchbau zu unterzeichnen und bis zur Vollendung der Kirche zu gewähren. Wir glauben in dieser Weise es Jedem möglich zu machen, sich an dem gemeinsamen Werke zu betheiligen, ohne dadurch belästigt zu werden. Dankbar nehmen wir den Groschen oder Sechser an, welchen uns ein Kind aus seiner Sparbüchse, oder ein Taglöhner von seinem Taglohn gewähren wird; die wohlhabenden Mitglieder unserer Gemeinde bitten wir, daß ein Jeglicher nach seinem Vermögen willig beitragen wolle. Wiesbaden, 30. Juli 1850. Der evangelische Kirchenvorstand." (Folgen die Unterschriften.)

Homburg v. d. H., 3. August.

In einer gestern hier veranstalteten musikalischen Matinée wurde uns der Genuß bereitet, den in der Kunstwelt mit Recht hochgeschätzten Konzertmeister J. J. Bott aus Kassel zu hören. Ein zahlreich anwesendes Auditorium von Freunden der Tonkunst spendete den lebhaftesten Beifall eben so sehr der gediegenen, alle Schwierigkeiten des Instrumentes leicht und sicher überwindenden Virtuosität, wie dem eleganten und ausdrucksvollen Vortrag des Konzertanten, der unter den bedeutendsten Violinisten eine erste Stelle einzunehmen befähigt ist und die vortreffliche Schule seines genialen Lehrers Spohr bekundet. Dem vielseitig geäußerten Wunsche eines zweiten zu veranstaltenden Konzertes konnte Hr. J. J. Bott leider nicht entsprechen, da sein bereits abgelaufener Urlaub ihn nach Kassel zurückruft.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 5. August. (Letzte Gastdarstellung der Frau Röder-v. Romani.) Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Fides: Frau Röder-v. Romani. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 6. August. (Gastdarstellung der Frau Don Lebrün, vom k. Hoftheater zu Dresden.) Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth. von Blum. Hedwig: Frau Don Lebrün.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 186. Dienstag, den 6. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Unter diesem Gelese, Gemurmel und Musiciren trat also der Festzug ein, und der Herr Rath Zorn, der aus früheren Zeiten mit den Gebräuchen schon vertraut war, stellte sich mit seinem Becher ohne weitere Umstände an das für ihn bestimmte grüne Gestell, dem Schultheißen gegenüber und hinter der Gerichtsboten. Da muß er zu seinem größten Verdrusse gewahren, daß der Gerichtsschreiber eben die Vorbereitungen zur Publikation eines neuen Urtheiles begonnen hat.

In Geduld sich fassen, war hier das einzige Mittel; aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er von des Gerichtsschreibers Lippen seinen, Herrn Raths Zorn, eigenen Namen erklingen hört?

Sein Prozeß war ja verglichen und abgerufen, und dennoch sollte ein Urtheil ergehen? — Verlegen blickte er von seinem erhabenen Standpunkte sich um, da trifft sein Auge auf den Doktor Rabularius, der bei den Prokuratoren Platz genommen und ihm mit zwickernden Augen winkt und triumphirend nickt. Und wie er auf die andere Seite schaut, steht Prokurator Werlin nahe bei ihm und richtet den kalten ruhigen Blick auf das Gericht, so unbefangen, als ob für ihn gar nichts in Frage liege.

Dem Herrn Rathe ward es bald kalt, bald heiß, der Gerichtsschreiber aber las mit theilnahmlosem Tone:

„In Klagsachen des Handelsmannes Johann Franz Zorn, Bürgers zu Worms und des Rathes allda, Klägers und Wiederbeklagten auf einem Theile entgegen den hiesigen Bürger und Handelsmann, wie auch Rittmeister bei der Löblichen bürgerlichen Reiterei, Johann Heinrich Beverdick Beklagten und Wiederkläger am andern Theile, gegenseitige Entschädigungsansprüche, hergeleitet werden wollend aus Kauf und Verkauf, so wie Satisfaktionsforderung wegen eingestreuter Injurien betreffend, erkennen wir Schultheiß und Gericht auf die geschlossenen Verhandlungen nach angehörter Relation unserer Syndiker nunmehr zu Recht —“

Der Gerichtsschreiber machte hier eine kleine Pause, räusperte sich und nahm heimlich eine Prise; diesen Gerichtsstillstand benützte jedoch Prokurator Werlin, indem er sich erhob und mit lauter, vernehmlicher Stimme um das Wort bat.

Der Gerichtsschultheiß neigte zur Gewährung seinen weißen Stab, und der Prokurator bemerkte mit wenigen Worten, daß die streitigen Parteien sich verglichen und das gemeinsame Ansuchen stellten, den Prozeß auf sich beruhen zu lassen, zu welchem Ende er die beiderseitig unterzeichnete Abrufungsanzeige anmit zu den Akten überreichen wolle.

Der Schultheiß nickte, mit kaum zu verhaltendem Lächeln und decretirte:

„Ponatur ad acta et reproponatur in proxima sessione scabinorum *) unter einstweiliger Sistirung der Urtheilseröffnung.“

Schöffen und Syndiker nickten ebenfalls ihren Beifall, und der Gerichtsschreiber schob die betreffenden Akten bei Seite und blickte fragend auf den Gerichts-Vorsitzer.

Als dieser abermals nickte, nickte der Gerichtsschreiber dem Obristrichter, und dieser nickte dem Gerichtsboten, welcher sich erhob und auf Rath Zorn hinzu trat.

„Wer ist da?“ fragte der Gerichtsbote mit barscher Stimme.

„Der Abgesandte der kaiserlich freien Reichsstadt Worms und in seinem Geleite treue Männer und aufrichtige Freunde der ehrsamen kaiserlichen freien Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt am Main.“

Herr Rath Zorn verbeugte sich hierbei, und seinem Beispiele folgten die mit ihm Eingetretenen.

Der Gerichtsbote schritt nun mit bedächtigem Tritte zu dem Obristrichter und sprach mit feierlichem Tone:

„Wohlfürsichtiger, Hochedler Herr Obristrichter, vor den Schranken des Gerichts befindet sich der wohlachtbare Abgesandte der kaiserlich freien Reichsstadt Worms,“ indem er das Uebrige lediglich wiederholte.

Der Obristrichter schritt nun eben so gravitätisch zu dem Gerichtsschreiber und verrichtete die nämliche Meldung, worauf der Letztere vor den Schultheißen trat und das schon dreimal Gesagte zum viertenmale zu vernehmen gab.

„Was ist sein Begehr?“ entgegnete nunmehr der Vorsitzende, und diese Frage lief durch den Gerichtsschreiber, Obristrichter, Gerichtsboten wieder zurück bis zu dem Abgesandten.

Herr Rath Zorn räusperte sich und holte tief Athem; denn jetzt kam die Hauptsache, seine schöne und wohlgelernte Rede. Aber das finstere, neidische Verhängniß griff nach der ihm winkenden Lorbeerkrone in der Person des gifterfüllten Doktors Rabularius.

„Hast Du mit Hinterlist gegen mich gehandelt und mir den fetten Prozeß aus den Zähnen gerissen, so will ich Dir mit gleicher Hinterlist vergelten und Dir in die Zähne Etwas bringen, worüber die Welt sich wundern soll!“

So hatte der Advokat gedacht, und wahrscheinlich seine Operationen schon begonnen; denn er drängte sich dicht an den Mund öffnenden Herrn Rath.

*) Die Eingabe soll zu den Verhandlungen gebracht und in dem nächsten Schöffengericht wieder vorgelegt werden.

„Hoch- Wohl- und Edelgeborne," begann der Letztere mit vor Aengstlichkeit vibrirender Stimme, „insbesondere Wohl- Für und —

„Durchsichtige!" flüsterte Rabularius.

„Durchsichtige!" sprach der Rath mechanisch nach, und das ganze Schöffen-Colleg verzog zum Lachen den Mund und schüttelte bedeutsam die Locken seiner Perrücken.

Der Sprecher mochte wohl merken, daß er etwas Unpassendes gesagt. Indessen suchte er sich zu fassen, strich sich den Angstschweiß von der Stirne und wiederholte:

„Durchsichtige, Un — — fürsichtige, Hoch- Wohl- und —"

„Ungelahrte!" flüsterte wieder der Advokat.

„Ungelahrte," sprach gehorsam der Rath ihm nach, und abermals lächelten die Schöffen und schüttelten die wallenden Allongen.

„Hoch- Wohl —" fuhr der Rath mit vor Verlegenheit glühendem Antlitze fort und

„Wollenen", soufflirte Rabularius und

„Wollenen," wiederholte der Rath.

„Weißen!" flüsterte der Advokat, und gehorsam sprach Jener:

„Weißen — Wollenen weißen — Wohlweisen —"

Neues Gemurmel unterbrach ihn, indessen jetzt nahm er sich mit Gewalt zusammen, und fügte mit plötzlich kräftiger Stimme hinzu:

„Allerseits getreue —"

„Nachbarn und desgleichen," sprach der Einbläser, und

„Nachbarn und desgleichen," war die folgsame Wiederholung.

Die Anrede war glücklich vorüber, der Effekt — freilich was für einer — vollständig, und der Rath schöpfte Athem, strich die Perrückenlocken aus der Stirne und räusperte sich, dann stellte er den bisher in Händen gehabten Pokal auf die linke Seite seines grünen Gestelles und legte den auf einem Stuhle geruhten Dreispitz zu seiner Rechten.

Diese letztere Schwenkung wurde wie absichtslos vollbracht, in Wahrheit aber geschah sie nur, um die in dem Hute verborgene, geschriebene Rede dem Sprecher vor die Augen zu bringen, damit sie bequem abgelesen werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus einem Olivenblatt für das deutsche Volk von Elihu Burritt.

I.

Kein Zeitalter in der Weltgeschichte zeichnete sich jemals durch Bestrebungen auf dem Gebiete der Moral, der Erziehung, der Politik, der Industrie und Menschenliebe so aus, wie das unserige, um die Masse des Volkes verschiedener Länder zu heben.

In Großbritannien ist der öffentliche Geist lebhaft mit Maßregeln beschäftigt, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern. Große öffentliche Versammlungen werden für diesen Zweck in verschiedenen Theilen des Landes gehalten. Eine mächtige Partei versucht für alle arbeitenden Klassen im Königreiche das Stimmrecht zu erhalten; eine andere versucht ihre Erziehung und Moralität zu veredeln; eine dritte Partei bemüht sich, ihre Wohnungen und Lebensweise zu verbessern. Häuser und Waschhäuser und alle Arten von Armenschulen sind in täglicher Zunahme in allen großen Städten begriffen.

In Amerika begeistert die gleiche wohlthätige Stimmung zu Bestrebungen, die unterdrückten Theile der Bevölkerung emporzuheben. Tausende und Zehntausende arbeiten mit erneuter Kraft darauf hin, die armen Sklaven zu emancipiren, und Menschen und gute aufgeklärte Mitglieder des Staatskörpers mit allen Rechten und Privilegien ihrer weißen Mitbürger, aus ihnen zu machen.

In Frankreich und anderen Theilen des Festlandes bereiten sich Maßregeln vor, die Lage der großen arbeitenden Klasse zu verbessern. Und alle diese Bestrebungen werden an Energie und Ausdehnung von Jahr zu Jahr in dem Verhältnisse zunehmen, als ein Mensch in einem andern nur seinen Bruder erblickt, was auch seine Lage oder Farbe in dieser Welt seyn mag.

Eine mächtige Bewegung mag jedoch vorzugsweise als die Angelegenheit des Volkes betrachtet werden, und dieß ist die große Sache eines allgemeinen Friedens und einer allgemeinen Brüderschaft. Dieß ist insbesondere die Angelegenheit aller Derer, welche an dem Fortbestand der Ordnung in dem Staatsleben, und an den Früchten dieses Fortbestandes, an den segensreichen Wirkungen des ungestörten Verkehrs betheiligt sind, welche in demselben die Quelle ihrer Wohlfahrt, die fortwährende Entwickelung ihres Wohlstandes, ihrer Zufriedenheit erblicken. Welche Sprache sie nun auch reden, unter welcher Regierung sie auch leben mögen, so sind sie doch Alle Brüder, sie bilden Eine große Klasse, sie haben die gleichen Interessen. Was einen Theil von ihnen schwächt, das schwächt auch den andern. Arbeit ist die einzige Bedingung ihres Lebens, aus ihr ziehen sie ihren Verdienst, aus ihr die Mittel, ihre Bedürfnisse für ihre Familien zu befriedigen, und dieses gemeinsame Erbgut würde ein reiches und ruhmvolles seyn, wenn es nicht durch Krieg bedroht und verschleudert würde.

Dieses große, rothgefärbte Ungeheuer hat sein Leben bisher damit gefristet, daß es verzehrte, was die arbeitsame Hand erworben hatte; es hat auf tausend Schlachtfeldern eine Masse Menschenleben dahingerafft, welche alle durch Arbeit hätten zu Wohlstand und Zufriedenheit kommen können; ja, es hat selbst in dem darauf folgenden Frieden die Arbeit mit Steuern belastet, an welchen Kinder und Enkel zu tragen haben, um die Kosten der Opfer für den Schlachtengott aufzubringen.

Mögen doch Alle, welche vom Handel und Verkehre leben, sich verbinden, um dieses Ungeheuer, das so lange die größten Summen verschlungen, für immer aus der Welt zu bannen. Lasset auch uns einen heiligen Bund schließen und zu der Welt sagen: „Wir sind Brüder, und von nun an wollen wir nicht mehr mit einander kämpfen". Laßt uns Alle dieß einstimmig und einmüthig erklären, und Krieg wird aufhören und alle die schlangenartigen Flüche, die sich wie Haare um sein Medusenhaupt winden, werden verschwinden und wir werden sie alle in ein Grab werfen. Dann wird die Arbeit wieder ihr Haupt emporheben und in ihrem ursprünglichen Ruhme wieder aufleben und Ueberfluß und Frieden werden in die Wohnungen aller ihrer Kinder zurückkehren!

Ihr Interessenten der Arbeit in Deutschland, Frankreich und allen Ländern des Festlandes! Wollt Ihr Euch nicht mit Euren Brüdern in England und Amerika zu diesem großen Unternehmen verbinden? Wenn Ihr auch deutsch, französisch, italienisch, oder was immer für eine Sprache redet, so sind wir doch Alle Brüder! Sind nicht Eure Hände, wie die unserigen, hart vom Arbeiten? Schlagen nicht Eure Herzen gleich den unserigen voll von Sorgen und Mitgefühl? Wir reichen Euch die Bruderhand, wollt Ihr sie annehmen, und Euch mit uns zu einem heiligen Kreuzzug gegen den Krieg, den großen Feind der Arbeit und ihrer Früchte, verbinden? Elihu Burritt.

II.

Das Streben der Völker nach Gemeinschaft.

Ueberall beginnt das Licht einer besseren Zukunft Denen in die Augen zu strahlen, welche nach ihr schauen und verlangen. Ueberall werden neue Herzen und neue Hoffnungen für unsere

Sache gewonnen. Ueberall treffen neue Antriebe und neue Bestrebungen zusammen, dieser Sache einen neuen Aufschwung zu geben, die großen Bedürfnisse und Interessen der Zeit vereinigen sich, um den Frieden zum Lieblingswunsch der Völker, ja, um ihn unentbehrlich zu machen. Daß Gott der Vater Aller und seine Kinder alle Brüder sind — dieser große Satz wird in der That nicht mehr bloß vom Christenthum, sondern mehr und mehr von der Wissenschaft und Civilisation anerkannt. Dieser Kern- und Mittelpunkt der Offenbarung faßt mehr und mehr Wurzel in den Gemüthern aller Völker. Die starren Schranken der Nationalität, welche vormals die großen Genossenschaften der Menschen von einander trennten und entfremdeten, verschwinden allmälig; und schon fangen die Völker an, sich die Bruderhand zu reichen über jene Gränzmarken herüber, welche sonst der Grund ihrer Feindschaft waren. Die großen Verhandlungen der Nationen beziehen sich jetzt auf den Völkerverkehr. Die Völker fangen an, sich gemeinschaftlich an großen Unternehmungen zu ihrem gegenseitigen Nutzen zu betheiligen.

Wird der Vorschlag zu einem Kanal gemacht: so ist es eine Wasserstraße für die Schiffe aller Nationen, die über den Isthmus von Panama geführt werden sollen, um den stillen und den atlantischen Ocean mit einander zu verbinden.

Wird der Plan zu einer Eisenbahn gemacht: so ist es eine, die sich 4000 (englische) Meilen quer durch das feste Land von Nord-Amerika erstrecken soll, um allen Nationen eine Nordwestbahn von 30 Tagen nach China zu eröffnen, oder es ist eine andere, die zu Aller Vortheil von Calais bis Calcutta gebaut werden soll.

Denkt man an einen elektrischen Telegraphen: so soll er sofort um die Erde reichen, er soll über die Behringsstraße, wie über den englischen Kanal setzen, und auf seinen Drahtnerv alle Kapitale der gebildeten Welt zwischen London und Washington aufreihen.

Handelt es sich um eine große Schaustellung von Werken der Kunst und Industrie, um Erfindung und Geschicklichkeit zu ermuthigen: so wird alsbald eine Ausstellung eröffnet für Künstler und Gewerbsmänner aller Nationen ohne allen Unterschied, gerade als ob sie die Unterthanen einer und derselben Regierung wären, und gleichen Anspruch auf deren Begünstigung und Unterstützung hätten.

Soll ein Gesetz erlassen werden in Bezug auf Schifffahrt: so stellt es alle Schiffe, die den Ocean durchpflügen, auf gleichen Fuß, als ob sie alle einer und derselben Nation angehörten.

Oder ist die Rede von einem Vorschlage, der die Mittel der Correspondenz zwischen Einzelnen und ganzen Gemeinschaften weniger kostspielig und daher weit zugänglicher machen soll: so wird darauf hingearbeitet, der Welt eine Pfennigpost über den Ocean zu geben, und dadurch beide Welten heimisch für einander und alle Völker zu Nachbarn zu machen.

Das sind die äußeren Kundgebungen jener Idee einer allgemeinen Verbrüderung, welche sich jetzt des Volksgeistes in allen Ländern bemächtigt und die Nationen vorbereitet für jenen Zustand der Eintracht und Harmonie, den das Wort der Offenbarung dem Menschengeschlecht verheißen hat. Es sind die auf das Mechanische gerichteten Anstrengungen der Civilisation, welche bestimmt sind, in verkörperten Formen die große Wahrheit zu erläutern: „Gott hat aller Menschen Geschlechter aus einem Blute gemacht“.

Elihu Burritt.

Mannichfaltigkeiten.

Der Volksrepräsentant Bixio und Barral haben kürzlich wieder eine Luftfahrt gemacht, um wissenschaftliche Beobachtungen hoch über den Wolken anzustellen; sie sind 20 Stunden von Paris niedergestiegen. Arago wird der Akademie Bericht über ihre Beobachtungen abstatten.

(Zur Nachahmung für die Reaktion in Deutschland.) Der k. russ. Ukas, nach welchem auf jeder der in Rußland vorhandenen sechs Universitäten nur 300 Studirende sich befinden dürfen, soll, Privatmittheilungen zufolge, wirklich zur Ausführung kommen. Demnach dürfen in dem ungeheuren Russenreiche gegenwärtig nicht mehr als 1800 Personen sich den Wissenschaften widmen. (Die Briten freilich sagen: Knowledge is power — Wissen ist Macht!)

(Mannheim, 23. Juli.) Die Reorganisation des badischen Heeres entwickelte schon manche schöne Blüthe, die für die Zukunft eine gute Frucht verspricht. Wir rechnen unter Anderm auch die Gründung von militärischen Gesangvereinen hiezu und können den Offizieren, welche sich der Sache annehmen, unsere öffentliche Anerkennung nicht versagen. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder“, sagt unser Dichterfürst, und enthebt uns durch die psychologische Wahrheit dieses Satzes einer jeden weitern Bevorwortung der Gesangvereine. Die veredelnde Macht der Musik ist notorisch, die Beweise hiefür unzählig.

Die deutsche Flotte? Wie schnell ist sie nach kurzer Springfluth von der politischen Ebbe auf Sandbänke getrieben worden! Am Bremer Hafen liegen 9 Kriegsdampfböte müßig und haben Zeit zum Faulen. Was hilf' sie auch? Sie muß als deutsche Flotte, die nicht für Holstein Partei nehmen darf, doch still vor Anker liegen, wenn die Regierungen den Frieden mit Dänemark genehmigen. Die deutschen Schiffe müssen den kleinsten dänischen Kutter respektiren. Sie kosten aber Geld und haben doch keins. So werden sie Transportschiffe und führen Passagiere nach England und Dänemark. Wenigstens einige sollen dazu verwendet werden, — wenn die 32 Regierungen sich über die Theilung der Passagiergelder vereinbaren können. (Dfz.)

Wer satt Wein trinken will, muß nach der bayrischen Pfalz gehen. Da schlagen Wirthe und Weinhändler den revolutionären 49ger um jeden Preis los. Der Eine macht bekannt, für 8 Kreuzer die Stunde könne Jeder bei ihm Wein trinken so viel er wolle, der Andere verzapft all' seinen Wein, aber nur für 6 Kreuzer die Stunde.

(New-York, 2. Juli.) Heute eröffnete der vormalige Abgeordnete zum Frankfurter Parlament, Rößler von Oels, seine hier begründete deutsche Schule, für welche sich die Mehrzahl der hiesigen deutschen Einwohner interessirt, und für deren Fortgang demnach gute Aussichten vorhanden sind.

Der Fürst von Waldburg-Zeil und die Güterbesitzer mehrerer Gemeinden aus dem Oberamt Leutkirch und Wangen wollen in der Nähe von Urlau ein Moor und mehrere Weiher mit einem Flächengehalt von 1200 Morgen trocken legen, und es fanden bereits die Vorarbeiten statt. Gelingt der Plan, so wird der Fürst so reiche Torfgründe bekommen, wie sie in Würtemberg Niemand hat, auch ist ein sehr großer Theil der obigen Fläche kulturfähig und wird in Zukunft schönen Ertrag gewähren. Die Entwässerung wird zur Hälfte der Donau und zur Hälfte der Argen, dem Bodensee und Rhein entlang vermittelt.

Frankfurter Theater.

Wenn man die Repertoire der deutschen Bühnen, wie sie durch die Anzeigen in den Journalen veröffentlicht werden, beachtet und vergleicht, so wird man zu dem für uns erfreulichen Ergebniß gelangen, daß das hiesige weder an Mannichfaltigkeit, noch an guter Auswahl seiner Vorstellungen irgend einem andern nachsteht. Schauspiel und Oper fahren bei uns fort, eine unablässige Thätigkeit zu entwickeln, und wenn sie auch den klassischen Anforderungen sich nicht immer anschließen können, so liegt dieß in den nun einmal gegebenen Verhältnissen, welchen wohl oder übel Rechnung getragen werden muß. In jüngster Zeit hatten wir sehr abgerundete Vorstellungen von Don Juan, Zauberflöte, Figaro's Hochzeit, Fidelio, Oberon, Freischütz, Wasserträger, Sommernachtstraum, Hugenotten, Prophet u. A., sowie im Schauspiel von Wilhelm Tell, Marie Stuart, Wallenstein's Tod, Räuber, Don Carlos, Coriolan, Hamlet, Faust, Hermann und Dorothea, und vielen andern guten ältern und neuern Bühnenstücken. Außer dieser Abwechslung des Repertoirs hat die Direktion für anziehende Gastspiele, die während der Sommerzeit als unentbehrliche Zugmittel zu betrachten sind, gesorgt; wir erinnern nur an Fräul. v. Romani (Frau Röder Romani), Fräul Nissen, an Carl Grunert und an die noch laufenden Darstellungen der Wiener Komiker Scholz und Grois und der Frau Don Lebrün von Dresden. — In Fräul. Nissen lernten wir eine ausgezeichnete Gesangsvirtuosin, die aber weniger in dramatischer Beziehung excellirt, kennen, während bei Fräul. v. Romani die dramatische Befähigung in den Vordergrund trat und sich ganz besonders in ihrer oft wiederholten und stets mit großem Beifall aufgenommenen Fides im Propheten geltend machte. Sie wird nach ihrem eben hier beendeten Gastspiele sich nach Riga begeben, wo ihr Gatte, Hr Theaterdirektor Röder, die Leitung der deutschen Bühne übernommen hat. — Hrn. Grunert's Gastspiel haben wir ausführlich besprochen und sehen wir einem demnächstigen zweiten Cyclus desselben entgegen. — Die HH. Scholz und Grois brachten den Freunden heiterer Laune genußreiche Abende. Der Ruf des Ersteren ist so begründet, daß es hier keiner erneuten Anpreisung bedarf. Scholz gehört zu denjenigen Komikern, die mit unwiderstehlicher Gewalt selbst die verdrießlichste Laune besigen und denen sich der Beschauer, er mag wollen oder nicht, ergeben muß; er ist ein ächter Zwergfellerschütterer, ein vom Scheitel bis zur Zehe ungemein drolliger Kauz, der wahre Repräsentant der bekannten, vielgepriesenen Wiener Komik Hr. Grois ist mehr Charakterdarsteller als Komiker und leistet in seinem Fache Vorzügliches. Die Natur und Wahrheit seiner Auffassung, die Frische und Lebendigkeit seines Spieles, vor Allem aber die Wärme und Innigkeit seiner Empfindung konnten auch bei uns ihre Wirkung nicht verfehlen und gewannen ihm einen eben so einstimmigen als gewiß wohlverdienten Beifall. Die durch dieses Gastspiel uns gebotenen zwei Novitäten: „Der Zigeuner" und „Mönch und Soldat" sind effektvolle Theaterstücke, wenn auch ohne innern Gehalt, in welchen es ziemlich bunt durch einander geht und Lachen und Weinen dicht neben einander liegen; sie sind auf schlagende Effekte und auf die Wirkung einiger Hauptrollen berechnet und gehören weniger der Kritik als vielmehr der Berechtigung des Momentes an. — Frau Don Lebrün, einer in der Theaterwelt mit Auszeichnung genannten Künstlerfamilie angehörend und als Antonie Lebrün besonders aus ihrem Hamburger Engagement rühmlich bekannt, hat ihr Gastspiel mit der Rolle der Franziska in „Mutter und Sohn" eröffnet. Die Anmuth der persönlichen Erscheinung, die noble Repräsentation, das klangvolle und wohltönende Organ, das feine und abgerundete Spiel und die in den Details hervortretende künstlerische Nuancirung brachten einen so günstigen Eindruck hervor, daß dem Gaste einstimmiger Beifall gespendet wurde und man dessen fernerem Auftreten mit Interesse entgegen sieht. Indem wir uns darauf zurückzukommen vorbehalten, machen wir die Theaterfreunde auf das, wie wir vernehmen, nur kurze Gastspiel der Frau Don Lebrün aufmerksam.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 28. Juli.

In dem heutigen Gottesdienste der hiesigen freien christlichen Gemeinde gedachte Hr. Prediger Graf mit wahrhaft ergreifenden Worten des schweren Unglücks, das die evangelischen Mitbrüder heimgesucht. Er gedachte der vielen Erinnerungen, die sich für so viele Tausende der hiesigen Einwohnerschaft an das verlorne Gotteshaus knüpften, das auch für die freie Gemeinde einstens sich in ächt christlicher Bruderliebe erschloß, mit einer Wärme und Begeisterung, daß kein Herz ungerührt, kein Auge thränenleer blieb. Vor Allem hob er aber hervor den Geist der Liebe, der in Zeiten der Noth keine Scheidewände kennt, den Geist der Liebe, der auch unsere römisch-katholischen Mitbrüder erfaßte, als sie bereitwillig ihre Kirche Denen erschlossen, die mit einem Male aus den herrlichen Räumen ihres Gotteshauses so unverhofft und auf eine so traurige Weise vertrieben wurden. Möchte dieser Geist der Liebe die Menschheit bald dahin einigen, daß allüberall in gemeinschaftlichen Tempeln Alle ihren Gott verehren könnten, ein Jeder auf seine Weise! Möchten endlich einmal die Menschen erkennen, daß nicht der Glaube, daß nur die Liebe, die werkthätige Bruderliebe einigen und versöhnen kann; daß Christus sie als das alleinige Merkmal bezeichnete, an der Jedermann seine Jünger erkennen solle — und es würde besser werden auf Erden!

Frankfurt a. M., 4. Aug.

Die frohen, glücklichen Stunden, welche unsere Frankfurter, unsere deutschen Sänger mit den deutschen Sangesbrüdern von Schleswig-Holstein bei dem herrlichen Feste in Würzburg im Jahre 1846 verlebt, — sie dringen durch die Wirren und die Zerrissenheit der politischen Aufregungen und Kämpfe hindurch und werden als theure, heilige Erinnerungen bewahrt! — Wer konnte ahnen, daß die Zeiten sich so gestalten, daß die Schleswig-Holsteiner, verlassen von Deutschland, den Kampf allein würden durchführen müssen? — Aber die Harmonie der Lieder hat die geistige Verbrüderung zu einem festen, innigen Bunde geschlossen, und wie auch die diplomatischen Verfügungen der gewaltigen Herren von Oben willkürlich schalten mögen, das Band der Einheit kann nicht zerrissen, das Bewußtseyn der Gemeinschaft nimmermehr getilgt werden! Dieses Gefühl, diese Ueberzeugung spricht sich in der Gesinnung und Haltung des ganzen Volkes aus. Auch die Schaar der Sänger hält daran fest und darum reicht sie sich in ihrer besondern Wirksamkeit den allgemeinen und eifrigen Bestrebungen an, durch jede irgend mögliche Unterstützung dem Kampfe der nordischen Brüder ihre volle Sympathie zu zeigen. Der Frankfurter Liederkranz gehört in der ganzen Dauer seines Bestehens nicht zu den letzten, die dem Liede auch eine heilige Weihe, dem Wirken des Sängers eine höhere Bedeutung zu geben wissen. Durch seine Thätigkeit wurde so manches Leid gelindert, so manche Thräne getrocknet, so mancher Bedrängniß abgeholfen und die gebeugten Herzen wieder aufgerichtet. Sollen wir die schönen Zeichen aufzählen? Sollen wir gedenken der großartigen, erfolggekrönten Bemühungen für Felsberg, der Unterstützungen für Waisen und Wittwen, der wirksamen Beihülfe für die von Feuer- und Wassersnoth Bedrängten in der Nähe, wie in der weiten Ferne? — Ein solches Wirken buhlt nicht um den klatschenden Beifall der großen Menge; es genügt sich in stillem freudigem Bewußtseyn einer vollführten edlen That, eines ausgestreuten guten Samenkorns und der bewährten reinen Gesinnung und der edelsten Absicht! — Von derselben Idee geleitet, gedenkt der Frankfurter Liederkranz nächsten Donnerstag, den 8. August, auf der Mainlust eine große musikalische Aufführung, und zwar für Schleswig-Holstein, zu veranstalten. Möge ihn die Beistimmung der Besseren ermuthigen; möge ihm aber auch die eifrige, wirksame Unterstützung in seinem Unternehmen ein befriedigendes Resultat erzielen lassen! Dieß sind unsere aufrichtigen Wünsche, und mit diesen wollen wir das Konzert hiermit der zahlreichsten Theilnahme warm und dringend empfehlen!

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. August. (Gastdarstellung der Frau Don Lebrün, vom k. Hoftheater zu Dresden.) Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth. von Blum. Hedwig: Frau Don Lebrün.

Mittwoch, 7. August. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois.) Der böse Geist Lumpacivagabundus, Zauberposse mit Gesang in 3 Abth. Zwirn: Hr. Scholz. Knieriem: Hr. Grois.

Madame Julienne,

erste Sängerin der großen Oper zu Paris, wird in den nächsten Tagen Gastvorstellungen auf der hiesigen Bühne geben.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 187. Mittwoch, den 7. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Fejank.

(Fortsetzung.)

Die Zuversicht unseres Herrn Rathes war jetzt wieder erwacht; mit Schwarz auf Weiß konnte er ja nicht mehr in Confusion gerathen. Wie ein kühner Feldherr schaute er deshalb umher, des Sieges gewiß. Die Rede war aber auch schön und konnte ihre Wirkung nicht verfehlen; denn Doktor Rabularius hatte sie voll schöner lateinischer Wendungen aufgesetzt und zur Bewahrung des Geheimnisses mit eigner Hand geschrieben.

Aber eben dieser letztere Umstand sollte unserm Demosthenes zum völligen Verderben gereichen. Rabularius hatte nämlich seinen treulosen, verrätherischen Clienten Rache geschworen, und Advokatenrache ist — fürchterlich.

„Von meinen Oberen," sprach sofort der Rath mit Stentorstimme, „dem Hochedlen Rathe der Stadt Worms, abgesendet als langohriger Abgesandter —"

Erschrocken fuhren die andern Abgesandten zusammen, und einer derselben flüsterte ziemlich laut: „langjähriger."

Der Sprecher hielt inne und blickte wiederholt nach seinem Papiere; dann verbesserte er: „langhäriger Abgesandter erscheine ich hier, Kraft meiner Vollmacht, ausgestellt vom Collegio juris utriusque stultorum, nebulonum et caeterorum hundsveterorum, um den Verburgerten meines Ortes ea, qua decet insolentia, ut verus grobianus die vermöge alten Herkommens ex temporibus raubritterianibus, auch habender Kaiserlicher Begnadigung und Verträgen, si fabula vera est, zustehende Zollfreiheiten aufzuholen und auf ein Jahr weiter hinaus zu erneuren."

Schultheiß und Schöffen, so wie Prokuratoren und Advokaten hörten theils mit stolzem Unwillen, theils mit verbissenem Gelächter, das übrige Publikum aber mit beifälligem Erstaunen auf diese schöne, wohlgesprochene Rede. Der Rath aber nahm seinen Pokal zur Hand und fuhr mit wachsender Beredsamkeit also fort:

„Hiefür überreiche ich als symbola jocosa recognitionis dem Herrn Schultheißen, als Hochgelahrten Praesidi famelicorum diesen Poculum, ut bene poculet, diesen Pfeffer, ingenii meliorandi causa et caeteras res lumperarias zu geneigter Annahme, wozu Worms, als das wahre patria der Filze, noch diesen Hut, qua cucullus sannionum zu gesellen sich die Freiheit nimmt. — Meine hohen Oberen, Senatus populusque, Gevatterschaftibus schnurrantibus werden sothane Verwilligung mit Dank, neque minus summa impertinentia erkennen, wobei ich ohnverfehlen will, mich dem Herrn Stulteto et collegio scabioso als unterthänigster servus nescius ignorantissimus bestens zu empfehlen. *)

Die Rede war geendet, triumphirend blickte der Sprecher umher und überreichte sodann seinen Becher dem herangetretenen Gerichtsboten, der die Geschenke bei dem Gerichtsschreiber auf den Tisch stellte. Der Bamberger Abgesandte schlich sich herzu und schüttelte dem wackern Collegen die Hand, der Nürnberger Abgesandte aber blieb stehen und schüttelte — den Kopf. Auch Rabularius war näher getreten und hatte seinen Beifall geflüstert, dabei jedoch nicht unterlassen, den von Rath Zorn geschickter Weise herabgeworfenen Hut aufzuheben und das darin liegende Redeconcept geschwind mit einem andern wieder zu vertauschen.

Unsere Leser werden sich demnach die absonderliche Beredtsamkeit des Herrn Rathes erklären können.

Schöffen und Syndiker hatten unterdeß erwartungsvoll auf den Schultheißen geschaut. Als nun dieser jetzt sich neigte und seinem Nachbar etwas zuflüsterte, schickte dieser das Mitgetheilte vertraulich weiter, bis es endlich zum äußersten Beisitzer gelangte. Alle nickten lächelnd ihren Beifall, und Schultheiß Werlin erhob sich und antwortete:

„Kann der vor den Schranken stehende Abgeordnete bei den Pflichten, womit er seiner Obrigkeit zugethan, betheuern, daß

---

*) Für Leser, welche nicht Lateinisch verstehen, mögen folgende Uebersetzungen und Erläuterungen des gebrauchten Küchenlateins dienen:

Collegio juris utriusque stultorum etc.: von dem Colleg der beiden Rechte Dummen, der Schufte und der übrigen schlechten Kerle.

Ea, qua decet insolentia etc.: mit gebührender Ungezogenheit, als ein ächter Grobian.

Ex temporibus raubritterianibus: aus den Zeiten des Faustrechtes

Si fabula vera est: wenn es nämlich wahr ist.

Symbola jocosa recognitionis: als spaßhafte Symbole der Erkenntlichkeit.

Praesidi famelicorum: dem Vorsitzer der Hungerleider.

Poculum, ut bene poculet: diesen Becher, damit er herzhaft trinken möge

Ingenii meliorandi causa et caeteras res lumperarias: um seinen Verstand damit zu verbessern und die andern lumpigen Sachen.

Qua cucullus sannionum: als Hanswursten-Mütze.

Senatus populusque etc.: der Senat und das Volk, sammt der Gevatterschaft und den Schnurranten.

Neque minus summa impertinentia: Nicht weniger mit der größten Unverschämtheit.

Stulteto et collegio scabioso. — Der Schultheiß heißt auf Lateinisch Sculteius und ein Schöffe: Scabinus; scabiosus aber heißt: aussätzig. Die Phrase heißt also: Dem Dummkopf und dem aussätzigen Colleg

Servus nescius, ignorantissimus: als unwissender, allerdümmster Diener.

diese Zollfreiheiten Niemanden, als den Verburgerten zu Worms, und denen es von Rechtswegen gehört, zu statten kommen soll?"

„Ja, ich contestire es auf meine Pflichten," versetzte Rath Zorn.

„Wohlan," fuhr der Schultheiß fort, und erhob seinen Gerichtsstab, „so gestehe ich unter diesem Vorbehalt die verlangte Erneuerung vermöge alter Nachtung auf ein Jahr zu, in welcher Absicht ich die überreichten Präsente nunmehr annehme."

Rath Zorn verbeugte sich jetzt, die andern Abgesandten und das ganze Gefolge thaten desgleichen, und alsobald begannen die Musikanten ihren geschnörkelten Marsch, unter dessen Erklingen die ganze Gesandtschaft sich wieder entfernte.

Der Gerichtsschreiber fuhr nun mit Verlesung ergangener Urtheile fort, während der musikalische Zug in den Nürnbergerhof sich wieder begeben hatte. Allein es mochte noch nicht viele Zeit entflohen seyn, als das Getöse der Bosuner*) und Sackpyffer — wie das Publikum die Musiker nannte, abermals zur Stiege herauf erklang und nun der nämliche Zug, dieseswal aber den Bamberger Abgesandten mit seinem hölzernen Becher sammt Geschenken an der Spitze, in den Kaisersaal traten.

Unter dem nämlichen Ceremoniell, mit Ausnahme einer deutschen, nicht mit lateinischen Brocken vermischten Rede des Bamberger Abgeordneten, Herrn Rathes Elling, wurden die Zollfreiheiten auch an Bamberg und unter gleichen Förmlichkeiten eben so dem später aus dem Nürnbergerhofe wiederum kommenden Nürnbergischen Abgesandten verwilligt.

Als der Nürnbergische Aufzug zurückkehrte, lief das Volk mit triumphirenden Blicken demselben nach.

„So ist es recht. — Zweimal sind sie abgewiesen worden, und erst das drittemal hat sie das Gericht angenommen. **) — Ja, unser Frankfurt ist groß. — Es gibt aber auch nur ein Frankfurt in der Welt! — Vivat unser Frankfurt!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Posauner.

**) So erklärte sich damals das Volk den dreimaligen Einzug.

Die Colonisationsvortheile Australiens.

(Zur deutschen Auswanderungsfrage.)

Eines edlen Zweckes willen darf man weder Mühe noch Worte scheuen; daher sey den deutschen Regierungen hier abermals die Ueberwachung unserer Auswanderung an das Herz gelegt. Wenn auch die in der Reichsverfassung vorgesehene Fürsorge für die Auswanderer von Seiten des Handelsministeriums in Verbindung mit den philantropischen Gesellschaften leider nicht zu Stande gekommen ist, so wäre doch als Minimum der Sorgfalt, meint ein Frankfurter Korrespondent der Kölnischen Zeitung, dessen Ansicht wir vollkommen theilen, die Anstellung von einigen „Bevollmächtigten zum Schutze der Aus- und Einwanderer" in den Hauptpunkten Hamburg, Bremen, Antwerpen, Havre, New-York und New-Orleans, sodann noch etwa in Rotterdam, Liverpool, Galvenston und Baltimore zu verlangen, da von den „unbezahlten" deutschen Consuln, welche häufig nicht einmal geborne Deutsche sind, ein solcher Schutz nicht zu fordern und nicht zu erwarten ist. Wenn auch ferner die Auswanderungsfrage noch nicht gerade Existenzfrage des einen oder andern deutschen Staates geworden, so liegt doch, bei der immer mehr zunehmenden Uebervölkerung und der Unzufriedenheit des Proletariats mit unsern socialen Verhältnissen, dieser Zeitpunkt nicht mehr ferne und Deutschland wird dann gezwungen seyn, wozu es schon längst durch die Rücksichten der Humanität hätte bestimmt werden sollen, die deutsche Auswanderung nun endlich aus Politik zu einer Staatsangelegenheit zu machen. Daher dürfte denn auch eine systematische Organisirung derselben und die Entscheidung der Frage, wohin Deutschland den Strom seiner Auswanderer zu leiten habe, schon jetzt ein Augenmerk der einzelnen Regierungen seyn. Die Frage über das „Wohin" entscheidet sich von selbst; dahin nämlich, wo dem Staate für seine etwa zu übernehmenden Unkosten die meiste Entschädigung, den Auswanderern hingegen die größten Colonisationsvortheile geboten werden. Wo ist dieß nun aber mehr der Fall, in Amerika oder Australien? — Prüfen wir!

Mit Ausnahme des Zolls auf Taback und geistige Getränke wird in Australien freier Verkehr eingeführt, während der Umsatz in Amerika durch hohe Einfuhrzölle beschränkt ist. Wenn man nun bedenkt, daß, während z. B. Preußen an englischen Waaren nur per Kopf um etwa 18 kr., Australien dagegen per Kopf um 84 fl. consumirt, so liegt der Staatsvortheil deutscher Colonien in Australien auf der Hand. Welchen Aufschwung würde unser Handel erhalten haben, wenn nur die Hälfte unserer nach Amerika ausgewanderten Landsleute nach Australien übergesiedelt wären und dort jährlich, statt englischer, für 84 fl. per Kopf deutsche Fabrikate consumirt hätte? Wie viele Millionen Gulden sind für Deutschland durch die alljährlichen Auswanderungen nach Amerika schon verloren gegangen, die ihm hätten erhalten werden können, wenn die Auswanderung, statt Privatsache zu seyn, schon längst zur Regierungssache gemacht worden wäre. Das Mannheimer Journal vom 22. Juni d. J. enthält in einem Artikel über „deutsche Auswanderung" vortreffliche Winke über die Art und Weise, wie bei der Wohlfeilheit des Landankaufs in Südaustralien, abgesehen von der bei Deutschlands geringer Seegeltung unmöglichen Gründung politischer Colonien, durch Sorge für unabhängig gestellte Consulate, für Kirchen und Schulen, Ansiedlungen auf geistigem Wege zu erzielen wären und wie sich die Kosten hiefür, nach englischem Muster, durch Landverkäufe, worauf wir später eingehen werden, wieder decken ließen.

Der Mutterstaat scheint uns übrigens bei der Auswanderungsfrage, selbst wenn er die Transportkosten übernähme, den Auswanderern gegenüber nur erst den zweiten Rang einnehmen zu dürfen, sonst wäre es für ihn allerdings am bequemsten und wenigsten kostspielig, sich seiner überzähligen oder auch überlästigen Bevölkerung in Amerika zu entledigen, damit wäre derselben jedoch noch lange keine neue Existenz gegründet. Das unglückliche Loos Solcher, die ohne Mittel zur Weiterreise in das Innere von Amerika, da, wo sie den Fuß an das Land setzten, auch verbleiben mußten, ist zu notorisch, um einer näheren Beleuchtung zu bedürfen; sie haben in der Regel Mühe, sich vor dem Hungertode zu schützen. Bedenkt man, daß der Auswanderer nach Amerika erst weit in's Innere zu gehen hat, um eine Anstellung zu finden oder Land zu kaufen, während er in Australien beides haben kann, sobald er nur den Fuß an's Land setzt, so wird sich der Unterschied zwischen den Reisekosten nach Amerika und nach Neu-Süd-Wallis dadurch ausgleichen. Außerdem ist der Auswanderer in Amerika nur hauptsächlich auf den Landbau beschränkt, während ihm die Viehzucht in Neu-Süd-Wallis ungleich größere Vortheile bietet. Die östlichen Staaten Nord-Amerika's sind auch schon dermaßen bevölkert, daß sie ihre eignen Schwärme von Auswanderern über das Alleghanigebirg in's Thal des Mississippi senden. Was endlich das Klima der Vereinigten Staaten anlangt, so kann dasselbe, ganz abgesehen von den dort so häufigen gelben und Wechselfiebern, mit dem Klima von Neu-Süd-Wallis ebenfalls keinen Vergleich aushalten. Wir geben hier, einzig und allein von kosmopolitischem Interesse geleitet, eine kurze statistische Uebersicht von Neu-Süd-Wallis und seinen Colonisationsvortheilen, indem wir es dem Leser überlassen, sich selbst seine Parallelen zu ziehen und, so lange die Auswanderung noch nicht vom Staate organisirt ist, selbstständig, der gewonnenen Ueberzeugung gemäß, zu handeln.

Die englische Colonie Neu-Süd-Wallis nimmt die ganze östliche Seite der großen Insel Neuholland ein. Das Gebiet dieser Ansiedlung läuft gegen Osten ungefähr 600 und gegen Süden 80 deutsche Meilen längs der Meeresküste hin, welche eine Menge Meerbusen, Buchten und Baien bilden, die meistens als Häfen benutzt werden können, und ist etwas größer als das deutsche Reich. — (Seit 1770 von Cook entdeckt und umfahren, legten die Engländer, bewogen von dem gesunden Klima und der Fruchtbarkeit des Landes daselbst 1788 eine Verbrecher-Colonie an. Vor ungefähr 10 Jahren wurde jedoch Neu-Süd-Wallis frei erklärt und alle Verbrecher männlichen Geschlechts, welche ihre Strafzeit noch nicht ausgehalten hatten, nach Norfolk-Island oder Vandiemensland gebracht. Neu-Süd-Wallis zählt jetzt ungefähr 200,000 Einwohner, fast alle europäischen Ursprungs. Von den schwarzen Ureinwohnern gibt es nur noch wenige und in den angesiedelten Ländertheilen sieht man selten mehr als ein Dutzend von ihnen beisammen. Da die Regierung sich ihrer väterlich annimmt und sie umsonst nährt und kleidet, so sind keine Excesse von ihnen zu fürchten. Alle Versuche, sie zu civilisiren, schlugen bis jetzt fehl, an ein müßiges Wanderleben gewöhnt, können sie weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht angehalten werden.)

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Aus nordamer. Zeitungen.)

Die folgenden Miscellen enthalten theils statistische Notizen, theils anekdotische Neuigkeiten, welche scharfe Streiflichter auf Sitte und Recht in den Ver. Staaten werfen. Unser Raum gestattet nicht, die Aufnahme ausführlicherer charakteristischer Mittheilungen, namentlich über die Herabwürdigung der Menschheit in den Sklavenstaaten, deren blutige Gewalt mitunter noch über ihre Gränze, z. B. nach Cincinnati, reicht. Aus den geachtetsten Blättern des Nordens, so wie aus mündlichen Erzählungen, vernehmen wir die wachsende Entrüstung der Besseren im Volke über die Schmach, daß die Bundesstadt des ganzen Landes, Washington, zugleich der Hauptsklavenmarkt ist, und daß das scheußlichste Sklavenmagazin sich ganz nahe am Kapitol befindet. Ein großer Theil der „freien“ weißen Bevölkerung ist durch die Gräuel der Sklavenwirthschaft ganz verwildert und entsittlicht. Doch hoffen wir, die edlere Kraft im Volke wird allmälig den Sieg gewinnen.

St. Louis zählt 80,000 Einwohner. Die Hälfte derselben sind im Ausland Geborne, meistens Deutsche.

An den Docks in New-York werden augenblicklich 15 große Schiffe, wovon das kleinste 165 Fuß und das größte 283 Fuß lang ist, erbaut.

Die Stadt New-York bezahlt für die 23 Gesundheitsbeamten, welche über Reinlichkeit der Straßen und Häuser wachen müssen, jährlich 13,300 Dollars.

Die Zahl der Schulen, welche in New-York unter Aufsicht des „Board of Education“ stehen, beträgt 199. Von dieser Zahl sind 115 s. g. öffentliche und 65 Ward-Schulen, die übrigen 19 sind Hülfsschulen. Die Anzahl der in diesen Schulen Unterricht empfangenden Kinder beläuft sich auf 102,974.

Der typographische Verein von New-York hat sich seit längerer Zeit bemüht, Bücher und Geld für eine Bibliothek und einen Lesesaal zu sammeln, welche jeden Wochenabend sämmtlichen Buchdruckern zur Benutzung geöffnet werden sollen. Der Verein besitzt jetzt schon 3000 werthvolle Bücher, hat ziemliche Geldbeiträge erhalten und Mittwoch den 19. Juni wurde das in No. 300 Broadway für diesen Zweck erwählte Lokal eröffnet.

Die amerikanische Tractaten-Gesellschaft hat im Monate Juni 22,425 Dollars eingenommen und auf 1,373,495 Seiten allen möglichen Unsinn drucken lassen.

Nach möglichst genauer Abschätzung besitzen die Ver. St. gegenwärtig noch eine öffentliche Domäne von 245,913,344 Ackern.

Die große Crevasse bei Pointe Coupe in Louisiana bringt über einen der reichsten und bevölkertsten Theile des Staats unberechenbares Unglück. Hunderte von Plantagen sind überschwemmt und ruinirt. Mit furchtbarer und unwiderstehlicher Gewalt strömt der Mississippi durch den Bruch, der vielleicht nie wieder aufgefüllt werden kann, und der dem Strome wahrscheinlich ein neues Bette nach dem Meere zu bilden wird.

Die anglo amerikanischen Blätter beklagen sich, daß die Rowdies und rohen Faustkämpfer jetzt so viele Scandalgeschichten veranlaßten und die öffentliche Sicherheit gefährdeten. Unsere eine Lohnerhöhung fordernde Polizei, welche mit Ausstehen und Abgang drohte und hoffte, daß man ihr sagen würde,— „hier bleiben, Zulage haben“, sollte darauf sehen, daß endlich der Schmutz aus den Straßen käme, mag dieser liegen oder sich in Menschengestalt bewegen.

Am 8. Juni fiel in Memphis ein fashionabler „Fracas“ vor, wobei ein Gentleman, Namens Coe, den Gentleman Trigg erschoß. Darauf erhielt Coe mehrere lebensgefährliche Schußwunden, und zwei andere Gentlemen, Connell und Gains, wurden ebenfalls handgemein und versetzten sich schwere Verletzungen. Die Herren waren Advokaten und Betheiligte in einem Prozesse zweier Banken. Das Schauspiel gab man vor dem Gerichtshause.

Am 19. Juni wurden die beiden Constabeln Davidson und Dalzelle im Circus zu Cincinnati von dem Studenten der Medizin Walker lebensgefährlich gestochen, als sie seinen Ruhestörungen ein Ende machen wollten. Davidson wird kaum genesen können. Der Student ist ein Neffe des Richters Walker und hat reiche Eltern in Indiana, — wahrscheinlich hat er deßhalb auch kein erhebliches Unrecht begangen.

(Danville, Vermont, 21. Juni.) Vor einigen Tagen wurden Wartburton alias Bristol Bill und Meadows der Falschmünzerei schuldig gefunden und erhielten heute den Urtheilsspruch, daß Jeder von ihnen 10 Jahre harte Strafarbeit im Zuchthause abzubüßen habe. Kaum hatte der Richter dieses Urtheil ausgesprochen, so sprang Bristol Bill plötzlich mit der Gewandtheit eines Tigers gegen den Staatsanwalt E. N. Davis und stach ihm die Klinge eines großen Taschenmessers dicht hinter dem rechten Ohre in den Nacken. Herr Davis fiel zu Boden und blutete heftig. Niemand bemerkte etwas von der Absicht des Verurtheilten, bis man das scharfe Klirren seiner Ketten hörte. Hr. Davis ist lebensgefährlich verletzt. Bristol Bill schien außer sich vor Wuth, und bedauerte nur mit Flüchen, daß ihm seine Absicht nicht vollständig gelungen sey.

In Greenwich, Massachusetts, ist neulich eine Kirche mit Schießpulver in die Luft gesprengt worden. Man glaubt, daß die That aus Rache gegen einige Temperanz-Versammlungen,

die man in der Kirche hielt und die sich durch Verfolgungssucht gegen die Temperanz-Gesetzübertreter hervor thaten, geschehen sey.

Korrespondenz.

Eisenach, 29. Juli.

Unter den Berichten, welche Ihnen über die Feier des hundertjährigen Todestages von Joh. Seb. Bach zugehen werden, räumen Sie gewiß gern einem vom Fuße der Wartburg, der Stadt, wo seine Wiege stand, eine Stelle ein, und hoffentlich um so lieber, als hier mit wenigen Kräften Vieles geleistet ward. Denn wer weiß nicht, was der Vortrag der Compositionen des unübertroffenen Meisters im Contrapunkt erfordert, in dessen Hand das scheinbar ganz Entgegengesetzte zur vollendeten Einheit ward, wo bei der größten Selbstständigkeit und Freiheit der Stimmen, in einem Grade, daß jede zu einer besondern Person und zu einem für sich ausgeprägten Charakter sich gestaltet, doch Wohlklang und Harmonie in wunderbarer Weise angetroffen werden. Diese Compositionen wurden von dem bescheidenen hiesigen Seminaristenchor in der Marktkirche mit einer Kraft und Sicherheit und so im Geiste des Meisters vorgetragen, daß jeder Kunstverständige davon überrascht war. Besonders zeichnete sich hierbei unser Organist Oelch aus, welcher die schwierigsten Orgelfugen, namentlich die fünfstimmige in Cis moll mit großer Klarheit und Sicherheit executirte. Die ganze Aufführung leitete mit großem Geschick unser Musikdirektor J. Kühmstedt, selbst ein geistiger Enkel von Bach und weithin durch seine Leistungen im Contrapunkte bekannt.*) Unter den Zuhörern befand sich auch Marie Wick, die berühmte Schwester der berühmten Klavierspielerin, welche jetzt mit ihrem Vater in unsern Gegen weilt, und unser erbgroßherzogliches Paar, welches zur Anwohnung der Feier von Wilhelmsthal herüber gekommen. Von unserer haute volée haben sich nur Wenige betheiligt. Vermuthlich ist die Weise von Joh Seb. Bach nicht die ihrige, oder es war die Erinnerung an die lustigeren Töne, welche Tags vorher in einem Konzert des Kassel'schen Garde du corps an ihr Ohr klangen, noch zu frisch in ihr.

Wiesbaden, 5. August.

Nachdem in weiterem Verlaufe unserer Schwurgerichte dritten Quartals Philipp Krahn, Schuhmacherlehrling von Erbach, wegen Diebstahls eines Opernglases der Fräul. v Klindworth zu einer Correctionshausstrafe von drei Monaten; Katharina Häuser von Holzhausen a. d. H (bei geschlossenen Thüren) wegen Kindesmordes zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt; die Correctionäre H. Schmidt von Casdorf, H. Roland von Oberursel, Adam Adel aus Kleinschwalbach, W. Wambach aus Eisenbach, G. Maß von Fischbach angeklagt waren, nach vorgängiger Verabredung den Versuch gemacht zu haben, aus dem Correctionshause zu Eberbach gemeinsam zu entweichen, und von ihnen Schmidt, Roland und Adel losgesprochen, die übrigen freigesprochen worden waren, wurde am 27. v. M. ein schauderhaftes Verbrechen verhandelt, nachdem sich nämlich Wilhelm Wild, Drechsler aus Nassau, selber bei Gericht angegeben hatte, vor 33 Jahren seinen Bruder Joh. Christoph ermordet zu haben. Er gesteht, am 1. Decemb 1817 habe er sich mit seiner bitterbösen Frau in seine Scheune zum Bruder begeben, sie beide hätten den Bruder gepackt, zu Boden geworfen, ihm den Mund zugehalten und am Halse so lange gedrückt, bis derselbe todt gewesen. Seine Frau sey wie ein Drache über den Bruder hergefallen, hätte ihn helfen zu Boden stoßen und ihm den Hals zugedrückt. Am 17. Januar 1818 wurde die Leiche bei dem Hohenrheiner Hüttenwerk aus der Lahn geländet. Wild wurde von den Geschwornen für schuldig erkannt und vom Gerichtshof zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, mit welcher Strafe er sich zufrieden erklärte. — Wie es in jedem Stande, sogar in dem geistlichen Stande, Auswüerflinge gibt, so auch in dem ehrwürdigen Lehrerstande. Davon gaben unsere letzten Assisenverhandlungen währernd sechs Tagen einen traurigen Beleg. Die katholischen Lehrer Deisner von Nauenthal, Horn von Dahlheim und Schmidt aus Neudorf waren wegen Meineids und Verleitung zum Meineid angeklagt. Der Prozeß darüber war der umfangreichste und schwierigste aller bisherigen unserer Schwurgerichte. Die drei Lehrer bildeten ein förmliches Complot zur Ableistung von falschen Eiden, um Vortheile zu erlangen oder Nachtheile abzuwenden Deisner war schon wegen Trunksucht und Unzucht an Schulkindern seines Dienstes entlassen. Noch während seines Criminalgefängnisses verleitete er durch seinen Sohn Jacob Andere zum Meineid, indem er jenen durch mit seinem eigenen Blut geschriebene Briefe von dem Stand der Untersuchung in Kenntniß setzte. Ja er suchte noch vom Gefängniß aus die Ehefrau des Lehrers Schmidt bewegen zu lassen, einen Flügel und eine Uhr herauszugeben, sonst würde er keine falschen Zeugen zu Gunsten ihres Ehemannes angeben. Horn trieb mehrfachen Ehebruch mit Wittwen. Schmidt ist aber an List und raffinirter Verschlagenheit über seinen beiden Collegen und zum Theil ihr Verführer. In einem Streite hatte er seinen Pfarrer geprügelt. Einr Magd, deren rückständigen Lohn von 1020 fl. er ihr angeblich eintreiben wollte, ließ er die Cession der Summen an ihn unterschreiben, ohne daß die Magd dieß verstand und sie erhielt nie das Geld. Gegen den Regierungsrath Seebode schrieb er einen Schmähartikel in die nassauische Zeitung, die drei Lehrer brachten ihn dem Verleger Friederich, gaben aber einen andern Lehrer als Verfasser an und schwuren, daß dieser der Verfasser sey. Dem Vicepräsidenten Frhrn. v. Preuschen machte er auf eine Quittung über erhaltene Steiggelder vor 100 fl. noch ein 1, wodurch 1100 fl. herauskamen, um die 1000 fl. nun zurückzuerhalten. Deisner wurde wegen Unsittlichkeit und Verläumdung seines Dienstnachfolgers beschuldigt. Horn gestand in den letzten Tagen seinen Meineid &c. ein. In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag sprachen die Geschwornen das Schuldig aus, in Folge dessen Deisner zu 8 Jahren, Schmidt zu 7 Jahren und Horn zu 4 Jahren Zuchthausstrafe, die zum Meineid verleiteten Mitangeklagten zu 2 Jahren Correctionshausstrafe verurtheilt wurden. Nur der vom Vater verführte Sohn Jac Deisner wurde freigesprochen. Der Prozeß hatte vom 30. Juli bis gestern, Sonntags 4. August, Nachmittags gedauert, und es wäre sehr schade, wenn er nicht seines sehr interessanten Inhaltes halber der Oeffentlichkeit ausführlicher vermittelt würde.

*) Seine Compositionen haben jetzt auch den Weg in die neue Welt gefunden, und demnächst wird auch sein Oratorium, ein großes Meisterwerk, erscheinen.

Darmstadt, 3 August.

Der Sommer würde ohne Thalia's Künste an uns vorüber gegangen seyn, wenn nicht die beliebte Gesellschaft des Bockenheimer Sommer-Theaters uns mit ihren Darstellungen freundlichst berücksichtigt hätte. Wir sind Hrn. E. Woeret, ihrem Direktor, zu Dank verpflichtet, daß er unsere Stadt zu acht Vorstellungen auserichen hat, wovon bereits drei in dem Garten des Chausseehauses bei Bessungen gegeben wurden. Die dritte war gestern sehr zahlreich besucht. Aus dem regen Interesse, welches das Publikum dem Spiel dieser Gesellschaft schenkt, darf man wohl schließen, daß auch die übrigen fünf Vorstellungen sich des günstigsten Erfolgs zu erfreuen haben werden.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 188. Donnerstag, den 8. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. M. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

22.

Der Tarpejische Fels ist nah' am Kapitole.

Rath Zorn war, nach ganz vollbrachter Feierlichkeit voll hohen Selbstgefühls über errungene Triumphe in dem Nürnbergerhofe wieder angelangt und ruhte nach abgelegtem rothem Mantel stolz auf seinen Lorbeern. — Im engen Kreise seiner Ideen und umgaukelt von selbstgeschaffenen Nebelbildern, war er glücklich. Die seligen Momente dauern jedoch selten lang; das neidische Schicksal kommt so gern mit rauher Hand und verscheucht holde Traumgebilde.

So nahte auch jetzt das Schicksal in der Person des Nürnberger Abgeordneten, des Herrn Kanzleisekretairs Carl in die Stube unseres glücklichen Herrn Rathes.

Nach feierlichem Gruß und Gegengruß erkundigte sich der Angekommene mit zarten Einkleidungen um den Verfasser der von Zorn gehaltenen Rede.

„Die habe ich selbst gemacht," bemerkte der Gefragte, und schlug dabei bekräftigend auf seine Brust.

„Sie verstehen also Latein?"

„Gewiß, gewiß — das heißt, ich bin kein — Professor; aber — nun Sie wissen —"

„Hoc mihi jucundum, nostrae enim conversationis causa et si tibi placeat, statim incipiamus." *)

Der Redende mußte inne halten; denn dem Rath wurde vor lauter Verlegenheit blau und dunkelroth im Gesicht.

„Ja, sehen Sie, reden — mit dem Reden, da geht es nicht so, aber schreiben — ja schreiben —"

„Also geschrieben haben Sie die entsetzlichen Grobheiten, die sie heute dem Schöffengerichte gesagt haben? — Das ist ja noch weit schlimmer!"

Der arme Redner war vernichtet. Er wollte entschuldigend wieder gut machen, verbessern, warf am Ende Alles durch einander und konnte sich nur durch eine offene Beichte aus dem Schlamme helfen, an welchen er bis an den Hals sich verwickelt hatte.

„Ich habe es mir gedacht," versetzte jetzt der College, „daß Sie das Opfer einer Advokatenrache geworden sind. — Aber Rabularius soll nicht zu früh triumphiren! — Sie haben doch noch sein Concept?"

*) Das ist mir angenehm wegen unserer Unterhaltung, und wenn Ihnen beliebt, so wollen wir sogleich anfangen.

Der Rath durchsuchte hastig seine Taschen und überreichte freudig ein Papier:

„Ja, ja, das ist es!"

Der Kanzleisekretair las und schüttelte lächelnd den Kopf: „Diese Rede hätten Sie gesprochen?"

„Das ist die Rede und geschrieben von Rabularius eigener Hand."

„Dann bleibt der Schimpf auf Ihnen haften und er entschlüpft der gerechten Strafe. — Was Sie gelesen, waren andere Worte. —"

„Es wollte mich doch auch bedünken," fiel der Rath mit vor Angst zitternder Stimme ein.

„Ein ander Concept hat er untergeschoben und Sie dem Spott und Hohne preisgegeben!"

Der dicke Herr war mehr todt als lebendig. Vor wenig Augenblicken noch umgaukelt von süßen, wonnigen Huldgestalten, und jetzt gekneipt und gezwickt von geißelschwingenden Koboldén, das war zu viel, war mehr, als ein Abgeordneter zum Pfeifergericht ertragen konnte! Mit starren Augen blickte er im Zimmer umher und suchte vergebens nach Trost und nach Hülfe.

„Es ist die Strafe für mein Vergehen," lallte er endlich. „Ich habe den Teufel um Hülfe gerufen, und er hat mich selbst am Kragen gepackt!"

„Fassen Sie Muth," versetzte tröstend der College, „post nubila Phoebus!"

„Ach Alles," seufzte der Rath, „aber um Gotteswillen nur kein Latein mehr!"

Während des Lamento's hatte es an die Thüre geklopft. Da Niemand „herein" rief, so öffnete sie sich endlich dennoch, und es trat in die Stube — der Rittmeister Beverdick.

Erschrocken taumelte der Rath in die Höhe, der Angekommene aber entschuldigte sein Eintreten und sprach dann mit freundlichem Tone:

„Auf Ihr gütiges Schreiben komme ich selbst. — Alter Freund, begraben wir jetzt allen Hader in ewige Vergessenheit. Dem Advokaten zum Trotz, der Sie verhetzt, wollen wir fortan recht einig leben und unser Glück finden in der Liebe und Seligkeit unserer Kinder!"

Der Rittmeister, welcher an der ganzen Geschichte einen großen Ekel bekommen hatte, hielt, als gewandter Welt- und Geschäftsmann, seinen jetzt eingeschlagenen Weg für den geeignetesten, um allen bösen Zungen aus dem Wege zu kommen. — Versöhnung, Verlobung und dann glanzvolle Heirath, da hatten die geschäftigen Frau Basen vollauf zu thun, und die alte Geschichte blieb ungerüttelt.

Der Kanzleisekretair hatte sich empfohlen, und als die beiden alten Herren unter vier Augen waren, suchte Beverdick diese Ueberzeugung auch dem Herrn Rathe beizubringen. Es währte

indessen sehr lange, bis der so furchtbar Gedemüthigte nur im mindesten etwas begreifen konnte.

„Beruhigen Sie sich," bemerkte endlich noch der Rittmeister, „Schultheiß Werlin und die Herren vom Gericht wissen, daß Sie an der gehaltenen Rede unschuldig und nur das Opfer einer niederträchtigen Rache geworden sind. — Wenn man dem eignen Sachwalter nicht mehr trauen darf, dann —"

„Dann, dann," fiel Rath Zorn aufspringend ein, „ja dann — dann — Nun so verschwöre ich es aber auch, ich will mein Lebtage kein Lateinisch mehr reden!"

Den eindringlichsten Ueberzeugungen Beverdick's gelang es endlich, den Rath einigermaßen zu beruhigen, und als ihm noch Ersterer eröffnete, wie heute Abend in seinem, des Rittmeisters Hause im Familienkreise die feierliche Verlobung der Kinder gehalten werden sollte, zu welcher auch der Stadtschultheiß und einige andere Herren des Hochedeln Rathes eingeladen worden, wobei er, der Herr Abgesandte, als zukünftiger Schwiegervater, doch eine Hauptrolle zu spielen habe, da verwischten die Hoffnungen von Glanz und Herrlichkeit der Zukunft die trüben Bilder der Vergangenheit.

Beverdick schied, und der Rath warf das Concept der nicht gehaltenen Rede in's Feuer und machte sich — an seine Toilette.

(Schluß folgt.)

An Deutschland.

Traust du noch dem Wolf im Schafpelz? noch der frommen Mien' und Kleidung?
Vaterland, an deine Thüre klopft die Stunde der Entscheidung!
Und du spürest das Gewitter, denn der Blitz hat eingeschlagen:
Wirst du, Vaterland, noch länger sicher fortzuträumen wagen?
Russenplan ist längst gezeichnet, Russenschwert ist längst geschliffen —
Und als seiner Knechte einer hat der Däne zugegriffen!

Schleswig-Holstein, Schleswig-Holstein! — Letztes Bollwerk deutscher Freiheit,
Deutscher Sitte, deutscher Zunge — steh' der Welt für diese Dreiheit!
Stehe! daß der Völker bestes nicht verschwinde von der Erde,
Nicht im Buch der Weltgeschichte Deutschland ausgestrichen werde!

Schleswig-Holstein's Söhne bluten, abzuwenden Schmach und Kettung,
Schleswig-Holstein's Söhne fallen für des Vaterlandes Rettung,
Das zerrissen in sich selber tiefster Ohnmacht Beute wurde
Und schon morgen schlummert wieder, wenn erweckt es heute wurde.

Deutschland, auf! an deine Thüre klopft die Stunde der Entscheidung,
Und in Ewigkeit zum Sklaven macht die fern're Kampfesmeidung.
Auf! steh' auf! — daß deinem Grimme der Barbaren Horden weichen;
Schirme deutsche Sitt' und Sprache vor des Russen Todesstreichen!

Schirm' in deutscher Sitt' und Sprache du die allgemeine Bildung:
Schütze dich vor den Vandalen und die Welt vor der Verwildung;
Daß der Räuber nie zerstöre, was zumeist nur deine Gabe!
Ach, von deinem Sterbebette trüg' er die Kultur zu Grabe!

Herz Europa's! Herz Europa's! hebe dich aus der Erstarrung!
Fühlst du nicht in allen Pulsen frischen Bluts Entgegenharrung?
Schlage wieder, warmes Leben treibe durch die kranken Glieder;
Daß Europa ganz gesunde, Herz Europa's, schlage wieder!
Russenplan ist längst gezeichnet, Russenschwert ist längst geschliffen —
Und als seiner Knechte einer hat der Däne zugegriffen!

Hermann Kothe.

Die Colonisationsvortheile Australiens.

(Zur deutschen Auswanderungsfrage.)

(Fortsetzung.)

Das Klima von Neu-Süd-Wallis ist dem vom südlichen Frankreich zu vergleichen. Die Durchschnittshitze beträgt in den heißesten Monaten 18, die Durchschnittskälte in den kältesten 11 Grad Wärme; der größte Wechsel in der Temperatur betrug noch nie über 20 Grad und nur auf den hochgelegenen Gegenden tritt Frost ein, Schnee findet sich nur auf Bergen.

Die ganze Colonie ist jetzt in 22 Grafschaften eingetheilt. Diese und alle Städte von Bedeutung schicken ihre Abgeordneten in den Legislative Council, wie das Parlament von Neu-Süd-Wallis heißt. Von dieser Versammlung müssen die Erhebung und Verwendung der Steuern und sonstigen Einkünfte und alle Verordnungen bestimmt werden, von ihr wurde vor Kurzem ein Naturalisationsgesetz für Fremde erlassen, demgemäß **jeder unserer Landsleute nach einem Aufenthalte von 12 Monaten ohne weitere Kosten in Genuß aller den Engländern zustehenden Rechte tritt**; namentlich ist er alsdann befugt, an den Wahlen Theil zu nehmen und **Grundeigenthum zu erwerben.**

Obgleich die Colonisten sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen, so wird der Acker- und Weinbau doch keineswegs vernachlässigt. Der Flächeninhalt des allein mit Getreide angebauten Landes beträgt schon über 300,000 Morgen. Der australische Waizen wird in England als Saamen verwendet. Reben, die auf ein oder zwei Morgen gesetzt wurden, trugen schon nach 16 Monaten Trauben, und der hieraus gewonnene Wein belief sich auf circa 2400 Flaschen. Am häufigsten hat man Weinstöcke vom Rhein, auch Burgunder- und Constantia-Reben in bedeutender Menge.

In der neueren Zeit findet sich kein Beispiel einer so schnellen und erfolgreichen Colonisation, als die Ansiedlung in Australien. Die Anzahl der Schafe wird in Neu-Süd-Wallis auf mehr als 10 Millionen, die des Rindviehs auf 2 Millionen, die der Pferde auf 90,000 und die der Schweine auf 40,000 geschätzt. Alle diese Thiere sind das ganze Jahr hindurch auf der Weide. Der einzige Nutzen vom Rindvieh ist der Talg und die Haut. Die fetten Thiere werden am Ende des Sommers geschlachtet, das Fleisch in Kesseln gekocht und der Talg abgeschöpft. Der Rest, der sich oft auf 50 bis 60 Millionen Pfund Fleisch beläuft, wird weggeworfen, weil die Bevölkerung nicht zahlreich genug ist, um Alles zu verzehren.

Der Werth der Ausfuhren von Neu-Süd-Wallis wurde letztes Jahr auf ungefähr 2 Millionen Pfund Sterling oder circa 24 Millionen Gulden geschätzt. Die Ausfuhr besteht in Wolle,*) Talg, Häute, Leder, Thran, Fischbein, Steinkohlen, Cedern und anderes Holz, Gerberrinde, Getreide, Erze, Schafe, Rindvieh und Pferden, letztere hauptsächlich nach Ostindien. Der Werth der Einfuhr belief sich auf 1,600,000 Pfd. St. oder circa $19\frac{1}{4}$ Millionen Gulden; davon waren leider über $3\frac{1}{2}$ Mill. Gulden für geistige Getränke, welche jedoch größtentheils von der englischen, hauptsächlich irländischen Bevölkerung verbraucht werden.

Die Regierung verkauft alles Land in Neu-Süd-Wallis an den Meistbietenden; der niedrigste festgesetzte Preis, zu dem es gegeben wird, beträgt 1 Pfd. St. per Acker, circa 12 Gulden für $1\frac{3}{4}$ preuß. Morgen. Zufolge des bereits erwähnten Artikels in No. 149 des Mannheimer Journals wird das Land im Großen, d. h. 30 bis 50,000 Acker sogar zum Preise von 5 Schill. St.

---

*) Im Jahre 1812 wurde eine kleine Anzahl Merinoschafe nach Sydney gebracht. Die Ausfuhr der Wolle von den Nachkommen dieser Schafe belief sich im Jahre 1820 auf 99,000 Pfd. und überstieg im letzten Jahre sogar 20 Mill. Pfund.

oder 3 Gulden ausgeboten, was besonders für die deutschen Regierungen, oder im Falle nicht zu erzielender Einigung, für die Bildung von Vereinen, im Zwecke eines größern Ankaufs von hoher Wichtigkeit ist. Der Ertrag des verkauften Landes wird, nach Deckung der Verwaltungskosten, angewendet, Auswanderer frei nach der Colonie zu befördern. Die Regierung gewährt für jede 20 Acker Land, die man von ihr kauft, eine freie Ueberfahrt von London nach Sidney für eine erwachsene Person, die der arbeitenden Klasse angehören muß. Arbeiter, die in England nicht gefunden werden, wie Weingärtner, Küfer, Olivengärtner, Seidenbauer ꝛc. werden sogar auf Kosten der englischen Regierung, welche zu diesem Zwecke alljährlich 10,000 Pfd. St. verwendet, unentgeltlich nach Australien befördert. Auch sind mehrere wohlhabende Colonisten bereit, solchen Deutschen, welche nach Neu-Süd-Wallis gehen und sich als Schäfer verdingen wollen, die Reisekosten, unter der Bedingung späterer Abverdienung, vorzuschießen. Zur Förderung und Ueberwachung der deutschen Auswanderung nach Australien gründeten die angesehensten dortigen Colonisten und Kaufleute eine Agentur in Bremen, deren Vorsteher, **Eduard Delius**, schon Tausende von deutschen Auswanderern nach Neu-Süd-Wallis dem Glück und Wohlstand in die Arme geführt hat.

Da die Auswanderung von Deutschland nach Australien bis jetzt noch eine verhältnißmäßig geringe, so ist füreꝛst auch nicht für alle Klassen von Emigranten, sondern hauptsächlich nur für **Arbeiter** und **Taglöhner** jeder Art, für Leute, die Ackerbau und Viehzucht verstehen, für Schäfer, Bergwerker und Rebbauer auf ein besonders gutes Fortkommen in der Colonie von Neu-Süd-Wallis zu rechnen. Handwerker, wenn sie nach englischer Art zu arbeiten verstehen, — ein Umstand, der wegfiele, sobald erst die Ansiedlungen von Deutschen bedeutender würden, — sind ebenfalls gesucht. In Sydney, der Hauptstadt von Neu-Süd-Wallis, mit mehr als 60,000 Einwohnern, einer Universität, zwei Gymnasien, sieben Schulen, fünf Banken mit einem Kapitale von 3,000,000 Pfd. St. und vielen Wohlthätigkeits- und Kunstanstalten, sind die ersten Bäcker, Fleischer, Tapezirer, Buchbinder, Schneider, Uhrmacher, Juweliere, Schuhmacher ꝛc. **Deutsche.**

Für kleine Kapitalisten, die nicht genug besitzen, um etwas damit in Europa anfangen zu können, bietet Australien das günstigste Feld, besonders wenn solche etwas von Viehzucht und Ackerbau verstehen. Schaf- und Rindviehheerden und angebaute Ländereien sind augenblicklich sehr billig zu kaufen; während der letzten Handelskrisis kamen viele davon in die Hände von Pfandgläubigern, die Mühe haben, solche zu verkaufen, da es an thätigen Leuten, die das nöthige Kapital besitzen, fehlt.

Der Gewinn aus der Schafzucht hängt viel von dem jeweiligen Preis der Wolle und des Arbeitslohns ab. Je freier das Land von Bäumen und Büschen, desto vortheilhafter, denn desto mehr Schafe kann ein jeder Schäfer übernehmen. Um eine Ansicht zu geben, wie groß der Gewinn unter günstigen Umständen und bei guter Verwaltung seyn sollte, diene folgender Ueberschlag. Der Ansiedler beginnt mit einem Kapitale von 3500 Gulden, er kauft 670 Mutterschafe, das Stück zu 4 Gulden 30 Kreuzer, in Summa zu 3015 Gulden; es blieben ihm somit noch 485 Gulden, um die Ausgaben bis zur Schür zu bestreiten. Nach Abzug der Sterbefälle beträgt die Totalsumme seiner Heerde am Ende des fünften Jahres 5464 Stück im Werthe von 1602 Pfd. St. Der Netto-Ertrag dieser Heerde beläuft sich nach Abzug der Verwaltungskosten ꝛc. auf 817 Pf. St. Der ganze Werth der Heerde besteht somit nach 5 Jahren in 2419 Pf. St. oder 29,032 Gulden und es bleibt dem Schafzüchter nach Abzug des Ankaufskapitals ein Gewinn von 25,534 Gulden übrig. In derselben Weise stellt sich bei Rindviehzucht am Ende des fünften Jahres ein Nettogewinn von circa 14,000 Gulden heraus, wobei jedoch zu bemerken, daß hier der Ertrag durch Käse- und Buttermachen oder durch Einsalzen von Fleisch ganz unberücksichtigt blieb.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

London bedeckt jetzt einen Flächenraum von 52,000 Acres oder 20 preuß. Quadratmeilen; der Kern der Metropole, die City, ist nur 370 Acres, ein Einhundertvierzigstel des Gesammtumfanges groß; von hier hat sich die Weltstadt ausgedehnt, hier herum ist angebaut dieß gewaltige Agglomerat von Häusern und Gärten, von Wohnungen und Speichern, von Kirchen und Theatern, Palästen und Comptoiren, welches sich ohne Unterbrechung entwickelt und vergrößert, bald weitläufig, zusammengedrängt, bald krumm, bald gerade, verwirrt oder regelmäßig, bergauf, bergab, den Unregelmäßigkeiten des Bodens folgend, durchzogen von einem unentwirrbaren Labyrinth von Gassen und Gäßchen, von öffentlichen Plätzen und Durchgängen. Vor einem Jahrhundert noch hatte London einen ziemlich beschränkten Umfang, da mit einem Male verschlangen seine Vorstädte eine Stadt, 2 Marktflecken und 43 Dörfer. Seit dieser Zeit hat die Weltstadt keinen Tag in ihrer Ausdehnung angehalten, einem Alles in sich hineinziehenden Strudel vergleichbar, jährlich sich um 3000 neue Häuser vermehrend. Die Zahl der Häuser ist circa 300,000, welche von 2,300,000 Einwohnern bewohnt werden. Von der Größe des Geschäftsumsatzes in dieser Stadt wird man einen Begriff erhalten, wenn man hört, daß 20 Banquiers daselbst in einem Jahre die enorme Summe von 954 Mill. Pfd. (6670 Mill. Thlr.) aus ihren Kassen auszahlen. Die Zahl der ankommenden Schiffe beträgt jährlich circa 9500, darunter 3500 fremde, die Größe der Schiffe 2½ Mill. Tons. Die Kloaken zur Abführung des Unraths sind 85 deutsche Meilen lang; die eisernen Gasröhren haben einen Werth von 21 Mill. Thlr., Gas wird jährlich für 4½ Mill. Thlr. consumirt (1790 Mill. Kubikfuß), Fleisch 280 Mill. Pfund (140 Pfd. pro Kopf).

(**Ludwigshaven** a. Rh., 3. Aug.) In Folge einer durch die hiesigen Frauen veranstalteten Sammlung konnten schon heute vorläufig 250 Mk. Banco für Schleswig-Holstein an die HH. Lutterot und Comp. in Hamburg übermittelt werden. — Die bezügliche Tratte war mit folgenden Worten begleitet:

Wir bringen ein Schärflein
Den Leidenden dar,
Kaum selber entronnen
Erst schwerer Gefahr.

Wohl klein ist die Gabe —
Wohl klein uns're Zahl —
Doch herzlich das Wollen
Und freudig zumal!

Wir können nicht streiten,
Ob Recht oder nicht?
Wir wollen nur helfen,
Wo Hülfe gebricht.

Und wollen auch beten
Zu Gott unserm Herrn
Daß Deutschland er wahre,
Nie bleiche sein Stern.

(**Rochlitz**, 27. Juli.) Ein in dem Dorfe Gröblitz bei Rochlitz durch die Gensdarmerie in diesen Tagen entdecktes **Verbrechen** macht in hiesiger Gegend ein großes Aufsehen. Die Mutter einer durch epileptische Krankeit geistig ziemlich zerrütteten 23 Jahre alten Tochter hat diese, ihr Kind, nicht nur oft

mit Schlägen so mißhandelt, daß veraltete Narben an ihrem Körper sichtbar sind, sondern sie hat ihr auch noch in den heißen Tagen voriger Woche die Hände mit einer Leine kreuzweise auf den Rücken zusammen und dieselbe an eine Säule auf dem Oberboden angebunden, sie so zwei Tage und eine Nacht stehen lassen und während dieser langen Zeit ihr auf dringendes Bitten und Schreien nur einmal einen kleinen Trunk Wasser gereicht. Hunger- und Durstleiden der Armen müssen außerordentlich gewesen seyn, denn durch die anhaltenden vergeblichen Bemühungen, sich ihrer Fesseln mit Gewalt zu entledigen, hatte sie sich in ihrer Verzweiflung nicht nur die Haut, sondern auch das Fleisch bis fast auf die Flechsen durchschnitten. Die unnatürliche Mutter (eine von ihrem Ehemanne getrennt lebende Häuslerin, Namens Mühler) und der muthmaßliche Theilnehmer an der unnatürlichen Behandlung der jungen Mühler, der Schneider Nitzsche aus Gröblitz, befinden sich Beide bei dem Justizamte Rochlitz in Haft und Untersuchung. (Rochl. W.-Bl.)

Na! Monsieur Knutikoff, wie gefällt's Ihnen in Berlin? O, serr kutt, serr kutt, es gefallt mir jeden Tag kuter. Nur Knute fehlt; sonst is sick wie bei uns in Russeland.

Literatur.

Homburg und seine Heilquellen, von Dr. Fr. Wilh. Pauli, landg. hess. Hofrathe und praktischem Arzte zu Frankfurt a. M. Verlag der Hermann'schen Buchhandlung. F. E. Suchsland. 1850.

Die 3. Auflage dieses Werkchens, welche so eben erschienen ist, verdient den Namen einer „umgearbeiteten Ausgabe" vollkommen. Schon im Jahre 1842 entstanden, erlebte diese Schrift bereits im Jahre 1844 ihre 2. Aufl. und erscheint nun zum dritten Male in noch verbesserter Gestalt. Die günstige Kritik, welche sie ihrer Unparteilichkeit und Gediegenheit halber schon damals erfuhr, muß ihr dießmal um so mehr zu Theil werden, da der Verfasser eine genauere und umfassendere wissenschaftliche Begründung des von ihm schon früher behaupteten medizinischen Standpunktes bietet und denselben durch eine reiche Erfahrung, die er über die Homburger Heilquellen und ihre Wirksamkeit seit dieser Zeit zu machen Gelegenheit hatte, bestimmter zu erläutern und zu motiviren sucht. Die Wirkungsweise der Mineralquellen bei innerer Anwendung derselben ist in zwei Abschnitten mit Sachkenntniß, besonderer Aufmerksamkeit und allgemein faßlich abgehandelt. In Betreff der constitutionellen Verhältnisse und der Wirkung der Homburger Heilquellen auf eine gewisse Art derselben vertritt der Verfasser die Ansicht Pucheit's über Venensystem und dessen krankhafte Zustände und sucht darzuthun, daß die Homburger Wasser in gewissen Krankheiten, welche aus dieser Constitution vorzugsweise herzuleiten sind, eine sehr günstige Wirksamkeit äußern und viel gute Erfolge erzielt werden. Diejenigen Personen, welche an Unterleidsvollblütigkeit und den vielen daraus entstehenden Krankheiten, wie Hämorrhoiden, Gicht, Krankheiten der Leber ıc. leiden, werden daher diese Schrift mit großem Nutzen lesen und — die Hoffnung, welche sie für die Wiedererlangung ihrer Gesundheit haben, auf den rechten Punkt lenken können. — Dem Arzte wird es willkommen seyn, über die Wirkungen der Mineralwasser in den verschiedenen speciellen Krankheiten des Gefäßsystems, der Lebre und Gallenabsonderung, der Milz, des Nahrungskanals, der Athmungswerkzeuge, der Harnwerkzeuge, der Geschlechtsorgane, des Gehirn und Rückmarks und der Nerven, der Sinne und Sinnorgane, sowie über chronische allgemeine Krankheiten genaue Auseinandersetzungen zu finden, welche neben der in der ganzen Schrift allgemein festgehaltenen wissenschaftlichen Ansicht, von dem Verfasser noch durch besondree Beispiele aus seiner Praxis erläutert und erhärtet werden. Auch das nicht medizinisch gebildete Publikum wird in vielen der angeführten Kapitel dieser Schrift aus der klaren Darstellung und unparteiischen Beurtheilung der Fälle, in welchem diese Mineralwasser je nach constitutioneller Bedingung anwendbar sind oder nicht, eine richtige Ansicht über dieselben und ihre allgemeine und specielle Wirksamkeit erhalten. Beide dürften daher mit Recht auf diese Schrift aufmerksam zu machen seyn, die in der vorliegenden 3. Auflage neben den angedeuteten Umarbeitungen noch mit einer Karte vermehrt ist, welche in vergleichender Uebersicht eine Darstellung der physisch-chemischen Bestandtheile aller mit Homburg verwandten Mineralwasser gibt.

Für die Freunde der Sprachreinheit.

In der Didaskalia vom 2. d. ereifert sich Hr. Brugger mit vollem Recht über einige Ausdrücke, welche sich kürzlich in einer Berichterstattung befanden. Dem Redner waren sie alle fremd, und nur der Verfasser jenes Aufsatzes hat sie zu vertreten. — Die Bestrebungen des hiesigen Vereins stimmen im Grundsatz völlig mit dem Heidelberger überein; nur wird man diesseits die Pegnitz'schen und Zesen'schen Abwege meiden, sich vor Uebertreibungen hüten, die Muttersprache nicht durch falsche, unnatürliche, den Geschmack verletzende Gebilde verunzieren und überhaupt die Hetzjagd auf Fremdwörter nicht zu einem lächerlichen Schauspiele herabwürdigen. Man wird der öffentlichen Besprechung ohne alle Einseitigkeit Raum geben und so das Korn von der Spreu säubern, aber dabei überall den guten Ton desjenigen Kreises inne halten, von dem eine Veredlung der Sprache ausgehen soll. Das Weitere an einem andern Orte. J. M. J.

Frankfurt, 8. August.

Das heute, Donnerstag, bei günstiger Witterung auf der Mainlust, welche zu diesem Zwecke festlich beleuchtet werden soll, zum Besten Schleswig-Holsteins stattfindende Konzert des Frankfurter Liederkranzes (bei ungünstiger Witterung findet dasselbe Freitag, den 9. d., statt) — bietet folgendes Programm:

Erste Abtheilung: 1) Aufruf zum Gesang, Chor von Spamer. 2) Der frohe Wandersmann, Chor von Mendelssohn-Bartholdy. 3) Schifferabend, Chor von A. E. Titl. 4) Gebet vor der Schlacht von Theod. Körner, Chor von B. Klein. — Zweite Abtheilung. 5) Die Tonkunst, Chor von W. Speyer. 6) Waldlied, Chor von Niels W. Gade 7) Triumph des deutschen Liedes, von F. Stoltze, Chor und Solo mit Orchesterbegleitung von L. Gellert. — Dritte Abtheilung. 8) Chor und Solo aus „Ahasverus", von W A. Mozart, mit Orchesterbegleitung von Ritter von Seyfried. 9) Trinklied am Rhein, Chor von Niels W. Gade, mit Orchesterbegleitung. 10) Frühlingsmusikanten von Goethe, Chor von Zelter. 11) Vaterlandslied, Chor von Marschner, mit Orchesterbegleitung. — Die Mainlust wird um 4 Uhr geöffnet. Die Gesänge beginnen um 7 Uhr. Eintrittskarten à 30 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André auf der Zeil, sowie bei Hrn. Quilling auf dem Liebfrauenberg und Abends an der Kasse zu haben. Mehrbeiträge werden dankbar angenommen.

Main-Wasserwärme: Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreuzer.

Freitag, 9. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, zum Vortheil für dieselben und neu einstudirt): Die Entführung vom Maskenball, oder: Die ungleichen Nebenbuhler, Posse in 3 Abth. von Schickh. Augustin: Hr. Scholz. Vorher geht (neu einstudirt): 'S letzte Fensterln und: Drei Jahre nach'n letzt'n Fensterln, Alpenscenen von J. Lachner. Mathias: Hr. Grois. Mit aufgehobenem Abonnement.

Madame Julienne,

erste Sängerin der großen Oper zu Paris, wird in den nächsten Tagen Gastvorstellungen auf der hiesigen Bühne geben.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 8. August. Eigensinn. Hierauf: Das goldene Kreuz. Zum Schluß: Das Feldlager der Freischärler in Schleswig-Holstein im Jahr 1848, Tableaux in 3 Rahmen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 189. Freitag, den 9. August 1850.

Huth und Pommer.

Frankfurter Local-Zeichnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von G. W. P. von Frank.

(Schluß.)

23.

Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Blumen, Jenem Früchte aus.
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging vergnügt nach Haus.

Wie es an der Ostermesse dieses Jahres gewesen, so finden wir auch an jetziger Herbstmesse die schönen Räumlichkeiten der Beverdick'schen Wohnung wieder glänzend erleuchtet, und eine schön geschmückte Gesellschaft allda versammelt, nur mit dem Unterschiede, daß diesesmal lediglich die Anverwandten des Hauses, mit Ausnahme einiger hoher und fürtrefflicher Personen, die ebenfalls geladen, dort sich umher bewegten.

Rath Zorn, wiederum mit Gold und Juwelen überhäuft und drei goldene Uhrketten an seinen Beinkleidern, war diesesmal nicht mittelst einer Portechaise hergeschaukelt, sondern in der Staatskarosse des Rittmeisters angedonnert, und Cäcilie, getragen und gehoben von ihrem Glücke, plauderte dem dicken Herrn so honigsüße, freundliche Worte, daß derselbe die heutigen Unfälle alle vergaß, und am Ende gar nicht begreifen konnte, wie er um die verwünschte trockene Kaufmannswaare eine so herrliche frische Blume habe von sich reißen können.

„Vater Beverdick," rief er im Uebermaß seiner Freude, „ich schenke Ihnen das ganze Prozeß-Faß."

Lachend entgegnete dieser: „Und ich — schenke es wieder Ihnen."

„Halt," rief der hinzutretende Schultheiß Werlin, „damit das fatale Faß nicht wieder Veranlassung zu Streitigkeiten gibt, so denke ich, die beiden Schwiegerväter schenken es — den neu Verlobten."

Allgemeines Gelächter folgte dem launigen Vorschlage. Der alte Jurist aber blickte ganz ernst und ruhig drein, und bemerkte nach wieder hergestellter Ruhe:

„Von dem Fasse habe ich geredet, nicht von dem Inhalte. Diesen werfe man heraus, und die beiden Papa's füllen es mit — Großenthalern."

Jetzt war allgemeiner beifälliger Jubel, nur Beverdick und Rath Zorn kratzten sich verstohlen hinter den Ohren. Ein Faß voll Thaler — es war doch ein wenig viel.

„O, laßt doch dieses!" riefen jetzt Heinrich und Cäcilie, „ist uns die Liebe unserer Eltern denn nicht mehr werth?"

„Nein," fiel jetzt der Rath mit plötzlicher Entschlossenheit ein. „Ich unterwerfe mich dem Spruche des weisen Richters und fülle meine Hälfte!"

„Und ich," fügte der aufgestachelte Rittmeister nunmehr hinzu, „die meinige."

„Vivat, das Glücksfaß!" rief nunmehr die ganze Versammlung, und umarmten die liebseligen Brautleute.

„Der schwarze Inhalt der Bosheit," sprach der Schultheiß mit lächelndem Pathos, „hat sich verkehrt in das lautere Silber der Tugend, die Donnerwolken sind entflohen, und" — er warf einen ironischen Blick auf den Rath — „lux ex tenebris!" *)

Dieser duckte sich, der Rittmeister aber trat schnell zu dem Sprechenden und erkundigte sich nach dem Prokurator:

„Ich hätte ihn — als den Vermittler von Allem — heute so gerne bei mir gesehen! — Es ist mir leid, daß er allein leer ausgeht."

„Freund," entgegnete der alte Herr, „lassen Sie den nur sorgen. Er ist Advokat genug, um nicht leer auszugehen."

In diesem Momente ertönte von dem Vorplatze die wunderliche Musik des Pfeifergerichtes herein, und die ganze Gesellschaft fuhr in die Höhe und horchte lachend und staunend auf die absonderlichen Weisen. Der Prokurator aber trat in die Stube und grüßte.

„Was ist es mit der Musik?" rief man ihm zu. „Sie wollen uns gewiß eine Ueberraschung bereiten?"

„Die Musiker von Nürnberg," entgegnete der Prokurator mit komischem Ernste, „sind dankbar und bringen mir unter Musikbegleitung ein Präsent."

„Was? — Wir? Wo?" riefen Alle durcheinander und drängten sich neugierig näher. Nur der Rath machte schlau lächelnd eine retrograde Bewegung; denn er hatte ja im Nürnbergerhofe schon gemerkt, was der Jurist in petto hatte, und wo derselbe jetzt hinaus wollte.

„O, gewiß, ein Verlobungsscherz," rief Cäcilie, „wie man in Sachsen die Polterabende feiert! — Und ein Geschenk? — Ist es schön? — O, zeigen Sie!"

„Fast so schön, als Sie," versetzte der Prokurator mit schmeichelnder Rede, „und auch — so groß."

„Eine Puppe aus Nürnberg?" jauchzten die Mädchen.

„Lebendig!" fügte der Prokurator hinzu.

Allgemeines ungläubiges Erstaunen folgte dieser sonderbaren Versicherung. Der Prokurator aber ging zur Thüre, und an seiner Hand trat in den Salon — Pauline.

Gekleidet in die uns bekannte wunderliebliche Nürnberger Tracht, strahlte das schöne Mädchen bei der flimmernd hellen Kerzenbeleuchtung wie eine Erscheinung aus dem Fernlande.

Ein unwillkürliches: „Ach, wie schön!" entfloh Aller Munde, dann drängte man sich neugierig näher, das Geheimniß zu erfahren.

„Pauline Dornhelm aus Nürnberg — meine Braut!" sprach

*) Licht aus Finsterniß.

jetzt der Prokurator, und führte die hold Erröthende in die Mitte des Salons.

Verwundert blickten Alle einander an, ob denn die ganze Geschichte auch wirklicher Ernst sey? Als aber der altehrwürdige Schultheiß Werlin lächelnd bemerkte: „Habe ich denn nicht gesagt, daß die Advokaten *nie* leer ausgehen?“ brach der Gratulationssturm los, und die ganze Gesellschaft ward des Lobes voll von Paulinens Reiz und Liebenswürdigkeit.

Der alte Oehm Spitzmaier sammt Collegen Riebenach und Knurres mußten jetzt auch in den Salon zur Gesellschaft eintreten. Ihre kuriosen Instrumente legten sie jedoch bei Seite und erfreuten die Anwesenden mit etlichen Trios für Violine, Viola und Viola di Gamba.

In kurzer Zeit waren Cäcilie und Pauline Freundinnen geworden, und der Rittmeister freute sich der Wendung der Dinge. Wie er aber gar noch hörte, daß das Nürnberger Kind auch — seine *Batzen* habe, da erst gratulirte er dem Bräutigam desselben aus *vollem* Herzen.

Eine kleine Neugierde quälte ihn indessen noch. Unbemerkt zog er den Prokurator bei Seite und flüsterte demselben heimlich zu:

„Freund, noch Eins müssen Sie mir gestehen. Auf welche Weise schafften Sie den neuen Kastorhut zum Pfeifergerichte?“

Der Gefragte lächelte:

„Mein Vater hat aus früheren Zeiten, wo sie nicht eingelöst wurden, noch ein ganzes Sortiment. — Befehlen Sie etwa? —“

„Gott bewahre mich!“ wehrte Beverdick. „Ich glaube ohnedem, daß Ihr Alle *unter so einem Hute* gesteckt habt, und wir Alle so ein wenig — Na, na, ich weiß schon — habe einmal so ein Stückchen in einer Meßbude aufführen sehen. — Ich bin indessen froh, daß der Prozeß zu allseitiger Zufriedenheit abgelaufen ist.“

Die Fröhlichkeit der Gesellschaft nahm jetzt immer mehr überhand, die gegen elf Uhr ihren Culminationspunkt erreichte. Hier nämlich erklangen von dem Vorplatze her abermals musikalische Töne — und diesesmal von sanft geblasenen Trompeten mit gedämpften Pauken — und die Offiziere, Cornets und Wachtmeister von Beverdick's Compagnie traten in voller Uniform herein und statteten dem allgemein geachteten Rittmeister ihre Gratulationen ab. Da war dieser überglücklich.

Vergnügt schloß er seine Ehehälfte in die Arme und reichte dem Rathe Zorn die vor Freude zitternde Hand.

„Kinder,“ sprach er zu den genahten Brautpaaren, „Biederkeit, Liebe und Treue sichern Euch die Achtung aller Zeiten.“

„Und ein redlicher Muth,“ setzte der Schultheiß hinzu, „vergeht in keinem Sturme!“

Die Brautpaare umarmten sich, gerührt blickten alle Anwesende auf die glückliche Familiengruppe, und von dem Corridore herein erklangen abermals sanftjubelnde Trompeten und Pauken.

Die Colonisationsvortheile Australiens.

(Zur deutschen Auswanderungsfrage.)

(Schluß.)

Gleich große Vortheile, wie dem Kapitalisten, bietet Australien übrigens auch, was namentlich in Bezug auf Amerika zu beachten ist, *der besitzlosen Klasse*, und auf diese muß unser Augenmerk bei der Auswanderungsfrage ja ganz besonders gerichtet seyn. Nach dem Verzeichniß, das auf Befehl der englischen Regierung jährlich von den Commissarien für die Auswanderung herausgegeben wird und das für jeden Emigranten interessante und zuverlässige Berichte über alle Länder enthält, wurde im Jahre 18$^{47}/_{48}$ in Neu Süd-Wallis, *mit Kost und Wohnung*, per Jahr nachstehender Arbeitslohn gezahlt: Für Maurer, Hufschmiede, Zimmerleute und Wagner 456—480 fl.; für Schäfer und Taglöhner, die im Feldbau erfahren sind, 276 fl.; *ohne Kost und Wohnung* wird in gleichem Verhältniß per Tag 2 fl. 6 kr. bis 3 fl. 18 kr. bezahlt. Weibliche Dienstleute, als Köchinnen, Milchmädchen, Hausmädchen, Küchenmägde, Wäscherinnen, Kindermädchen rc. erhalten jährlich einen durchschnittlichen Lohn von 200 fl. Den jährlichen Kleiderbedarf eines Arbeiters — 3 baumwollene und 1 wollenes Hemd, 1 Paar Beinkleider, eine Jacke, 1 Paar starke Stiefel, 1 Strohhut — beläuft sich auf circa 21 fl; es kann derselbe somit, wenn er alljährlich — was ihm nach obiger Verdienstangabe leicht fallen muß — nur 200 fl. zurücklegt, in 5 Jahren, die Zinsen der Sparkasse mit eingerechnet, ein Kapital von beinahe 1100 fl. in Händen haben. Wie mit dieser Summe in Australien zu wirthschaften ist, ergibt sich theilweise schon aus dem bereits Gesagten, theilweise wird es noch nachträglich erhellen.

Viele Gutsbesitzer und Colonisten in Neu Süd-Wallis würden gerne Land an deutsche Auswanderer verpachten, resp. verkaufen. Je mehr Personen sich zu einer gemeinschaftlichen Ansiedlung vereinigen würden, desto vortheilhaftere Bedingungen könnten sie im Erwerb vom Land erzielen, desto billiger könnten sie ihr Vieh und ihre Saat kaufen und ihre Häuser erbauen. Sind die Ansiedler nicht bemittelt, so ist es nicht rathsam, gleich auf der ganzen Farm Getreidebau vorzunehmen. Das Produciren von Butter und Käse, Schinken und Speck, die Zucht von Gemüse, Obst und Wein erfordern in Australien kein großes Kapital und werfen dem Colonisten zu gleicher Zeit den bedeutendsten Gewinn ab. Von Kartoffeln und Getreide könnte vorerst eine hinlängliche Quantität für den eigenen Gebrauch gezogen werden.

Für die Ansiedlung von 50 Familien — per Familie auf 50 Acker Landes — würde in Neu-Süd-Wallis nachstehendes Kapital erfordert werden: Für gemeinschaftliches Eigenthum, bestehend in 5 Pflügen und Karren, 20 Zugochsen, einem Zuchtstier, 2 Ebern, Werkzeugen verschiedener Art, Waizen zur Saat, einem Boot und Fischernetze, 150 Pfd. St. oder 1800 fl. — per Familie also 36 fl. — Ferner für Errichtung eines Blockhauses, Haus- und Küchengeräthschaften, den Ankauf von 2 Kühen, 3 Schweinen und Vorausbezahlung des Pachtzinses von 36 kr. per Acker, 120 fl.; in Summa 156 fl. Mit Aushülfe von Fischfang, der gleich der Jagd in Neu-Süd-Wallis frei ist, und Gemüsebau würden die Lebensmittel, welche eine erwachsene Person während der ersten 6 Monate, bis das Land bebaut ist, zum Unterhalte nöthig hätte, nur circa 26 fl per Kopf ausmachen. — Der Ansiedler, der mit obigem kleinen Kapital von circa 200 fl. beginnt, kann also, wenn er fleißig und umsichtig ist, nach 6 Jahren den Kaufpreis seines Landes gespart, auf dem größten Theil desselben Getreide, Obst und Wein gebaut haben und im Besitze von 10 Kühen, 4 Dutzend Schweinen und einer großen Menge Federviehs rc. seyn. — Ein Kapital von 200 fl. kann sich übrigens nach dem Obigen jeder Arbeiter oder Taglöhner schon nach einjähriger Dienstzeit ersparen; es sind somit dem *völlig Mittellosen*, die Ueberfahrtskosten vorausgesetzt, die unter den bereits angegebenen Bedingungen sogar von der Regierung übernommen werden, die Mittel geboten, sich in Zeit von 6 bis 7 Jahren zu einem wohlhabenden Grundeigenthümer emporzuschwingen.

Die Ueberfahrtskosten von Hamburg nach Port Adelaide, Melbourne und Sydney in Australien betragen, mit Einschluß einer gesunden und kräftigen Verkostigung im Zwischendeck 80 preuß. Thlr. per Person, in der zweiten Kajüte 160 und in der ersten 240 preuß. Thlr. Das große Hamburger Handelshaus *Johann Cesar Godeffroy u. Sohn* hat im Zweck einer regelmäßigen Packet- und Passagierfahrt zwischen Hamburg und

Australien 14 große Fregattschiffe ausgerüstet, welche die Rhederei in Amerika, Frankreich und Belgien weit übertreffen. Die Ueberfahrt von Europa nach Sydney dauert zwischen 90 bis 120 Tagen und kann zu jeder Jahreszeit unternommen werden. Viele Auswanderer scheuen eine so lange Seereise, weil sie dieselbe für gefährlicher halten, als eine kürzere. Diese Meinung ist aber irrig: für $1\frac{1}{2}$ Proz. kann man Waaren nach Australien versichern, während man nach Amerika oft höhere Prozente zahlen muß. Seit den letzten 9 Jahren ging nur ein einziges von England nach Sydney bestimmtes Schiff unter, wobei jedoch die Passagiere gerettet wurden. Wenn man nun bedenkt, daß wenigstens 5 Schiffe allmonatlich von England nach Sydney abgehen, so läßt sich annehmen, daß durchschnittlich nur eins von fünfhundert Schiffen auf dieser Reise verunglückt. Was man von sonstigen Gefährlichkeiten der Reise oder Ansiedlung in Australien fabelt, zerfällt durch die Ergebnisse der Sterbe- und Geburtsregister der jährlichen Ueberfahrten. Diesen zufolge werden die Sterbefälle, welche den ungewöhnlich niedrigen Durchschnitt von $1\frac{1}{2}$ vom Hundert betragen, durch die Geburtsfälle immer weit überboten. An Ort und Stelle starben nach dem von der Regierung aufgenommenen Census im Jahre 1845 von je 82 Leuten nur eine Person; unter 99 Personen fand eine Heirath statt, und eine Geburt kam auf je 21 Menschen. Die Zahl der Geborenen überstieg sonach die der Gestorbenen um's Vierfache.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle noch vorhandenen Vorurtheile gegen die Ansiedlung in Neu-Süd-Wallis einzeln bekämpfen oder aber anderseits alle Colonisationsvortheile im Detail hervorheben wollten. Wir beabsichtigten durch das bisher Gesagte nichts weiter, als die Aufmerksamkeit unserer deutschen Landsleute für Australien rege zu machen und sie anzustacheln, sich durch Nachfragen bei Sachverständigen oder durch Prüfung der über diesen Erdtheil erschienenen Schriften ihr eigenes Urtheil zu bilden, sich ihre eigne Ueberzeugung festzustellen. Sollte es uns gelungen seyn, hin und wieder den Wunsch erweckt zu haben, weitere Aufschlüsse über die Colonisationsvortheile Australiens zu bekommen, so empfehlen wir zu diesem Zweck eine zu Berlin im Jahre 1849 herausgegebene Bearbeitung von Australia Felix: or a historical and descriptive account of the settlement of Port Philipp, New South Wales, by William Westgarth, unter dem Titel: Australia Felix; ferner den in Bremen in demselben Jahre erschienenen „Führer und Rathgeber für Auswanderer nach Süd-Australien, von Eugen Lang, Schiffskapitän;" insbesondere aber ein im Jahre 1850 in der Verlagshandlung von H. L. Brönner in Frankfurt a. M. erschienenes Werk von Wilhelm Kirchner, Consul für Hamburg in Sydney, betitelt: Australien und seine Vortheile für Auswanderer. In gedachtem Buche, dem wir die gegebenen statistischen Notizen größtentheils entnahmen und sie übersichtlich zusammenstellten, sind auch eine Menge Originalbriefe deutscher Ansiedler in Neu-Süd-Wallis abgedruckt, deren Inhalt die Wahrheit des bisher Gesagten bestätigt und den besten Beweis für Australiens Colonisationsvortheile bieten dürfte, indem darin Freunde und Verwandte von dortigen Ansiedlern, ja Eltern von ihren Kindern aufgefordert werden, zu ihnen in ihre neue Heimath zu kommen und desselben Glückes, das sie genießen, froh zu werden. Insbesondere bietet der Brief eines im badischen Unter-Rhein-Kreise allgemein als tüchtig anerkannten Landwirths, des J. P. Frauenfelder aus Großsachsen an der Bergstraße, außer einer ausführlichen Reisebeschreibung nach und in Neu-Süd-Wallis, auch eben so interessante, als belehrend genaue Angaben geographischen, statistischen und ökonomischen Inhalts, und es sind seine Raisonnements über die Art und Weise des dortigen Oekonomiebetriebs für die süddeutschen Auswanderer von um so mehr Bedeutung, als sie gerade vom Standpunkte des süddeutschen Landmanns aus gemacht und niedergeschrieben worden sind.

Mannichfaltigkeiten.

(Aegypten.) Mehemet-Ali hatte durch die ganze Dauer seiner 43jährigen Verwaltung an seinem Vorhaben festgehalten, Aegypten zu civilisiren und europäische Industrie in dem von der Natur so gesegneten Lande heimisch zu machen. Seine Absichten gingen auf Errichtung von Baumwollenspinnereien, Papier-, Tuch-, Seiden- und Zeugfabriken und mit großen Kosten wurden aus allen Gegenden Europa's geschickte Arbeiter für diese Fabriken geholt. Ebenso wurde die Erbauung eines großen Arsenales und einer Kanonenbohrerei beabsichtigt und der Bau ausgedehnter Gebäude angeordnet, die sowohl die Werkvorrichtungen und Materialvorräthe, als das Arbeiterpersonal dieser Etablissements in sich zu fassen im Stande gewesen wären. Doch alle diese Anstrengungen lieferten keineswegs die gewünschten Resultate und verursachten einen bedeutenden Ausfall in den Finanzen. Hauptsächlich ist es das heiße Klima von Aegypten, welches dem Maschinenwesen im Wege steht. Der gegenwärtige Statthalter, Abbas Pascha, hat die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtungen erkannt und die Fabriken gesperrt; die Maschinen, welche Millionen von Piastern gekostet hatten, liegen jetzt unbrauchbar in den Magazinen von Bolacco, und die Arbeiter wurden theils entlassen, theils in die Regimenter eingetheilt. Nur eine mit Dampfkraft betriebene Zuckerraffinerie besteht noch zu Cairo, welche dem Sohne Ibrahim Pascha's, Achmet Bei, gehört und täglich ungefähr 100 Zentner erzeugt.

Der „Spiegel" theilt nachstehende Anekdote aus dem siebenbürgischen Feldzuge mit: Bekanntlich pflegte Bem die Szekler seine Söhne zu nennen, und mit dem Ruf: „Flöre Fiaim!" zum Sturm anzuspornen, worauf sie mit Duppirschritt und der Losung „Eljen Bem apó!" antworteten. So entstand außer Dienst eine gewisse Vertraulichkeit; als nun bei Szeczka der Regen in Strömen fiel und alle Lagerfeuer verlöschten, so daß nur Bem's Wagenlaterne brannte, kam ein Szekler herbei und putzte bei dem Schein derselben mit einem Zipfel von Bem's bekannten, alle zwei Feldzüge überdauernden Honvedmantel sein Gewehrloch. Dieß gefiel dem alten Polen so, daß er dem Szekler eine Banknote von fünf Gulden schenkte. Dies Douceur wäre ihm jedoch bald theuer zu stehen gekommen, denn es schlich nun Szekler auf Szekler herbei, um dasselbe Putzzeug zu benützen; zum Glück für seine Börse war jedoch Bem schon bei der ersten Reprise eingeschlafen.

In Wien haben die Höckerinnen am Annatage einen Festschmauß im Freien gehalten. Als nach Tisch Musikanten vorübergingen, ließen sie sich zum Tanz aufspielen und improvisirten auf offener Straße einen Festball. Bald aber wuchs die Menschenmenge so zahlreich an, daß man sie an den Belagerungszustand erinnern und auffordern mußte, den Tanz einzustellen.

Abermals wird ein deutscher Prinz (dießmal ein Mecklenburger) sich mit einer russischen Prinzessin vermählen, und dieß zu einer Zeit, wo Rußland einen Geiergriff in Deutschlands Eingeweide thut!

Der neueste „Bayr. Eilbote" spaßt folgendermaßen: „König Ludwig wird am Gedächtnißtage der Verklärung Christi (6. August) der Bavaria den Kopf zurecht setzen lassen; das

(300) Centner schwere Herz erhielt sie bereits am letzten Donnerstag.“

Der nordamerikanische Scharfrichter, Capmann, ist im Auftrage seiner Regierung in Paris eingetroffen, um den Bau der Guillotine und die Art der Enthauptung in Frankreich und andern europäischen Staaten zu — studiren. (!)

Korrespondenz.

Stuttgart, 28. Juli.

Die hiesige reformirte Gemeinde hat den Deutschkatholiken den seit fünf Jahren gestatteten Mitgebrauch der reformirten Kirche unerwarteter Weise vor einiger Zeit verweigert. Einsender erklärte sich dieß einfach aus der polemischen Haltung und den Invektiven gegen die andern, namentlich auch protestantische, Confessionen und ihre Geistlichen, von Seiten der deutschkatholischen Prediger, wiewohl die reformirte Gemeinde einen andern Grund ihrer Weigerung angab, daß nach dem Abgang Hrn. Rau's die Deutschkatholiken keinen Pfarrer haben, also nicht mehr als Gemeinde anzusehen seyen. Auf die Erwiderung, daß diese Voraussetzung irrig, indem Hrr. Prediger Ferd Kampe (aus Breslau) unter vorläufiger Genehmigung der Regierung künftig die Gottesverehrungen leiten werde, ward als weiterer Grund der Weigerung angegeben, daß die Vereinigung der Deutschkatholiken mit den freien protestantischen Gemeinden in Aussicht stehe, welch letztere nicht als Christen angesehen werden könnten. So empfindlich die Entziehung des Lokals der reformirten Gemeinde den Deutschkatholiken fällt, so kann doch in so weit Rath geschafft werden, daß keine Verlegenheit oder Unterbrechung auf längere Zeit daraus entspringt. In der heutigen Gemeindeversammlung wurde denn auch wirklich der Anschluß an die freien Gemeinden in der Weise beschlossen, daß zwar eine gemeinschaftliche Oberleitung für beide Partien besteht, die einzelne Gemeinde aber deßungeachtet ihre bisherige Eigenthümlichkeit als deutschkatholische nicht aufzugeben braucht. Auch wurde in dieser Versammlung durch überwiegende Stimmenmehrheit den Frauen Stimmrecht in den Gemeindeangelegenheiten zuerkannt.

Leipzig, 5. August.

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen.“ Da gibt es Lange, Mennel, Reindeck, Schelter, Bahrt, sämmtlich von der terra incoguita der kleinen Provinzial- und Tivoli-Theater, von denen Hr. Direktor Wirsing sein Personal zu rekrutiren bemüht ist, denn diese Künstler-Sorte, wenn auch nicht mit außerordentlicher Genialität begabt, ist doch in ihren Geldansprüchen von dem anerkennenswerthesten Gefühle der Billigkeit beseelt. Hr. Pohle hat sich hier keine Lorbeern erringen können und uns wieder verlassen, dagegen schifft der Tenorist Hr. Reer, wie einst „der Töne Meister Arion“, gold- und ruhmbeladen nach der Spree Gestaden. Hr. Kläger aus Breslau ist, nächst ihm, der einzige Gast, der das Interesse des Publikums anzuregen weiß und unserm Schauspieler Hrn. Kühn böses Spiel machen dürfte, wenn dieser von seiner Urlaubsreise zurück kehrt und hier wieder auftritt; denn mit Kläger darf sich Kühn nun und nimmermehr messen. In dieser Woche wird Fräul. Herbst von Prag einen Gastrollen-Cyclus eröffnen, und auch in zwei Rollen, die wir von der gefeierten Berg in Dresden gesehen, auftreten, nämlich als Orsina in „Emilia Galotti“ und als Isabella in der „Braut von Messina“. Für Hrn. Bost, der nach Riga geht, ist unser alter Liebling Beer aus Bremen wieder eingetroffen, doch für Julius und Henri gibt es noch immer keinen Ersatz. Der Erstere geht zu einem Gastspiel nach Prag, der Andere steht mit dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin in Unterhandlung. Beiden Bühnen ist zu diesen Acquisitionen nur Glück zu wünschen.

Wiesbaden, 1. August.

Wie bereits in einem hiesigen Blatte mitgetheilt wurde, hat die gegenwärtig in Schlangenbad verweilende Jenny Lind das Ersuchen zweier hiesigen Geistlichen, in einem Konzerte dahier zum Besten des durch die Einäscherung der hiesigen evangelischen Kirche nothwendig gewordenen Kirchenneubaues zu singen, abgelehnt. So sehr uns die Gesangstimme der gefeierten nordischen Sängerin gefällt, so sehr mißfällt uns die Stimme des Herzens, welche dieselbe in dem vorliegenden Falle kund that. Wir sind der Ansicht, daß Künstler, welche mit Leichtigkeit Tausende verdienen, dazu berufen sind, auch das Gold der Kunst auf dem Altar der Liebe zur Abhülfe beklagenswerther Trauerfälle bereitwillig zu zollen. Hierbei können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, wie unverhältnißmäßig man die verschiedenen Zweige der Künste und Wissenschaften belohnt. Während man einen bedeutenden Sänger, dessen Kunst doch hauptsächlich auf Kehlenfertigkeit sich erstreckt, durch Tausende unterstützt und ihn dadurch in die Lage versetzt, im Ueberflusse zu leben, muß die übrige Kunst leider zu oft nach Brod gehen; muß so manches andere mit „Schädel und Hirn pflügende“ Talent, das zum Besten der menschlichen Gesellschaft seine ganze Lebenszeit und Kraft aufwendet, nur zu häufig aus der Hand in den Mund leben; müssen Geister, die sich zur Aufgabe gemacht haben, die höchsten Höhen der Wissenschaft zu ersteigen, oft Hunger leiden, ja selbst Hungers sterben. Wir machen nur auf den großen Keppler aufmerksam, den sein Vaterland einst den Hungertod sterben ließ. Wir erinnern nur an die dürftigen Verhältnisse, in denen Cervantes, einer der größten Dichter aller Zeiten, lebte und starb, an die Lage, in welcher der unglückliche Bürger und selbst unser gefeierter Schiller lebten, welchem Letzteren seine Vermögensumstände nicht einmal gestatteten, seinen sehnlichen Wunsch, Italien, das Land der Kunst, zu besuchen, in Erfüllung zu bringen! Möchte doch bald die Zeit kommen, wo man Talente und Verdienste mit gleicher Waage wägt, und wo statt des bisherigen Mißverhältnisses der Belohnung derselben ein richtiges Gleichgewicht eintritt!

Ein neues Buch.

Die jüngsten Jahre sind nicht reich an nachhaltiger polemischer Literatur. Die meisten Schriften dieser Gattung behandeln den heutigen Tag, der morgen schon zum Gestern wird. Als eine der Ausnahmen von dieser Regel erscheint der tragikomische Roman: „Es, oder: Bilder aus dem Leben einer bayerischen Pfaffenköchin“, Bern, Vereinsbuchdruckerei, 1850. Dieses Buch, ziemlich eingeweiht in die Geheimgeschichte eines deutschen Hofes, enthüllt zunächst die innersten Geheimnisse vieler Pfarrhöfe und Klöster, und zwar nicht blos mit censorimischem Ernst, sondern auch mit sarkastischem Humor; der Verfasser scheint mehr Gewicht darauf zu legen, daß man Diejenigen, welche er die Erzfeinde der Menschheit nennt, als Schwachköpfe verlache, denn als Bösewichter verfolge. Manche Scenen im „Es“ wirken wahrhaft erschütternd auf das Zwergfell, indessen die Haupthandlung des Romans, der moralische und physische Untergang zweier ohne Cölibat glücklicher Menschen (eines sonst braven Geistlichen und seiner edelmüthigen Magd) voll tragischer Würde gehalten ist. Der Verfasser muß den Kern des Lebens von seiner bittersten Seite und manchen Pfarrhof und manches Kloster, namentlich die Etablissements der Jesuiten, mehr als vorübergehend kennen gelernt haben. Die satyrische Statistik des großchinesischen Königreichs „Biermannien“, sowie die möglichst authentische Geschichte des Caspar Hauser, „des Sohnes einer oberpfälzer Pfarrersköchin“, bilden interessante Episoden. Von diesem Buch, welches drei gleich starke Lieferungen enthalten soll, ist die erste à 8 Druckbogen erschienen und kostet 28 kr.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 9. August. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, zum Vortheil für dieselben und neu einstudirt): Die Entführung vom Maskenball, oder: Die ungleichen Nebenbuhler, Posse in 3 Abth. von Schickh. Augustin: Hr. Scholz. Vorher geht (neu einstudirt): 'S letzte Fensterln und: Drei Jahre nach'n letzt'n Fensterln, Alpenscenen von J. Lachner. Mathias: Hr. Grois. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 12. August. (Gastdarstellung der Mad. Julienne de Jean, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Hugenotten. Valentine: Mad. Julienne de Jean. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 190. Samstag, den 10. August 1850.

Das Mädchen von Moskau.

Aus dem Leben Peter des Großen. Von M. Dornwald.

Zu Ende des siebenzehnten und in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Moskau ein Kaufmann, ein geborner Deutscher, den mein Gewährsmann „Holmer“ nennt. Dieser Mann hatte durch Anlage mehrerer und verschiedenartiger Fabriken, theils in Moskau selber, theils in den Dörfern der Umgegend, nicht nur des Czar's Aufmerksamkeit längst auf sich gezogen, sondern auch ein bedeutendes Vermögen erworben, das ihn in den Stand setzte, in Luxus und Aufwand den meisten russischen Großen es gleich zu thun.

An einem schönen Nachmittage hielt vor dem Hause dieses Kaufmanns ein gewöhnlicher Miethwagen an, aus welchem ein Mann stieg, dessen Anzug dem eines holländischen Seemannes glich. Das rundgeschnittene, kurze Haar läßt wenigstens auf einen Ausländer schließen, und überdieß auf einen solchen, dessen Vermögensumstände gerade nicht die glänzendsten seyn mögen, weil der Anzug ziemlich abgetragen ist, die Stiefel plump und grob sind, ja, zu verschiedenen Malen geflickt scheinen. Ist es nun dieser etwas auffallende Anzug, oder die ungewöhnlich hohe Gestalt des Mannes, oder der gewaltige Eichenstock mit seinem großen Knopfe von Elfenbein, oder das wunderhübsche Windspiel, das hinter seinem Herrn aus dem Wagen hüpft — oder ist es dieß Alles vereint, was der Menge auffällt und den Schritt müßiger Gaffer hemmt — genug, eine Menge Neugieriger umdrängt den Wagen, zerstreut sich aber schnell, als drohend der wichtige Stock des aus dem Wagen steigenden Mannes sich erhebt und, Entfernung gebietend, den Haufen zerstieben macht. Durch diesen Vorgang erst wurden die Augen des Kaufmannes, der nachdenkend an einem Fenster des zweiten Stockes lehnte, auf die Gruppe unter seinem Hause gelenkt. Während er noch forschend, wer jene drohende Gestalt wohl sey, und wie die Scene sich entwickeln werde, von oben niederblickt, stürzt hastig schon ein Diener in das Zimmer und ruft: „Der Czar, Herr!“ — Holmer erschrickt, und kaum ist er recht zur Besinnung gekommen, da tritt der Czar selber schon zu ihm herein und reicht dem sich bis zur Erde neigenden Kaufmanne freundlich die Hand. „Schon längst,“ spricht er, „hatte ich Dir einen Besuch zugedacht, Freund Iwan. Deine Manufakturen und Fabriken sind bereits seit Jahren der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit und meines besondern Wohlgefallens; ich wünschte, heute mit eigenen Augen mich von ihrem mir gerühmten blühenden Zustande zu überzeugen. Laß Deinen Wagen vorfahren, wir wollen sie heute sämmtlich, eine nach der andern, in Augenschein nehmen!“ — Der Kaufmann verneigte sich abermals, für die Gnade, die der Czar ihm gewähre, im Voraus den unterthänigsten Dank aussprechend, schellte, und ein Diener brachte eiligst dem Kutscher den Befehl, den besten Wagen zu bespannen.

An Holmers Seite und von diesem geführt, prüfte der Czar mit Kenneraugen alle die verschiedenen, für die damalige Zeit und namentlich für Rußland großartigen Fabrik-Etablissements und Werkstätten, fragte hier, belehrte dort, theilte Geschenke an die tüchtigsten Arbeiter aus, und als nach mehrstündiger Fahrt Holmer den Czar zum Kreml zurückgeführt hatte, sprach sich dieser höchst anerkennend und lobend über Das, was er so eben gesehen, gegen den Kaufmann aus, ja, er lud sich, was mit Recht von dem glücklichen Holmer für ein Zeichen der höchsten Gnade betrachtet wurde, auf den folgenden Mittag bei ihm zu Gast ein. „Hast Du Familie?“ fragte der Czar beim Abschiede. „Meine Gattin starb früh,“ antwortete Holmer, „nachdem sie mir ein ein einziges Kind, eine Tochter, geboren, die jetzt der Stolz und die Freude meiner alten Tage ist. Seit einigen Jahren nahm ich noch einen jungen Mann, meinen entfernten Verwandten, Feodor Ogulnof, Hauptmann in Ew. Hoheit preobraschenskoischem Garderegimente, in mein Haus und an meinen Tisch.“ — „Ogulnof? .. ich kenne ihn, ein wackerer junger Mann!“ rief der Czar. „Er und Deine Tochter mögen mit uns speisen; aber noch einmal! ich wünsche, daß Du meinetwegen keinen Aufwand machst. Ich liebe einfache, derbe Kost, dazu einen guten Trunk, und vor Allem frohe, freundliche Gesichter beim Mahle. Um Ein Uhr werde ich bei Dir seyn, und vielleicht noch ein paar gute Freunde mitbringen.“ —

2. Maria.

Auf ihrem Zimmer, wo sie mit Lektüre und weiblicher Arbeit beschäftigt war, hatte Maria, die einzige Tochter des Kaufmanns Holmer, mit höchster Bestürzung die Kunde vernommen, der Czar sey in ihrem Hause gewesen und so eben in Begleitung ihres Vaters fortgefahren. Zwar konnte sie dem Gedanken nicht wohl Raum geben, dem theuern Vater stehe ein Unglück bevor; allein eines beängstigenden Gefühls, eines leisen Zittern vermochte sie sich nicht zu erwehren, wenn sie daran dachte, derselbe befinde sich in diesem Augenblicke in so unmittelbarer Nähe des Gewaltigen, Furchtbaren, vor dessen leisestem Winke — die Geschichte ihrer Tage war dessen ja Zeuge — die Köpfe der Großen, wie der Geringen vom Schafote in den Staub rollten. Ganz unwillkürlich fiel ihr jetzt das furchtbare Gemetzel unter den Strelitzen ein, das vor wenigen Jahren stattgefunden, und von dem ihr Feodor Ogulnof als Augenzeuge erzählt hatte, jenes grausame Gemetzel, bei welchem der Czar selber die Rolle des Henkers übernahm. Lebhaft standen ferner die acht und zwanzig Galgen vor ihrem Geiste, welche der Czar im Jahre darauf vor dem Kloster aufrichten ließ, das seine Schwester Sophie barg, und die daran gehenkten hundert und dreißig Verschworenen; ja, drei der Unruhestifter hatte sie mit

eigenen Augen am Fenster der Klosterzelle Sophia's hängen sehen, von denen einer in der todten, starren Hand jene Bittschrift zum Fenster der Prinzessin hineinhielt, welche sie den Thron wieder zu besteigen einlud, und so lange hineinhielt, bis der Arm mit der Bittschrift verfault zu den Füßen der Ehrgeizigen niederfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Friedenscongreß in Frankfurt a. M.

Wenn der Satz wahr ist: willst du Frieden, so bereite dich zum Kriege, so war keine Zeit geeigneter, als die jetzige, zu dem Friedenscongresse, der demnächst in unsern Mauern gehalten werden soll.

Europa starrt in Waffen. Rußland steht drohend an unseren Marken, damit wir, wie es 1834 in einer von dort her ausgegangenen Denkschrift hieß, wieder „zu dem alten öffentlichen Rechte hinneigen, das sich auf theologische Prinzipien gründet". Der alte Bundestag taucht aus seiner Nacht hervor, die neue Union, in sich selbst zum Widerspiel ihres Namens geworden, steht ihm wenn nicht feindlich entgegen, doch feindlich gegenüber. England hält sich abwärts von den Großmächten, und stimmt nur in Dänemarks Interesse mit Rußland gegen unser armes Deutschland überein. Neapel macht Vorbereitungen, früher oder später Spanien der Wohlthaten des Absolutismus theilhaftig zu machen, dessen es sich wieder erfreut und dem die Inquisition nicht fern steht, welche ein Blatt in dem republikanischen Frankreich auf's höchste preis't. In Frankreich steht Partei gegen Partei, wenn auch nicht im Kriege, doch im Kriegszustande; die socialistischen und die gemäßigten Republikaner, die Anhänger der Monarchie nach göttlichem, und der constitutionellen Monarchie nach menschlichem Rechte, der Präsidentschaft und des Kaiserthums, halten das Schwert nur mit der Hand auf dem Griffe noch in der Scheide; in Italien sind die Regierungen unter einander und mit den Völkern uneinig; unsere Brüder in Schleswig-Holstein verbluten unter dem Hasse erbitterter Feinde, und der schwankenden, ängstlichen Politik lauer Freunde; sie brauchen thätige Hülfe, weniger durch Thaler als durch Männer, und wir — wir halten einen Friedenscongreß!

Ja, der Friede ist schön und gut, er ist der Bildner der Menschheit, der Vater der Civilisation, der Bruder der Humanität — aber er ist nur schön, wenn er diesen hohen Gütern dient, nicht wenn er sie preisgibt; er ist nur gut, wenn er nicht auf Abspannung ruht oder auf Gleichgültigkeit, sondern auf Recht und Gerechtigkeit. Ja, es ist gottlos, wenn die Völker sich zerfleischen über Provinzen, die, nach den dunklen Aussprüchen bestaubter Pergamente, in gegebenen Fällen dieser oder jener Dynastie zufallen oder nicht zufallen sollen — aber solche Eroberungskriege liegen heut zu Tage fern und kein denkender Mann wird den Krieg, der in Schleswig-Holstein um Nationalitäten geführt wird, für einen solchen halten. Wir erkennen gern an, daß in dieser Beziehung der bessere Geist der Zeit oder auch die Furcht vor den Erschütterungen, durch welche der Preis des Sieges leicht den Kämpfern auf beiden Seiten entwunden werden könnte, solche Kriege weit in den Hintergrund geschoben hat. Die Fragen, die jetzt zum Kampfe führen können, betreffen nicht Provinzen, sondern Prinzipien. Es ist die Frage über das Recht jeder Nation ihre Institutionen, ihren inneren Zusammenhang, ohne Einmischung des Auslands, nach ihren eignen Bedürfnissen zu bestimmen; es ist der Kampf zwischen der Repräsentativverfassung und dem Absolutismus, zwischen den Ultras an beiden Enden, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten, und den Männern, die trotz aller traurigen Erfahrungen der neuesten und früherer Zeiten, noch immer fest an dem Glauben halten, daß Freiheit und gesetzliche Ordnung nicht Feindinnen, sondern Zwillingsschwestern sind; es ist die Frage, ob Deutschland nie und nimmer zu einer nationalen und freien Verfassung kommen darf, wenn Rußland es mit seiner Politik, Frankreich mit seinen Hoffnungen, und England mit seinen Handelsinteressen nicht in Uebereinstimmung findet; es ist mit einem Worte die Frage über die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Nationen.

Diese Fragen können und sollen aber nicht, wie etwa Streitigkeiten über Gebietstheile, einem allgemeinen europäischen Congresse unterbreitet werden, was doch die einzige, wenn auch etwas chimärische Hoffnung des menschenfreundlichen Abtes, des guten Königs und des großen Weltweisen war, die den ewigen Frieden zu einer Institution machen wollten; *) nein, sie müssen frei und selbstständig von dem Volke entschieden werden, welches sie betreffen, und wenn andere Völker oder Regierungen sich darein mischen wollen, so bleibt dem bedrohten Volke nichts Anderes übrig, als was dem Einzelnen, dessen Hausrecht bedroht ist, nämlich den ungebetenen Gast vor die Thüre zu setzen, wenn er kann.

Wenn er kann! Er kann aber nicht, wenn er statt der männlichen Kraft den grübelnden Scharfsinn aufbietet, wenn er dem Räuber mit weit aussehenden Projekten, statt mit kräftiger Faust entgegen tritt, wenn er träumt, wo er handeln sollte!

Vor uns liegt Kants „Entwurf zum ewigen Frieden". Der Königsberger Weltweise stellt darin „Präliminarien, Definitiv- und sogar einen geheimen Artikel" auf, die wir den Lesern kurz mittheilen wollen, damit sie selbst urtheilen, ob deren Ratification in der nächsten Zeit, ja überhaupt vor dem Eintritte des tausendjährigen Reichs wohl zu erwarten ist. Hören wir sie also. **)

„Präliminarartikel."

1) „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

Guter Kant, es thut mir leid um Dich, aber Du bist in der Politik weit zurück! Wie machen Friedensschlüsse, die ganz öffentlich mehr als den Keim nicht zu zukünftigen, sondern zu gegenwärtigen Kriegen in sich tragen — und sie gelten doch!

2) „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

Da möchte ich doch erst um Erklärung bitten, was eigentlich ein „Staat" sey. Wenn Liechtenstein, Reuß-Schleiz-Greiz oder auch „Staaten" von größerer Dimension zu Gunsten eines großen und freien Gemeinwesens aufhören selbstständig zu seyn, so würde ich mich meinerseits nicht eben darüber grämen. Aber es fragt sich wohl, worüber ich, oder der Abt von St. Pierre, oder Kant, oder Heinrich IV. (ich nenne mich zuerst, damit die Leser sehen, daß ich die neuesten diplomatischen Verhandlungen mit Nutzen studirt habe) uns in der Ober- oder Unterwelt grämen würden! Hört doch einmal bei den Großmächten nach, was sie zu diesem Artikel sagen! Bei England hätte er vielleicht, nach der spanischen Heirath und vor dem Falle der Orleaniden, einige

*) Man sagt freilich, eben diese Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten jedes Volks müsse ein Punkt des öffentlichen, von einem europäischen Congresse gewahrten, Rechtes abgeben. Aber man weiß auch, daß nie mehr Einmischungen stattfanden, als nachdem 1830 der Grundsatz der Nichteinmischung ausgesprochen worden war. Die Sophistik fremder Regierungen oder Völker weiß immer Gründe, Vorwände und Autoritäten anzuführen, warum gerade der vorliegende Fall in die allgemeine Regel nicht passe, und so lange Menschen Menschen bleiben, wird sich für Nationen wie für Menschen immer der Satz bewähren: Hilf dir, so wird Gott dir helfen.

**) Kant: Metaphysik der Sitten. Leipzig, 1838. S. 414 u. f.

Aussicht gehabt. Aber jetzt? Hannover ist nah, der Zufall ist blind und die Familie Ludwig Philipps lebt in der Verbannung!

3) „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören."

Nun, der Zeit sind wir seitdem näher gekommen! Seht Euch nur hier in Frankfurt um, oder wo Ihr sonst wollt! Es ist auch wahr, daß die stehenden Heere zwar allerdings sehr vermindert werden müssen, aber nicht wohl aufhören können, so lange die Kosacken von der einen, die Pariser Juniinsurgenten und ihre Genossen von der andern Seite nicht Urfehde geschworen haben. Mit der Zeit freilich kann das kommen, aber bis zu dieser Zeit ist noch eine kleine Ewigkeit!

4) „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."

O heilige Börse, bete für uns! „Es sollen keine neuen Staatsschulden gemacht werden!" Womit sollen denn die Zinsen der alten bezahlt werden? Sie sollen nicht in Beziehung auf „äußere Staatshändel" gemacht werden. Was sind äußere Staatshändel? Sind es die Streitpunkte zwischen Oesterreich und Preußen? Waren es die zwischen der ottomanischen Pforte und den christlichen Staaten, welche auf die gefangenen Ungarn fahndeten? Ich weiß nicht; das aber weiß ich: wenn der ewige Friede an diese Bedingung geknüpft ist, so erleben wir ihn nicht, und die Enkel unserer Enkel schwerlich!

5) „Es soll sich kein Staat im Kriege solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Kriege unmöglich machen müssen."

Eine vortreffliche Lehre, auch bei und nach Bürgerkriegen sehr zu empfehlen! Der deutsche Kaiser Konrad III. drückte eine ähnliche, ungefähr in den Worten aus, die ihm der Dichter in den Mund legt: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehen, noch deuteln". Aber das war in unerleuchteten Zeiten und galt auch nur gegen Weinsberger — Weiber! König Johann von Frankreich sagte: „Wenn Treue und Wort auf der ganzen Erde verletzt würden, im Herzen der Fürsten müßten sie heilig gehalten werden". Aber, ich bitte Euch, les't das nicht zu laut vor! Sollen diese Blätter in Flachsenfingen verboten werden?

Nach diesen Präliminarien kommen die Definitivartikel des ewigen Friedens, wie sie der Königsberger Philosoph entworfen, die noch absonderlicher lauten (Ebds. S. 422).

I. „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch seyn."

Das ist nun nicht so gefährlich gemeint, wie es klingt. In demselben Athem spricht sich unser Philosoph gegen die rein demokratische Verfassung aus und erklärt seinen Satz dahin, daß die Constitution eines jeden Staates eine aufrichtig und wahrhaft repräsentative seyn müsse. Aber auch diese Bedingung, ist sie der Erfüllung in allen europäischen oder auch nur in allen deutschen Staaten so nahe? Doch ja! Sachsen hat seine alten Landstände wieder neu in's Leben gerufen und 53 dieser Auferstandenen sind eben bemüht, zu „repräsentiren"!

II. „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet seyn." Nicht einmal ein zeitgemäßer Föderalismus der deutschen Staaten ist zu Wege zu bringen!

III. „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt seyn."

Das ginge allenfalls! wer Vermögen hat und keinen politischen Prozeß, wer Einladungen macht und keine Zeitungsartikel, wer seinen Gedanken alle Freiheit läßt, ohne sie jedoch in Worte zu kleiden, der hat das „Weltbürgerrecht", kann in ganz Europa und allen übrigen Welttheilen frei und ungefährdet leben, und für sein Geld, „der allgemeinsten Hospitalität" sich erfreuen!

Aber noch ist der ewige Friede nicht geschlossen. Erst muß noch ein geheimer Artikel ratificirt werden, der so lautet:

„Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den, zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden."

Gegen die Natur der sonstigen Friedensverträge ist gerade dieser geheime Artikel der unverfänglichste. Zu Rathe gezogen werden! Warum nicht? Philosophen und Staatslehrer sind wie anderes Roccoco manchmal sehr gut zu gebrauchen. Man beruft sich gerne auf sie, wenn sie gerade „praktisch", das heißt wenn sie so sprechen, wie es eben gelegen kommt. Der Rath ist bei uns so wohlfeil, vom Hofrath bis zum geheimen Rath, daß auch Philosophen und ihre Maximen recht gern zu „Rath" gezogen werden. Aber der Rath, im Verein mit der That, der gehört, wie der große Schwedenkönig schon im dreißigjährigen Kriege zu den Frankfurter Rathsherren sagte, freilich zu den Regalien. Rath und That verhalten sich ungefähr zu einander, wie Friedenscongresse zu einem englischen — wenn auch leider nicht zu einem deutschen — Parlamente.

Und weil denn in St. Paul ein zweites deutsches Parlament nicht zusammen kommen soll, um für Deutschland zu thaten, so seyd uns immerhin willkommen, wackere Männer, die Ihr zusammen tretet, um für die Zukunft zu rathen, wenn es Euch auch nicht gelingen sollte, die Zukunft zu errathen. Nur eine Bitte vergönnt uns. Um den Samen zu streuen für bessere Zeiten, braucht nicht asthenische, sondern sthenische Mittel! Fördert die Tugend, welche moralische Tapferkeit ist, nicht die, welche auf sentimentaler Schwäche beruht! Unserer Zeit fehlt es nicht an Wort- und Staatskünstlern. Was ihr fehlt — das sind Männer! Darum macht es wie Thetis, taucht ihre Söhne in die Wasser des Styx, wirkt der Manneskraft nicht entgegen, erhebt Euch gegen ungerechte, nicht gegen vaterländische, nicht gegen alle Kriege!

J. W.

Neue Sprichwörter.

Wie selten man dem Auge trauen darf:
Der Freund sieht stets zu schwach, der Feind zu scharf.

Wie du kannst den Lügner erwischen?
Laß' ihn das Alte neu auffrischen.

Einen armen Sünder zu binden,
Lassen sich tausend Stricke finden.

Wer nicht an die Welt sich wollte kehren:
Müßt' so, wie'n Winterdachs sich nähren.

Du magst deine Feinde immer kennen:
Beim Namen sollst du sie nur nicht nennen!

Vermöchten die Völker sich zu verständigen,
Wo wären die Herrscher, um sie zu bändigen!

Des Volkes Lage fänd' ich gut:
Wär's der Verstand und hätte Muth.

Wer nicht schustert nach jeglichem Leisten,
Den tadeln und mißverstehen die Meisten.

Sollen die Narren sich zu dir neigen,
So mußt du dich selbst als Narren zeigen.

Den Weisen ertragen die Thoren selten,
Nur ihres Gleichen lassen sie gelten.

Trifft Wahrheit mit der Eitelkeit zusammen:
Gleich sprüht dieses Feuer um sich und Flammen.

Sobald die Leidenschaft im Haus,
Hält's die Vernunft nicht bei ihr aus.

Es schießt sich mit dem Glücke kein Vertrag:
Es irrt — wohin es eben will und mag.

Die Tugend, die die Welt soll leiden,
Muß sich nach ihrer Mode kleiden.

Wer den Schein will trennen von dem Wesen:
Nehm' keinen Reiser-, sondern Eisenbesen!

Ich geh' mit dem Vorurtheil eine Strecke,
Damit mir's nicht höhnisch die Zähne blecke:

Und wenn ich's bei guter Laune erwische,
So lad' ich's höflichst zu mir zu Tische.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Wenn es wahr ist, — und wer dürfte es bezweifeln? — daß die Könige den Völkern von Gottes Gnaden gegeben sind, so gehet daraus ein neuer Beweis hervor für die alte Wahrheit, daß auch in der Strafe Gott den Menschen mitunter gnädig seyn kann.

(Deutsche Theologie im Auslande.) August Neander's Tod wird auch in England und noch mehr in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als ein schmerzlicher Verlust empfunden werden. Unter den protestantischen Theologen Englands hat sich eine jüngere Schule gebildet, die namentlich aus den Werken Neander's ihre Auffassung des Christenthumes schöpft und die jetzt den Namen „German school" erhalten hat. Seine Kirchengeschichte ist mehrfach ins Englische übersetzt und sowohl in England, als in den Vereinigten Staaten gedruckt. Seine exegetischen Monographieen (der Brief Jacobi, der Brief Pauli an die Philipper u. A.) werden dort eben so einzeln herausgegeben und viel gelesen. In New-York hat sich seit drei Jahren ein deutscher Kommissionsbuchhändler, Hr. Rudolph Garrigue aus Leipzig, etablirt, der sehr gute Geschäfte macht. Nicht aber die dortigen Deutschen, sondern die Anglo-Amerikaner kaufen seine in Deutschland gedruckten Bücher, und darunter wieder hauptsächlich die theologischen Werke von Neander, Ewald, Winer (biblisches Realwörterbuch), Hagenbach rc. Die deutschen Verleger dieser Autoren haben gewiß in der letzten Zeit ihre besten Abnehmer jenseits des atlantischen Meeres gefunden. Selbst die „evangelische Kirchenzeitung" von Hengstenberg wird in Amerika viel gelesen, und hat jedenfalls in dem Lande der Demokratie eine größere Autorität, als in ihrer eigenen Vaterstadt.

Litteratur.

Lustige Geschichten für ernste Zeit. Von Carl Spindler. 2 Bände. Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Die lustigen Geschichten sind zu Ende gelesen, und die ernste Zeit beginnt auf's neue. Doch wird der Inhalt dieses Werkes den Schwerschritt der Gegenwart um manche Stunde betrügen und noch manchen Pendelschlag fortleben in der heiteren Erinnerung. Diesen anspruchslosen Zweck hat der geniale Verfasser gewiß bei dem deutschen Publikum erreicht, das so gerne lacht, wenn es nur einigermaßen möglich ist. Wer aber in diesen lustigen Geschichten ein gutes Dutzend einzelner und von einander unabhängiger Erzählungen erwartet, wird sich täuschen, da die Menge von Abenteuern und Begebenheiten, die darin auf und nieder tauchen, sich in einem einzigen drolligen Schicksalsroman auflösen. Es ist eine Geschichte voller Geschichten, die trotz der vielen pikanten Varietäten doch ein zusammenhängendes Ganzes bilden. In dem Helden derselben begrüßen wir den sehr ehrenwerthen Touristen Teophil Langenstrick, genannt: „Grand-Fusil", dessen Weltansichten, Historien und wunderliche Bekanntschaften, wie der Titel besagt, von ihm selbst erzählt werden; und obgleich über alle Geschichten Freund Jocus seinen bunten Stab schwingt und die Phantasie des Dichters so unendlich frisch und lebensmuthig aus seiner unversiegbaren Hippokrene hervorsprudelt, so trifft doch auch wieder die Kernsprache seines naiven Humors das Herz. Inmitten des Galopps ungeheurer Heiterkeit das Gemüth zu ergreifen und dem Auge Thränen zu entlocken, ist eine Eigenthümlichkeit von Spindler's Genius. Diesen Beweis gibt er uns vorzüglich in der wunderlieblichen Steiermark'schen Erzählung des „Waschweiberl", die uns auch deßhalb ein wenig aus dem Rahmen des Ganzen zu treten scheint. Jedenfalls ist diese Erzählung die Perle in dem bunten Kranze unserer lustigen Geschichten. Nicht minder auch tauchen lyrische Elemente in der Lebensbeschreibung der „unvergleichlichen Künstlerin Diodora" auf, welche der Stoffe für ernste Beschauung gar manche enthält und mit furchtbarer Wahrheit aus dem Leben gegriffen ist. Was in der Geschichte dieser „eigentlichen Rachel" Dichtung und was Wahrheit, wollen wir Biographen erforschen lassen. Das Duell in dem Hospodariat Fläz — die köstlichste aller Regierungen in Taschenformat — die Begebenheiten im Hotel Wisperling, die galanten Aventuren mit Miß Lola-Armadilla, die bedeutsame Erzählung vom „kuriosen Lord", die originelle Notation des Sprechorgans der rothen Angelika — wohl zu beachtende Intervalle für die neue Opern-Romantik — das Alles, was das Gemüth erheitert und die Lachlust erregt, wollen wir hiermit nur als hervorstechend angedeutet haben und dem Publikum zu genießen überlassen. Die Hauptfigur Grand Fusils selbst, dieser ächte Typus eines Ritters von der Musterkiste mit seinem unnachahmlichen Idiom selbstgefälliger Commisschaft, seinen verkehrten Dichter-Citaten, seiner Gallomanie und einem dabei etwas Sanchopansa'schen Mutterwitz, ist die köstlichste Erfindung, die man sich denken kann. Der Verfasser läßt unsern Helden vom Handelsreisenden „en articles de deuil" bis zum Prinzipal, Rentier und vielgeplagten Ehegatten die tragi-komische Runde machen und im Vorbericht dem „Geneigtesten" sich selbst introduciren. Wem es gelänge, diesen Grand-Fusil im Geiste des Verfassers als eine stereotype Figur, gleich einem Schelle oder Hampelmann auf die Bühne zu bringen, würde unstreitig dem Lustspiel einen Dienst erweisen. Ob auch dem Verfasser? weiß ich nicht.

E. G.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois.) (Neu einstudirt): Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack, Posse mit Gesang in 4 Abth., Musik von Müller. Eulenspiegel: Hr. Scholz. Natzi: Hr. Grois.

Sonntag, 11. August. (Letzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois). Die Entführung vom Maskenball. Augustin: Hr. Scholz. Hierauf folgt: Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Faustin: Hr. Scholz. Sebastian: Hr. Grois.

Montag, 12. August. (Gastdarstellung der Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Hugenotten. Valentine: Mad. Jullienne. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 10. August. Das Portrait der Geliebten. Hierauf: Das Feldlager der Freischärler in Schleswig-Holstein im Jahr 1848, Tableaux in 3 Rahmen.

Sonntag, 11. August. Sie werden Alle kurirt, Original-Lustspiel in 4 Akten. Hierauf: Das Feldlager der Freischärler.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 191. Montag, den 12. August 1850.

Das Mädchen von Moskau.

Aus dem Leben Peter des Großen. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

An diese und ähnliche furchtbare Scenen dachte Maria und verhüllte, zusammenschaudernd, das schöne Gesicht mit den Händen. Da trat ihr Vetter Feodor Ogulnof, ein junger, hoch gewachsener, schöner Mann, in das Zimmer, und froh, daß sie nun doch Jemanden hatte, in dessen Brust sie ihre Angst, ihre Besorgnisse ausschütten konnte, theilte sie ihm mit, was ihr Herz beschwerte. Ogulnof wußte bald mit beredeten Worten im Herzen der von ihm innig geliebten Base jede trübe Ahnung zu beschwichtigen, indem er ihr durch Erzählung vieler andern Thatsachen bewies, wie der Czar auch eben so oft, und weit häufiger noch, sich menschenfreundlich und gnädig zeige, ja ein wahrer Vater seines Volkes sey, als er gegen Die, welche sich seinen Absichten widersetzten, eine an Grausamkeit gränzende Strenge zeige und zeigen müsse; wie er besonders allen Ausländern, die in seinem Lande Künste, Wissenschaft und Industrie verbreiteten, eine ungemeine Gewogenheit schenke; wie auf jeden Fall der Vater sich der ausgezeichneisten Gunst des Czars erfreuen werde, wenn dieser sehe, daß gerade diejenigen Gegenstände, für deren Ankauf früher große Summen ins Ausland gegangen waren, jetzt im eigenen Lande in den Holmer'schen Fabriken so trefflich angefertigt werden.

Als er auf diese Weise das Herz der Zitternden einiger Maßen beruhigt zu haben glaubte, begann er, gerade an den heutigen Besuch des Czar's und dessen unzweifelhaft wohlthätige Folgen zugleich seine schönsten Hoffnungen zu knüpfen. „Hat nun der Czar," äußerte er unter Anderm, „wie es sich fast von selber versteht, den großarligen Anlagen Deines Vaters ein wohlwollendes Auge geschenkt, dann muß ihm denn auch selber daran liegen, daß, da das Alter des Vaters herannaht, und mit den Jahren dessen umsichtiger Blick zugleich mit dem Geiste ermatten wird, das großartige Werk nicht verkümmere, sondern in mindestens gleicher Weise und Ausdehnung, ja, wo möglich, zu noch größerer Entwickelung fortgeführt werde. Dann wird sicherlich auch Deines Vaters Gesuch bei dem wohlwollenden Monarchen Gewährung finden, welches mir die Entlassung aus dem Kriegerstande erbittet, damit ich Deines Vaters Wirken fortsetzen könne, wenn ihn selber einst der Tod von unserer Seite reißt; dann, meine theure Maria, dann endlich darf ich hoffen, daß, wie Du mir bereits Dein Herz schenktest, Du auch Deine Hand feierlich vor dem Altare in die meine legen und mich dadurch zum glücklichsten Sterblichen machen wirst. Wohlan also! statt jener trüben Besorgniß Raum zu geben, theile lieber mit mir die Freude über die ausgezeichnete Gunst, in welcher Dein Vater bei unserm großen Czar steht, und wovon der heutige Besuch desselben ein unwiderlegliches Zeugniß ist... Wie? Du schweigst? Du schüttelst ungläubig das Haupt? Zweifelst Du an der Erfüllung unserer Wünsche? Zweifelst Du an Deiner, an meiner Liebe?" — „O, gewiß nicht!" antwortete das Mädchen; „aber es ist mir bei Allem doch, als wenn Gewitterschwüle meine Brust am Athemholen hindere; es bangt mir, als stände irgend ein trauriges Ereigniß bevor, das gewaltsam in mein Lebensschicksal eingreifen, das meinen, das unsern Frieden gewaltsam unterbrechen wollte. Ach, möchten meine trüben Ahnungen mich nur diesesmal noch täuschen!"

3. Der Czar.

Am folgenden Morgen war in dem Hause des Kaufmanns Holmer ein nie zuvor dort gesehenes Leben und Treiben. Es galt, alle Vorbereitungen zu dem Mittagsessen zu treffen, das der Czar bei dem reichen Kaufmanne einzunehmen geruhen wollte. Schon am Abende vorher hatte Ogulnof selber den Mundkoch des Czar's aufgesucht, um von demselben zu erfahren, welches wohl die Lieblingsspeisen des Monarchen und deren Zubereitungen seyen; und als nun der Mittag kam, und nun der Czar mit seinen zwei Begleitern und Günstlingen, Romanadowsky und Menzikof, eintraf, dampften die ausgesuchtesten Schüsseln auf dem Tische des glücklichen Holmer, und die ausgezeichnetsten Weine und feinsten Liqueure paradirten in langen Flaschenreihen auf dem Buffet zur Seite. Mit größerem Wohlgefallen, aber, als auf den Vorbereitungen zu einem Lukullischen Mahle, ruhte der Blick des Czar's auf Maria's lieblicher Gestalt. Seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß mußte sie während der Tafel seine Tischnachbarin seyn, und in der Unterhaltung mit ihr schien er alle Uebrigen zu vergessen. Während des Nachtisches, als die häufigen und starken Libationen ihre Wirkung auf die Köpfe der Männer zu äußern begannen, wurden auch die Worte, welche der Czar an das Mädchen richtete, freier, feuriger; und bald gewahrte Maria mit Schrecken, daß sie in dem Herzen des Monarchen Gefühle erweckt habe, die sie jemals zu erwiedern sich durchaus unfähig fühlte. Zwar wähnte sie noch immer, Alles vielleicht nur auf Rechnung des allzu viel genossenen Weines schieben zu können, und erbat sich deßhalb die Erlaubniß, den Tisch verlassen zu dürfen. Sie eilte hinunter in den Garten zu ihren Blumen, die sie eigenhändig pflegte, zu ihren Vögeln, die ein übergoldetes Drahtnetz barg, zu ihrem Lieblingsplätzchen an dem von Trauerweiden überschatteten Marmor-Bassin, in welchem die Fischlein so munter spielten, und es war ihr, als wehe der Friede Gottes sie an in dem geheimnißvollen Rauschen der Wipfel mächtiger Platanen und Linden über ihrem Haupte. Da plötzlich hört sie Tritte. Die Zweige des sie verhüllenden Gebüsches trennen sich, und der Czar steht vor ihr. Sie will entfliehen. „Bleibe, Maria!" spricht er, „Großes, Vieles habe ich Dir zu sagen," und sie sinkt, kaum

athmend, wieder auf die Moosbank zurück. Einige Sekunden betrachtet der Gewaltige schweigend das reizende Mädchen, das noch anmuthiger wird durch die Verwirrung, durch die Röthe, welche das weiße, liebliche Gesicht wie mit dem feinsten Carmin überzieht. Dann ergreift er ihre bewegungslos herabhängende Hand und fährt fort, indem er sich zu ihr setzt: „Maria, ich liebe Dich, wie ein Mann nur ein Mädchen zu lieben vermag; meine Liebe ist kein flüchtiger Rausch, wie ihn der Wein wohl erzeugt, und der bei mir verfliegt, sobald der volle Becher nicht mehr kreiset. Ich liebe Dich innig, treu, mit aller Kraft meiner starken Seele. Sey Du die Meine, sey Du die Geliebte Deines Fürsten, der gerne seines Ranges bei Dir und für Dich vergessen wird. Verlaß das Haus Deines Vaters und wohne bei mir dort in meinem Palaste auf dem hohen Kremlin! Sieh, mit Gold und mit Ehren will ich Dich, will ich Deinen Vater und alle die Deinen überschütten; jede Bedingung, die Du dagegen stellst, sey Dir im Voraus gewährt! Komm, werde die Meine! Ein Mann, der Dich liebt, fleht um Deine Gegenliebe; ein Fürst, der befehlen könnte, bittet: sey die Seine! Du antwortest nicht? Wohlan! ich errathe den Grund Deines Zögerns, Deines Schweigens; es ist die Ueberraschung, die Freude, die Dir den Mund verschließt. Ich werde noch heute mit Deinem Vater sprechen; er wird freudig seine Zustimmung zu dem Bunde unserer Herzen geben, zu diesem Bunde, um den Dich Tausende Deiner Schwestern im weiten Rußland beneiden werden. Lebe wohl! Morgen um diese Stunde siehst Du mich wieder, damit ich von Deinen Lippen das Geständniß freudiger Gewährung meiner Wünsche vernehme! — —"

(Fortsetzung folgt.)

Für Schleswig-Holstein.

Letztes Stücklein Heimaterde,
Wo die deutsche Fahne weht,
In den fernen Schlachtendonner
Mische sich mein heiß Gebet:

Daß der Einheitssonne letzter,
Schwacher Strahl nicht trüb erbleicht,
Daß das letzte deutsche Banner
Nicht des Dänen Arm erreicht!

Schwarz-roth-gold, ihr heil'gen Farben,
Die ihr mir im Herzen flammt,
Euer Sinn durchzucke Jeden,
Der von deutschem Boden stammt.

Schwarz — kann Pulver nur bedeuten
In dem hohen Freiheitskampf;
Auf denn! wer noch Mark verspüret,
Durch der Schlachten Pulverdampf!

Roth — das kann nur Blut bedeuten,
Fließend in dem heil'gen Streit;
Seyd für's Vaterland zu sterben
Todesmuthig d'rum bereit!

Gold — das muß auch Gold bedeuten —
Nimmer bringt Ihr's Bess'rem dar —
Opfert Alle deßhalb freudig
Auf d.s Vaterland's Altar!

„Wer nicht selbst zum Schwert kann greifen,
Lege schnell sein Scherflein hin",
Also deute und vollführe
Jeder uns'rer Farben Sinn.

Auf denn! schütze, wem noch deutsches
Blut in seinen Adern rollt,
Unserer Einheit letztes Zeichen,
Uns're Fahne schwarz-roth-gold!

Aachen. Ernst Fest.

Skizzen aus der Stadt New-York.

Der Broadway ist die größte und prachtvollste Straße von Gotham und bildet den Stolz der Empire City. Er hat, insoweit sich die Gesellschaft auf ihm repräsentirt, von seinem Anfange bei der Battery bis zum Union Square hinauf, eine Rechte und eine Linke, nur daß, von unten auf gerechnet, unsere Bourgeoisie, welche von der ekelhaftesten Stockfisch-Aristokratie in ihrem Geldstolze gebildet wird und die nur der reichgekleidete Affe des europäischen hohen Adels ist, sich die Linke ausgewählt hat und darauf ausschließlich hin und her schlendert, um zu schauen und gesehen zu werden. Hier ist's, wo die Parvenü-Klasse sich brüstet, wo die upper ten-Menschen mit affektirter Kälte oder völliger Blasirtheit ihren Reichthum zeigen, wo die Damen mit wollustgeimpften Gesichtern in seidenen Gewändern pfauenartig dahinrauschen, und wo jene Betrüger sich frech bewegen, denen unsere schlechten Gesetze Schutz bieten. Auf der rechten Seite des Broadway geht der Geschäftsmann, der einfache Arbeiter, der Arme, hier wandern Alle, welche sich um das „Fashionable" nicht kümmern und welche die Sorge durch das Leben peitscht. Zwischen beiden Repräsentanten der kranken Gesellschaft jagen ununterbrochen die Masse der Omnibusse, die Geschäftswagen und die Luxus-Carossen, in denen sich das Protzenthum wiegt, an denen zum Hohn der Republik das Geschlechtswappen prangt und vor und hinter denen gallonirte Diener stehen und sitzen. In den Häusern an beiden Seiten sind die reichsten Kunst-, Luxus- und Kaufläden, die Amerika besitzt. Was der überfeinerte oder redliche Fleiß nur bilden konnte, ist einladend und geschmackvoll ausgestellt, denn es wurde bei der Bourgeoisie Ton, es ist das strenge Gesetz der Mode, daß Alles im Broadway eingekauft und oft mit doppelten Preisen bezahlt werden muß. Wo keine Läden sind, da stehen prachtvolle Paläste, große Hotels, Theater, Kirchen- und Vergnügungshäuser. Barnum's Museum vor dem Parke bildet von den Theatern dasjenige, welches die Masse am meisten besucht und das Außen und Innen das Gepräge des s. g. amerikanischen Humbugs trägt. Harlequinmäßig geschmückt, augenblicklich mit den Farben und Bannern aller Völker und mit einer Unzahl kleiner Fähnlein verziert, lockt es die neugierige Menge in seine Räume und bietet für 25 Cts. mehr Sehenswerthes, als sonst irgendwo Natur- und Kunstprodukte angehäuft seyn mögen. Abends brennt oben das eigenthümliche klare Drummond-Licht, deutsche Blechmusik tönt vom Balcon, während das chromatische Rad sich beständig rund bewegt und das verschiedenste Farbengepränge zeigt. Das Licht verschwindet endlich, das Rad steht plötzlich still, die Menschenmasse wird allmälig kleiner, das Getümmel und Wagengerassel schweigt und die Nachtvögel durchschwirren den Broadway. Es ist die zweite, nicht vermehrte und nicht verbesserte Auflage, die in der Repräsentation der kranken Gesellschaft der Broadway erlebt. Trunkene Gentlemen-Loafers, Spieler, wilde, wüste Gesellen, Genußmenschen, die Tags im Geschäfte sich als Bourgeois und Abends bei der Flasche als Socialdemokraten geben, sind es,

welche von Keller zu Keller eilen und an den Ecken stehen bleiben, und mit kundigem Blicke und schlechtem, schmutzigen Witze die käuflichen Dirnen necken, die meist eben so fein gekleidet, oft aber noch ehrlicher sind, als ihre flatterhaften Schwestern, die den Broadway am Tage zum Tummelplatze benutzen. Es schließt dieser aber sein Auge nicht, denn kaum ist die letzte Dirne verschwunden, und der letzte Trunkenbold abgeführt, so kehrt das frühe, geräuschvolle Treiben des Tages wieder ein, und das Leben dreht sich ganz in der abgewohnheiteten Gleise wieder rund und wälzt sich in dem alten Schmutze fort.] Die Sommerwirthschaft im Park überflügelt jetzt wieder ihren steinernen Nebenbuhler, das Astorhaus, und die heißen Tage und kühlen Nächte hindurch lagern sich dort die naturkneipenden Kostgänger auf all' den Bänken, welche an der nie ausreichenden Weisheit unserer Stadtväter laboriren und so schmal sind, daß man wach bleiben muß, um nicht hinunter zu fallen. Während des Tages sitzt und steht die Masse an dem Basin, blickt auf den unbeweglichen Wasserspiegel und wundert sich ab und an, daß die Fontaine den Winter über lustig sprang und plätscherte, daß sie aber jetzt, wo der Springquell besonders freundlich und erfrischend wirken müßte, versiegt ist. Mancher denkt vielleicht auch sorgenvoll und magenleer über die goldene Freiheit und den Wechsel der Dinge nach und nagt am wetterstürmenden Gedanken, um sich bei der ersten glücklichen Gelegenheit in einer Garküche zu rächen. Einige Einwanderer hocken hier und da, blicken mit neugierigen Augen die vom Geschäftsdrang gepeitschten Vorübergehenden an und werfen die europäischen Zopfhaare den fortgerollten letzten Mutterpfennigen nach. Ein Rechtspfaff schaut nachdenkend in das Wasser des Basins und sucht neue Gesetzparagraphen für altes Unrecht und für abgelebte königl. englische Rechtsauffassungen zur republikanischen Wahrheit. Loafers sitzen dazwischen und lassen sich von diesem oder jenem Einwanderer, der sich allmälig einleben will, eine Cigarre reichen, und eine Mutter oder eine Wärterin mit einem kranken, blassen Kinde sucht klare, freie Luft zu schöpfen, und die gelegenheitliche Gabe streift über das Gesicht des zarten Kindes, und der Abend deckt eben mit seinem geheimnißvollen Schleier den ganzen republikanischen Unsinn zu.

(New Yorker St.-Z.)

Ein vaterländisches Kirchengebet.

Aus dem Kirchengebet, welches auf Anordnung der schleswig-holstein'schen Statthalterschaft seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten von den Kanzeln verlesen wird, theilen wir folgende Stelle mit:

„Dafür, Heiliger in der Höhe, dafür wagen wir, Dich zum Zeugen zu rufen, daß es nicht Aufruhr und Empörung ist, worin unser Land zum Schwerte gegriffen hat und jetzt greift, sondern daß wir damit ganz allein, weil kein Richter auf Erden den Streit zwischen unserm Volk und dem, was uns anwohnt, hat schlichten können oder wollen, und weil kein Ende des Zwistes auf anderm Wege zu finden gewesen ist, die Entscheidung in Deine Hand, König aller Könige und Herr aller Herren, zu legen begehren. In Deinem Worte stehet geschrieben: Und stirbt kaum Jemand um des Rechtes willen (Röm. 5, 7). Siehe, Herr! unsere Söhne, wir Alle, wenn Du es forderst, sind bereit, darum zu sterben, denn — das sind wir getrosten Muthes vor Himmel und Erde zu bezeugen — bloß damit das Recht nicht gebeugt, oder gar, wie wir es erlebten, das Land und Deine christliche Kirche mit Füßen getreten, damit die Bande der Zucht nicht gar gelös't, Deine heiligsten Ordnungen nicht vollends in Unordnung verkehrt bleiben, ist unser Heer jetzt in den Streit gezogen. O Du! der Du in heiliger Schrift das Wort hast verzeichnen lassen: Recht muß doch Recht bleiben (Ps. 94, 15), zeuch nun Du, als der Heerschaaren Herr, allmächtig diesem Heere voran! erfülle, was zu jenem Worte, als Deine Verheißung, der Glaube umklammert hat: Dem Recht werden alle frommen Herzen zufallen, zuerst an dem Herrscher, der, unserer Gegner König, aber auch unser Fürst ist, für den wir deßhalb nicht ablassen, dem Apostelgebot gehorsam, besondere Fürbitte zu thun, erfülle, erfülle an ihm solche Zusage dahin, daß sein Herz das erste unserm Rechte zufallende werde, und wenn Das, dann, Allmächtiger, zeuch ihn mit Macht an, daß er kann, was er dann wollen wird; erfülle sie gleicherweise an allen Machthabern auf allen ihren Thronen; an unsern Feinden und Abgewandten, welchen wir vergeben, was sie wider uns lästern und zu thun gedenken, und wissen nicht, was sie thun, daß sie erleuchtete Augen empfangen, zu sehen, was wir begehren; an unsern Freunden und Zugewandten, daß sie nicht müde werden, uns zur Seite zu treten mit der Kraft ihrer Gebete, mit Rath und That; erfülle sie ganz besonders an unsern Kindern, daß sie, für deren Muth wir Dir danken, im Aufsehen auf Dich, todesmuthig auch dann bleiben, wenn es wirklich gilt, dem Tod ins Angesicht zu sehen. Himmlischer Vater! Wir haben sie lieb, alle unsere Kinder, und hätten sie gerne unversehrt wieder in Frieden unter unserm Dache und in unsern Kreisen. Dir, der Du sie noch lieber hast, sind ja alle Dinge möglich! Abba, ist es möglich! Abba, ist es möglich! so wehre den tödtlichen Geschossen der Feinde, und laß vor den Geschossen der Unsern, wo sie als Deine Streiter im heiligen Ernst sich damit blicken lassen, Deine Schrecken hergehen. Wenn Du auch über ihrer Etliche beschlossen hättest, daß sie sterben sollen, — Dein Wille geschehe! nur daß Du dann dieser Sterbenden letzten Seufzer zu Gnaden annehmest, und sie, die dafür fallen, daß das Erdenreich, was ihr irdisches Vaterland ist, nicht des Schmuckes beraubt werde, in Recht und Gerechtigkeit ein Abbild Deines Reiches zu seyn, aus Gnaden das ewige Vaterland erben lassen, wo, um Jesu Willen, sie und wir für immer bei Dir zu seyn hoffen. Den Führern an ihrer Spitze gib das volle Gefühl davon, daß des Landes Kleinod in ihre Hände gegeben, und salbe sie mit Deiner Weisheit und Muth und Kraft, — auf die Untergebenen sende herab den Geist des Gehorsams und der Zucht, — dem ganzen Lande bewahre Ausdauer und Treue im Festhalten an dem in Deinem Namen Begonnenen, daß, wenn das Heer nicht sein Blut, das Land nicht sein Gut achtet, um Alles wohl auszurichten und das Feld zu behaupten."

Mannichfaltigkeiten.

Vom eidgenössischen Sängerfest wird berichtet: Die Anwesenheit eines Frankfurter Sängers, der eigens zu diesem Feste hierher gereis't war, veranlaßte einen Toast auf die Sängerbrüder in Deutschland, welcher mit Jubel aufgenommen wurde. Schnyder von Wartensee, dieser edle Greis, eben so hochgefeiert als Künstler und Redner, wie als Mensch, hat vor Eröffnung des Spruchs des Kampfgerichtes, als Präsident desselben, in einer durch Gedankenreichthum und lebensfrischen Humor ausgezeichneten Anrede auch der Frankfurter musikalischen Leistungen rühmend gedacht.

(Karlsruhe, 7. Aug.) Im großh. botanischen Garten dahier befindet sich ein Rebstock von Vitis Labrusca Isabella, welcher alle Aufmerksamkeit verdient. Derselbe ist als Guirlande gezogen, nimmt einen Raum von 40 Fuß ein, und zählt 745 Stück völlig ausgewachsene Trauben; auch zeigen sich bereits vollends reife Augusttrauben.

Oesterreich hat Reichskrone, Scepter und Apfel klüglich in Wien behalten, obwohl es 48 im überschwänglichen Deutschland hieß, sie seyen unter Staub und Moder hervorgesucht und auf dem Weg nach Frankfurt. Der junge Kaiser soll jetzt sehr oft mit ihnen spielen und Preußen darüber sehr bedenklich werden. Berliner Blätter geben dem Habsburger neue deutsche Kaisergedanken auf den Kopf Schuld und wollen sie überall, besonders bei den Ultramontanen, durchschimmern sehen. Warum hat Preußen es wiederholt versäumt, dem Kaiservogel die Krallen zu schneiden, mit denen er nun nach Krone und Scepter greift?

(Dorfztg.)

In Venedig bildet der Selbstmord der alten Schwiegermutter des Marineobersten Graziani, Frau v. **Bonisio**, die sich aus dem Fenster ihres Palastes auf die Gasse hinabstürzte, das traurige Thema der Unterhaltung in allen patriotischen Kreisen; die betagte Dame, deren erste Tochter aus Gram über ihren nach der Uebergabe Venedigs entflohenen Gemahl wahnsinnig geworden, und deren zweite Tochter die Frau jenes unglücklichen Schiffslieutenants Bandiera gewesen, der 1845 in Neapel kriegsrechtlich erschossen ward, konnte den Gram, den das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes auf ihr Haupt schüttete, nicht länger ertragen und gab sich, ein Sprosse der stolzen venetianischen Aristokratie, entschlossen den Tod.

Korrespondenz.

Weimar, 3. August.

Für Weimar bereiten sich festliche Tage vor, Tage, welche für die feierliche Einweihung des Herderdenkmals bestimmt sind. Verhüllt vor den Blicken des Publikums wird hinter einem Bretterverschlage an der Stelle, wo das Standbild errichtet werden soll, rüstig gearbeitet, und das Fundament, sowie das Fußgestell ist bereits seiner Vollendung nahe. Die Feier der Enthüllung des Denkmals wird eine abgemessene werden, geregelt nach einem Programm; wir werden wieder schöne Reden zu hören bekommen, die das Herz kalt lassen, und das Ganze wird einen steifen, ceremoniellen Anstrich erhalten, eingezwängt in die Schnürbrust höfischer Etikette. Von einem andern, rein volksthümlichen Charakter wird die Vorfeier seyn, am Abend des 24. August. Auf der südlichen, an den Ettersberg sich anlehnenden Seite von Weimar, auf einer Anhöhe, unter welcher die im Thale sich ausdehnende Stadt und die umliegenden Ortschaften ein herrliches Panorama gewähren, befindet sich ein mit schlanken Pappeln umgebenes Plätzchen, mit einem in der Mitte sich befindenden verwetterten und bemoos'ten Stein, welcher die kaum noch leserliche Inschrift trägt: „**Herder's Ruhe**". Es war dieß das Lieblingsplätzchen des großen Herder; allabendlich, wenn der Tag sich zu neigen begann, schlich er einsam hinaus und ließ sich auf diesem terrassenartigen Rasenrain nieder. Dort verweilte er oft stundenlang und Niemand wagte es, den heiligen Mann, wie man ihn nannte, in seinen Betrachtungen zu stören. Die Pietät weimarischer Bürger hat dieses Ruheplätzchen durch Anpflanzung von Pappeln und durch einen einfachen Stein der Nachwelt bezeichnet. Niemand hatte bei den großartigen Vorbereitungen zur Herderfeier jenes einsamen Plätzchens gedacht; erst dem Rath Dr. Sondershausen, einem Confirmanden Herder's, ist die Idee beigekommen, ob es nicht räthlich sey, bei dieser Gelegenheit den Stein und die Inschrift erneuern und den Platz mit einem Geländer umfriedigen zu lassen. Diese Idee, kaum ausgesprochen, hat den lebhaftesten Anklang gefunden. Das Plätzchen wird, dem großen Manne zu Ehren, würdig hergestellt werden; die Kosten werden durch kleine Beiträge der Schulkinder aufgebracht, wobei Eins das Andere an Eifer zu überbieten sucht. Am Vorabende der Herderfeier wird die Jugend sämmtlicher Schulklassen, in Begleitung der Lehrer, in einem geordneten Zuge sich hinausbegeben, wo das Plätzchen geweiht und das Andenken Herder's durch eine Rede und eigens zu diesem Zweck gedichtete Gesänge gefeiert werden wird. Es wird dieß eine ächt volksthümliche Feier werden, denn schon jetzt freut sich auf jenen festlichen Abend Jung und Alt, während man die eigentliche Festfeier kaum erwähnen hört. Das meist aus Hofräthen bestehende Comité, sowie der Platz, auf dem das Denkmal errichtet wird, hat bekanntlich die öffentliche Meinung **gegen** sich und das ist heutzutage immer ein übles Zeichen für Regierungen sowohl, als für Festcomité's.

Vom östlichen Taunus, Ende Juli.

Eine Naturmerkwürdigkeit im kleinen Tannenwald bei Homburg nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Naturfreunde in Anspruch. Hinter dem morschen Getäfel des s. g. Brunnenhäuschens daselbst hat man nämlich zwei schwammartig durchlöcherte, viereckige Massen gefunden, die so groß sind, als die hohlen Gefächer der Wand, worin man sie antraf, und wovon die größte fast 2 Fuß hoch und breit ist, während ihre Dicke etwa ½ Fuß mißt. Das Ganze hat Aehnlichkeit mit dem Wachsbau der Bienen und Wespen, ist jedoch nicht regelmäßig zellenartig aus einem zähen oder wachsartigen, sondern schwammartig durchlöchert und aus einem bröckeligen Stoffe gefertigt. Ziemlich große, schwarze Ameisen gingen darin auf und ab und haben auf mehreren Seiten, besonders aber unten an dem rechten Thürpfosten des Brunnenhäuschens, Eingänge. Einige wollen das Gebilde für einen Holzschwamm ansehen, während Andere, an die Termitenbauten Afrika's denkend, es für einen Ameisenbau halten. Ich selbst habe mich durch Auflösung einiger zerbröckelten Stückchen überzeugt, daß es kein Schwammgewächs, sondern ein Bau aus Erde, zernagtem Holz und Pflanzenstoffen sey. Ganz feine Sandkörnchen finden sich in die Masse gebaut, und diese brennt oder glüht, wenn man sie anzündet, nach Art der Rauchkerzchen, zu Asche. Ohne Zweifel ist dieser Baustoff, wie bei den Termiten, durch eine klebrige Feuchtigkeit, eine Art Speichel, wenn man es so nennen kann, verbunden. Der Bau selber bildet im Innern die mannichfaltigsten Windungen, Zellen, Gänge und Höhlen. Der Gärtner Rauch versichert, daß die Ameisen dort schon 30—40 Jahre, wie es ihm gedenke, auf und abgingen und noch an verschiedenen Stellen des Wäldchens Gänge und Wohnungen hätten. Auch fand er schon im vorigen Jahre an dem Strohdache des Eishäuschens einen ähnlichen Bau in Form eines Zuckerhutes, der von Außen zugebaut und mit feinem Sand überzogen war. Er achtete jedoch nicht darauf und warf ihn weg. Alle diese Umstände tragen dazu bei, die Vermuthung, daß es ein Ameisenbau sey, zu bestärken. Die Beachtung der Naturforscher verdient das seltsame Gebilde jedenfalls, und ich wollte darum hier darauf aufmerksam machen. Der naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt ist, so viel mir bekannt, der eine Bau bereits durch Hrn. Medizinalrath Trapp von Homburg zugeschickt worden. Viele Badegäste haben sich lebhaft dafür interessirt, und näherer Aufschluß darüber ist wünschenswerth.

Kunstnotiz.

Mad. **Julienne**, erste Sängerin der großen Oper in Paris, wird heute als Valentine in den Hugenotten ein Gastspiel auf der Frankfurter Bühne eröffnen. Ist der Name dieser, in den neueren französischen Feuilletons vielgenannten und als ausgezeichnet gepriesenen Sängerin auch in Deutschland noch wenig bekannt, so gehen ihr doch nicht nur die Empfehlungen von geachteten Kunstkennern, sondern auch die ihres Engagements bei einer der ersten Bühnen und nicht minder die höchst freundlichen brieflichen Bevorwortungen der Herren Meyerbeer, Roger u. A. voraus. Ohne dem unabhängigen Urtheile unserer deutschen Kunst- und Musikfreunde vorgreifen zu wollen, halten wir es doch für unsere Pflicht, die genannte Sängerin einer Beachtung zu empfehlen, deren sie sich durch ihre Leistungen wohl würdig zeigen dürfte.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. August. (Gastdarstellung der Mad. **Julienne**, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) **Die Hugenotten.** Valentine: Mad. Julienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Dienstag, 13. August. **Uriel Acosta**, Trauerspiel in 5 Aufzügen von C. Gutzkow.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur **J. A. Hammeran.**

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 192. Dienstag, den 13. August 1850.

Das Mädchen von Moskau.

Aus dem Leben Peter des Großen. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

4. Ilichna.

Wenn man von Moskau südlich auf der großen Straße nach Riäsan reis't und auf der Hälfte des Weges, der dahin führt, zur Linken abbiegt, kommt man nach dem Städtchen Jegoriewsk. Der Weg zu dieser kleinen Stadt führt durch Wälder und Sümpfe, und man sieht nur da lichte Stellen, wo ein Dorf, ein Weiler, vielleicht von etwas urbar gemachtem Ackerlande umgeben, daran erinnert, daß man sich nicht in einer den Thieren des Waldes ausschließlich gehörenden Einöde befinde.

Die Sümpfe und die Waldungen, nebst den paar Dörfern darin, gehörten um die Zeit unserer Geschichte dem jungen Feodor Ogulnof, den wir oben kennen lernten, und bildete das einzige, unbedeutende Besitzthum des jungen Mannes, kaum hinreichend, ihm eine nothdürftige Existenz zu sichern, wenn Alter, Krankheit oder Wunden seinen Austritt aus dem Kriegsdienste veranlassen sollte. Selten, und meist nur dann, wenn der Frost die sumpfige Wildniß mit harter Eisrinde überzog und sie dadurch einiger Maßen zugänglich machte, kam der junge Kriegsmann hieher, um ein paar Tage mit der Jagd sich zu belustigen, und verfehlte dann nie, das so recht in der Mitte liegende Dörfchen Semenskoi zu besuchen. Hier lebte nämlich in einem Hause, das unter den armseligen Hütten des Dorfes sich gar stattlich hervor that, und, gleich dem Hofe eines Gutsbesitzers, auf einem Hügel am Ausgange lag, die alte Ilichna, die einstige Amme seiner Base Maria Holmer. Wie hätte er auch wohl von solcher Jagdpartie wieder nach Moskau in das Haus seines Verwandten, des Kaufmanns Holmer, zurückkommen dürfen, ohne seiner theuern Maria einen Gruß und ein Zeichen liebevoller Erinnerung von der alten Amme zu überbringen? Mit der herzlichsten Liebe hing das Mädchen an der guten Alten, die ihrerseits kaum ihrem Gatten, einem braven Zimmermann, und ihren eigenen Kindern mit solcher Herzlichkeit zugethan war, wie ihrem einstigen Säuglinge, ihrem „goldenen Herzenskinde", wie sie die von ihr vergötterte Maria stets nannte. Jährlich einmal hielt der stattliche Wagen des Kaufmanns Holmer vor ihrem Hause, um sie und ihre Kinder auf ein paar Tage nach Moskau zum Besuche zu führen; jährlich einmal kam auch Maria, von ihrem Vater und zuweilen auch von Ogulnof begleitet, nach Semenskoi zu der alten Ilichna; und das war dann stets ein hoher Festtag, nicht nur für Ilichna und ihre Familie, sondern auch für sämmtliche Bewohner des Dörfchens, die bei dieser Veranlassung der Freigebigkeit des alten Holmer festliche Genüsse verdankten. Bei dem ersten dieser Besuche hatte Feodor Ogulnof dem Zimmermanne und dessen Familie, seinen Leibeigenen, die Freiheit geschenkt, und bei dem zweiten ward Maria nicht wenig durch das hübsche Haus überrascht, welches ihr Vater für die gute Amme hatte erbauen lassen, und das bei dieser Gelegenheit der freudig bewegten Alten, als ihr und ihrer Nachkommen Eigenthum, unter gewissen besonderen Feierlichkeiten, übergeben wurde.

In einer Septembernacht, um die Mitternachtsstunde, gerade, als im Südwesten eines jener furchtbaren Gewitter grollte, durch welchen in jenen Gegenden der Sommer gleichsam seinen jährlich wiederkehrenden Abschied andeuten zu wollen scheint, klopfte es leise an die Fenster dieses Hauses, dessen Bewohner von der Arbeit des verflossenen Tages ermüdet, wohl in tiefem Schlummer liegen mußten, da weder das verstärkte Pochen draußen, noch das Gebell des Hundes, der im Vorhause lag, sie zu wekken vermochte. Endlich aber öffnete sich ein kleines Fenster, und eine Frauenstimme fragte: „Wer ist da?" — „Ich bin es ja, Deine Maria!" antwortete leise die sanfte Stimme eines Mädchens. Das Fenster ward geschlossen, und gleich darauf erschien in der geöffneten Hausthüre die alte Ilichna, in der Hand eine Lampe tragend, mit der sie dem späten Ankömmling forschend ins Gesicht leuchtete. Um „Gottes und aller Heiligen willen, bist Du es, meine Maria, mein goldenes Herzenskind!" schrie plötzlich die Alte auf, und ließ vor Bestürzung die Lampe zur Erde fallen. Maria Holmer — sie war es in der That — ergriff die Hand der treuen Alten und zog sie mit sich in das Haus hinein, zum großen Wohnzimmer fort. Hier sank sie schluchzend in die Arme Ilichna's und ergoß ihre Schmerzen, ihren Kummer in die verschwiegene Brust der alten Amme. Alles theilte sie ihr mit, von dem Besuche des Czar's im väterlichen Hause an, und wie er ihr Tages darauf seine Liebe erklärt und verlangt habe, sie solle seine Geliebte seyn und mit ihm wohnen in Glanz und Pracht auf dem Kreml, und wie er ihr schon versteckt gedroht habe, wenn sie sein Anerbieten zurückweise. „Lieber würde ich den Tod wählen," fuhr sie fort, „als das Leben mit ihm, dem Gewaltigen, Furchtbaren, und setzte er mir selbst Rußlands Kaiserkrone auf das Haupt; seine Nähe schon macht das Blut in meinen Adern erstarren. Ich weiß es wohl, ich bin ein übertrieben furchtsames Mädchen, und der Czar kann auch menschlich, kann gut seyn, sehr gut sogar, wie Feodor behauptet; aber die Seine werden .... nein! das vermag ich nicht. Ich liebe Feodor; ihm, und nur ihm allein gehört auf ewig mein Herz, meine Hand. Sieh, Ilichna, gestern Abend nun, als Alles im Hause bereits schlief, zog ich das elende Gewand an, nahm einen Theil meines Schmuckes, meine Sparpfennige, von denen selbst mein Vater keine Kunde hat, schlüpfte unbemerkt durch eine kleine Gartenthür auf die Straße hinaus und eilte dann dem Thore zu. Man hielt mich für ein noch spät zu seinem Dorfe heimkehrendes Bauernmädchen und ließ mich ungehindert passiren. Nun ging es die Nacht hindurch auf

der Straße von Riäsan, der einzigen, welche ich kenne, und welche ich nun einschlagen konnte, fort, bis die Sonne aufging, und ich zu dem Rand eines großen Waldes gelangt. Meine Füße schmerzten; ich bog von der Straße ab auf einen Seitenpfad, der sich im Walde verlor und legte mich unter eine Eiche, wo ich vor Ermüdung in langen, tiefen Schlaf fiel. Die Sonne stand schon hoch im Mittage, als ich erwachte, und zur verlassenen großen Straße zurückkehrte. Im nächsten Dorfe erquickte ich mich durch Milch und Brod, und so bin ich denn langsam weiter gegangen unter entsetzlicher Angst und Furcht, zumal da es Abend wurde, und ich mich mehr noch vor dem Verirren, als vor den Wölfen fürchtete, die rechts und links in der tiefen Wäldernacht heulten. Doch geschah mir kein Leid; denn die heilige Jungfrau und die Heiligen alle, zu denen ich inbrünstig betete und flehte, haben mich glücklich zu Dir geleitet, meine gute Ilichna, wo es mir nun wieder so wohl ist, wie es in meiner traurigen Lage mir nur immer seyn kann."

„Du armes, armes Kind!" seufzte Ilichna, „weiß denn Dein Vater, weiß Feodor, weiß irgend Jemand um Deine Flucht und um den Ort, wohin Du Dich gewandt hast?"

„Niemand weiß darum," antwortete das Mädchen. „Sieh, liebe Ilichna! hätte ich Jemand das Geheimniß vertraut, wie würde er sich wohl, im Falle es bekannt geworden wäre, vor dem Verderben bringenden Zorne des Czars haben bergen können? Jetzt kann mein Vater, kann Feodor dem Czar, der sicherlich das fordern wird, mit einem Eide es bekräftigen, von meinem Verschwinden, von meinem Aufenthaltsorte durchaus Nichts zu wissen. Man wird glauben müssen, wenn alles Suchen nach mir zu keinem Ergebnisse führt, ich habe mir wohl selber den Tod gegeben. Mein theurer Vater, mit Feodor vereint, weinen und klagen um die ihnen Entrissene, aber man darf ihnen doch meinetwegen kein Haar krümmen. Mit der Zeit fesselt wohl eine andere, glücklichere Liebe das Herz des Czar's, und er denkt dann meiner und meines räthselhaften Verschwindens kaum mehr; dann kann ich den Meinigen Nachricht von meinem Leben, von meinem Aufenthalte geben; dann wird, o, dann muß sich noch Alles zum Besten wenden!"

Der Gatte und die erwachsenen Kinder Ilichna's wurden am nächsten Morgen in das Geheimniß gezogen. Man berieth, wie man Maria, eine Zeit lang wenigstens, vor allen Nachforschungen, die sich, wie man voraussehen konnte, natürlich auch bis zum Dorfe Semenskoi erstrecken würden, zu sichern im Stande wäre, und bald war das Mittel gefunden. Mitten im Walde, der das Dorf umgab, und etwa eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt, befand sich ein fast rings von Morast umgebener, etwas erhöhter, trockener Fleck Landes, zu dem nur ein einziger und obenein kaum bemerkbarer schmaler Zugang führte. Hohe Erlen und Eichen, mit dickem Gebüsch darunter, bildeten auf dieser Oase ein undurchdringliches Dickigt, in das vielleicht seit der Schöpfung noch keines Menschen Fuß gedrungen war; denn welcher Zweck hätte Jemand in diese chaotische Waldesnacht führen können? Mit der Axt in der Hand bahnte sich Ilichna's Gatte, der Zimmermann, dorthin einen Weg, und erbaute binnen wenigen Tagen eine kunstlose Hütte hier im Dunkel der Eichen, fest genug, um jedem Angriffe wilder Thiere zu widerstehen, und mit allem Nöthigen ausgerüstet, was die Bequemlichkeit eines Menschen, den die Noth, einen solchen Zufluchtsort zu wählen und zu bewohnen zwingt, nur erheischen kann. In diese Hütte nun begab sich verstohlen Maria eines Abends, von Ilichna und deren Gatten geführt, und in jeder darauf folgenden Nacht kamen die guten, treuen Seelen und brachten ihr Lebensmittel, und was sie sonst zu ihrem Unterhalte brauchte. Niemand, außer ihnen und ihren Kindern, wußte also von dem Aufenthalte des unglücklichen Mädchens in einer elenden Hütte mitten in einem Moraste Rußlands. (Forts. f.)

Sängergruß in Luzern.

(Von Hrn. Pfarrer Sprüngli)

Grüß Euch allesammt da drinnen In Vaterlandes Schooß,
Hier an dem Fuß der Felsenzinnen, Wo Schweizerfreiheit sproß!
Da Männersang, da brause Zu frischem Strom
Aus unserm Sängerhause Zum Himmelsdom!

Sie schwinde ewig denn von hinnen Die dunkle, trübe Zeit,
Da sie von draußen und von drinnen Sich nahten kampfbereit.
Im Kampfe nur der Lieder Nah'n wir uns nun,
Die Liebe nur, ihr Brüder, Sey unser Thun!

Wie heimisch wohl ist uns da drinnen In Eurem Bruderkranz;
Mag auch die Stunde schnell zerrinnen, Mag flieh'n des Festes Glanz:
Die Liebe bleibt, die Treue, Die wir geschwor'n,
Und fester steht auf's neue Des Heiles Horn.

Ein Verbrüderungsfest der Frankfurter Sänger-Vereine.

Die Natur, für uns in Allem das große und ewige Muster und Vorbild, ist auf Mannichfaltigkeit und auf Einheit gegründet. Jedes ihrer tausendfältigen Gebilde und Geschöpfe ist eigenthümlich gestaltet und erfreut sich einer freien Thätigkeit und eines ungestörten Gebrauchs seiner von der gütigen Mutter ihm verliehenen Kräfte; nicht minder dagegen streben sie alle nach Einheit, ringen nach dem gemeinsamen Zwecke des großen Ganzen und wirken vereinigt. Beide, Mannichfaltigkeit und Einheit, sind unzertrennbar, innig verbunden und auf das heilige Urgesetz der Freiheit gestützt. So und nicht anders soll es auch in der menschlichen Gesellschaft, im Staate und in der Kirche, bei Allem, was wir erstreben und wirken, seyn und bleiben. Es sey Jeglichem vergönnt, sich frei und unverkümmert in seinen Lebenskreisen zu bewegen, der ihm verliehenen Kräfte sich freudig bewußt zu bleiben und der ihm gestellten menschheitlichen Aufgabe nach seiner Weise und Befähigung nachzustreben, aber nicht minder sich der großen Gemeinsamkeit, der unerläßlichen Einheit im Interesse des Ganzen unterzuordnen. Einheit und Eintracht machen stark, und wo freie Kräfte zum gemeinsamen Ziele wirken, da wird es nimmer verfehlt werden. Hier sind wir auf dem Standpunkte der Beurtheilung eines heitern Festabends, welcher am 10. d. M. die hiesigen Sängerbünde vereinigte, angelangt. Auch in unserer Mainstadt haben sich zahlreiche Sängervereine gebildet, welche seit längerer oder kürzerer Zeit sich der Pflege edler Blüthen der Tonkunst, der Geselligkeit und Humanität gewidmet haben. Jeder wirkt und schafft in seinem Kreise, fühlt sich behaglich unter Gleichgesinnten und Befreundeten, bringt sein größeres oder kleineres Scherflein gerne dar und treibt es, wie es seiner Eigenthümlichkeit am besten zusagt. Mit Unrecht ist dieß von mancher Seite als Zersplitterung der Kraft und Kleinkrämerei der Kunst bezeichnet worden; wir sehen gerade in dieser Mannichfaltigkeit einen Vorzug. Soll sich dieser aber geltend machen, so müssen die einzelnen Vereine, obwohl jeder derselben frei in seiner Sphäre, von dem gemeinsamen Bande der Eintracht und Brüderlichkeit umschlungen seyn. Diesen Gedanken zum erneuerten Bewußtseyn zu bringen, dieses Gefühl der Eintracht und Liebe neu zu erwärmen, diesem, wo es nöthig wird, gemeinschaftlichen Streben einen neuen Aufschwung zu geben, war die gewiß sehr anerkennungswerthe Absicht der Veranstalter des festlichen Abends, von dem wir hier reden und der Sänger und Sangesfreunde in großer Anzahl versammelt hatte. Alle Gesang-

vereine von Frankfurt und Sachsenhausen waren vertreten und wurden die Leistungen derselben abwechselnd von deren Direktoren geleitet. Die Auswahl und Ausführung der vorgetragenen Gesangstücke waren eben so anziehend, als gelungen und erfreuten sich des lebhaftesten Beifalls. Wie könnten auch das deutsche Lied und der volle kräftige Männergesang ihre Wirkung auf das Gemüth verfehlen? Tönt uns doch aus diesen Klängen Alles entgegen, was wir hoch schätzen und verehren, wecken sie doch Sehnsucht und Liebe, Erinnerung und Hoffnung, fröhliches Lebensbewußtseyn und ungetrübten Genuß des Augenblickes, mahnen sie doch an Alles, was edel und groß, was gut und schön ist, an Natur, Vaterland und Freiheit! — Das geräumige Gartenlokal zur „Neuen Anlage“ und der Saal waren festlich geschmückt, beleuchtet und mit den Fahnen der Vereine, sowie mit passenden Transparenten geziert. Das geschmackvolle Arrangement und das bunte Leben und Treiben des sehr zahlreich anwesenden Publikums aus allen Ständen machten einen höchst freundlichen Eindruck und versetzten die Anwesenden in die heiterste Stimmung, welche durch humoristische Spenden von Gesang und Vorträgen von Mitgliedern der Liedertafel noch erhöht wurde und den sonst mahnenden Stundenwechsel der dahineilenden Zeit vergessen ließ. Möge der diesem Festabend zu Grund gelegte schöne Zweck der Eintracht und Verbrüderung unserer hiesigen Sängervereine in seinem ganzen Umfange erreicht und nie aus den Augen verloren werden! W.

Mannichfaltigkeiten.

(Weibliche Auswanderung nach Californien.) Ein Rheder in einem unserer Häfen, wo man sich hauptsächlich mit Abladungen nach Californien befaßt —, sagt der „Memorial de Rouen —, wird im nächsten Monate ungefähr 950 Mädchen dahin einschiffen. Dieselben gehören, wie bemerkt werden muß, zu der Klasse von unglücklichen Geschöpfen, die in unseren großen Städten von der Prostitution leben. Sie kommen von Rouen, Rennes und Orleans, hauptsächlich aber von Paris; sie sind noch jung genug, um hoffen zu lassen, daß sie besseren Gefühlen wieder Raum geben werden, und können einer wachsenden Colonie noch von einigem Nutzen seyn. Man glaubt, daß in Californien für jedes Mädchen von Heirathslustigen 50,000 Frs. gezahlt werden wird; dieß war nämlich der Cours bei Abgang der letzten Post, und daran ist nichts Wunderbares, wenn man erwägt, daß fortwährend Männer von allen Seiten nach Californien strömen, während Frauen sich bei der Auswanderung dahin fast gar nicht betheiligen.

(Ulm, 6. Aug.) Das große Fest des schwäbischen Sängerbundes ist vorüber, und wie mit vollem Rechte allseitig anerkannt wird, es ist glänzend ausgefallen. Da ausführliche Darstellungen des Verlaufs nicht fehlen werden, so mögen hier nur wenige Notizen darüber folgen. Der große Zug, der in langer Reihe vom Rathhause durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt zum ehrwürdigen Münster zog, zählte wohl an 1800 Sänger, die Angehörigen, wie es heißt, von wohl 80 Vereinen. Von gewaltiger Wirkung waren die Gesänge, die mit höchster Präcision vorgetragen wurden, und sichtbar fühlten sich die 8—9000 Zuhörer ergriffen, die doch den edlen riesigen Bau kaum zur Hälfte auszufüllen vermochten. Bei solchen Gelegenheiten lernt man erst kennen und würdigen, welchen einzigen Schatz Deutschland an diesem Gotteshause und an seinen himmelanstrebenden Wölbungen besitzt, die aber nur von solchen gewaltigen Chören, wie sie heute zu hören waren, ganz erfüllt werden können, denn die schon in früherer Stunde vorgetragenen Wettgesänge konnten nur von den in größerer Nähe befindlichen Zuhörern völlig gewürdigt werden. Von Nachmittags bis in späte Abendstunden durchwogten Tausende von Hiesigen und Fremden die weiten Räume des Gartens „zum Schiff“, wo eine Menge von Wirthschaften gute Bedienung an den zahllosen Tischen darboten, als nach der Preisevertheilung, bei der die hiesige Gesellschaft „Frohsinn“ die Palme errang, die verschiedenen Liederkränze und die Zuhörer sich gesellig schaarten und Abends nach der drückenden Schwüle des Tages bei dem Glanze unzähliger von der kunstreichen Hand unseres an heiteren und komischen Darstellungen jeder Art unerschöpflichen Malers Lang den Gesängen lauschten, mit denen die Liederkränze sich gegenseitig ergötzten. Die meisten Zuhörer hielt stets der Appenzeller Liederkranz um sich versammelt, der unermüdlich schien in den originellsten Vorträgen. Aber auch das Nützliche sollte mit dem Schönen verbunden werden. Das am Sonntag Nachmittag zum Besten des Münsterbaues vorgetragene Requiem von Mozart soll 300 fl., burleske Schwimmübungen auf der Donau, von einer lustigen Gesellschaft jüngerer und älterer Leute dargestellt, sollen zum Besten der wackern Schleswig Holsteiner gegen 600 fl. an lauter freiwilligen Geschenken eingetragen haben, und auch der Frohsinn und die Janitscharia steuerten ihre im Sängerkampfe erstrittenen Geldpreise zu diesem edlen Zwecke bei. Ulm zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner alten, seit einigen Jahren in den Hintergrund getretenen, vollen Gemüthlichkeit, und sicher hat jeder Fremde ein heiteres und wohlthuendes Andenken von hier mitgenommen, und eben so erfreuten sich die hiesigen Einwohner der Rückkehr der alten Geselligkeit. Kein Unfall störte dabei das herrliche, vom schönsten Wetter begünstigte Fest, keiner, auch nicht der geringsten Unordnung durfte oder mußte gesteuert werden. Daß die Eisenbahn das gewaltige Zuströmen der Nachbarn und Fremden begünstigt, versteht sich von selbst: am Sonntag brachten die Züge gewiß an 2300 Personen, und gestern Abend und heute waren sie von Abgehenden nicht weniger benützt.

(Metallgeld und Papiergeld.) Hr. Michel Chevalier, der bekannte französische National-Oekonom und Professor am „College de France“, hat ein sehr interessantes Buch, unter dem Titel: „La Monnaie“ erscheinen lassen. Er entwickelt darin mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit einer Fülle von thatsächlichen Notizen die Bedeutung des Geldes. Daran schließt er Bemerkungen über den Kredit und die Darstellungsmittel desselben, namentlich die Banknoten und die Wechsel. Das System des Papiergeldes wird mit großer Entschiedenheit bekämpft. Bei der näheren Besprechung der Münz Fabrikation beantwortet der Verfasser die Fragen: inwieweit die Gesetzgebung die Ausgabe des Metallgeldes im Interesse des öffentlichen Verkehrs regeln müsse. Von hier aus wird Veranlassung genommen, in ziemlicher Ausführlichkeit eine Geschichte der edeln Metalle zu geben, aus denen die Münzen gefertigt werden. Um die Frage zu beantworten, wie viel Geld aus edlen Metallen in der Welt umläuft und wie viel davon auf die Hauptstaaten kömmt, stellt Hr. Chevalier alle vorhandenen statistischen Angaben zusammen. Bei den Mittheilungen über die Produktion der edeln Metalle bespricht er die Bedeutung Kaliforniens, welches an Goldausbeute schon jetzt nach zwei Jahren das asiatische Rußland übertrifft, dessen Betrieb schon seit dreißig Jahren im Gange ist. Genug, das Buch ist eine vollständige Abhandlung über National-Oekonomie, die das Geld nur zum Ausgangspunkte nimmt.

Der „Magyar Hirlap“ berichtet folgende Anekdote: In der Theresienstadt lebte eine Frau mit einem Essigsieder, dem sie vier Kinder gebar. Dieser aber fand zu sehr Gefallen an der Ungebundenheit des Junggesellenlebens, um sich zur Heirath entschließen zu können, und duldete nicht einmal, daß die Kinder seinen Namen führten, zum großen Schmerz der Mutter. Nun

erfolgt die Volkszählung nach der Nationalität, und die Kinder, da sie vom Vater nicht anerkannt waren, sollen nach dem Nationale der Mutter als Deutsche eingetragen werden. Dieser Umstand war entscheidend für den Vater; dieß, erklärt er, könne nimmermehr geschehen, die Kinder wären Magyaren, und um jeden Einwurf zu beseitigen, läßt er sich sofort kopuliren und beugt den starren Nacken unter das verhaßte Ehejoch!

Frankfurter Theater.

Das Gastspiel der Wiener Komiker Scholz und Grois hat den schon oft geführten Beweis erneuert und den alten Satz wiederum bestätigt, daß Possen und Schnurren eine weit stärkere Anziehungskraft haben, als gediegene oder gar klassische Stücke und daß die weit überwiegende Mehrheit den gehaltlosesten Schwank einem irgend nach Erhebung strebenden Ernst vorzieht. Wir begreifen recht gut, worin die Ursache dieser Erscheinung liegt, und wissen eben so gut, daß man in dieser Sache dem Prediger in der Wüste gleicht; nichts destoweniger mag eine zeitgemäße Rüge an ihrem Platze seyn. So lange Bühnendirektionen nun einmal die Kasse als das nothwendigste Lebenselement betrachten müssen und sie für keinen Abend aus den Augen verlieren dürfen, so lange kann und wird es nicht anders werden. Grunert's ausgezeichnete Kunstleistungen vermochten kein so volles Haus zu machen, als es dem Tom-Pouce und den Wiener Komikern gelingt, deren Darstellungen zahlreiche Schaulustige heranlocken und neuerlich in Lumpaci-Vagabundus, trotz der drückenden Hitze, ein in allen Räumen gefülltes Haus erzielten. Leider! sind gerade jene die schaulustigen Massen am stärksten anziehenden Stücke meist solche, bei denen Viele sich zwar recht behaglich fühlen, die aber entweder durch eingeflochtene Trivialitäten, zweideutige Wortspiele und Witze, oder durch die Niedrigkeit ihrer Sphäre und die Verwerflichkeit ihrer Tendenz weder dem Gefühl für Schönheit, noch für Sittlichkeit Vorschub leisten. Man lacht und amüsirt sich, aber Kopf und Herz gehen leer aus und der innere Mensch hat keine Erquickung gewonnen. „Das ist" — hat unlängst ein geschätzter Kritiker richtig bemerkt — „der tiefe Gehalt des Trauerspiels, daß dort die Schwäche und die Schuld nicht verlacht, sondern bemitleidet und die Todesstrafe der ewigen Gerechtigkeit mitgelitten wird. Dieser Genuß freilich wird nicht so leicht erkauft, ja Vielen ist es gar keiner." — Abgesehen von diesen einer verdorbenen Geschmacksrichtung geltenden Bemerkungen müssen wir dem Talente der Herren Scholz und Grois wiederholte Anerkennung zollen. Beide leisten Ausgezeichnetes in ihrem Fache, jener durch das Naturwüchsige und ungemein Ergötzliche seiner den Beschauer bewältigenden und wirklich drastischen Komik, dieser durch die Wahrheit und den Gemüthsausdruck seines Spieles und seiner Charakteristik. Jedem das Seine und somit auch den Herren Scholz und Grois die verdiente Würdigung. W.

Literatur für Landwirthe.

Als eine im Gebiete der Landwirthschaft erfreuliche Erscheinung bezeichnen wir ein so eben in der Hermann'schen Buchhandlung erschienenes Schriftchen: „Die Anwendung des Gypses in der Landwirthschaft und dessen Wirkung auf die pflanzlichen Organismen", von Dr. H. K. Seubel. Die auffallenden Wirkungen des Gypses auf die Pflanzen, namentlich auf den Klee und die Hülsenfrüchte, kennt und bewundert man bereits seit etwa hundert Jahren, aber immer noch war die Ursache der Wirkung dieses Düngemittels auf den Pflanzen-Organismus ein Räthsel, besonders darin begründet, daß es noch an einigen Beobachtungen fehlte. Der Verfasser hat dargethan, daß das aus dem Gyps entstehende schwefelsaure Ammoniak nur in sehr geringer Quantität von den Pflanzen aufgenommen und daß durch dieses Salz nicht die düngende Wirkung bedingt werde. Da der Verfasser alle Räthsel gelöst zu haben glaubt, so wäre jetzt erst eine wirklich rationelle Anwendung des Gypses in der Landwirthschaft möglich geworden. In dem in drei Abschnitte getheilten Schriftchen, welches 4½ Druckbogen umfaßt, finden wir zunächst „geschichtliche Bemerkungen", wie über die Einführung der Gypsdüngung, und ältere und neuere Ansichten, dann die „wahre Ursache der Wirkung des Gypses auf die Pflanzen" und endlich die „Anwendung und Wirkung des Gypses hinsichtlich der klimatischen und Boden-Verhältnisse und der Natur der Pflanze." Dieses Wenige möge genügen, um dem Landwirth, ja auch dem Chemiker und Pflanzenphysiologen, von dem gemeinnützigen Schriftchen eine Idee zu geben. †

Korrespondenz.

Stuttgart, 8. August.

In unserer Künstlerwelt herrscht dermalen eine ziemliche Regsamkeit und unsere Künstler sehen sich wieder mit zahlreichen Aufträgen erfreut. Maler Gegenbauer arbeitet gegenwärtig im k. Residenzschlosse am letzten seiner herrlichen Frescogemälde aus der würtembergischen Geschichte, dem Einzug Graf Eberhard's in Tübingen, welches er nahezu vollendet hat; doch wird er alsdann eine neue Serie dieser Darstellungen aus der würtemb. Geschichte beginnen, welche wir dem Kunstsinn und der Munifizenz Sr. Maj. des Königs verdanken. — Maler Wagner hat eine liebliche Landschaft, die Kapelle auf dem Rothenberge darstellend, in Arbeit, welche er für den Prinzen Peter von Oldenburg, Rußland's Candidaten für den dänischen Thron, vollendet. Diese Kapelle enthält bekanntlich das Grabmal und die irdischen Ueberreste seiner Mutter, der verstorbenen Gemahlin unseres Königs, und steht auf der Stelle, wo einst das Stammschloß Würtemberg stand. Zugleich wurde bei Wagner noch eine zweite Landschaft von Prinz Peter bestellt. — Bildhauer Hofer ist mit einer Schillerstatue für Marbach beschäftigt, wovon die Skizze bereits fertig ist und die in carrarischem Marmor ausgeführt werden soll. Auch das Modell seiner Pferdegruppen führt er noch weiter für die Londoner Ausstellung aus.

Wiesbaden, 5. August.

Unsere Kur befindet sich nun in ihrer höchsten Blüthezeit. Die alle Kurgäste concentrirende Stätte der Conversation ist der Kursaal dieses Jahr um so mehr, da sich das Vertrauen auf den neuen Pächter der Kursaalwirthschaft, Hrn. Dunsing, bis jetzt bewährt und diese Wirthschaft seit seines Eingangs in ein so großartiges Geschäft einen merklichen Aufschwung genommen hat. In diesem Kursaal, insbesondere in dem brillanten Reunionssaale, fand vor einigen Tagen das von dem Pianisten Pauer von Mainz durch sein kräftiges und gewandtes Spiel auf dem Flügel entsprechend unterstützte Konzert der Fräul. Henriette Nissen, oder der schwedischen Lerche, wie Kossak sie neben der Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall, nennt, statt. Der Beifall, den H. Nissen bei uns erntete, obwohl bei dem hohen Eintrittspreis von fl. 1. 30 kr. und fl. 2, auch wohl bei noch frischem Eindruck unseres Kirchenbrandes und an einem Theatertage, die Versammlung fast nur auf die Noblesse der Kur beschränkt seyn konnte, war ein unzweideutiger. Wir sind zwar auch der Meinung, daß ihr voller und kräftiger Triller mehr eine von ungewöhnlichen Naturanlagen unterstützte gemüthlose Fertigkeit ist, aber wir haben auch nicht verkannt, daß Henriette Nissen eine seltene Vielseitigkeit von Kunstbildung mit einem unbefangenen und sehr ansprechenden Vortrage besitzt und daß sie mit der Hoheit ihrer geistigen Kraft ihre körperlichen Stimmmittel in so durchdringender Ausdehnung und Höhe entäußert, daß sie wohl, wie die Lerche, singend hinauf und hinabsteigt und auch die Zuhörer himmelwärts hebt. Nur ihrer geistigen Bildungskraft ist die so anziehende Klarheit (mezza voce) selbst der feinsten Pianos zuzumessen — Man kann sich einen Begriff von der Macht der Flammen in unserer evangelischen Kirche machen, wenn ich Ihnen berichte, daß sie selbst die Grüfte unter der Kirche sprengten, in denen noch die Gebeine mancher Grafen von Nassau ruhen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. August. Uriel Acosta, Trauerspiel in 5 Aufzügen von C. Gutzkow.

Mittwoch, 14. August. (Erste Gastdarstellung des Hrn. Pischek) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Figaro: Hr. Pischek. (Derselbe wird nur 3 Gastvorstellungen geben.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 193. Mittwoch, den 14. August 1850.

Das Mädchen von Moskau.

Aus dem Leben Peter des Großen. Von M. Dornwald.

(Schluß.)

5. Ein Zufall.

Kehren wir nun wieder von Maria's traurigem Versteck nach Moskau zurück!

Schon am Morgen des nächsten Tages nach des Mädchens plötzlichem Verschwinden erschien der Czar, dem die Kunde von der unerwarteten Begebenheit auf irgend eine Weise zu Ohren gekommen seyn mußte, plötzlich in eigener Person im Hause des Kaufmanns Holmer. Zu diesem hatte er zwar bereits am vergangenen Abende von seiner Liebe zu Maria gesprochen; allein Holmer hatte auf diese Worte des Czar's gerade nicht sonderlich geachtet, theils, weil ihm selber die Geister des Weines den Sinn umnebelten, theils, weil er die Aeußerungen des Czar's gleichfalls nur aus ähnlicher Quelle herleiten zu dürfen wähnte, so daß ihm kaum eine Erinnerung daran geblieben war. Mit Unheil verkündenden Mienen stürzte der Monarch die Treppe hinauf in Holmer's Zimmer. „Wo ist Deine Tochter?“ herrschte er dem Bestürzten entgegen. — „Sie verschwand in der vorigen Nacht, und wir wissen nicht wohin,“ antwortete Holmer, „haben Ew. Hoheit Mitleid mit einem unglücklichen Vater, der sein Kind, sein höchstes Glück, seine einzige Lebensfreude verlor!“ Der Czar starrte ihn einige Augenblicke schweigend an. „Noch einmal, wo ist Maria, Deine Tochter?“ wiederholte er mit fürchterlicher Zornesstimme. „Bei Gott und seinen Heiligen schwöre ich, ich weiß es nicht!“ seufzte der unglückliche Vater und sank besinnungslos zu den Füßen des Gewaltigen nieder. Unbeweglich blieb der Czar vor ihm stehen, in fürchterlichem Schweigen verharrend und vernichtende Blicke auf ihn werfend. Doch bald, wie das bei allen seinen heftigen Gemüthsbewegungen stets geschah, drehten sich sein Hals und sein Gesicht auf die linke Seite; alle Muskeln schwollen furchtbar an und zogen sich konvulsivisch zusammen, eine Folge des furchtbar inneren Kampfes. Dennoch erhielt eine fast übermenschlich zu nennende Seelenstärke seinen Körper in einer grausigen Unbeweglichkeit. Plötzlich aber, sich aufraffend, stürzt er aus dem Zimmer in den anstoßenden Saal, wo Menzikof seiner wartet. Hier geht er erst einige Male auf und nieder und bleibt dann vor Menzikof stehen. „Man will mich hintergehen!“ spricht er, „man hält das Mädchen vor mir versteckt; aber, bei Gott! ich werde es zu finden wissen. Tausend Dukaten und meine höchste Gnade Dem, der mir Kunde von der Verschwundenen bringt! Wohlan, Menzikof! jetzt ist es Zeit, zeige mir Deine Ergebenheit, deren Du Dich rühmst! ich gebe Dir Vollmacht, bei Deinen Nachforschungen jedes Mittel gebrauchen zu dürfen. Der Hauptmann Feodor Ogulnof weiß vielleicht um des Mädchens Versteck; verhöre ihn, und wenn er nicht gesteht, sende ihn noch heute zu einem Regimente, das an der türkischen Gränze steht! Der Alte aber ist unschuldig; er schwor, daß er von der Sache nichts wisse, und ich glaube ihm.“

Tausende von Kundschaftern aller Art verbreiteten sich über das weite Rußland, man suchte, man forschte in Hütten und Palästen, in Dörfern und Städten, in Wäldern und Steppen, ja, in den Fluthen der Gewässer. Keine Spur von Maria! Auch in das Dorf Semenskoi kam man, zum Hause der Mutter Ilichna. Wie weinte die Alte, wie jammerte, wie rang sie die Hände, und wie herrlich täuschte sie, täuschten ihr Mann, ihre Kinder die Spähe; hatte sie doch längst diese Nachforschungen in ihrem Hause vorhergesehen und die zu spielende Rolle meisterhaft einstudirt. Endlich, nach monatelangem vergeblichen Suchen und Forschen, glaubte man zu der Gewißheit gelangt zu seyn, die unglückliche Maria habe sich selber den Tod gegeben und dabei alle Maßregeln so gut getroffen, daß selbst ihr Leichnam nicht gefunden werden könne. Der trostlose Vater legte Trauer um sein verlorenes geliebtes Kind an; der Czar aber, sich allmälig beruhigend, suchte seine Gewissensbisse in den Armen eines andern Mädchens, jener Katharina zu vergessen, die er einst zufällig bei Menzikof kennen gelernt hatte, und die er bald darauf an der verschwundenen Maria Stelle zu seiner Geliebten erwählte.

Der volle Zeitraum eines Jahres lag zwischen dem Tage, an welchem Maria so unbegreiflicher Weise verschwunden war, und jenem, wo Ogulnof von seinem Gränzregimente auf einen Urlaub von mehreren Monaten nach Moskau in das Haus des Kaufmanns Holmer zurückkehrte. Noch immer hatte man hier auch nicht die leiseste Spur des verschwundenen Mädchens aufgefunden, obgleich Feodor still im Innern stets die freudige Vermuthung gehegt hatte, daß dieß geschehen sey; noch immer trauerte der tiefbekümmerte Holmer um die verlorene einzige Tochter, und Feodor vereinte seine Thränen mit denen des jammernden Vaters. Der Urlaub nahte sich bereits seinem Ende, und Feodor dachte an die Rückkehr in die Ferne, zuvor aber riefen ihn noch Geschäfte zu seinen kleinen Besitzungen bei Jegoriewsk. Es war ein kalter Novembertag, und die Erde hatte bereits ihr Winterkleid angelegt, als er in leicht bespanntem Schlitten über die glitzernde Schneedecke dahin flog. Die Oberfläche der Moräste war durch den harten Frost mit einer dicken Eisrinde überzogen, und Feodor beschloß, als seine Geschäfte beendigt waren, noch einen Tag dem Vergnügen der Jagd in seinen Waldungen unfern Jegoriewsk zu widmen. Von seinem treuen Jagdhunde nur begleitet, dringt er in das Dickicht der Wälder, auf ungebahnten Pfaden, durch Sümpfe und Moräste, des Wildes Spur verfolgend. Da erblickte er plötzlich in der unzugänglichsten Wildniß Rauch über die Wipfel der Eichen empor wirbeln. „Sonderbar!“ denkt er, „wie kommen denn Menschen hie-

her, zumal in dieser Jahreszeit, und was können sie hier wohl treiben?" — Er kommt näher, und mit aller Anstrengung sich einen Weg durch das dicht verschlungene Gebüsch bahnend, steht er vor einem hölzernen Häuschen, das klein zwar, aber fest und sorgfältig gebaut ist, um selbst dem Schnee und der bitteren Kälte des Winters Trotz bieten zu können. Die Neugier, zu schauen, wer in aller Welt denn hier wohl hause auf seinem Gebiete und in so schauerlicher Einöde, läßt ihn durch das einzige Fenster blicken, welches das Innere erhellt. Eine weibliche jugendliche Gestalt in Bauerntracht sitzt, die Spindel drehend, unweit des Kamins, in dem ein helles Feuer brennt; das Gesicht ist vom Fenster abgewandt. Da knurrt der Jagdhund, da schaut das Mädchen sich um, und ein fremdes Antlitz am Fenster draußen erblickend, schreit es laut auf. — „Maria!" ertönt es aber in demselben Augenblicke von Feodor's Munde, „Himmel, meine Maria, Du hier?" und hinein stürzt er in das Häuschen, in Maria's Arme, sprachlos, außer sich vor Freude, die Wiedergefundene, die Todtgeglaubte mit namenlosem Entzücken an sein Herz drückend. —

6. Die Katastrophe.

Noch an dem nämlichen Tage kehrte Feodor Ogulnof eilig nach Moskau zurück, um dem betrübten Vater die überraschende, freudige Kunde zu bringen, Maria, seine Tochter, lebe. Wer vermöchte das Entzücken des alten Mannes zu schildern. Bis tief in die Nacht beriethen die beiden Männer, was nun ferner in Betreff Maria's zu thun seyn möchte. „Meiner Meinung nach," sagte Holmer, „ist jetzt alle Gefahr für sie von Seiten des Czar's vorüber; sein Herz wird jetzt von der Liebe zu einer anderen Frau gefesselt. Am besten wäre es sicherlich, Du, lieber Feodor, wendetest Dich geradezu an Madame Katharina" — so nannte man damals die nachherige Kaiserin — „und, ihr Alles entdeckend, empföhlest Du Maria und deren Geschick ihrer gnädigen Vermittlung. Ihr Scharfsinn ist eben so groß, wie ihre Güte und wie ihr Einfluß bei dem Czar; gewiß thust Du keine Fehlbitte." Was hätte Feodor nicht für Maria gewagt und gethan. Am nächsten Morgen erlangte er bei der mächtigen Frau eine Audienz, und es gelang ihm, des Mädchens unglückliche Lage, und was es bereits erlitten, in so rührender Schilderung darzustellen, daß Katharina bis zu Thränen bewegt ward und die kräftigste Verwendung für Maria bei dem Czar zusagte. Auf ihre Anordnung und ihrer Bürgschaft für des Mädchens Sicherheit kehrte Maria sogleich in das väterliche Haus zurück.

Wenige Tage später fuhr des Czar's glänzender Staatswagen vor dem Hause des Kaufmanns Holmer vor; in ihm saß der Czar, und an seiner Seite Madame Katharina. Beide stiegen aus und traten in das Haus ein. Holmer, von diesem Besuche heimlich durch Katharina im Voraus benachrichtet, führte seine hohen Gäste in das Prunkzimmer, und als der Czar in dasselbe trat, knieten Maria und Feodor vor ihm. „Steht auf, meine Kinder!" sprach er huldvoll, „ich weiß Alles durch Katharina. Es thut mir herzlich leid, Maria, daß Du meinetwegen so viel gelitten hast, daß Dein Vater Dich als Todte so lange betrauerte; ich muß Dir Genugthuung geben. Du liebst Deinen Vetter Feodor Ogulnof; hier, Feodor, lege ich die Hand des tugendhaftesten Mädchens, das ich kenne, in die Deinige. Liebet Euch, meine Kinder, und seyd glücklich! Eure Hochzeit soll auf meine Kosten gefeiert werden; ich selber werde den Wirth machen. Damit aber Euere Familie ein dauerndes Merkmal meiner Huld und Gnade bewahre, sichere ich Euch und Euren Nachkommen bis in die spätesten Zeiten ein Jahrgehalt von dreitausend Rubeln zu." —

Daß alle Verheißungen des Czar's, durch die er ein glückliches Paar schuf, genau erfüllt wurden, darf wohl nicht besonders erst angeführt werden. Ob aber Feodor Ogulnof's Nachkommen noch heutigen Tages sich jenes Jahrgeldes erfreuen, hat Verfasser dieser Zeilen nicht zu ermitteln vermocht; doch ist das bezügliche Versprechen des Czar's gerade so buchstäblich wahr, wie die ganze eben erzählte Begebenheit in ihren Grundzügen. Auch steht fest, daß Maria, als Feodor Ogulnof's Gattin, sich bis zum Tode des großen Czar's der besonderen Huld und Gewogenheit desselben stets zu erfreuen hatte und häufig zu den Festlichkeiten des Hofes eingeladen wurde; daß endlich ihre Nachkommen noch jetzt eine hochgeachtete und begüterte Familie in Rußland bilden.

Schleswig-Holstein.

Für die Leser dieses Blattes wird es im gegenwärtigen Augenblicke nicht uninteressant seyn, die folgende, der „Allgemeinen Zeitung" entnommene Schilderung eines in den Vordergrund der europäischen Bewegung getretenen deutschen Landes und Volksstammes zu lesen:

Nehmen wir die Landkarte zur Hand, um uns die geographische Lage Schleswig-Holsteins klar zu veranschaulichen, so wird auch einem nicht seekundigen Auge einleuchtend, daß derjenige Staat, welcher im Besitze dieser Lande ist, eine sehr vernehmliche Stimme in allen wichtigen politischen und handelspolitischen Fragen führen darf. Die ganze nordalbingische Halbinsel bildet, von der Mündung der Elbe bis zum Skager Rack, eine nur wenige Meilen breite Landzunge, deren Westküste flach, von zahlreichen Sandbänken umgeben und darum für tief gehende Schiffe schwer zugänglich ist. Die Ostküste dagegen steigt ziemlich schroff aus dem Meere auf und bildet eine ununterbrochene Reihe tiefer, bald breiter, bald schmaler Buchten, von denen einzelne durch ihre Biegungen vier bis fünf Meilen tief in das eben so romantische als unglaublich fruchtbare Land eindringen. So weit die Salzfluth der See deutsche Küsten bespült, nirgends, weder in Ostfriesland, noch in Mecklenburg und Pommern, noch auch in Ostpreußen, finden wir Meereinbuchtungen, die nur entfernt den reizenden Busen zu vergleichen wären, welche die Ostküsten Schleswigs zieren und diesem nördlichsten Ländertheile Deutschlands südliche Farbenpracht und Anziehungskraft verleihen. Eine Anzahl hügeliger, fruchtbarer, wohlbebauter, von Menschen deutscher Abstammung bewohnter Inseln liegen wie schirmende Seeburgen vor diesen Buchten, nur getrennt vom Festland durch schmale Sunde. Auch in diese Inseln hat die Meerfluth der Ostsee tiefe Wasserbecken gewühlt und so natürliche Häfen gebildet, wie sie herrlicher und sicherer Menschenhände mit Aufwendung größter Kunst nicht anlegen könnten. Die wichtigsten dieser Inseln sind Arebe und Alsen. Wer diese besitzt, ist Herr des schleswig'schen Festlandes; denn ihre eigenthümliche Lage macht beide Inseln eben so gut zu Vertheidigern Schleswigs, wie sie dasselbe im Schach halten können, falls Feinde auf diesen Länderbrocken sich festsetzen. Obwohl die Herzogthümer Schleswig-Holstein ackerbautreibende Staaten sind und dieser Beschäftigung ihre große Wohlhabenheit verdanken, leben doch viele Tausende der Bevölkerung ausschließlich von der Schifffahrt. Die fischreichen Küsten geben Tausenden Nahrung und Unterhalt, während andere Tausende auf Handelsschiffen ihr Glück suchen, als Cajütenjungen ihre geist- und körperstählende Laufbahn beginnen, und gewöhnlich im kräftigsten Mannesalter als begüterte Capitäne dieselbe beschließen. Schleswig-holstein'sche Seeleute kennen alle seefahrenden Nationen. Ihr Ruf ist weitaus der beste; ihre Seetüchtigkeit sprüchwörtlich, ihre Besonnenheit, ihr Muth, ihre Ausdauer in Gefahren, ihre Nüchternheit sichern ihnen bei allen Seefahrern leicht ein dauerndes und einträgliches Unterkommen. Nicht bloß Dänemark hat von jeher seine Kriegs- und Handelsflotte vorzugsweise mit schleswig-holstein'schen Seeleuten bemannt,

auch andere Völker bemühten sich um die kecken, schlanken Söhne des alten angelsächsischen Landes. Ganz besonders halte England stets ein scharfes Auge auf schleswig-holstein'sche Matrosen, namentlich auf Abkömmlinge der nordfriesischen Inseln im Westen, deren Ruf als kühne und glückliche Seefahrer sich in die heidnische Vorzeit verliert. Kein Land der Welt hat wohl je bei einer geringen Einwohnerzahl so viele ausgezeichnete Seeleute geliefert, als diese Friesen-Inseln, von denen Deutschland kaum weiß, daß sie existiren, und daß auf ihren meerumbraus'ten Dünen Deutsche edelster Gesinnung, hochherzigen Geistes seit unvordenklicher Zeit mit den Verwüstungen empörter Elemente und mit den Uebergriffen beutegieriger Erbfeinde zu kämpfen haben. Ein genauer Kenner friesischer Geschichte, C. P. Hansen in Keitum auf Sylt, gibt die Zahl der friesischen Seefahrer um 1780 auf ungefähr 2346 Individuen an bei einer Gesammtbevölkerung von etwa 9500 bis höchstens 10,000! Jetzt, wo diese Inseln durch Sturmsfluthen und durch Verluste auf der See bei weitem nicht mehr so stark bevölkert sind, ist das Verhältniß doch ganz dasselbe geblieben. Man kann immerhin annehmen, daß mindestens der dritte Theil aller Nordfriesen sich der Schifffahrt widmet. Rechnen wir zu diesem seefahrenden Inselvolke die nicht weniger seebetrauten Bewohner der Küsten des schleswig'schen Festlandes in West und Ost, von der Königsau bis an die Eider; ferner die männlich besonnenen Dithmarsen, deren ganzes Leben ein fortwährender Kampf mit Sturm und Wogen ist; endlich im Süden Holsteins das unternehmende waghalsige Fischervolk, an den Gestaden der Niederelbe, von Glückstadt bis nach Altona hinauf, unter welchem die weltbekannten Blankeneser sich vor allen hervorthun, und im östlichen Holstein die Seeanwohner von der Kieler Bucht bis zum Lübischen Fahrwasser: so dürfen wir die Gesammtzahl an See und Seewesen gewöhnter, auf und von dem Meere lebender Einwohner beider Herzogthümer nicht gering anschlagen. Jeder Einzelne dieses Seemanns-Heeres ist im wahren Sinne des Wortes ein Mann. Das Wort Schillers:

„Im Feld da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz ihm gewogen!"

läßt sich mit beinahe noch größerem Rechte auf den Seefahrer anwenden. Jeder gemeinste Matrose muß zwei der vorzüglichsten Tugenden des Mannes sein eigen nennen: Geistesgegenwart und Muth. Beide lernt der Mensch nirgends höher schätzen, eignet er sich nirgends rascher und für's ganze Leben an, als auf der wogenden See. Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß Schleswig-Holstein in Folge seiner Lage zwischen zwei Meeren eine der vorzüglichsten Pflanzschulen ausgezeichneter Seemänner ist und dieses stets bleiben muß, weil Seefahrt, Fischerei und Seehandel Grundbedingungen seiner staatlichen und national-ökonomischen Existenz sind. Es wird wenige Länder der Welt geben, die auf so kleinem Flächenraum ein gleich starkes Contingent tüchtiger, gewandter und Strapazen gewöhnter, nie ermüdender Seeleute zu stellen vermögen. Derjenige Staat aber, welcher sich rühmen kann, dieses Heer von Seemännern sein eigen zu nennen, dürfte glücklich und selbst von doppelt überlegenen Mächten schwer anzugreifen seyn. Was jedoch der Seemanns-Bevölkerung in den Herzogthümern noch ein großes Uebergewicht über die seetüchtigen Männer mancher anderen Nation gibt, ist ihre mehr als gewöhnliche Bildung, ein Erbeigenthum des schleswig-holstein'schen Stammes. Diese Bildung, welche selbst den niedrigsten Matrosen zu raschem Aufrücken befähigt und Unzählige binnen wenigen Jahren eine glänzende Carriere hat machen lassen, gibt den schleswig-holsteinschen Seeleuten eine moralische Schwerkraft, vor welcher viele andere die Segel streichen müssen. Auch der Däne ist ein guter Seemann; man sehe sich aber Matrosen echt dänischen Ursprungs an und halte dagegen Matrosen aus Schleswig-Holstein, und man wird den Unterschied zwischen beiden bald genug herausfinden. Mit der Abtrennung Schleswig-Holsteins verliert Deutschland den besten Kern seiner seetüchtigen Männer, verliert es die schönsten, tiefsten, sichersten Häfen der Ostsee, dieses für Deutschland unbedingt wichtigsten Meeres sowohl in merkantiler, wie in politischer Beziehung. Bleibt dagegen Schleswig-Holstein bei Deutschland, oder, richtiger, tritt es in eine unauflösbare enge Verbindung mit dem Mutterlande, so wird das deutsche Gesammt-Vaterland durch diese Verbindung in den Stand gesetzt, binnen kurzer Zeit sich eine Flotte auf Nord- und Ostsee zu schaffen, die nicht allein die Seemächte dritten Ranges in Schach halten kann, sondern die ihm die Herrschaft auf der Ostsee sichern muß und Rußland die Spitze bietet.

Mannichfaltigkeiten.

(Aschaffenburg, 5. Aug) Die Pfarrgemeinde Heigenbrücken im Vorspessart hat am dießjährigen Osterfeste die Abgabe von sogenannten Ostereiern (2 per Ortskind) dem dortigen Pfarrer verweigert, weil sie keinen bezüglichen Rechtsgrund erkenne und der Ansicht sey, daß die vielen Eier dem Herrn Pfarrer in Haltung des Cölibats nicht dienlich seyn möchten. Der Pfarrer, der mehr am Zeitlichen als am Ewigen hängt, bestand hartnäckig auf der Verabreichung der Eier, brachte es dahin, daß jeder Bauer förmlich ausgepfändet wurde und jetzt die gesammte Gemeinde gegen ihn im Prozeßwege auftritt. (Fr. Tgbl.)

Kladderadatsch scherzt: „Der dießjährige Friedenscongreß wird in Frankfurt am Main, dem Sitze des Bundestages, der deutschen Nationalversammlung und des Reichsverwesers, tagen. Man glaubt nach den Antecedentien Frankfurts nicht, daß etwas Gescheidtes daraus werden wird. Uebrigens sollen bedeutende Kriegsmannschaften zum Schutze des Friedenscongresses bereits consignirt seyn."

Der Prinz von Wales, der älteste Sohn der Königin Victoria, dem der Hofschneider vor wenig Jahren die ersten Hosen angemessen hat, ist schon so gewachsen, daß er einen eignen Palast braucht. Das Parlament will ihm Marlboroughouse anweisen.

Die Kreuz-Zeitung in Berlin gibt Holstein auch ihren Beitrag, ein Spottgedicht auf das Unglück der Schlacht bei Idstedt.

Ein früheres Mitglied der Karlsruher Hofbühne, Frau Moritz-Röckel, die Gattin des als Schauspieler bekannten und geschätzten Regisseurs am Stuttgarter Hoftheater, gastirt gegenwärtig auf dem k. k. Hofoperntheater in Wien mit außerordentlichem Erfolge. Sie trat zuerst als Regimentstochter auf, und alle Blätter, welche uns vorliegen, sind einstimmig des Lobes voll über die Grazie des Vortrags, des Spiels und der Stimme der Sängerin. Seltene musikalische Bildung, so wie eine vortreffliche Methode, verbunden mit einem glockenreinen Sopran, dessen Volumen für die zarte Gestalt der Künstlerin überraschend ist und in einigen Jahren noch gewinnen wird, sind Eigenschaften, welche Frau Moritz besonders auszeichnen.

Frankfurter Theater.

Mad. Jullienne von der großen Oper zu Paris.

Die dem neuern Kunstgeschmack angehörenden großen Opern eines Meyerbeer, Halevy, Donizetti u. A. sind in ihren Hauptpartien nicht

nur auf imposante Leistungen des Gesanges, sondern fast mehr noch auf solche der dramatischen Auffassung und Durchführung begründet; sie verlangen nicht nur gewaltig durchgreifende Stimmmittel, sondern auch ein die wechselnden Situationen, drastischen Effekte und mächtig aufgeregten Leidenschaften bewältigendes Spiel. Sänger und Darsteller müssen hier gleichmäßig zusammenwirken, sich einander unterstützen und ergänzen, und die Aufgabe wird um so schwieriger, als die überwogenden und lärmenden Tonmassen des Orchesters und der Chöre die Anstrengung des Sängers verdoppeln. Wäre Mad. Julienne solchen Anforderungen nicht entsprechend, so würde sie das Fach der ersten Sängerin bei der großen Oper in Paris, welche fast ausschließlich nur derartige Tonwerke zur Aufführung bringt, nicht ausfüllen können. Daß sie es aber vermag und daß sie dort neben Roger und andern Koryphäen der Kunst glänzt, dieß ist ein gewiß vollgültiges Zeugniß für ihr hervorragendes Talent. Mad. Julienne ist im Besitz einer eben so umfangreichen und kräftigen, als klangvollen und schönen Stimme, welche sie durch eine treffliche Schule ausgebildet und in allen Beziehungen künstlerisch abgerundet hat. Ihre heutige Leistung als Valentine in den Hugenotten machte diese Vorzüge in vollem Maße geltend, und wie sie das dramatische Element der Rolle zu bemeistern wußte, das zeigte sie besonders in der großen Scene des vierten Aktes mit Raoul, wo sie ergreifend und überraschend wirkte. Sie erinnert namentlich durch ihr edles und nobles Spiel an ihren gefeierten Collegen Roger und errang, gleich diesem, einen so glänzenden Beifall, daß man ihrem ferneren Gastspiele einen entschiedenen Erfolg auf unserer Bühne in Aussicht stellen und sich unserer Theaterdirektion für dasselbe zu gerechtem Dank verpflichtet fühlen darf. — Neben dem Gaste wirkten mit besonderer Auszeichnung die Herren Chrudimsky (Raoul) und Dettmer (Marcell). Ersterer war heute nicht nur ganz besonders bei Stimme, sondern hob auch das Dramatische der verschiedenen Situationen ausdrucksvoll und durchgreifend hervor; — nicht minder gilt dieß von Letzterem, dessen Marcell mit vollem Recht als ein wahrhaft gediegenes, der Tondichtung vollkommen entsprechendes und wir dürfen wohl sagen meisterhaftes Kunstgebilde bezeichnet werden muß. Beide Sänger ließen im Verein mit dem trefflichen Gaste die musikalischen Schönheiten und imposanten dramatischen Effecte der Meyerbeer'schen Composition in einer Weise hervortreten, welche dieser nicht nur gerecht wurde, sondern auch den Freunden des Schönen einen ungetrübten Kunstgenuß verschaffte. — Die Herren Leser (Graf von St. Bris) und Clement (Graf von Nevers) dürfen nicht unerwähnt bleiben. Sie trugen außer ihren gediegenen Gesangsleistungen und entsprechendem Spiele auch dadurch zur Abrundung des Ganzen sehr wesentlich bei, daß sie durch ihre deutliche Pronunciation das Verständniß des dramatischen Zusammenhangs der Oper unterstützten, was wir gerade hier für ein sehr wesentliches Erforderniß halten. Orchester und Chöre erhöhten das Interesse einer Vorstellung, die unserer Oper in jeder Hinsicht zur Ehre gereichte.

M

Korrespondenz.

Wien, 8. August.

Der Billardfabrikant Anton Illich in Schüttenhofen hat eine Erfindung gemacht, nach der man mittelst eines ganz einfachen Apparats, das auch der Aermste sich anschaffen könnte, mit neunzig Prozent Ersparniß heizen kann. Die Intension der Hitze wird derart gesteigert, daß man ein kleines Zimmer mit einer gewöhnlichen Kerze, die man dabei doch noch zum Leuchten verwenden kann — nach des Erfinders eigner Angabe — hinlänglich zu heizen im Stande ist. Er ist gesonnen, dem schon fertigen Probeapparate die letzte Feile anzulegen, und sodann sich um das Privilegium auf diese Erfindung, die, wenn sie sich bewährt, eine der größten Wohlthaten für die Menschheit wäre, zu bewerben.

Aus dem Badischen.

Es wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist der Vernunft, wenn ich Ihnen nicht die neueste Ausgeburt pietistischer Unvernunft mittheilte; werden doch diese frömmelnden Jammermenschen am besten mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Auch ist es mir um die Literatur zu thun, der nachfolgende geniale Dichtung nicht entgehen darf. Vor wenigen Tagen erhielt ich nämlich von einem augenverdrehenden — nicht Muttergottesbild, sondern — Missionar ein gedrucktes Blättchen, auf dem viel mattes und erbärmliches Zeug stand. Schon wollte ich das Blatt wegwerfen, als ich glücklicher Weise noch den hier folgenden Edelstein Zinsendörfer'scher Poesie entdeckte.

Du liebes Bibel-Buch!
Du bist mein Rosen-Garten;
Dein lieblicher Geruch
Zeigt Blumen aller Arten,
Aus denen man den Thau
Für matte (sic) Herzen drückt,
Wenn auf der grünen Au'
Sich Seel' und Geist erquickt.

Du werthes Bibel-Buch!
Mit Schätzen angefüllet,
Du bist ein schönes Tuch,
D'rein Jesus eingehüllet.
Such' in der Schrift, sprichst du,
Daselbsten find't ihr mich;
So such' ich immer zu:
Mein Jesu! zeige dich!

Du schönes Bibel-Buch!
Du Brunn', der immer helle!
So mancher Lebens-Spruch,
So manche Zucker-Quelle; (!!!)
Wie lieblich trinkt sich's hier,
Wenn man nach Troste dürst't;
Ja Balsam fleußt aus dir,
Wenn du gelesen wirst.

Du selig's Bibel-Buch!
Laß mich von fern erblicken,
Was für ein Wohlgeruch
Mich dorten wird erquicken;
Daß, wenn einmal der Tod
Mit mir von hinnen geht,
Mein Nam' alsdann bei Gott (sprich Good!)
Im Lebensbuche steht!

Kann man gränzenloseren Unsinn lesen?! und dieß Machwerk ist in 56,000 Exemplaren verbreitet worden! Dagegen kann die Stimme der Vernunft in unserem Lande kein Blatt finden, in dem sie sich geltend machen könnte — und dürfte!!

Bockenheim.

Morgen, Donnerstag, den 15. d., wird auf unserem Sommertheater zum Vortheil eines geschätzten Mitgliedes desselben, des Hrn. Dettmer, die Zauberposse mit Gesang: „Lumpacivagabundus“, zur Aufführung gelangen, und wird Hr. D. darin die Rolle des Zwirn spielen. Den Freunden heiterer Unterhaltung dürfen wir einen angenehmen Abend versprechen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. August. (Erste Gastdarstellung des Hrn. Pischek.) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Figaro: Hr. Pischek. (Derselbe wird nur 3 Gastdarstellungen geben.)

Donnerstag, 15. August. Der Kaufmann von Venedig.

Freitag, 16. August. (Gastdarstellung der Mad. Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donicetti. Leonore: Mad. Julienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Mittwoch, 14. August. Reich an Liebe. Hierauf: Die schöne Müllerin. Zum Schluß: Die Räuber in den Abruzzen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 194. Donnerstag, den 15. August 1850.

Eine Künstlerehe.

Nach dem Französischen des M. Stephen de Madeleine.

In der Straße de Courcelles, hinter der Kirche Saint-Philippe-du-Roule, sah man vor fünf bis sechs Jahren ein nettes Häuschen. Es war zwischen Hof und Garten gelegen und hatte ein gar bescheidenes Aeußere; aber die dicht mit Epheu bewachsenen Mauern, das üppige Weinlaub, welches jedes der Fenster mit einem grünen Rahmen umgab, verlieh ihm einen so ländlichen, reizenden Anblick, daß wohl nicht leicht Jemand vorüberging, ohne sich einige Augenblicke dem freundlichen Eindrucke hinzugeben, den es auf Jeden hervorbrachte. In der That, das einfache Häuschen erschien wie ein Tempel des Glückes und des Friedens, und mancher junge Künstler, mancher junge Gelehrte der Nachbarschaft blickte mit Sehnsucht zu ihm hin und schwärmte im Stillen von einem ähnlichen Asyle.

Die kleine Familie, die unter diesem ländlichen Dache lebte, bestand aus einem Greis, einem jungen Mädchen, seiner Tochter, und aus einer sechzigjährigen Haushälterin.

Herr Straub, so hieß der Greis, war früher Professor der Musik gewesen und hatte wirklich zu seiner Zeit eines gewissen Rufes genossen; ja, es war ihm sogar die Ehre zu Theil geworden, der reizenden jungen Königin Marie-Antoinette Unterricht zu ertheilen. Daher hatte er es auch wagen können, seine Lektionen zu dem enormen Preis von 60 Sous die Stunde anzuschlagen, ein Preis, der zu jener Zeit nur einigen wenigen Künstlern gewährt wurde. Bei der einfachen Lebensweise des Herrn Straub, der er, obgleich umgeben von Sittenlosigkeit und Schwelgerei, dennoch treu geblieben war, hatte er sich nach und nach ein ansehnliches Vermögen erspart und von einem Theile desselben das niedliche Grundstück gekauft.

Unser alter Klaviervirtuos war ein wenig zur Schwermuth geneigt, aber dabei ein freundlicher, wohlwollender Mann. Er hatte die große Schwäche, der guten alten Zeit gar zu sehr anzuhängen und oft und mit Begeisterung von ihren Reizen zu sprechen. Das war nun etwas ermüdend für seine Zuhörer. Zwar wechselte er ziemlich regelmäßig mit seinen historischen Anekdoten ab; doch da sein Publikum, bestehend aus seiner Tochter, seiner Haushälterin und zwei Nachbarn, die seit zwanzig Jahren jeden Abend zu einer Partie Boston oder Piket zu ihm kamen, niemals eine Aenderung erlitt, so geschah es denn, daß dasselbe genau alle sechs Monate dieselbe Anekdote über Gluck oder Gretry wieder hörte. Der Erstere war nämlich ein Freund des Herrn Straub gewesen, und dem Letzteren hatte er bei seinem ersten Auftreten gleichsam als Protektor zur Seite gestanden.

In der ersten Zeit des Kaiserreichs hatte Herr Straub irgend ein kleines Ballet oder Zwischenspiel gemacht, das ihn, obgleich sein Erfolg ein vorübergehender gewesen war, in die Reihe Derer stellte, die als Componisten freien Zutritt im Theater haben. Um nun sein Recht nicht verfallen zu lassen, hörte Herr Straub jeden Monat, und zwar allemal an demselben Tage, eine Oper. Dieß periodische Erscheinen in dem Heiligthume der Kunst (dieß war der amtliche Ausdruck in jener Zeit) war das letzte schwache Band zwischen dem alten Künstler und seiner Kunst; denn seit langer Zeit übte er sie nicht mehr. Sein gänzliches Zurücktreten aus der Reihe der aktiven Künstler traf, ohne Zweifel aus Zufall, genau mit der Zeit zusammen, wo das Forte-piano und dessen Instrumentirung sich merklich vervollkommneten. Die Namen Erard und Moscheles hörte man in dem kleinen Hause mit den umwachsenen Fenstern nur mit Abscheu nennen.

Der wohlwollende und humane Charakter des Künstlers erlitt im Jahre 1827 eine gewaltsame Veränderung. Herr Straub, der bisher so gleichmüthig, so verträglich gewesen war, wurde plötzlich reizbar und streitsüchtig. Diese Umwandlung des guten Greises blieb einige Monate lang ein Räthsel für seine Umgebungen. Man rieth hin und her, um auf den Grund zu kommen. Sollte vielleicht ein Vermögensverlust die Ursache davon seyn? Einer der Freunde gab sich alle Mühe, um Erkundigung über die Anlegung seiner Gelder einzuziehen, aber umsonst. — Das junge Mädchen und die erfahrne Haushälterin gedachten der Liebhabereien ihres Oberhauptes, um vielleicht dadurch aufgeklärt zu werden; es war aber eben so fruchtlos. Indessen entging es ihrem weiblichen Scharfblick nicht, daß Herr Straub seine Anekdoten über den ehrwürdigen Gluck und den berühmten Gretry seit einiger Zeit mit erhöhter Begeisterung erzählte. Sie merkten auch, daß er zuweilen eine bittere Bemerkung über die Tyrannei der Mode, über die blinden und unpatriotischen Neuerer machte. Die beiden Frauen schlossen aus Allem, daß ein gewaltsamer Akt bevorstehe.

Sie irrten sich in der That nicht. Die dramatische Musik war damals wirklich auf einem Krater, und der Contrapunkt erwartete sein Jahr 93. Die Erscheinung des Moses auf der Bühne der königl. Akademie gab noch den letzten Stoß; jetzt war die französische Oper in offener Revolution, und die Partitur der Prétendus, welche gleichsam der Volkswuth preisgegeben wurde, hatte den Weg für die Nachtigall, für Aristige und andere Meisterwerke von gleichem Schwunge gebahnt.

Herr Straub war Zeuge eines der ersten Triumphe gewesen, den der Moses gefeiert hatte; er kam mit ganz veränderter Stimmung zu Hause. Die Instrumentirung Rossini's klang ihm noch immer in den Ohren, und seinem Munde entschlüpften von Zeit zu Zeit die Worte: Rococco, alte Perrücke, mit denen einer seiner Nachbarn die alte Schule überhäuft hatte, ohne schonende Rücksicht auf das Silberhaar ihres Vertheidigers zu nehmen.

Als der gekränkte Greis die Akademie verließ, schüttelte er stolz den Staub von seinen Füßen. Aber von diesem Augenblicke

an wurde seine Verehrung für die klassische, d. h. nämlich für die alte Schule, wahre Abgötterei, und die romantische Schule, deren Repräsentanten gleichsam der Componist des Moses und dessen Nachfolger sind, waren von nun an der Gegenstand seiner täglichen Schmähungen. Er verschloß gewissenhaft seine Augen und ging in seiner Vorliebe für ältere Compositionen so weit, daß er alle, die seinigen natürlich mitgerechnet, welche auf der Bühne der königl. Akademie erschienen waren, ehe dieselbe durch jene Neuerungen entweiht worden war, ohne Unterschied zu Meisterwerken erhob.

In diese Zeit der musikalischen Krisis fiel es ungefähr, daß ein gewisser Herr Edmund v. Guerfroi, Schüler des Conservatoriums, in die Straße de Courcelles zog. (Wir wollen ihn hier mit diesem Pseudonamen bezeichnen, da sein wirklicher Name später so berühmt geworden ist, daß wir nicht glauben, willkürlich über ihn verfügen zu dürfen.) Es war im Januar 1828, als derselbe seine neue Wohnung bezog. Die kurzen, regnerischen Tage ließen ihm die ohnehin düstere und einsame Straße, die er nur aus ökonomischen Rücksichten gewählt hatte, von ihrer traurigen Seite erscheinen, und eine Art Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele.

Doch die trübe Winterzeit verging und der Lenz erschien mit seinen namenlosen Reizen, um alle Herzen mit neuem Muthe, mit neuen Hoffnungen zu erfüllen. Auch die Straße de Courcelles gewährte bald einen freundlichen Anblick. An den Fenstern sah man hier und da blühende Topfgewächse; das Häuschen des Herrn Straub bekam allmälig wieder sein heiteres, grünes Gewand, und die Akazien vor demselben bekamen Blätter und Knospen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Rheingau.

Anfangs August.

Seit vielen Jahren wimmelten unsere Land- und Wasserstraßen, Badeorte, großen und kleinen Gasthöfe nicht von solcher Fremdenmasse, als in diesem Sommer. Man glaubt, „die ganze Menschheit sey auf der Wanderung“ nach Genuß und Zerstreuung! Die Reaktion mag sich zufrieden lächelnd den Bart streichen: alle Welt sucht die Politik zu vergessen und ihr aus dem Wege zu gehen; „Ruhe und Ordnung“ ist überall eingekehrt. Metternich und Consorten haben wieder einmal das Spiel gewonnen — auf wie lange? ist eine andere Frage, die sich selbst durch das Schweigen des Volkes in gegenwärtigem Augenblicke bedeutungsvoll beantwortet. Glaube man ja nicht, daß diese wahre Sucht, womit die Menschen jetzt den Moment zu genießen streben, ein Symptom der Gesundheit, der wahrhaft ordnungsvollen und beruhigenden „Ordnung und Ruhe“ ist! Es ist vielmehr eine fieberhafte Hast, noch die letzten Tage vor dem „Weltgerichte“ gehörig zu benutzen, da man, nach heutiger Lage der Dinge in Europa, besonders in unserem tief erniedrigten Deutschland, nicht wissen kann, was der morgende Tag bringen wird — ob wir kosackisch oder republikanisch seyn werden? So weit ist es bereits gekommen, daß die berühmte Napoleon'sche Prophezeiung ihrer Lösung ganz nahe und daß kein Drittes mehr möglich ist! Doch stille von der Politik! Nicht die Gleichgültigkeit, wie in früheren Zeiten, sondern der tiefste Widerwille, die Verachtung hat den Goethe'schen Vers wieder zu Ehren gebracht:

Pfui, ein politisch Lied — ein garstig Lied!

Abgesehen von diesem historisch-sittlichen Motive, der die Menschen jetzt in den Taumel der Zerstreuung wirft, ist das Leben selbst, welches die Folge davon ist, ein angenehmes, sogar poetisches. Unser Rhein ist wie verjüngt. Stündlich, oft in einer Stunde drei bis vier, fahren reichbewimpelte Dampfboote strom-auf- und abwärts; helle Musikchöre schallen von denselben herüber an die blühenden und duftenden Gestade; an allen Orten, die sich hell in den grünen Fluthen spiegeln, besteigen und verlassen ganze Caravanen heiterer Gäste die Schiffe; überall Frohsinn und Lust, überall eine ungemein gesteigerte Empfänglichkeit für die Herrlichkeiten unserer rheinischen Natur. Denn da (um wieder auf die leidige Politik zu kommen) unsere Nationalehre, unser Volksstolz jetzt auf jede selbstgeschaffene Ursache, auf jede eigene große That verzichten muß, so sind wir wieder, wie in früheren indifferenten Zeiten, stolz auf Das, was uns Natur großmüthig und unverdient geschenkt hat, und wir müssen es wieder für Deutschlands höchsten Ruhm halten, daß der Vater Rhein ein deutscher Strom ist! Ein schöner, aber, leider! kein männlicher, beruhigender Trost! Wie könnten wir erst stolz seyn auf unsern deutschen Rhein, wenn wir auch stolz darauf seyn könnten, selbst Deutsche, freie, einige Deutsche zu seyn?! — Seit Wochen schwärme ich hier an dem wundervollen Strome umher, und schlürfe in vollen Zügen die Pracht und Anmuth, die so reichlich um diese Gestade ausgestreut sind. Allen Denen, die so klug sind, mich nachzuahmen und des täglichen Lebens Last und Widerwärtigkeiten für einige Zeit gegen ein schönes, Jahrelang in der Erinnerung beglückendes Stück Poesie zu vertauschen, theile ich hier den guten Rath mit, ihren bleibenden Standort in dem großartigen, zugleich aber reizvollen und in jeder Weise durch Wohnung, Aussicht und Bedienung freundlichst ansprechenden Gasthofe zum „Rheinischen Hofe“ in dem lieblichen Städtchen Geisenheim, am Fuße des Johannisberges, dieses Paradieses im Paradiese, zu nehmen. Der „Rheinische Hof“ bietet Alles, was ein heiter und poetisch gestimmter Gast auf seinen Wanderungen zu finden wünscht. Die Erinnerung an herrliche Stunden, die ich dort genoß, läßt mich dem gemüthlichen Hause diese dankenden Worte widmen. Mögen noch viele Naturfreunde sich dort glücklich fühlen! — Dem schönen Rheine aber sage ich hier kein Lebewohl, ich unterbreche diese flüchtigen Zeilen nur, um mit neuer Lust und Liebe mich seinen fesselnden Reizen hinzugeben. Der blaue Morgenhimmel spiegelt sich so lockend in den reinen Fluthen, das südliche Grün der Weinhügel erfüllt die Lüfte mit so entzückenden Wohlgerüchen, daß es Sünde wäre, da zu sprechen und zu schreiben, wo die Seele sich dem Geiste der göttlichen Natur so nahe fühlt! —

Die Parteiorgane Heinrich V. in Frankreich.

Es gibt eine gewisse Partei, die sich einbildet, die Gesellschaft sey ausschließlich ihretwegen vorhanden und die einen Jeden, der sich nicht von ihr ausbeuten lassen will, als ein unnützes Glied dieser Gesellschaft ansehen. Auch würde diese Partei, wenn sie an's Staatsruder käme, Denjenigen mit Feuer und Schwert aus der Welt schaffen, der sich irgendwie beifallen ließe, ihr Ausbeutungsrecht auf die übrigen Klassen der Gesellschaft zu bestreiten. In Frankreich ist dieses die Partei der Gottesgnadenritter oder Royalisten. Ihre Blätter predigen in der Flammensprache eines Peter von Amiens ungestraft den Kreuzzug gegen Alles, was Demokrat heißt. Das Organ der Bischöfe und übrigen Jesuiten, „l'Univers religieux“, verlangt sogar mit gebieterischem Nachdruck die Wiederherstellung der „heiligen Inquisition“. Natürlich zur Verherrlichung Gottes, wie man es von diesen frommen Männern nicht anders erwarten darf. „La Mode“, die ihre Eingebungen und Grundsätze direkt von dem künftigen Könige, der eben jetzt seine Lieben und Getreuen

in Wiesbaden um sich versammelt, empfangen soll, wendet sich in folgender Weise an ihre edle Genossenschaft, die sich nach den Februartagen die honnete und gemäßigte republikanische Partei nannte:

„Der Bürgerkrieg ist von allen Kriegen der vernünftigste und heiligste. Der Bürgerkrieg muß als ein geheiligter Krieg erscheinen. Mit all' unsern Kräften müssen wir dazu hindrängen. Es ist ein geheiligtes Recht. Des Menschen Tugend ist ein lebendiger Kampf. Der einzige Ausdruck des Gedankens, der an die Wahrheit glaubt, ist die Gewalt, welche nicht fürchtet, den Tod um sich her zu verbreiten. Ja, wir fürchten uns nicht, es ganz laut zu sagen: der Bürgerkrieg — dieser fluchwürdige Krieg, wie ihn hohle Schwätzer nennen, welche die Wirkung mit der Ursache verwechseln — ist der herrlichste aller Kriege, die anbetungswürdigste vorsehliche That. (Le fait le plus adorablement providentiel.) Er kostet allerdings Blut, wer läugnet es? Aber die stoische und gefährliche Anstrengung, die er erfordert, ist gerade seine Schönheit, seine moralische Seite. Das Opfer ist darum um so größer, und alle Größe läßt sich nur nach Verhältniß der Opfer bemessen. — Fluchwürdig wäre der Bürgerkrieg? O glaubet es nur nicht! Dem Bürgerkrieg, dieser Proselytenmacherei, dieser Marter mit bewaffneter Faust, muß man sonder Schrecken, sonder Schwachheit in's Auge schau'n. — Hüten wir uns wohl, ihn zu beschimpfen! Er ist die letzte Hülfsquelle verlorener Gesellschaften; der glühende Schmelztigel, worin neue Nationen gebildet werden. Die Art von Abscheu, die man gegen ihn hegt, ist ein ganz modernes Gefühl eines entnervten Herzens, das unsere Väter nicht kannten. Starke Nationen mit tiefen Ueberzeugungen haben niemals etwas empfunden, das dem Schauder gleicht, der uns durchfröstelt und beherrscht, wenn es sich darum handelt, das Blut Derjenigen zu verspritzen, die wir unsere Mitbürger nennen. Wenn die Ordnung tief erschüttert worden, so stellt sie sich nur wieder im Blute her. Gott verfährt nicht, wie jene kleinen Toleranzdenker, welche in ihrem Blödsinn meinen, daß man einen Unterschied zwischen Lehre und Person machen müsse. In Gottes Augen nimmt die Person einen größern Platz in der Verderbtheit der Lehre ein, als man glaubt, und sehr oft muß man, um diese auszurotten, beide vernichten. Aber der Bürgerkrieg muß unbarmherzig seyn, damit er um so schneller sein Ende erreiche."

Und den Coryphäen dieser Partei, die in ihren Organen laut erklärt, daß ihr zur Ausführung ihrer Absichten und Pläne alle Mittel gut erscheinen, die die Fackel des Bürgerkriegs in die Gesellschaft zu schleudern, die letzte Regung des Gewissens vor dem Morde mit jesuitischer Sophistik zu beschwichtigen versucht, ein deutscher Fürst erlaubt ihnen, einen Congreß in seiner Residenz abzuhalten! — Da zweifle man noch an der Größe unserer Märzfreiheit! — G. M.

Ein Lied vom Rhein.

(1850.)

Du schöner Rhein, du deutscher Rhein!
Frei ziehen deine Wogen durch die Gauen,
Du singst ein Lied von Muth und Selbstvertrauen
Und deinem gold'nen Götterwein.

Wie schlägt das Herz so hoch und kühn,
Weilt froh das Aug' auf deinen grünen Wellen,
Die donnernd bald an Felsgestein zerschellen,
Bald säuselnd sanft durch Blumen zieh'n!

O deutscher Rhein, wie Heldensang
Tönt deiner Silberfluthen kräftig Rauschen;
Den Jüngling drängt's, dem hohen Lied zu lauschen,
Schlägt auch das Herz ihm laut und bang.

„Frei ist der Rhein und kein Tyrann
Vermag es je, den Mächt'gen zu bezwingen!"
So hör' ich's mahnend aus den Fluthen klingen,
Und Zorn und Hoffnung weh'n mich an.

Er ist wohl frei, mein deutscher Rhein,
Frei ziehen seine Wogen durch die Gauen;
Er singt ein Lied von Muth und Selbstvertrauen,
Doch Sklaven trinken seinen Wein!

Wohl sind schon lang im Sturm der Zeit
Zu Schutt und Staub die Burgen all' zerfallen;
Es sind zerstört der Klöster finst're Hallen,
Jedoch mein Volk ist nicht befreit!

Der Ritter geht noch stets voran,
Wo's gilt, dem Volk zu rauben heil'ge Rechte;
Ihm einen sich der Kirche falsche Knechte
Und weisen es auf's Jenseits an!

O freier Rhein, o deutscher Rhein,
Wann wird dem Volk auch Freiheit endlich blühen,
Der freie Strom durch freie Lande ziehen
Und Männer trinken deinen Wein?

Hermann von der Kinzig.

Mannichfaltigkeiten.

Nachrichten aus New-York zufolge ist die dortige deutsche Demokratie gegenwärtig äußerst zerrüttet. Es existiren daselbst, unter dem sogenannten Clubb des entschiedenen Fortschrittes, an dessen Spitze Metternich von Mainz steht, noch ein Verein mit socialistischer Tendenz und religiöser Färbung, dann der Verein zur Unterstützung deutscher Flüchtlinge und das sogenannte Lehrbataillon der Socialisten. Diesen demokratischen Associationen hat der Unterstützungsverein kürzlich angezeigt, daß er bei den jetzt noch vorhandenen geringen Mitteln seine Thätigkeit einstellen müßte. Der socialistisch-religiöse Verein, welchem Weitling angehört, hatte zu Ostern den Metternich'schen Verein zu einem großen Verbrüderungsfeste (Liebesmahl) eingeladen, aus welchem aber nichts geworden ist. Eben so hatten die genannten Vereine eine Massenversammlung zur Unterzeichnung einer Petition wegen Abschaffung der Sonntagsgesetze und als Demonstration „gegen die maßlosen Uebergriffe der Pfaffen und ihrer Satelliten" berufen. Allein auch hieraus war bis jetzt nichts geworden. Das Lehrbataillon der Socialisten tadelt öffentlich „die große Nachlässigkeit" seiner Anhänger. Aus Allem geht hervor, daß diese zum Theil kindischen und lächerlichen Bestrebungen unbedeutender Menschen in dem großartig bewegten Leben Nordamerika's ganz unbeachtet und spurlos verschwinden.

(Aus Baiern.) Ein Freund aus der Schweiz erzählte mir wiederholt, wie seine Landsleute am Vierwaldstättersee jährlich den Wilhelm Tell aufführen. Ein geeigneter Platz im Freien wird ausgewählt, an dem man die verschiedenen Scenerien in der Nähe beisammen findet; denn Theatercoulissen und sonstige Behelfe sind natürlich nicht zur Hand und entbehrlich. Eine Scene wird unmittelbar am Ufer des See's ausgeführt, eine andere auf einem nahen Hügel, dann auf einer Bergwiese, das

Rütli, ferner in einer Schlucht, die hohle Gasse darstellend u. s. w. Darsteller und Zuschauer ziehen mit einander von einem Standpunkt zum andern, oft eine halbe Viertelstunde weiter, damit der Schauplatz der Darstellung entspreche. — Der Schulmeister des Orts studirt mit den Darstellern die Geschichte gehörig ein, und macht sie bühnengerecht. Ein solcher Schulmeister nun macht sich einmal an Schillers Meisterwerk und läßt für seine freiwilligen Schauspieler drucken: „Wilhelm Tell, Schauspiel von Friedrich v. Schiller, verbessert durch den Schulmeister N. N. zu N. N." So oft mir mein Freund das erzählt, fällt mir unwillkürlich ein: Mancher deutsche Staatsmann macht's gerade so, wie der ehrsame schweizer Schulmeister, und gibt die deutsche Reichsverfassung in verbesserter Gestalt heraus. Darsteller und Zuschauer müssen freilich bei der Auf- und Ausführung auch häufig den Standpunkt wechseln. — Ob die Abänderung eine wirkliche Verbesserung und der veränderte Standpunkt stets ein geeigneter sey, das ist eben die Frage.

Lichtenberg sagt in seinen vermischten Schriften: Die Gegner der französischen Republik (nach der Revolution von 1789) sprechen immer, daß sie das Werk einiger wenigen aufrührerischen Köpfe sey. Hier kann man aber sagen: Was ist je bei großen Begebenheiten das Werk von Vielen zugleich gewesen? Oft war es nur das Werk eines Einzigen. Und was sind denn unsere Potentatenkriege je anders gewesen, als das Werk von Wenigen? — König und Minister. Es ist ein elendes Raisonnement. Es müssen und können immer nur Wenige seyn, wenn etwas Großes ausgeführt werden soll. Die Uebrigen, die Menge, müssen allemal herübergebracht werden; man mag das nun Ueberzeugung oder Verführung nennen, das ist gleichviel. Auch spricht man so verächtlich von Bierbrauern, Parfümeurs und dgl., die jetzt große Rollen spielen. Es gehört ja aber nichts dazu als gerader Menschenverstand, Muth und Ehrgeiz, den diese Leute so gut als Andere besitzen können.

Korrespondenz.

Freiburg, 12. August.

Heute Nachmittag gegen 3 Uhr entlud sich ein Gewitter über dem Dreisamthale, wie sich die ältesten Leute keines zu entsinnen wissen. Der damit verbundene Sturmwind warf eine Menge Bäume, besonders fruchtbeladene Obstbäume, um; die gewaltig angeschwollten Wasser rissen die geschnittenen Ernten und das gemähte Heu mit sich fort und der furchtbare Hagelschlag entblätterte die Bäume, zerstörte die Weinberge, die Getreidefelder das ganze Thal hinauf. Der Schaden scheint unberechenbar. Im Thale wie auf den Bergen liegen die Schlossen bis zur Höhe von 1 Fuß und so hat die Landschaft auf einmal ein ganz winterliches Ansehen. Seltsam fiel ein balsamischer Geruch auf, welcher sich gleich nach dem Hagelschlage einstellte und wahrscheinlich vom Gebirge kam, wo die Schlossen (theilweise wie Eier groß) die jungen Weißtannensprossen zerschlagen hatten, welche nun die Gegend mit Duft überströmen.

Gotha, 4. August.

Von unserem auch in weiteren Kreisen bekannten Hofgraveur Helfricht ist in diesen Tagen eine Medaille auf die Vermählung des Erbprinzen von Meiningen mit der Prinzessin Charlotte von Preußen geschnitten und ausgeprägt worden, welche nach dem Urtheile der Kenner den Vergleich mit den besten Loos'ichen Medaillen nicht zu scheuen braucht. Die Vorderseite zeigt die wohlgetroffenen Portraits der Neuvermählten, auf der Rückseite ist ein geflügelter schwebender Genius dargestellt, welcher in der Rechten eine Rose und einen Palmzweig, in der Linken eine brennende Fackel hält, dabei die Umschrift: „Wonne der Herzen. Glückliches Wallen. Friede des Himmels." — Auch unsere thüringischen Bäder erfreuen sich in diesem Jahre einer Frequenz wie selten vorher. Eigersburg, zum Herzogthume Gotha, und Liebenstein, zum Herzogthume Meiningen gehörig, beide in der reizendsten Gegend gelegen, unterscheiden sich in ihrem, wenn ich so sagen darf, Badecharakter sehr wesentlich von einander. Während nämlich in ersterem nur auf die Heilung der Fremden Bedacht genommen wird, mischt sich in letzterem gefällig das Nützliche mit dem Schönen, so daß, während in Eigersburg ein etwas einförmiges, stilles Leben herrscht und nur und immer Todtkranke und Krüppel dem bald ermüdeten Auge begegnen, in Liebenstein ein heiteres, gesellschaftliches Treiben zu finden ist, dem vielfache musikalische Genüsse eine angenehme Folie geben. Liebenstein bietet aber dem Fremden noch einen andern interessanten Gegenstand, nämlich die vom Professor Fröbel aus Keilhau, früher in Liebenstein, jetzt nahe demselben in Marienthal gegründete und geleitete Bildungsanstalt für angehende Kindergärtnerinnen. Das Institut der Kindergärten, in denen durch sinnige Spiele und heiteren Gesang der Geist der kleinen Schüler und Schülerinnen geweckt und gezeitigt wird, hat hier, in diesem reizenden Winkel unseres Thüringer Waldes, seine immer tiefer greifende Wurzel. Die Herzogin von Meiningen, welche sich in Liebenstein aufhält, findet Gefallen an dieser Bildungsanstalt, welche von jungen Mädchen aus allen Gegenden Deutschlands auch gegenwärtig besucht ist, und oft nimmt sie mit ihrer kleinen Tochter Theil an dem von Fröbel selbst ertheilten Unterrichte, sowie auch ein großer Theil der in Liebenstein anwesenden Kurgäste.

Mannheim, 11. August.

Wie ungerecht oft vorgefaßte Meinungen machen und zu welchem Unrecht sie in der That führen, bewies uns wieder der heutige Gottesdienst der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde. Während dieselbe in jeder Beziehung vom Staate bereits vollkommen anerkannt und den übrigen Confessionen ganz gleichgestellt und gleichberechtigt ist, kann sie dennoch keine Kirche erlangen. Dafür müssen sich aber Hunderte von Menschen — die eben so gut Bürger sind, als die Besucher anderer Kirchen, und daher auch eben so gut ein Recht haben, daß man sich ihrer schon von Seiten der Sanitätsbehörden annehmen würde — in einem verhältnißmäßig engen Raum so zusammenpressen, daß, wie heute, Männer mitten im Gottesdienste ohnmächtig niedersinken und halbtodt nach Hause geschafft werden müssen. Es ist und bleibt ein solches Verfahren einerseits eine schreiende Ungerechtigkeit, während es andererseits wahrhaft lächerlich wäre, wenn man dadurch dem raschen Aufblühen der Gemeinde Schranken zu setzen gedächte. Chinesische Mauern gegen das Aufstreben des sich entwickelnden Geistes zu ziehen, ist eben so kindisch als nutzlos! und auch heute traten wieder, trotz der Kirchenverweigerung, sieben Personen der Gemeinde bei, worunter eine angesehene und sehr geachtete Familie. Wenn kommenden Sonntag, wie unbezweifelt, als am Stiftungsfeste der Gemeinde, wieder Ohnmachten und Erkrankungen vorkommen, so haben Diejenigen die Verantwortung gegenüber der hiesigen Bevölkerung zu tragen, die durch Chicanen aller Art der Gemeinde den Gebrauch einer Kirche vorenthalten haben.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. August. (Neu einstudirt): Der Kaufmann von Venedig, Lustspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Freitag, 16. August. (Gastdarstellung der Mad. Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. Leonore: Mad. Julienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 15. August. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer): Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 195. Freitag, den 16. August 1850.

Eine Künstlerehe.

Nach dem Französischen des M. Stephen de Madeleine.

(Fortsetzung.)

Auch unserem jungen Künstler wurde es wieder leicht um's Herz, als er Alles um sich her aus dem Winterschlafe erwachen sah. Er blickte mit stillem Wohlgefallen von seinem vierten Stockwerke hinab; sein Auge schweifte unwillkürlich von einem freundlichen Punkte zum andern; am liebsten ruhte es auf dem Häuschen im grünen Gewande. — Jeden Morgen, wenn er sich an seinen kleinen Schreibtisch von schwarz angestrichenem Tannenholz setzte, um irgend ein gelehrtes Problem des Contrapunktes zu lösen oder ein nettes Liedchen niederzuschreiben, das er in den einsamen Stunden des verflossenen Abends geschaffen hatte, fiel natürlich sein Blick zuerst wieder auf das Häuschen mit den grün umrankten Fenstern, das einer grünen Insel im weiten Sandmeere glich. Seine Phantasie schuf sich in dieses Zauberschloß Nymphen mit schüchternen Blicken und Sylphen mit leichten, schwebenden Tritten. Doch die anmuthigen Gebilde seiner Einbildung zeigten sich nicht in der Wirklichkeit. So oft er bei seinen Gängen in das Conservatorium vorüber ging, waren die Jalousien sorgfältig geschlossen, und wenn er des Abends von der Akademie heimkehrte, so sah er nur selten noch den matten Schein eines Lichtes durch die Jalousien hindurch. Aber der Abendwind bewegte dann oft die Zweige der Akazie:, daß sie geisterhaft rauschten. Unser junger Künstler verweilte gewöhnlich einige Minuten lang vor diesem Zauberschlosse; die Arme auf die kleine Mauer gestützt, welche gerade in Brusthöhe war und ein Eisengitter trug, versenkte er sich in seine Träume.

Die Eintheilung der Stunden im Conservatorium blieb Sommer und Winter dieselbe; nicht so war es im Haus des Herrn Straub. Die zunehmenden Tage übten einigen Einfluß auf die Gewohnheiten der Familie.

Es war an einem schönen Maimorgen, als Edmund nach gewohnter Weise sinnend an der kleinen Gartenmauer lehnte, da öffnete sich plötzlich eine der Jalousien und die lieblichste kleine Nymphe, die man sich nur denken kann, im weißen Morgenkleide, mit einem zierlichen Häubchen auf dem reizenden Köpfchen, zeigte sich den erstaunten Blicken des jungen Tonkünstlers.

Man kann wohl glauben, daß dem Scharfblick des jungen Mädchens das Entzücken nicht entging, in welches ihr Erscheinen den jungen Mann versetzte. Sie erröthete tief und zog sich sogleich wieder zurück, nachdem sie einen schüchternen Blick mit ihrem treuherzigen Verehrer gewechselt hatte.

Von diesem Augenblicke an versäumte Edmund die Studien, welche die frühen Tagesstunden bisher ausgefüllt hatten, um diese Zeit seinen Träumereien zu weihen. Er wich nicht vom Fenster und suchte, durch das dicke Grün hindurch das Häuschen des Herrn Straub zu entdecken, in welchem noch Alles in tiefem Schlafe lag. — Edmund hatte keine Uhr; bei heiterem Wetter dienten ihm die abnehmenden Schatten als solche, bei düsterem das Kommen der Milchmädchen und das Erscheinen der herumziehenden Verkäufer. Auf diese Art wußte er genau, wenn der Augenblick gekommen war, wo er nicht mehr hoffen durfte, daß eine gewisse Jalousie sich öffnen werde, ehe er sich in das Conservatorium verfügen mußte, was er unter keinerlei Vorwande jemals versäumte. Manchmal öffnete sich das Fenster ein wenig und das junge Mädchen erschien, um nach dem Wetter zu sehen, dabei verfehlte sie nicht, auch nach der Richtung hin, in welcher Edmund's Mansardenzimmer lag, den Himmel zu betrachten. Hundert Schritt wenigstens (wohlverstanden nach dem Vogelfluge berechnet) waren die jungen Leute von einander getrennt. Aber diese Trennung schadete dem gegenseitigen Interesse nicht; im Gegentheil, sie war der erwachenden Liebe günstig. Wie hätte das schüchterne, bescheidene Mädchen sich den Blicken eines jungen, schwärmerischen Mannes so zwanglos aussetzen können, hätte nicht ein weiter Raum zwischen ihnen gelegen! So zufällig indessen auch dieß Begegnen (wenn man es so nennen darf) erschien, so hatte doch jedes der beiden jungen Leute, die unwillkürliche, angenehme Ueberzeugung, daß das Andere um seinetwillen erschien; Jedes überließ sich mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit den Reizen dieses gegenseitigen stummen Einverständnisses.

Wenn einige Minuten später Edmund bebend an dem Hause des Herrn Straub vorüber ging, war Henriette nicht mehr am Fenster. Sich selbst unbewußt, hielt er seine Schritte an, warf einen düstern, schwermüthigen Blick auf das Fenster, das noch vor wenigen Augenblicken in der freundlichen Umgebung der freundlichste Punkt für ihn gewesen war, jetzt aber wie erstorben erschien. Er ahnete freilich nicht, daß die Geliebte, welche anfing, sich mit weiblicher Schlauheit zu bewaffnen, hinter einem andern Fenster stand mit klopfendem Herzen, mit glühender Wange, und von da aus seinen wehmüthigen Blick wohl bemerkte.

Eines Tages, als Edmund auch wieder das Auge traurig von dem Fenster wendete, an welchem ihm das Glück nur in der Ferne leuchtete, bemerkte er mitten durch das Laub hinter einer benachbarten Jalousie zwei große glänzende Augen, welche so beredter zu ihm hinblickten, je unbemerkter sie sich glaubten. Als aber die seinigen denselben begegneten, da fiel es wie ein leuchtender Blitzstrahl in die beiden jugendlichen Herzen; die Liebe, die sie bisher erfüllt hatte, ohne daß sie sich derselben bewußt gewesen waren, wurde ihnen auf einmal zur Klarheit. — Edmund zitterte — Henriette hielt beide Hände vor ihr Antlitz. In dem Augenblick stieß ein Windstoß die Jalousie auf und zeigte die Bestürzte dem Auge des Geliebten.

Den folgenden Morgen öffnete sich das Fenster nicht zur gewohnten Stunde. Edmund war aber nicht traurig, nicht düster gestimmt. Die Natur war in der That reizend, und ihm erschien sie heute noch reizender als andern Sterblichen. Der Himmel war für ihn reiner, die Luft erquickender, die Sonne erwärmender! Das ist ja der Zauber der Liebe, daß sie Alles verschönt: das Düstere macht sie heiter, das Reizende noch reizender. Edmund befand sich in einem bisher noch nicht gekannten Zustande der Seligkeit. Wer möchte ihn beschreiben? Worte können die Trunkenheit seiner Seele nicht schildern.

Edmund war fest überzeugt, daß die Geliebte auch heute hinter der bewußten Jalousie stehe, obgleich sie sich nicht zeigte. Er fühlte sich an das Fenster gebannt, ungeachtet die Stunde, wo er gewöhnlich auszugehen pflegte, schon längst vorüber war. Endlich wurde seine Hoffnung erfüllt! — Die Jalousie öffnete sich langsam, wie von einer schüchternen Hand aufgestoßen; Henriette erschien einen Augenblick, dann schloß sie das Fenster wieder, und nur die leise Bewegung des Vorhanges verrieth noch ihre Gegenwart. In wenigen Minuten öffnete sich das Fenster noch einmal. Das arme Kind hatte nicht widerstehen können; es fühlte sich bezwungen von der Beharrlichkeit des jungen Mannes und von seiner eigenen Zärtlichkeit. Anfänglich stützte sie die Arme leicht auf die Fensterbrüstung und blickte sinnend zur Erde; doch bald erhob sie den gesenkten Blick, ließ ihn in die Weite schweifen, und endlich auf dem Mansardenzimmer Edmund's ruhen.

Die Liebe der beiden jungen Leute fand bald eine positive Sprache. Den Abend wurde ein Briefchen durch das Gitter der Gartenthüre geschoben; mit Beben wurde dasselbe gefunden. Das jungfräuliche Zartgefühl und die Ungeduld eines jugendlichen Herzens kämpften mit einander. Edmund fand des Abends, als er heimkehrte, ein Billet hinter dem Gitter, welches ohne Zweifel sein Glück enthielt .... wie schlug sein Herz bei dem Anblick des Briefchens! Seine Füße zitterten, sein ganzes Wesen wurde von süßen Schauern durchdrungen. Er eilte hastig seiner Wohnung zu, flog die fünf und neunzig Stufen eilends hinauf, die in sein Mansardenzimmer führten. In seinem Stübchen angekommen, hielt er die eine Hand auf die Brust, gleichsam als wolle er dem lauten Herzschlag gebieten, während er mit der andern das Billet öffnete.

Als Herr Straub eines Abends bei seiner Partie Piket von dem zweifelhaften Erfolge erzählte, den eine französische Partitur gehabt hatte, die den Werken des italienischen Meisters nachgebildet war, ließ sich plötzlich in einem Hause der Nachbarschaft eine Violine hören. Der kräftige, schöne Strich, die Gewandtheit des Spielers, mit welcher er über alle Schwierigkeiten hinwegging, zeigte ein Talent ersten Ranges. Herr Straub ließ die Karten fallen und horchte dem unverhofften Konzerte.

„Ein prächtiger Ton, ein gewandtes, seelenvolles Spiel!“ sagte er halblaut vor sich hin.

Plötzlich ergriff den alten Tonkünstler ein heftiges Zittern. Er hob die Hand lauschend in die Höhe; im ganzen Zimmer herrschte eine tiefe Stille, während der unbekannte Virtuos mit einer wahrhaft hinreißenden Einfachheit die reizende Romanze der Margaretha aus Richard Löwenherz vortrug.

Herr Straub stand auf; er konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mystische Schriften verschiedenen Inhalts.

Von Ambros Oschwald, Pfarrer derzeit auf Herrenwies (Bezirksamt Bühl). Baden, Druck der Scotzniovsky'schen Buchdruckerei. 1848. 3 Theile.

Diese Schriften waren bisher wenig bekannt. Sie scheinen mehr nur in engeren Kreisen verbreitet worden zu seyn. Erst seit kurzer Zeit ist das größere Publikum auf sie aufmerksam geworden. Einen Theil dieser Schriften umfassen die Visionen, welche der Herr Pfarrer hatte. Sie sind als Erscheinungen im 19. Jahrhundert nicht uninteressant. Ohne deßhalb näher auf diese Schriften einzugehen, theilen wir nur mehrere dieser Erscheinungen mit. Die Leser können daraus auf den unsinnigen Inhalt des ganzen Werkes schließen. Wir entnehmen den Schriften des Sehers Folgendes. Am 23. December 1844 sah er eine unübersehbare Schaar Seelen, die eine Procession oder vielmehr Wallfahrt hielten. Die Seelen waren alle angethan mit lilienweißen Kleidern von sehr feinem dünnen Stoffe. Sie hatten römische Togen, die herabgingen bis an die Beine. Die Seelen hatten „gleiche Größe und Poßtur". Sie waren von mittlerer Größe, schlankrecht, weiß, hübsch, raschen Ganges. Die Priester tragen Talar, Chorrock und Barret. Dadurch werden sie von den andern Seelen unterschieden; nur die Stola fehlt, weil jenseits das Priesteramt aufhört. Im October 1847 wird ihm durch ein Gesicht deutlich gesagt, daß die Erdäpfelkrankheit bald an die Menschen kommen werde. — Von der Hölle gibt er folgende Beschreibung: Das Feuer in der Hölle ist blau und giftig. Wenn Einer bald sterben soll, schaaren sich die Leichengeister vor seinem Hause und halten den Leichenzug schon voraus, ehe der Todte begraben wird. Die Kriegsgeister spielen die bald folgenden Schlachten, Kriegs- und Heereszüge voraus. Die katholischen Christen tragen eine Monstranz, das Sinnbild ihres Glaubens, die nichtkatholischen ein verstümmeltes Kruzifix als Zeichen ihrer Ketzerei. — Die Seelen unterhalten sich mit Allerlei. Da gibt es Schelmen, die sich mit Witzeln vergnügen, und böse Geister mit Seiltanzen. Sie tragen gelbe Mäntel mit schwarzen Tupfen wie Tigerhäute, und stumpfe Kosackenpeitschen in der Hand, mit denen sie die armen Seelen quälen. In einem besondern Saale des Fegfeuers sind 21 runde Löcher, jedes 4 Schuh hoch und 4 Schuh breit. Feuriger Ruß, einen Schuh hoch, liegt um jedes Loch. Feuerflammen schlagen aus den Löchern heraus. Da hinein werden die verdammten Seelen gejagt, in jedes Loch 35 Seelen. Einer von Denen mit den Tigerhäuten fuhr hintennach, um die armen Seelen zu quälen. Auf einer andern Seite des Saales sind wieder die nämlichen Löcher und da kommen die Seelen wieder heraus, aber ganz verbrannt und verbraten. Dann werden sie abgekühlt im Grundeis. — Am 24. April 1845 sah der Verfasser in einem Gesichte den Johannes Ronge mit einem Billet in der Hand, auf welchem geschrieben stand: $a^5 = c^5$. Ronge bemühte sich vergeblich, diese Zeichen zu entziffern. Nach unserem Seher bedeutet dieses Zeichen aber: daß zu unserer Zeit die Häresie ihre fünfte Entwickelungsstufe durchzumachen habe, dem fünften Haupte im Bilde des Antichristenthums entsprechend (Offenbar. Johannes, Kap. XII).

Von den Weissagungen heben wir folgende heraus: Am Ende der Zeiten kommt ein tausendjähriges Reich des Friedens. Die römisch-katholische Religion ist die allein herrschende. Rom wird von Türken- und Asiatenschaaren 42 Monate lang zerstört. Männer, Weiber und Kinder werden ohne Pardon niedergemacht. Selbst der päpstliche Palast wird demolirt. Nördlich von Rom wird Neu-Jerusalem gebaut. Das Türken- und orientalische Heer zieht verwüstend und mordend den Bodensee und Rhein hinab. Auf dem Welserfelde bei Augsburg kommt es zur

Schlacht. Der Kaiser von Rußland, der katholisch wird, besiegt die Schaaren und beherrscht in Neu-Jerusalem mit dem Papste, wenn Alles ka holisch geworden, die ganze Menschheit. Das tausendjährige Reich kann möglicher Weise schon im Jahre 1850 beginnen.

Wir brechen hier ab, und fügen nur noch bei, daß Pfarrer Oschwald von Vielen als Wunderthäter angesehen wird, welche in oft großen Zügen zu ihm wallfahren, Kranke ihm bringen ꝛc. Die betreffenden Unterbehörden haben dieses ganze Treiben höheren Ortes angezeigt; mit welchem Erfolge aber, ist uns bis jetzt nicht bekannt geworden.

Des Bettlers Heimkehr.

(Nach Betrachtung des von Prof. Becker im Städel'schen Institute ausgestellten Bildes.)

Durch's Feld zieht Nebel und feuchter Wind
Und der Bettler geht heim mit seinem Kind.

Er wankt gebückt am Stabe her,
Sein Herz ist voll, seine Tasche leer.

Was ist das Leben öd' und weit!
So spricht die Maid an seiner Seit'.

Ihr Kleid ist zerrissen, die Wang' erbleicht,
Die Thräne d'rauf hernieder schleicht.

Es hat die Maid geseufzt wie oft,
Sie hat geträumt und hat gehofft;

Doch Alles vergebens — und ist sie auch jung,
Sie hat schon getragen der Leiden genung.

Beim Kreuze am Weg, jetzt betet sie still,
Nun mag's ergehen, wie Gott es will.

Kein Blatt fällt ohne Gott auf's Land,
Er hält auch mich in seiner Hand!

A.

Mannichfaltigkeiten

„Die „Ost Deutsche Post" meldet: Wir vernehmen aus der verläßlichsten Quelle, daß die an der Julie Weißkirchner bisher im k. k. allgemeinen Krankenhause sorgfältig gesammelten Beobachtungen mit Benutzung aller auf amtlichem Wege erhobenen Daten zu dem ärztlichen Ausspruche geführt haben: daß Julie Weißkirchner seit sechs Jahren wirklich körperlich krank sey, — daß ihre Krankheit in Blutmangel, Abmagerung des Körpers, Nerven- und Muskelschwäche bestehe, daß dieses rein physische Leiden durch oftmalige Blutentziehungen (es sollen nach den vorhandenen untrüglichen Narben über 100 Aderlässe und über 200malige Applicationen von Blutegeln und Schröpfköpfen vorausgegangen seyn) herbeigeführt wurde; — daß hingegen die angebliche mehrjährige Schlaflosigkeit, die Enthaltsamkeit von Nahrungsmitteln, die linkseitige Lähmung und Steifigkeit der Gliedmaßen auf Täuschung beruhen, alle übrigen periodisch am Freitage und Samstage erschienenen, die Passionen Christi vorstellenden, örtlich blutenden und allgemeinen krampfhaften Produktionen aber mit ihrer wirklichen Krankheit in keiner ursächlichen Verbindung stehen, sondern künstlich erzeugt worden seyen! Eine gründliche Heilung der Kranken scheint keinem Zweifel zu unterliegen, da durch die ganze dreiwöchentliche Aufenthaltszeit der Juliana Weißkirchner im hiesigen allgemeinen Krankenhause keine Produktionen des Leidens unseres Erlösers zum Vorschein kamen, Schlaf und Eßlust, so wie die freie Bewegung der linkseitigen Gliedmaßen wieder erwacht sind, und die Kranke täglich an Kräften und besserem Aussehen gewinnt. — Eine andere Frage ist, ob die Weißkirchner, die ihre körperliche Herstellung der energischen und klugen Vorkehrung der Statthalterei, so wie der humanen und rationellen ärztlichen Behandlung im allgemeinen Krankenhause zu danken hat, sofort nach ihrer Genesung heimgeschickt werden soll, oder ob nicht in Bezug der unverkennbaren Täuschung, die mit dem Glauben Vieler getrieben wurde, Grund zu einer gerichtlichen Untersuchung, und ob es nicht Pflicht der Gerichtsbehörden ist, den flagranten Fall weiter zu verfolgen.

(Frankfurt.) Das hier erscheinende „Vereinsblatt zum Schutz der nationalen Arbeit" macht mit Recht auf ein durch den wiedererweckten altdeutschen Innungsgeist neuerdings ins Leben gerufenes Institut aufmerksam, welches mit manchen andern allerdings verschrobenen Bestrebungen des Arbeiter- und Handwerkerstandes den neuern Polizeimaßregeln zu unterliegen droht, während in ihm eine gesunde Richtung des deutschen Geistes sich offenbart. Es sind dieß die in manchen Gegenden Deutschlands bereits entstandenen Wanderkassen. Es gibt deren etwa 30—40 in Deutschland. Die Mitglieder dieser Kassen zahlen während ihrer Arbeitszeit einen geringen Beitrag, wöchentlich 1 Kreuzer, in die Kasse und erhalten dafür während ihrer Wanderzeit in den Städten, in welchen die Kassen bestehen, 12—24 Kreuzer. Wenn diese Einrichtung über ganz Deutschland verbreitet wäre, würde das demoralisirende Betteln auf Einen Schlag vernichtet werden. Besonders in Südbayern haben sich viele Stimmen für eine schleunige Inslebenführung einer allgemeinen deutschen Wanderkasse erhoben. Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen deutschen Ländern diese Frage ernstlich besprochen würde. Die Regierungen werden gewiß nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und diesen gesunden Keim unterdrücken wollen, während sie mit Recht so manche unreife Idee von Arbeitervereinen in ihre Schranken weisen.

Vor einiger Zeit wurde in der „Aachener Zeitung" auf die seit einigen Jahren gestiftete deutsche Colonie auf dem Cap aufmerksam gemacht. Ein Deutscher, Hr. Bergtheil, faßte, nachdem er die Erfahrung zuerst gemacht hatte, wie trefflich sich der Boden von Portnatal für den Baumwollenanbau eigne, vor drei Jahren den Plan, eine Ansiedelung Deutscher dort zu gründen. Er kaufte große Strecken Landes zu damals sehr billigen Preisen und brachte vor 2½ Jahren 30 arme Bauernfamilien, 132 Köpfe stark, aus der Umgegend von Bremen für seine Rechnung nach Portnatal. Nicht nur, daß er für Alles gesorgt, was den Heimathsmüden ihre Zukunft sicher stellen mußte, war er human genug, ihnen so günstige Bedingungen zu stellen, daß sie nicht nur jetzt als unabhängige Bürger ihre Existenz gegründet, sondern daß sie schon sämmtlich sich ein Vermögen in der kurzen Zeit erwerben konnten. Bergtheil hatte für Alles gesorgt, was die Colonie rasch fördern mußte. Alle nöthigen Handwerker hatte er geschafft, an Geistlichen und einem Arzte fehlte es auch nicht, und so kam es denn, daß in der kurzen Zeit die deutsche Ansiedelung, die den Namen Germania führt, durch ihr Gedeihen und den Fleiß und Ordnungssinn ihrer Bewohner sich einen geachteten Namen in der Capcolonie erworben hat. So konnte es nicht fehlen, daß die dortigen Ansiedler mit ihrem Loose zufrieden sind und nicht genug ihrem Wohlthäter danken können, welcher für sie so gewissenhaft Sorge getragen. Die Baumwolle, welche die deutsche Colonie nach England

gesandt, erweis't sich als ein so gutes Produkt, daß sie buchstäblich dort den doppelten Preis der amerikanischen Baumwolle davongetragen. Uebrigens hat sich in England eine Auswanderungsgesellschaft gebildet, welche allmonatlich ein Schiff nach Portnatal mit Auswanderern senden wird.

(Mannheim, 3. Aug.) Ein Besuch des hiesigen Bankiers H. in dem Bürgerverein zu Frankfurt gab Veranlassung, zwischen dem Schachspielklubb der Harmonie und den Schachspielern des gedachten Bürgervereins eine Wettschachpartie zu kontrahiren, welche, nachdem sie über Dreivierteljahre gewährt, durch Zuziehung eines hiesigen Bürgers, der nicht Mitglied der Harmoniegesellschaft ist, jetzt endlich remis geworden ist. Die bei dem Spiele angewendete Vorsicht war außerordentlich. Die Partie, wie sie gerade stand, wurde immer von verschiedenen Seiten, vor Entscheidung zu diesem oder jenem Zuge, erst vollständig fertig gespielt, um alle möglichen Chancen dieses Zuges zu bemessen. Die Anfangszüge ließen das Spiel für hier verloren erscheinen und die vortheilhafte Wendung desselben ist allein dem erwähnten Beirather zuzuschreiben.

(Nürnberg, 9. August.) Im Atelier des Bildhauers und Gießers Burgschmidt ist das 10 Fuß hohe Modell zur Statue des badischen Ministers Winter, eine Arbeit des Bildhauers Reich in Karlsruhe, aufgestellt, welche diesem zum Gusse in Erz anvertraut ist. Die moderne Kleidung hebt die parlamentarische Haltung des Staatsmannes hier gut hervor, ausgezeichnet porträtirt und charakteristisch ist der Kopf, und die ausgestreckte rechte Hand, welcher den eben ausgesprochenen Satz als klar dastehend anschaulich zu machen sucht. Die Figur lehnt sich an einen Stuhl, über den der Mantel in weiten Falten herabfällt. — Dieser Tage wird auch das Modell zu einer 8 Fuß hohen Bronzestatue Luther's von Müller in Meiningen eintreffen, die für den Geburtsort desselben, Möhra, bestimmt ist und deren Kosten eine in Thüringen veranstaltete Sammlung deckt.

(Hannover, 13. August.) Lüneburg hat noch einen guten Rest der alten Zeit aufbewahrt: den Bräuten ist dort eine nach Ständen berechnete Unterscheidung im Trauungsanzuge vorgeschrieben. Im Läneb. Sonntagsblatt lesen wir, daß erst am 30. Juli im Bürgerverein der Antrag gestellt ist, den Magistrat um Aufhebung dieser Unsitte anzugehen.

Korrespondenz.

Wien, im August.

Es liegt doch ein eigner Zaubee in Meyerbeer's „Propheten", denn sonst ließe sich der fortwäheende Zudrang dee Wienee zu dieser Oper, selbst an den schönsten Sommerabenden, nicht erklären; denn das, was d'ran ist, wir meinen die äußern Zuthaten der Ausstattung, bekömmt man doch bald satt. Abee man lauscht immer und immer wieder auf diese herrlichen Tonweisen und findet jedes Mal neue Schönheiten. Dazu besitzen wir hiee in Wien in Hen. Andee den ersten Prophetensängee Deutschlands, dee in vielen Momenten den Pariser Propheten Roger übertrifft, und vorzüglich gut bei Stimme bei dee letzten Aufführung war. Auch Frau Beheend-Brandt, welche nunmehr ihr Gastspiel hier beendet hat, entfaltete an diesem Abend als Fides alle ihre schönen Mittel, und ihre reine klangvolle Stimme machte sich vorzüglich in der Bettler-Arie, dann im fünften Akte geltend. Was wir als besondees lobenswerth anerkennen müssen, ist, daß sie ihee Stimme nicht zu einee unnatürlichen Tiefe herabzwängt, was jedenfalls wideelich klingt. Frau Behrend-Brandt wae untee den uns im Laufe dieses Sommers vorgeführten gastirenden Sängerinnen unstreitig eine der talentvollsten, von tüchtig musikalischer Bildung, der gewiß noch die schönste Zukunft bevorsteht. Dieselbe, wie Hr. Ander, wurde durch Beifall und Vorruf ausgezeichnet. (Humorist.)

Gießen, 10. August.

Wir hatten, ehe noch die Eisenbahn zwischen Feankfuet und Friedberg und zwischen Lollar und Gießen eingerichtet war, gehofft, daß unser Postverkehr durch Benutzung derselben, wenn nicht verbessert, denn eine Verbesserung konnten wir, bei der Zweckmäßigkeit der bestehenden Verkehrsmittel, nicht wohl erwaeten, so doch mindestens nicht verschlechtert weeden würde. Unsere Erwartungen sind leider sehr getäuscht worden. Frühee hatten wir deei tägliche Fahrpostgelegenheiten nach Frankfurt, Moegens um 7, Vormittags um 11 nud Abends um 10 Uhe; jetzt haben wie nach Frankfurt nue zwei tägliche Gelegenheiten, die eine Nachts um 1 oder 2 Uhe und die zweite Nachmittags um 3 — 4 Uhr. Offenbae sind diese Gelegenheiten nicht genügend und auch bezüglich dee Abgangszeiten keineswegs angemessen. Dagegen besteht noch eine dritte tägliche Gelegenheit nach Feiedbeeg Abends um 6 Uhr, die füe uns ohne allen Vortheil ist, da unser Verkehr mit Friedberg nicht von Wichtigkeit ist und man von Friedberg aus nicht sogleich weiter kommen kann, sondern doet übeenachten muß. Ueberhaupt scheint uns eine Postverbindung von Lollar nach Friedberg ganz unnöthig und wüede es gewiß dem reisenden Theile unserer Bewohner weit förderlicher seyn, wenn statt dieser zwecklosen Einrichtung eine Verbindung nach Friedberg zu einer geeigneten Tageszeit eingeeichtet worden wäee und zwar im Anschluß auf einen von Friedberg abgehenden Eisenbahnzug. Daß über eine solche mangelhafte Einrichtung sehr geklagt wird, ist begreiflich und eine Aenderung wird von allen Seiten gewünscht. Aber leider läßt man es bei Klagen und Tiraden in den Wirthshäusern beruhen und thut nichts, um eine Aenderung zu bewirken. Auch die Posteinrichtungen in unserer Provinz sollen in neuerer Zeit keineswegs eine Verdesserung, im Gegentheil eine Verschlimmerung erlitten haben. Als Beweis führen wir nur an, daß, um von Gießen nach Laubach zu gelangen, 7 — 8 Stunden erfordeelich sind, weil man sich in Lich einige Stunden aufhalten und Geld verzehren muß. Von Laubach nach Gießen ist es nicht besser, auch hier hat man Gelegenheit, sich in Lich viee Stunden zu amüsiren und Betrachtungen über diese mangelhaften Einrichtungen anzustellen. Daß die Zeitungen, und namentlich Ihe Journal, das viele Leser zählt, seit neuerer Zeit viel spätee, als frühee in vielen Orten, in welchen eine Post besteht, ankommt, wird Ihnen wohl bekannt seyn. Die Zeitung, welche in Frankfurt schon Morgens vor 10 Uhr ausgegeben wird, erhält man in Vilbel und Friedberg um 8 Uhr Abends und später, und doch beträgt die Entfernung eine halbe und ganze Stunde. Daß diese schlechte Einrichtung sich sehr leicht beseitigen ließe und es wenigstens möglich gemacht werden könnte, daß diese Zeitungen schon gegen 4 Uhr Nachmittags ihre Bestimmung erreichten, wird mit Gewißheit versicheet; geht ja doch ein Bahnzug um 3 Uhr in Frankfuet ab, den man aber nicht zu benutzen scheint*), weil man eben sich um das Publikum und seine Bedürfnisse nicht bekümmeet. Es ist wirklich nicht leicht zu begreifen, wie unsere Staatsregierung, welcher doch die Obeeaufsicht über das Postwesen zusteht, so wenig bestrebt ist, das Interesse des Landes dee Post gegenüber zu wahren und wie sie dasselbe ganz und ohne alle Rücksicht einee Behörde überläßt, die bei ihree Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Elementen, unmöglich ein warmes Inteeesse an unserm Lande nehmen kann. Es muß dringend gewünscht werden, daß solche Verhältnisse beseitigt werden und daß unsere Staatsregierung, die ohnehin auf die Verhältnisse Deutschlands einwirken kann, sich wenigstens bemüht, im Innern diejenigen Verbesserungen einzuführen, die das Land mit Recht erwarten kann und darf.

*) Diesen Mißstand haben wie schon früher in einem Aetikel unseres Journals zue Kenntniß gebeacht. D. Red.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 16. August. (Gastdarstellung dee Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Favorite, große Opee in 4 Abth., Musik von Donizetti. Leonore: Mad. Jullienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspeeisen.

Samstag, 17. August. Rosenmüllee und Finke, odee: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von De. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 196. Samstag, den 17. August 1850.

Eine Künstlerehe.

Nach dem Französischen des M. Stephen de Madeleine.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht," rief Herr Straub aus, „wer der Meister ist, der die schönsten Melodien, welche die französische Schule aufzuweisen hat, so vollendet, so unübertrefflich vorträgt; aber ich gestehe, daß weder Rode noch Viotti mich so entzückt haben! .... So ist also der alte unsterbliche Gretry noch nicht vergessen, da ihn ein solches Talent noch zum Gegenstande seiner Studien macht!"

Mehrere Arien von Gretry und andern gleichzeitigen Componisten folgten der ersten Romanze. Der alte Künstler schien sich ganz in Erinnerungen zu versenken; seine gewöhnliche Schwermuth bei dem Andenken der vergangenen Zeit ergriff ihn auch jetzt. — Als nun der unbekannte Virtuos gar die schöne Arie des Blondel: „O, Richard! o, mein König!" vortrug, glaubte Herr Straub ein volles Orchester zu hören, so vorzüglich war dieselbe gesetzt, und so hinreißend trug sie der junge Künstler vor.

Henriette war genöthigt, ihr niedliches Fingerchen auf den Mund ihres Vaters zu legen, um denselben zu hindern, in laute Ausrufe der Bewunderung auszubrechen. Sie suchte die Aufregung des guten Greises ein wenig zu dämpfen, indem sie ihn aufmerksam machte, daß der Unbekannte sich jedenfalls unbemerkt glaube; erführe er aber, daß er beobachtet sey, dann wäre zu fürchten, daß er sich nicht mehr so zwanglos hören lasse. Diese Bemerkung half. Herr Straub suchte seine Begeisterung, wenigstens deren laute Ausbrüche zu mäßigen; doch seine Thränen der Rührung vermochte er nicht sogleich zurückzuhalten. Den ganzen Abend sprach er von nichts Anderem, als dem enormen Talente des Nachbars, — Fräulein Manette, die Haushälterin, die gewöhnlich über Alles Auskunft geben konnte, was in dem Stadtviertel vorging, wurde gerufen. Herr Straub fragte sie, welche Wohnungsveränderung wohl in dem gegenüberliegenden Hause statt gefunden hätte. Fräulein Manette wußte nur, daß in dem Hause ein einziges Zimmer zu vermiethen gewesen sey, daß dasselbe seit diesem Abend von einem jungen Manne bezogen worden wäre, der nicht eben in glänzenden Vermögensumständen seyn könne, nach den Sachen zu urtheilen, die er mitgebracht habe.

Herr Straub erklärte ganz entschieden, daß diese Annahme jedenfalls eine unrichtige sey. Der neue Nachbar könne unmöglich jener Virtuos seyn, der die gediegene Musik Gretry's so schön vortrage.

„Die gegenwärtige Zeit," sagte er, „ist reich an sogenannten Talenten und erwachenden Genies, welche die Meisterwerke dutzendweise schaffen. Freilich werden sie heute bewundert und morgen vergessen, wie dieß auch bei ihrem oberflächlichen Werthe nicht anders seyn kann. Die Componisten betrüben sich auch darüber nicht, sie sind vielmehr mit einem augenblicklichen Erfolge zufrieden. Aber der Künstler, den wir eben bewundert haben, gehört jener großen Zahl nicht an; er huldigt der Mode nicht, sondern liebt die Kunst um ihrer selbst willen; er buhlt nicht um die Gunst des Publikums, sondern geht festen Schrittes auf dem Wege fort, den Gluck, Gretry u. a. berühmt gemacht haben, und so ist ihm der wahre Ruhm gewiß."

Während dieses heftigen Ausfalles gegen die neuere Musik lächelte das muthwillige Mädchen mehrmals schalkhaft. Sie war im Innern noch mehr erfreut, als ihr Vater, denn der junge Virtuos, der so eben diese Lobsprüche erhalten hatte, war Niemand anders als Edmund von Guerfroi. Es ist wohl unnöthig zu bemerken, daß der junge Mann bei der Wahl seiner Wohnung keinen andern Zweck im Auge gehabt hatte, als den, Henrietten näher zu kommen. Jetzt konnte er sie den ganzen Tag von seinem Fenster aus sehen. — Wenn er hauptsächlich die Erzeugnisse der älteren Componisten zu den Gegenständen seiner Studien machte, so hatte er dabei natürlich Herrn Straub im Auge. Und in der That gab es auch kein besseres Mittel, diesen für sich zu interessiren und die Bekanntschaft mit ihm einzuleiten.

Der Plan Edmunds, der ihm eigentlich von Henrietten eingegeben worden war, glückte über alle Erwartung. So oft der junge Violinist nicht genöthigt war, in das Theater zu gehen, öffnete er sein Fenster und fing an, nach besten Kräften zu spielen, (er spielte in der That ausgezeichnet) natürlich immer Sachen aus der alten Schule.

In kurzer Zeit kannte Herr Straub die Abende, auf welchen er auf einen Ohrenschmauß rechnen durfte. Er ließ sich an denselben einen Stuhl unter die blühenden Akazien tragen und athmete so zugleich mit dem Wohlgeruch der Blüthen auch die geliebten Töne ein, die ihn in seine Jugendzeit zurückversetzten.

Während der kleinen Pausen, welche Edmund machte, heftete Herr Straub seinen Blick unverwandt auf das Fenster, von welchem her die lieblichen Töne gekommen waren; er gab sich alle Mühe, die Züge des jugendlichen Virtuosen zu erkennen. Ja, man kann sagen, er blickte jetzt eben so sehnsüchtig nach Edmunds Fenstern, wie dieser noch vor wenigen Wochen nach denen Henriettens geblickt hatte.

Die Unterhaltungen über den jungen Unbekannten nahmen kein Ende in der kleinen Familie in dem grün umwachsenen Häuschen. Herr Straub hatte durch den Besitzer des fraglichen Hauses wirklich in Erfahrung gebracht, daß Herr von Guerfroi ein junger Mann sey, der sich in dürftigen Umständen befinde. Der alte Klaviervirtuos nahm als unzweifelhaft an, die Armuth Edmund's sey nothwendige Folge seines Festhaltens an der alten Schule. Er betrachtete ihn daher gewissermaßen als einen Mär-

tyrer der Kunst, der jede Lebensannehmlichkeit, jeden Gewinn ihr geopfert habe.

Er fühlte für seinen jungen Nachbar eine Art Zärtlichkeit, die fast den Charakter der Verehrung annahm, und die um so heftiger wurde, je weniger sich eine Gelegenheit zeigte, auf ungezwungene Art seine Bekanntschaft zu machen. Als nun gar einige Abende verstrichen, ohne daß der junge Mann sich hören ließ, da konnte Herr Straub nicht länger widerstehen. Er war überhaupt einfach und treuherzig in seinen Handlungen, und so faßte er denn den Entschluß, geradezu den neuen Nachbar aufzusuchen und ihm zu danken für den Genuß, den er ihm durch sein Spiel verschafft hatte.

Herr Straub, der, trotz der kleinen Schwächen, die ihm anhingen, ein gebildeter, gewandter Mann war, kam sehr befriedigt von Edmund zurück.

„Ich habe es wohl gedacht," rief er aus, als er nach Hause zurückkehrte. „Der junge Mann ist eben so angenehm als talentvoll. Es ist wirklich zu bedauern, daß er so allein in der Welt steht, ohne Eltern, ohne Verwandte. Jede Familie würde sich glücklich preisen, einen so ausgezeichneten jungen Künstler zu ihren Mitgliedern zu zählen. Mein Kind," fuhr er fort, indem er sich an seine Tochter wandte, die ihn erröthend anhörte, „vergiß nicht, morgen ein Couvert mehr zu legen, und berathe Dich mit Manette, um für ein recht gemüthliches Mittagessen zu sorgen; Herr Guerfroi hat meine Einladung angenommen."

Die schönen Augen Henriettens glänzten vor freudiger Ueberraschung; einen solchen Erfolg hatte sie nicht von dem ersten Besuche erwartet. Sie zog sich sogleich zurück, um, wie sie sagte, mit Manetten zu sprechen. In der That aber ging sie, um ihr Entzücken zu verbergen. Sie blieb im Nebenzimmer vor dem geöffneten Fenster stehen und sandte einen dankenden Blick zum Himmel, der beredter sprach als Worte. Dann eilte sie in die Küche und stürzte ihrer alten Freundin in die Arme.

„Ach, meine Beste!" rief sie aus, „er kommt morgen, er ißt morgen mit uns zu Mittag!"

„Wer denn?" fragte die gute Frau, indem sie über das Glück des geliebten Kindes lächelte, das sie hatte aufwachsen sehen, und dessen zweite Mutter sie gleichsam war.

„Herr von Guerfroi," rief sie aus und sprang um Manetten herum, „mein armer Edmund, mein kleiner Mann . . . . denn er wird doch mein Mann, das wirst Du sehen, Manette. Mein guter Vater liebt ihn so herzlich! er sagt, jeder Vater würde stolz seyn, ihn Sohn zu nennen . . . . er wird ihm auch seine Tochter nicht verweigern, die außerdem vor Kummer sterben würde."

„Still, still, mein Kind!" sagte Manette, indem sie das blonde Köpfchen des Kindes in ihren faltigen Händen hielt; „sprechen wir jetzt noch nicht davon. Herr Straub hängt noch mehr an seinen alten Thalern als an seiner alten Musik. Gib Acht, daß er uns nicht hört, denn sonst wäre zu fürchten, daß Herr von Guerfroi morgen nicht mit uns zu Mittag spris'te. Glaube mir, mein Kind," fuhr sie fort, „wir dürfen nichts übereilen; lassen wir die Sachen kommen."

Dieser verständige Rath dämpfte die übermäßige Freude Henriettens. Sie schmollte der guten Frau ein wenig und begab sich in ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Den Rückschritts-Männern.

Wie, ihr wähnt den Geist zu bannen?
Brechen soll der Spiegel Gottes,
Weil er Heuchlern und Tyrannen
Zeigt ihr häßlich Bild des Spottes?

Zieht vom Schädel bis zur Sohle
Stahlgewappnet ihm entgegen,
Ihr müßt doch die Aureole
Vor dem Starken niederlegen!

Vor dem freien und dem wahren
Geist der Zeit müßt ihr erliegen,
Und Millionen Söldnerschaaren
Werden niemals ihn besiegen!

Alles Mühen, alles Dichten,
Ihn zu fesseln, ist vergebens,
Wenn das Dunkel sich will lichten,
Blühen will der Baum des Lebens.

Seht, schon wächst des Adlers Flügel,
Den ihr ewig wähnt gebrochen, —
Bald wird an den Grabeshügel
Er in seiner Urkraft pochen.

Seht ihr nicht die Augen blitzen,
Wie die Schwingen schon sich heben?
Zu der Freiheit höchsten Spitzen
Zieht's den Muth'gen aufzuschweben.

Horcht, der Löwe brüllt schon wilder,
Dem die Heimath ihr geraubet,
Und die theure ihm durch Bilder
Spottend zu ersetzen glaubet.

Wähnt nicht, daß er sie vergessen
Seiner Freiheit weite Räume,
Wenn ihr Wüste und Zypressen
Malt und dunkle Palmenbäume!

Nein, er schläft nur, von ihr träumend. —
Aber, falsche Wächter, zittert,
Wenn erwacht und wild sich bäumend
Er das Bild des Truges wittert!

Wißt, so wird mit Löwenstärke
Einst das deutsche Volk erwachen,
Und der Wächter stolze Werke
Brechen und zu Schanden machen.

Kühn wird es mit Adlerschwingen
Sich aus jeder Schmach erheben
Und den Siegeskranz erringen:
Freiheit, Wohlstand, Glück und Leben.

Hermann von der Kinzig.

Das hydro-elektrische Licht,

sogenanntes Wassergas.

(Aus dem „Journal of Gas Lighting" vom 10. Aug. 1850.)

Das Londoner „Journal of Gas Lighting" brachte in seiner Juninummer einen Auszug aus einer amerikanischen Zeitung, worin berichtet wurde, daß ein Herr H. M. Paine aus Worcester (Massachusetts) einen Apparat zur Darstellung von Wasserstoff- und Sauerstoffgas, durch Zersetzung von Wasser vermittelst Electrizität, erfunden habe. Die Electrizität sollte durch mechanische Mittel hervorgebracht werden, nämlich durch ein Gewicht von 68 Pfund, welches, von einer Höhe von 9' herabfallend,

hinreichend seyn sollte, 1000 Kubikfuß Gas in einer Stunde zu erzeugen. Es war ferner angegeben, daß alsdann das so erzeugte Wasserstoffgas carbonisirt (mit Kohlenstoff verbunden) und hierauf zur Beleuchtung gebraucht oder in seinem natürlichen Zustande zur Heizung angewandt werde. Ein solcher Prozeß ist schon lange die Lieblingsidee der Ingenieure von Gasbereitungsgesellschaften gewesen, und da derselbe im Bereich der Möglichkeit liegt, so hielten wir zwar die oben angeführten Resultate für glaubwürdig, waren aber doch nicht auf die schmähliche Täuschung vorbereitet, welche, wie der folgende Bericht beweis't, wieder einmal der Welt aufgebürdet wurde.

Dieser Bericht, welcher von dem Ingenieur Charles Roome an die Präsidenten der Gasbereitungsanstalten von New-York und Manhattan erstattet worden, lautet also:

„Meine Herren! Auf Ersuchen des Herrn Green in New-York, dem Agenten der Herren Paine und Pedrick, habe ich, gemäß Ihren Instruktionen, den Apparat des Herrn Paine in Worcester so genau, als mir dieß irgend möglich war, untersucht. Als ich das erstemal mit Herrn Green zusammenkam, sagte ich ihm, daß ich kein rechtes Vertrauen zu der Geschicklichkeit des Herrn Paine hätte, aus Wasser Gas zu erzeugen, welches zu gleicher Zeit ein ökonomisches Brennmaterial und einen billigen Leuchtstoff gäbe; ich sey der Ansicht, daß wenn Herr Paine dieses Wassergas durch Terpentin oder Naphta leite, dadurch die Kosten in einem solchen Grade erhöht würden, daß es weder mit Oel- noch mit Kohlen-Gas concurriren könne. — Herr Green erwiderte, daß ich im Irrthum wäre; er erwarte nicht von mir, daß ich seinen Angaben Glauben schenke, wolle ich aber mit ihm nach Worcester gehen, so würde er mich überzeugen, daß Herr Paine eine Methode zur Erzeugung und Carbonisirung des Wasserstoffs entdeckt hätte, welche sowohl einfach als billig sey. Ich ging auf diesen Vorschlag ein und fragte ihn, ob ich behufs genauer Inspektion des Apparats die Herren Doktoren Forrey und Chilton (zwei bekannte Chemiker in New-York) einladen dürfte, mit mir zu gehen. Green erklärte sich hiermit vollkommen einverstanden, ersuchte mich, so viele Sachkenner, als mir immer beliebe, mitzubringen, und fügte die Versicherung bei, daß Herr Paine auch seinerseits gegenwärtig seyn würde, um unsere Fragen zu beantworten; auch werde er uns jeden Theil des Apparates, mit Ausnahme der Elektroden und Spirale (helices), welche sein Geheimniß enthielten, zeigen. Diese könnten wir nicht eher sehen, bis die Gascompagnien das Recht zum Gebrauch der Entdeckung gekauft hätten. Weiter fügte er bei, daß dieses Recht in New-York Niemand angeboten werden solle, bevor ich zurückgekehrt sey; damit ich aber sehen könne, daß keine Täuschung dabei stattfände, so werde er das Gas in unserer Gegenwart und zwar in dem uns vorzuzeigenden Apparat bereiten; auch könnten wir es in jeder Weise, die wir für gut fänden, probiren. — Die beiderseitige Zusammenkunft wurde auf Dienstag den 25. Juni bestimmt und angenommen. Ich sandte sodann eine telegraphische Mittheilung an Herrn Darracott, den Agenten der Bostoner Gasbereitungsgesellschaft, ihn und Herrn Blake ersuchend, mit uns in Worcester zusammenzukommen. Dieß geschah. — Herr Green führte uns bei Herrn Pedrick ein; wir fanden aber Herrn Paine nicht anwesend; Herr Green gab vor, derselbe sey zu einem vorläufigen Engagement vor die städtische Behörde gerufen worden. Herr Pedrick lud uns nun ein, die Maschinerien des Herrn Pain in dessen Zimmer im Worcester Börsengebäude einzusehen. Wir folgten dieser Einladung und wurden daselbst bei dem jüngeren Bruder des Herrn Paine eingeführt. — In der Mitte des Zimmers sahen wir einen Theil der Maschinerie, welchen uns Herr Pedrick als denjenigen bezeichnete, mit welcher Herr Paine das Wasser zersetze. Pedrick und Pain jun. gaben uns sodann einige Explikationen über die Thätigkeit dieser Maschine, da dieselbe jedoch isolirt stand, konnten wir uns keinen vollständigen Begriff ihrer Thätigkeit machen. Wir wurden dann durch die Herren Pedrick und Green in die Wohnung des Herrn Pain begleitet, wohin uns der Bruder des Herrn Paine vorausgeeilt war. Bei unserer Ankunft daselbst wurden wir in ein Zimmer geführt, in welchem eine zweiarmige Gaslampe auf dem Kamin stand. Herr Paine steckte einen Brenner an, welcher ein sehr glänzendes Licht gab; als wir an dem Gas rochen, ehe es angezündet wurde, hatte es vollkommen den Geruch des Oelgases. Wir wurden hierauf in ein anderes Zimmer im unteren Stockwerk des Hauses gewiesen, in welchem eine Büchse von ungefähr 2 Fuß im Durchmesser und 10 Zoll Höhe auf 4 Backsteine gestellt war. Herr Paine jun. erklärte, daß in derselben die Magnete enthalten wären. Zwei Kupferdrähte, als Conductoren erklärt, führten von dieser Büchse in ein rundes Zinngefäß von ungefähr 2 Fuß Höhe und 8 Zoll Durchmesser, ruhend auf der Oberfläche der Büchse. Dieses Zinngefäß wurde uns von Herrn Paine als dasjenige angedeutet, in welchem das Wasser zersetzt würde. Von diesem Gefäß führte eine Röhre nahe am Fußboden durch die Mauer, und wurde uns gesagt, daß dieselbe mit dem Gasbehälter außerhalb des Gebäudes in Verbindung stände; von dieser Röhre führte eine Zweigröhre aufwärts zu einem schmalen zinnernen Cylinder, der ein Quart Inhalt hatte, in welchem das Gas, welches man in dem Hause gebrauchte, „carbonisirt“ würde. Eine kleine, an dem Cylinder angebrachte Oeffnung war zugestopft und es tropfte ein wenig Flüssigkeit aus derselben, welche Herr Dr. Forrey alsbald untersuchte und als Wasser erkannte. Zufolge Herrn Paine's Erklärung hätte dieses Gefäß Terpentin enthalten sollen. Eine andere Zweigröhre, welche an derjenigen angesetzt war, welche die Verbindung des Gasbehälters mit dem „zersetzenden Gefäß“ herstellte, führte rückwärts durch den Kork einer weithalsigen Glasflasche, in welcher sie in Terpentin eingetaucht war, es war außerdem noch eine andere Röhre in den Kork eingesteckt, welche am oberen Ende mit einem Brenner versehen war. Herr Paine entzündete das Gas an diesem Brenner, welches wiederum so hell wie Oehlgas brannte. Die Herren Paine und Pedrick versicherten uns: Das Gas wäre aus der vor uns stehenden Maschine erzeugtes Wasserstoffgas, welches allein bei seinem Passiren des Terpentins carbonisirt würde. — Ich ersuchte Herrn Paine, die Röhre von der Terpentinflasche abzuschrauben, um das Gas frei aus dem Gasbehälter brennen zu können, ohne daß es durch Terpentin gegangen sey, damit wir uns überzeugen könnten, ob es reines Wasserstoffgas sey, welches jedoch Paine entschieden verweigerte. In derselben Absicht ersuchte sodann Herr Blake Herrn Pedrick, wenigstens die Röhre, welche in den Terpentin tauchte, so weit in der Flasche in die Höhe zu ziehen, daß das durch dieselbe strömende Gas über die Oberfläche des Terpentins streichen und an der anderen Röhre angezündet werden könne, wobei keine Schraube geöffnet werden müsse. Nach einer längeren Erörterung, während welcher Herr Paine jun. das Zimmer verlassen und Herr Dr. Forrey Herrn Pedrick aufmerksam gemacht hatte, daß diese Weigerung hinreichend erschiene, einen Verdacht zu rechtfertigen, ging der Letztere hinaus und kam kurz vor Herrn Paine's jun. Zurückkunft wieder in das Zimmer. Nach einer geheimen Unterredung dieser beiden Herren sagte Herr Pedrick: „Meine Herren! Damit Sie sehen, daß keine Täuschung oder Betrug dabei stattfindet, so wollen wir die Röhre in der gewünschten Weise in die Höhe ziehen.“ Nachdem dieß geschehen, entzündete Herr Paine das, jetzt sehr schwach leuchtende, Gas, und Herr Pedrick fragte, ob wir nun zufriedengestellt seyen? Ich erwiderte: Ich bin überzeugt, daß das nun brennende Gas Wasserstoffgas ist und Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir erlauben, daß die Röhre wieder in den Terpentin eingesenkt

wird, damit ich sehen kann, welche Art von Licht wir dann erhalten werden! Herr Pain verweigerte dieß, aber wir bestanden darauf, daß dieses Experiment gemacht würde, um zu sehen, ob Wasserstoffgas carbonisirt werden könne. Wir paßten auf, daß dießmal keiner von ihnen das Zimmer verließ, und es dauerte lange Zeit, ehe sich Herr Paine bewegen lassen konnte, das Gas anzuzünden, nachdem die Röhre wieder in ihre ursprüngliche Lage in der Terpentinflasche zurückgebracht war. Als er es endlich that, zeigte sich, daß das Gas immer noch Wasserstoffgas war und zwar sehr verschieden von dem uns zuerst gezeigten, welches so hell wie Oelgas brannte; im Gegentheil zeigte sich ein sehr schwaches Licht, sehr wenig unterscheidbar von dem Resultat des zweiten Versuchs und ließ mich und die Herren, welche mit mir waren, außer allem Zweifel, daß dieses Gas vollkommen untauglich zur Beleuchtung sey. Wir waren überzeugt, daß das eine Mal Oelgas und das andere Mal freies Wasserstoffgas brannte, und daß aller Geist des Terpentins hätte verbraucht werden können, ohne die Resultate der Versuche zu verändern. Alle diese Wirkungen konnten leicht durch einen kleinen Oelgas-Apparat einer-, und einen Wasserstoffgas-Apparat andererseits hervorgebracht werden, so daß der Operateur entweder kein lichtgebendes Wasserstoffgas oder irgend ein gutes Leuchtgas zu den Brennern führen konnte. — Herr Paine erschien über dieses Resultat sehr bestürzt und behauptete, das letzte Licht brenne so hell wie das erste. Wir aber fanden es Alle ganz blaß, worauf Herr Paine das Licht auslöschte, und da er uns jede weitere Untersuchung des Apparats verweigerte, so verließen wir das Haus, überzeugt, daß Herr Paine keine Erfindung irgend einer Art gemacht hat.

Nachschrift: Die Unterzeichneten waren bei der Untersuchung, welche Hr. Roome in dem vorhergehenden Bericht beschreibt, gegenwärtig. Sie sind in vollkommener Uebereinstimmung mit demselben und sind völlig derselben Ansichten, welche über diese Apparate und die uns vorgezeigten Gase in diesem Bericht ausgesprochen sind. — Unterzeichnet von John Forrey D.; James R. Chilton M. Dr.; George Darracott; John Blake.

Mannichfaltigkeiten.

In der Gegend von Serravalle (Italien) ist ein Krokodill erlegt worden, das nun in das Naturalienkabinet von Padua gebracht wird. Es ist 6 Fuß lang und wiegt 500 Pfd. Es ist nicht das erste Mal, daß ein solcher Nilbewohner sich verirrt hat oder verschlagen wird. In der Wallfahrtskirche Madonna di Campagna bei Verona ist noch jetzt ein Krokodill in der Kuppel aufgehängt, welches vor Jahren in der Nähe gefangen wurde. Dabei befindet sich auch eine Urkunde mit der ausführlichen Geschichte des Fanges.

Korrespondenz.

Freiburg, 12. August.

Von den Reisenden der Eisenbahn hört man fortwährend Klagen über Brandschäden am Körper, wie an der Kleidung, die durch die Heizung mit Holz verursacht worden. Es ist zu bewundern, daß bis jetzt noch kein größeres Unglück stattgehabt, daß nicht schon ein ganzer Zug in Brand gerathen ist. Wahrscheinlich dürfte auch ein größerer Unglücksfall nicht hinreichen, die einmal eingeschlagene Maßregel, die Holzheizung, abzuschaffen, indem schon Lieferungsverträge über ein Jahrzehnt abgeschlossen seyn sollen. Vielleicht wird uns erst die Wasserheizung Th. Payne's*) von diesem Uebel befreien, die sich nun wohl auch bald in der alten Welt Bahn brechen muß.

Mainz, 14. August.

Wenn ein Bürger stirbt, der Außergewöhnliches für das Wohl seiner Gemeinde, für den Glanz seiner Stadt that, so ist es Pflicht der Ueberlebenden, sein Andenken durch Anerkennung zu ehren und ihm in weiteren Kreisen durch die Lapidarschrift der Oeffentlichkeit ein Denkmal zu setzen. Ein solcher Mann wurde am heutigen Tage hier zur Erde bestattet. Etwa 50 Jahre alt, starb nämlich gestern nach kurzem Krankenlager Hr. Johann Schmitt, Rentner, der Gründer des großen, neuen Stadttheiles, „Neu-Kästrich", welcher durch seine gesunde und herrliche Lage und durch seine schönen Bauten wohl den ersten Rang unter allen Stadttheilen einnimmt. Hr. Schmitt, durch Fleiß und Betriebsamkeit während seiner jüngeren Jahre im Besitze eines sehr beträchtlichen Vermögens und also im Stande, für eine mit Begeisterung ergriffene Sache auch ansehnliche Opfer bringen zu können, außerdem kinderlos, lebte in den letzten Jahren nur für sein Lieblingskind, für seinen Neuen Kästrich, und war unablässig mit Aufbietung bedeutender Geldmittel bemüht, seine Schöpfung der Vollendung entgegenzuführen. Wie sehr dieß Ziel ihm Lieblingsgedanke war, sprach er oft in dem aus der Seele kommenden Wunsche aus, nur so lange leben zu dürfen, bis er dasselbe erreicht sähe. Es sollte ihm nicht werden. Noch Vieles, sehr Vieles hätte er sicher für dieses Ziel gethan, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, Vieles auch noch für die Armen, deren unermüdlicher Wohlthäter er war und die Großes an ihm verlieren. Man sagt, daß er auch im Projekte gehabt, aus eigenen Mitteln in dem neuen Stadttheile eine Badeanstalt für Arme zu errichten. Dieses, sowie manches andere Project zur Verschönerung unserer Stadt, für welchen Zweck er bereits so Vieles gethan, ist mit ihm begraben, wenn nicht seine hinterbliebene Gattin, die Theilnehmerin seiner Pläne, das Werk ihres verstorbenen Gatten fortzusetzen sich berufen fühlt. Ruhe seiner Asche und seinem Andenken die Ehre seiner Mitbürger!

Niederrad, 15. August.

Nächsten Sonntag wird uns wieder das Vergnügen eines ländlichen aber genußreichen Festes zu Theil. Der Gesangverein „Concordia" in Mitwirkung des hiesigen Musikvereins und anderer aus der Umgegend dazu geladenen Vereine werden in dem Geißel'schen Wirthschaftslokale hier ein Konzert veranstalten. Die Tüchtigkeit der auszuführenden Gesänge durch die Gesellschaft Concordia hat sich, unter der vortrefflichen Leitung des Direktors der Gesellschaft, Hrn. Basch, schon mehrfach bewiesen und eben so werden auch die Leistungen des Musikvereins den Erwartungen des Publikums nicht nachstehen. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß sich das Publikum recht zahlreich dazu einfinden möchte, als der Ertrag zum Besten Schleswig-Holsteins bestimmt ist. Auch Hr. Geißel, der als ein thätiger und intelligenter Wirth bekannt ist und dessen Wirthschaftsgarten gewiß einer der schönsten der Umgegend zu nennen ist, wird durch geschmackvolle Decoration und des Abends durch Illumination zur Verherrlichung des Festes alles Mögliche beitragen.

*) S. den vorhergehenden Artikel: „Das hydro-elektrische Licht." D.R.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 197. Montag, den 19. August 1850.

Eine Künstlerehe.

Nach dem Französischen des M. Stephen de Madeleine.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Mittag ging Alles nach Wunsch. Herr Straub bemerkte die Verlegenheit seiner Tochter nicht, eben so wenig die Appetitlosigkeit seines Gastes; er war zu sehr in seine Erinnerungen vertieft. Herr von Guerfroi war ein gründlicher Musikkenner, und wußte über Alles in diesem Fache zu sprechen. Die beiden Künstler kamen immer tiefer in das Gespräch über Musik, und Edmund wußte jederzeit die Meinung seines Wirthes geltend zu machen, ohne daß dieser merkte, daß es nur aus Artigkeit geschah. Eine Stunde dauerte die Unterhaltung, die für Edmund etwas ermüdend war; dann aber wurde er für seine Geduld belohnt. Herr Straub war nämlich durch das lebhafte Sprechen so abgespannt, daß er in einen sanften Schlaf fiel, was zuweilen nach der Mahlzeit der Fall war. Jetzt befanden sich die beiden Geliebten so gut wie allein im Zimmer.

Das Mittagsschläfchen des Herrn Straub währte ein halbes Stündchen; die beiden jungen Leute, Eines so schüchtern als das Andere, sprachen wenig und gleichgültige Dinge; aber ihre Blicke verstanden sich. Auf einem Tische lag ein Notenblatt. Es war eine Handschrift von Gretry, welche der Greis seinem jungen Freunde zeigen wollte. Edmund nahm das Blatt und betrachtete es zerstreut; Henriette trat hinzu, um ihm lesen zu helfen. Ihre Locken berührten bei dieser Gelegenheit Edmund's Stirn; er wagte nicht, sich zu bewegen. Henriette hielt ihre Hand auf das Blatt, unwillkürlich legte Edmund die seinige dazu.

„Nicht hier,“ sagte Henriette mit unterdrückten Seufzern, indem sie auf eine Stelle des Manuscriptes zeigte, welche Edmund eben mit seiner Hand berührte, „sondern vielmehr hier sollte das dacapo stehen.“ Bei dieser Gelegenheit berührten sich ihre Hände ein wenig, einen Augenblick später hatten sie sich umschlungen .... Da machte Herr Straub plötzlich eine Bewegung, die ein nahes Erwachen ankündigte. Henriette zog schnell ihre Hand zurück, blickte den Geliebten noch einmal zärtlich an und verließ das Zimmer.

„Verzeihen Sie, mein junger Freund,“ sagte der Greis, indem er erwachte; „in meinem Alter schleichen sich üble Gewohnheiten ein, mit denen die Jugend ein wenig Nachsicht haben muß. Ich hätte doch gewünscht, Henriette wäre wenigstens so artig gewesen, Ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten. Sie ist noch nicht gewandt, aber sonst ein gutes Kind; wir wollen sie im Garten aufsuchen.“

Als sie durch den Salon gingen, sah Herr Straub die Violine Edmund's, die derselbe hatte holen lassen. Er ergriff die Hand des jungen Mannes und sagte freundlich:

„Sie haben meinen Wunsch errathen und ihn erfüllt, ehe ich sie darum gebeten habe; empfangen Sie dafür meinen Dank, junger Mann,“ fuhr er fort, indem er sich vertraulich auf Edmund's Schulter stützte, „Sie wissen das Alter zu ehren.“

Herr Straub war ein ganz schlichter, einfacher Mann; wenn er aber von Musik sprach, dann zeigte er einen ungewöhnlichen Enthusiasmus, eine außerordentliche Phantasie. Sein ganzes Wesen war dann verwandelt, seine Sprache war gewählter als in der gewöhnlichen Unterhaltung. Die Freundschaft, die er für Edmund empfand, und von der er dem jungen Manne so gerne Beweise gegeben hätte, war gewissermaßen auf die Kunstverwandtschaft gegründet.

In wenigen Tagen gehörte Edmund gleichsam mit zur Familie; ja, man kann sagen, er wurde die Hauptperson in dem kleinen Kreise. Herr Straub lenkte das Gespräch auf die Bedürfnisse des jungen Künstlers, auf dessen Lebensweise u. dgl. Er dachte nämlich, sein junger Freund würde sich offen über seine Verhältnisse aussprechen und ihm dadurch Gelegenheit geben, ihm nützlich zu seyn; aber Edmund baute auf die Freundschaft des Greises Hoffnungen, die ihm nicht erlaubten, das Geringste von ihm anzunehmen, was seine Person allein betraf; daher blieb er über seine Verhältnisse verschlossen.

So verstrich denn der Sommer in vertraulichem Umgange für alle Theile angenehm. Herr Straub machte Pläne für die Zukunft; aber nur ganz im Stillen. Die jungen Leute bauten ihrerseits deßgleichen Luftschlösser; doch auch sie hüteten sich, das Interesse merken zu lassen, das sie an einander nahmen. Herr Straub, der den jungen Nachbar aufrichtig liebte, bemerkte mit Bedauern, daß Henriette ihm auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Er konnte es sich nicht verbergen, daß er einen besondern Zug zu Edmund fühlte, und daß er, sich selbst unbewußt, der Hoffnung Raum gegeben hatte, ihn sich inniger zu verbinden. Andererseits hielt er es für Pflicht, seine Tochter vortheilhaft zu verheirathen, und Edmund — das mußte er sich gestehen — war eigentlich ohne alle Mittel zu einer anständigen Existenz. Daher wollte er auch, trotz seiner Freundschaft für ihn, seiner Tochter nicht eine so unvortheilhafte Partie zumuthen; aber er wünschte im Stillen, Henriette möchte Neigung zu ihm fassen und ihn um seinen väterlichen Segen bitten. Dann hätte er sich gestellt, als gäbe er nur den Bitten seines Kindes nach, während er doch eigentlich seinem eigenem Wunsche gefolgt wäre.

Die beiden jungen Leute, die natürlich keine Ahnung von dem sonderbaren Plane des Herrn Straub hatten, rechneten ihrerseits auf den Erfolg einer komischen Oper von Edmund, welche nächstens aufgeführt werden sollte. — Wir müssen noch bemerken, daß der Herzog von Aumont, welcher als Emigrant längere Zeit Waffengefährte von Edmund's Vater gewesen war, sich sehr für den jungen Künstler interessirte, und daß derselbe

es eben dieser Protektion zu danken hatte, daß seine Oper angenommen worden war und wirklich zur Aufführung kam. Die erste Vorstellung hatte sich sehr verzögert, und so war denn Alles gespannt darauf, da man schon viel hatte von ihr sprechen hören, und da alle Diejenigen, welche der Probe beigewohnt hatten, ihres Lobes voll waren.

Endlich nahte der entscheidende Tag. Während das Schicksal der Oper und mit diesem auch das Geschick der beiden jungen Leute im Theater entschieden wurde, ging Henriette bleich und zitternd im Garten auf und ab. Ihre Stimmung wechselte jeden Augenblick; bald war sie in Verzweiflung, bald voller Hoffnung. Sie baute tausend und tausend Luftschlösser; zerstörte sie aber eben so schnell selbst wieder.

Sie folgte im Geiste dem Gange der Oper. — Jetzt, dachte sie, wird der erste Aufzug vorüber seyn; er endigt mit einem Finale, welches Edmund für sehr erfolgreich hält; jetzt kommen seine Freunde, um ihn zu beglückwünschen; sie überhäufen ihn mit Lobsprüchen. Und an was denkt er wohl jetzt? Ach, gewiß nur an den Augenblick, wo er mir sein Glück erzählt .... Diese Nacht, um Mitternacht, wird sein Fenster offen stehen, als Zeichen, daß Alles nach Wunsch ging .... Aber wenn es zu bliebe?

In diesem Augenblicke rief Herr Straub an seinem Spieltische: Grand misère en coeur! — Die arme Henriette erzitterte bei diesen Worten, die ihr ein böses Vorzeichen zu seyn schienen.

Herr Straub wußte nichts von Edmund's Versuche; fiel derselbe nicht nach Wunsch aus, so sollte er ihm verheimlicht bleiben, weil Edmund dann sicher in seinen Augen verloren hätte. Im günstigen Falle aber sollte er Alles auf einmal erfahren.

Henriette ging zur gewöhnlichen Stunde auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett; aber der Schlaf wollte ihr heute die Augen nicht schließen. Sie zählte ängstlich die Stunden, und wartete mit Ungeduld auf den Schlag zwölf, um nach dem verabredeten Zeichen zu sehen. Gegen halb Zwölf hörte sie auf der Straße, fast vor ihrem Hause, Tritte, dann Geflüster und unterdrücktes Lachen. Sie sprang aus dem Bett, lief an das Fenster, sah aber nichts, die Fenster Edmunds waren finster, und da keine Sterne die finstere Nacht erhellten, konnte sie nicht sehen, was auf der Straße vorging.

(Schluß folgt.)

Schreiben eines Hauptmanns in schleswig-holsteinischen Diensten.

Bivouak nördlich von Rendsburg auf noch schlesw. Boden, den 4. August 1850.

Theure Mutter und Geschwister!

Wiederum zählt mein Leben inmitten des Drama's eines großherzigen Volkes, dem ganz anzugehören ich ein vollbewährtes Recht habe, viele verhängnißvolle und mit Blut geschriebene Erfahrungen mehr.

Wenn ich, der ich gern und immer meine Person im Ganzen und im Ziel vergesse, dennoch gleich von mir rede, so geschieht es, um eine vielleicht nicht geringe Last von Sorgen und Qualen der Ungewißheit von der Brust Derer abzuwälzen, welche seit der Kunde so blutiger Vorgänge gewiß vielfach für mich gebangt haben. Abermals erhielt mich der Himmel im erschütterndsten Gewirre einer zehnstündigen, bis zur gänzlichen Ermattung währenden Schlacht, ziemlich unversehrt, und ein Prallschuß am rechten Oberschenkel, der Rock und Beinkleid durchlöcherte, ohne mich einen Augenblick an Erfüllung meiner Pflicht zu hindern oder den Gebrauch meiner Glieder zu gefährden, ist das leichte Memento an einem Tage, an dem ich den Tod in allen grausigen Gestalten sah. Ich kommandire nach der neuen Eintheilung Willisens ein Bataillon à 600 Mann und verlor an diesem Tage den sechsten Theil, vor Allem aber die Mehrzahl meiner Offiziere, und dennoch verloren andere Bataillone noch mehr. Indem ich Euch auf die amtlichen Berichte der Weser- und anderer Zeitungen aufmerksam mache, übergehe ich alle Details einer der, im Verhältniß der streitenden Truppen, blutigsten und hartnäckigsten Schlachten. Nicht geschlagen oder genöthigt, oder gar entmuthigt, gingen wir zur Eider zurück, sondern einfach, um bei des Feindes bedeutender Uebermacht, die namentlich unsere linke Flanke am Ende bedeutend bedrohte und dann ungleich größere Verluste in Aussicht stellte, nicht Alles an einen Kampf zu setzen. Wir zogen uns, ohne dem Feinde mehr als zerschossenes, unbrauchbares Material und die theilweise nicht gleich fortzubringenden Verwundeten zu lassen, mit einer Ordnung und Ruhe zurück, die jede Verfolgung, wie sie dem Besiegten stets droht, blutig zurückwies. Mit beispielloser Anstrengung aller Kräfte schlug sich die Armee schon den 24., dann lagerte unsere Avantgarden-Brigade (wobei auch mein Bataillon steht) theils auf moorigem Boden; den 25. um $^1/_2$4 Uhr Morgens begann die Schlacht; unausgesetzt bis 2 Uhr Mittags war jede unserer Truppen im Gefecht; von 2 Uhr an bis Abends, dann unausgesetzt die Nacht durch und andern Tages bis zum Mittag währte unser Marsch in die neue Position, nördlich von Rendsburg. Es ist wunderbar, wo Menschen, noch dazu während dieser Bedrängniß kaum Brod und Trank habend, die Kräfte fanden, so Ungeheures auszuhalten. Und dennoch geschah es gern und mit Hingebung, denn wohl Jeden begeisterte die Idee, für ein theures Recht und für deutsche Nationalität zu kämpfen, und wenn wir auch allein stehen und schnöde von einer, wie Sklaven ihre Fürstenfesseln tragenden Nation an thatkräftiger Unterstützung im Stiche gelassen werden, so haben wir dennoch einen Verbündeten, den nicht viele Völker bei ihren Kriegen aufweisen können: ich meine unser **gutes Recht** und den nie trügenden Beistand eines gerechten Gottes. In diesem Bewußtseyn stehen wir wieder schlagfertig da, die gelichteten Glieder schließen die Lücken der Gefallenen und mancher Patriot tritt, unsere Reihen stärkend, zu unserer Sache. Vorzugsweise fehlen Offiziere und Unteroffiziere, um so mehr, als wir noch vor dem Kriege nicht complet waren. Gebe der gute Genius, daß noch Hunderte, von besserem patriotischen Sinne getrieben, als ihn die breite träge Masse zeigt, ihre Kräfte diesen hartbedrängten Herzogthümern widmen; möchte Jeder bedenken, daß er hier so recht für Deutschlands Ehre ficht, und daß in diesem Kampfe noch der Keim zu Folgen liegt, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen. Leider ist das deutsche Volk dazu verurtheilt, mit Comitee's, Charpie-Zupfen, Toasten rc. seine Sympathien einer Sache zu erweisen, auf die seine Geschichte einst mit Stolz hinweisen wird. Leider haben wir von den Fürsten nichts zu erwarten, aber Tausende, die abkömmlich sind und eine Waffe schwingen können, sollten eine Ehre darin suchen, unter Fahnen zu treten, deren Wimpel Zeuge der hingebendsten Tapferkeit und Ausdauer sind. Die öffentlichen Blätter anerkennen dieß wohl, dennoch aber sind ihre Berichte ungenügend und werde ich Euch einst in ruhigen Stunden tausend Züge von Muth und Opfern erzählen, die ein mattherziger Philister deutscher Nation in seiner Bierhalle gar nicht rund bekommen kann. Daheim sah ich Bataillone nach den Uebungsplätzen mit Gesang marschiren, hier sah ich dieselben mit dem Nationalgesang in das erschütterndste Feuer rücken, sah Zuschauer, Frauen wie Männer, Patronen und Erfrischungen in die Glieder bringen, sah junge Leute im Civilanzuge die Waffen Gefallener nehmen und in die Schützenlinien treten, sah erschöpfte Bataillone sich im Feuer zur

Ruhe niederlegen und auf das Kommando „Vorwärts“ wie ein Mann aufspringen und — bitterer, schmerzvoller Gedanke — dennoch war uns das Glück nicht günstig. Den bittersten Eindruck machte auf mich die trostlose Niedergeschlagenheit derjenigen Schleswiger, deren Städte und Orte wir passirten und die nun den verhaßten Feind zu erwarten hatten. Ja, als ich Abends am 25. aus unseren Vorposten dicht und diesseits der Stadt Schleswig die Hörner der einrückenden dänischen Avantgarde hörte, wähnte ich, wir Alle müßten uns wie die besessenen, wüthenden Teufel auf sie stürzen. Der Schlachtausgang hing unsererseits von nur vielleicht einigen frischen Bataillonen und einigen Batterien ab, und mit Thränen des Unmuthes sahen wir uns so unbedeutende Umstände die verdienten Früchte der Tapferkeit und ungeheuersten Ausdauer entreißen. Die Dänen haben, da sie unsere festen Positionen nehmen mußten, furchtbar gelitten und hatten allein einen Verlust von 133 Offizieren, darunter ihre besten, ohne Aussicht auf Ersatz. Täglich treten bei uns deutsche Offiziere ein, worunter freilich mancher Abenteurer, manche Unbedeutendheit. Hoffentlich gehen wir in 8 Tagen wieder vorwärts und hoffen mit Gott siegreich bis zur Königsau zu dringen, die ich einmal schon im vorigen Jahre überschritt. Dieses Gefühl der Freude und des Stolzes möchte ich um jeden Preis haben. Nehmet in der Eile diese flüchtigen Andeutungen, kommt Ruhe, so schreibe ich mehr.

Den 5. August.

Bei dem Avantgarden-Corps kennt man keine Rast noch Ruhe, wir stehen uns Auge in Auge gegenüber, necken uns Tag und Nacht, recognosciren mit kleinen Gefechten, legen Hinterhalt, heute hier, morgen da, stets unter freiem Himmel, — ein vollkommenes Soldatenleben. Verpflegung einfach und kräftig. Die Offiziere einer Compagnie lassen sich von Burschen kochen. Heute fing ich im schönen Witten-See ein Gericht trefflicher Aale, und ein gestern darin genommenes Bad versetzte mich in Himmel. Mein Gehalt läßt mir manche Erleichterung zu und habe ich immer noch ein Glas Wein oder, wenn die Lebensmittel ausbleiben, auch eine Hühnersuppe für ärmere Kameraden. Da ich 2 Rationen geliefert erhalte, so habe ich mir neben dem vom Staate gestellten Pferde noch ein gutes eigenes gekauft, was viele Annehmlichkeiten bietet, namentlich, daß ich immer einen kleinen Mantelsack mit Wäsche bei mir führen kann (die Bagage sieht man oft mehrere Tage nicht). Eben so habe ich zwei brave Burschen, wovon leider der eine an meiner Seite einen Kartätschenschuß durch beide Hände erhielt und sie verlieren wird. Wenn schon ich mit Allem versehen, bitte ich dennoch um ein Kistchen guter Cigarren, 2 feine Handtücher und 2 Servietten, 2 Handtücher habe ich für Verwundete zerrissen und aus meinem Mantelsack genommen. Sendet mir außer Euren Briefen nichts, denn ich kann es nicht packen.

Innigst bitte ich Euch, einflußreiche Männer zu veranlassen, im Interesse unserer gerechten Sache alle Sympathien zu Thaten zu ermuntern, und wenn es in Giessen, Kassel rc. noch nicht geschehen, doch nichts unversucht zu lassen, den Quell patriotischer Unterstützung anzuregen. Sähen nur Viele die Tausende herumwankender Invaliden, die zahllosen jungen Wittwen und Waisen, die von Haus und Hof geflüchteten Schleswiger, die zahllosen Opfer und Lasten dreier Kriegsjahre, wahrlich, manches sonst fühllose Herz würde eine Gabe Denen bringen, die allein Deutschlands Ehre und Ruhm auf würdige Weise zu verfechten wissen. Ich habe diese 3 letzten Jahre ein sehr bewegtes und abwechselungsvolles Leben geführt, sah dem Tod mannichfach ins Auge und gestehe, wenn ich diesen Kampf bis zum letzten Manne mitgefochten, sehne ich mich unendlich nach einiger Ruhe und nach dem Glücke eines segensvollen Familienlebens. Diese ewig bewegten Verhältnisse der letzten Jahre, denen ich so ganz angehörte, spannen und nähren den Geist, aber sie verzehren auch in zehnfachem Grade die körperlichen Kräfte. Nur meiner eisernen Gesundheit scheint das Unglaubliche möglich. Im Augenblick werde ich abgelöst, bitte nur noch Euch Alle, mir recht bald und viel zu schreiben, sowie stets in Liebe zu denken Eures treuen rc.

Mannichfaltigkeiten.

In einer Gemeinde in der Nähe von **Villefranche**, ist eine Ziege von der Wasserscheu ergriffen worden, welches Ereigniß um so mehr Aufsehen in landwirthschaftlichen Kreisen hervorgebracht hat, als bereits konstatirt worden, daß die Ziege keineswegs **gebissen** worden, und daß sich mitunter bei diesem Geschlechte, wie bei dem der Hunde, diese entsetzliche Krankheit von Innen heraus entwickeln kann.

Am 8. Aug. stand in **Darmstadt** Daniel Kiefer, Taglöhner von Sprendlingen, unter der Anklage des Meineids, vor den Geschworenen; das Verdict lautete auf Schuldig, und der Assisenhof sprach eine Zuchthausstrafe von 2 Jahren aus.

(**Schnelligkeit der elektrischen Strömung.**) Es ist bekannt, daß kürzlich durch den elektrischen Telegraphen auf eine Anfrage von Berlin über Wien nach München die Antwort in 3 Stunden erfolgte. Der Weg hin und zurück beträgt 360 Meilen. Aber auch bei dieser Geschwindigkeit geht doch fast die ganze Zeit mit dem Entziffern und Weiterbefördern der Depeschen auf den einzelnen Stationen verloren; es würde sonst die Schnelligkeit noch ungleich größer seyn. Man hat berechnet, daß, wenn eine Verbindung durch Kupferdrähte zwischen Petersburg und Peking hergestellt und der Kraftverlust, der dem elektrischen Strom auf diesem Wege zustieße, vermieden werden könnte, der Fragende in China's Hauptstadt nach etwa $1^1/_2$ Tertien schon Antwort würde empfangen können, ja daß ein Bewohner des Mondes noch vor Ablauf einer Sekunde von der Erde aus würde Nachricht erhalten können. Die Mittheilungen nämlich der Gedanken auf dem Wege der elektrischen Leitung ist schneller als selbst das Licht: die elektrische Strömung durch den Kupferdraht durchläuft in einer Sekunde 72,000, der Lichtstrahl nur 41,518 Meilen. — Eine treffliche, sehr verständliche Schrift über die Wirksamkeit und Einrichtung des elektrischen Telegraphen hat C. H. von Steinheil in München herausgegeben.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung einer kürzlich erschienenen Schrift über die Winter-Campagne des Graf Schlik'schen Armeecorps 1848 und 1849 sagt der Recensent derselben in den „Grenzboten“: „Es kann Keiner ein guter Soldat seyn, wenn er nicht sich und sein Corps für besser, stärker und siegreicher hält als den Feind; und erst der Glaube an das Vertrauen macht stark. Allerdings liegt etwas Komisches darin, wenn zwei solche Selbstgefühle einander gegenüber stehen. Als einst ein wackerer preußischer Unteroffizier den Recensenten mit andern Recruten in die Geheimnisse des Dienstes einweihte, war eine Hauptlehre, die er uns einprägte, der bekannte Lehrsatz, daß ein ordentlicher Infanterist mit zwei Kavalleristen unter allen Umständen fertig werden müßte. Die Sache war gar nicht zu bezweifeln. Auf kurze Distanz schießt man den Ersten nieder, springt schnell zur Seite, parirt mit dem Bajonett den Hieb des Zweiten und sticht ihn dann gemüthlich vom Pferde, worauf man dem Ersten noch, wenn sich die Sache der Mühe belohnt, mit dem Kolben den Garaus machen kann. Die Sache leuchtete uns sehr ein, und wir brannten Jeder vor Begier, unsere Schuldigkeit an den zwei Kavalleristen zu thun. Natürlich wurde aber in der Kavalleriekaserne den Recruten ebenfalls eingeprägt, daß

jeder Kavallerist ein Esel sey, wenn er nicht seinerseits zwei Infanteristen beseitige. Wenn wir nun einmal zusammen trafen, Infanterie und Kavallerie, Musketen und Pallasche, so verfielen wir beiderseits in ein tiefes Sinnen, und fingen an, einander betrübt vorzurechnen, daß wir kaum im Stande seyn würden, unsere verf— Schuldigkeit gegen einander zu thun. Denn jede Abtheilung von uns war genöthigt, zu verlangen, daß die Kavalleristen doppelt so viel Mannschaft hatten als wir, und die Kavallerie mußte nach ihren Grundsätzen ganz dasselbe fordern, und so war es gar nicht möglich, uns in ein Verhältniß gegeneinander zu stellen, welches den beiderseitigen Grundsätzen entsprach, und beiden Theilen möglich machte, sich als etwas Besseres, denn als Esel zu erweisen und den Unteroffizier zu befriedigen. Es blieb etwas Irrationales in der Rechnung, und nur eins war uns deutlich, daß der Zusammenstoß zu einer scheußlichen Metzelei führen würde."

Korrespondenz.

Wiesbaden, 9. August. *)

Der Eindruck des gestrigen Festtages zur Enthüllung der Hygiea von Carl Hofmann ist ein so nachdrücklicher, daß ich mich verpflichtet erachte, Ihnen etwas Näheres darüber zu berichten. Schon Tags zuvor wurde der Kochbrunnenplatz, die Stätte der zu enthüllenden Gruppe, unter Leitung der HH Porimann und Nicol festlich und sinnig geschmückt. Deutsche und nassauische Fahnen, 15 Fahnen sämmtlicher Innungen wehten von den Dächern, Fenstern und Tribünen herab, die drei alten Fahnen der alten Stadt Wiesbaden um das Monument, geschmackvoll angebrachte Kränze von Blumen und deutschem Eichlaub concentrirten sich in einer großen Krone von Eichlaub, die, wie vom Himmel herabgesendet, über der Göttin der Genesung schwebte. Nach $^1/_2$ 10 Uhr Morgens setzte sich vom Markte aus der Festzug mit Militärmusik und Tambouren und der Musik unserer früheren Bürgergarde in folgender Ordnung in Bewegung: Ein Zug Schützen, die beiden hiesigen Gymnasien, die Sänger, die Künstler und der Kunstverein, die vergoldeten Embleme der Künste, getragen von 5 Jungfrauen und begleitet von 60 Jungfrauen mit Blumenkränzen, die alle weiß gekleidet und die ersteren mit einer schönen rosafarbenen Schärpe versehen waren, dann der Magistrat der hiesigen Stadt mit dem Bildner der Gruppe, die eingeladenen Gäste und noch vor dem Schlußzug der Schützen, ein ansehnlicher Theil des hiesigen Offiziercorps mit ihrem Generalcommandanten, dem Kriegsminister an der Spitze, sowie eine Deputation der sämmtlichen Behörden. In allen Straßen, durch die der Zug ging, namentlich in der Nähe des Festplatzes, war eine unübersehbare Menge Menschen. Auf dem Festplatz angelangt und geordnet, spielte die Militärmusik die Jubelouverture von Ries; eben so ausgezeichnet sangen die vereinigten Sängerchöre unter Instrumentalbegleitung vor und nach der Enthüllung: „Töne du Feierlied", von W. Speyer; „Erschalle laut du Festgesang" von Mendelssohn-Bartholdy und „Glück und Heil". Nach dem ersten Gesang eine zweckmäßige Rede des Bürgermeisters Fischer von einer festlich geschmückten Rednertribüne herab, darauf die Enthüllung durch Hrn. Nicol, nach dem zweiten Gesang zum Schlusse ein Festmarsch. Als die goldbesternte Leinwandhülle von der Gruppe fiel, waren Alle, die sie umstanden, von ihrer Schönheit gerührt. Die Königin der Genesung, eine würdevolle und edle Gestalt, reicht in einer Schale den Wundertrank der Genesung dem kranken Menschen, sinnbildlich einem kranken, vertrauensvoll nach ihm lechzenden, mit dem linken Knie sich stützenden Mädchen, während ein Knabe, das Sinnbild des genesenen Menschen, in strotzender Kraft und Fülle, dankbar ihr den Lorbeerkranz in den Schooß gelegt hat und freudig von ihr Abschied nimmt. Alle Theile der Gruppe sind so voll Leben und Wahrheit, selbst die Falten der Gewänder, der Ruhmeskranz um die Schläfe der Hygiea, und nun gar der seelenvolle Ausdruck ihres Angesichts, der Ausdruck hingegebener Mutterfreude und des Wohlthuns! Abends Don Juan als Festvorstellung im Theater, Beleuchtung der Gruppe in bengalischem Feuer und nachdem Festessen zu Ehren des Bildners im großen Saale des Kursaals, dessen Heiterkeit beim firnen Rheinweine, bei Militärmusik und einem Chor der besten Sänger, auch mehreren Solos von Meyer, noch durch die vier Toaste auf unsern Herzog, den Bildner der Hygieagruppe, dessen Frau, die mitwirkenden Jungfrauen u. s. w. gewürzt wurde. Schließlich freuen wir uns, Allen, welche durch geistige und materielle Kräfte für die schöne Sache mitgewirkt haben, insbesondere dem Comité, namentlich Hrn. Fr. Lang (gebürtig aus Preußen), der sich schon mehrfach um unsere gemeinnützigen Angelegenheiten verdient gemacht hat, auch öffentlich unsern Dank auszusprechen.

*) Wegen Mangel an Raum verspätet.

Wiesbaden, 16. August.

Am gestrigen Tage hatten wir einen Kunstgenuß, der noch nie dagewesen war. Zum Besten des Neubaues der abgebrannten evangelischen Kirche wurde ein großes Militär-Konzert unter Leitung des Direktors sämmtlicher Musikchöre der königl. preußischen Garde-Infanterie- und Garde Cavallerie-Regimenter, des Hrn. W. Wieprecht aus Berlin, von den Musikchören des k. preuß. 33.[?], 39., 40. Infanterie-, und des 8. Artillerie-Regiments und einem Tambour-Corps im Kurgarten ausgeführt. Ungeachtet des nicht günstigen Wetters war doch der Platz ganz besetzt und gewiß von über 1000 Menschen besucht. Die ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit des Spiels machte einen imposanten Eindruck. Nach der Ouverture zur Oper „Cortez" von Spontini und dem Finale des 1 Akts der Oper „Adele de Foix" von Reissiger, hörte man etwas von dem Erhabensten deutscher Musik, nämlich den Marsch auf den Tod eines Helden von Beethoven. Einen vorzüglichen Eindruck machte auch der vom Direktor des Konzerts componirte Festmarsch zum Empfang Sr. Maj. der Königin von England im Schloß Brühl bei Köln am 11 August 1845 durch den freudigen Festgeist, Schwung der Gedanken und die Tambourkraft. Wurde man nun gehoben von der Meisterkraft der Ouverture zur Oper „Oberon" von C. M. von Weber und entzückt von der brillanten Majestät der Kunst in dem Finale des vierten Akts aus der Oper „der Prophet; dann wieder begeistert von dem großen Sieges- und Festmarsch von Spontini, so feierte Hr. Wieprecht in dem von ihm componirten „Defilirmarsch" seinen schönsten Triumph. Der dritte Theil, die „Schlacht bei Vittoria", ein dramatisches Tongemälde von Beethoven, mit Begleitung von Salven mit Kanonen und kleinem Gewehr (letzteres unterblieb) stimmte zur Kriegslust, zumal da auf den Kampf der Sieg und der Siegesrausch folgte, während die zarten Nerven mancher Damen vom Donnern der Kanonen aus dem grünen Gebüsch hart mitgenommen wurden. Rührend war es, einen so edlen Zweck durch Beiträge von allen Nationen, die man vertreten sah, gefördert zu wissen.

Konzert zum Besten Schleswig-Holsteins.

Montag, den 19 August, wird das Konzert des Liederkranzes, zum Besten Schleswig-Holsteins, auf der Mainlust stattfinden. Der Garten wird um 4 Uhr geöffnet, die Gesänge beginnen um 7 Uhr. Eintrittspreis 30 kr. Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert am Dienstag statt.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. August. Der Kaufmann, Lustspiel in 5 Abth.

Dienstag, 20. August. (Vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Pischek.) Große Opernvorstellung. 1. Faust (Ouverture und Scenen des ersten Aktes). Faust: Hr. Pischek. 2. Belisar (zweiter Akt vollständig). Belisar: Hr. P. 3. Lieder und Balladen, gesungen von Hrn. P. Dazu: Wer ißt mit? und: Der Kurmärker und die Picarde. (1 Th)

Mittwoch, 21. August. (Gastdarstellung der Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Der Prophet. Fides: Mad. Jullienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Montag, 19. August. Alte Sünden, Lustspiel mit Tanz in 1 Akt. Hierauf: Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 198. Dienstag, den 20. August 1850.

Eine Künstlerehe.

Nach dem Französischen des M. Stephen de Madeleine.

(Schluß.)

Als Henriette eben im Begriff war, sich wieder zu Bett zu legen, ertönte auf einmal eine vollstimmige Musik; sie begann mit einem Adagio, das in der Stille der Nacht sich wahrhaft feierlich ausnahm. Nach und nach verwandelten sich die weichen, melancholischen Töne in eine kräftige, heitere Musik, welche in der öden Straße, die um diese Stunde einem Grabe glich, laut hinschallte.

Während der ersten Takte war sie so bestürzt, daß sie fast die Besinnung verlor; sie hatte weder den Wunsch noch die Kraft, sich dem Fenster zu nähern. Doch nach einigen Minuten kam sie wieder zu sich; sie erkannte Melodieen, die sie oft von Edmund gehört hatte; sie fing an, den Zweck dieser Nachtmusik zu ahnen und schluchzte vor Freude. Voller Entzücken schwankte sie zum Fenster. Edmund's Fenster waren geöffnet und sein Zimmer hell erleuchtet; Henriette sah und hörte nichts weiter. Sie fiel bewußtlos auf einen Stuhl und kam nicht wieder zu sich, als Alles um sie her still war und Edmund's Zimmer finster.

Den andern Morgen war sie in großer Aufregung; ihr Vater deßgleichen, nur in anderer Art. Er bemerkte ihre Blässe, kam aber jeder Erklärung über deren Ursache zuvor, indem er zornig ausrief:

„Der abscheuliche Lärm von dieser Nacht hat Dich krank gemacht. Die Elenden! die erbärmlichen Musikanten! Bezahlen wir nicht die Polizei theuer genug, damit sie für die Ruhe von Paris wachen soll! und siehe da, es ertönt mitten in der Nacht die lärmende Musik Rosini's, die ich in das Theater gebannt glaubte, weckt in unserem friedlichen Stadtviertel Alles aus dem Schlafe und erschreckt unsere Frauen .... Ich hoffe, daß die Hausbesitzer dieser Straße sich vereinigen werden, um sich über diesen Unfug zu beschweren, damit diese Ruhestörer gebührend bestraft werden .... Der arme Edmund wird die Nacht auch traurig zugebracht haben! Ich will mich nach seinem Befinden erkundigen, wenn ich aus dem Lesekabinet zurückkomme."

Henriette glaubte noch zu schlafen und einen bösen Traum zu haben, als sie dieses Urtheil über Edmund's Musik hörte. Die Mitglieder der komischen Oper waren nämlich in ihrer Begeisterung vor Edmund's Wohnung gezogen, und hatten die schönsten Melodieen aus seiner Oper daselbst wiederholt.

So sollten denn Edmund's und Henriettens Hoffnungen gänzlich zerstört seyn! und gerade Das, worauf sie am meisten gebaut hatten, sollte sich ihnen störend entgegen stellen. Der Beifall, den der junge Künstler eben erhalten hatte, stellte ihn in die Reihe der ersten Componisten der neuern Schule, und gerade Das setzte ihn in Herrn Straub's Augen unfehlbar herab. Daran hatten die beiden jungen Leute freilich niemals gedacht, und Henriette sah jetzt zum Erstenmale ein, daß eine Katastrophe unvermeidlich sey.

Ihre Befürchtung traf nur zu bald ein. Herr Straub kam zu Hause, ohne seinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht zu haben. In seinen Zügen malte sich Bestürzung; er setzte sich zitternd und, ohne auf die theilnehmenden Fragen Manettens zu antworten, zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es seiner Tochter, die es empfing wie etwa ein Verbrecher sein Urtheil.

„Lies, mein Kind," sagte der Greis leise; „wir sind hintergangen, unwürdig betrogen! Edmund, den ich wie meinen Sohn liebte, dem ich Dich ohne Widerstreben zur Frau gegeben hätte, Edmund ist auch einer von den Neuerern, welche in die Fußtapfen Pésaro's treten. Der Elende hat gestern eine Oper von sich aufführen lassen, die sein Glück machen wird. Sicher ist sie in italienischem Geschmacke, denn sie hat den ungetheilten Beifall der Jakobiner der Kunst erhalten. Ach, Edmund, Schlange, die ich an meinem Busen nährte, was habe ich Dir gethan, daß Du mich so kränkest?"

Henriette besaß nicht die Kraft und Gewandtheit, ihren Schmerz zu verbergen. Während ihr Vater seinem Zorne in Worten Luft machte, rollten ihre Thränen die Wangen hinab. Je heftiger ihr Vater sich über den Geliebten äußerte, desto herber wurde ihr Schmerz. Sie seufzte erst tief, dann machte sie ihrer Beklemmung durch lautes Schluchzen Luft.

„Auch sie theilt meinen gerechten Schmerz," rief Herr Straub, indem er niedergeschlagen aufstand. „Armes Kind, sie liebt ihn vielleicht so sehr als ich!"

„Ein heftiges Weinen bestätigte diese Vermuthung. Manette, die bei wichtigen Gelegenheiten gern ein wenig aus ihrer bescheidenen Stellung trat, betrachtete Herrn Straub achselzuckend und umschlang Henrietten.

„Um's Himmels willen," rief sie aus, „sind denn die alten Leute heut zu Tage närrischer als die jungen? Was erzählen Sie uns denn da von Musik und von Revolution. Glauben Sie denn im Ernst, daß ein Mädchen von siebenzehn Jahren sich um dieses Zeug kümmert? Fällt es Ihnen denn nicht ein, daß sich die beiden jungen Leute lieben?"

„Sie lieben sich?" rief Herr Straub bestürzt aus.

„Ja, sie lieben sich, und das ist Ihr Werk! Jetzt wollen Sie sie trennen, um Ihrer alten Musik willen; aber bedenken Sie wohl, daß das Leben der beiden Armen auf dem Spiele steht."

Der Greis setzte sich schweigend nieder; dann nach einem kurzen Nachdenken erhob er sich wieder und näherte sich Henrietten.

„Weine nicht, mein Kind," sagte er gütig. „Wir wollen diesen Abend die verwünschte Oper sehen .... vielleicht ist es nicht so schlimm damit; wir wollen unpartheiisch darüber urtheilen

und dann sehen, was zu thun ist. Manette soll uns eine Loge bestellen."

„Sey nur ganz ruhig, mein Kind," flüsterte diese Henrietten zu.

In der That wohnte die Familie Straub denselben Abend noch der zweiten Vorstellung von Edmunds Oper bei. Der alte Virtuos seufzte einigemal während der Ouvertüre, seine Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Lächeln bei den Verzierungen der Prima Donna; aber als die Oper mehr ihrer Entwicklung zuging, nahm auch die Musik einen ernsteren, einfacheren Charakter an.

Mehrmals schon hatte Herr Straub beifällig genickt, wenn ihn Henriette fragend angesehen; da war man endlich unter immerwährenden Beifallsbezeigungen des Publikums bis zum Finale des zweiten Aufzuges gekommen. Schon beim ersten Theil desselben zeigte Herr Straub seinen Beifall über die Anordnung. Als ein Adagio von wahrhaft klassischer Einfachheit begann, entstürzten den Augen des Greises große Thränen; er erkannte eine Melodie, die von ihm selbst herrührte, und die er seinem jungen Freunde einst gegeben hatte, um in ihm gleichsam fort zu leben. Die Begeisterung des Publikums hatte den höchsten Punkt erreicht. Dreimal wiederholtes Beifallsrufen folgte dieser Stelle. — In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Loge; ein junger Mann trat ein und stürzte in die Arme des Greises.

„Mein Kind," sagte der alte Mann mit Stolz, „Du hast mich an Deinem Ruhme Theil nehmen lassen! ich freue mich, Dir vergelten zu können; aber vergiß nicht, daß Henriette der Trost meines Alters ist; entziehe mir ihre Liebe nicht ganz."

Den letzten Aufzug hörten Alle mit einer gewissen Andacht an; der junge Künstler hatte einen doppelten Triumph gefeiert.

Edmund von Guerfroi ist jetzt ein berühmter Mann, und Herr Straub hat sich mit der neuen Schule versöhnt, ja, er hört zuweilen, trotz seines vorgerückten Alters, die neuen Erzeugnisse fremder Componisten. Bis jetzt hat die Zeit den guten Greis verschont, aber seine Einsiedelei in der Straße de Courcelles hat der Dämon der Verwüstung zerstört.

Altes und Neues im Gebiete der Musik.

Vater Haydn's „Schöpfung" feierte kürzlich im herzoglichen Schauspielhause zu Dessau ihr fünfzigstes Jubiläum. Man gab dieß Oratorium zugleich zum Benefice des ehrwürdigen Nestors der deutschen Kapellmeister, Friedreich Schneider. Also ein halbes Jahrhundert zählt jetzt diese Schöpfung, und immer noch verjüngt sich des Menschen Herz bei ihrer Aufführung. Wie viele Schöpfungen sind seit dieser Zeit als Greise oder sogar todt geboren worden?!

Unserem deutschen Spohr zu Ehren wurde auf dessen Durchreise von Schlesien kürzlich in der Berliner Singakademie eine musikalische Feier veranstaltet, welche durch eine Anrede des Professors Rungenhagen eingeleitet, aus Tonstücken von Sebastian Bach und Spohr's Oratorium: „Des Heilands letzte Stunde" bestand. Zum Dank gab Spohr dagegen der Berliner Tonkünstler-Elite eine Matinée, worin der hohe Gesang seiner Geige allgemein bezauberte. Unter den Zuhörern befanden sich Meyerbeer und die Grafen Westmooreland und Redern.

Die Sängerin Frau Köster ist nach der Berliner „Neuen musikal. Zeitung" eine der vorzüglichsten Repräsentantinnen dramatischer Poesie. Ihre Jessonda z. B. soll von orientalischem Dufte durchweht und diese Leistung nicht hoch genug anzuschlagen seyn. Eben so sey ihr Fidelio eine der meisterhaftesten Schöpfungen, welche jemals über die Bühne gegangen. Das ist ein vielsagender Laconismus!

Jacob Rosenhains Konzerte in Paris werden sehr gerühmt, und die Kritik stellt sein Compositions-Talent noch über seine Virtuosität als Pianist. Auch soll eine Oper Rosenhains im großen Opernhause gegeben werden und bedeutende Erfolge versprechen.

Dem General-Musikdirektor Meyerbeer ist von der Jenaer Universität das Doktor-Diplom ertheilt worden.

Gustav Schmitt's „Eugen" fand jüngst auf Kroll's Sommertheater in Berlin die günstigste Aufnahme. Die Journale nennen dieß — nicht die Oper, sondern das Ereigniß — ein Curiosum, und erschöpfen sich im Lobe des talentvollen und verständigen Componisten, dessen Melodien das freie Berliner Publikum, d. h. das Publikum im Freien, völlig bezaubert hätten.

Von allen Städten Belgiens wurde der Prophet zuerst in Antwerpen gegeben.

Aus New-York schreibt man, daß Jenny Lind dort im September erwartet wird. Hr. Barnum, der Besitzer des New-Yorker Museums hat einen Agenten nach Europa gesandt und die Sängerin vorläufig für 150 Konzerte incl. dreier Oratorien engagirt. Nebst einer sehr hohen Summe für jeden Abend erhält sie nach den ersten 75 Konzerten den fünften Theil der täglichen Einnahmen. Als Ehrenritter und Musikdirektor begleitet sie Benedict von London, als Sänger Belletti. Diese beiden Herren werden ebenfalls von Barnum honorirt.

In Paris waren kürzlich in einer Woche nicht mehr als 14 große Konzerte, worin unter andern Matadoren der Tonkunst die Namen Berlioz, Godefroi, Lacombe und Alary glänzten.

In dem reichlichen Nachlasse von Franz Schubert's Werken befinden sich auch folgende Opern: 1) Des Teufels Lustschloß in 2 Akten; 2) die Freunde von Salamanka, komisches Singspiel in 2 Akten. Buch von Mayrhofer (comp. 1815); 3) der vierjährige Posten, Singspiel in 1 Akt (1815); 4) Fernando, Singspiel in 1 Akt (1815), 5) die Bürgschaft, in 3 Akten (1816). Nicht vollendet: 6) die Zwillingsbrüder, Posse in 1 Akt (1819); 7) die Zauberharfe, Melodram in 3 Akten (1820); 8) häuslicher Krieg, in 1 Akt; Buch von Castelli (1823); 9) Fierrabras, heroisch-romantische Oper in 3 Akten (1823), und 10) Alfonso und Estrella (1822). . . . . Nun entsteht natürlich die Frage, weßhalb bis jetzt noch keine einzige dieser Opern des allbeliebten Schubert's im deutschen Vaterlande bekannt geworden ist? Wahrscheinlich, weil Frankreich und Italien es nicht zulassen!

Sophia Cruvelli erregt im „Teatro alla Canobbiana" zu Mailand gegenwärtig ein Aufsehen, welches die Sängerinnen Tadolini, Hayes, La Grange und Löwe nicht zu erregen vermochten und welchem eine Malibran kaum gleich kam. Die italienischen Journale finden für ihr Lob fast keinen Ausdruck mehr und der Schriftsteller Cominazzi will durch die Erscheinung der Cruvelli den Satz bestätigen, daß die Kunst unendlich (infinita) sey. Nicht minder rühmen unparteiische Reisende die außerordentlichen Fortschritte dieses, sowohl durch ihren Gesang wie durch ihre Schönheit imponirenden Mädchens.

Der Prophet der Pariser Oper brachte in 63 Vorstellungen (vom 16. April 1849 bis zum 26. Juni) die Summe von 586,617 Frcs. 42 Cents. ein!

Die vielbesprochene Oper von Robert Schumann: „Genoveva" hatte in Leipzig nur einen mittelmäßigen Erfolg. Ein Kritiker rühmt des Componisten ehrendes Streben nach Originalität! Da sitzt's eben. Wer nach Originalität strebt, hat keine.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem würtemb. Oberamtsbezirk Marbach.) Wunder über Wunder! Hört! Hört! — Es ist wirklich so, wir sind am Ende der Tage! Teufels- und Geisterspuk und Hexengeschichten im Oberland, im Unterland, wie Sand am Meere! Und was das Merkwürdigste an der Sache ist, überall Fromme oder — Jesuiten dabei. — Bei uns treibt eine Somnambüle, Katharina Vogt von Eschenau, O.A. Weinsberg, zur Zeit ihr wunderthätiges, Hexen verbannendes, Buße und Opfer predigendes — Silber blühendes Spiel. Man höre. Die Frau eines Hofbesitzers in unserer Gemeinde leidet seit Jahren an hysterisch-epileptischen Anfällen. Nach vergeblichem Gebrauch ärztlicher Mittel suchte man Zuflucht bei den Wundermännern. Auf einem solchen Gange traf der Bauer mit der Mutter der Somnambüle zusammen, und sofort wurde beschlossen, der Seherin die Kur zu überlassen. Der „Führer" der Kassandra — der Geist ihres verstorbenen Großvaters — versicherte, indem er zugleich die Heilmittel diktirte, daß in Kurzem geholfen seyn werde, nur müsse die kranke Frau thätig seyn im Gebet und Opfer. Es seyen dieß von „bösen Leuten gemachte — und Naturgichter". Nun wurde „die Seherin von Eschenau" zu Wagen zu der Kranken gebracht, wo sie herrlich und in Freuden lebte, jeden Morgen um 10 Uhr und Nachmittag 2 Uhr Unterredungen mit „ihrem Großvater" pflegte, und Arzneien — natürlich sehr kostbare — herbeischaffte. Endlich kam der Spruch des Geistes, daß vollends geholfen werden könne, wenn in eine Kinderanstalt zu Hall circa 15 fl. und in die Lichtensterner Anstalt das schönste Stück Leinwand, das im Hause sey, durch ihre Hand geopfert werde. — Dieß geschah sofort. Der Hausvater Gnamm von Hall dankte auf folgende rührende, dem redlichen Gemüth der niedergedrückten Frau allen Zweifel benehmende Weise: „An Katharina Vogt in Eschenau. Meine liebe Freundin! Das Päckchen habe ich am Himmelfahrtstage erhalten, und sage im Namen meiner 60 Kinder den gerührtesten Dank für diese Gabe der Liebe. Der liebe Heiland möge es der lieben kranken Frau in Gnaden vergelten mit Gesundheit und Frieden. Wir aber beten alle Tage für sie, der liebe reiche Vater im Himmel möge diese Frau in Gnaden ansehen und sich ihrer erbarmen, und sie ihrem lieben Manne erhalten. Sie herzlich grüßend bin ich Ihr dankbarer Hausvater Gnamm." Von Lichtenstern kam keine Antwort. Den Schluß der Kur machte ein Brechmittel, das — Wunder über Wunder! — drei Rattenköpfe zu Tage förderte. Als aber über die Herkunft der diabolischen Magenexkremente die Nachbarn Zweifel hegten, ging sie entrüstet — übrigens noch mit einem Stück Zwilch beopfert — von dannen, und hinterließ die Kranke, wie sie sie angetreten, nur daß sie um mehr als hundert Gulden gerupft war... Man sollte glauben, daß durch diese offenkundige Betrügerei die ganze Umgegend vom Wahne geheilt worden seyn sollte. Aber mit Nichten! Dreiviertelstunden von den Betrogenen wohnt eine reiche und fromme Frau. Ihr Sohn ist geisteskrank. Sofort wird die Rattenkopfdoktorin berufen. Abermals Hexerei und zwar nicht weniger als 11 Hexen reiten auf der Familie! Den Sohn zumal hat ein Herlein „stark angegriffen", das früher im Hause war, und natürlich nun um so mehr, als er mit Hebel singen muß:

„Und uf und furt enanderno,
Und woni lueg, isch nüme do,
Und woni rüef: „du Herle he!"
So gits mer scho kei Antwort meh."

Doch hat der „Großvater" auch hier Hülfe. — Wo das Gebet nicht hilft, hilft das Messer, wo das Messer nicht hilft, muß das Feuer helfen. Der Geist greift zum letzten Mittel und befiehlt, daß Alles, „was das Herlein berührt habe", 6 Hemden, die sie verfertigt, ein neues Kleid u. s. w. verbrannt werde. Dieses Auto-da-Fé wurde zum allgemeinen Erstaunen der nachbarlichen Geruchswerkzeuge richtig vollzogen. Leider wird das Gericht die Fortsetzung dieses Heilverfahrens durch unzeitige Dazwischenkunft stören, und

„Wird ihm kei anders Herle kund,
So wird er eta nüme g'sund ..."

Der geneigte Leser möge sich die Predigt zu diesen Kapiteln selber zusammensetzen. (Beobachter.)

Die Berliner haben das demokratische Blatt: „Der Urwähler" in Uhrwähler umgetauft. Dem Colporteur desselben ist nämlich das Unglück begegnet, daß eine fremde Uhr sich in seiner Tasche fand.

Diesterweg in Berlin, der nunmehr definitiv und mit dem Verlust eines großen Theils seines Gehalts in den Ruhestand versetzt worden ist, will auf Subscription ein „Jahrbuch für Lehrer, Erzieher und Schulfreunde" herausgeben. Die ersten Aufsätze sollen geben: Diesterweg's „amtlichen Schiffbruch", eine Geschichte der amtlichen Schicksale Wander's in Hirschberg, eine Darstellung der Idee und der Anstalten von Friedrich Fröbel, ferner: die Schule und die Lehrer in Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen, Hamburg, Berlin u. s. w., die Charakteristik eines Schulraths, wie er seyn soll, u. m. a.

Mit den Studenten hat's keine Noth, sie haben die Streiche nicht ganz verlernt, wie allzu ängstliche Gemüther fürchteten. In Bingen z. B. hatten sich Bonner, Gießener und Würzburger Studenten eingethan und trieben's acht Tage etwas toll; den guten Bürgern waren besonders die üppigen Bärte ein Aergerniß. Flugs ließen die Studenten die Stadtbarbiere und Musikanten holen, setzten sich vor dem Gasthof in einer langen Reihe nieder und ließen sich nach der Musik rasiren. Nachträglich kam der Wirth mit dem Löffel.

Der Münchner Volksbötin werden von allen Gegenden Bayerns Gelder für Schleswig-Holstein zugesandt, so daß schon über 2000 fl. bei ihr eingegangen sind. Selbst aus der nächsten Umgebung Ulms wurden Beiträge eingeschickt, z. B. von den Turnern Weißenhorn, der Gemeinde Pfaffenhofen, Gerichtsbezirks Weißenhorn. Von letzterer Gemeinde 24 fl. mit folgendem Motto:

Geht Schleswig-Holstein uns verloren,
Geht auch der Deutschen Ruhm und Ehr' zur Ruh';
Dann, hehrer königlicher Sänger,
Schließ' nur für immer die Walhalla zu!

Alles, was von praktischem Nutzen ist, dem Allgemeinen zum Vortheil gereicht, findet in keinem Lande der Welt lebhaftere Unterstützung und Beförderung, als in den Vereinigten Staaten. Einen überzeugenden Beleg hierzu geben uns die dort seit dem

Jahre 1840 errichteten elektro-magnetischen Telegraphenlinien. Es bestehen jetzt in den Staaten 20 verschiedene Telegraphen-Kompagnieen, deren Telegraphen nach dem am 1. Sept. 1849 patentirten Systeme des Prof. Morse eingerichtet sind und eine Strecke von 11,607 Meilen durchlaufen. Die größten Strecken sind die von Washington nach New Orleans, 1716 Meilen, und die von Buffalo bis Millwaukie, 812 Meilen lang. Außer den angegebenen Hauptstrecken besteht aber in den westlichen Staaten noch eine unzählige Menge kleinerer Telegraphenstrecken, welche nicht in die oben angegebene Hauptsumme aufgenommen sind. Neben Morse's System finden auf ein paar kurzen Linien auch Bains System und Houses Drucktelegraph Anwendung.

Frankfurter Theater.

Gastspiel des Hrn. Pischek und der Mad. Jullienne.

Während der schönen Jahreszeit muß dem durch dieselbe verminderten Theaterbesuch durch anziehende Novitäten und Gastspiele nachgeholfen werden. Was die letzteren betrifft, so ist der hiesigen Bühnenleitung eine besonders schwierige Aufgabe gestellt, da sie Ausgezeichnetes bringen muß, wenn sie den beabsichtigten Zweck erreichen will. Das hiesige Publikum ist nicht leicht zu befriedigen, weil es Alles kennt, was es Vorzügliches gibt, indem fast alle Kunstnotabilitäten auf unserer Bühne gastirt haben. So muß die Direktion sich nach Befähigungen ersten Ranges oder doch nach solchen, deren Namen zu den vielgenannten gehört, umsehen. Da aber seit den Tausendgulden-Abenden der Jenny Lind renommirte Sänger und Sängerinnen hohe Honorarbedingungen zu stellen gewohnt sind, so müssen diese bezahlt werden und somit sind erhöhte Eingangspreise in diesen Fällen fast unvermeidlich. Die Theaterbesucher beklagen sich öfter darüber und haben in gewisser Beziehung nicht Unrecht, zumal dann, wann die gebotene Kunstleistung dem vorausgegangenen Rufe und den großen Erwartungen nicht entspricht; aber die Direktion ihrerseits kann sich des Erfolges nie mit Gewißheit im Voraus versichern, noch können von ihr offenbare Verluste verlangt werden. — Hr. Pischek hat als Figaro im Barbier von Sevilla sein Gastspiel eröffnet und zwar bei nicht erhöhten Preisen, obwohl sein Ruf und Talent zu solchen immerhin berechtigt hätten. Wir begrüßen in ihm einen aus der Zeit seines hiesigen Engagements uns lieben und hochgeehrten Sänger, welcher uns der erhebenden Kunstgenüsse so viele bereitet und durch sein reiches Talent so manchen Abend verschönert hat. In unserer Mainstadt hat nicht nur sein Genius die Schwingen frei entfaltet, sondern ist auch der Grundstein seines jetzt weithin verbreiteten und überall anerkannten Ruhmes gelegt worden. Eine kritische Würdigung seiner Vorzüge und künstlerischen Eigenthümlichkeit ist überflüssig, da man beide genugsam kennt. Noch immer sind diesem trefflichen Sänger die frühere Energie und Frische seines lebendigen Vortrags eigen, noch immer weiß er durch den zarten Schmelz, wie durch die dramatische Haltung seines Gesanges zu fesseln und noch immer ist es ganz besonders die poetische Fülle und schöne Nuancirung seiner Lieder, welche ihm die Theilnahme der Herzen zuwendet. Die Freunde der Oper und des deutschen Sängerthums heißen ihn willkommen und sehen seinem ferneren Gastspiel mit ungeschwächtem Interesse entgegen.

Mad. Jullienne sang als zweite Gastrolle die Leonore in Donizetti's Favoritin. Wenn es nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das französische Idiom inmitten unserer deutschen Sänger einen störenden Eindruck hervorbringt, an den wir freilich durch frühere Gastspiele schon etwas gewöhnt sind und wenn ferner die ausgezeichneten Leistungen unserer Anschütz in Partien dieser Art schwer zu übertreffen seyn dürften, so ist es um so ehrenvoller, daß nichts destoweniger Mad. Jullienne sich so lebhafter Anerkennung zu erfreuen hat. Ihre Stimme ist umfangreich und biegsam, besonders aber in den höhern und mittleren Tonlagen durchgreifend und klangvoll. Ihre treffliche Gesangsschule läßt nichts zu wünschen übrig und muß um so mehr anerkannt werden, als sie zugleich den dramatischen Anforderungen zu genügen weiß. Ihre Leonore wirkte nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch durch die poetische Auffassung des darzustellenden Charakters und die Innigkeit des Gefühlsausdrucks, der uns gerade bei einer französischen Sängerin um so überraschender erscheint. Wenn aber die Wahrheit und Lebendigkeit, womit Mad. Jullienne die wechselnden Gefühle und Leidenschaften auszudrücken versteht, wenn ihr so schön abgerundetes, nicht nach äußerlichen Effekten haschendes und edel gehaltenes Spiel ihr ungetheilten Beifall errangen, so war es nicht minder die wohlthuende Ruhe und Sicherheit ihres Gesanges, der nirgends den unbehaglichen Eindruck irgend einer Anstrengung oder Ueberbietung der Kunstmittel erscheinen läßt. Sie wurde am Schluß mit den Herren Chrudimsky und Dettmer, welche eben so sehr durch die Kraft und Ausdauer ihrer Stimmmittel, wie durch die dramatische Aufführung ihrer heutigen Gesangspartieen ausgezeichnet wirkten, hervorgerufen.

Korrespondenz.

Bockenheim, 17. August.

Das Sommertheater.

Unser Sommertheater erfreut sich fortwährend eines zahlreichen Besuchs und einer freundlichen Aufnahme seiner Vorstellungen. Wenn auch gegen diese moderne Art von Erheiterung nicht ohne Grund eingewendet werden mag, daß während der schönen Jahreszeit die große Bühne der Natur den Städtern, die dem lärmenden Gewühl entfliehen und sich im Freien Erholung verschaffen wollen, wohl genügen könnte und keiner künstlichen Nachhülfe bedürfte, wenn es auch wahr ist, daß die sonnenhelle Tagesbeleuchtung der theatralischen Illusion, die beim Lampenlicht besser gedeiht, nicht sehr förderlich ist, so sind doch Sommertheater nun einmal zum fait accompli geworden und in der Nähe fast aller größern Städte ins Leben getreten. Die Welt will sich heutigen Tages um jeden Preis amüsiren, und was der Eine besitzt, das will der Andere nicht entbehren. Auch ist der Geschmack verschieden und der Franzose ist in einigem Rechte mit seinem Sprichworte: Il faut varier ses plaisirs. Somit wäre unser Sommertheater durch den Vortritt anderer Städte gerechtfertigt und ist für unser benachbartes, durch den Wohlstand seiner Bürger gesegnetes und von Fremden vielbesuchtes Frankfurt zum Bedürfniß geworden. Was das Repertoir solcher Institute betrifft, so ist dieses durch die Natur der Sache, wie durch die ihm zu Gebot stehenden Kunstmittel auf das Gebiet des Lustspiels und der Posse, wie auch des leichten Singspiels und der Operette hingewiesen. In dieser Sphäre kann es bei gutem Personal, fleißiger Einstudirung und gehörigem Zusammenspiel wirken und sein Publikum finden. Unser Sommertheater besitzt zur Lösung dieser Aufgabe geeignete Kräfte und die Mehrzahl seiner Mitglieder leistet Anerkennungswerthes. Dabei ist seine Lokalität und Einrichtung der Art, daß sie für den Besucher alle Annehmlichkeiten bietet und einen recht angenehmen Aufenthaltsort gewährt. Ein Unternehmen, welches einerseits auf die Erheiterung des Publikums berechnet, anderseits aber mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, so daß es nur durch anhaltenden und recht zahlreichen Besuch fortbestehen kann, verdient Aufmunterung, die ihm auch bereits zu Theil wird und deren Fortdauer um so gerechter erscheint, als Hr. Direktor Worret es sich sehr angelegen seyn läßt, den Besuchern seiner Anstalt erheiternde Genüsse zu bereiten. Möge unser freundnachbarliches Frankfurt dieß nach Verdienst anerkennen und somit dem hiesigen Sommertheater nicht nur eine gesicherte Existenz garantiren, sondern auch seiner Direktion und den Mitgliedern die erforderliche Lust und Liebe zur Kunst erhalten!

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. August. (Vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Pischek.) Große Opernvorstellung. 1. Faust (Ouverture und Scenen des ersten Aktes). Faust: Hr. Pischek. 2. Belisar (zweiter Akt vollständig). Belisar: Hr. P. 3. Lieder und Balladen, gesungen von Hrn. P. Dazu: Wer ißt mit? und: Der Kurmäcker und die Picarde. (1 Th.)

Mittwoch, 21. August. (Gastdarstellung der Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Der Prophet. Fides: Mad. Jullienne (in französischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 20. August. Konzert des Pianisten Hrn. C. Brennig. Hierzu: 'S letzte Fensterl'n und: Drei Jahre nach'm letzt'n Fensterl'n.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 199. Mittwoch, den 21. August 1850.

Dinah.

Nach dem Französischen des Emile Souvestre.

Vor allen Dingen will ich vorausschicken, daß ich Bretagner von Geburt bin, und daß selbst ein längerer Aufenthalt in Paris mich der Sprache, den Sitten und dem Glauben der Bretagne nicht entfremden konnte. — Im Jahre 1820 kehrte ich einmal in die heimathliche Gefilde zurück. Wohl hatte ich bei dieser Reise wissenschaftliche Zwecke im Auge, doch die Sehnsucht, die alten geliebten Orte, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, wieder zu sehen und freundliche Jugendeindrücke neu zu beleben, hatte mich nicht minder dazu veranlaßt.

Ich war spät von Pontrieux abgereis't und hatte einen Fußweg eingeschlagen, der mich, nach meiner Berechnung, noch vor einbrechender Nacht nach Tréguier führen mußte. Doch die Erinnerung täuscht uns nur zu leicht; sie zeigt uns jeden Genuß reiner und ungetrübter, jede Blume frischer, jeden Pfad ebener und sonniger. — So erging es mir auch dießmal. Kaum hatte ich einen Drittheil meines Weges zurückgelegt, da erlosch das schöne Tagesgestirn und die dunkle Nacht griff nach dem Scepter. Ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren, als es immer schwärzer und schwärzer um mich wurde, so daß ich den Weg nicht mehr erkennen konnte. Heute erschien auch kein leuchtender Stern am nächtlichen Himmel; im Gegentheil, ein heftiger Sturm und Schneegestöber machten die ohnehin finstere Nacht noch finsterer und schauerlicher.

Endlich hatte ich eine bewachsene Anhöhe erreicht, wo der Wind so recht nach Herzenslust in dem hohen Grase haus'te. So weit ich blicken konnte, sah ich nichts, was einem Obdache auch nur entfernt ähnlich gesehen hätte. Die Wolken schienen auf der Erde zu ruhen. Von Zeit zu Zeit ließ das Unwetter etwas nach, der Sturm schwieg, und nur aus der Ferne her tönte das Rauschen von Wasserfällen und das klagende Geheul hungriger Wölfe; dann nach einigen Augenblicken fing der Sturm jedesmal mit erneuter Heftigkeit wieder an zu toben. Es schien, als habe er nur Kraft schöpfen wollen, um dann desto verheerender wieder losbrechen zu können.

In meinen Regenmantel gehüllt und mit dem ganzen Körper gegen den Sturm kämpfend, schritt ich langsam auf dem beschwerlichen Pfade vorwärts, anfänglich mit einem gewissen Gefühle stolzer Freude; nach und nach aber, als die fortgesetzte Anstrengung meine Kräfte immer mehr und mehr erschöpfte, mit dem lebhaften Wunsche, bald ein schützendes Obdach zu finden.

Glücklicherweise ging der Weg nun ein wenig bergab, und die weite Ebene verlief sich allmälig wieder in einen schmalen Fußpfad. Das Unwetter legte sich nach und nach. Ich sah bald, ein wenig unbestimmt zwar, die Umrisse von einigen entblätterten Bäumen; endlich befand ich mich am Eingange eines Thales. Das Brausen des Windes ertönte hier nur noch wie ein Echo; der Schnee fiel weniger dicht.

Ich blickte in die Höhe und konnte, Gott sey Dank, wieder freier athmen.

Hier in der Nähe befanden sich menschliche Wohnungen, wie ich mich dunkel erinnerte. In der That, ich irrte mich nicht; meine Hoffnung erfüllte sich bald. Als ich noch einige Schritte weiter gegangen war, bemerkte ich ein kleines Dorf, ungefähr aus einem Dutzend Hütten bestehend.

Die erste, der ich mich näherte, war finster und leer. Doch aus einiger Entfernung her tönten Stimmen. Da ich denselben nachging, erreichte ich bald eine etwas allein stehende Hütte. Ich stieß die Thür zurück und trat ein; siehe, da befand ich mich auf einmal mitten in einer bretagnischen Spinnstube.

Etwa ein Dutzend Frauen saßen dicht um einen Kamin, auf welchem dürres Laub und Gestrüpp in hellen Flammen brannte. Mehrere Kinder, die zu ihren Füßen lagen, schliefen fest und ruhig. Ein wenig entfernt von dem wärmenden Herde saß eine junge Mutter, die, ein neugebornes Kind an der Brust, mit halber Stimme ein Ammenliedchen vor sich hinsummte.

Bei meinem Eintritt sahen Alle nach der Thür. Ich blieb auf der Schwelle stehen, um den Schnee von meinen Kleidern zu schütteln, und stellte, nach dortiger Sitte, meinen Stock neben die Thüre. Die Wirthin verstand sogleich, daß ich um ein Obdach bat.

„Der Herr sey mit Euch Allen, die Ihr hier versammelt seyd," sagte ich, als sie mir grüßend entgegen trat.

„Und auch mit Euch!" erwiederte sie lakonisch.

„Es scheint ein Leichentuch über die ganze Gegend ausgebreitet; die Wölfe selbst finden ihren Weg nicht."

„Die Häuser sind für die Christen erbaut," sagte sie, indem sie mich mit einer Handbewegung einlud, mich dem Feuer zu nähern. Die übrigen Spinnerinnen wiederholten stillschweigend die Einladung, indem sie dichter zusammenrückten, um mir Platz zu machen. Ich setzte mich neben die junge Mutter, während die Wirthin wieder einen Arm voll dürre Wurzeln in das Feuer warf.

Es herrschte einige Minuten lang Stille in dem Gemach. Die Gesetze der Gastfreundschaft verbieten nämlich in der Bretagne, irgend eine Frage an den Gast zu richten, bevor dieser selbst gesprochen hat. Nach einer ziemlich langen Pause nahm ich endlich das Wort und fragte, ob Tréguier noch weit von hier sey.

„Etwas über drei Meilen," antwortete die Bäuerin, „aber die Flüsse sind alle ausgetreten, daher ist der Weg dahin ohne Führer gefahrvoll."

„Könnte mir nicht vielleicht einer Eurer Männer Führer seyn?"

„Die Männer von Loc-Evar sind Alle nach Terre-Nane gegangen mit dem Schiff Saint-Pierre."

„Wie, Alle?"

„Alle. Ihr wißt wohl, daß die Männer einer Gemeinde sich immer gemeinschaftlich einschiffen, wenn es irgend angeht."

„Und Ihr erwartet sie wieder zurück?"

„Jeden Tag."

„Ja wohl," fuhr eine der Spinnerinnen seufzend fort; „möge der Himmel sie beschützen. Die andern Schiffe haben alle wieder gelandet, in Bréhat, in Saint-Brieux und an andern Orten; nur das Schiff Saint-Pierre ist noch nicht zurückgekehrt."

„Und doch," fügte eine andere der Frauen mit Nachdruck hinzu, „wird es Zeit, daß unsere Männer wiederkommen."

„Wie so?" fragte ich.

Sie zeigte auf die junge Frau, die vor mir am Herde saß, und sagte:

„Fraget nur Dinah, wie viel Malter Gerste sie noch im Kasten hat."

Die junge Frau erröthete.

„Nicht zu gedenken," fuhr die Wirthin fort, „daß sie mir so viel Maß Milch schuldig ist, als ihr Kind Tage zählt."

„Und daß ihr Wirth gedroht hat, ihre Sachen verkaufen zu lassen," fügte eine Dritte hinzu.

„Auch habe ich ihr gerathen," fuhr die fort, welche zuerst gesprochen hatte, „Gott zu bitten, daß die Schiffsleute guten Fang machen, damit sie das Doppelte verdienen!"

„Ich bitte Gott nur, daß er Joan wieder zurück führt," sagte die Bäuerin, indem sie ihren Säugling fester an sich drückte.

Der Ausdruck, der in diesen wenigen Worten lag, war so leidenschaftlich, so traurig, so durchdringend, daß ich unwillkürlich meine Augen nach der jungen Sprecherin wandte, die ich bis jetzt noch nicht näher betrachtet hatte. Sie war eine junge Frau von höchstens vier und zwanzig Jahren, schön, aber in eigenthümlicher Art. Anmuth und Würde, Milde und Entschlossenheit waren in ihrem ganzen Wesen wunderbar gemischt. Der schlanke Wuchs, die hohe Stirn, der halb geöffnete Mund, die dunkeln schwarzen Augen hatten etwas Imponirendes, das aber durch eine wohlwollende Freundlichkeit wieder gemildert wurde. — Sie saß regungslos da, die bloßen Füße an den Herd gestützt. Mit der einen Hand hielt sie das Kind, das sorglos an ihrem Busen schlummerte, während die andere unbeweglich auf ihrem Schooße ruhte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Baukunst der Gegenwart.

Frankfurt a. M.

Unter allen Künsten führt keine so lebendig die Geschichte vor das Auge des Volkes, als eben die Baukunst. Die Größe, die Macht, die Gefühlsweise des Jahrhunderts spricht aus den steingediegenen Massen zu den Folgezeiten der Weise, daß kein Entzifferer, kein Uebersetzer nothwendig wird, daß unmittelbar jedes Gemüth, jeder Verstand davon ergriffen steht. So weben noch die alten Egypter in ihren Pyramiden und Spitzsäulen vor den Augen der Welt, tauchen die Azteken und Tolteken Nord-Amerika's, nachdem sie vollständig untergegangen, wieder frisch auf, indem man ihre Städte und Denkmale plötzlich in den Wäldern auffindet, die man für Urwälder gehalten hatte. Jedes Volk von Selbstgefühl, jede Gemeinde von Bedeutung soll daher darüber wachen, ihre Baudenkmale im ursprünglichen Zustande der Nachwelt zu überliefern, die Werke, welche sie selber aufführt, so aufzuführen, daß sie ihren Geist, ihren Schönheitssinn würdig auf die Nachwelt bringen. Frankfurt hat bis auf die Gegenwart bedeutende Denkmale aus allen Jahrhunderten, in welchen es eine Rolle spielte, erhalten, wenn wir gleich bedauern müssen, daß viele dieser Denkmale in der Zeit des Ungeschmacks und der Unselbstständigkeit, welche noch nicht weit hinter uns liegt, ganz zerstört oder bedeutend verpfuscht wurden. Aus der älteren deutschen Bauzeit, der altfränkischen Richtung, aus der Zeit des Rundbogenstyles, besitzt die Stadt noch die St. Leonhardskirche, noch einzelne Theile des alten Saalhofes. Aus der späteren Blüthe der gothischen Kunst, des Spitzbogenstyles, zählt sie eine bedeutende Reihe von Bauten, unter denen manche zu dem Schönsten gehören, was deutsche Städte aufweisen können. Die Nikolaikirche, das steinerne Haus, das Leinwandhaus, der Dom, die Liebfrauenkirche, die Weißfrauenkirche, die Franziskanerkirche, dazu der Eschenheimer Thurm und die sämmtlichen Warten der Stadt, alle stammen aus dieser Zeit, alle sind ganz oder theilweise Muster für Bauten ihrer Art. Auch fehlt es nicht an originellen Holzbauten dieser Zeit, obgleich gerade die schönste, das Haus gegenüber dem steinernen Hause am Römerberge, mit Schiefer bekleidet und so unkenntlich geworden ist.

Die Zeit der Wiedergeburt lieferte, außer manchem Unerquicklichen, einen schönen Holzbau, eben auch auf dem Römerberge, der dortigen Schwanenapotheke gegenüber, und die darauf eintretende Zopf- und Perrückenzeit spricht sich am entschiedensten im Taxis'schen Palais aus. Aus diesem, wie aus dem Zeitraume der klassischen Baukunst, des neuitalischen Baustyles, stammen wohl die meisten Gebäude der Stadt. Am schönsten spricht sich dieser Styl aus in der städtischen Bücherei, wie in der Villa Schönborn zwischen dem Bockenheimer- und Taunusthore.

Nach der Zeit der Verehrung des Strengklassischen kam der Tag, wo die vaterländische Kunst wieder zur Anerkennung gelangte, wo man fand, daß kasernenartige Häuserreihen nichts weniger sind als schön, daß die feinen griechischen Einrichtungen sich mit unserem Himmel, mit unseren Lebensbedürfnissen nicht wohl vereinigen lassen; daß schließlich die angestammten Formen dem innersten Blute und Leben des Volkes entsprungen sind, in ihrer naturgemäßen Entwickelung auch das feinste Schönheitsgefühl befriedigen. Wie Ohlmüller in München, Andre in Hannover, Ernst Zwirner und der Genieoffizier Schubert in Köln, Schmidt in Trier auftraten, die Werke der deutschen Vorzeit als mustergültig nachzubilden, da versuchten auch strebsame Meister am Main, sowohl das Alte wieder im ursprünglichen Sinne herzustellen, als auch Neues in der Weise des Alten zu schaffen. Eine Reihe schöner Gebäude traten nun in schönerem Lichte hervor, oder entsprangen frisch dem schöpferischen Gedanken.

Unter den ersteren, den Wiederherstellungs- und Ausführungsbauten, steht die des Römers, der St. Nikolaikirche oben an. Ferner ist der Saalhof durch den östlichen, an die Kapelle stoßenden, bis auf die Zimmer passenden, Anbau bedeutend verschönert worden, hat dieser Kern der Stadt an der westlichen Seite einen sinnigen Vorbau erhalten, welcher die, das Auge beleidigenden Formen des Hauptgebäudes beinahe ganz in den Hintergrund drängt. Es ist überhaupt zu bedauern, daß dieser kleine, fast unbedeutend scheinende Bau so wenig durch andere Meister berücksichtiget worden ist, indem er nicht nur in der Ausführung des deutschen Baustyles bis oben hinaus zu den Zinnen fortschritt, sondern auch die Eigenthümlichkeit der gothischen Bauprägе gerade in Frankfurt, den eigenen Zinnenschnitt, wie den gestelzten Bogen der Ueberkragung hervorhob. Welchen Eindruck würden die beiden neuen schönen Wachtgebäude am Taunusthore machen, wenn sie, statt der bedeutungslosen umgekehrten Zeltdraperien mit stattlichen Zinnen, die sich an solchem wehrhaften Platze vor Allem schickten, ausgerüstet worden wären. Auch bei dem Hofe der Main-Neckar-Bahn würde zu dem ernsten Rundbogenstyle der altfränkischen, byzantinischen Zeit eine solche Beginnung wohl

passender gewesen seyn, als die mehr an Konditorwaaren erinnernden Zierrathen, die sie jetzt krönen.

In den Versuchen unserer Künstler spricht sich mit wenigen Ausnahmen noch ein zu großes Haschen nach Neuem und Seltsamem aus den verschiedenartigsten entlegenen Kreisen aus, das gewiß nie die Durchbildung eines Grundgedankens, eines Systemes ersetzen kann; es wird daher weniger gebaut, im ernsten heiligen Sinne, als zusammengesetzt, wie dieses wohl Kinder aus einem Baukasten thun. Große kasernenartige Bauseiten werden daher mit allerlei Bauschmuck verkleistert und umbuntiget. Sie können das ungebildete Auge wohl eine Zeit lang bestechen, nie aber das Kunstgefühl, das nach den Gliederungen, nach den entsprechenden Gliederungen spähet. Solche Verierungen, welche die Ausgeburten der Zopfzeit fast in Schatten stellen, sind z. B. vor dem Taunusthore zu suchen.

Eine der schönsten Villen Frankfurts liegt vor dem Bockenheimerthore an der Straße nach Bockenheim, rechts in einem der Gärten. Schade aber, daß auch hier der Meister im Simse etwas Fremdartiges hervorsuchte, nicht die hier nothwendigen Zinnen mit passender Ueberkragung wählte, die dem Baue ein königliches Ansehen gegeben haben würden. Auf der Mainzer Heerstraße steht rechts eben auch ein Haus, in dem der Meister sich dem volksthümlichen Geschmacke mit Glück genähert hat, wenn er in der Vorkragung auch nicht in die obenerwähnte eigenthümliche Präge der Frankfurtischen Gothik eingegangen ist.

Das israelitische Schulgebäude auf dem Wollgraben gehört wohl auch unter die bedeutenderen Bauten der Gegenwart, entwickelt, an den Rundbogenstyl sich anschließend, eigenthümliche Schönheiten, ohne ins Gesuchte und Verzerrte zu streifen. Ein einfaches Wohnhaus in diesem Rundbogenstyle, mit viel Geist und Geschick ausgeführt, liegt auf dem Eschenheimerwalle, gerade an der Biegung nach dem Neuthore zu und führt an der Thüre die Inschrift Loh. Es wäre sehr zu wünschen, wenn der Geschmack, in welchem dieses Gebäude aufgeführt ist, weiter gewürdiget und ausgeführt würde, wenn der angestammte Kunstsinn wieder zu frischer Entfaltung gelangte. Gediegenheit und Schönheit würden im passenden Bunde stehen! Eben so wünschenswerth wäre es, wenn die Stadt bei öffentlichen Bauten trachtete, fürder die eigenthümliche Richtung der volksthümlichen Kunst in Anwendung zu bringen, weiter auszubilden, besonders bei Wiederherstellungsbauten dieselbe anzuwenden. Die äußere Wiederherstellung des Leinwandhauses, des künftigen Schwurgerichtshofes, dürfte schon eine Gelegenheit liefern, die von Wichtigkeit wäre. Besonders bliebe an diesem Baue, der einem ziemlich vernachlässigten Theile der Stadt zur Zierde gereichen müßte, der Sims, das Dachwerk in Einklang mit dem Uebrigen zu bringen. Wenn aber auch dieses geschähe, wenn das vernachlässigte Aeußere ein wenig berücksichtiget würde, dürfte auch dieser Bau ein Kleinod der Stadt werden, dem Schönsten, was im weiten Vaterlande anzutreffen, an die Seite zu setzen seyn. Daß Frankfurt Meister in der Wiederherstellung hat, zeigt außer den oben angeführten die Einrichtung der Nikolaikirche, zeigt die Einrichtung des neu eröffneten Kasseler Bahnhofes, der wie durch eine Zauberruthe sich in eine Halle verwandelt hat, die zwar nicht an Größe, wohl aber an Schönheit der Verhältnisse in der Reihe derartiger Gebäude sich zu seinem Vortheile auszeichnet.

Vor Allem möge in dem Volke, möge in den Meistern der Geist des Volksthümlichen erwachen, möge das Ererbte zum Leben durchdringen, sich fortbilden, möge das Fremde, nach dem man noch so vielfach eitel haschet, mehr und mehr schwinden, das Durchdachte, durch das Gleichgewicht, durch die Gliederung Bedingte sich zur Anerkennung durchringen. M.

Mannichfaltigkeiten.

Aus dem vor einiger Zeit bekannt gemachten offiziellen Bericht über den Kretinismus in den sardinischen Staaten ergibt sich, daß Sardinien bei einer Bevölkerung von 2,650,905 Seelen 7187 Kretins zählt, darunter 5073 mit Kröpfen und 2114 ohne Kröpfe; 2165 besitzen auch nicht die geringste geistige Fähigkeit; 3518 besitzen einige Fähigkeiten, aber nur um körperliche Bedürfnisse zu befriedigen; 1404 sind weniger unvollkommen. Nach dem Bericht der mit einer Untersuchung über den Kretinismus beauftragten Kommission findet sich derselbe allein in den Thälern und Ebenen, welche nahe an den hohen Alpen liegen.

(Die Schiedsgerichte in Preußen.) Das preußische Kammergericht hat im Mai eine summarische Nachweisung veröffentlicht, woraus zu ersehen ist: 1) die Zahl der 1848 und 1849 bei denjenigen Untergerichten, an deren Spitze Schiedsmänner angestellt sind; anhängig gewesenen Prozesse; 2) die Zahl der von diesen Schiedsmännern zu Stande gebrachten Vergleiche. Bei 61 Untergerichten waren danach 90,162 summarische Mandats-, Injurien- und Bagatellprozesse anhängig (7664 mehr als 1848), worunter im Ganzen nur 1818 Vergleiche gestiftet wurden. Bei dem Stadtgericht in Berlin schwebten 1849 im Ganzen 48,085 solcher Prozesse (1107 weniger als 1848), und dennoch kamen nur 458 Vergleiche zu Stande. In Potsdam wurden neben 3617 Prozessen (766 mehr als 1848) nur 83 Vergleiche gestiftet, in Charlottenburg bei 728 Prozessen nur 12 Vergleiche, in Köpenick bei 430 Prozessen nur 4 Vergleiche.

(Darmstadt, 17. Aug.) Am 18. Juni d. J. Morgens 4 Uhr ist das nordamerikanische Dampfschiff „Griffith“ auf seiner regelmäßigen Fahrt von Buffalo nach Toledo ein Raub der Flammen geworden; es war ungefähr 3 Meilen vom Land, als es Feuer fing: man ließ das Boot dem Ufer zusteuern; doch eine halbe Meile vom Ufer lief es auf den Grund. Der größte Theil der an Bord befindlichen Personen, unter denen sich gegen 150 Einwanderer aus Baden und den benachbarten Ländern befanden, kam in den Wellen oder in den Flammen um's Leben. Soweit bekannt, sind von den deutschen Einwanderern nur sieben Personen gerettet, unter denen eine aus Hessen. Dagegen befinden sich leider unter den Verunglückten mehrere aus dem Hessen-Großherzogthum, wie die erhaltenen Nachrichten besagen.

In Berlin haben die Wirthe ein neues Mittel erfunden, um mißliebige Miether los zu werden. Sie lassen nämlich den Miethern wegen angeblicher Reparaturen die Fenster der Wohnungen aushängen und abholen. Die Fenster bleiben tagelang fort, so daß die Miether dergestalt in Wuth gerathen und die Wohnung unter der Zeit kündigen, womit der Wirth seine Absicht erreicht.

(Wien, 6. Aug.) In Tyrol beschäftigt sich eine Gesellschaft damit, die im Fegfeuer befindlichen Seelen theurer Verstorbenen um einen billigen Preis von ihren Leiden zu befreien und nach dem Himmel zu senden. Das sind die unseligen Folgen jener Wunderbilderlehre, mit welchen man so gern das Volk verdummen möchte, daß selbst Gauner den auf ihre Weise hervorgerufenen modernen Wunderglauben der Landleute benützen, um sie um ihre im Schweiße ihres Angesichts erworbenen Sparpfennige zu betrügen.

(Zürich.) Am Schützenfeste in Luzern waren die Zürcher glücklicher als am Gesangfeste da einer der Ihrigen den Preis

als bester Schütze davon trug. Hr. Andr. Hasler von Männedorf am Zürichsee schoß während 3½ Tagen aus einem einzigen Stutzer die meisten Nummern, nämlich 196; auch erhielt er die meisten Prämien. Lord Vernon, der von Anfang an mit Wetteifer aus drei Stutzern schoß, brachte es auf 164 Nummern.

(Heilbronn, den 15. Aug.) In vergangener Nacht hat sich leider auf unserer Eisenbahn schon wieder ein Unglück zugetragen. Der Wärter, der die Bahnlinie zwischen Kirchheim und Wahlheim zu begehen hat, erwartete an seinem Häuschen stehend, das nahe an der Bahnlinie liegt, mit der Laterne in der Hand, den Nachts 10 Uhr hier eintreffenden Zug. Ohne Zweifel mochte er ein wenig eingeschlafen seyn, weil er durch die Ankunft der Lokomotive so sehr erschreckt wurde, daß er derselben zu nahe kam und im Augenblick von ihr ergriffen und zermalmt ward. (H. T.)

Korrespondenz.

Baden-Baden, 19. August.

Wenn die Sucht, die Bäder zu besuchen, in diesem Jahre die Quellen des Taunus übermäßig gefüllt hat, so können Sie denken, daß das reizende Baden, das selbst im stürmischen Jahre von 1848 von Kurgästen erfüllt war, heuer nicht leer ausgeht. Von der Unmasse von Fremden aus allen Weltgegenden, die hier in den reizenden Anlagen umherwogen, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man es nicht mit eigenen Augen sieht. Die Hotels sind so überfüllt, daß russische Fürsten, die in ihrer Heimath über ganze Schlösser verfügen, in einem kleinen Bedientenzimmer ohne Sopha und mit den einfachsten Möbeln versehen, wohnen müssen. Viele Fremden wohnen in Lichtenthal, in Dos und der Umgegend; in Baden-Baden selbst ist Alles bis an den Dachstuhl besetzt. Gestern sahen wir den König von Würtemberg, mit der Königin von Holland am Arme, unter den zahllosen Spaziergängern, einfach im leichten Morgenanzuge, umherwandeln; nicht weit von ihm der kleine lebendige Thiers, der in der prächtigen Villa des Hrn Benazet wohnt, die ihm derselbe zur Disposition gestellt. An Fürsten und Fürstchen, Diplomaten der großen und kleinen Staaten fehlt es nicht, und die Waldnymphen und schattigen Bäume unserer romantischen Gebirgsanlagen möchten wohl Zeuge von manchem geheimen diplomatischen Geflüster seyn, das dann, durch Couriere weitergetragen, dem deutschen Volke nicht gerade immer Glück und Segen bringt. Der Courierwechsel ist namentlich zwischen hier, Wien und Petersburg sehr stark, was nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß das schöne Baden jetzt eine Art von petite congresse diplomatique champêtre umfaßt. — Außer den bleibenden Kurgästen strömen auch täglich viele Passanten zu, und aus amtlichen Aufstellungen erhellt, daß im Monat Juni an 547 bis 685, im Monat Juli 565 bis 909, im Monat August 580 bis 1136 Fremde täglich hier mit der Eisenbahn angekommen sind. Im Ganzen wurden im Monat Juni 11,223, im Monat Juli 16,401, in der ersten Hälfte des Monat August 9,067 Fremde, also in diesen drei Monaten 36,691 Fremde nach Baden-Baden mit der Eisenbahn befördert. Dazu kommen noch 550 Militärfreischeine. Sie haben damit einen Begriff von den Passanten, die hier noch zu den Kurgästen täglich kommen. Unsere heutige Kurliste nennt 21,141 Kurgäste. Von Frankfurter bekannten Persönlichkeiten verweilen Moriz v. Bethmann und die Gräfin Bergen seit einigen Monden hier. — Morgen strömen unsere Badegäste nach Straßburg, wo der Präsident der französischen Republik erwartet wird, der auch Ende der Woche hier eintrifft und einige Tage verweilen wird. — Einen wehmüthigen Eindruck macht unweit von hier, an der Stelle, wo im verflossenen Jahre mehrere preußische Krieger gefallen sind und beerdigt wurden, ein einfacher Denkstein mit den Worten: „Ehre und Treue." Verwundeten und zu Krüppel geschossenen preußischen Soldaten begegnet man hier vielen, die im Lazareth verpflegt werden.

Mainz, 19. August.

Da das in voriger Woche zum Besten des Wiederaufbaues der evangelischen Kirche in Wiesbaden durch die vereinigten Musikchöre der drei hier garnisonirenden preußischen Infanterie-Regimenter, unter der Leitung des k. preuß. General-Militärmusik-Direktors, Hrn. Wieprecht, veranstaltete Konzert den größten Beifall gefunden, verfehlen wir nicht in Ihrem vielgelesenen Blatte darauf aufmerksam zu machen, daß kommenden Donnerstag, den 22. August, ein zweites Konzert dieser Art in unserer Anlage stattfinden wird. Unter den im Programm verzeichneten Piecen heben wir besonders hervor: Die Ouverture zur Oper Olympia von Spontini und die Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber; das Finale des 4. Akts der Hugenotten und des 4. Akts des Propheten von Meyerbeer; die Schlacht bei Vittoria von Beethoven ꝛc.; lauter Tonstücke, welche bei einer massenhaften Aufführung den größten Eindruck machen müssen und viele dortige Kunstfreunde veranlassen dürften, den kurzen Weg nach Mainz nicht zu scheuen, um sich einen solchen Genuß zu verschaffen.

Mannheim, 18. August.

Heute feierte die hiesige deutschkatholische Gemeinde ein Doppelfest, das an Erhabenheit seines Gleichen sucht, nämlich ihr 5jähriges Geburtsfest, verbunden mit dem Erntefeste. Nach einer kurzen Ansprache des Vorsitzenden über die Bedeutung des Festes ließ derselbe eine Mittheilung der Lebensgeschichte der Gemeinde folgen, wodurch der Zweck: Beruhigung und Ermuthigung, vollkommen erreicht ward. Die Hauptzierde des in dem geschmückten, mit Zuhörern aller Stände dicht angefüllten Saale uns angereihten Gottesdienstes bestand in der Haupt- und Abendmahlsrede des Hrn. Pfarrers Rau. Ernst und Würde wechselten in dessen Vortrag mit einem glühenden Feuer und einer Wärme, die Aller Herzen bis zu Thränen ergriff. Der Redner wollte hier keine Deutschkatholiken, er wollte in allen Anwesenden ohne Unterschied der Confession nur eine Kette von Brüdern und Schwestern erkennen, die sich mit der innigsten Menschenliebe umfaßten; er meinte, hier sey die Liebe, draußen der Haß, hier die Wärme, draußen die Kälte. Dieser in höchster Begeistrung gehaltene Vortrag kam aus vollem gottvertrauenden Herzen und drang zu den Herzen, was sich sogleich dadurch thatsächlich kund gab, daß fast alle Anwesenden, nachdem noch vorher zwei Taufen den gleichsam erneuerten Bruderbund besiegelt hatten, an dem darauf dargereichten Liebesmahle der vereinten Menschheit Theil nahmen. Die Folgen dieser würdevollen Handlung werden nicht ausbleiben; denn nachdem die Gemeinde erst jüngst mit heute um acht Personen zunahm, bereiten sich so eben ganze Familien, aus den angesehensten Bürgern bestehend, vor, vereint einen großartigen Uebertritt zu bewerkstelligen. Das sind die naturgemäßen Folgen aller Hemmnisse, sie kommen, woher sie wollen.

Wiesbaden, 16. August.

In Ihrem verehrlichen Blatte finden wir öfter Aufsätze über die „freie" oder „frei-christliche" Gemeinde dahier. Wir fühlen uns verpflichtet, Ihnen mitzutheilen, daß solche Gemeinden hier nicht bestehen, und daß, wenn über die unsere berichtet werden soll, solche als deutschkatholische Gemeinde, als welche sie sich gegründet hat und wirken will, zu bezeichnen ist.

Der Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde Wiesbaden:
B. May. H. C. Erner.
C. F. Nathan. C. Seibert.
Ed. Adler.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. August. (Gastdarstellung der Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) Die Hugenotten. Valentine: Mad. Jullienne (in französischer Sprache).

Donnerstag, 22. August. Börsen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 200. Donnerstag, den 22. August 1850.

Dinah.

Nach dem Französischen des Emile Souvestre.

(Fortsetzung.)

Sobald die Bäuerin gewahr wurde, daß mein Blick auf ihr ruhte, wandte sie sich verlegen von mir ab.

Während dessen war die Unterhaltung zwischen den andern Spinnerinnen immer fortgesetzt worden. Jede sagte, was sie thun wolle, wenn das Schiff Saint-Pierre glücklich gelandet habe.

„Ich gehe in die Stadt und esse mich einmal satt in Waizenbrod,“ sagte die Eine.

„Mein Bruder hat mir einen silbernen Ring versprochen,“ fügte eine Andere hinzu.

„Ich lasse eine Messe für meine Mutter lesen,“ sagte eine Dritte.

„Und Ihr, Dinah?“ fragte ich die junge Frau, „was werdet Ihr thun, wenn Joan zurück kommt?“

„Ich lege ihm sein Kind in die Arme und trenne mich nicht mehr von ihm,“ sagte sie erröthend.

In demselben Augenblicke fing die schwarze Kuh, welche sich im Hintergrunde der Hütte befand, an zu beüllen und steckte ihren Kopf durch das Weidengeflecht, das uns von ihr trennte.

„Es ist Jemand vor der Thür,“ sagte die Wirthin.

Sie hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als ein heftiger Schlag die Thür erschütterte und sich eine rauhe Stimme von außen vernehmen ließ.

„Ist hier in diesem Hause Raum für die Armen?“ fragte sie.

„Anaïk Timor!“ riefen Alle auf einmal.

„Anaïk!“ wiederholte Dinah, indem sie ihr Kind unwillkürlich fester an sich drückte.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Eine Bettlerin, welche die Gabe hat, Zukünftiges vorher zu sagen,“ erwiederte die Eigenthümerin der Hütte.

„Ist in diesem Hause Raum für die Armen?“ wiederholte die Stimme mit einem Ausdruck von Ungeduld.

„Lasset sie eintreten, sonst bringt sie Unglück über uns,“ bemerkte Dinah.

Eine der Frauen öffnete die Thür und Anaïk Timor trat herein.

Es war eine alte Frau von eben nicht einnehmendem Aeußeren. Einige elende Lumpen bedeckten nothdürftig die kleine, magere Gestalt. Sie trug einen Quersack von roher Leinwand auf der Schulter, aus welchem der enge Hals einer Flasche sichtbar war; mit der andern Hand hielt sie einen Knotenstock. Der Schnee der in den Falten und Rissen ihrer schmutzigen Kleider hängen geblieben war, erschien wie eine hellere Zeichnung auf dem düsteren Grunde. Einige graue Locken, die der Reif in silberne verwandelt hatte, hingen ziemlich struppig auf die eingefallenen Wangen hinab. Das Auge hatte jenen stechenden und dabei doch unstäten Ausdruck, der nur der Trunkenheit oder der Geistesverwirrung eigen ist.

Sie blieb in der Mitte der Hütte stehen und schüttelte mit einem dumpfen Gemurmel den Schnee von sich.

„Ich weiß es wohl,“ sagte sie, indem sie einen unwilligen Blick umher warf, „man sieht die alte Timor nicht gern kommen, daher läßt man sie auch klopfen, ohne zu antworten.“

„Es hat Euch heut Niemand erwartet,“ entgegnete die Wirthin verlegen.

„Nein .... man erwartet mich niemals,“ murmelte Anaïk; „was kümmert es Diejenigen, welche am wärmenden Feuer sitzen, ob Andere vor der Thüre stehen und frieren! Aber nur Geduld, es kommt an Jeden die Reihe!“ ....

Obgleich ich, die Freiheiten gar wohl kennend, die hier zu Lande den Bettlern gestattet sind, daran gewöhnt war, zu sehen, wie dieselben, wenn sie einmal aufgenommen sind, den Herrn des Hauses als ihres Gleichen behandeln, so fiel mir doch der gebietende, fast drohende Ton der alten Frau auf. Unter fortwährendem Brummen nahm sie ihren Quersack von der Schulter. Nachdem sie denselben in einen Winkel gelegt hatte, schritt sie dem Herde zu. Auf einmal bemerkte sie mich.

„Ach, da ist ja ein Herr!“ sagte sie, indem sie ihren Schritt anhielt und mich mit einem durchdringenden Blicke betrachtete. „Ein Herr,“ fuhr sie fort, „der feine Wäsche trägt .... und eine Uhr .... Jan hatte auch eine Uhr .... und goldene Ohrringe...., und Schuhe mit Bändern! Wie er noch lebte, hatte die alte Timor nicht nöthig, an fremden Thüren zu klopfen! Aber er ist zu seinem Vater und zu seinen Schwestern heimgegangen .... Jetzt ist die arme Wittwe, die ihren letzten Sohn begraben hat, freilich ohne allen Schutz gegen die Härte der fremden Menschen.“

Sie sang ziemlich unverständlich einige Verse aus der Pest von Elliant.

„Ich hatte neun Söhne geboren, doch der Tod hat sie mir geraubt.

„Er hat sie mir vor der Schwelle meiner Thür geraubt, und ich habe Niemand mehr, der mir einen Tropfen Wasser reicht.“ Während sie das sang, war sie vor den Herd gekniet und streckte ihre Knochenarme nach der Flamme aus, die schon im Verlöschen, einen glänzenden Schein auf ihr bereiftes Haar warf. Ihr unstäter, schlauer Blick, der wild im Gemach umher streifte, ruhte endlich auf Dinah. Ihre Züge nahmen plötzlich einen gehässigen Ausdruck an.

„Ach! da bist Du ja auch, Rabenauge,“ rief sie aus; „wie kommt denn die Tochter eines Cordier unter ehrliche Leute?“

Ich blickte auf die junge Bäuerin, welche erblaßte. Jetzt war mir ihre Schüchternheit erklärt, so wie auch die Unfreund-

lichkeit, mit welcher man sie behandelte. Sie gehörte also der verachteten Raçe der Cacons an, die lange Zeit sogar aus der Kirche gestoßen war, und gegen welche sich noch immer in der Bretagne das Vorurtheil des Volks erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedensagitation.

Mehr als 200 Jahre sind verflossen, seit William Penn sein Vaterland verließ, das damals, wie heute Deutschland, von dem Kampfe zwischen Volksrecht und Fürstengewalt, zwischen Unduldsamkeit und Glaubensfreiheit zerrissen war. Seine Jünger haben seitdem unausgesetzt gearbeitet, sein Gebot des Friedens auszuführen. Ihre Mittel waren aber nur die Rede in ihren eigenen und die Schrift in weiteren Kreisen, und viele Menschenalter lang haben sie außerhalb ihrer Verbrüderung keinen sichtlichen Erfolg erreicht, am wenigsten auf Regierungen und Volsvertretungen eine Wirkung geübt. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entstanden aber zuerst in Amerika, dann in England unabhängig von den Quäkern Friedensvereine, die das Werk auf eine thatkräftigere Weise anzugreifen suchten. In Boston wurde, so viel wir wissen, das erste Friedensmeeting abgehalten, als die Donner der Schlacht bei Waterloo kaum verhallt waren, die erste aber von Bürgern verschiedener Staaten besuchte Versammlung zur Beförderung des Weltfriedens 1843 in London. Seitdem hat die Bewegung stätig an Ausdehnung und innerer Kraft zugenommen, am sichtbarsten, seit sie einen begeisterten Apostel gefunden hatte. Elihu Burritt, ein Grobschmied, geboren in dem Städtchen New-Britain in Massachusetts, hatte, von ungewöhnlicher Lernbegierde erfüllt und mit einem außerordentlichen Sprachtalent ausgestattet, in fünf Jahren neben seinem Handwerk die meisten neueren Sprachen erlernt. Sein rastloser Geist fand aber darin keine Befriedigung; er sehnte sich nach einem Wirkungskreise und fand ihn, als er zufällig 1844 ein kleines Wochenblatt der Friedensgesellschaft in Worcester in die Hand bekam. Er schloß sich mit ganzer Seele diesen Bestrebungen an, denen einige Jahre später ein Feld für praktische Thätigkeit geboten wurde. Es ist bekannt, daß ein alter Gränzstreit zwischen Amerika und Kanada, die vielbesprochene Oregonfrage, vor einigen Jahren mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde und in Feindseligkeiten überzugehen drohte. Das abzuwenden, ging Elihu Burritt nach England, wanderte zu Fuß von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und predigte den Frieden, anfangs auf den Straßen und in den Versammlungsörtern der arbeitenden Klassen, bald in den glänzenden Hallen der großen Industriestädte, vor Allem in Manchester. Besondern Anklang fand er bei den Frauen, und es wird behauptet, daß die Friedensadresse von einigen tausend englischer Frauen an ihre Schwestern in Philadelphia wesentlich dazu beigetragen hat, die gereizte Stimmung der beiden Völker zu beruhigen und die friedliche Beilegung des Streites anzubahnen.

Während der Anwesenheit Burritt's in England entstand der Gedanke, auf dem Kontinent einen Friedens-Kongreß abzuhalten. Er kam im September 1848 in Brüssel zur Ausführung. Der Kongreß, von Volk und Regierung mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, erklärte sich unter dem Vorsitz Vischer's in vier Resolutionen für die Abschaffung des Krieges, die Herstellung einer internationalen Jurisdiktion, die Annahme eines gemeinsamen Völkerrechts und allgemeine Entwaffnung.

Es folgte 1849 der Congreß in Paris, bedeutender durch die Persönlichkeiten, durch die Zahl der Theilnehmer und der vertretenen Völker. Er gab in sieben Resolutionen den in Brüssel ausgesprochenen Grundsätzen concretere Gestalt und ging auf die Mittel der Ausführung über, indem er die Berufung eines Völkercongresses beschloß, der ein Gesetzbuch des Völkerrechts entwerfen und einen Schiedsgerichtshof vorbereiten sollte, und indem er durch Unterricht und Erziehung den Nationalhaß auszurotten, durch einerlei Maß, Gewicht und Münze und durch Herabsetzung des Porto's die Verschmelzung der Völker zu befördern, durch Verhinderung aller Anleihen zu kriegerischen Zwecken den Dynastien die Mittel der Kriegführung zu entziehen strebte.

Die Freunde des Friedens, die ihren Centralpunkt in dem Bunde der Brüderschaft in London haben, sind aber nicht bei diesen Demonstrationen und Rathschlägen stehen geblieben, sondern haben eine vielseitige praktische Thätigkeit entwickelt. Sie suchen ihre Grundsätze in den Volksvertretungen zur Anerkennung zu bringen. Die Gesetzgebung von Massachusetts erklärte sich gegen den Krieg und forderte die Centralgewalt auf, alle Regierungen der Welt zur Ausführung dieses Gedankens durch Unterwerfung unter einen Völkergerichtshof einzuladen. Amos Tock brachte einen ähnlichen Antrag vor den amerikanischen Kongreß und wurde von der öffentlichen Meinung lebhaft unterstützt; eben so Bouvet in Paris, Arnold Ruge in Frankfurt, Cobden in London. Letzterer wird den Antrag, wie er bereits in diesem Jahre gethan hat, in jeder Session wiederholen.

Derselbe suchte die russische Anleihe von 30 Mill. Rubel — angeblich zur Vollendung der großen Eisenbahn, in der That aber eine Vorbereitung zu dem Warschauer Kongresse, zu der Expedition nach Schleswig und vielleicht zu noch andern Dingen — durch ein Meeting in der City zu vereiteln. Er hat seinen unmittelbaren Zweck nicht erreicht; wir hören aber, daß die Geldfürsten durch die steigende Verwickelung der europäischen Verhältnisse bedenklich werden, ob sie wirklich Ruhe und Ordnung befördern, wenn sie den Landesfürsten die Mittel zur Kriegführung borgen und daß der Friedensbund alle Aussicht hat, fernere Anleihen zu hintertreiben. (?)

Ein anderes Mittel ist die Ausschreibung von Preisbewerbungen. Der Brüsseler Kongreß setzte Preise aus von je 1000 Frs. auf die drei besten Abhandlungen über die geeignetsten Mittel um die Abschaffung des Krieges durchzusetzen. Gekrönt wurden die Schriften von Bara in Mons, Clochereux in Siege und Morhange in Brüssel.

Der Bund sucht endlich — und in England und Amerika mit sehr gutem Erfolge — Einfluß auf die Schulen zu gewinnen und verbreitet Tausende von „Oliven-Blättern", populäre Flugschriften, in denen das Unvernünftige und Verderbliche des Krieges unter den verschiedensten Gesichtspunkten nachgewiesen wird.

Sehr wirksam sind namentlich die nationalökonomischen Erörterungen, und wir empfehlen es der ernsten Betrachtung unserer Landsleute, wie viel Chausseen, Häfen, Krankenhäuser, Ackerbauschulen, Vorschußkassen und Volksbibliotheken hergestellt werden könnten, wenn die 30 Millionen des preußischen Militärbudgets nur in Einem Jahre zu Friedenszwecken verwandt würden.

An den Frieden.*)

(1799.)

Schweb' aus Gottes sel'gen Reihen,
Friedensengel, schweb' herab;
Sieh' die Welt voll blut'ger Leichen,
Nun ein ungeheures Grab!

*) Aus den demnächst bei J. D. Sauerländer erscheinenden gesammelten Gedichten von Heinrich Zschokke.

Lebensmüde Greise zagen,
Allzufrühe Waisen klagen,
Und am Sarg der Liebe laut
Jammert die verlass'ne Braut.

Mütter beten vor Altären
Für den weit entfernten Sohn,
Und der Wittwe heiße Zähren
Fleh'n zu des Erbarmers Thron.
Komm', dich rufen uns're Psalmen,
Komm' mit deinen heil'gen Palmen,
Rette mit der Segenshand
Das verheerte Hirtenland.

Spend' uns aus des Himmels Höhen,
Friedensengel, wieder Glück.
Doch, soll Freiheit untergehen,
O, dann kehre nie zurück!
Mögen Grund und Gräth verderben,
Süßer ist's, als Freie sterben,
Lieber blut'gen Untergang,
Als der Sklavenkette Klang!

Haynau in Gräfenberg.

Der „Lloyd" bringt anziehend geschriebene „Gräfenberger Briefe", deren erster das dortige Gesellschaftsleben schildert und dann fortfährt:

„In dieses unpolitische Badeleben voll Schäferspeisen, voll Milch, Butter und Quellwasser, in diese bloß durch die Sonntagsvolks unterbrochene melancholische Sudetenstille trat plötzlich ein Mann, der in der Weltgeschichte die Rolle eines furchtbaren Richters gespielt hat. So geschehen, daß am 26. Juli 1850 der Feldzeugmeister Baron Haynau den Gräfenberg hinanzog, um auf seiner Reise nach Hessen Prießnitz und die Anstalt kennen zu lernen. Ein Graf Zierotin, aus dem berühmten mährischen Geschlecht dieses Namens, kam eine Meile weit herbeigesprengt, das Offizierkorps von Haynau's Ankunft zu unterrichten. Auch Prießnitz warf sich in sein schwärzestes Gewand und zog seine weißesten Handschuhe an, dem gewaltigen Degen seine Reverenz zu bezeigen, und Das gab nun für den behaglichen Beobachter einen charakteristischen Anblick, der sich in Jahrhunderten selten wiederholt: neben Prießnitz Haynau zu sehen. Diese zwei Gestalten nebeneinander in den grünen Rahmen der sanften Berglandschaft eingeschlossen, das gäbe das anziehendste dankbarste Bild für einen nur einigermaßen geistreichen Maler. Das Gehirn eines französischen Romanschreibers könnte keine schlagenderen Gegensätze zusammenstellen, als Prießnitz und Haynau, zwei Männer, die in so entgegengesetzter Richtung arbeiteten und mit so verschiedenen Mitteln: der eine mit Wasser, der andere mit Feuer. Hier ein Antlitz voll stiller Innerlichkeit und sanften Ernstes, diese, von der perpendikulären Gesichtslinie sich behaglich entfernende Nase, diese unbefangenen, ruhevollen Augen, denen es nicht an einem Ausdrucke sinniger Betrachtung fehlt, diese vollen, geschwungenen Umrisse! — und hier eine Physiognomie, der man es ansieht, daß hinter dieser provisorischen Gleichgültigkeit eine unbändige Thatkraft lauernd zum Löwensprunge ansetzt; diese scharfe, abwärts gekrümmte Nase, dieser eisern geschlossene Mund, diese Augen mit langsam durchbohrendem Blick, hellblau zwar, aber voll dunkler Bedeutung, eine flammende Stadt müßte sich in der kalten Ruhe dieser Augen seltsam abspiegeln. Das Benehmen des Feldzeugmeisters ist von soldatisch-vertraulicher Freundlichkeit, besonders höflich gegen Damen, ohne sich eigentlich mit chevaleresker Courtoisie zu befassen. Als ihm Prießnitz entgegen kam, sagte er zu ihm: „Grüß' Sie Gott, lieber Prießnitz, ich habe mich schon lange darnach gesehnt, Sie kennen zu lernen. Ihre Kur habe ich mir schon im Jahre 1838 erklären lassen und sie mit gutem Erfolge an mir vorgenommen." Wirklich führte der General auch im ungarischen Feldzuge immer eine Wanne mit sich. Dieß hat ihm, wie er sich äußerte, so wohl bekommen, daß er, während Alles um ihn her unpaß wurde, stets frischauf gewesen. Im Civilanzuge, den äußerst hagern sehnichten Hals ganz entblöß't, wanderte Haynau hier zu den Waldquellen und trank im Kursaale die vorschriftsmäßige Milch in großen Zügen. „Cela radoucira son caractère", sagte eine Französin in meiner Nähe. Am ersten Tage seiner Ankunft gab ihm Prießnitz, dessen Gast er überhaupt war, ein Diner im Kursaale. Ein demokratisch disponirter Geist hätte wohl darauf einen Accent gelegt, daß die Tafelmusik den General mit einer Nummer aus der Oper „Attila" begrüßte. Des andern Tages veranstalteten die Offiziere ein Diner, bei welchem die wunderschöne, grazienhafte Fürstin Liechtenstein, geborne Gräfin von Potozky, die Honneurs machte. Nach dem Toaste auf Oesterreichs Herrscher wurde dem Feldherrn ein dreimaliges donnerndes Hoch gebracht. Der Feldzeugmeister brachte unmittelbar darauf in gut gesetzten Worten einen Toast der tapfern Armee, die ihm zum Siege gefolgt, worauf man wieder den Sieger von Temesvar hoch leben ließ. Auch mehrere preußische Offiziere schmückten die Tafel. Sonntags war Haynauball, und um das ganze Parallelopipedon des Kursaales schlangen sich innen die riesenhaften Blumenbuchstaben: „Willkommen in Gräfenberg"; die Fahnen der verschiedensten Nationen rollten sich an den Wänden auf, besonders prachtvoll silbergestickt die ungarische und böhmische. Der Styl Haynau's im Sprechen ist zwanglos und klar, hie und da mit äußerst starkem terminologischem Pfeffer gewürzt. Damen gegenüber scherzt er häufig, ist überhaupt vorherrschend heiterer Laune. Seine Anwesenheit (am 29. Juli reis'te er wieder ab) lieferte ein bewegtes pikantes Intermezzo.

Franz Xaver Bronner.

(Nekrolog.)

(Aargau, 15. Aug.) Heute wurde in der Stadt Aarau ein merkwürdiger Mann beerdigt, der viel in der Welt durchgemacht hat und dessen Name der älteren Generation wohl bekannt ist — Franz Xaver Bronner. Er erreichte ein Alter von $91\frac{1}{2}$ Jahren. Er war gebürtig aus der Gegend von Donauwörth, zeigte frühzeitig bedeutende Anlagen zu Gesang und Musik und Dichtkunst, wurde Mönch, entsprang aus dem Kloster und ging in die Schweiz, wo er abwechselnd in Basel und Zürich lebte und zahlreiche Freunde sich gewann. Nach einiger Zeit trat er wieder ins Klosterleben zurück, entsprang aber zum zweitenmal, da man ihm die gemachten Versprechungen nicht hielt, und erschien wieder bei seinen Freunden in der Schweiz. Während der Helvetik versah er die Stelle eines Sekretärs bei einem Departement der helvetischen Regierung, flüchtete mit ihr von Aarau fort und dauerte bei ihr aus bis zu ihrem Sturz. Er war der Helvetik mit Leib und Leben zugethan und so oft es zu Wirren und Zerwürfnissen in löbl. Eidgenossenschaft kam, pflegte er zu sagen: „Warum habt Ihr die Helvetik nicht unterstützt? nun, da habt Ihr den Käs". Als die Aargauer Kantonsschule errichtet wurde, erhielt Bronner, der in der Mathematik und Physik tüchtige Kenntnisse besaß, eine Professur an dieser Anstalt, folgte dann aber nach mehreren Jahren einem Ruf an die russische Universität Kasan, wo er 7 Jahre blieb. Heimweh nach den

Schweizerbergen führte ihn wieder nach Aarau zurück, wo er seine frühere Wirksamkeit als Lehrer der Kantonsschule wieder begann, der er auch in den folgenden Jahren zu wiederholten Malen als Rektor vorstand. In den dreißiger Jahren übertrug ihm die Regierung die Stelle eines Archivars und Bibliothekars, und als er hochbetagt erblindete, lebte er gänzlich zurückgezogen und einsam von einer Pension, die ihm durch den Gr. Rath zugesprochen wurde, bis zu seinem Tode. Bronner war Mönch, Illuminat, Revolutionär, Idyllendichter, Gesang- und Musikkundiger und in mehreren wissenschaftlichen Fächern gründlich gebildet. Am frühesten bekannt wurde er durch seine „Fischergedichte“. Von nicht geringem Werth ist seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung, als ein Beitrag zu dem Treiben und Leben in den Klöstern von Süddeutschland. Ein historisches Werk von ihm ist „Werner von Urslingen“. Das Bedürfniß, sich literarisch zu beschäftigen und immer thätig zu seyn, begleitete ihn bis ins höchste Alter. Schon längst erblindet, diktirte er noch Gedichte und Anderes. Die Kantonsbibliothek und mehrere Partikulare besitzen eine reichliche Sammlung literarischer Arbeiten in Manuscript von ihm. Bronner war im Umgang und Verkehr ein Mann, den man lieb gewinnen mußte, er war offen, anspruchlos, harmlos, entfernt von jedem eiteln Schein, ohne Spur von Falschheit and Duckmäuserei. Er hinterläßt eine Frau von einigen 60 Jahren.

Mannichfaltigkeiten.

Auf Grund einer Bekanntmachung in einem Londoner Blatt, daß die Herren Stivens und Sohn zu Schnupftabacksdosenfabrikanten der Königin von England ernannt worden seyen, benachrichtigt ein amerikanisches Blatt seine Leser, daß „Viktoria schnupft“ und äußert dabei sein höchstes Erstaunen darüber, daß „diese junge Frau, die doch gewiß eine gute Erziehung erhalten, recht leidlich singen und sogar Bilder malen soll, welche des Stehlens werth seyen, nicht nur schnupfe, sondern sogar eine Schnupftabacksdose führe“.

Ueber das Gebäude für die Londoner Industrie-Ausstellung geht uns die Mittheilung zu, daß dasselbe etwa 2000 Fuß lang, über 300 Fuß breit und der überbaute Flächenraum etwa 900,000 engl. Quadratfuß oder 20 Morgen betragen wird; in der Mitte wird eine große kreisförmige Halle von 200 Fuß Durchmesser angebracht. Das Ganze erhält ein einfaches eisernes Dach von 48 Fuß Spannung, das von hohlen eisernen Säulen und gemauerten Pfeilern getragen wird. Die niedrigste Höhe des Daches ist 24 Fuß und die große Halle wird 50 Fuß hoch. — Es wurden für diesen „Palast der Industrie“ 245 Concurrenz-Entwürfe eingereicht, die selbst Gegenstand einer besondern Ausstellung wurden. Alle denkbaren Style, den Minaret-Styl nicht ausgenommen, waren bei denselben in Anwendung gebracht. Man soll im Voraus einig gewesen seyn, keinen der eingegange Pläne zu wählen, wiewohl 18 derselben einer Prämie werth erachtet wurden. Die Kommission läßt nun nach Kenntniß der Pläne ein Haus bauen, von dem eine Abbildung in dem „Builder“ mitgetheilt ist.

Korrespondenz.

Köln, 15. August.

An den ersten beiden Tagen dieser Woche gab der „Malkasten aus Düsseldoef“ in dem städtischen Theater „lebende Bilder“, die sich eines allgemeinen Beifalls erfreuen. Unter allen sprach uns: „Huß vor dem Scheiterhaufen“, von Lessing, am meisten an. Uns wollte es scheinen, als müsse es zur wesentlichen Hebnng der Bilder beitragen, wenn die Figueen im Vordergrnnde kräftigee in dee Farbe, und der Hintergrund, namentlich bei dem Ruben'schen „Ave Maria“, weichee, reiner und wärmer im Ton gehalten wüeden. Der Kapellmeister Hiller hat die Anordnnng des musikalischen Theiles übernommen und alle Anerkennung gefunden. Roderich Benedix hielt während der Vorstellung einen Vortrag, dessen Aufgabe es war, die Bilder zu erklären und den Faden anzudeuten, der sich durch alle ziehe, bei welcher Gelegenheit ee viel von Dentschland und Einigkeit sprach. Die passendsten Worte dee Rede mögen Freiligrath's „trotz alledem und alledem“ gewesen seyn, denn dieselben erfreuten sich eines nngewöhnlichen Applanses. Die Einnahme der Vorstellnngen beläuft sich auf 900 Thle., die nach Abzug dee Kosten (gegen 200 Thle.?) nach Schleswig wandern. Man hat von Seiten der Bürger nicht nnteelassen, was den Gästen den Aufenthalt nur immerhin angenehm machen konnte, nnd wie sind versichert, daß dieselben unseee Mauern weit befriedigter verließen, wie die Sänger vor einigen Jahren. Nur Eines tadelt man allgemein, das nämlich, daß das Comité oder die Festordner nicht darauf bedacht waeen, einen und zwar den größern Theil der hiesigen Künstler heranzuziehen zu dem Festessen, nm so mehr, da die Einladungskarten von vier Künstlern nnterzeichnet waren. Warum sind auch die meisten nnserer Maler liberal? Das ist übrigens nicht neu. Warnm sollte man diesen Männern den voeliegenden, von wenig Künstler-Toleranz Zeugniß gebenden Fall verdenken, wenn ein Bischof die Geistlichen von seiner Tafel ausschließt, die nach vernünftigen Reformen streben?!

Von der Bergsteaße, 20. August.

Nächsten Sonntag, 25. August, Nachmittags 4 Uhr wied zu Auerbach im großen Saale des „Gasthauses zur Krone“ zur Verheeelichung des hohen Namensfestes nnseres allverehrten Großherzogs ein Lehrergesangfest nnter Leitung des Hrn. Rectoe Knnkel von Bensheim stattfinden. An zweihnndert Lehrer sind mitwirkend betheiligt und die von ihnen ausgeführten ernsten und heitern Männerchöre dürften allen Verehrern des Männergesanges einen eben so willkommenen, als ausgezeichneten Genuß gewähren.

Wiesbaden, 18. Angnst.

Einem lang gefühlten Bedürfnisse für die teinkenden Kurgäste soll, wie man veenimmt, im nächsten Jahre abgeholfen werden. Die betreffende Behöede hätte nämlich im Plane, in der unmittelbaeen Nähe des Kochbrnnnens, zu beiden Seiten der Uebeewölbung, eine Trinkhalle erbauen zn lassen. Nach dem Vorgange andeeer Badeplätze kann man einen solchen Plan nnr als einen höchst zweckmäßigen anerkennen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Angnst. Böesen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth.

Freitag, 23. August. (Letzte Gastdarstellnng des Hrn. Pischek.) Don Jnan. Don Juan: Hr. Pischek. Donna Anna: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle). Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 24. August. (Zum ersten Male): Ee sncht seine Brant, Lustspiel in 2 Akten von Otto Prechtler. Hierauf (neu einstndirt): Der reisende Stndent, oder: Das Donnerwetter, komische Oper in 2 Abth.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 22. Angnst. Unveehofft. Zum Schluß: Das Feldlager der Freischäelee in Schleswig-Holstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 201. Freitag, den 23. August 1850.

Dinah.

Nach dem Französischen des Emile Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Du bist stolz," fuhr Anaïk fort, „weil ein junger Mann aus der Gemeinde Dich gern gehabt hat; weil Du ein Kind hast, das gedeiht! .... Auch ich habe einen Mann und Kinder besessen! .... Aber warte noch ein wenig! es ist gerade ein Jahr, daß ich Dir böse Tage prophezeiht habe."

„Warum hasset Ihr mich, Timor?" fragte Dinah mit einem sanften und furchtsamen Tone.

„Warum?" rief die Alte; „Du fragst mich warum? Hat mich Dein Mann nicht aus seinem Hause gejagt?"

„Weil Ihr mich mit Euren Aeußerungen kränktet."

„Euch kränkte!" wiederholte Anaïk; „ich nannte Dich die Tochter eines Cordier! war das nicht die Wahrheit? .... und doch sagte Joan, ich wäre betrunken; er drohte mir! ja, er drohte der alten Timor! .... oh, es glauben Manche, der Schlange auf den Kopf treten zu können; aber die Schlange kann beißen. Es wird eine Stunde kommen, wo ich an Allen gerächt seyn werde, die mich verachtet haben .... und die mich haben vor der Thür stehen lassen .... Ja, ja, die Leute von Loc-Evar werden nicht immer so stolz seyn; von Treguier wird ihnen Unheil kommen."

„Von Treguier," wiederholte Dinah lebhaft; „habt Ihr Jemand gesehen, der von dort kam?"

„Ich komme selbst daher!" erwiederte die Alte.

„Was? diese Nacht?"

„So eben."

„Und habt Ihr Nachrichten mitgebracht?"

„Es ist ein Schiff gelandet."

„Der Saint-Pierre!" riefen Alle einstimmig.

„Anaïk warf einen boshaften Blick im Zimmer umher und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Nein," sagte sie, „ein englisches Schiff."

Die Frauen zeigten unverholen ihren Verdruß über die getäuschte Hoffnung.

„Ich habe geglaubt, es wären unsere Leute," sagt eine derselben.

„Sie kommen auch von Terre-Neuve," bemerkte Timor.

„Bringen sie Nachricht von dem Saint-Pierre mit?" fragte Dinah, sichtlich beunruhigt über das wilde, schadenfrohe Lächeln der Bettlerin.

Die Alte schien diese Frage gar nicht gehört zu haben.

„Sie sind bei Mareck an's Land gestiegen, um einmal zu trinken, und da der Capitain französisch sprach, so habe ich verstanden, was er sagte."

„Nun, und was sagte er denn?"

„Er sprach von dicken Eismassen, die gleich Gebirgen aus dem Meere ragten, und an denen die Schiffe oft zerschellten."

„Hat er dergleichen gesehen?"

„Ja, wohl."

„Hat er auch von Schiffbrüchen sprechen hören?"

„Nein; aber er hat Trümmer gefunden, welche das Wasser hergeführt hatte."

„Trümmer von Schiffen?"

„Und auf einem Brete las er die Worte: der Saint-Pierre."

Diese Nachricht war für Alle ein Donnerschlag. Die Frauen ließen ihre Spindeln fallen.

Der Saint-Pierre!" wiederholten Alle einstimmig; „hat er wirklich gesagt der Saint-Pierre?"

„Von Treguier?"

„Habt Ihr recht gehört? .... Seyd Ihr auch Eurer Sache sicher?"

„Ganz sicher."

Ausrufe der Verzweiflung ertönten jetzt von allen Seiten. Ich selbst war über diese unerwartete Nachricht erschrocken; aber das boshafte Lächeln der Alten ließ mich noch einigermaßen an der Wahrheit zweifeln.

„Glaubet ihr nicht!" rief ich aus, „sie will Euch erschrekken, sie ist betrunken," .... und indem ich mich an Timor wandte, fuhr ich fort:

„Du hast keinen englischen Hauptmann gesehen; Du hast nicht gehört, daß der Saint-Pierre Schiffbruch gelitten habe; Du lügst, Abscheuliche!"

Ihre Augen funkelten; sie richtete sich mit einem wilden Gemurmel in die Höhe und stampfte mit dem Fuße gegen den Herd ....

„So spricht der Herr mit Anaïk!" sagte sie. „Ich lüge, ich bin betrunken! Nur Geduld, die Thatsachen werden sprechen! es wird sich zeigen, wer Recht hat! .... Ach, Timor ist eine Abscheuliche .... gut .... gut .... Der Himmel wird Euch und den Frauen von Loc-Evar schon zu antworten wissen; er hat Zeugen, und die Ertrunkenen werden sprechen ...."

„Hört!" fiel Dinah ein, indem sie sich bleich und verstört erhob.

Wir horchten auf und vernahmen durch das Geheul des Sturmes hindurch einen Trauergesang; er kam näher und wurde deutlicher; dann entfernte er sich wieder eben so.

Gleich bei den ersten Strophen hatten sich die Frauen in unaussprechlicher Angst erhoben. Auch ich war bestürzt. Schien nicht die finstere Prophezeihung der Bettlerin sich schon zu erfüllen? Anfänglich stand ich unbeweglich, wie an den Boden gebannt; doch als der Gesang sich wieder entfernte, stürzte ich nach der Thür.

Als ich mich im Freien befand, blickte ich um mich. Alles um mich her war öde und still; der Schnee fiel noch immer in dichten Massen und der Sturm sauste vom Gebirge her.

Während dieses Auftrittes hatte Anaik allein ihre stoische Ruhe behalten. Ich ging wieder in die Hütte zurück. Sie stand aufrecht da und sah mit einem triumphirenden Blicke um sich. Plötzlich weilte ihr Auge auf mir.

„Nun, war ich wirklich betrunken?“ rief sie aus; „vor wenigen Augenblicken sagte man noch, die alte Timor habe gelogen.“

„Bis jetzt hat sich das Gegentheil noch nicht erwiesen,“ erwiederte ich, indem ich meine Unruhe zu verbergen suchte.

„Hat der Herr die Klagetöne nicht vernommen?“

„Ich habe Pilger oder Reisende gehört, welche einen Choral sangen.“

Sie sah mich mit einem wilden, zerstörten Blicke an und schüttelte den Kopf.

„So spricht man in der Stadt; in der Stadt, wo man nicht an Geister glaubt, wo man denkt, die Todten modern in ihrem Grabe und es bleibt nichts von ihnen übrig. — Nun, Gott wird den Heiden schon zeigen, was er kann! . . . . Mögt Ihr immerhin leugnen, Herr, daß es die Geister der Ertrunkenen waren, die eben jetzt unter Trauergesang vorübergezogen sind.“

„Und der Herr hat Recht, wenn er das leugnet;“ fiel eine männliche Stimme ein.

Ich wandte mich nach der Thür, von woher die Stimme kam. Ein Geistlicher stand auf der Schwelle.

Die Frauen erhoben sich Alle und riefen:

„Der Pfarrer!“

(Schluß folgt.)

Aufruf nach Schleswig-Holstein.

(Melodie: „Herbei, herbei du trauter Sängerkreis“ rc. — Deutschlands Liederkrone Bd. 1. Nro. 25.)

Auf, Deutschlands Söhne! folgt dem Ruf zur Schlacht
Nach Schleswig-Holsteins blutgetränkten Gauen!
Es gilt Befreiung aus Tyrannen Macht,
Es gilt, der Freiheit Tempel aufzubauen;
Die Sühne gilt's verrathner Brüder Tod,
Zu stehen dort als Schild und feste Wehre
Für Deutschlands Wohl, für Deutschlands Glück und Deutschlands Ehre,
Dem Despotie mit Schmach und Knechtschaft droht.

Schon drängt die Zeit, die mahnt an Ehr' und Pflicht,
Auf, eilt die Schmach des Vaterlands zu rächen!
Ergreift das Schwert, das Sklavenketten bricht,
Erfüllet treu das heilige Versprechen!
Ein Hoch dem wackern Streiter von der Tann,
Der uns zum Kampf für Freiheit, Ehr' und Rechte
Gen Lug und Trug, gen Schmach und Schand, gen Henkersknechte,
Ein Mann von Wort als Führer zog voran.

Heraus du Schwert und bleib' der Freiheit hold!
Bewähr' dich jetzt in Noth und in Gefahren!
Hurrah, Hurrah! mein Banner „schwarz-roth-gold!“
Auf, flatt're kühn voran den tapfern Schaaren!
So lebt denn wohl ihr, die uns lieb und werth,
Lebt wohl ihr trauten, heimathlichen Fluren!
Nun fort zum Kampf, nun fort zum Streit! was einst wir schwuren,
Es sey nun auch zur Zeit der Noth bewährt!

J. Schönauer.

Ueber den ewigen Frieden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Der nahen Verwirklichung der Idee des ewigen Friedens stehen noch zur Zeit sehr große Hindernisse entgegen. Denn der jetzige Zustand der Staaten ist die Organisation des ewigen Kriegs, hinter welchem wir den so sehnlichst gewünschten „ewigen Frieden“ nicht einmal in der Dämmerung entfernter Jahrhunderte — um nicht zu sagen Jahrtausende — erblicken können. Treffend bemerkt Alexander von Humbold: „Der Mensch bereitet sich auf der untersten Stufe der Rohheit, wie im Scheinglanze seiner höheren Bildung stets ein mühevolles Leben, und den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher, verfolgt durch alle Jahrhunderte das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes.“ In dieser Bemerkung des berühmten Mannes, die eine unbestreitbare traurige Wahrheit in wenigen Worten klar darlegt, liegt eher eine Abmahnung, als eine Aufmunterung zur Fortsetzung der Arbeiten des Friedenscongresses; allein demungeachtet möge derselbe, im lebendigen Bewußtseyn der großen Idee, die ihn belebt, dem hohen Ziele der Abschaffung des Krieges muthig entgegen streben.

Daß der jetzige Zustand der Staaten, wie ich bereits im Eingange bemerkte, die Organisation des ewigen Krieges sey, — dieß ist eine unbestreitbare Wahrheit, welche in der Thatsache der stehenden Heere ihre volle Begründung findet. Als ob die Blüthe und das Glück der Staaten von der Zahl ihrer stets schlagfertigen Soldaten abhänge, ist man seit Ludwig XIV. Zeiten fortwährend bemüht gewesen, die stehenden Heere zu vermehren, und dieser Politik hat Europa es zu verdanken, daß dieser Welttheil, der unter andern Umständen sehr glücklich seyn könnte, selbst im tiefsten Frieden einem großen Kriegslager gleicht, welches die Staatsfinanzen erschöpft und zu seinem Unterhalte zu den traurigsten Auskunftsmitteln nöthigt, welche einestheils den Staatskredit erschüttern, anderntheils aber den National-Wohlstand durch die hereinbrechende Sündfluth des unzähligen Papiergeldes, — welches nichts Anderes ist, als der verschleierte Staatsbankerot — zu zerstören drohen.

Bei der beharrlichen Festhaltung des Systems der stehenden Heere leidet Alles: der Ackerbau, die bürgerlichen Gewerbe, der Handel, die Erziehung, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeitsanstalten und jene durch den Machtruf unserer Zeit so dringend gebotene Vorkehrung zur Linderung und Abhülfe des öffentlichen Elendes. Sehr natürlich! Denn kein Staat ist reich genug, um neben der Unterhaltung der stehenden Heere zugleich auch noch der Industrie, der Volksaufklärung, den Künsten und Wissenschaften, und endlich den auf Abhülfe des Pauperismus berechneten Anstalten den nöthigen nachhaltigen Schutz angedeihen lassen zu können.

Filangieri gibt in seinem „System der Gesetzgebung“, welches in den siebenziger Jahren in Deutschland erschien, die Gesammtzahl der damaligen stehenden Heere in Europa zu 1,200,000 Mann an. Diese für die damalige Bevölkerung von Europa verhältnißmäßig kleine Zahl ist aber unterdessen bis auf mehr als 2,500,000 angewachsen, ohne das stehende Heer der europäischen Türkei mitzuzählen. In dieser Thatsache liegt aber die Organisation des ewigen Krieges, an dessen Stelle wir den „ewigen Frieden“ mit weniger kostspieligen Mitteln gesetzt wissen wollen.

Man eilt indeß allzuraschen Schrittes der Erstrebung dieses hohen Zieles der gebildeten Menschheit entgegen, wenn man gleich von Feststellung der internationalen Beziehungen und Verhältnisse redet, durch welche das große Gut des ewigen Friedens für die schon seit Jahrtausenden zusammengesäbelte und dem unersättlichen Moloch des Kriegs geopferte Menschheit errungen wer-

den soll, ohne gleichzeitig in Erwägung zu ziehen, ob auch die inneren Zustände der Staaten die für die Einführung des ewigen Friedens unerläßlich nothwendigen Bürgschaften darbieten. In der Wirklichkeit erblicke ich aber wenig oder nichts von alle Dem, was in dieser Beziehung als nothwendig vorausgesetzt werden müßte. Wo so viele Elemente des hartnäckigsten Parteienkampfes, des ewigen Krieges im Innern, sich angehäuft finden — wie kann da von Begründung eines dauernden allgemeinen Völkerfriedens im Ernste die Rede seyn? Erst muß die religiöse und politische Entzweiung im Innern der Staaten aufhören, erst muß die Gesetzgebung und Verwaltung große Fortschritte gemacht haben, ehe an eine Versöhnung und Verbrüderung der Nationen mit Erfolg gedacht werden kann.

Ich frage: Ist es eine Bürgschaft für die Erhaltung des inneren Friedens, wenn eine Kirche lehrt, daß sie die alleinseligmachende sey? In diesem Lehrsatze liegt der fruchtbare Keim zu Religionskriegen, unter denen Europa in früheren Jahrhunderten so schrecklich gelitten hat, und deren fortwirkenden schädlichen Einfluß es noch bis auf den heutigen Tag empfindet. Dieser folgenreiche Lehrsatz rechtfertigt die Wiedereinführung der Inquisition und aller sonstigen geistlichen Zwangsanstalten, die auf das Seelenheil berechnet sind.

So wie die Entfernung des Stoffes zu Religionskriegen durch die Natur der Dinge geboten ist, eben so müssen in politischer Beziehung die Hindernisse zunächst entfernt werden, welche der Staatsgesellschaft den Charakter einer Vereinigung freier Menschen unter Rechtsgesetzen benehmen. Blicken wir z. B. auf die vereinigten Staaten von Nordamerika, so bemerken wir dort, daß eine Anzahl von zwei und einer halben Million schwarzer Sklaven in dem schmachvollsten Dienst- und Hörigkeits-Verhältniß zu der weißen Bevölkerung steht. Dieser Zustand ist der im Inneren organisirte Krieg einer Klasse der Bevölkerung gegen die andere. Früh oder spät kommt er sicher zum Ausbruch und Ströme Blutes werden alsdann für das unveräußerliche Recht des Menschen auf seine persönliche Freiheit vergossen werden.

In der eben gerügten Staatseinrichtung liegt ein großer Vorwurf gegen das „freie Nordamerika", der indeß um etwas gemildert wird, wenn wir erwägen, daß in mehreren europäischen Staaten noch zur Zeit eine besondere Art von Sklaverei unter der milderen Form der Leibeigenschaft besteht, die aber nichtsdestoweniger eine die Würde des Menschen und Staatsbürgers verletzende Einrichtung des alten Lehnssystems ist, welches, in so weit es noch besteht, als ein der Entwickelung der Civilisation entgegen stehendes feindliches Element betrachtet werden muß.

Auch ist die Gesetzgebung in den europäischen Staaten noch keineswegs so weit vorgeschritten, daß sie der sicheren Begründung des allgemeinen Friedens als förderlich betrachtet werden könnte. Das ungeheure Arsenal der Juristen ist bis unter das Dach vollgepfropft mit Einreden, Klauseln, Rechtsregeln, Observanzen, Gewohnheits- und Partikularrechten, römischen, deutschen und kanonischen Rechten, und mittelst dieses reichen Materials der Rechtsweisheit vergangener Jahrhunderte treten sie auf als tapfere Kämpfer in dem Streite um Mein und Dein; was eben so viel ist, als der ewige, wohlstandzerstörende Krieg in der Gesellschaft, den wir großentheils der aus Italien zu uns herübergeschleppten Rechtspest und der damit in Verbindung stehenden heillosen Gesetzverwirrung zu verdanken haben.

Doch davon will ich hier weniger reden, als von den Strafgesetzgebungen der europäischen Staaten, die, so lange sie nicht ihres grausamen Charakters entkleidet sind, in ihren Wirkungen auf die Staatsgesellschaft wahrlich keine vorherrschende Neigung zur Begründung eines dauernden allgemeinen Friedens zu erregen vermögen. Ich frage, ob die öffentliche feierliche Abschlachtung eines Menschen, als Sühne für ein begangenes Verbrechen, dem sittlichen Gefühle des Volkes förderlich ist, besonders, wenn dieß unter Grausen erregenden Umständen, als Rädern, Handabhauen u. dgl. geschieht, lauter strafgesetzliche Bestimmungen, die das heutige gebildete Europa der Barbarei des Mittelalters schon längst als ausschließliches Eigenthum überlassen haben sollte.

Es scheint aber in dem Laufe der Dinge, in dem Walten eines unbegreiflichen Geschicks zu liegen, daß die fehlende Minderzahl unter den Angehörigen eines Landes durch die ganze Wucht der Staatsgewalt zu Boden gedrückt und nicht gebessert, sondern vernichtet werden soll. Von Amerika erhielt Europa das doppelte Geschenk der Blattern und des pennsylvanischen Zellensystems, und ich bin wirklich zweifelhaft, welches von beiden das schädlichste und für die Staatsgesellschaft als das verderblichste betrachtet werden kann.

Bemühen wir uns also zunächst, den inneren Frieden der Gesellschaft herzustellen und zu befestigen, ehe wir an die Herbeiführung und dauernde Begründung des allgemeinen Friedens zu denken wagen. Kann aber die Vermittelung der inneren und äußeren Friedensstiftung gleichzeitig unternommen werden, so ist es desto besser, und der Friedenscongreß wird in seinen dießfälligen zwiefachen Bestrebungen sich ein um so größeres Verdienst erwerben können.

Jedenfalls aber werden die Bemühungen des Congresses durch die fortschreitende Volksbildung in den europäischen Staaten unterstützt werden müssen; denn wenn die gebildete Mehrheit einer Nation die Erhaltung und Begründung eines dauernden Friedenszustandes ernstlich will, so wird selbst der ehrgeizigste und eroberungslustigste Machthaber sich dem Ausspruche des Nationalwillens unterwerfen müssen.

Schließlich noch die Bemerkung: Wenn Männer wie Saint Pierre, Leibnitz, Kant, Jean Paul in ihren Schriften philosophische Ansichten über die Verwirklichung der Idee des ewigen Friedens hinterlassen haben, und denselben keineswegs als eine bloße Chimäre betrachten, so hat der Friedenscongreß auch in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes große Autoritäten für sich, die seinem weltbeglückenden Vorhaben nur förderlich seyn können. Leibnitz fordert für ganz Europa ein höchstes Tribunal, welches alle Staatshändel definitiv entscheidet. Für die Sicherheit der Urtheilsvollstreckung sollen ungeheure Cautionen, z. B. 100 Millionen Thaler für Frankreich, bürgen. Mehrere Regierungen Europa's haben, der Preßfreiheit gegenüber, im System der Cautionen schon Bewunderungswürdiges geleistet; ob sie aber auch in der eben angedeuteten Beziehung dazu die Hand bieten würden? Die Beantwortung dieser Frage muß lediglich der Zukunft überlassen bleiben.

Mannichfaltigkeiten.

Privatnachrichten aus Rom schildern den dortigen Zustand noch viel betrübender, als dieß in den öffentlichen Blättern geschieht. Die Gewerbslosigkeit verliert sich noch nicht, und kann sich unter den politischen Zuckungen des ganzen Kirchenstaates, wie seiner Nachbarländer nicht verlieren. Die Räuberbanden werden stets durch brodlose Künstler, Kaufleute und Handwerker rekrutirt, denen der unersättliche Durst der vertrieben oder eingeschüchtert gewesenen Beamten und Geistlichen nach Rache, nach dem Regimente der Reaktion und Willkür, das bürgerliche Gedeihen immer unmöglicher macht und sie dem bittersten Mangel aussetzt, da der Verkehr fast todt ist. Während selbst die Jesuiten, aus tiefstem Mißtrauen in die Zustände, ihre besten beweglichen Besitzthümer fortschaffen (wie es heißt, um sie über See nach verschiedenen Gegenden fremder Welttheile zu schicken), suchen die Besitzer von Capital dasselbe soviel möglich flüssig zu machen,

und senden es nach Piemont, in das Land, auf welches sich die ganze Hoffnung jeder italienischen Zukunft concentrirt. Die Eigenthümer von Liegenschaften suchen zu gleichem Zwecke Schulden darauf zu machen, da an verträgliche Verkäufe nicht zu denken ist. Ihre Creditoren werden öfters die Geistlichen, welche noch an eine Dauer ihres eigenen, polizeilich fanatischen Regimentes glauben. Aber auch diese (wie sonst Jedermann mit ihnen) sind überzeugt, daß allein die Gegenwart der bei dem Leiden des ganzen Volkes unbetheiligten fremden Soldaten den Faden zusammenhält, an welchem sich die Möglichkeit der Fortdauer der dortigen Obrigkeit von einem Tage zum andern festhält. Dieß ist die Ursache, weßhalb von jeher manche italienische Regierungen Regimenter von Fremden halten mußten, die das Elend nicht als Volksgenossen mit zu fühlen brauchen, und nicht mitfühlen können, daher stets bereit sind, die Ausbrüche seiner Wirkungen zu bekämpfen. So reisen auch wirklich eine Menge schweizerischer, freiwilliger Rekruten, für Handgeld gewonnen, durch die Romagna nach Neapel, um die dortigen Stämme der Schweizertruppen zu kompletiren, von denen sich doch Manche wieder weg ziehen, eben weil sie, wenn sie italienisch lernten, Bekanntschaft mit dem Lande machten und die Seufzer der Bürger verstehen konnten. Der französische Soldat in Rom dagegen ist meist intelligenter, als der Schweizer in Neapel. Von den Franzosen würde schwerlich, wenn der Befehl ihrer eigenen Regierung sie nicht in Rom festhielte, auch nur eine halbe Kompagnie freiwillig zurückbleiben und etwa Handgeld für römischen Dienst nehmen.

Man könnte wahnsinnig werden, wenn man fast täglich hören muß, dieser oder jener Fürst oder Graf X. ist sehr „herablassend"! Der grandioseste Unsinn und der beste Beweis der tiefen Verworfenheit des Menschengeschlechts, das sich von dem Begriffe „Leibeigen, Unterthan, zu dem man sich herablassen müsse", nicht losmachen kann. Hat denn nicht Einer wie der Andere das heilige Urrecht, „frei zu seyn?" Warum sich also selbst als Unterthan bekennen?

> Wenn sich Vernunft empor zur Freiheit schwingt,
> Die Unvernunft hinab zur Knechtschaft sinkt!

Mithin, wer so vernünftig ist, „frei zu seyn", zu dem kann Niemand sich herablassen, da Vernunft nie im Staube kriecht.

Korrespondenz.

Gotha, 15. August.

Heute Nachmittag wurde in der St. Augustinerkirche „zum Besten der verwundeten schleswig-holsteiner Krieger" das von Fr. Schneider componirte Oratorium: „Das Weltgericht", unter Leitung unseres Musikdirektors Wandersleb, von den beiden hiesigen Singvereinen sowohl in Beziehung der Vocal- als Instrumentalmusik gelungen aufgeführt. Erschütternd war die Erscheinung, daß ein schon länger drohendes Gewitter in dem Augenblick zum Ausbruch kam, als die Worte:

> Furchtbar wie Donnersturm
> Hallt es umher,
> Bang zittert die Erde,
> Brausend stöhnt das Meer,
> Furchtbar rollt der Donner des Zorns —

vorgetragen wurden. Während des übrigen Theils der Aufführung, wobei der Donner nachahmende Paukenschall von wirklichen Donnern mehrmals ausgehalten wurde, entlud sich das Gewitter so stark, daß ein mehrmaliges Einschlagen in den Vorstädten erfolgte. Die das Weltgericht verkündenden Posaunen erschütterten die Gemüther tief. Unwillkürlich wurde man hier an den Irvingianismus erinnert. Möchten übrigens dergleichen Aufführungen nicht blos rücksichtlich der Kunst bewundert werden, sondern auch einen moralischen Eindruck hinterlassen!

Karlsruhe, 15. August.

Vor kurzer Zeit trauerten die hiesigen Kunstfreunde bei dem letzten Auftreten unseres bisherigen gefeierten ersten Tenors, Hrn Haizinger, und vorgestern wurden wir durch die erste Vorstellung unseres jetzigen jugendlichen ersten Tenors, Hrn. Sontheim, der wegen Unpäßlichkeit längere Zeit der Karlsruher Bühne entrückt war, als Edgardo in der Oper Lucia von Lammermoor erfreut. In voller junger Kraft erschien er uns an jenem Abende. Welch freudiger, herzlicher Willkomm, welch ein Enthusiasmus bei dem dreimaligen Hervorrufe des Künstlers! Referent glaubt seine Ueberzeugung öffentlich dahin aussprechen zu müssen, daß Sontheim würdig an die Seite der am meisten gepriesenen deutschen Tenore gestellt werden könne. Das Karlsruher Publikum ist um seinen Besitz von jeder andern Stadt zu beneiden. — Im Schauspiel gastirt gegenwärtig wieder der bei uns noch von früher in gutem Andenken stehende oldenburgische Hofschauspieler Berninger mit dem besten Erfolg.

Mannheim, im August.

Wir hatten auf unserer Bühne vor kurzem ein sehr interessantes, erfreuliches Gastspiel. Frau Hettstedt-Beil, Hofschauspielerin in Weimar, Enkelin eines längst verstorbenen Meisters, des berühmten Schauspielers Beil, der mit seinem Freunde Iffland den geachteten Ruf des Mannheimer Theaters begründete, trat bei uns als Preciosa, Lorchen in Dorf und Stadt und Gretchen in Faust auf. Was Iffland an seinem Freunde Beil besonders rühmte, die Wahrheit in der Darstellung — ohne Zweifel das Ziel der dramatischen Kunst — scheint auf die Enkelin übergegangen zu seyn. Man kann nicht sagen, daß sie die genannten Rollen spielte, sie war, was sie darzustellen hatte. Preciosa war seelenvoll und anmuthig, ganz im Einklange mit Weber's herrlicher Musik. Die volle Gutmüthigkeit und Herzlichkeit eines unverdorbenen, tieffühlenden Landmädchens sprachen aus diesem Lorchen, es war keine Spur von Geziertheit und Künstelei in dieser Darstellung, man sah durchaus die anspruchslose reine Naivetät, deren Schönheit eben darin liegt, daß sie sich nicht bemüht, schön zu seyn. Goethe's Gretchen wird man kaum auf einer Bühne besser sehen, als es von Frau Hettstedt-Beil gegeben wurde. Die zarte, sehr jugendliche Persönlichkeit der Künstlerin — sie scheint kaum das zwanzigste Jahr erreicht zu haben — ihr klangvolles, angenehmes Organ unterstützten sie trefflich. Das entschiedenste Talent sowohl zum Naiven als zum Hochtragischen war in diesen Leistungen unverkennbar, sowie jede Gefühlsstelle überhaupt mächtig zum Herzen sprach. Die Wirkung des so lobenswerthen Gastspieles war die, welche der unverfälschten Natur nicht fehlen kann, ungetheilter Beifall. Möge Frau Hettstedt-Beil in der Goethe-Schiller-Stadt ihre trefflichen Anlagen ganz entwickeln und ausbilden! Möge sie auf dem Pfade der Natur und Wahrheit, welchen sie so richtig und glücklich betrat, fortschreiten, und die deutsche Bühne hat in ihr eine ihrer Zierden zu erwarten! G.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. August. (Letzte Gastdarstellung des Hrn. Pischek.) Don Juan. Don Juan: Hr. Pischek. Donna Anna: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle). Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 24. August. (Zum ersten Male): Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von Otto Prechtler. Hierauf (neu einstudirt): Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter, komische Oper in 2 Abth.

Sonntag, 25. August. Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer. Fides: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle). Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 202. Samstag, den 24. August 1850.

Dinah

Nach dem Französischen des Emile Souvestre.

(Schluß.)

Der Pfarrer ging langsam vorwärts und warf einen strengen Blick auf die Alte.

„Was willst Du hier in Loc-Evar?“ fragte er barsch.

„Die Arme hat das Recht, überall hinzugehen, wo es Christen gibt und ein Stück Brod für sie,“ antwortete die Bettlerin verdrießlich.

„Nicht der Hunger, sondern die boshafte Freude, Bringerin einer Trauerbotschaft zu seyn, hat Dich noch so spät hierher geführt.“

„So hat die Alte also doch die Wahrheit gesagt!“ rief Dinah bebend.

„Nicht vollständig;“ erwiederte der Geistliche.

„Wie so?“

„Das englische Schiff hat nicht allein die Nachricht von dem Schiffbruch des Saint-Pierre, sondern auch die gerettete Mannschaft mitgebracht.“

„Die Mannschaft ist also gerettet?“

„Wenigstens zum Theil,“ erwiederte der Geistliche. „Als das Schiff in Gefahr war, haben sechs der Männer das Gelübde gethan, wenn sie gerettet würden, in bloßen Füßen und verschleiert zu kommen und der Messe beizuwohnen, die ich für sie am Altar der heiligen Jungfrau halten werde.“

„Nun, wie ist es diesen sechs ergangen?“

„Sie leben.“

„Wo sind sie?“

„Ihr habt sie so eben vorüberziehen hören.“

Alle wollten hinausstürzen, um sie zu sehen. Doch der Pfarrer rief, indem er den Weg vertrat:

„Haltet ein! Ihr könnt sie nicht sehen; denn sie haben gelobt, sich erst nach Vollendung der heiligen Messe ihren Eltern, Frauen und Geschwistern zu zeigen. Ihr müßt das Gelübde achten, das sie dem Himmel gethan haben.“

Es ertönte ein allgemeiner Schrei der Verzweiflung. Alle schienen einen Augenblick mit sich zu kämpfen, was sie thun sollten. Jede der Anwesenden rufte den Namen Desjenigen, den sie erwartete, in der Hoffnung, eine Antwort in den Zügen des Geistlichen zu lesen. Dieser aber blieb unerschütterlich und mahnte fortwährend an die Heiligkeit des Gelübdes und an die Pflicht, sich demselben zu unterwerfen. Einige der Frauen waren keiner vernünftigen Vorstellung zugänglich; sie beharrten in ihrer schmerzlichen Ungeduld dabei, ihr Schicksal kennen zu wollen. Umsonst versuchte der Geistliche sie zurückzuhalten; sie liefen nach einer zweiten Thür und öffneten sie hastig.

„So gehet denn hin,“ sagte der Pfarrer unwillig, „gehet hin und ladet die Schuld auf Euch, Ursache zu seyn, daß ein Gelübde gebrochen wird, das die Eurigen dem Herrn gethan haben; aber zittert vor der Strafe, die Euch erwartet, wenn Ihr frevelt: Die Erste, welche einem der Geretteten den Schleier vom Antlitz zieht, sucht den vergebens, den sie erwartet.“

Dinah, welche eben im Begriff war, hinaus zu gehen, hielt ihre Schritte schnell an.

„Ich bleibe! ich bleibe!“ rief sie erschrocken.

„Unterwerfet Euch in Demuth,“ sagte der Geistliche mit Würde. „Eure ängstliche Spannung wird nicht mehr lange dauern. Ertraget sie ohne Murren als Sühne für so manche Schuld. Gehet dem Augenblicke, der über Euer Schicksal entscheidet, mit Muth und Vertrauen entgegen; aber machet Euch auch gefaßt, einen harten Verlust zu ertragen. — Ihr, die Ihr dann die Beglückten seyd und den Gatten, Vater oder Bruder wieder in Eure Arme schließt, weihet Eure dankbaren Herzen dem Herrn, und Ihr, die Ihr geprüft werdet, ergebet Euch mit kindlicher Demuth in den göttlichen Willen.“

Die Frauen waren von dieser Ansprache auf das tiefste ergriffen. Der Pfarrer sprach noch jeder Einzelnen Trost und Muth zu; dann begab er sich in die Kirche, um die Messe für die Geretteten zu lesen; er forderte Alle auf, ihn zu begleiten und ihre Gebete mit dem seinigen zu vereinigen.

Alle folgten ihm, bis auf Dinah, diese ging hastig auf die alte Timor zu, welche noch immer am Feuer saß, faßte ihre Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Du kennst die Geretteten?“

„Ich?“ erwiederte die Alte.

„Du hast sie in Tréguier gesehen.“

„Nun?“

„Joan! .... Wo ist Joan?“

Die Bettlerin machte eine spöttische Bewegung.

„Der Pfarrer hat verboten, nachzuforschen;“ sagte sie kalt.

„Ich beschwöre Dich, Anaïk!“ rief Dinah mit gefalteten Händen und verflörtem Blick, indem sie vor der Alten auf die Knie fiel, „antworte mir, sage, ob Du Joan gesehen, ob Du ihn erkannt hast! .... Ach, laß mich nur in Deinen Zügen lesen, daß er noch lebt .... oder sollte er umgekommen seyn .... nun dann .... auch das muß ich erfahren! .... lieber gleich sterben, als diese Qual der Ungewißheit länger aushalten! — Anaïk, Anaïk, weise mich nicht ab.“

„Was gibst Du mir für meine Nachricht?“ erwiederte die Bettlerin kalt.

„Alles, was ich besitze,“ rief Dinah .... „meinen Rosenkranz .... mein Kruzifix .... da nehmt es.“

„Das ist mir zu wenig.“

„Da nimm auch den silbernen Ring, den er mir gegeben hat; nimm Alles, Anaïk, Alles, was ich in der Welt besitze.“

Sie kniete fortwährend vor der alten Frau und preßte mit der einen Hand ihr Kind an sich, während sie mit der andern Ring, Kruzifix und Rosenkranz emporhielt. Timor betrachtete sie einen Augenblick, dann brach sie in ein wildes Gelächter aus.

„Behalte Alles!" sagte sie. „Es ist mir mehr werth, Deine Qual zu sehen!"

Dinah sprang auf und stürzte zur Thüre hinaus.

Ich selbst war zu bewegt und ergriffen, um in der Hütte zurück bleiben zu können; daher folgte ich Dinah. Sie durchschritt in größter Hast das Dorf und ging in die Kirche.

Die Uebrigen waren schon dort versammelt. Auf dem Altar brannten die Kerzen, und die Chorknaben stellten eben das Pult darauf . . . . Plötzlich öffnete sich die Thür der Sakristei und die sechs Geretteten erschienen, in Leichentücher gehüllt.

Tiefe Seufzer ertönten aus der Mitte der Frauen, und unter lautem Schluchzen hörte man einige Namen rufen . . . . aber die Verschleierten blieben unbeweglich.

Ich würde vergebens versuchen, das Feierliche und Ergreifende dieser Scene zu schildern. Die Stille, die in der Kirche herrschte, wurde nur durch die Stimme des Geistlichen unterbrochen, und wenn sich von Zeit zu Zeit ein Klageton hören ließ, so verstummte er sogleich wieder . . . . Wie viel, wie unendlich viel vermag doch der menschliche Wille: obgleich Alle mit Todesangst den Augenblick erwarteten, der über ihr Leben entsche.den sollte, so rührte sich doch Keines.

Endlich war die Messe beendet. Es folgte jetzt ein Augenblick der fürchterlichsten Angst. Alle bebten. Aller Augen waren auf die Verschleierten gerichtet; alle Arme gegen den Altar gestreckt.

Ich sah nach Dinah. Sie kniete am Eingange, gleich einem Opfer, das den tödtlichen Schlag ruhig erwartet, ohne auch nur daran zu denken, ihm auszuweichen. Das Kind lag vor ihr ausgestreckt.

„Erhebet Eure Seelen zum Himmel!" sagte der Geistliche jetzt mit Würde.

Bei diesen Worten nahm er denjenigen der Männer an der Hand, der ihm am nächsten stand, führte ihn einen Schritt vorwärts und hob das Tuch von seinem Antlitz. Ein Schrei ertönte und eine Frau stürzte aus der Versammlung hervor in die Arme des Entschleierten.

Der Geistliche führte so nach und nach die Geretteten alle vor. Jedesmal ertönte ein Freudenruf, der durch ein schmerzliches Gemurmel wieder gedämpft wurde. Als aber der Letzte entschleiert war, da erscholl von allen Seiten ein lautes Wehklagen.

Ich blickte nach Dinah; sie war noch auf demselben Platze, noch in derselben Stellung . . . . Alle Schleier waren gehoben, und sie schien noch immer Joan zu suchen!

Ich brachte den übrigen Theil der Nacht im Pfarrhause zu, während der Pfarrer bemüht war, den Wittwen und Waisen Trost zuzusprechen. Endlich, als der Tag anbrach, konnte ich meinen Weg nach Tréguier fortsetzen.

Das Unwetter von vergangenem Abend war vorüber und die Sonne leuchtete wieder hell. Die Vögel hüpften singend und zwitschernd von einem Baum zum andern. Die Hecken von Weißdorn hatten ihr Schneegewand abgeworfen und neigten ihre Knospen. Die ganze Schöpfung schien verjüngt und erfrischt; ein Frühlingshauch wehte über das Land.

Eben im Begriff, die Anhöhe hinunter zu steigen, wandte ich meinen Blick noch einmal nach dem Dorfe zurück, das ich so eben verlassen wollte und das mir so öde, so verwaist erschien. Ich sah Dinah, die Wittwe Joan's, die nach der entgegengesetzten Seite hin das Dorf verließ, ihr Kind im Arm und den weißen Bettelstab in der Hand.

Ein neues Volksbuch.

(Feierstunden des Landwirths. Volksbuch; dem gesammten Bauernstande Deutschlands, so wie allen Freunden und Verehrern der Landwirthschaft gewidmet von Adam Müller, Landwirth zu Gerhardsbrunn in der Rheinpfalz. Nebst einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. gr. 8. geh. Mainz. Verlag von C. G. Kunze. Preis 48 kr.)

Seit vielen Jahren ist kein populäres Buch erschienen, welches für Volksbildung so wichtig und insbesondere dem Bauernstand sich nützlich erweisen wird, als das hier angezeigte.

Es ist bekannt, welchen Einfluß die Bewegung in der deutschen Literatur, die kurz vor dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stattfand, auch auf die Volksliteratur übte, und welchen Erfolg die Bestrebungen J. G. Schlossers, v. Rochow's, Pestalozzi's und R. Z. Becker's auf den damaligen Bildungsgang des Volkes hatten, wie Letzterer namentlich mit seinem Noth- und Hülfsbüchlein sich Ruhm erwarb und ihn lange Zeit behauptete. Nun tritt ein im großen deutschen Vaterlande noch wenig gekannter Schriftsteller auf, der seinen Berufsgenossen ein Buch von verwandter Tendenz darbietet, das den Anforderungen, die an ein derartiges Buch in jetziger Zeit gemacht werden, vollkommen genügt.

In der Vorrede spricht sich der Verfasser wahr, richtig und nebenbei mit Humor aus, was er von seinem Standpunkte als gebildeter Mann aus dem Volk an ein tüchtiges Volksbuch für Forderungen stellt, und wie es nach seinem Inhalt beschaffen seyn muß. Er meint, man müsse den Landmann in freien Stunden nicht einzig und allein über seine täglichen Arbeiten belehren wollen, so wenig, wie sich dieß andere Stände in Ruhestunden gefallen ließen; sondern ihn auch unterhalten und zwar anregend für's Wahre, Gute und Schöne, und wie etwa Belehrung über die Landwirthschaft geschehen müsse, dieß zeigt er in vortrefflicher Weise selbst. Der Inhalt der Feierstunden ist demnach unterhaltend, belehrend, zum Theil aber auch erheiternd. Wie der Verfasser sich die Stoffe für seine Arbeit auswählte, darüber mag die Inhaltsanzeige des Buches Auskunft geben.

Die Feierstunden werden eröffnet mit einer Aufzählung historisch-merkwürdiger Thatsachen aus der Welt- und Kulturgeschichte, nach den Monaten und Tagen des ganzen Jahres geordnet. Der Verfasser will also, daß viele seiner Leser, bei denen anzunehmen ist, es fehle ihnen an geschichtlichen Kenntnissen, Lust bekommen, sich weiter mit geschichtlicher Lektüre zu beschäftigen. Eine nebenstehende Rubrik bringt eine Reihe trefflich gewählter, sogenannter Bauern-, Lebens- und Witterungsregeln, darunter ein Schatz von Gutem und Nützlichem, das nicht oft und eindringlich genug gelehrt werden kann; auch manches Kernige aus alter Zeit fehlt nicht.

Geschmückt sind diese 12 tabellarischen Uebersichten mit schönen und geschmackvollen Holzschnitten. Unter diesen Vignetten sind immer die monatlichen Verrichtungen in Feld, Garten und Wald angegeben.

Der übrige Inhalt des Buches bringt:

1) Eine Beschreibung des Johannisbergs im Rheingau, mit einer Abbildung in Stahlstich;

2) Biographien der Landwirthe Schubart von Kleefeld und Arthur Young mit deren Porträts;

3) Anweisung zum Nivelliren, Mähen. Mit Holzschnitten;

4) Historische Beschreibung des Pflugs, nebst praktischer Anleitung für diese landwirthschaftliche Verrichtung. Mit 12 Abbildungen von Pflügen;

5) Sickingische Gemeindeordnung; buntes Allerlei; Anekdoten; Räthsel für Liebhaber von Zahlen und Gewissensfragen für junge Landwirthe;

6) Ueber Pflichten der Ortsvorstände; das Beschneiden der

Zwergobstbäume; das Dombasle'sche Viehmaß (mit 1 Abbildung) und die Anlegung von Küchen- und Hausgärten;

7) Heuernte; Guénon's Methode, die Milchergiebigkeit der Kühe zu bestimmen (mit Holzschnitten); naturhistorische Beschreibung der Heuschrecken und Blattläuse, und die drei Reiche der Natur in ihren chemischen Beziehungen zu einander;

8) Johnson, eine Erzählung über Unabhängigkeit der Landwirthe; die drei landwirthschaftlichen Sinne; Abschied vom Leser.

9) Von fremden Verfassern: Leben eines ausgezeichneten Fuhrmannes, von F. Villeroy; der Käsemarkt zu Langenau in der Schweiz, von Jeremias Gotthelf; Alpenwirthschaft, von Th. Schacht; das allgemeine Kosthaus, von G. H. von Schubarth.

Lassen wir nun, um den Leser mit der Darstellungsweise des Verfassers bekannt zu machen, einen kurzen Auszug aus dem genannten Buche folgen und zwar aus der Beschreibung des Johannisbergs:

Zu den schönsten Gegenden Deutschlands gehört wohl der Strich Landes, der sich zu beiden Seiten des Rheins von Mainz bis Bingen hinzieht; das rechte Ufer trägt den Namen des Rheingau's. Schöne, blühende Dörfer in Mitte fleißig und sorgfältig bestellter Aecker, Obstbaumpflanzungen, Weinberge, in der Ferne ein Rahmen von Gebirgen machen diese schöne, wellenförmige Ebene einem großen Garten gleich. In einem der schönsten Theile desselben erhebt sich der Johannisberg, die letzte Stufe eines Ausläufers vom Taunusgebirg, welcher sich beinahe in einem rechten Winkel gegen den Rhein wendet und seine Stirne gerade gegen Süden kehrt. Hinter seinem Rücken gegen Norden steigt die Bergkette des Taunus im tiefdunkeln waldigen Gewande empor. Zwischen dem Berge und dem Rheine wandert man durch schattige Allee'n schöner Apfel- und Nußbäume, das vielfarbige Gewand einer mannichfaltigen Kultur, vom Weizen- und Repsbaue, bis zu dem Gemüsebau ergötzen freundlich und angenehm das Auge des Reisenden. Hat man sich durch diesen reizenden Weg bis zum Schlosse selbst erhoben, so kann man von dem Balkone desselben alles Das, was man vereinzelt und nach und nach gesehen, mit einem Male überschauen. Der ganze Rheingau liegt zu den Füßen des Wanderers ausgebreitet wie eine Landkarte, durch die schöne anmuthige Gegend schlängelt sich majestätisch der vaterländische Rheinstrom und entzieht sich unterhalb Bingen dem Blicke zwischen waldigen Bergen; in der Ferne das goldene Mainz mit seinem ehrwürdigen Dome und seinen alten Römerresten.

Jedoch nicht bloß seiner reizenden Lage wegen ist der Johannisberg berühmt und weltbekannt, sein Ruf ist auf etwas viel Reelleres und Anregenderes, als auf eine schöne Fernsicht gegründet. An dem zum Theil sehr steilen, auf 20—25 Grad geneigten Abhange, unmittelbar unterhalb des Schloßbalkons, wächst nicht nur der vorzüglichste Wein des Rheingaues, sondern vielleicht der edelste Wein der Erde, der sogenannte „Johannisberger Kabinets-Wein", der bis jetzt bloß den Kaisern und Königen, den höchsten Würdeträgern der Kirche und des Staates zugänglich war.

Die Größe der sämmtlichen zum Schlosse gehörigen Weinberge beträgt 62 rheinl. Morgen, sie liegen sämmtlich an der südlichen Stirne des Berges, theils gegen Süden, theils südöstl. und theils südwestl. geneigt. Die steilste Lage von 20—25 Grad Neigung liefert den vorzüglichsten Wein; weniger vorzüglich ist derjenige vom Fuße des Berges, wo die Neigung des Bodens nur 8—10 Grade beträgt, zwischen beiden an Güte steht der mittlere Theil des Berges von 12—18 Grad Abdachung. Der Boden besteht aus Thonschiefer mit Quarz gemengt; er enthält ferner im Durchschnitt 5% Kalk, 4% Kali, 1% Bittererde und 7% organische Substanz. Die Tiefe des Bodens beträgt 4—10 Fuß.

Nebst den Weinbergen gehören zum Johannisberge 220 Morgen Acker- und Gartenfeld, 72 Morgen Wiesen und 1022 Morgen Wald. Der Betrieb der Oekonomie von der Schloßverwaltung erstreckt sich jedoch nur auf 10 Morgen Wiesen und 20 Morgen Ackerfeld, das Uebrige ist parzellenweise verpachtet.

(Schluß folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Wie hinter jedem Gesichtskreise sich wieder ein neuer Gesichtskreis eröffnet, eben so folgt jedem Fortschritte ein neuer Fortschritt, auch selbst dann, wenn unser Geist so schwach wie unsere Beine geworden, oder wir uns hartnäckig in den Kopf gesetzt haben: es müsse Halt gemacht werden. Die Zeit ist am stärksten, denn sie besiegt Alles: wer nicht fort will, wird fortgeschoben.

— Ich kann mich des Lächelns nicht erwehren, wenn ich die kurzsichtigen Tagespolitiker von einem vergangenen und wieder eintretenden Zustande der Ruhe in der Gesellschaft schwatzen höre. Als wenn es je einen solchen in der Geschichte der Völker gegeben hätte! — Grub nicht vielmehr seit dem Beginn der Zeiten ein Jahrhundert das Grab dem andern und hinterließen uns nicht die dahingeschwundenen Geschlechter die sichtbaren Spuren eines Kampfes, den sie für irgend eine Idee — für irgend ein Prinzip gekämpft? — Und je mehr sich die Geister des Ziels bewußt werden, dem sie nachstreben, je heller es ihnen aus dem Nebel der Phantasie und der Ahnung vor das leibliche Auge tritt: je weniger sollte sich ihre Kraft darnach hinspannen? — Das Meer sollte im feindlichen Zürnen der Elemente neue Inseln auswerfen, der Strom sich ein anderes Bett wühlen, die Granitrippen der Berge zusammenbrechen: und die Menschheit sollte sich eine Schlafmütze aufsetzen und ruhig über all diesen gährenden Verwandlungen einschnarchen? — O der Einfalt der Milben, die auf dem beweglichen Blatte, das sie bewohnen, von einer ewigen Windstille träumen!

— Es gibt Nichts in der Natur, das sich nicht nach bestimmten Gesetzen entwickelte. Selbst in der sogenannten unorganischen Welt ist den Crystallen und Steinen ihre Bildungsform vorgezeichnet, die sich in derselben Art ewig wiederholt und zur Bedingung ihres Daseyns gehört. Auch ist es noch keinem Gelehrten in den Sinn gekommen, dem Bildungsprozeß im Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche mit seiner Theorie entgegenzutreten und denselben nach seiner eigenen launenhaften Weise vor sich gehen zu lassen. Er weiß, die Natur spottet seiner Regel, sie hat ihr eigenes Gesetz, an welchem man allerdings mäkeln kann, das aber der Menschengeist nicht zu verrücken im Stande ist. Anders denken und handeln unsere Staatskünstler in Beziehung auf den Menschen: sie glauben denselben dem Einflusse des allgemeinen Naturgesetzes entziehen, den ihm eingebornen Trieb zur Freiheit in die Anbetung der Knechtschaft, die Ueberzeugung seines Rechtes mit Pulver und Blei, den Glauben an die heiligen Ideale seines Herzens mit dem Blute des Märterthums ausrotten zu können. Und alle ihre Anstrengungen und Kunststücke sind eitel; denn man müßte das letzte edle Menschenhaupt unter das Beil eines Henkers legen, wenn man den Trieb nach Freiheit, das Streben nach Wahrheit aus seiner Brust vertilgen wollte. Jeden hat die Natur zum Kämpfer seines Rechtes berufen, Keiner kann sich desselben anders begeben, als indem er aufhört, Mensch zu seyn.

— Wann endlich werden unsere Geschichtschreiber Gerechtigkeit lernen? Wann werden wir die Washingtone und Penne an der Stelle der Alexander und Napoleone erblicken? — Sind große Menschen, denen das Glück der Völker mehr galt, als der

lügenhafte Ruhm kriegerischer Thaten — die das Blut ihrer Mitbürger heiliger hielten, als die Hirngespinnste ihres Hochmuthes — sind sie nicht preiswürdiger, als die vergötterten Geiseln der Menschheit! — O Ihr, die Ihr nur Kränze für den Eroberer habt, Ihr seyd tadelnswürdiger und verächtlicher als die Eroberer selbst! — Werdet urtheilsfähige Männer, Schriftsteller, und hütet Euch, mit den verführerischen Zügen des Ruhmes eine Furie auszuschmücken, die, wenn Ihr sie des Lorbeers beraubtet, womit ihr frevelnd ihr Haupt umgeben, als Schreckbild vor den Menschen dastände. Zollt endlich der Tugend das Lob, das ihr gebührt, und Ihr seyd, wozu Ihr berufen, die Verkünder der fortschreitenden Weisheit der Jahrhunderte, die Beförderer des Guten und Wahren im Volke.

— Bei jedem neuen Geschlechte feiert die Wahrheit einen Sieg über den Irrthum. Aber bevor nicht die drei Genien der Menschheit — Gerechtigkeit, Freiheit, Sittlichkeit, unter dem Banner der allgemeinen Aufklärung in unserer Gesellschaft wohnen, wird sie, leider, nur selten einen ohne blutige Opfer feiern. Doch ein Tag wird kommen, wo sie auch diese nicht mehr erheischt. Als Zeuge des Fortschrittes, welcher so viele Vorurtheile zerstört und die Sitten gemildert, rufe ich aus: der Geist der Zwietracht wird aufhören unter den Völkern, denn es ist nicht möglich, daß sich die höllische Kunst der Kriege verewige. Sie wird in die Nacht zurücksinken, aus der sie einst zum Fluche der Menschheit an's Licht getreten. Und die Zeit kann nicht mehr fern seyn, welche die furchtbaren Instrumente des Todes zertrümmert. Die Welt wird alsdann mit Abscheu auf jene hassenswürdigen Eroberer blicken, die lieber der Schrecken ihrer Nachbarn, als die Beglücker der Völker seyn wollten; die es höher hielten, ganze Länder zu verwüsten, als sich die Herzen der Menschen zu gewinnen; denen das Röcheln des Todes Triumphgesang war, der ihre Siege verherrlichte, die auf den Ruinen der Städte, welche sie einäscherten, schauerliche Monumente — Denkmäler ihrer Wuth und Eitelkeit, errichteten, um der Nachwelt kund zu thun, daß hier ihr Schwert gewüthet und die Erde mit unzähligen Leichen bedeckt; die ihren Ruhm darin suchten, in der Geschichte als die Geißel ihrer Zeit zu prangen. — Die Zeit wird kommen, wo die Völker nicht mehr blind jene Henker ganzer Geschlechter als Helden bewundern, und wo sie es verschmähen, vor Denen im Staube zu kriechen, welche sie mit Füßen treten. Sie werden mit Entsetzen wahrnehmen, daß die Edelsteine einer Krone von den Thränen der Armen glänzen, daß der Purpurmantel mit ihrem Blute gefärbt. — Ja, ich sehe den Tag im Geiste, wo die gefallene Menschheit sich aufrichtet, und die Götzen ihrer Erniedrigung und Schmach, vor denen sie das Knie gebeugt, zerstören wird, wo die Erde ein Tempel der Gerechtigkeit und Liebe ist, worin alle Menschen ohne Unterschied der Religion, sich als ein großes Brudervolk mit gleichem Recht und gleicher Pflicht erkennen. —

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein politischer Gasthof.) Der in Frankfurt in den Märztagen 1848 zum Deutschen Hof umgewandelte Gasthof zum König von Preußen hat jetzt den Namen „Harmonie" erhalten.

Korrespondenz.

Erfurt, 20. August.

Viel Aufsehen macht in unserer ereignißleeren Stadt eine ziemlich großartige Betrügerei, welche von einer sehr feingebildeten Dame vor einigen Tagen verübt wurde. Diese Dame, welche sich für die Verwandte eines hiesigen angesehenen Bürgers ausgab, ging zu mehreren hiesigen Juwelieren und nahm unter falschem Namen und sehr plausiblem Vorwande Waaren zu einem hohen Betrage mit sich, natürlich ohne sie zu bezahlen. Glücklicherweise erfuhr einer der Betrogenen durch den Billeteur auf dem Bahnhofe, daß diese feingekleidete Dame nach Weimar abgereis't sey. Durch die darauf schleunigst angestellten polizeilichen Nachforschungen ergab sich denn auch bald, daß die Betrügerin sich wirklich in Weimar aufhalte und einer dortigen angesehenen Familie angehöre. Auf die Requisition unserer Gerichte ist sie von Weimar ausgeliefert und am 16. d. M. unter großem Zudrange des Volkes hier gefänglich eingebracht worden.

Wiesbaden, 22. August.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, Ihnen in einer Zeit, in welcher sich leider Gottes die Verbrechen so außerordentlich mehren, berichten zu können, daß eine Untersuchung über ein schweres Verbrechen wegen mangelnden Beweises in diesen Tagen hier niedergeschlagen werden mußte, und daß dadurch ein Mann, der sich eines guten Rufes bisher erfreute, der menschlichen Gesellschaft als unschuldig zurückgegeben wurde. Der Müller Kremens nämlich, dessen Mühle vor einiger Zeit abbrannte und den man wegen Verdachts der Brandstiftung verhaftet und zur Untersuchung gezogen hatte, ist dieser Tage seiner Haft wieder entlassen und die Untersuchung niedergeschlagen worden. Es hat sich herausgestellt, daß seine Mobilien nicht versichert waren, daß ihm Vieles verbrannte, und daß er mit seiner Familie in die übelste Lage durch den Brand gerathen ist, was gewiß Niemand absichtlich thun wird. Möchten sich gute Menschen seiner annehmen, damit sein erlittener Schaden wieder ersetzt und das ihm widerfahrene Unrecht wieder ausgeglichen werde.

Kunstnotiz.

(Frankfurt.) Nächsten Sonntag, den 25. August, wird Hr. Ferd. Eduard Doctor, Pianist aus Wien, im Saale des Hauses Mozart eine musikalische Matiné veranstalten, unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Hecht u. A. Wiener Zeitungen bezeichnen Hrn. Doktor als einen talentvollen Klavierspieler, der sich durch öfteres Auftreten, besonders in Wohlthätigkeitskonzerten, bereits einen ehrenvollen Namen erworben habe.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. August. Der Kaufmann von Venedig, Lustspiel in 5 Abth. von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel.

Sonntag, 25. August. Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer. Fides: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle). Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 27. August. (Auf vielfältiges Verlangen: Gastdarstellung des Hrn. Pischek.) Faust. Faust: Hr. Pischek (letzte Rolle). Kunigunde: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle).

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 24. August. Ein Heiraths-Project, Lustspiel in 2 Akten. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule.

Sonntag, 25. August. Goldteufel, oder: Ein Abenteuer in Amerika, romantisch komisches Gemälde mit Gesang in 5 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 203. Montag, den 26. August 1850.

Der Sire de Hanau.

(Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert) Nach Henry de Sauclières, deutsch von H.

Unter allen den Leiden, welche das schöne Frankreich im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu einem Schauplatze unsäglichen Elendes machten, welche das Mißtrauen, die Zwietracht, die Anarchie und den Tod unter seine edelsten und besten Söhne warfen, war das fürchterlichste sicherlich der religiöse Fanatismus. In allen Provinzen veranlaßten die furchtbaren Verfolgungen, welche die unglücklichen Calvinisten während dieser beiden Jahrhunderte, Zeiten voller Thränen und Trauer, zu tragen hatten, die Auswanderung vieler mächtiger Familien, welche ihre Reichthümer, ihre geistigen Talente, ihre industriellen Kräfte auf anderen Boden verpflanzten.

Der Sire de Hanau war das Haupt einer jener protestantischen Familien, welche Frankreich verließen und in Deutschland gastliche Aufnahme fanden. Hanau war im höchsten Grade Sonderling; er lebte allein, fern von den Menschen, die er alle verachtete. In seinem Zimmer eingeschlossen, duldete er Niemand um sich als Fritz, seinen alten Diener; von dem Geräusche der Außenwelt vernahm er Nichts als das Sausen des Windes in den Wipfeln der hohen Ulmen, welche das Schloß umkränzten.

Dieß Leben führte er bis zu seinem Tode fort. In der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, war sein Sohn, der Sire Arthur de Hanau, der einzige Erbe eines alten Namens und eines großen Vermögens. Er war eben nach Deutschland zurück gekehrt, von seinem jungen Weibe begleitet. Clothilde war die Verbindung mit Arthur weniger aus Liebe, als aus Pflichtgefühl und aus Gehorsam gegen ihren Vater, den Grafen Sainte-Rhéme, eingegangen, welcher letztere in dieser Verbindung Das sah, was man heutzutage „eine gute Partie“ zu nennen beliebt. Aber das glühende Herz des jungen Mädchens barg ein zärtliches, reines Gefühl für einen jungen Mann, den ihr Vater als Waise zu sich genommen und erzogen hatte. Paul war der Gefährte aller ihrer Freuden, der Vertraute ihrer Leiden, war ihr bester Freund gewesen; sie sahen sich täglich, und was Wunder, wenn sie sich bald innigst liebten? Nie hatten sie es sich selbst, nie es sich gegenseitig gestanden. Als der reiche, der glänzende Arthur de Hanau kam und um Clothilden's Hand anhielt, wurde Paul fast wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung; aber er war ja eine Waise, war ja arm; er kannte ja nicht einmal die Namen Derer, welchen er das Daseyn verdankte! Mißtrauisch, wie alle jene Beklagenswerthen, die das Glück einer Häuslichkeit, einer Heimath im Vaterhause, nie, auch nicht in frühester Jugend kennen gelernt, hielt es der arme Jüngling nicht für möglich, durch eine Erklärung dem Glücke seines Nebenbuhlers ein Hinderniß in den Weg legen zu können; auch war er nicht von jenem Muthe der Entsagung beseelt, um einen Andern im Besitze des Wesens zu sehen, für welches er seinen letzten Blutstropfen freudig hingegeben hätte. Nachdem er eines Morgens Clothilde zärtlich umarmt, verschwand er, ohne gegen irgend Jemand ein Wort von seinem Vorsatze geäußert zu haben, und von diesem Tage an hörte man nichts mehr von ihm. — —

— — Einige Monate später feierte man die Vermählung Clothildens mit Arthur de Hanau. Sie folgte ihm nach Deutschland. Die jungen Gatten verbrachten ein ganzes Jahr unter Vergnügungen und Festen; Nichts schien ihr Glück zu stören. Nur zuweilen warf eine Wolke von Traurigkeit einen leisen Schatten auf Clothildens schöne Stirn; sie wurde jedoch immer bald Herrin dieser verrätherischen Stimmung und entzückte ihre Umgebung mit ihrer heitern Miene von anscheinendem Glücke. Die Jagdzeit kam heran, und der Schloßherr hielt es für passend, seine reichen Forsten dem Adel der Umgegend zu eröffnen. Clothilde war an diesem Tage im Schlosse geblieben in der Gesellschaft ihres bejahrten Oheims, der zum Besuche bei ihr weilte. Beide saßen in dem großen Saale des Schlosses; die Abendstunde war herangerückt, jene Stunde, wo alle die Geräusche und Töne, welche selbst in einer Einöde sich vernehmen lassen, schwächer werden und allmälig in dem Schweigen der Nacht gänzlich verklingen. Die weite Halle, mit steifen Tapeten behangen und nur schwach erleuchtet, bot einen düstern und unheimlichen Anblick dar; und Clothilde äußerte den Wunsch, sich in ihr Schlafgemach zurück zu ziehen, als die Thür sich öffnete und Fritz eintrat, der alte Diener, der seit dem Tode seines alten Herrn sein bescheidenes Zimmer fast nie verließ.

„Ich wurde gerufen, gnädige Frau?“ sagte er mit fragender Miene.

„Nein,“ antwortete Clothilde, „Niemand hat nach Dir gerufen!“

„Und ich glaubte die Stimme meines alten Herrn zu hören!“

In diesem Augenblicke trat ein Diener in die Halle und meldete, daß ein junger Mann, überrascht von dem inzwischen heraufgezogenen Unwetter, um Einlaß bäte. Clothilde gab Befehl, ihn auf's gastfreundlichste aufzunehmen, dann wendete sie sich wieder an Fritz und sagte:

„Du kannst uns heute Abend, da wir so allein sind, die Geschichte von dem Blutstropfen erzählen, von der ich schon mehrere Male hier im Schlosse reden hörte.“

Der Diener, seltsam durch diese Worte aufgeregt, schüttelte bedenklich sein graues Haupt.

„Nun, welche Bedenken hegst Du?“

„Ich weiß wahrlich nicht, ob ich darf . . . .“

„Immerhin! Hältst Du mich für ein Kind, mein guter Fritz, und glaubst Du etwa, daß ich vor Furcht sterben werde, wenn ich Deine Schauer-Erzählung höre?"

„Wenn Ihr es denn durchaus wollt, Herrin," sagte der Alte, gewaltsam seine auffallende Bewegung niederkämpfend, mit fast klangloser Stimme: „so will ich Euch erzählen, was ich von jenem Blutstropfen weiß." —

„Mein verstorbener Herr," hob der Greis an, „erzählte einmal, daß es zu einer gewissen Zeit unter den Edelleuten des Hofes zum „guten Ton" gehörte, dann und wann die unsinnigsten Narrenstreiche auszuführen. Sie liefen als Störenfriede der ersten Klasse in den Straßen umher, prügelten die Polizeibeamten und die Nachtwächter ab, hänselten die ehrsamen Bürger auf jede Art und Weise, ja sie plünderten sogar zuweilen die friedlich Vorübergehenden aus. Es mag heut etwa 100 Jahre her seyn, daß eines Abends drei von diesen jungen Herren um die Ecke der Petite Rue Saint-Jean bogen, als plötzlich die Töne einer fröhlichen Tanzmusik an ihr Ohr schlugen."

„Hier wird wahrscheinlich eine Hochzeit gefeiert," rief sogleich der ausgelassenste von den jungen Tollköpfen, der Marquis de Hanau, „wollen wir uns nicht das Strumpfband der Braut holen?"

Der Vorschlag wurde mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, und gleich darauf klopfte die tolle Schaar lärmend an die Thür des Hauses, aus welchem die Musik ertönte.

„Was steht zu Euren Diensten, Ihr Herren?" fragte ein bejahrter Mann, indem er die Thür öffnete."

Der Marquis mußte den Sprecher machen.

„Wahrscheinlich feiert Ihr heut Abend die Hochzeit von einem Eurer Kinder," sagte er mit der feinsten Höflichkeit; „wollt Ihr nicht einigen jungen Edelleuten erlauben, ein Tänzchen mit der Braut machen zu dürfen?"

„Dieß würde mir sicherlich zur größten Ehre gereichen, gnädiger Herr, es ist aber wirklich unmöglich."

„Aha, ich sehe schon, wie die Sachen stehen. Gewiß ist Euer Töchterchen schmuck und hübsch, und Euer Schwiegersohn ein Stückchen von einem Tölpel, und da habt Ihr Furcht, daß einer von uns der Neuvermählten Glück stören würde!"

„Nein, gnädiger Herr, das fürchte ich gerade nicht; meine Tochter ist sehr hübsch, aber sie ist noch vernünftiger als hübsch."

„Nun, dann vergönnt uns doch den Eintritt!"

„Nein, Herr, wenigstens nicht eher, bevor Ihr wißt, welches Haus Ihr jetzt betreten wollt."

„Das ist ganz gleichgültig, und wenn es Satans Haus selber wäre; Zeitvertreib, Vergnügen wollen wir haben, nichts weiter!"

„Gut gesagt, Marquis," riefen die beiden Andern und wollten, ohne sich an Weiteres zu kehren, die Schwelle überschreiten, als der Greis langsam näher schritt, und in feierlichem Tone ein einziges Wort aussprach. Die drei jungen Männer erbleichten, und zwei von ihnen eilten schnell davon. Nur der Marquis blieb dem Alten gegenüber stehen, der ihn mit festem Blicke ansah.

„Nun, ich trete nicht zurück," sagte er nach einer augenblicklichen Zögerung: „ich will mit der Braut tanzen."

Die Braut war wirklich reizend. Sie lächelte stolz, als sie mit einem Edelmanne tanzte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Volksbuch.

(Schluß.)

Der Verfasser des genannten Buches fährt in seiner Beschreibung des Johannisberges folgendermaßen fort:

Das Schloß selbst bietet wenig Merkwürdiges dar; es ist sowohl im Innern als im Aeußern mit großer Einfachheit ausgeführt, vielleicht in der Ueberzeugung, daß im Angesichte einer solchen reizenden und reichen Natur, wie sie sich vom Johannisberge aus dem Auge darbietet, jede Kunst in den Hintergrund treten müßte.

An der Stelle des heutigen Schlosses stand früher das Kloster Johannisberg, dessen Ursprung bis in die ersten Zeiten des Mittelalters zurückreicht. Schon die Römer haben Weinberge an den Ufern des Rheinstromes, namentlich in der Gegend von Mainz angelegt; unter Karl dem Großen war der Weinbau schon zu Bedeutung gekommen und gewann unter diesem Fürsten selbst noch größeren Aufschwung. Die äußerst günstige Lage des Johannisberges wurde dann auch gleich von den ersten Ansiedlern bemerkt und geschätzt, und bereits im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung war derselbe als Bestandtheil des Rheingaues Tafelgut der Erzbischöfe von Mainz und trug den Namen „Bischofsberg". Der durch seine Gelehrsamkeit unter den Männern seiner Zeit hervorragende Erzbischof Rhaban erbaute an dem Fuße des Berges ein dem heil. Johannes gewidmetes Bethaus, von dem auch später der Berg den Namen erhalten haben soll. Es ist anzunehmen, daß unter der Regierung des Bischofs die Weinbergsanlagen erweitert und erst unter ihm auf den ganzen Berg ausgedehnt worden seyen.

Das Kloster Johannisberg wurde im Jahre 1106 von dem Mainzer Erzbischofe Ruthard, welcher sich an der Empörung gegen den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. besonders betheiligte, erbaut, man sagt als Sühne für die grausamen Verfolgungen, deren sich die Kreuzfahrer unter seiner Mitwirkung gegen die Juden von Mainz zu Schulden kommen ließen. Es war dem Benediktiner-Orden gewidmet und ein sogenanntes Doppelkloster (Manns- und Frauenkloster); nachdem es sich schnell durch reiche Schenkungen gemehrt, wurde es schon im Jahre 1132 zur Benediktiner-Abtei erhoben. Zwei Jahrhunderte lang bestrebten sich die Mönche, die Abtei durch geistige und materielle Kultur zu heben, und wirklich wurde das Kloster Johannisberg bald zu den reichsten Stiftungen des Rheingaues gezählt. Allein es riß auch schnell Sittenverderbniß, Ueppigkeit und Nachlässigkeit in der Verwaltung ein, so daß im Jahre 1352 der Erzbischof Adolph (Graf von Nassau) sich veranlaßt sah, die Verwaltung dem Vicedom von Kronenberg zu übertragen. In dem Aufruhr der Bauern 1525 litt das Klostergut so sehr, daß ein Theil der Klostergüter verkauft werden mußte, um Schulden zu bezahlen. Unter dem Abte Valentin (Herr von Alzei) im Jahre 1552 wurde das Kloster von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg überfallen, geplündert und niedergebrannt; die verjagten Mönche suchten in andern Klöstern ein Unterkommen, der Abt selbst wurde seines unwürdigen Betragens wegen entsetzt und die Güter von Mainz aus verwaltet. Von 1631 bis 1635 war der Johannisberg in den Händen der Schweden, sie vollendeten die Zerstörung der Bauwerke, welche bei dem Ueberfalle der Markgrafen von Brandenburg übrig geblieben waren, und schonten selbst der Weinbergs-Anlagen nicht. Nach dem Abzuge der Schweden wurde zwar mit Herstellung von Gebäuden und Weinbergen wieder begonnen, allein das Erzstift Mainz hatte durch den Krieg so sehr gelitten, daß es, um seinen bedrängten Unterthanen wieder ein wenig aufzuhelfen, sich veranlaßt sah, diese Domäne um den Preis von 20,000 Thalern an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann zu verpachten. Unter dem Marschall Turenne (1644) hatte der Johannisberg nochmals die

Drangsale des Krieges zu erfahren, die Einkünfte verringerten sich und man war genöthigt (1716) den Berg an die Abtei von Fulda gegen Uebernahme der Pfandschaft von 30,000 Thalern abzutreten. Er wurde nun wieder zur Probstei eingerichtet, neue Gebäude, darunter das jetzige Schloßgebäude, durch den Fürsten Abt Adelbert von Waldendorf erbaut, die Weinbergsanlagen erweitert und verbessert, namentlich auch mit kleinem Riesling und Orleans bepflanzt. Große Verdienste um den Weinbau des Johannisbergs hat sich der Kellermeister Schild (1774) erworben, und die große Sorgfalt in der Behandlung hat hauptsächlich unter ihm begonnen. Im Jahre 1793 wurde dem Schlosse durch den französischen General Hoche eine Kriegssteuer von 300,000 Franken angefordert und die Drohung hinzugefügt, im Weigerungsfalle das Schloß in die Luft zu sprengen. Die in den Kellern begonnenen Minen, wovon die Spuren noch deutlich zu sehen sind, beweisen, daß, wenn auch nicht die Drohung, so doch die Forderung wirklich ernst gemeint war. 1802 fiel der Johannisberg als Entschädigung an den Fürsten von Nassau-Oranien, und im Jahre 1807 wurde er von Napoleon dem Marschall Kellermann (Herzog von Valmy) zum Geschenk gemacht. Die alliirten Mächte übertrugen ihn dem Kaiser von Oesterreich, welcher den Fürsten von Metternich gegen Entrichtung der Weinzehnten für sich und seine Kinder damit belehnte.

Von der Tann.

(Von H. Köhler.)

Seht ihr dort den schmucken Reiter,
In dem Kampfe stets voran?
Kennt ihr ihn, den kühnen Streiter? —
Das ist Deutschlands von der Tann.

Tann, der Unterdrückten Retter,
Deutsch an Herzen, deutsch an Muth,
Stürzt er in das Schlachtenwetter,
Badet sich in Dänenblut.

Kehrt zum dritten Male wieder,
Wo der Mordkampf sich erneut,
Schwingt den Stahl für uns're Brüder,
Theilt mit ihnen Freud' und Leid.

Und in dichtem Kugelregen
Er sich wohl und glücklich fühlt,
Achtet's nicht, daß heiß die Bombe
Unter seinen Füßen wühlt.

Und bald hier-, bald dorthin fliegt er,
Wo am heißesten die Schlacht,
Wo Kartätschen heulend schwirren,
Wo am wildesten die Jagd.

Kennt ihr nun den kühnen Reiter,
Der so manchen Sieg gewann? —
Gott sey mit dem braven Streiter!
Gott erhalte unsern Tann!

Corbach, 11. Aug. 1850.

Mannichfaltigkeiten.

Ein italienischer Genieoffizier soll nachstehendes Urtheil über Komorn gefällt haben: „Diese Festung ist nicht mit Sturm zu nehmen, denn es ist keine Bresche zu schießen, wo kein Kernschuß angebracht werden kann. Die Festung ist nicht zu überrumpeln, außer man baut einen Tunnel unter der Donau. Eine Belagerung ist möglich, aber sie würde viel Geld, viel Zeit und eine Armee kosten. Der Erfolg hinge von den Operationen ab. Ein Bombardement ist rein zwecklos. Ein Mittel gibt es, die Festung unter Wasser zu setzen, aber dazu gehören Monate und Tausende von Menschenleben. Am Ende wäre es noch fraglich, ob die Belagerten das Wasser in kürzester Zeit nicht wieder hinausleiten könnten."

Vincenz Grimm, der jetzige Ferhad Pascha, schreibt von Aleppo, daß er mit Majorsrang 130 fl. monatliche Besoldung beziehe. Guyon hat sich am meisten geärgert über Jene, die zum Islam übergetreten sind, und endlich ist er selbst auch übergetreten. Als Türke erhielt er den Rang eines Generals und auch die Besoldung. Grimm lebt in Aleppo in einem verfallenen schloßartigen Gebäude, wo es eine ungeheure Menge Ratten gibt, er hofft jedoch bald nach Konstantinopel zu kommen, wo er vielleicht bereits angelangt ist. Bei Tage haben sie 29 Grad R. Hitze, Abends ist es kühl, Morgens kalt. Obst haben sie wenig, das Gemüse besteht aus schlechten Fisolen, Kürbissen und speckigen schlechten Erdäpfeln. Es geht ihnen gut, nur haben sie furchtbar lange Weile.

Die Holzkanonen, die Bem in Siebenbürgen verwendete, wenn das Kanonengut nicht ausreichte, zeichneten sich, wie wir im „Spiegel" lesen, durch die Zweckmäßigkeit des Rohres und des Gestelles gleich vortheilhaft aus. Ersteres war nicht aus einem Stück gemacht, gebohrte Holzstämme hätten der Ausdehnung durch Pulver schlechter widerstanden, darum ließ er sie aus mehreren Stücken verfertigen, welche durch eiserne Reife nach Art gewöhnlicher Kufen zusammengehalten wurden. Innen steckt eine einfache Blechfütterung, die ohne viel Mühe und Kosten durch eine neue ersetzt werden konnte. War Mantel und Futter nicht mehr brauchbar, dann wurden beide weggeworfen. Die Laffette war eben so einfach als wohlfeil. Vier Holzblöcke, zu zweien in ein schiefes bewegliches Kreuz verbunden, bildeten das Gestell, ähnlich demjenigen, auf welchem man gewöhnlich Brennholz entzwei sägt. Durch die Beweglichkeit der beiden Holzkreuze war es möglich, dem Rohre jede beliebige Richtung zu geben, und kam es durch den Rückstoß des Schusses aus der Richtung, so war diese schnell und leicht wieder herzustellen. Vier Menschen trugen ein solches Geschütz ohne viele Mühe die steilsten Bergpfade hinauf. In der Ebene konnten die leichten Holzröhren zu Dutzenden auf einem Wagen transportirt werden.

Venedig erleidet, wie das „Statuto" meldet, einen sehr empfindlichen Kunstverlust. Die seit Jahrhunderten bestehende Galerie Barbarigo zählt unter vielen andern Kunstwerken der ältern italienischen Schule 17 vollkommen gut erhaltene Gemälde Tizian's, darunter eine Magdalena, eine Venus und die herrlichen Porträts des Dogen A. Barbarigo, Philipps II. u. A. Die gegenwärtigen Eigenthümer der Galerie, Graf Giustiniani, die Brüder Gorbuco und die Kaufleute Vinetti, boten dieselbe vergebens wiederholt zum Kaufe an. Sie wurde nun vor Kurzem von der russischen Regierung für den Preis von 500,000 Frs. angekauft.

Ich habe mir schon alle Mühe gegeben, in dem Begriffe „Gnade“ einen Sinn zu finden, aber es will mir nicht gelingen, denn wenn ich dem Rosse, das mich trägt, das nöthige Futter gebe, ist das Gnade? Ungnade in diesem Sinne würde nur eine Schande seyn. — Gerade so belohnt man die Menschen auch nur, weil und inwieferne sie ihre Dienste leisten. Gewiß gibt Niemand mehr, als in seinem eigenen Interesse liegt, und das heißt zu deutsch „Eigennutz“ und keine Gnade; der verdiente Lohn ist stets ein Muß, und nur Sklavenseelen werden ihn als Gnade empfangen. Am erbärmlichsten jedoch klingt es mir, wenn zöpfige Mandarinenknechte im edlen Bureaukraten-Style „Gnade für Recht“ erflehen! Wer Recht hat, braucht keine Gnade, wer Unrecht hat, verdient keine Gnade!

In Culpepper, Virginia, ist ein furchtbarer Fall von Pöbel-Justiz vorgekommen. Ein freier Neger, Namens Grayson, war zwei Mal von einer Jury wegen Mordes schuldig gesprochen worden, und jedes Mal hatten die Richter ihm ein neues Verfahren gewährt, weil die Zeugen-Aussagen kaum einen Verdacht, geschweige Schuldigsprechung rechtfertigten. Darüber erbittert, erbrach der Pöbel, geführt von einigen „respektabeln“ Leuten, das Gefängniß und hängte den unglücklichen Neger am nächsten Baume auf. Vor der Hinrichtung gaben sie ihm eine Minute zum Beichten, aber er betheuerte auf's feierlichste seine Unschuld.

Korrespondenz.

Bacharach a. Rh., 22. August.

Das Hauptprodukt unsrer Thäler, der Weinstock, der Anfangs Juni noch keine Blätter getrieben, dann aber, in Folge der günstigen Witterung, so rasch Scheine gezeugt hatte, daß Ende gedachten Monats schon die Blüthe beendigt war, was die armen Winzer mit der frohen Hoffnung, den Schweiß der Arbeit belohnt zu sehen, erfüllte, ist durch das seit dem 6. d. fortwährend naß kalte Wetter sehr in seiner Entwickelung gehemmt. Der Winzer sagt mit Recht: „Zu einem guten Weine gehören zwölf gute Monate“, indem es nur seltene Ausnahmen in den Annalen des Weinbaues gibt, wo der Monat September nachholte, was der August nicht gut machte, nämlich das sogenannte „Kochen“ der Beeren. — Leider ist die Kartoffelkrankheit auch wieder bei uns und in größerer Ausdehnung auf dem benachbarten Hunsrücken ausgebrochen. Noch vor acht Tagen üppig grünende Felder sind jetzt gelb und kommt es oft vor, daß ein großer Korb voll dieser Knollfrucht kaum so viele gesunde enthält, eine mäßige Schüssel zu füllen! Vieler Saamen gedeiht im zweiten Jahre nicht mehr so gut in dem nämlichen Felde, worin solcher gewachsen und würde es bei den schnellen und billigen Transportmitteln vielleicht sehr ersprießlich seyn, dieses Uebel auszurotten, wenn entferntere Gegenden die Setzkartoffeln mit einander austauschten. ....d.

Aus Oberhessen, 16. August.

Es ist schon mehrfach in Ihrem Blatte erwähnt worden, wie eine blinde Buchstabenpartei, die sich mit nicht gemeiner Anmaßung für die rechtgläubige Partei hält, im Großherzogthum Hessen seit kurzem aufzutreten wagt. Ueber das Eine der Organe dieser krankhaft pietistischen Richtung (wir ehren einen gesunden Pietismus) verlieren wir hier kein Wort, es ist das traurige „lutherische Kirchenblatt“, das in Gießen das gesunde, wahrhaft fromme Lutherthum zwar nicht untergraben, aber in „bösen Leumund“ bringen könnte, wenn es mit mehr Geist redigirt würde. Bedeutender schien ein anderes Organ dieser Richtung werden zu wollen, die „Politisch-kirchlichen Blätter“, welche in Darmstadt im Verlage von R. v. Auw erscheinen. Aber in welchen gewöhnlichen Zelotismus der allerblindesten Sorte ist auch dieses Blatt gefallen, so arg, daß das angeblich fromme Blatt, wie wir hören, mehrfach gerichtlich belangt werden dürfte! So liest man in Nro. 47: „Freilich ist man in der Umgegend von Salzhausen die Sabbathschändung von Seiten der Geistlichen in dem Maße gewohnt, daß man es den Geistlichen übel nimmt, welche den sonntäglichen Tänzen daselbst nicht beiwohnen wollen. So muß man mit zusehen, wie die sogenannten Diener Christi Kirche und Staat verwühlen und verwüsten.“ Wir fragen öffentlich: entweder, ist das wahr, muß dann nicht das Consistorium gegen die Geistlichen einschreiten, oder es ist nicht wahr, sind nicht Consistorium und die Geistlichen in und um Salzhausen es sich und der Kirche schuldig (wenn es nicht so ist), der gemeinen Verläumdung der „Politisch-kirchlichen Blätter“ rechtlich zu steuern?

Gießen, 13. August.

Unsere Universität, welche in den letzten Monaten mehrere höchst bedeutende Verluste erlitten, scheint abermals von einem solchen bedroht zu seyn, indem Prof. Dr. Phöbus, eben so bekannt durch strenge Wissenschaftlichkeit, wie durch Tüchtigkeit und liebenswürdigen Charakter als praktischer Arzt, wie man sagt, einen sehr vortheilhaften Ruf an eine große preußische Universität erhalten haben soll. Seine aufopfernde, erfolgreiche Thätigkeit zur Zeit, als die Cholera in Berlin ausgebrochen war, wurde bereits vor längerer Zeit von der preußischen Regierung durch die Verleihung des rothen Adlerordens anerkannt. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß dieser Mann unserer Universität erhalten werden könnte, als dieselbe in den letzten Jahren von Ausländern, namentlich Engländern, nicht mehr ganz so stark besucht ist, da diese jetzt in ihrem Vaterlande mehr Gelegenheit zur Ausbildung in Chemie und deutscher Sprache und Literatur finden, wie früher. So wurde u. a. in London durch einen Schüler unseres berühmten Liebig, den Prof. Dr. Hofmann von hier, eine chemische Schule gegründet, welche trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits recht blühend seyn soll, und für deutsche Sprache und Literatur wurde ganz vor kurzem ebenfalls ein Zögling unserer Hochschule, Dr. Karl Koch aus Alsfeld, bisher Professor am Grosvenor College und der Bath Grammar School, in derselben Eigenschaft in der Free Grammar School in Bristol angestellt, was die vielen Freunde dieses jungen hoffnungsvollen Gelehrten gewiß mit großer Freude vernehmen werden.

Wiesbaden, 21. August.

Es ist begreiflich, daß bei einem so außerordentlichen Zusammenströmen von vornehmen Gästen, wie dieß vielleicht noch nie in einer hiesigen Kur stattfand, auch bedeutende Kräfte der Kunst hier eintreffen, um den feineren Kunstgeschmack zu befriedigen. Gestern Abend fand in dem Kursaal ein Konzert statt, bei dessen Leistungen Frankreich, Belgien, Italien und Deutschland vertreten waren, ausgeführt nämlich durch Mortier de Fontaine, Pianist von Paris, J. Stevenier's, Violinist des Königs von Belgien, Fräul. Limbach, erste Sängerin des Hoftheaters zu Schwerin, und Mr. Garcia, erster Tenor des Theaters San Carlo zu Neapel und expensionaire au conservatoire de musique de Paris. Steveniers ätherischer Originalgenius hatte sein Spiel bis zum feinsten Aufflug sicher in der Gewalt, aus Garcia's lieblicher Stimme lachte uns das heitere, schöne Italien entgegen. Wie Stevenier's eigene Compositionen vorgetragen hatte, so auch Mortier de Fontaine Scenen des „Freischütz“, worin er seine gewaltige Meisterkraft bewährte und seinen Stoff bis zu den höchsten Potenzen mit einer bewunderungswerthen Gewandtheit bewältigte. - Den Höhepunkt seiner Kunst zeigte er auch noch in einer Serenade, bloß durch die linke Hand gespielt. Die geistige Kraftstimme der Fräul. Limbach wurde durch solche Kunstgenossen noch gehoben. Schade, daß der Reunionssaal auch heute unverhältnißmäßig wenig besucht war, wozu außer dem hohen Preis (fl 2.30 kr.) auch der Ball beigetragen haben dürfte, welchen Tags vorher die anwesenden jüngeren Franzosen im Kursaal unter sich gegeben und dazu hiesige Einwohner und Kurgäste eingeladen hatten.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. August. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. von Donizetti.

Dienstag, 27. August. (Zum ersten Male): Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von Otto Prechtler. Hierauf (neu einstudirt): Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter, komische Oper in 2 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 204. Dienstag, den 27. August 1850.

Der Sire de Hanau.

(Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert.) Nach Henry de Sauclières, deutsch von H.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tanze wünschte der Marquis seinem Wirthe Glück zum Besitze einer solchen Tochter.

„Es ist eine Verbindung aus Liebe, gnädiger Herr, und ich hoffe, sie wird glücklich seyn; denn sehet, meine Tochter ist ja der einzige Teost meines Alters."

Der junge Mann drückte bewegt die Hand des Greises und verließ das Haus, welches er so fröhlich gelaunt betreten, in Träumereien versunken." —

Die beiden Männer sollten sich wiedersehen.

Es war die Zeit, wo Richelieu geäußert hatte: „Gebt mir zwei geschriebene Zeilen von einem Manne, und ich bringe es so weit, daß er gehängt wird."

Der Marquis von Hanau war Protestant, Hugenotte, wie man damals die Anhänger Luthers und Calvins zu nennen pflegte. In Richelieu's Augen war dieß das größte, das strafwürdigste aller Verbrechen. Der Marquis war ferner ein inniger Freund des unglücklichen Saint-Mars; dieß war ein nicht geringeres Verbrechen. Er wurde deßwegen gefangen genommen, vor Laubardemont, den feilen, niederträchtigen Vollstrecker von Richelieu's Befehlen, geführt, und von diesem zum Strange verurtheilt. Nur wenige Augenblicke noch trennten das Leben des Marquis von dem „dunkeln Jenseits;" der Henker legte schon Hand an sein Haupt, als er ihn wieder eekannte ..... Zum ersten Male in seinem Leben zauderte, zitterte der Mann des grausamen Gesetzes, und seine bebende Hand vermochte kaum, die Schlinge auf den Hals des Opfers zu schieben.

„Hoffnung und Muth," flüsterte er rasch dem jungen Mann in's Ohr, und dann — stieß er ihn in die Luft! — —

In diesem Augenblicke lastete auf Richelieu's schwarzer Seele ein Verbrechen mehr. — —

Einen Monat später gingen zwei Männer auf dem Hafendamme von Havre de Grace auf und ab, das Boot von einem Schiffe erwartend, welches die Anker zu lichten im Begriffe war, um nach Amerika zu gehen. Der Eine von ihnen war jung und schön, aber außeordentlich bleich, und schien sehr leidend zu seyn; der Andere war schon bejahrt, aber noch stark und kräftig. — „Vergeßt nicht, gnädiger Herr," sagte der Greis zu seinem Gefährten, indem dieser die Landungsbrücke betrat, „vergeßt nicht, daß Ihr für die Welt todt seyd. Könnte doch das Flehen eines Greises die göttliche Barmherzigkeit auf Euch herabflehen! Ihr seyd ja der einzige Mensch auf Erden, der mir mit menschlichem Gefühl die Bruderhand gedrückt hat!"

So schied der Marquis von Hanau von dem Scharfrichter von Paris!

Von dieser Zeit an ist, sobald einem Gliede der Familie Hanau ein gewaltsamer Tod bevorsteht, auf irgend einem Möbel oder auf einem Kleidungsstücke ein Blutstropfen zu bemerken, der durch kein Mittel weggetilgt werden kann."

„Wie, weiter ist es Nichts!" rief Clothilde, als der alte Fritz schwieg; „ich erwartete irgend eine traurige, furchtbare Gespenstergeschichte. Du kannst gehen, mein lieber Fritz."

Der Greis ging, und nachdem Clothilde ihrem Oheim eine „Gute Nacht" gewünscht, zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück.

Als sie allein war, kam die Geschichte von dem Blutstropfen ihr wieder in den Sinn, mochte nun die Dunkelheit ihren verhängnißvollen Einfluß auf sie ausüben, oder mochte sie sich durch ein trauriges Vorgefühl bewegt fühlen, sie empfand ein ungewohntes Uebelbefinden, beinahe Furcht und Schrecken. Alle Geister- und Gespenstergeschichten, mit denen man ihre Phantasie als Kind nach löblicher Weise beschäftigt hatte, kamen ihr wieder in die Erinnerung; indessen regte sich Nichts im Schatten, Nichts rauschte in dem Schweigen, aber eben dieß Schweigen wurde für sie immer und immer erschreckender; ihre Einbildung bevölkerte es mit tausend eingebildeten Gefahren. So verging eine Stunde voller Angst, in der Alles, selbst die raschen Schläge ihres Herzens sie beben ließen. In diesem Augenblicke glaubte Clothilde ein Geräusch über ihrem Zimmer zu vernehmen. Sie erhob sich und erklimmte vorsichtig die kleine Treppe, welche zu der über ihrem Zimmer gelegenen Wohnung ihres Gemahls führte; an der Thüre blieb sie stehen und horchte, denn dießmal hatte sie recht gehört; ihr Gatte sprach. Clothilde glaubte, er sey noch auf der Jagd.

„Die Sache ist richtig," sagte er zu der Person, die bei ihm war; „es lautet: „ich vermache alle meine Güter meinem jüngeren Bruder, dem Sire de Hanau, unter der Bedingung, daß er diese Güter Demjenigen zurück gibt, der ihm einen Ring überreicht, auf welchem mein Wappen mit dem in der Mitte durchbrochenen Wappenschilde seyn wird." — Dieser Mann ist der junge Mensch, welcher vorhin kam und die Gastfreundschaft des Schlosses in Anspruch nahm. Ich selbst habe diesen verfluchten Ring an seinem Finger gesehen. Wir müssen ihn auf jeden Fall zurückhalten und uns seiner entledigen ...."

Clothilde hatte genug gehört; sie huschte die Treppe hinunter und ging wieder in ihr Zimmer zurück, die Beute einer leicht begreiflichen Aufregung.

Am folgenden Tage war großer Maskenball im Schlosse. Alles war umgekehrt; der einzige Raum, der sein düsteres Ansehen behalten hatte, war ein großer Saal, welcher als Empfangssalon diente. Ein einziger Kronenleuchter erhellte diese

Halle und warf seine ungewissen Streiflichter auf eine Reihe lebensgroßer Ahnenbilder, welche an der Mauer hingen. Diese Bilder schienen mit Erstaunen auf die buntscheckige Menge herabzusehen, welche sich unter ihnen drängte. In der Nähe der Thüre, welche zum Saale führte, saß ein Greis, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt; neben ihm stand eine mächtige Kanne, welche kaum zur Hälfte geleert war, und ein mit funkelndem Rebensaft gefüllter Humpen.

„Wie! Du bist es, mein wackerer Freund, mein alter Waffenmeister!" rief ein junger Mann, den Alten auf die Schulter klopfend. „Gott vergebe mir meine Sünden, aber Du sitzest hier so verdrießlich und düster, wie eine lange Nachtwache, und zum ersten Male sehe ich, daß Dein treuer Kumpan, der alte Rheinwein, vergeblich seinen verführerischen Duft vor Dir aushaucht!"

Der Greis fuhr mit einer Hand über die Stirn, wie wenn er einen schmerzlichen Gedanken von dort verjagen wollte.

„Ihr seyd es, mein junger Freund," erwiederte er, „welcher böse Stern konnte Euch hierher führen?"

„Wie, welcher böse Stern, sagst Du? bist Du närrisch geworden? Es ist hier im Gegentheil herrlich in diesem Schlosse. Gestern Abend wurde ich in der Nähe von einem furchtbaren Unwetter überrascht, ich kam hierher und bat um gastfreundliche Aufnahme und ward sehr gut aufgenommen. Mein Wirth selbst lud mich ein und zwar auf die verbindlichste Weise, noch den heutigen Tag hier zu bleiben und an dem Balle Theil zu nehmen. Konnte ich dieß freundliche Anerbieten ausschlagen? Du siehst also wohl, mein alter Lehrer, daß es eher ein gutes, als ein schlechtes Gestirn ist, welches mich hierher führte. Gehe mit in den Saal und betrachte mit mir die Menge, die sich dort drängt. Du wirst sehen, daß das Vergnügen und die Freude die einzigen Götter sind, welchen diese Leute Opfer bringen und selbst Diogenes mit seiner Laterne würde dort vergebens einen Menschen suchen!"

„Ich bin in dem Saal gewesen," antwortete der Greis mit dumpfer Stimme, „ich habe dort nur Menschen gesehen, voll von Trunkenheit, wie sie eine Bachanalie zu feiern schienen; mit Ekel habe ich mich von diesem Orte entfernt, um den Abgrund in meinem eigenen Innern selbst zu betrachten, welchen die unablässige Reibung ein und desselben Gedankens täglich tiefer aushöhlt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater in Panama.

Seitdem der Isthmus von Panama die Heerstraße nach dem Goldlande Californien geworden ist, haben sich die Amerikaner mit ihrem gewöhnlichen spekulativen Geist in jener Gegend festgesetzt und suchen sie, in Erwartung einer künftigen „Annexation", möglichst nach ihrem nationalen Muster zu reorganisiren und für ihre Zwecke auszubeuten. Es versteht sich von selbst, daß sie damit angefangen haben, eine Zeitung herauszugeben, da dieß bekanntlich zu den ersten Bedürfnissen einer amerikanischen Bevölkerung gehört, und aus den fast in jeder Nummer des „Panama Star" mitgetheilten Thatsachen kann man den Einfluß ermessen, den sich die Amerikaner bereits dort erworben haben. Wir lassen jedoch die politischen Notizen des „Star" beiseite, um ihm eine Beschreibung des in der Stadt Panama befindlichen Theaters zu entlehnen:

„Zu den seltsamsten Erscheinungen dieser merkwürdigen Stadt gehören die dramatischen Vorstellungen, die man hier seit drei oder vier Wochen gegeben hat. Das Theater ist die Kirche eines alten Klosters und liegt dem Justizpalast gegenüber. Von dem ganzen Gebäude stehen nur noch die vier Wände, das Dach ist schon vor langer Zeit eingestürzt. Einen Theil der Trümmer hat man von dem ungepflasterten Fußboden fortgeschafft, die Zuschauer winden sich durch die anderen und nehmen ihre Sitze, wo sie sie finden. Obgleich in weiten Zwischenräumen Lampen hoch an den Wänden hängen, ist doch nur die Bühne erleuchtet, das Publikum bleibt im Dunkeln. Dieß erhöht das Pittoreske der Scene. Die funkelnden Gestirne des Firmaments schimmern mit hellem Glanz am Himmel im tiefen, unbewölkten Blau; die wilde Vegetation, deren Saamen durch die Vögel und Winde auf den zerbröckelnden Mauern gesäet worden, wird von den Seelüften hin und her geweht; die verschiedenen Sprachen und Kostüme der einzelnen Gruppen, die aus Engländern, Amerikanern, Franzosen, Deutschen, Spaniern, Indianern, Negern und Eingebornen der weit entfernten Inseln bestehen — die mürrischen und grotesken Gesichter der Heiligen und Märtyrer, aus der phantastischen Einbildungskraft irgend eines finsteren Enthusiasten in längst vergangenen Zeiten entsprungen, welche ernsten Blicks auf die Entweihung ihres Heiligthums herabstieren — alles dieses erscheint in lebendigem Kontrast mit den glänzenden Lichtern und Farben der Schaubühne, den schimmernden Anzügen, dem lebhaften Spiel und dem munteren Dialog des Stückes und bietet ein höchst romantisches und interessantes Bild dar. Man versetzt sich dabei in Gedanken in die so verschiedenartigen Scenen zurück, die einst in dieser Kirche am Meeresgestade stattfinden mochten, wo die bleichen Nonnen längs den hallenden Korridoren einherschritten, um ihren feierlichen Abendgesang anzustimmen. Aber diese Zeiten sind vorüber, und nun — horch dem munteren Bolero! — Nach dem Beifall zu urtheilen, womit man die Vorstellungen aufnimmt, müßten wir sie vortrefflich nennen; würden wir jedoch den Maßstab anlegen, der an anderen Bühnen sanctionirt ist, so fürchten wir, daß die Bühnendichter und Schauspieler des „Teatro" in Panama ziemlich mangelhaft befunden werden dürften. Sie sind indeß lebhaft und natürlich, und da das Personal seine Rollen meistens gut einstudirt hat, so erscheint es in den letzteren dramatischen Stücken in recht vortheilhaftem Licht. Obgleich wir Manches bemerkten, was uns an die Theater der Heimath erinnerte, als das Geplauder zwischen den Aufzügen, die lärmenden Bitten der Außenstehenden um Contremarken, sobald Jemand herauskömmt, die Büffets, um welche sich eine hungrige Schaar drängte — so gab es doch andere Erscheinungen von sehr verschiedener Art. In dem Hause selbst ist hier keine Abtheilung: Vornehm und Gering, Schwarz und Weiß, Jung und Alt, der halbnackte Lepero und der zierliche Caballero sitzen alle beisammen unter einander gemengt, wie Kraut und Rüben. Die Annehmlichkeit dieser Einrichtung wird keineswegs dadurch verbessert, daß von Vielen während der ganzen Vorstellung geraucht wird. Bei dem Allen wüßten wir indeß nicht, wie ein Abend in Panama angenehmer verbracht werden kann, als wenn man einer Vorstellung der spanischen dramatischen Gesellschaft beiwohnt."

Englische Hofetikette.

Mr. M . . ., ein tapferer Marineoffizier und Verfasser einiger Reisewerke, kehrte jüngst aus Ostindien nach London heim. Zum Willkommen findet er am ersten Morgen sich und seine Bücher in allen Zeitungen rühmlich erwähnt. Kaum vergehen zwei Tage, so erhält er vom „Grand-Chamberlain" ein Schreiben mit der Einladung, besser mit dem Befehl, bei Ihrer Maj. der Königin nächsten Abend in Windsor zum Diner zu erscheinen. — Mit Vergnügen, denkt Mr. M . . ., mit Verdruß jedoch bemerkt er, daß Herr Polonius nicht vergessen hatte, ihm

das Kostüm höchst umständlich vorzuschreiben; er fährt mit Dampf zum Schneider, bestellt Hofkleidung, erhält sie binnen 16 Stunden und gelangt noch zur rechten Zeit nach Schloß Windsor.

Die graue alterthümliche Burg, die, so umfangreich wie ein deutsches Landstädtchen, von der Krone eines sanften Hügels aus die lieblichste Parklandschaft überschaut, läßt Mr. M . . . einen recht gemüthlichen Empfang von seiner allergnädigsten Königin erwarten. Auf den Treppen aber stehen von einem Absatz zum andern die langen Hofdiener in krebsrothen Röcken mit feierlichen Gesichtern, stumm wie Statuen, den rechten Arm steif ausgestreckt wie hölzerne Wegweiser, mit dem Zeigefinger auf die verschiedenen Thüren deutend, die er zu passiren hat. Durch eine Reihe solcher lebendigen Gränzsteine gelangt er endlich in einen Salon, in welchem eine kleine Gruppe anderer Tafelgäste mit verhaltenem Athem die Köpfe zusammensteckt. Nach einer halben Stunde öffnet sich eine Flügelthüre, heraus schreitet langsam, wie der Geist im Hamlet, den Amtsstab im Arm, der Ceremonienmeister, hinter ihm, an Prinz Alberts Seite, schwebt die Königin, ohne ihre Gäste anzublicken, gerade durch den Saal nach dem Bankelzimmer. Lautlos folgen die Geladenen und wieder streckt der Ceremonienmeister mit einem Gesichte, wie es Nelson machte, als er ausrief: „England erwartet, daß Jeder seine Pflicht thue“, den Zeigefinger aus und weis't ihnen ihre Sitze an.

Aus dem anstoßenden Saal rauscht Regimentsmusik. Suppe, Fisch und Fleisch kommen und gehen, Messer und Gabel klingen im Takt, aber die Zungen bleiben gebannt. Ihre Maj. erhebt sich. — Ihre Maj. geht. — Prinz Albert benützt rasch diese Gelegenheit, um mit einem der Gäste über die Ruinen von Ninive zu sprechen. Das Eis scheint somit gebrochen. O der Täuschung! Man winkt zum Cafee. Wieder feierliche Stille, wie während einer Pause im Gottesdienst. Man nippt und sieht von Weitem die Königin an. Mr. M . . . sehnte sich nach den Ruinen von Ninive, um nur wieder einen menschlichen Laut zu hören, und wartete ungeduldig auf irgend ein Signal zum Aufbruch. Da schreitet der Ceremonienmeister langsam auf ihn zu und flüstert: „Ihre Maj. befiehlt, daß Sie vorgestellt werden“.

Mr. M . . . nähert sich Ihrer Maj., beugt ein Knie und haucht einen unterthänigen Kuß auf die Hand der Königin — feierliche Stille! — die Vorstellung ist vorüber.

Wieder vergeht eine bange halbe Stunde, während welcher die Gäste in gemessener Entfernung von der Königin, die man ohne besondere Aufforderung nicht anreden darf, schüchtern mit einander zu flüstern wagen. Zum letzten Male endlich naht sich Polonius dem Seemann, und mit den Worten: „Ihre Maj. befiehlt, daß Sie eine Conversation mit ihr anknüpfen“, geleitet er ihn nach einer alkovenartigen Vertiefung des Saales. — Die Unterhaltung dauert volle zehn Minuten, und Mr. M . . . bemerkt zu seinem freudigen Erstaunen nicht nur, daß Königin Viktoria eben so einfach und natürlich, wie irgend eine Dame Englands zu reden weiß, sondern daß sie mit Geist und Verständniß spricht, ja daß sie sein jüngstes Buch über den Orient vollständig und gründlich gelesen hat. Mr. M . . . gesteht, daß ihn die Liebenswürdigkeit seiner Königin für die Langweile der letzten Stunden hinreichend entschädigt habe.

Mannichfaltigkeiten.

Wilhelm Guizot, der Sohn des Exministers, Zögling des Lycée Bonaparte, hat 3 erste, 2 zweite Preise und 2 erste Accessit erhalten. — Man sieht, im republikanischen Frankreich hat ein verjagter Minister noch mehr Einfluß als bei uns ein constitutioneller Minister im Amt.

Geübte Putzmacherinnen für Civil und Militär können mit guten Aussichten für die Zukunft angemessen placirt werden. Versiegelte Adressen mit Einsendung einer Probearbeit sind abzugeben im Casino in Kopenhagen.

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ wird über das Leben der Türken in ihrem Ramazan Folgendes geschrieben: Am Tage Sonnenbrand und drückende Schwüle, überall verdrießliche Osmanli, schmachtend eben so sehr nach dem Qualm der edlen Nicotiana, wie nach einem kühlen Trunk und dem Arom des Mokka Absuds. Viele lassen auch alles Geschäft im Stich und liegen schlafend zu Haus oder um die Cafee's herum, an Brunnen, im Hof der Moschee'n, selbst auf den Straßen. Erst der Abend belebt sie wie er. In festlichen Kleidern, mit geputzten Schuhen sitzen sie da auf niedern Stühlchen in langen Reihen vor den Cafee's und warten mit heiterer, zufriedener Miene, den gestopften Tschibuk schon in der Hand, auf den Sonnenuntergang verkündenden Ruf vom Minaret. Manche tragen auch noch Proviant nach Haus, Dutzende von harten Brezeln, Schüsseln voll saurer Milch und vor Allem die unentbehrlichen Gurken, Wassermelonen, halbgrüne Zwetschken und anderes unreifes Obst. Ist die Sonne hinab, so beginnen die Schmausereien und dauern mit Unterbrechungen bis gegen Morgen. Alle Häuser sind erleuchtet, Gäste gehen aus und ein, die Straßen erschallen von den ihre Waaren anpreisenden lauten Rufen der Zuckerwerk-, Reismehlbrod- und Eisverkäufer; in und vor den Cafee's Schaaren von Schmauchern, mehr still genießend oder nur leise flüsternd, als in lauter Unterhaltung. Hier drängt sich Alt und Jung zu einer Bude, um den Karagös zu sehen, ein höchst obscönes Puppenspiel; dort ist eine Gruppe versammelt, um ein paar blinde alte Sänger, die bald zusammen, bald einzeln oder abwechselnd alte Lieder und Romanzen hersagen. Andere kleine Banden durchziehen singend und ihren Gesang mit einzelnen rhythmischen Trommelschlägen begleitend die Straßen. Da und dort wird auch ein Feuerwerk abgebrannt und die zahlreichen Minarets flimmern allnächtlich in hellem Lichterkranze. Und überall weht eine milde laue Luft und der klarste Mond spiegelt sich rein in dem fast ringsum fluthenden Meere.

Der Streit der Herren von Radowitz und von Manteuffel hat leider einen sehr betrübenden Ausgang genommen. Beide streitende Parteien sind auf dem Platze geblieben!

(Berlin.) Eine hiesige Chocoladen-Fabrik, welche schon seit einer langen Reihe von Jahren Rhabarber-Chocolade u. dgl. verkauft, ist kürzlich vom Polizeirichter wegen „unerlaubten Arznei-Debits“ zu 5 Thlr. Strafe verurtheilt worden. — Wir sind gegenwärtig mit einer umfassenden Revision sämmtlicher Wein- und Bier-Lokale angestrengt beschäftigt, und werden unbarmherzig alle Diejengen denunciten, welche uns zur Bestrafung wegen unerlaubten Arznei-Debits geeignet scheinen.

In Crema ist der berühmte Opernkomponist Stefano Pavesi im 72. Jahre seines kunstthätigen Lebens gestorben. Er schrieb mehr als 60 Opern und eben so viele Kirchenmusik-Piecen.

Der berühmte Eßlair starb bekanntlich in Innsbruck. Bei seinem Leichenzuge betheiligten sich natürlich sämmtliche dort anwesende Schauspieler, so wie viele Künstler und Kunstfreunde der Stadt. Der Bassist B....r, jetzt an einem bedeutenden Theater Deutschlands engagirt und vielleicht in diesem Augenblicke noch eher im Besitze eines schwarzen Fracks, als damals, ging zu einem theaterliebenden Bürger, um sich dieses zum Leichenzuge so nöthige Requisit auf ein paar Stunden zu borgen. Jedoch

acht Tage waren vergangen, und der Gute war noch nicht im Besitze seines Eigenthums; im Gegentheile stolzirte B....r Tag für Tag in dem feinen Festkleide herum. Endlich sucht ihn der Anleiher eines Abends im Bierhause auf, und ersuchte ihn heimlich und bescheiden um Rückgabe seines schwarzen Frackes; aber mit eisern ernstem Gesicht raunt der Bassist dem Bürger die Worte in's Ohr: „Sechs Wochen Trauer!“

(Berlin.) Man will jetzt die Verwaltung der Theater-Angelegenheiten an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten übergehen lassen. Komödie und Cultus unter einem Dach! Es fragt sich nur, rechnet man die Komödie zum Cultus, oder rechnet man den Cultus zu den Komödien!

Eisele und Beisele sind in Deutschland und den fliegenden Blättern wieder angekommen und wollen ihre Rundreise fortsetzen. „Da alles Alte wiederkehrt und sogar der Bundestag, durften wir nicht zurückbleiben.“ Sie sind ganz die Alten, nur ist dem Herrn Doktor die Nase etwas spitzer und weißer geworden und der Herr Baron haben sich die Haare am Kinn wachsen lassen.

In Hochheim hat ein Nachwächter unter erschwerenden Umständen bei Nacht statt der Stunde — die Republik ausgerufen. Sicherem Vernehmen nach soll dieser Nachtwächter, dessen Uhr so viel vorgeht, kein Anderer seyn, als der Geheime Rath Dingelstedt. (Kladd.)

Korrespondenz.

Gießen, im August.

Wenn es dem oberflächlichsten Beobachter schon seit längerer Zeit nicht entgehen konnte, daß man hier (wie wohl auch an andern Orten) stark an politischer Abspannung, wenn nicht gar an einem politischen Katzenjammer, laborire, so scheint nunmehr gar der erste schrille Ruf der von Marburg herübergeeilten Locomotive auch das letzte Gewölk politischer Discussion verscheucht zu haben. Die Eisenbahn, dieß ist hier die Frage des Tages und sie wird überall mit einer Heftigkeit discutirt, wie weiland die Wohlfahrt des deutschen Reichs. In der That trägt aber hierzu nicht allein die in einer Universitätsstadt unvermeidliche Discutirlust bei, sondern es regen sich die lebhaft in das Spiel gezogenen Interessen des Gewerbstandes. Warum, so fragt man, hält der Vormittags um 11 Uhr von Kassel in Marburg eintreffende Bahnzug 1½ Stunde in Marburg und fährt nicht weiter? Ist es nicht genug, daß man unsern Lohnkutschern allen Verdienst entzogen und durch directe Einschreibungen auf der Post in Marburg und jenseits Marburg dieser Anstalt die per Wagen zwischen hier und Friedberg zu transportirenden Passagiere zugewiesen hat? Warum überläßt man es nicht dem reisenden Publikum, zwischen der Post und den Hauderern zu wählen, da erstere für dieselbe Route 2 fl. 6 kr. und die Ueberfracht sich bezahlen läßt, während die Hauderer 1 fl. 18 kr. berechnen und das Gepäck frei mitnehmen? Von wem gehen die bezüglichen Anordnungen aus, die so tief die Interessen großh. hess. Unterthanen berühren, und wer übernimmt die Verantwortlichkeit dafür? Diese und ähnliche Fragen kreuzen sich. In der That, wir gestehen, sie sind einer Beleuchtung werth, und will unser neues Ministerium festen Fuß fassen, so nehme es sich der materiellen Interessen des Landes lebhaft an.

Kreuznach, 20. August.

Während in andern Bädern hohe Herrschaften den größten Theil der Badegäste angezogen haben und dort das geräuschvolle Leben sich zu einem hohen Grade steigert, bewegt sich das hiesige Badepublikum in unsern herrlichen Gefilden, denen die gütige Natur jene Reize verliehen hat, die einen ununterbrochenen Anziehungspunkt für Kreuznach bilden, in vergnüglichem und behaglichem Wechselleben. Zu den Unterhaltungsmitteln kann übrigens noch in der jüngsten Zeit der Zugang einiger Militär-Musikchöre gerechnet werden, welche in ihren vortrefflichen Leistungen auf das rühmlichste wetteifern, während durch die hier kantonirenden k. preuß. Truppen, in der Weise, worin sie sich zu ihrem größten Lobe in Disciplin und freundlich anständigem Benehmen gegen Einheimische und Fremde auszeichnen, besonders durch die Offizier-Corps, der Reiz des Badelebens bedeutend erhöht zu seyn scheint. Nimmt man nun noch hinzu die außerordentliche milde Luft, die während des Spätsommers in unserer Gegend durchweg vorherrschend ist, so muß man in dieser Jahreszeit unvermeidlich den Aufenthalt in Kreuznach von Tag zu Tag ausdehnen, welches Alles sich noch durch die überraschend glücklichen Kuren, auch wo eine Nachkur angeordnet ist, in der erfreulichsten Weise erhöht. Gegen das freundliche Benehmen der Badewirthe und die Billigkeit der Wohnungen kann auch im Durchschnitt nichts Wesentliches gesagt werden, vielmehr machen diese Punkte sich, andern Bädern gegenüber, bei allen Bequemlichkeiten und jedem Comfort, als sehr hervorragend bemerklich, weßhalb der Aufenthalt in Kreuznach während des Spätsommers als einen der schönsten Genüsse des Badelebers angenommen werden kann. X.

Freiburg, 18. August.

Das Hagelwetter der verwichenen Woche war eines der furchtbarsten, das wohl je in Deutschland stattgefunden. Es würde die Bewohner des Dreisamthales vollständig zu Grunde gerichtet haben, wenn es vor der Ernte hereingebrochen. So vernichtete es nur Wein, Obst, Hafer und Mais Diese aber auch vollkommen. Selbst das Holz der Reben und der jungen Obstbäume ist so beschädigt, daß es unbrauchbar geworden und die Wälder sind Fuß hoch mit grünen Blättern und Zweigen bedeckt. Bei dem plötzlichen Anschwellen des Flusses, bei welchem die Straße, wie mehrere Wohnungen vom Wasser verwüstet wurden, blieb die Weginspektion in ihrer behaglichen Ruhe und überließ Dem, welcher Lust und Geschick hatte, das Uebel zu bemeistern. Von einer Collecte für die Beschädigten ist noch keine Rede gewesen. — Unsere Polizei entwickelt gegenwärtig eine solche Thätigkeit, daß sie die geringsten Anlässe zu Arrestationen ergreift. Das preuß. Militär, das jedes Mal den Bezeichneten fassen muß, ist sogar über die Dienste ungehalten, welche man ihm dergestalt aufbürdet. So wurden gestern eine Menge Studenten und Bürger auf Anlaß eines jüdischen Polizeicommissars verhaftet, die ein sentimentales Lied: „Die Schwalben — les hirondelles“, von Felicien David, gesungen und resp. applandirt hatten. Der Kommissar, welcher kein Französisch verstand, glaubte, daß das Lied irgend eine politische Beziehung habe, vielleicht wohl gar die schreckliche Marseillaise seyn könne. Möge der Fall nicht ohne Nutzanwendung bleiben und endlich so vielen kleinlichen und lächerlichen Mißgriffen ein Ende machen, die für die bestehende Ordnung der Dinge nur von Nachtheil seyn können.

Rödelheim, 26 August.

Gestern fand unter Mitwirkung von verschiedenen Gesangvereinen aus Frankfurt, Sachsenhausen und Bockenheim, sowie des Musikvereins von Niederrad auf Einladung des hiesigen, unter der Direktion des Hrn. Mathäs stehenden Sängerbundes ein eben so zahlreich besuchtes als durch heitere Geselligkeit und brüderliche Eintracht belebtes Gesangsfest statt, dessen musikalische Leistungen in einer anerkennungswerthen Weise von statten gingen und sich einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatten. B.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. August. (Zum ersten Male): Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von Otto Prechtler. Hierauf (neu einstudirt): Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter, komische Oper in 2 Abth.

Mittwoch, 28. August. (Letzte Gastdarstellung des Hrn. Pischek und zum Vortheil desselben.) Faust, große Oper in 2 Abth. von Spohr. Faust: Hr. Pischek. Kunigunde: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle). Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 205. Mittwoch, den 28. August 1850.

Der Sire de Hanau.

(Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert.) Nach Henry des Sauclière, deutsch von H.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke näherten sich dem jungen Manne zwei Nonnen.

„Der Herr sey mit Euch, meine Schwestern," sagte er zu ihnen.

„Amen," antworteten die Nonnen.

„Die Regel Eures Klosters scheint nicht sehr streng zu seyn, da sie Euch erlaubt, bei diesem weltlichen Feste zu erscheinen?"

„Wir sind auf einer Wallfahrt begriffen, unsere Sendung ist die, arme Seelen zu retten und arme Sünder zu Gott zurück zu führen. Nehmt dieß Meßbuch, betrachtet es und thut Buße."

Mit diesen Worten überreichte ihm eine der Nonnen ein elegantes, in Sammet gebundenes Gebetbuch; dann verschwanden sie selbander in der Menge.

„Die Intrigue verbirgt sich sogar unter dem Mantel der Religion; selbst dieses heilige Gewand wird zum Ballputz entweiht," murmelte der Greis zwischen den Zähnen.

„Meiner Treu, Du hast Recht, alter weißhaariger Prophet, denn in diesem heiligen Buche bemerke ich ein duftendes Billet. Lebe wohl, mein alter Mentor, ich verlasse Dich. Ein solches Billet muß gelesen werden, wenn man allein ist; aber sey ruhig, ich verspreche Dir, wenn dieß eine Liebesbotschaft ist, wieder zu kommen und Dir mein Glück zu erzählen; sollte es aber eine Botschaft seyn, welche mich zum Kampfplatze ruft, Dich um Deinen Arm und Deine Freundschaft zu bitten."

Der Greis suchte vergebens, ihn zurück zu halten; dann that er einen mächtigen Zug und murmelte: „Geh', junger Thor, und verbrenne Dir die Flügel an der Flamme der Liebe und des Vergnügens, während Dein Feind, im Dunkel schleichend, die Schlinge legt, in die Du fallen mußt!"

Die Kühle der Nacht hatte die Spaziergänger aus dem Garten verjagt. Ein einziger Mann durcheilte vorsichtig die Schatten der Linden in der großen Allee, welche nur durch einige hie und da angebrachte Fackeln erhellt wurde, deren düstres rothes Licht die Dunkelheit der umgebenden Orte noch greller hervor hob. Unser Spaziergänger war in einen braunen Mantel gehüllt, sein Hut ganz über das Gesicht gezogen. Bei einem kleinen, fast ganz in einer Hecke verborgenen Pavillon angekommen, zog er ein Papierblättchen aus der Tasche und trat an eine der Fackeln heran.

„Hier ist es," sagte er, nachdem er es durchlesen, „der kleine Pavillon rechts am Ende des Gartens. Wer zum Teufel kann mir ein Rendezvous an diesem einsamen Platze geben wollen? Es ist das zweite, was ich heute habe. Wollen doch einmal sehen!"

Bald stürzte eine junge Frau in den Kiosk und rief mit bewegter Stimme:

„Um Gottes willen geht nicht zu dem Rendezvous, welches man Euch heute Nacht auf dem Balle geben will .... es gilt Euer Leben!"

Bei dem Klange dieser Stimme bebte das Herz des jungen Mannes, denn sie war ihm nicht unbekannt; aber die Dunkelheit verhinderte ihn, die Gestalt, welche gesprochen hatte, zu erkennen, und als er seine Zweifel heben wollte, ertönte das Geräusch der Tritte von zwei Personen, welche sich dem Kiosk näherten.

„Ich bin verloren, wenn man uns sieht," rief die junge Frau, „ich beschwöre Euch, sucht Rettung, und was auch geschehen mag, vergeßt meine Worte, vergeßt meine flehentliche Bitte nicht!"

Dann verschwand sie rasch. Die Schritte näherten sich immer mehr und mehr. Der junge Mann hatte kaum Zeit, durch ein Fenster zu springen und sich hinter einen dicken Baum zu verbergen; von hier aus vernahm sein lauschendes Ohr folgendes Zwiegespräch:

„Ich sage Euch, ich bin ganz gewiß, auf dieser Seite sprechen gehört zu haben .... wer kann zu dieser Stunde in diesen entlegenen Pavillon kommen, während alle Welt in den Salons ist?"

„Wenn Ihr mir traut, so ziehen wir uns zurück, das ist weit vernünftiger; Bösewichter sind so kühn!"

„Fürchtet Nichts, lieber Oheim, wir sind hier nicht in Neapel, nicht in Spanien, wo es von Mördern wimmelt, sondern auf deutschem Boden, wo Banditen und Mörder seltener sind, als ausländische Pflanzen."

„Glaubt mir, mein Freund, der Mensch bleibt überall derselbe."

Die beiden Sprechenden traten in den Pavillon.

„Es ist merkwürdig," sagte derjenige von Beiden, welcher den Andern seinen Oheim genannt hatte, „es ist Niemand da. Und doch hätte ich darauf schwören wollen, daß Jemand hier gesprochen habe." — Plötzlich bemerkte er, daß etwas Weißes auf dem Boden lag, er bückte sich und nahm ein weißes, mit einem Wappen gesticktes Taschentuch auf. Er trat aus dem Kiosk an eine Fackel, um es genauer untersuchen zu können, dann verbarg er es rasch in seine Tasche und ging mit eilenden Schritten nach dem Schlosse zurück.

Eine halbe Stunde später trat der Sire Arthur de Hanau in das Zimmer seiner Frau. Er fand sie bleich und zitternd. Bei seiner Näherung wollte sie aufstehen, um ihn zu empfangen, aber ihre Kräfte versagten ihr und sie fiel schluchzend in ihren Lehnsessel zurück.

„Thränen!" rief Arthur in rauhem, höhnischem Tone, „sind dieß Thränen der Heuchelei oder der Reue?"

Clothilde betrachtete ihn mit erstaunten Blicken.

„Ich komme, um von Euch eine Erklärung Eures sonderbaren Benehmens zu verlangen," fuhr er fort, indem er sich zu mäßigen versuchte. „Ihr habt Euch den ganzen Tag in Eurem Zimmer eingeschlossen, und heute Abend, anstatt auf dem Balle zu erscheinen und dort die Gäste zu empfangen, wie es zu thun Pflicht war, schließt Ihr Euch wieder ein und kümmert Euch wenig um die Bemerkungen und die bösartigen und schonungslosen Randglossen, zu denen Eure unerklärliche Abwesenheit Veranlassung geben muß. Ich verlange auf das Ernstlichste, daß Ihr Euer Benehmen ändert, denn wenn mein häusliches Leben auch wahrlich nicht beneidenswerth ist, so will ich doch wenigstens nicht, daß es der Gegenstand aller faden Gespräche werde!"

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach der Bergstraße.

Ehe der länderverbindende Doppelfaden der Eisenbahn unsere Stadt an ihre Schwestern knüpfte und ihre Bewohner, außer ihren Ausflügen nach dem Sandhof und Forsthaus und den in der Nähe liegenden Ortschaften, einen entfernteren Punkt nur mittelst Post- oder Omnibusfahrten besuchen konnten, da war es verzeihlich, wenn der Frankfurter die Bergstraße eben nur als Straße kannte, auf der in früheren Zeiten der Kaufherr aus dem Süden zur Messe zog und später die schwerbepackten Güterwägen, nicht unähnlich riesenhaften Schnecken, langsam ihren Weg nach der Mainstadt nahmen. Daß einst Karl der Große beim Anblick der Bergstraße begeistert ausgerufen: „Hic est altera Italia", das hatten nur Wenige behalten, oder vielleicht geglaubt, es gelte nur dem Anblick der sich nach Heidelberg hinaufziehenden, mit stattlichen Wäldern, Obst- und Weingärten bekleideten Bergkette, etwa von dem bequemen Eckfitze eines nicht allzuschnell vorbeieilenden Wagens aus. Solcher, die mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand sich von der Heerstraße ab, auf schmalen, oft steilen Waldwegen in's Innere wagten, oder gar den Kamm der Berge überstiegen, um nachzusehen, ob dahinter auch noch etwas läge, Solcher waren es nur wenige. Das beweisen die hie und da aufgelegten Fremdenbücher, und schlagender noch das schaarenweise Strömen des Frankfurter geh scheuen Völkchens an Sonn- und Festtagen nach den nächsten Umgebungen seiner Stadt.

Seitdem aber der weithin tönende Pfiff der Lokomotive unserem Ohre vertrauter geworden ist und uns wie eine freundliche Einladung zu weiter Fahrt in kurzer Zeit klingt, seitdem sieht man immer häufiger sich Einzelne der Masse entwinden, und, den bestaubten Chaussee'n ausweichend, sich dem schnaubenden Zuge der Eisenbahn anvertrauen, der sie nach kurzer Frist, reich an den herrlichsten Eindrücken einer großartigen Natur, wieder zurückbringt.

So hat sich auch unlängst eine Gesellschaft Frankfurter Damen und Herren zusammengefunden, ausgerüstet mit Wander- und Gesangeslust, mit Sinn und Gefühl für Naturschönheit und einem einfachen Imbiß in der Tasche, um der Bergstraße und den Vorhöhen des Odenwaldes einen Besuch abzustatten. — Der Zweck dieser Zeilen soll nicht seyn, dem Leser eine Reisebeschreibung zu geben, ihn in den singenden und scherzenden Chor einer sonntagheiteren, nach Wochentags-Last und Mühen doppelt der Freude zugänglichen Gesellschaft einzuführen, noch ihn mit Reflexionen und pathetischen Naturschilderungen zu unterhalten — welch' letztere wir geübteren Federn überlassen —, vielmehr soll er für Diejenigen, die für die Reize und Schönheiten der Natur nicht abgestumpft sind, denen noch „Waldesgrün und Himmelblau" zum Herzen reden, eine freundliche Mahnung seyn, ihre Aufmerksamkeit Punkten zuzuwenden, die Deutschland wohl nicht schöner aufzuweisen hat, Partien, die der Schweiz verwandt, den Besucher unwillkürlich an jenes Land erinnern, großartige und imposante Natur, abwechselnd mit friedlichen idyllischen Bildern, bei deren Anblick das weltkranke Herz gesundet und das Auge nicht müde wird, sich zu weiden. Solche Punkte findet der Besucher der Bergstraße, wenn er sich von dem freundlich an der Eisenbahn gelegenen Städtchen Zwingenberg aus, auf heimlich düsteren Waldpfaden nach der, eine gute halbe Stunde seitwärts entfernt liegenden, Auerbacher Schloßruine führen läßt, die trotzdem, daß sie tausend Fuß über der Meeresfläche liegt, ohne Anstrengung erstiegen werden kann. Das herrlichste Panorama, im Norden begränzt vom Taunus, im Westen von der Haardt, dem Silberbande und Rebengürtel des Rheines, im Süden und Osten von den Bergen und Thälern, Burgen und Ortschaften der Bergstraße und des Odenwaldes, überrascht und entzückt den Beschauer, der nicht weiß, wo er mit seinen Blicken am längsten verweilen soll; ein malerischer Punkt drängt den anderen und dabei in solcher Abwechselung und Mannichfaltigkeit, daß sich dasselbe Bild niemals wiederholt. — Von hier aus führen schöne und gepflegte Fußpfade nach den verschiedensten Richtungen, namentlich auch nach dem höchsten Punkte des Odenwaldes, dem Felsberge, auf dessen Höhe man von dieser Seite aus mit leichter Mühe und in der kurzen Zeit von zwei Stunden gelangen kann. Von dem gastlichen Jägerhause, dessen Küche und Keller sich dem Besucher freundlich öffnen, breitet sich vor dem Auge west-, nord- und ostwärts ein großartiges Panorama aus, das durch keinen Berg, keine Baumgruppe dem Blicke stellenweise entzogen wird, in dem vielmehr die vorderen Höhen der Bergstraße, vom Frankenstein bis zum Auerbacher Schloßberge, nur als Hügel ihre Stelle finden. Auf dem südlichen Abhange des Felsberges befindet sich, neben dem 31—32 Fuß langen und $4^1/_2$ Fuß hohen, unter dem Namen „Riesensäule" bekannten, Monolithen und dem s. g. „Riesenaltar" das „Felsenmeer". Hier ist der Beschauer hingerissen von der Majestät einer großartigen Natur, die gleichsam im tollen Scherze Tausende von Felsen wie Wellen nebeneinander geschichtet und dem Ganzen so das Bild eines zu Stein erstarrten Stromes gegeben hat. Und unter den Felsen rieselt und murmelt heimlich ein Bächlein, Sträucher und Stauden, und malerische Brombeer-Ranken wuchern üppig zu beiden Seiten der starren Natur und bilden den lebendigen Rahmen des todten Bildes; aber unten da breitet sich das liebliche Reichenbacher Thal aus, freundlich lächelnd blickt das Dorf Reichenbach herauf nach dem müden Wanderer und läd't ihn ein zur Ruhe und Erquickung in seinen gastlichen Mauern. Hat man kurz vorher einen kurzen Avis gegeben, so findet man bei dem biederen Bürgermeister Lampert, in dem Gasthaus zur Sonne, neben der freundlichsten Bedienung ein einfaches, gut zubereitetes Mahl und jederzeit einen köstlichen Wein zu den mäßigsten Preisen, und es läßt sich dieses Haus allen Besuchern des Felsbergs um so mehr auf's Angelegentlichste empfehlen, als der geräumige Saal desselben eine ziemlich bedeutende Zahl von Gästen aufzunehmen geeignet ist.

Von Reichenbach aus führt eine bequeme Chaussee nach Bensheim bis zur Eisenbahn. Lohnender ist jedoch, in dem eine halbe Stunde vor Bensheim liegenden Orte Schönberg, den mit dankenswerther Liberalität dem Publikum geöffneten Schloßgarten des Grafen von Erbach-Schönberg zu besuchen,

von dessen verschiedenen Punkten aus sich abermals die lieblichsten Bilder vor dem Auge entrollen. Durch eine Hinterthüre des Gartens gelangt man in einer Viertelstunde nach dem s. g. **Fürstenlager** bei Auerbach, einem schön angelegten Parke mit einer Mineralquelle und großherzoglicher Sommerwohnung, und von da in einer halben Stunde über Auerbach auf der Chaussee wieder zurück nach Zwingenberg. Hier läßt sich dann in dem gleichfalls sehr empfehlenswerthen Gasthause des Hrn. Diefenbach bequem der Zug abwarten, der den Frankfurter Besucher in 1½ Stunde wieder ad locum unde bringt.

Findet sich hie und da ein Naturfreund veranlaßt, dem wohlgemeinten Winke zu folgen, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht, was Einsender im Namen oben genannter Gesellschaft von ganzem Herzen wünscht.

Parallele zwischen Shakespeare, Goethe und Schiller.

(Aus Gervinus viertem Bande über den Ersteren.)

Mit Goethe's vielumfassender Menschenkenntniß verband Shakespeare Schiller's unerschütterliche Menschenachtung, die Goethe verlernte. Goethe verlernte sie im einzelnen Umgang, in einem zerstreuten Leben von vielfach kleiner Thätigkeit, in seiner Abneigung und Unkenntniß der großen Welt, der Politik und Geschichte; in dieser Welt bewegte sich gerade Shakespeare und fühlte sich in ihr wohl, und erhielt sich in ihr seine Menschenachtung, weil da immer, selbst in Goethe's Ansicht, ein großes Wesen wirkt, wo die Menschheit vereinigt arbeitet. Shakespeare reißt uns daher immer zu den Höhen des thätigen Lebens in Schiller's Geiste hinan, die Goethe immer mehr aus den Augen verlor, je näher er uns den Höhen der Bildung zuzuführen strebte. Wenn sich aus Goethe's vielseitiger Beschäftigung und seinem allgemeinen Interesse an allen Dingen ein umfassender Geist bildete, so aus Shakespeare's Interesse an der thätigen Welt, sollte man glauben, zu gleicher Zeit ein Charakter. Wenn Schiller's moralische Würde auch Dem Achtung abnöthigt, der ihn als Dichter weniger liebt, und Goethe's Anmuth auch Dem Liebe entlockt, der ihn sittlich weniger hochachtet, so ist man bei Shakespeare in dem glücklichen Falle, stets zugleich achten und lieben zu können, ja zu müssen. Goethe selbst hat die höchste Spitze des Gegensatzes zwischen sich und Schiller so bezeichnet: Schillern habe die Idee der Freiheit bewegt, er aber sey auf Seite der Natur gestanden; dieser Gegensatz ist in Shakespeare nicht zu finden. Er macht Goethe'n gegenüber den Eindruck der Natur, und gegen Schiller den der Freiheit; eben so sehr ein Bild gegebener Vollkommenheiten, wie freier geistiger Schaffung, begünstigt von der Natur wie Goethe, und ihre Gunst mit freiem Bestreben heimzahlend wie Schiller. Schiller nannte das vollkommene Werk der Natur: das sinnliche Vermögen in die reichste Berührung mit der Welt zu setzen und seine Empfänglichkeit auf das Höchste zu steigern, und das geistige Vermögen unabhängig und selbstständig zu erhalten, und seine Activität und bestimmende Kraft möglichst zu erhöhen; dieß ist ganz eigentlich die Charakteristik des Shakespeare'schen Geistes. Er hat uns zugleich, wie Goethe den Umfang der receptiven Natur, und wie Schiller die Kraft des produktiven Geistes gelehrt. Er hat weder, wie Schiller Goethe'n vorwarf, die Gaben der Natur versäumt, in echten Besitz des Geistes zu verwandeln, noch, wie Goethe Schillern Schuld gab, den Instinkt durch die Thätigkeit des Geistes in Gefahr gebracht. Die Natur hatte ihn köstlich ausgestattet, aber er wucherte mit dem Pfunde, was sie ihm geliehen, und diesen Erwerb durfte er sein Eigenthum nennen; Goethe'n war die Dichtung, wie sie Schiller betrieb, schon eine zu ernste Beschäftigung, aber Shakespeare trieb sie in noch viel größerer Anstrengung als Beide.

Mannichfaltigkeiten.

Seit zwei Jahren kämpft wieder die Reaktion mit allen Mitteln, die der menschliche Erfindungsgeist nur auszusinnen und die Staatsmaschine nur auszuführen vermag, gegen den Fortschritt. Sie kann durch ihre Mittel allerdings etwas erreichen, sie kann den Fortschritt den Augen der Menge verdecken, sie kann ihm den Weg erschweren; aber die Schläge treffen immer nur einzelne Menschen, oder einzelne Seiten des Volkslebens. Der Fortschritt erfüllt, ein allgegenwärtiger Geist, alle Thätigkeiten der Gesellschaft. Kann er in der Schule, in der Presse, in der Rede nicht zu Worte kommen, so schreitet er um so gewaltiger in der Industrie voran; wird er auch hier durch künstliche Mittel zurückgehalten, so macht er einen Riesenschritt in der Wissenschaft, oder in der öffentlichen Meinung. Er ist ungreifbar und unsterblich, und wenn er auf der einen Seite siegte, so kann er auf der andern nicht mehr zurückgehalten werden.

Um späteren Geschichtschreibern die Arbeit zu erleichtern, geben wir hiermit eine genaue Definition des dermaligen Standes der von Preußen gegründeten Union. — Im August 1850 war: das wirkliche Provisorium nur die interimistische Verlängerung des bisherigen Provisoriums, welches zur dereinstigen Begründung einer Deutschland nicht vereinigenden Union hervorgegangen war aus dem provisorischen Interim und nachgebildet der provisorischen Centralgewalt, welche aus der interimistischen Verwesung des gewesenen Reichsverwesers, derzeit Bürgermeisters zu Stanz, und mit diesem, d. h. ohne ihn, übergegangen ist in den einzigen dem Deutschen anstehenden definitiven Zustand — **ewiger Verwesung**. Solches Alles verdankte Preußen dem Herrn von **Radowitz**, welcher ganz im Gegentheile im besten Einvernehmen mit den Herren Ministern stand.

(**Ein Beitrag des 19. Jahrhunderts zur Inschriftenkunde.**) Aus einer uns zu Gesicht gekommenen Beschreibung der ägyptischen Kunstdenkmale im neuen Museum zu Berlin, entnehmen wir folgende **Uebersetzung** der auf der rechten Seite am Gesimse des „ägyptischen Vorhofs“ befindlichen Inschrift in alt ägyptischer Sprache und Hieroglyphen: „Der königliche Sonnenaar, der Rächer Preußens, der König (Sonne, Stütze Preußens), Sohn der Sonne (Friedrich Wilhelm IV.), Philopator Energetes Eucharistos, vom **Tot** und der **Saf** geliebt, der siegreiche Herr des Rheins und der Weichsel, der erkiesen ist von der **Germania**, hat lassen aufstellen in diesem Gebäude Kolosse, Statuen, Bilder und Bildwerke, Stelen, Säulen, Särge und vieles andere Gute, was herbeigeführt ist aus Aegypten und dem Mohrenlande.“ Aehnlich ist die Inschrift auf der linken Seite. In der über dem Eingange wird berichtet, daß Se. Maj. im Jahre des Heils 1848, im 9. Jahre seiner Regierung, das Werk vollführt habe, um seinen Namen fortleben zu lassen.

(**Eine historische Erinnerung.**) Kaiser Marc Aurel schrieb an den zum Urtheilsspruche über die Theilnehmer der gegen seinen Thron und sein Leben gerichteten Empörung des Avidius Cassius versammelten Senat: „Selten wurden gute Fürsten ermordet oder aus ihren Staaten vertrieben; wohl aber die schlimmen, die Nero, Kaligula, Otho, Vitellius, Galba, Pertinax und die andern gleichen Gelichters. **Wer mit Gerechtigkeit regiert, stirbt mit Ehre auf seinem Bette.** Kein Mensch soll wegen dieser Verschwörung sterben; kein Blut soll

fließen. Die Geflüchteten soll man zurückrufen und in ihre Güter wieder einsetzen Wollten die Götter, ich könnte den Umgekommenen das Leben wieder geben! Alle, Alle sollen ohne Sorgen zurückkehren; sie leben ja unter dem Scepter des Antonius. Sie seyen ein Beispiel für alle künftige Zeiten, daß Milde den Fürsten zuträglicher und ehrenvoller ist, als Grausamkeit." — Der römische Schriftsteller, der uns die Kunde dieses Herzenszuges aufbewahrte, fügt bei: „Kaum war dieser Brief dem Senat und Volk vorgelesen, als Rom von dem Rufe wiederhallte: „Der Himmel erhalte Antonius! Die Götter verewigen die Herrschaft in seiner Familie."

Echt.

Echtes Gold bleibt stets im Werth,
Echtes Herz Niemand bethört;
Echter Werth flieht Eitelkeit,
Echter Freund hilft jederzeit;
Echte Liebe kennt das Herz,
Echter Balsam lindert Schmerz;
Echter Wein hält immer Prod',
Echte Wohlthat scheut das Lob;
Echter Muth scheut Prahlerei,
Echter Glaub' die Heuchelei,
Und ist auch der Mann stets echt,
Dann ist er für's Leben recht.

J. Schönauer.

Korrespondenz.

Köln, 22. August.

Der einstige Papst, Jacobus Küpper, der bereits 7 bis 8 Monate in den Kerkermauern zubrachte, soll noch zwei Jahre lang sitzen, über seine künftige Größe und die gegenwärtige Verstocktheit des Menschengeschlechtes nachzudenken. Die Präliminarien zu diesen Zeilen findet der Leser in Nro. 38 der Didaskalia, wo ich berichtete, daß ein hiesiger Geistlicher in die Werkstätte des Aberglaubens vor einem Stadtthore trat, in so eine Art Kapelle, die sich der obengenannte Leinenweber einrichtete, um dem Getreibe dieses Mannes entgegenzutreten. Als der Geistliche sich einführte, kam ihm Küpper mit der Bemerkung: „Ich wußte, daß Sie kommen würden", und mit einem alten, einem Radstumpf ähnlichen Nagel, reich mit Oxyd versehen, entgegen „Küsse, mein Sohn, den Nagel, er ist vom Kreuz Christi" Der Pastor küßte natürlich nicht, sondern denuncirte, als alle Bekehrungsversuche scheiterten, den Wahrsager, Armseelenerlöser, Schatzheber, Stifter eines sogenannten heiligen Bundes und einstigen Papst. Es soll seit einer Reihe von Jahren kein so interessanter Prozeß vor den hiesigen Gerichten zur Aburtheilung gewesen seyn, wie eben dieser, der am Montag ausspielte. — Außer den vielen Betrügereien, die, wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1816 ihren Anfang nahmen, führe ich nur einige an. In der Wohnung eines ehemaligen Apothekers von hier sollte ein Geist sein Unwesen treiben; Küpper wollte denselben bannen, sagte aber, der Geist müsse Geld haben und zwar mehr wie einmal, worüber der Kobold Quittungen ausstellen werde. Einige derselben wurden dem Gerichte vorgelegt mit dem Bemerken, daß der Geist zuletzt unwillig geworden und gesagt, daß er des Schreibens müde sey und keine Bescheinigung mehr ausstelle. Derselbe Fall ereignete sich mit einem hohen Offizier, der nur für 50 Thlr. den Geist von seinem Landgute entfernen konnte. Viele Familien haben, um eine verwandte Seele aus dem Fegfeuer zu retten, um einen Schatz zu heben, um einen Blick in die Zukunft zu thun, 5, 8 bis 50 Thaler opfern müssen. Küpper hatte übrigens auch Schutzzeugen, unter andern auch eine Dame, von der man es nicht hätte erwarten sollen, daß sie so von den Banden des Aberglaubens umgarnt sey; sie behauptete auf ihren Eid, daß sie einen Geist gesehen. Und Viele aus dem Volke halten den Leinweber für einen Märtyrer. Eigentlich sind zwei Jahre Gefängniß und 50 Thlr. eine noch zu geringe Strafe für solche Großthaten. — Wir wollen sehen, wie lange die Deutzer Polizei noch warten wird, ehe sie dem Treiben der dortigen Kartenschlägerin ein Ende macht. An der Zeit ist es gewiß, daß sich die Behörde auch nach dieser Frau umsehe.

Wisloch bei Heidelberg, 25. August.

In der hiesigen Gemarkung finden sich viele halbverschüttete Tagebaue, welche bis in ein Thoneisensteinlager niedergingen, jetzt aber noch als trichterförmige Vertiefungen erscheinen, 20 bis 25 Fuß tief, von dem Auswurf wallförmig umgeben. Der Bau auf silberhaltigen Bleiglanz und Galmei wurde in diesem Bezirke seit dem 11. Jahrhundert betrieben und war noch im 15. Jahrhundert im Gang, wurde aber später gänzlich aufgegeben. In neuester Zeit wird nun wieder Galmei gegraben und zwar mit dem besten Erfolge. Es geschieht dieses von Privaten und nicht von Seiten der Regierung. Interessante ältere Nachrichten über den Bergbau in unserer Gegend gibt Mone in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines", was um so dankenswerther ist, da die neuesten Geschichtschreiber der Pfalz diesen Zweig des Gewerbwesens nicht berührten.

Mainz, 28. August.

Das auch in Ihrem Blatte angekündigte große militärische Konzert in der hiesigen Neuen Anlage hat gestern unter der Leitung des Direktors der gesammten Musikchöre des k. preuß. Garde-Corps, Hrn. W. Wieprecht, und unter Mitwirkung des gesammten Musikcorps der hiesigen preuß. Garnison stattgefunden. Ein reiches Programm, darin vorzüglich die letzte Nummer, die Schlacht bei Vittoria von Beethoven, deren Kanonade nach der Ankündigung mit Geschütz ausgeführt werden sollte, und die Trefflichkeit der preuß. Musik, besonders in Ausführung ernsterer Tonstücke, hatten ein ungemein zahlreiches Publikum herangelockt. Die Production war durchweg gelungen, doch gehörte das Hauptinteresse des größten Theils des Auditoriums der mit Spannung erwarteten „Schlacht bei Vittoria", und zwar hauptsächlich wegen des Knalleffekts, den der obligate Geschützdonner versprach. Kanonendonner ist nun einmal im Geschmack der Zeit und gehört wesentlich zu der neueren Harmonie — in der Ton-, wie in der andern Welt. Es wurde denn auch wacker geschossen, und das unerwachsene, wie das erwachsene Publikum ging befriedigt von dannen, der großen Majorität nach wohl nicht molestirt von dem Gedanken, wie viel nöthiger das verschossene Pulver gegen die übermüthigen Dänen zu verwenden gewesen, nicht molestirt von dem schmerzlichen Gefühle, welches schon nach einfacher Ideenassociation die Erinnerung an den noch so naheliegenden Tag bei Idstedt, an die Schmach Deutschlands, erwecken mußte. Ein alter Engländer weinte Freudenthränen bei dieser musikalischen Feier seines nationalen Ruhmes, der großen Waffenthat seines Wellington. Glückliche Deutsche, denen solche Gefühle, denen nationaler Stolz und nationaler Schmerz so wenig die Ruhe des Gemüthes stören!

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 206. Donnerstag, den 29. August 1850.

Der Sire de Hanau.

(Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert.) Nach Henry des Eauclière, deutsch von H.

(Schluß.)

„Es ist mir unmöglich, mein Zimmer zu verlassen," fuhr Clotilde fort, „ich bin zu leidend dazu; überdieß muß ich auch gestehen, daß ich wahrlich nicht den Muth in mir fühle, bei diesem Feste ein lächelndes Gesicht, eine Miene voll Glück zu zeigen, denn Freude und Glück sind für mich auf ewig verloren!"

„Verloren," rief Arthur voll Zorn, „ja, allerdings ist Etwas verloren, ein Andenken .... ein Liebespfand, und dieses ist von einer Person gefunden, für die es sicher nicht bestimmt war!"

„Ich begreife Euch nicht," sagte Clotilde, indem sie sich mit Würde erhob, „und ich muß Euch bitten, den Scherz zu beendigen, einen Scherz, der Eurer unwürdig und für mich im höchsten Grade beleidigend ist. Die Ehe ist ein Band, von Menschenhand geschlungen, von Gott gesegnet und durch die Liebe der Gatten geheiligt. Wenn das Vertrauen und die Liebe fehlt, so ist die Ehe nur eine schwere Last, eine drückende Kette, welche ihren Träger verwundet und langsam tödtet."

„Fühlt Ihr das Gewicht dieser Kette?" fragte Arthur.

„Möglich."

„Vertrauen, Zärtlichkeit," fuhr er fort, „sind im Munde der Frauen leere Worte; Liebe, Treue — unwürdige Lügen, welche nur dazu dienen, Schwachköpfe zu täuschen!"

„Was wollt Ihr damit sagen, ich bin heute Abend wenig aufgelegt, Räthsel zu lösen."

„Erinnert Euch an Eure „Souvenirs" und sagt mir, ob Ihr heute Abend Nichts verloren habt?"

„Ich weiß es nicht, denn ich habe mein Zimmer seit gestern nicht verlassen."

„Eva's Töchter sind nie um eine Lüge verlegen. Ihr sagt, Ihr habt Nichts verloren, vielleicht erkennt Ihr indessen dieses Taschentuch. Es ist mit meinem Wappen gestickt, so daß mir kein Zweifel übrig bleiben kann; und wißt Ihr, wo ich es gefunden habe? ... So eben, in dem kleinen Kiosk am Ende des Gartens! Was habt Ihr dort zu thun? Antwortet!"

Aber Clotilde war dem Tode nahe, ihr Blick von Schrecken erfüllt, blieb auf dem Taschentuche haften; sie konnte ihr Auge nicht davon abwenden. Plötzlich stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus:

„Das Zeichen des Mordes!" rief sie, und zeigte mit einem Finger auf einen großen Blutflecken in der Stickerei des Taschentuches.

Gebrochen durch diese letzte Anstrengung, sank sie ohnmächtig zusammen.

Arthur rief Hülfe herbei und entfernte sich dann, das verhängnißvolle Taschentuch mit sich nehmend.

Es schlug vier Uhr, die Säle waren leer und die Thore der Burg schlossen sich hinter der letzten Karosse, als eine männliche Gestalt vorsichtig nach einem, unter dem Namen der „Rittergalerie" wohlbekannten Gange im zweiten Geschosse des Schlosses schlich. Nachdem er ein kleines Zimmer, welches vor dieser Galerie lag, durchschritten hatte, blieb der Mann stehen, denn er glaubte, Schritte neben sich zu hören.

„Pah," sagte er einen Augenblick später, „ich komme mir doch recht lächerlich vor mit meiner albernen Furcht, und die Nachricht, welche mir die junge Frau in dem Kiosk gegeben, hat nicht den gewöhnlichen Sinn. Auch kann ein in einem Meßbuch eingeschlossenes Billet doch wohl nur zu einem Liebes-Stell-Dich-ein einladen!"

Durch diesen beruhigenden Gedanken ermuthigt, wollte er seinen Weg weiter fortsetzen, als er dießmal ganz genau das regelmäßige Geräusch von einem Paar Sporen vernahm, welche laut auf den Marmorfliesen der Galerie klirrten; dann hörte er, wie eine männliche Stimme folgende Worte vor sich hinmurmelte:

„Geh, junger Thor, verbrenne Dir die Flügel an der Flamme der Liebe und des Vergnügens, während Dein Feind, im Dunkel schleichend, die nichtswürdige Schlinge legt, in welcher Du unterliegen sollst!"

„Elender, so führst Du also meine Befehle aus!" brüllte eine andere, zornentbrannte Stimme. Gleich darauf erschallte Waffengeklirr, dann ein Wuthschrei, nach einigen Augenblicken noch ein Schrei, aber schwach, wie von einem Sterbenden ...

Der junge Mann stürzte in die Galerie. Welches Schauspiel bot sich seinen entsetzten Augen dar! Auf dem Boden ausgestreckt lag der Sire Arthur de Hanau, die Brust von einer Klinge durchbohrt, nicht weit davon der alte Waffenmeister, stark an der Schulter verwundet.

„Ich fühle, daß ich nur noch einige Augenblicke zu leben habe," murmelte der Burgherr, „weckt Alles im Schlosse, Jedermann soll hören, was ich sagen will!"

Der Waffenmeister schleppte sich davon, um den Willen seines Gebieters auszuführen, während der junge Mann ihm einige Hülfe zu leisten suchte.

Als alle Schloßbewohner um den Sterbenden versammelt waren, sprach dieser mit schwacher Stimme etwa Folgendes:

„Ich fühle, wie mein Leben entweicht, und ein dichter Schleier breitet sich vor meinen Augen aus .... horcht auf meine Worte .... es sind die eines Sterbenden .... Als ich gestern Abend von der Jagd zurück kehrte, erfuhr ich, daß ein Fremder in's Schloß eingekehrt sey .... ich ging zu ihm und

bemerkte einen verhängnißvollen Ring an seinem Finger! . . . . von diesem Augenblick an erkannte ich den Erben des Marquis de Hanau, und ich faßte einen finsteren Entschluß . . . . ich begab mich eben in diese Galerie, um mich zu überzeugen, ob meine Befehle ausgeführt seyen . . . . ich sah, daß ich verrathen war . . . . Da verblendete mich die Wuth . . . . ich stürzte auf den Greis, der mir ein Verbrechen ersparen wollte . . . . Gott hat mich gerecht bestraft! . . . .“

Hier wurde die Stimme des Sterbenden fast unhörbar; er wollte fortfahren, aber seine Worte wurden unverständlich, und kaum vermochte er, seine brechenden Augen auf den jungen Fremden richtend, folgende Worte zu murmeln:

„Marquis . . . de Hanau . . . ver . . . zeiht . . . Ihr . . . mir?“ . . .

Bei diesen unerwarteten Worten stürzte sich der junge Mann auf den Sterbenden, um ihn zu trösten; er ergriff seine Hand; aber diese Hand war kalt, er berührte nur einen Leichnam.

Zwei Jahre später segnete ein Priester die Verbindung Paul's, des letzten Marquis de Hanau, mit Clothilde, der Freundin seiner Kindheit, ein. —

Am Rhein und am Taunus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

. . . . Wir standen am nächsten Ziele unseres großen Turnganges, am Ufer des Rheins bei Gernsheim, und blickten freudig hinüber nach der vor unseren Blicken in der schönsten Morgenbeleuchtung sich ausbreitenden Provinz Rheinhessen, mit ihren für die Sichel des Schnitters bereits herangereiften reichen Aehrenfeldern, während die fliegende Brücke ihre regelmäßigen einförmigen Pendelschläge zwischen beiden Ufern machte und ein eben zu Berg herannahendes Dampfboot den Brückenführer zur Eile mahnte. Als Männer des Friedens und der Versöhnung, und als eifrige Bekenner der Grundsätze der Partei des „ewigen Friedens“, die jetzt alle Welttheile zu einer großen Völkerfamilie vereinigen will, beabsichtigten wir einen friedlicheren Rheinübergang als einst Gustav Adolph bei Guntersblum, zu einer Zeit, wo die Welt, der vereinigten Macht Oesterreichs und des Papstthumes gegenüber, eines großen rettenden Armes bedurfte, der jetzt dem tief gesunkenen und durch die bekannten Taschenspielerkünste der Diplomaten tief herabgewürdigten Deutschland gänzlich zu fehlen scheint. Aber die Zeiten ändern sich im Großen, wie im Kleinen: während Gustav Adolph, im Interesse der Geistesbildung und Religionsfreiheit, der Hort Deutschlands war, ist der jetzige Inhaber des schwedischen Thrones dessen Widersacher, der unverkennbare Begünstiger des dänischen Despotismus gegen die beiden Herzogthümer, die, von Deutschlands jammervoller Politik schmäblich im Stiche gelassen, nun sich selber helfen müssen, so gut sie können.

Doch ich vergesse einen Augenblick, daß ich eigentlich nicht über Politik schreiben, sondern vielmehr meine Reiseeindrücke treu wiedergeben will. Zudem machte ich auf meinem einsamen Standpunkte am Ufer die Wahrnehmung, daß man gerade nicht an die so schrecklich herabgekommene Politik und ihre glorreichen Träger, die Diplomaten, zu denken braucht, um Gefühle der Unlust die Hülle und Fülle zu haben. Die durch unabwendbare Zeitereignisse herbeigeführte große Verödung des schönen Hafens von Gernsheim, den ich in seiner höchsten Blüthe gekannt hatte, erregte in mir die peinlichsten Gefühle; ich sah da nichts mehr von dem sonst so regen Fremdenverkehr; keine kommenden und keine wartenden Reisenden; keine muntere Gesellschaft in der, jetzt dicht verschlossenen, Restauration; keine Expedition in dem Expeditions-Büreau; keine Koffer und Reisetaschen auf den Landungsbrücken — überall war es öde und leer, wie am Anfange der Welt; und wenn nicht einige Hafenarbeiter eine Anzahl Baumstämme dem Ufer hinabgewälzt und zwei Schiffer mit einem leicht bewimpelten kleinen Kahn, zur Vermittelung des Verkehrs mit den Dampfbooten, in der Nähe gehalten hätten, so würde keine Spur mehr von dem ehemaligen lebendigen Hafenverkehr zu bemerken gewesen seyn. Nur eine bescheidene Nachenfahrtsstation war für die zu den Dampfbooten Uebergehenden von der ehemaligen Herrlichkeit noch übrig geblieben, und — wie im Sommer 1833 — vertraute ich mich dem schwanken Brette auf den hoch gehenden Wogen an, um mittelst Strick und Leiter an Bord eines heransegelnden Düsseldorfers zu gelangen. Das nautische Experiment gelang vortrefflich: wir kamen unbeschädigt auf das Verdeck und dankten unserem Schutzpatron sowohl, als auch der sehr achtbaren Gothaer Lebens-Versicherungs-Anstalt, welche, zur erfolgreichen Durchführung ihrer beglückenden Thätigkeit, weniger auf die Sterblichkeit als auf die Unsterblichkeit der Menschen gegründet ist. Auch auf dem Dampfboote waren weit weniger Reisende wie sonst, dagegen mehr Güter — Alles Wirkungen der Eisenbahn auf dem rechten Rheinufer, welche den Personenverkehr auf dem Oberrhein großentheils an sich gezogen hat. — Wie vom Sturme verschlagene Seevögel, die, von einem langen Fluge ermüdet, auf den Masten und dem Segelwerk eines das Weltmeer einsam durchsegelnden Schiffes gegen die Wuth der Elemente Schutz suchen, saßen die wenigen Reisenden, vereinzelt und in sich gekehrt, zum Theil auch in verdrießlicher Stellung in ihre Mäntel gehüllet, auf dem Verdeck, unbekümmert um des Stromes lebendiges Wellenspiel und die Pracht der benachbarten rebumkränzten Hügel, aus denen der indische Gott, weissagend, eine reiche und gute Weinlese zu verkünden schien. Ihm, dem Rebenpflanzenden, waren einst am Rheine Altäre errichtet; auf ihnen loderten Opferflammen hoch empor, angezündet und unterhalten von eifrigen Bekennern seines Kultus. Längst sind jene Altäre umgestürzt, diese Opferflammen erloschen, und dennoch ist der verschmähete Gott ohne Groll in unserer Mitte geblieben, beruhigt durch den Gedanken, daß die Menschen höchst eigensinnige und schwer zu lenkende Kinder sind, welche die Religionen wie die Moden wechseln und in jedem Stadium ihrer Entwickelung höchst gebildet, höchst weise und höchst religiös zu seyn behaupten.

Bei Rheindürkheim machten wir eine zweite Lebensprobe, bestanden sie glücklich und stiegen wohlbehalten ans Land.

Die schöne Straße führte aus dem Hafen in gerader Richtung durch das Dorf dicht an dem Friedhofe vorbei, wo muntere Kinder auf den Gräbern der Vorwelt spielten, unbekümmert um der Sterblichen Geschick, während die Väter in der Tiefe schliefen, und die Aehren auf den Feldern reiften. Glückliche Kinderwelt! auch deine beneidenswerthen Tage gehen vorüber; es wird unabweisbar eine Zeit kommen, wo du die ernste Bedeutung des Lebens kennen und — in vielen seiner Erscheinungen — auch betrauern lernen wirst.

Das in einem frischen Mittagswinde säuselnde hohe Schilfrohr am Ufer des Rheines tönte mir noch weissagend nach, als ich auf der großen Rheinstraße stand und weit in das schöne Land hinein blickte, überall bemerkend die regste Thätigkeit des Landmannes zur Einbringung seiner Ernten, welche rasch unter den scharfen Sicheln der Schnitter fielen und eine befriedigende Ausbeute zu geben versprachen.

Der Theil der Provinz Rheinhessen, den man von hier aus übersieht und der sich zunächst über die musterhaft angebauten Gemarkungen von Osthofen, Bechtheim, Mettenheim, Eich u. a. erstreckt, gibt ein ziemlich treues Bild von dem Ganzen des

schönen Landes; überall sanft ansteigende, wellenartige Hügel und muldenförmige Thäler, für den Reb- oder Getreidebau kultivirt, höchst selten dagegen ein einzeln stehendes Gebüsch oder einen Wald, der an das rechte Rheinufer erinnern könnte. Man möchte fast sagen, Rheinhessen sey überkultivirt, weil es fast gänzlich entwaldet, meist ohne Wiesen und sein ganzer Rindviehstand schon längst an eine eingezogene Lebensweise, d. h. an die Stallfütterung, gewöhnt ist. Man glaubt in dieser Behandlung besagter Thiergattung eine Mitursache der Krankheitserscheinung der Knochenbrüchigkeit zu suchen, welche in ihren bedauerlichen Folgen öfter für den Landmann mit so großen Verlusten verknüpft ist. Nach Mitteln, welche dieser so zerstörende Krankheit wirksam vorbeugen oder sie gründlich heilen könnten, ist, meines Wissens, bisher vergeblich geforscht worden. Bemerkenswerthes hat darüber Hr. Oekonom Becker, auf dem Westerhäuser Hof, in einem früheren Jahrgange der hessischen landwirthschaftlichen Zeitschrift gesagt; es gelang ihm, nach mancherlei Fehlversuchen, in dem bloßen Auskunftsmittel der Ortsveränderung der erkrankten Thiere Bewahrung vor weiterem Nachtheil und Schaden zu finden. Er versetzte sie von seinem Gut nach der bekannten Petersau im Rhein, wo einst das Herzogthum Nassau förmlich zugemauert werden sollte. Dort genasen die Thiere zusehends und er erhielt sie in nicht langer Zeit ganz gesund wieder zurück. Ich erwähne dieser Thatsache ausdrücklich, weil sie dem Landmanne bei ähnlichen Gelegenheiten sagt, was er im ungünstigsten Falle thun soll.

Waldarme Gegenden leiden, wie bekannt, in trockenen Jahren weit mehr durch die herrschende Dürre, als solche Landschaften, wo an Gehölz kein Mangel ist. In Rheinhessen weiß man aus Erfahrung davon zu sprechen. Mit mehr Wald und weniger kahlen Höhen würde man dort in trockenen Jahren sicherlich mehr Regen und einen reichlicheren Zufluß der Quellen haben, der übrigen Vortheile nicht zu gedenken, welche aus dem Daseyn von zweckmäßig vertheilten Waldungen für das Klima eines Landstrichs nothwendig hervorgehen. Man hat darüber auf dem Festlande sowohl, als auch auf den Inseln des Oceans merkwürdige Erfahrungen gemacht, die in dieser Beziehung keinem Zweifel Raum lassen. Denn die Gipfel der bewaldeten Berge bilden die natürlichen Ableiter der Luftelektrizität, indem sie die elektrischen Wolken nicht allein stark anziehen, sondern auch ihre Dünste verdichten, wodurch nasse Niederschläge in der Form von Nebeln oder Regen entstehen. Rheinhessen hat überhaupt nur 26,336 hess. Morgen Wald, und außerdem noch 4302 Morgen Oedungen; alles Uebrige ist urbares Land, als 427,050 Mrg. Ackerland und Gärten, 26,440 Mrg. Wiesen und 34,939 Mrg. Weinberge. Die Oedungen sind, wie ich mich durch den Augenschein überzeugt habe, nicht durchgängig so beschaffen, daß sie keines weiteren Anbaues fähig seyen. Auf den sogenannten Sandbückeln zwischen der Rheinchaussee und Eich, einer Fläche von etwa 1000 Mrg., wo jetzt bloß Schafheerden etwas Futter finden, würden Tannen oder Akazien recht gut fortkommen können. Man thut aber nichts, um diese große Fläche zu besseren Kulturzwecken zu benützen. Weit schwieriger ist es, den nicht weit davon gelegenen großen Altrhein bei Eich, der noch zur Zeit ein offenes Fischwasser bildet, durch welches eine neue schöne Straße von Eich nach Gimbsheim führt, für die Landwirthschaft zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankenlese aus Lichtenberg's vermischten Schriften.

(Erster Band.)

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Thaten gethan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland gethan worden?

— Es soll in einem gewissen Lande Sitte seyn, daß bei einem Kriege der Regent sowohl, als seine Räthe über einer Pulvertonne schlafen müssen, so lange der Krieg dauert, und zwar in besondern Zimmern des Schlosses, wo Jedermann frei hinsehen kann, um zu beurtheilen, ob das Nachtlicht auch jedes Mal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputirten versiegelt, sondern auch mit Riemen an den Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abend und alle Morgen werden die Siegel untersucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört hätten.

— Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsere religiöse Begriffe so sonderbar vorkommen werden, als der unsrigen Rittergeist.

— Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog, als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat, und daß Die, welche demselben die Unterthanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen.

— Wenn man einmal Nachrichten von Patienten gäbe, denen gewisse Bäder und Gesundbrunnen nicht geholfen haben, und zwar mit eben der Sorgfalt, womit man das Gegentheil thut, es würde Niemand mehr hingehen, wenigstens kein Kranker.

— Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abdruckt.

— In den glücklichen Zeiten der Barbarei, da hatte man doch noch Hoffnung, einmal mit der Zeit ein guter Christ zu werden. Man durfte nur regelmäßig in die Kirche gehen und dem lieben Gott von Allem, was er Einem gab, wieder Etwas zurückgeben, dessen Besorgung noch dazu die Geistlichkeit übernahm.

— Alles reformirt sich: Musik war ehemals Lärm, Satyre war Pasquill, und da, wo man heutzutage sagt: erlauben Sie gütigst, schlug man Einem von Alters hinter die Ohren.

— Es ist gewiß ein sicheres Zeichen, daß man besser geworden ist, wenn man Schulden so gern bezahlt, als man Geld einnimmt.

— Die Superklugheit ist eine der verächtlichsten Arten von Unklugheit.

Mannichfaltigkeiten.

Schon vor längerer Zeit wurde berichtet, daß zu der bevorstehenden Krönung des Kaisers von Oesterreich von einem Sattlermeister in Wien an einem Krönungswagen gearbeitet werde. Dieß ist jedoch dahin zu berichtigen, daß kein neuer Wagen gebaut, sondern ein älterer bereits historisch merkwürdiger Wagen zu dieser Feier hergerichtet wird. Es ist derselbe Wagen, welcher Kaiser Karl IV. schon für Maria Theresia bauen ließ, und in diesem Wagen fuhren die große Kaiserin Maria Theresia, später Kaiser Joseph II., dann Leopold II., Franz I. und zuletzt Ferdinand I. zur Krönung. Es wird an demselben keine wesentliche Veränderung vorgenommen, nur werden dießmal nicht 6, sondern 8 Pferde angespannt werden, weßhalb ein ganz neues Geschirr für 2 Pferde angeschafft werden mußte. Dieser Krönungswagen gehört bekanntlich unter die schönsten Arbeiten dieser Art in ganz Europa. Die Vergoldungen allein haben 180,000 fl. K. M. Kosten verursacht. Die außen am Wagen befindlichen Gemälde sind durchgehends klassische Meisterwerke und Originalien von Rubens und anderen weltberühmten Künstlern. Man schätzt sie auf 60,000 fl. K. M. Nebst diesem Wagen werden

bei der Kaiserkrönung noch sechs andere Prachtwagen für die Glieder der kaiserlichen Familie verwendet werden. An dem Hauptprachtwagen soll die deutsche Kaiserkrone, die sich an der Spitze befindet, dem Vernehmen nach durch die österreichische Kaiserkrone ersetzt werden. Sonst dürfte Nichts verändert werden, da der Wagen ohnedieß wie neu aussieht. Der innen befindliche rothe Sammet ist bereits 180 Jahre alt, und hat von seiner blühenden Farbe bis jetzt noch nichts verloren.

Ein Herr Dumont beabsichtigt, dem Präsidenten der Republik Frankreich den Plan zu einem großartigen Unternehmen der elektrischen Telegraphie vorzulegen. Herr Dumont will durch eine Privat gesellschaft 150 telegraphische Büreaus für Paris und die Vorstädte errichten, vermittelst deren alle Welt gegen ein Honorar von 5 Sous für eine begränzte Anzahl von Worten mit den entferntesten Theilen von Paris korrespondiren könnte. Die Leitungsdrähte würden unter der Erde angebracht und so kombinirt seyn, daß keine Störung oder Verwirrung möglich ist. Dumont macht in seinem Schreiben an den Präsidenten der Republik unter Anderm auch auf die Wichtigkeit dieser Einrichtung für die Polizei aufmerksam.

Der Seeländer Anzeiger sagt von der schweizerischen Industrie, daß sie jährlich für mehr als 100 Mill. Frcs. Baumwollenwaaren und für mehr als 75 Mill. Frcs. Seidenprodukte in den fremden Handel bringe. Einzig die Fabrikation von Basel hat im laufenden Jahr bereits bei 16 Mill. an Werth produzirt. Die Schweiz versendet in einem Jahr einzig nach London für mehr als eine halbe Million gestickte Mousseline von Appenzell und St. Gallen, und für eben so viel Aargauer Strohhüte. In Zürich nimmt die Seidenfabrikation noch immer zu.

Korrespondenz.

Weimar, 26. August.

Ein Theil der Herderfeier ist vorüber. Sie wurde leider durch ein Präludium eingeleitet, das Angst und Schrecken verbreitete. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend entstand Feuerlärm; am äußersten Ende des südlichen Stadttheils brannte das Seitengebäude eines Hauses nieder. Die Vorfeier der Enthüllung des Herderdenkmals wurde durch einen heftig hernieder strömenden Regen, der den ganzen Tag fortdauerte, zu Wasser gemacht. Dieser frostige Regentag hat der Herderfeier unglaublich geschadet; er hat die zahlreichen Fremden aus weiter Ferne, die angemeldeten und nicht angemeldeten, am Erscheinen verhindert; nur einige Landleute aus der nächsten Umgebung hatten sich eingefunden. Dessen ungeachtet waren auf dem Festplatze die sinnigsten Anordnungen getroffen worden. Zu beiden Seiten des Standbildes hatte man Tribünen errichtet, eben so gegenüber eine Estrade gebaut für die Mitglieder des großh. Hauses und Herder's Angehörige. Das Standbild selbst war mit einem weißen Tuch verhüllt, was namentlich des Nachts einen grauenvollen Anblick gewährte. Am Festtagmorgen klärte sich der Himmel auf, so daß die am Abend vorher durch die Aufführung von Herder's „Prometheus“ im Theater eingeleitete Feier ihren Fortgang haben konnte. Sie begann mit einer Morgenmusik; dann Festpredigt in der Stadtkirche, in welcher Herder bei seinen Lebzeiten als Hofprediger wirkte und endlich darin seine Ruhestätte fand. Um 11 Uhr traten am Rathhause die eingeladenen Deputationen aus allen Ständen und Klassen, mit Bannern, Fahnen und Handwerkssymbolen zusammen und bewegten sich unter Glockengeläute nach dem Festplatze, wo die Bürgerwehr bereits sich aufgestellt und ein Spalier gebildet hatte. Nun erfolgten Musik, Gesänge und Reden, von denen die Fernstehenden natürlich nichts verstehen konnten. Endlich sank die Hülle von dem Standbilde und nachdem der hochbejahrte Kirchenrath Dr. Horn, ein Schüler Herder's, noch eine Weiherede beigefügt hatte, war die Feier zu Ende. Ich weiß nicht, woher es kommen mag, einen Eindruck auf das Gemüth hat diese Festfeier nicht hinterlassen; es ist dieß nicht etwa ein individuelles Urtheil, sondern ein allgemeines; Alles war steif, kalt und förmlich, und ich glaube kaum, daß irgend Jemand den Festplatz mit wahrhaft inniger Befriedigung verlassen haben mag. Es soll damit durchaus kein Vorwurf gegen die Festordner ausgesprochen werden, die das Mögliche zur Erhöhung der Feier aufgeboten hatten; ich wollte damit nur die herrschende Stimmung andeuten, die in allen Kreisen eine gedrückte ist und das Herz nicht zur wahren Freude und Zufriedenheit kommen läßt, eine Erscheinung, die wahrscheinlich mit den politischen Zuständen unseres Vaterlandes zusammenhängt und die sich Jedem, bewußt oder unbewußt, aufdrängt.

Darmstadt, im August.

Copernicus Ruhm ist dahin und damit zugleich der seiner ausgezeichnetsten Nachfolger, als Kepler, Hallei, Newton, Lalande, la Place u. A.! Alle diese Männer waren auf Irrwegen, sie haben ein falsches Weltsystem zu begründen und — der Wahrheit zum Trotze — bisher hartnäckig zu vertheidigen gesucht. Wer es nicht glauben will (und der Ungläubigen wird es Viele geben), der lese die eben erschienene Schrift: „Neues Welt-System, dargestellt wie es ist, von Rud. Weinbach in Erbach im Rheingau.“ Sein System ist sehr originell, es nähert sich dem Ptolemäischen und dem von Tycho de Brahe, und ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Der Herr Verfasser lehrt z. B.: 1) Die Erde ist der Mittelpunkt unseres ganzen Weltsystems; 2) die Sonne macht eine halbjährige Pendelbewegung von 47° aus dem Zeichen des Steinbocks in das Zeichen des Krebses und umgekehrt; ihr Durchmesser beträgt 1,218¹/₃ geograph. Meilen, und ihre Entfernung von der Erde ist genau 90 halbe Erde-Durchmesser oder 77,400 geogr. Meilen (!). Demnach ist die Sonne noch nicht zwei Mal so weit wie der Mond von der Erde entfernt. O Copernicus! o Copernicus! dein Denkmal wankt, ich sehe es im hellen Tageslicht zusammenstürzen. Seinen berühmten Vorgänger Ptolemäus nennt Hr. Weinbach nicht, behauptet aber mit ihm, daß der Fixsternenhimmel sich genau in einem Jahre um seine eigene Axe drehe. Seiner Schrift sind neun lithographirte Tafeln, zur Erläuterung des „neuen Welt-Systems“ beigefügt. Uebrigens ist Hr. Weinbach nicht der Erste, der den großen Astronomen der letztverflossenen drei Jahrhunderte die Lorbeeren von den Schläfen hat herabreißen wollen. Dr. Johann Georg Wirth, bekannt als Publicist, Geschichtschreiber und Mitglied der Frankfurter National-Versammlung, hat in den dreißiger Jahren Aehnliches versucht, ohne jedoch durch seine neue Theorie der Bewegung der Himmelskörper das copernicanische Weltsystem aus dem Sattel heben zu können. Ob Andere nach ihm glücklicher seyn werden? Die Beantwortung dieser Frage brauchen wir nicht einmal der Zukunft zu überlassen, da die Wahrheit des copernicanischen Weltsystems und die Bewegungsgesetze der Himmelskörper schon längst mit aller Schärfe mathematischer Beweisführung dargethan worden und daher alle bisherigen Versuche, Anderes an deren Stelle zu setzen, sich als völlig erfolglos erwiesen haben. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 207. Freitag, den 30. August 1850.

Aus den Erinnerungen eines Freischärlers.

Unsere Kriegskasse war erschöpft; ich wurde deßhalb von Willich beordert, mit dem Zahlmeister B. und seinen Löhnungslisten, nebst einem von Becker, der eine Stunde seitwärts von uns lag, zu diesem Zwecke gesandten Individuum aus der schwäbischen Legion in's Hauptquartier nach Neustadt a. d. Schwarzwald zu gehen, um diesem Mangel abzuhelfen, d. h. um Geld „zu fassen." Was Becker bewogen hatte, gerade diesen Menschen zu schicken, ist uns nie klar geworden, einen jämmerlicheren Botschafter hätte er schwerlich auftreiben können, vielleicht war seine angebliche Ortskenntniß die Ursache; wie diese beschaffen war, wird man bald sehen. Außer dieser Ortskenntniß schien es auch mit seinem Verstande sehr schlimm bestellt zu seyn; dazu stotterte er wie eine Windmühle, und konnte nichts Trinkbares unberührt lassen, außer Wasser.

Bei der wohllöbl. Verwirrung im Hauptquartier war es über dem Hin- und Herrennen von Pontius zu Pilatus 5 Uhr geworden, ehe wir die verlangte Anweisung über 500 fl. für Willich, 1000 fl. für Becker, und dafür wiederum das Geld erhielten. Eine weitere Stunde ging fast darüber hin, bis unser Wägelchen in Ordnung und ein weiterer Reisegefährte, ein badischer Lieutenant, ein guter Mensch, der Depeschen an Willich und Becker zu überbringen und zurückzunehmen, vielleicht auch wohl, uns und das Geld zu überwachen hatte, reisefertig war. Der sanfte Landregen, der den ganzen Tag vom Himmel gefallen war, hatte B. und mich, die wir weder Mäntel noch eine sonstige Bekleidung als die Blouse hatten, bis auf die Haut durchnäßt. Unser Legionär hatte es für besser gehalten, im Wirthshause den Erfolg unserer Bemühungen abzuwarten. Es fing schon an zu dämmern, der Kutscher kannte den Weg nicht, und der noch immer strömende Regen gestattete kaum 40 Schritte weit zu sehen, wir hielten deßhalb Kriegsrath, ob es nicht gerathener sey, den Tag abzuwarten. Doch die angebliche Ortskenntniß unseres geschwätzigen Schwaben, die Nähe des Feindes und die Sehnsucht, mit der wir, oder vielmehr unser Geld erwartet wurden, trug den Sieg über alle Bedenklichkeiten davon. An jedem Kreuzwege hielt der Kutscher; wir mußten dann regelmäßig unsern Wegweiser aus seinem Schnarchkonzerte, das uns freilich immer noch lieber war, als sein sinnloses Geschwätz, unterbrechen; er gab die Richtung an, und fort gings wieder im langsamen Schritt, da die Wege fast grundlos waren. Es war fast zwölf, stundenlang hatten wir kein Haus mehr gesehen, und wir sahen denn endlich ein, wir mochten wollen oder nicht, daß wir nicht auf dem richtigen Wege waren. Wir hielten abermals einen weisen Rath, dessen Endresultat der Beschluß, bei der ersten Wohnung, die wir erreichten, Halt zu machen und den Tag abzuwarten. Wir waren kaum 500 Schritte weiter gefahren, als wir Stimmen hörten, und beim Haltmachen sechs badische Soldaten mit Sack und Pack erkannten, die wir für eine Patrouille hielten. Wir gaben auf ihr Werda? die nöthige Auskunf, fragten, wo wir seyen und wohin sie gingen, und erfuhren zu unserer großen Befriedigung, daß wir zwei Stunden von Donaueschingen und sie auf dem Heimwege seyen, da ja doch Alles vorbei wäre. Der Herr Lieutenant versuchte durch seine Autorität, und als diese nichts verfing, durch gute Worte die Deserteurs zu veranlassen, sich zu ihrer Kompagnie zurück oder zu ihrem Bataillon, das in Neustadt lag, zu begeben; sie sagten nicht ja, nicht nein, zeigten uns noch das Dorf Wolterdingen, woher sie eben kamen, und sahen unserer Abfahrt zu. Nach langem Suchen fanden wir das Wirthshaus, das uns in seine gastlichen Mauern aufnahm. Das Zimmer war geheizt, und wir waren eben beschäftigt, uns durch Speise und Trank zu erquicken, als sich die Thüre aufthat und Niemand anders als die sechs Soldaten herein kamen, die uns eine halbe Stunde zuvor begegnet waren. Wahrscheinlich waren sie schon nicht in der besten Absicht zurück gekommen, als sie aber unsere zwei Geldsäcke liegen sahen, die wir unvorsichtiger Weise neben uns gelegt hatten, verlangten sie barsch zu wissen, wer wir wären und wohin wir gingen. Natürlich wurden sie durch unsere Antwort nicht befriedigt; wir waren jetzt drei Stunden weiter vom Ziel unserer Reise entfernt, als bei unserer Abfahrt, und das war zu jener Zeit und in Begleitung von zwei Geldsäcken allerdings etwas auffallend. Sie sprachen von Dieben, Verhaften rc., und veranlaßten uns damit, auch unsererseits zu den Waffen zu greifen und ihnen anzudeuten, daß der Erste, der Miene machen würde, Hand an uns und unser Geld zu legen, eine Kugel durch den Kopf erhalten würde. Das machte sie denn doch stutzig, da wir ihnen überdieß unseren von Willich ausgestellten Vorweis und die Depeschen Sigels zeigten. Diese Verhandlungen wurden nicht gerade leise geführt, und so sammelte sich denn bald die ganze Nachbarschaft im Zimmer, und es war leicht zu sehen, daß diese mehr mit unsern Gegnern, als mit uns sympathisirten. Unsere Lage wurde kritisch; daß man uns nicht fortließe, war sicher. Zum Glück erfuhren wir, daß zwei Kompagnien Bürgerwehr im Ort existirten oder einquartiert seyen. Wir baten deßhalb den Wirth, den kommandirenden Offizier herbei zu rufen, und dieser erschien denn auch baldigst. Wir trugen ihm unsere Geschichte vor, die Soldaten und Bauern machten ihren Commentar dazu; der Kommandirende kratzte sich hinter den Ohren und wußte nicht, was zu machen. Da ich sah, daß er zu gar keinem Entschluß kommen konnte, so machte ich ihm endlich den Vorschlag, beide Parteien so lange dazubehalten, bis ein Schreiben an den Kriegsminister Werner, der in dieser Nacht nach Donaueschingen gehen wollte, von dorther beantwortet seyn würde. Das leuchtete dem guten Manne ein; wir gaben unsere Waffen und das

Geld in seine Obhut, die Soldaten wurden, einiges Widerstrebens ungeachtet, gleichfalls entwaffnet, und nachdem wir uns überzeugt hatten, daß der Bote mit unserm Schreiben, das für den Fall der Abwesenheit Werner's an den Civilkommissär Aur adressirt wurde, wirklich fort war, legten wir uns ganz gemüthlich in's Bett, um die paar Stunden, die bis zur Rückkehr des Boten verstreichen mußten, nach Kräften zu benutzen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rhein und am Taunus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Ueber die unterirdischen Reichthümer der Provinz Rheinhessen wüßte ich eben nicht viel zu sagen, da man deren bis jetzt nicht viele zu Tage gefördert hat. Das Asphaltbergwerk bei Mettenheim mißglückte und mußten die bergmännischen Arbeiten wieder eingestellt werden. Glücklicher war man in den Nachgrabungen bei Eppelsheim, wo höchst interessante Ueberbleibsel von Thieren einer vorweltlichen Schöpfung aufgefunden und großentheils für Rechnung des großherzogl. Museums zu Darmstadt erworben wurden. Dort kann man die erstaunenswürdigen Knochen, Zähne, Kiefern u. dgl. jener gewaltigen Thiere einer, jenseits aller Berechnung liegenden Vorzeit sehen, gegen welche die Thiere der heutigen Schöpfung nur als Zwerge zu betrachten sind. Der Erdball muß in der Urzeit, wo solche Riesengeschlechter von Thieren lebten, die wir jetzt bloß in ihren Trümmern bewundern, weit fruchtbarer gewesen seyn, um für diese vierfüßigen Consumenten en gros das nöthige Futter liefern zu können. Nach Leibnitz und Arago war der Erdball ursprünglich ein brennender Weltkörper, mithin dessen größere Fruchtbarkeit eine natürliche Folge seiner physikalischen Beschaffenheit, und zwar zu der Epoche, wo aus dem feurigen Chaos sich die gesammte Schöpfung nach uns unbekannten Gesetzen entwickelte. Auch in den Steinbrüchen bei Oppenheim hat man vorweltliche Thierüberreste aufgefunden, wovon Herr Karl Giebel zu Nierstein, ein eifriger Natur- und Alterthumsfreund, manches Sehenswerthe aufbewahrt. Die von ihm in früheren Jahren vorgenommenen Nachgrabungen in der benachbarten Burgruine von Schwabsburg lieferten bloß einige Bruchstücke von Waffen und Geräthschaften des Mittelalters.

In mineralogischer Beziehung will ich mir nur noch zwei Bemerkungen über die Provinz Rheinhessen erlauben: bei Mühlheim und in der nur eine halbe Stunde davon entfernten Gemarkung von Bechtheim, wo seit Kurzem eine ergiebige Erzgraberei in Betrieb genommen, strömen Mineralquellen, welche von schwefelhaltiger Beschaffenheit sind; und in den Rheinniederungen hat der nun verstorbene Herr Dekonom Range auf dem Lorenziberg, ein sehr thätiger und unternehmender Landwirth, schon vor Jahren Torflager entdeckt, welche, bei der Kostbarkeit des Brennmaterials, von besonderem Nutzen sind.

Die Naturansicht eines vollkommen cultivirten Landes hat auch ihre Reize, deren Beschauung ein besonderes Interesse gewährt. Auf der Wanderung von Bechtheim nach der berühmten alten Gaustraße, die jetzt zu den Provinzialstraßen des Landes gehört und in sehr fahrbarem Zustande sich befindet, und von da nach der oberen Bergflur des sehr hoch gelegenen Ortes Biödesheim hatten wir mehr als einmal Gelegenheit, uns davon zu überzeugen. Unübersehbare, schon in der gelben Farbe des Sommers sich spiegelnde Getreidefelder breiteten sich vor unseren Blicken aus und schienen sich nicht selten bis in den bläulichen Saum des Horizonts zu verlieren. Sie senken sich hinab in die Thalgründe bis an die Dörfer, welche in einem breiten Kranze von Baumstücken versteckt liegen, an sanft vorübereilenden Bächen, beschattet von hohen Erlen und Weiden, unter deren überhängenden Zweigen man zur heißen Jahrszeit öfter den einladendsten Spaziergang von Ort zu Ort machen kann. Diese Baumpflanzungen an den Bachufern sind eben so schön als nützlich und gewähren mit den Baumstücken der Ortschaften und mit den in ihrer unmittelbaren Nähe öfter in dichten Gruppen hervorragenden hohen Rüstern einen recht wohlthuenden Anblick. Selbst in Ermangelung des Waldes scheint es der Landschaft nirgends an Abwechselung, Mannichfaltigkeit und interessanter Unterbrechung zu fehlen. Die Lage der Ortschaften ist meist schön, mögen sie nun die Tiefpunkte der Thäler einnehmen, oder auf Hügeln liegen und bis zu den angebauten Bergebenen hinauf sich erstrecken. Ihre Gemarkungen liefern alle dem aufmerksamen Beobachter den augenfälligen Beweis einer mit Sorgfalt und dem beharrlichsten Fleiße betriebenen Landwirthschaft. In Bechtheim, wo Herr Georg Becker ein würdiger Repräsentant des rheinhessischen Landbaues ist, wie in den Gemarkungen der schon erwähnten Ortschaften, und auch in Framersheim bei Herrn J. Klenk, hatte ich das Vergnügen, die gedeihlichen Erfolge einer gut betriebenen Landwirthschaft zu sehen. In der Gemarkung von Framersheim sah ich noch die deutlichen Spuren eines zerstörenden Bergschlipfs, in Folge dessen die auf einem ziemlich steilen Bergabhange gelegenen Weinberge, nach längerem Regenwetter, vor nun zwei Jahren in Bewegung gerathen waren und sich bis über die nach Dittelsheim führende Straße verschoben hatten. Die Wiederherstellung dieses mobilen Immobiliarbesitzes kostete die Besitzer durch die nöthig gewordene neue Vermessung und wieder von vorne angefangenen neuen Kulturarbeiten viel Geld, und werden sie noch mehr als einen Jahresertrag einer guten Weinlese zu erwarten haben, ehe sie für den gemachten großen Kostenaufwand vollständigen Ersatz erhalten haben werden. Ein Hypothekargläubiger soll damals ganz untröstlich gewesen seyn, weil er sein Darleben zurück haben wollte, der Schuldner aber, ohne aus der Fassung zu kommen, ihm das nicht mehr vorhandene fortgeschwemmte Grundstück zur freien Verfügung überließ. Fast wäre es nöthig gewesen, dem auf einmal entkommenen Grundstück einen gehörig einregistrirten Steckbrief in bester Form nachzuschicken, denn einregistrirt muß nun einmal Alles in Rheinhessen seyn, nach Maßgabe der höchst kostbaren Verwaltungsgesetze, welche „Napoleon le grand“ dem linken Rheinufer zu seinem Unglücke hinterlassen hat. Uebrigens ist ein verlorener Weinberg in Rheinhessen immer noch weit mehr werth, als manches Papiergeld mit seinen zierlichen Zeichnungen und pomphaften Versprechungen, welches, genau genommen, doch nur in sehr dürftiger Weise das heutige Elend der Staaten verhüllet und als Finale so etwas von einem öffentlichen Bankeröttchen im Prospekt erblicken läßt. Karl XII. von Schweden, heldenmüthigen Andenkens, machte in seiner großen Finanznoth „ledernes Papiergeld“! Warum ahmen wir ihm darin nicht nach, um unseren nichtmetallischen Zahlungsmitteln mehr Dauer zu geben? Mit einem ledernen Tresorschein könnte man sich im Nothfalle die Stiefel und Schuhe flicken lassen, und ihn auch noch zu anderen häuslichen Zwecken nützlich verwenden. Es liegt also außer allem Zweifel, daß, wie auch die Geschicke der Staaten sich erfüllen mögen, ledernes Papiergeld unter allen Umständen einen gewissen Werth behält. Ich weiß nicht, ob der gelehrte Herr Professor Chevalier zu Paris in seinem neuesten papiergeldfeindlichen Werke „La monnaie“ diesem nicht unerheblichen Umstande die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Doch, wozu nützt's? Die Staatswirthe mögen schreiben, was sie wollen, die Regierungen nehmen sich dagegen die Freiheit, zu thun, was sie wollen. Das ist der gewöhnliche Lauf der Welt, an den man seit Adams Zeiten gewöhnt ist. Den arbeitenden Klassen schnürt man in England und Holland mitteist hoher Zölle auf Gegen-

stände des unmittelbaren Verbrauchs fast die Kehle zu, und das eigentliche Volk darf sich noch glücklich schätzen, bei viel Arbeit und hohem Lohne nur nothdürftig und schlecht leben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der klerikalen Partei in Oesterreich.

(Aus dem zu Wien erscheinenden „Wanderer“.)

I.

Pachern, in Steiermark, 24. Juli. Gestatten Sie mir einen Bericht über die hier stattgefundenen Missionen: Se. Exz. Graf Clemens v. Brandis verwendete außer dem Weine aus seinen Kellern 1200 fl. C.-M. baar Geld für die Reise- und Verpflegskosten der Missionäre, welche übrigens sich so zahlreich einfanden, daß im Wallfahrtsorte Maria Neustift ihrer 30 versammelt waren. Ueber die Resultate ist man sehr getheilter Ansicht. — Ein Bauer im Kirchdorfe Cirkovic, wo die erste Mission statt hatte, fand bald darauf 50 Stück prachtvolle antike Goldmünzen, allein alle Beweise, daß dieser goldene Regen eine Folge der Mission seyen, schlugen bei diesem Menschen nicht an. In Freiheim, wo der Schluß derselben war, mußten sämmtliche Mädchen in der Kirche geloben, sich von Wein, Tanz und Liebe zu enthalten, sie versprachen viel, weinten noch mehr und hielten wenig. Ein Pfarrer trieb vor dem Kirchfeste von seinem Pfarrhofe Käufer und Verkäufer aus, das heißt, er vertrieb alle Schankwirthe. Man pries seinen frommen Eifer. Am Festtage selbst aber hatte er ein Zelt aufgespannt, um seine eigenen Weine gegen gute Preise den durstigen Pilgern auszuschenken. Ein Töpfer vom Gebirge wurde auf der Straße gepreßt, in die Bekehrungspredigt und in Folge derselben zur Beichte zu gehen. Das höllische Feuer wurde ihm auf das Grellste vorgemalt; der Gute aber besann sich, daß er seit Tagen vergebens nach Steinkohlen und Holz zum Brennen des Geschirres suche. „Da müssen sie dort noch gut daran seyn,“ sprach er zum Pater, „denn in dieser Welt nimmt die Eisenbahn dem Bösen das Holz und die Schurfcommissäre holen ihm die Steinkohlen vom Dache weg!“ — Ein Prediger ereiferte sich — trotz dem, daß bei uns aus natürlichen Gründen blutwenig gelesen wird — über böse Bücher, welche das Herz verderben und die Köpfe verwirren, und forderte auf, solche gewissenhaft zur Vertilgung ihm einzuliefern. Am nächsten Tage brachte ihm ein gemüthlicher Aelpler seine und der Nachbarn Steuerbüchlein, indem diese Hefte ihnen am meisten Sorgen und Kopfbrechen verursachten.

II.

Herr G. W. Freiherr v. W . . . . zu Preßburg nahm einen gewissen Pater C . . . — wenn wir den Namen recht behalten haben — aus der Budweiser Diöcese zur Erziehung seiner Kinder zu sich; allein der zu jener Zeit in Köln ausgebrochene Streit über die Mischehen erfüllte diesen heiligen Mann mit einem so entsetzlichen Religionsfanatismus, daß der Freiherr, welcher gewiß ein sehr eifriger Katholik zu allen Zeiten war, ihm die Erziehung seiner Söhne nicht länger anvertrauen zu können meinte. Der fromme Priester verließ daher das freiherrliche Haus, und da derselbe den noch jetzt bestehenden „Rosenkranz-Verein“ schon gestiftet hatte, so lebte er nun ausschließlich der Pflege und Ausbreitung dieser andächtigen Gesellschaft. Die Kirche zu den „Kreuzpatern“ war der Schauplatz seines heiligen Wirkens, besonders seiner Predigten, welche außerordentliches Aufsehen erregten, nicht als Produkt rednerischer Befähigung, sondern einer ganz anderen Eigenthümlichkeit wegen. — Wir selbst waren anwesend, wie er von der Kanzel herab seine unmittelbare Verständigung mit der heiligen Maria hervor hob und diese verließ, um Fragen an sie zu stellen. Wir selbst waren Zeuge, wie er einen seiner Zuhörer, einen Mönch, laut schreiend auszankte, weil sich derselbe während seines Vortrages unterstanden hatte, eine Prise Schnupftabak zu nehmen, kurz, es kamen Dinge vor, welche eher in einem Wursteltheater als in einer Kirche am Platze gewesen wären, und jeder vernünftige Katholik ging beschämt von dannen. Dieses Treiben wurde endlich, zur Ehre des Katholicismus, dem besseren Theile der Geistlichkeit zu viel, um so mehr, als jener Pater ebenfalls von der Kanzel herab aussprach: er müsse die ihm zukommenden Meßgelder in seine Diöcese schicken, weil die hiesigen Priester ein so ungeistliches Leben führen, daß ihr Opfer, ihr Gebet bei Gott unfruchtbar sey. Derlei Angriffe führten natürlich zur Abwehr, es kam zur Klage, und der Herr Reichsprimas entschied zu Gunsten des Pater C . . ., verfugend, daß derselbe hinfüro nicht mehr unter der Jurisdiction des Stadtpfarrers, sondern unmittelbar unter der erzbischöflichen Regierung stehen solle, — daß diesem heiligen Manne die Kreuzpaterkirche förmlich überlassen werden möge, indem die römisch-katholische Kirche wünschen müsse, daß alle ihre Diener so musterhaft im Weingarten des Herrn beflissen wären. Nach diesem Breve fing das Unwesen erst recht an. Nächtliche Prozessionen, Bußübungen und Besprechungen mit der heiligen Maria nahmen nun kein Ende, und da Alles nach Wunsch ging, so kam der gute Pater auf die Idee, die Absolutionen und sündenreinigenden Exercitien der Beichtkinder theilweise in seiner Wohnung vorzunehmen. Anfangs berief er blos betagte Frauen, später jedoch auch, und dann ohne Ausnahme, junge Mädchen, was zur Eifersucht führte, welche allein die Entdeckung der eigentlichen Bekehrungsmethode veranlaßt haben soll. — Wie diese frommen Werke in bestem Zuge waren, erschien auch plötzlich eine stigmatisirte Jungfrau: man ließ der Sache ihren Gang, um den Herrn Wundermann ganz sicher zu machen; allein in einer schönen Nacht überraschte ihn der Herr Stadtpfarrer, ein Domherr, der Herr Stadthauptmann, ein Bezirkskommissär und der Stadtphysicus Dr. Mayer in der heiligen Clausur, und man fand ein robustes Weibsbild in etwas allzunatürlicher Tracht auf seinem Divan. Diese Geschichte machte großes Aufsehen, die Behörde leitete eine ordentliche Untersuchung ein, viele Betheiligte waren bereits vernommen, es kamen Dinge zu Tage, welche vielleicht noch nie in dieser Weise stattgefunden hatten, da erschien plötzlich die Weisung, den saubern Vogel nach Wien zu expediren, und Alles hatte sein Ende. So geschehen zu Preßburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Schlaf des Löwen.

Triumph, Triumph, es ist gelungen!
Der Löwe ist nun müd' gezerrt,
Die Mücken haben ihn bezwungen,
Und in den Käfig eingesperrt!

Den edlen Leu, den mächt'gen Recken,
Den Alles überströmt mit Lob,
Als er, zu der Tyrannen Schrecken,
Im Märze sich vom Schlaf erhob!

Wie standen bleich die kühnsten Ritter,
Die ihm die Fessel angelegt:
Als er die starken Eisengitter
Mit seiner Tatze weggefegt!

Wie beugten sie sich unterthänig,
Als frei er durch die Straßen schritt,
Und ihm ein „gottesgnäd'ger König"
Voran mit deutschem Banner ritt!

O Banner aus dem Land der Treue,
Es hat der Sturm dich längst zerfetzt!
Und du, du abgehetzter Leue,
Du pflegst der kurzen Ruhe jetzt.

Germán Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

In Laboe in Holstein wurde eine seltsame Erscheinung am Himmel beobachtet. Mit einigem Scharfsinn las man in den feurigen Zügen die Buchstaben LXRDEN heraus. In Deutschland waren Zeichendeuter schnell mit der Auslegung bei der Hand, sie lautet: Luna X decima Repellentur Dani Ense nostro: Im Monat October werden die Dänen durch unser Schwert vertrieben werden.

Frankfurter Theater.

Wenn auch die Zahl der fleißigen Theaterbesucher und besonders der aus den mittleren Ständen unserer Bevölkerung verhältnißmäßig nur gering ist und die Verminderung der Logenabonnements, die aus den ungünstigen Zeitverhältnissen der letzteren Jahre hervorging, dem materiellen Bestand unserer Bühne einen sehr empfindlichen Ausfall gebracht hat, so kommt ihr doch auf der andern Seite der ungemein lebhafte Fremdenverkehr, dessen sich Frankfurt, das vielbelebte Landhaus an der europäischen Heerstraße, zu erfreuen hat, wiederum sehr zu statten, und zwar besonders während der schönen Jahreszeit. Die in diesjährigem Sommer so außerordentlich lebhaften Fremdenzüge haben auch dem Theaterbesuch großen Vorschub geleistet, für welchen das Interesse nicht nur durch ein mannichfaltiges und reichhaltiges Repertoire, sondern auch durch anziehende Gastspiele fortwährend in Anregung erhalten wurde. So hatten namentlich die Gastdarstellungen des Hrn. Pischek entschieden günstigen Erfolg und boten die der Mad. Julienne den Freunden des dramatischen Gesanges gediegene Kunstgenüsse. — Als ein gewiß erfreuliches Ereigniß für unsere Oper dürfen wir das nun erneuerte Engagement der Frau Behrend-Brandt bezeichnen Diese mit Recht geschätzte Sängerin ist nicht nur im Besitz ausgezeichneter Stimmmittel, sondern weiß auch durch Lebendigkeit und dramatische Auffassung im Gesang und Spiel ihren Leistungen die Theilnahme zahlreicher Verehrer ihres schönen Talentes zu gewinnen. Ihre Antrittsrollen wurden durch den lebhaftesten Beifall belohnt und wir dürfen diesen Zeichen der Anerkennung unsere Beistimmung nicht versagen Die vereinte Wirksamkeit zweier Sängerinnen, wie der Damen Behrend-Brandt und Anschütz-Capitain, von denen jede eigenthümliche Vorzüge besitzt, wird nicht nur fortfahren, der hiesigen Oper zur Zierde zu gereichen, sondern auch dem Repertoire die so nothwendige Mannichfaltigkeit zu erhalten. Mögen beide Künstlerinnen ihre schöne Befähigung in diesem Sinne stets geltend machen und überzeugt seyn, daß jeder von ihnen in ihrer Sphäre die verdiente Anerkennung nicht fehlen wird! Das Publikum ist in den meisten Fällen gerecht und nimmt dankbar hin, was ihm Gutes und Gediegenes geboten wird.

Am 27. d. M. wurde ein neues Lustspiel von Otto Prechtler: „Er sucht seine Braut", zum ersten Male und zwar sehr beifällig gegeben. Diese Novität ist ganz geeignet, dem Theaterfreunde ein heiteres Stündchen zu bereiten und zieht durch die Lebendigkeit ihrer nirgends stockenden Handlung, wie durch die recht geschickte Verwickelung der Intrigue und die effektvollen Situationen an. Besonders wirksam war das treffliche Spiel des Hrn. Schneider, welcher ganz besonders im Lustspiel und Conversationsstück für sein Talent einen ergiebigen Boden findet und namentlich in diesem Bereiche ganz Vorzügliches leistet. Anziehende Persönlichkeit, stets belebtes und wohl nuancirtes Spiel, sowie Natur und Wahrheit der Durchführung vereinigen sich, um Hrn. Schneider in Rollen des genannten Faches immer gerne gesehen und beliebt zu erhalten. — An demselben Abend sahen wir in neuer Einstudirung die alte komische Operette von Methfessel und Cornet: „Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter". Gute Stücke veralten nicht und erhalten durch gediegene Aufführung den Reiz der Neuheit. Eine solche Aufführung war die heutige, von welcher man sagen kann, daß viele Momente derselben „ungeheure Heiterkeit" erweckten. Sind die Charaktere dieses reisenden Studenten und seiner Umgebung auch veraltet, so bleiben doch der ihnen anwohnende Humor, die Einfachheit und Natürlichkeit derselben, und das zu Grund liegende frische Lebenselement immer jung, was nicht minder von den erheiternden Klängen der zwar anspruchslosen, aber höchst anmuthigen und unverkünstelten Musik gilt. Alle Mitwirkenden schienen in rühmlichem Wettstreit um den Preis des Abends zu ringen und wir wüßten nicht, wem wir hier den Vorzug geben sollten. Die Herren Meck (Tollberg) und Leser (Jacob) und die Damen Hoffmann und Röhrig (Hannchen und Margaretha) waren ausgezeichnet und auch Hr. Dienemann leistete als Lieutenant von Brandheim Anerkennungswerthes. Die Hauptperson der lieblichen Operette, der reisende Student, fand in unserem beliebten Komiker Meinhold einen durch Lebendigkeit und Humor seines Spiels höchst ergötzlichen Repräsentanten. Die erneuerte Einstudirung dieses Stückes wird Jedem, der einen gesunden naturwüchsigen Humor liebt, gewiß willkommen seyn und der Theaterkasse nicht wenig zu statten kommen.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im August.

Seit Wiedereröffnung unserer Hofbühne haben wir behufs verschiedener neuer Besetzungen hervorragender Fächer in der Oper, wie im Schauspiele fremde Künstler hier gastiren gesehen; nur Hr. Beringer, vom Hoftheater in Oldenburg, ist nicht in dieser Absicht, sondern auf hohe Empfehlung in einigen Vorstellungen hier aufgetreten. Er wurde vom Publikum freudig aufgenommen, erwarb sich großen gerechten Beifall und nahm als Falstaff in Shakespeare's classischem Werke: „Heinrich der Vierte", Abschied von uns. Hr. Dock gab darin den Heinrich Percy, wie er wohl auf keiner deutschen Bühne trefflicher dargestellt werden dürfte. In der Oper ist Hr. Eberius, Tenorist vom Hoftheater zu Wiesbaden, bereits in sein Engagement eingetreten und als Joseph in „Jacob und seinen Söhnen" recht gut aufgenommen worden. Unser Heldentenor, Hr. Sontheim, über dessen „Edgardo" ich Ihnen kürzlich berichtete, sang unterdessen den Licinius und Hernani mit großer Bravour; er scheint absichtlich alle seine Kräfte aufzubieten, uns zu zeigen, wie so schwer wir seinen Verlust zu beklagen hätten, wenn er seine Entlassung von hiesiger Hofbühne nehmen würde, und wirklich scheint eine derartige Befürchtung nicht sehr unbegründet zu seyn; die verschiedenen Gerüchte über ihn laufen alle dahin, daß er die hiesige Bühne zu verlassen wünsche, jedoch sagen Einige, er stehe mit einer nordischen Bühne in Unterhandlung, Andere, er wolle einige Monate in Paris die italienische Oper hören und dann, ohne ein ständiges Engagement anzunehmen, auf den größeren deutschen Theatern gastiren. Wiewohl unsere Intendanz bemüht seyn würde, andere Tenore zu verschreiben, was ihr bei der hübschen Gage von 8000 fl, die bisher Sontheim bezog, wohl erleichtert werden dürfte, so finden wir die Aufgabe doch nicht so leicht, denn unter den zuletzt hier gastirenden acht Tenoristen war Eberius der beste Immerhin ist nicht zu läugnen, daß gute, kräftige Tenore eine Seltenheit geworden sind und daß wir einen Heldentenor, wie ihn Sontheim besitzt, schwerlich wieder finden werden. Seine klangvollen Töne, sein jugendliches Feuer in seinen Rollen als Masaniello, Othello, Lyonell, Cortez, Eliasar, Robert rc. sind sparsame Erscheinungen auf deutschen Bühnen. — Vom Neubau unseres Theaters wird viel gesprochen und hoffen wir, da jetzt die Kammer beisammen ist, daß endlich einmal gehandelt wird.

Theater-Anzeige.

Freitag, 30. August. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth., Musik von Flotow. Lady: Frau Behrend-Brandt (Antritts-Rolle).

Samstag, 31. August. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Abth. von Gutzkow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 208. Samstag, den 31. August 1850.

Aus den Erinnerungen eines Freischärlers.

(Fortsetzung.)

Der helle Tag schien schon in's Fenster, als das Pochen an unserer von innen verschlossenen Thür uns weckte. Beim Oeffnen derselben präsentirte sich ein badischer Unteroffizier mit 10 Mann mit der Ordre, uns, die Soldaten, nebst Geld und allem Zubehör nach D. zu transportiren. Alle unsere Fragen waren vergebens; er wußte nichts als seine Ordre, war aber höflich, wenigstens gegen uns, und das schien uns ein gutes Zeichen. Mit den Deserteurs dagegen machte er wenig Umstände. Er setzte sich zu uns in den Wagen, ein Mann neben den Kutscher; die Deserteurs und die Bedeckung bestiegen einen Leiterwagen, und fort ging's nach der Haupt- und Residenzstadt, wo wir auf der Hauptwache abgeliefert wurden. — Dank dem Bürgermeister, war hier die Stimmung, wenn sie je gut gewesen war, jetzt sehr ungünstig für uns. Während wir in der Hauptwache saßen, hielt er den dort einquartierten Linienkompagnien eine reaktionäre Rede, schimpfte auf die Volksverführer und sicherte ihnen, für den Fall, daß sie auseinander und nach Haus gingen, Straflosigkeit zu. Bei einer Kompagnie wirkte es; sie lief unter Lärmen und Brüllen auseinander und zerstreute sich, heimwärts ziehend. Bei der andern dagegen waren alle Lockungen vergebens, und zwar wegen der Gesinnungstüchtigkeit der Mannschaft; die Offiziere waren eben so jämmerliche Bursche, als bei der andern. Nach einer peinlich langen Stunde, in der uns noch überdieß die übertriebensten Gerüchte über die Annäherung der Preußen, ihr Einrücken in Villingen, 3 Stunden von D., aufgetischt wurden, kam plötzlich die Ordre, uns auf freien Fuß zu setzen, die Deserteurs aber einstweilen noch fest zu halten. Von Rückgabe des Geldes, der Depeschen, unserer Waffen dagegen war keine Rede. Wir gingen sogleich zum Civilkommissär, machten ihm die Hölle heiß, konnten aber nichts erlangen, als ein Achselzucken und die Versicherung, daß er schon morgens 4 Uhr die Ordre unserer sofortigen Freilassung nach Wolterdingen gesandt habe, was ich sehr geneigt bin, für eine Lüge zu halten. Er habe jetzt sein Amt als Civilkommissär niedergelegt und das Geld, so wie unsere sonstigen Effekten, die man ihm überbracht, an den Oberamtmann übergeben. Es sey ja doch Alles verloren &c. Daß Herr A. wenigstens den Kopf verloren hatte, davon überzeugten wir uns selbst und gingen aufs Amthaus. Der Herr Oberamtmann, ein großer Mann, mit standesgemäßem Bauch, wunderte sich gar sehr, uns noch dort zu sehen, noch mehr aber über unser Verlangen der Restituirung des Geldes und der Depeschen, ersteres gehöre dem Großherzog, letztere erbrach er vor unsern Augen, und erklärte dann, sie gleichfalls als den Interessen „des Landesherrn" zuwiderlaufende Mittheilungen nicht herausgeben zu können. Unserer Waffen bemächtigten wir uns, alles Protestirens ungeachtet, auf eigene Hand, und verließen deliberirend, was nun zu thun, das Haus. Während eines sachgemäßen Kaffee's im Hirsch, wo wir auch unser Fuhrwerk wieder fanden, beschlossen wir, nochmals einen Sturm zu versuchen, mit Einquartierung zu drohen, und wenn irgend möglich, nöthigenfalls mit Gewalt unser anvertrautes Eigenthum zu nehmen. Der Kutscher mußte anspannen und wir gingen. Mit unserm letzten Vorsatze war es nichts, das sahen wir sogleich ein; das Amt wimmelte von Gendarmen, die Ordres holten und brachten, Soldaten, die Pässe verlangten, und eine Menge anderer Individuen. Unsere Bitten blieben vergebens, eben so die Drohung mit Einquartierung, die er lächelnd als unglaublich zurückwies. Wie täuschte sich dießmal der gute Mann, und wie schnell wurde unsere Drohung zur Wahrheit. Als wir das Haus verließen, sahen wir zwei Männer in Blousen vorbei gehen; es war Niemand anders, als der Oberkriegskommissär Herr Mayer und mein Freund Hexamer, sein Attaché. Wo die sind, dachte ich mir, werden die Andern nicht weit seyn, eilte ihnen nach, und erzählte mit kurzen Worten unser Abenteuer. Sie berichteten, daß Sigel seinen Plan, nach Stühlingen zu gehen, aufgegeben habe, auf dem Marsche nach D. sey, und in einer halben Stunde hier seyn werde. Das änderte dann die Sachlage bedeutend; sie gingen sogleich mit uns in's Amthaus zurück. Unser unangemeldetes Eintreten und die triumphirenden Gesichter Derer, die eben so kleinlaut abgezogen waren, frappirten den dicken Herrn, wie es schien, ein wenig. Er erkundigte sich höflich nach unserm Begehr, und als Mayer sich nannte und binnen einer Stunde für 3000 Mann Quartier verlangte, ging ein kurioses Zucken um seine Mundwinkel; er wurde plötzlich sehr kleinlaut, als das Gespräch auf die erbrochenen Depeschen kam, suchte die Schuld von sich abzuwälzen, und erklärte sich sofort bereit, das Geld herauszugeben, wenn man ihm bescheinige, daß es ihm gewaltsam abgenommen sey. Doch auch hievon kam er sehr bald zurück und bat nur noch um eine Quittung, die er denn auch erhielt. Herzlich froh verließen wir mit unserer angenehmen Last den sehr demüthig gewordenen strengen Herrn und gingen zu Sigel, der indessen eingetroffen und in der Post abgestiegen war. Er befahl sogleich die Verhaftung des Oberamtmanns und des Bürgermeisters, dessen Verhalten er schon durch die größtentheils unterwegs aufgefangenen Soldaten erfahren hatte; dieser hatte sich kluger Weise sofort davon gemacht, der Herr Oberamtmann dagegen hatte das Vergnügen, in das Loch zu wandern, welches wir vor einer Stunde verlassen hatten. Sigel hielt uns auf, um uns andere Depeschen mit zu geben; Herr A., der sofort sein Amt wieder angetreten hatte, als andere Luft wehete, quartierte den ganzen Generalstab in das von seinem Herrn verlassene Schloß, und wir folgten der Einladung Hexamer's, dort einstweilen mit ihm zu frühstücken.

Es muß doch eine ganz angenehme Sache seyn, als großer

Herr zu leben und alle seine Wünsche so schnell und sachgemäß erfüllt zu sehen; wir genossen dieses Vergnügen heute auch einmal. Zuerst erschien der Hausmeister, vernahm mit gekrümmtem Rücken die Ehre, die seinem Herrn widerfahren sollte, und stellte dann sofort das ganze Schloß zur Verfügung. Als die Rede auf's Essen kam, eilte er davon und schickte den Koch, der, sein weißes Käppchen in der Hand, „die Befehle vernehmen wollte" und sich dann eiligst entfernte, und statt seiner den Kellermeister sandte. Da dieser doch vielleicht unsern Geschmack nicht errathen hätte, so begleitete ihn H., um eine kleine Okularinspektion vorzunehmen, von der er denn auch sehr befriedigt mit einem halben Dutzend auserlesener Flaschen zurück kam, wie sie wohl selten zusammen auf einem Tisch stehen. Neben zwei leichtsinnigen Burschen aus der Champagne figurirten da vier Landsleute, die unserm Vaterlande alle Ehre machen, einer von der Mosel, einer von Ingelheim, einer von Hochheim und zuletzt ein sehr staubiger alter Herr, ein Johannisberger 1811r, vor dem wir nun unsererseits den Heckerhut zogen. Ich habe in der Pfalz manchen guten Tropfen getrunken, aber gegen dieses Gewächs war das gar nichts, und ich rathe daher Jedem, der einmal in gleicher Lage zu Sr. Durchlaucht nach D. kommt, diese Sorte nicht zu übersehen. Selbst Mokka und Havannah wurden von der aufmerksamen Dienerschaft nicht vergessen, und ich muß aufrichtig versichern, daß ich bei unserer Abreise körperlich und geistig viel besser gestimmt war, als bei unserer Ankunft.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rhein und am Taunus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir aus den verwirrten staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart zurück in die schöne Natur der Rheinprovinz, wandern wir bei untergehender Sonne immer tiefer in die unübersehbaren Fluren hinein und genießen in Mitte der wogenden Getreidefelder die Annehmlichkeiten eines Sommerabends, weit abgesondert von menschlichen Wohnsitzen, und bei dem harmonischen Klange des aus der Ferne her tönenden Abendgeläutes der Dörfer. Die ersten Strahlen des Abendsternes beleuchten die Scene, während ermüdete Schnitter, nach mühevoll beendigtem Tagewerk, nach Hause eilen und sich nach der süßen Ruhe der Nacht sehnen. Lerchen, noch in den höheren Luftschichten verweilend, singen ihr gewohntes Abendlied, während der Schlag der Wachtel sich von Flur zu Flur fortpflanzt und über die immer tiefer in den Schleier der Nacht sich hüllende Landschaft neues Leben verbreitet. Auch das muntere Völkchen der Feldhühner mischt seine Töne mit ein in die Abendmusik der Natur, während der Storch, als Konzertmeister, durch sein eintöniges Geklapper den Takt anzugeben scheint.

Ich hatte die Wonne des herrlichen Abends in seiner ganzen Fülle genossen und war schon auf dem Heimwege begriffen, als ich, mich der komischen Geschichte der Hexe von Framersheim erinnernd, plötzlich, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, in dem weit vorgerückten Abend eine stark zusammengebeugte, aschfarbige weibliche Gestalt, mit einem Stecke in der Hand, fast geisterhaft an mir vorüberschleichen sah, ohne daß sie ein weiteres Lebenszeichen von sich gegeben hätte. Ach! sie war keine Hexe; auf meinen grüßenden Zuruf blieb sie stehen und erzählte mir ihres elenden Lebens trauriges Geschick. Durch französische Windbeuteleien war sie mit den Ihrigen zur Auswanderung nach Afrika verleitet worden; allein dort waren diese, bei schwerer Arbeit und einem kargen Stückchen Brod, von hartnäckigen Fiebern allmälig dahin gerafft worden, und nur sie allein war übrig geblieben, um ihre in der Blüthe der Jahre dahin gestorbenen Kindern in dem heißen Sand von Afrika zu verscharren und an ihren Gräbern zu beten und zu weinen! Ihre unglückliche Geschichte war der Spiegel der Geschicke so vieler ihrer Schicksalsgenossen aus Deutschland und dem Elsaß, die in dem heiß ersehnten Afrika, anstatt Wohlstand und Glück, nur Armuth, Krankheit und den Tod gefunden hatten. Die unglückliche gute Alte, ihren Weg fortsetzend, wankte in die dunkle Nacht hinein, unbekümmert um die Späte des Abends, da sie noch den benachbarten Ort erreichen wollte.

Wenn man sich in der Nähe von Alzey befindet, so kann man die dortige Gegend nicht verlassen, ohne diese durch heitere Geselligkeit, Gewerbsamkeit und einen blühenden Ackerbau sich auszeichnende freundliche Provinzialstadt besucht zu haben. Der Weg dahin führte mich durch das nahe dabei liegende, hinter hohen Baumgruppen versteckte freundliche Dörfchen Dautenheim, wo ich, zu meiner nicht geringen Ergötzung, die unbedeutlichen Nachklänge der großen Revolutions-Trommel vom Jahre 1848 hörte; wenigstens wußte mir eine äußerst gesprächige und muntere Frau viel Ergötzliches davon zu erzählen. Das so sehr gefürchtete Revolutionsgespenst war unterdessen, wie Hamlets Geist, in die Erde gesunken und von ihm wenig mehr übrig geblieben, als ein blasser Nebelstreif, der von dem Dunstkreise der Diplomatie in sich aufgenommen worden war. Besagte große Revolutions-Trommel steht jetzt ruhig unter dem schützenden Dache des Gemeindehauses von Dautenheim und wird nicht eher wieder gerührt werden, bis neue politische Stürme sich im Westen erheben und Deutschland aus seinem gewohnten Schlafe rütteln.

Von dem geselligen Leben zu Alzey erhielt ich gleich einen sehr ansprechenden Eindruck durch das Sommercasino, welches sich am Abend auf einer an Weinheim gelegenen, äußerst freundlichen und wohnlichen Wirthschaftsanlage in einem Weinberge versammelt hatte. Die schöne Welt von Alzey war auch zugegen, und außer den Erfrischungen, welche die Wirthschaft bot, war zugleich für gute Musik und Gesang gesorgt. Ich trank — erschrecken Sie nicht! — von dem kostbarsten „Heiligenblute", nach dem Namen des Berges so genannt, wo dieser edle Wein wächst. Bald fühlte ich die Wirkung der edlen Gottesgabe von gläubigem Grund und Boden; allein dennoch wollten mich meine angeborenen, im Laufe der Zeit durch Lectüre und Studium noch verhärteten, protestantischen Gefühle keinen Augenblick verlassen.

Auf dem Spaziergange nach Weinheim hatte ich hinreichende Gelegenheit, mich von dem schönen Stande der auf die Sichel des Schnitters harrenden Ernten zu überzeugen. Der Land- und Weinbau wird in Alzey mit eben so viel Geschick, als gehöriger Sachkenntniß betrieben. Ich bin nicht bei einer bloß oberflächlichen Ansicht der Fluren dieser Stadt stehen geblieben, sondern habe mir unter Führung eines erfahrenen Oekonomen, des Herrn Heinrich Hostermann, bereits bei einem früheren Anlasse die nähere Einsicht davon verschafft. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß der landwirthschaftliche Verein sowohl hier, als auch in vielen andern Orten der Provinz, während der Dauer seiner vieljährigen Wirksamkeit schon viel Gutes bewirkt hat, um so mehr, als der rheinhessische Landmann kein in Vortheilen befangener Gewohnheitsmensch ist, der unter keiner Bedingung von den Ueberlieferungen der Väter abgehen will.

Die Zeit war mir übrigens zu kurz zugemessen, als daß ich meinem Spaziergange durch die Provinz Rheinhessen eine weitere Ausdehnung hätte geben können. Meine Bestimmung rief mich an den Rhein und an den Taunus zurück, wo ich mich an dem schönen Morgen des ersten Sonntags im August heimisch machte.

(Fortsetzung folgt.)

L e n a u.

Vorbei! — Die letzte Saite ist gesprungen,
Der Harfe letzte Dissonanz verhallt.
Dem Wahnsinn hat der Tod ihn abgerungen;
Die nachtumhüllte Brust ist stumm und kalt.
Einst perlte glühend mir im Aug' die Zähre,
Als ich sein grauenvoll Geschick vernahm.
Er starb! — Mich traf wie eine Engelsmähre
Die düst're Botschaft, die mir heute kam.

Vorbei! — Es zittert durch des Marktes Wogen
Ein banger Ton wie Todtenglockenklang.
Ein liederreicher Schwan ist fortgezogen,
Der aus der Nacht zum Licht empor sich schwang.
Nicht sah er Tage mehr voll Blut und Jammer,
Sein schönes Ungarland, ein offnes Grab.
Es prallten machtlos an der stillen Kammer
Des Völkersturmes hohe Wogen ab.

Ob er dort träumte von den grünen Matten,
Wo Mährchen flüsternd leis die Tissa rauscht?
Ob ihn umfing des Urwalds kühler Schatten?
Ob Mischka's Geigenklängen er gelauscht?
Ob ihm Savonarola's Heldenauge
Erglänzte dorten in des Wahnsinns Nacht,
Bis ihn der Tod geküßt mit leichtem Hauche
Und zu ihm sprach: Zieh' hin, es ist vollbracht!

Wer weiß es? — Heil! die Fesseln sind gefallen;
Es weicht die Nacht, sein ew'ger Tag beginnt!
Trägt ihn hinaus! — In keines Tempels Hallen
Sollt ihr versenken dieses Pußtenkind.
Tragt ihn hinaus! — Mit Ungarerde decket
Das Grab, wo Deutschlands Sängerfürst nun ruht.
Die seine ersten Lieder einst gewecket
Sing ihm das Schlummerlied, der Donau Fluth.

Carl Sauer.

Der Umzug des „Gnadenbildes" zu Innsbruck.

Innsbruck, 10. Juli. Unter dem Zudrang einer wogenden Volksmenge von mindestens 30 Tausend Menschen und beim freundlichsten Sommerhimmel fand am Sonntag der lange vorbereitete feierliche Umzug mit dem „Gnadenbilde" statt, dessen 200jähriger Ausstellung in der hiesigen Stadtpfarrkirche die von mir bereits erwähnte Jubelfeier gilt. Die Prozession, mit allem Aufwand an sinnenblendender Schaustellung begangen, war der Gipfelpunkt des Festes. Wie aber würde es die Andacht dieser Tausende außer Fassung gebracht haben, wenn man ihnen gesagt hätte, daß das Bild ihrer Verehrung v.n einem Ketzer, — dem treuen und eifrigen Anhänger der Reformation, Lucas Cranach, gemalt ist, vielleicht zu derselben Zeit, als er hier zu Innsbruck in Gefangenschaft saß! Denn gerade jetzt sind es 300 Jahre, seit Churfürst Johann Friedrich von Sachsen hier, im Namen und zu Frommen des Katholizismus, von dem fünften Karl gefangen gehalten ward, und Cranach, wie einst des Löwenherz treuer Sänger, die jahrelange Haft mit ihm theilte. Das wäre freilich Anlaß zu einer anderen Säkularfeier gewesen! Allein dergleichen Enthüllungen scheinen für die „unschuldigen" Tyroler nicht zu taugen. Wenigstens verschwieg das vom „Stadtpfarramt" ausgegebene Festprogramm, in sonst unbegreiflicher Vergessenheit, sogar den Namen des Künstlers, — so wie es andererseits zum großen Verdruß aller Wißbegierigen die „besonderen Gnaden" zu nennen schuldig blieb, durch deren Spendung „das Zutrauen zu diesem Gnadenbilde" im Lande zu so großer Ausdehnung erwuchs!! Doch, wie dem auch immer sey, es bedurfte nur der Stimme des Clerus, um aus ganz Tyrol Schaaren Andächtiger zu dem Feste herbeizuziehen. Auch selbst aus dem bayerischen Hochlande fehlte es an Wallfahrern nicht. Vom frühesten Morgengrauen ergoß sich ein selten gesehenes, drängendes, buntes Leben durch die Stadt, namentlich in der nächsten Umgebung der Jubelkirche. Die Häuser, vom Giebel bis zum Erdgeschoß nieder, in vielfarbigen Festschmuck von Fahnen, Teppichen, Bildern, Festons und Guirlanden gekleidet, boten einen wunderlichen, dem Auge nirgend Ruhepunkte gewährenden Anblick. Massen von Alpenrosen und Tannenreisern verbreiteten einen lieblichen Waldgeruch in den Straßen. Und von allen Erkern und Fenstern neigte sich in tausendfältiger Wiederholung das „Gnadenbild"! — Endlich begann der Festzug. Er setzte sich um 8 Uhr in Bewegung und durchschritt in dreistündigem Umgang alle Hauptstraßen der Stadt, zwischen Spalieren hindurch, die größtentheils von Schützenkompagnien der umliegenden Ortschaften, mit ihren ländlichen, kreischenden Musikbanden, gebildet waren. Zahllose Fahnen, den Zünften und Kirchen angehörig, flatterten weit sichtbar über den Häuptern der hinwallenden Menge, und ohne Unterlaß tönten die Kirchenglocken und lief das leise Ave-Maria durch die Reihen. Den auffallendsten, gewiß nicht absichtslos zur Schau gestellten Kontrast bildeten die reichen, goldgestickten Uniformen der hohen Staatsbeamten zu den demüthigen Gewändern der „wohl ehrwürdigen P. P. Kapuziner, Franziskaner und Serviten", die sich unmittelbar an jene anschlossen. Dann erst folgte die übrige zahlreiche Geistlichkeit. Zuletzt der Weihbischof Georg Prünster von Brixen, als Führer des Zuges, zwischen zwei Domherren schreitend, die sein goldstrotzendes Pluviale zu beiden Seiten weit ausgebreitet hielten. Vor ihm her ging noch ein anderes infulirtes Haupt, der zufällig anwesende Bischof von Skutari, Monsignor Al. Guglielmi. Hierauf das Gnadenbild. Es stand auf einem ganz versilberten Altar in gothischem Geschmack, von Blumen, Kränzen und Lichtern umgeben, getragen von Jünglingen der sogenannten „marianischen Congregation", und geschirmt — o, wunderlicher Anblick! — von einer eigenen, in altfränkischer Tracht und mit absonderlich langen Hellebarden, nebenher stolzirenden Garde. Dazwischen, gleichsam um diesen geschmacklosen Ernst durch die Grazie der Natur zu mildern, waren kleine, liebliche Mädchen eingetheilt mit Blumenkörbchen in den Händen. Unmittelbar hinter dem Jubelbilde gingen die Majestäten, Kaiser Ferdinand und die Kaiserin Maria Anna, unter einem grünen Traghimmel, von ihrem Hofstaat gefolgt. Allein sie schieden auf der Hälfte des Weges, wahrscheinlich der Sonnenhitze wegen, aus dem Zuge. Den Beschluß des Sehenswerthen machte die Blüthe der weiblichen Jugend Innsbrucks: eine Schaar von mehreren Hunderten weißgekleideter Jungfrauen, darunter gar holde Gesichter, mit Blumenkränzen im Haare und wehenden Schleiern. Das nachdrängende Volk erfüllte überall Gassen und Plätze.

Nach Beendigung des Umzuges wurde das Bild wieder an seine Stelle auf dem Hochaltare gebracht, und nun wechselten Messen, Predigt, Vesper, Rosenkranz, Litanei bis zum späten Abend, und das sofort täglich die ganze Novene hindurch, wobei natürlich ein „vollkommener Ablaß" zu gewinnen ist. Das „Tagsblatt" bringt regelmäßig das Verzeichniß der Dekanate, wie sie jeden Tag mit Prozessionen hier eintreffen. Innsbruck erfreut sich fortdauernd ungewöhnlicher Belebtheit. — Gewiß: es war eine großartige Illustration des 18. April, die wir erlebt, und es ist kaum zu glauben, daß es damit ein Ende ha-

den wird. Wundern wir uns, wenn sich in diesen Tagen inbrünstiger Marien-Verehrung kein Wunder ereignet! Schon vernimmt man, daß in Brixen nächstens ad imitationem ein ähnlicher Festzug mit einer Copie (!) des hiesigen Gnadenbildes veranstaltet werden soll. Nun denn, so kann es kommen, daß wir die Hälfte der Bevölkerung Tirols auf der Wanderschaft als Prozessionen sehen, während die andere Hälfte zu Hause vielleicht am Hungertuche nagt. (Ostd. Post.)

Mannichfaltigkeiten.

(Arnstadt.) Am 10. und 11. Sept. d. J. wird hier die erste allgemeine Versammlung deutscher Bienenwirthe stattfinden, deren Zweck hauptsächlich darin besteht, die Bienenzucht, diese noch lange nicht genug gewürdigte Quelle des Nationaleinkommens, immer mehr zu heben und über deßfallsige Mittel zu berathen. Schon haben als Schriftsteller und praktische Bienenwirthe wohlbekannte Männer aus Preußen, Sachsen, Bayern und Hannover ihre Theilnahme zugesagt.

(Wien, 21. August.) Eine öffentliche Gerichtsverhandlung in Klosterneuburg zog dieser Tage eine Menge Neugierige aus Wien herbei, da sie den allgemein bekannten Lottokollekteur Sothen oder vielmehr eine Liebesgeschichte seiner Tochter Henriette betraf. Dieses Fräulein, nicht ganz 15 Jahre alt, hatte eine Liaison mit einem k. k. Beamteten, zog es aber nach einiger Zeit vor, ihr Herz an einen Handelskommis zu verschenken, mit welcher Sinnesänderung ihr Papa auch vollkommen einverstanden war. Da aber der Beamtete von dem Gegenstande seiner Neigung trotz wiederholter Abweisungen nicht lassen konnte oder wollte, beschloß man im Familienrathe Sothens, dem unglücklichen Liebhaber seine Leidenschaft mit dem Stocke auszutreiben; gesagt, gethan! Der zärtliche Schäfer wurde sehr prosaisch durchgeprügelt und stand nun als Kläger vor Gericht. Den größten Theil der Verhandlungen, die von 9 Uhr Morgens bis gegen Abend dauerten, nahm die Verlesung äußerst drolliger Liebesbriefe Henriettens an den Beamteten ein und erregte bei dem zahlreich versammelten Publikum große Heiterkeit. Endlich hatte der Kläger die Satisfaktion, außer dem großartigen Scandal, den er der Familie Sothen bereitete, den begünstigten Nebenbuhler seiner ci-devant Flamme, mit dessen Helfershelfern, die ihn durchgeprügelt hatten, zu mehrtägiger Gefängnißstrafe verurtheilt zu sehen. Eben so hatte er auch das Mitleid des Publikums auf seiner Seite.

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. August.

Wir gehen hier zwei großen Ereignissen entgegen: der Eröffnung des Theaters und des Landtags; jene soll am 8., diese am 10. Sept. stattfinden. Kunstfreunde und Politiker streiten sich zur Zeit noch darum, auf welcher von beiden Bühnen dieses Mal wohl am längsten gespielt werden dürfte. Sowohl die Kunst als die Politik bedürfen der Zeit, wenn sie gedeihen sollen, und es wäre daher dem neuen Landtage eine wenigstens eben so lange Dauer als der Wintersaison zu wünschen, damit die vielen rückständigen Gesetzgebungs- und Verwaltungssachen möglichst befriedigend erledigt werden könnten. Doch die Gegensätze der sich bekämpfenden politischen Systeme sind zu groß, als daß eine Hoffnung der Art mit der Aussicht auf einigen Bestand gehegt werden dürfte. — Von dem Theater und seinem, den Kunstfreunden gegenüber, einzuhaltenden Gange läßt sich eher etwas mit Gewißheit sagen und erwarten, da die letzte Saison, sowohl in Oper als Schauspiel, große Befriedigung erreicht hatte, und mit Rücksicht darauf wohl vorausgesetzt werden darf, daß die neue Saison, unter des Hrn. Tescher kunsteifriger und umsichtiger Leitung, wenigstens eben so befriedigend ausfallen werde. Die Leistungen der neuen Opernkräfte wollen wir geduldig abwarten; aber die bereits vorhandenen haben durch den Abgang von Frau Marlow einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten, der allgemeines Bedauern erregt. Wer auch an ihre Stelle trete, wird mit der nicht leicht erlöschenden Erinnerung an ihren seelenvollen Gesang zu kämpfen haben. Wie wir hören, so sind bereits zwei neue Mitglieder für die Oper und eben so viel für das Schauspiel engagirt worden. — Einen anerkennenden Nachruf sind wir dem „Bockenheimer Sommertheater“ schuldig, welches am vorigen Freitag seine letzte Vorstellung im Garten des Chausseehauses gegeben hat. Das Publikum hat seinerseits den Werth dieser theatralischen Veranstaltung durch zahlreichen Besuch hinlänglich gewürdigt, und wir können schließlich nur wünschen, daß Hrn. Worret's und seiner schätzbaren Gesellschaft Besuch sich künftig wiederholen möge.

Vom östlichen Taunus, Ende August.

Bei dem beifälligen Urtheil, welches man allgemein über das Sommertheater zu Homburg hört, hat es mich gewundert, daß noch Niemand in Ihrem geschätzten Blatt darüber einige Zeilen berichtet hat. Ich selber habe nur erst vier bis fünf Vorstellungen beigewohnt, kann aber, gestützt auf den Satz „ex ungue leonem“, der allgemeinen Stimme meine volle Zustimmung nicht versagen. Die Gesellschaft unter Direktion des Hrn. A. Vaillant leistet höchst Anerkennungswerthes, und sowohl die Wahl, als die Ausführung der Stücke verdient allen Beifall. Unter den Mitgliedern zeichnen sich besonders Fräul. Steinl. und der junge Vaillant durch wackeres Spiel aus. Früher eine Zeit lang in Dornholzhausen, besteht das Sommertheater seit Anfang Juli in Homburg selbst und gibt wöchentlich wenigstens drei Vorstellungen. Das Lokal, mit Benützung des Gartensaales des Hrn. Gastwirth Vaillant neu erbaut, entspricht allen Anforderungen, welche man unter den obwaltenden Verhältnissen nur irgend machen kann, und es sind weder pecuniäre Opfer, noch persönliche Mühen gescheut worden, um einen möglichst würdigen Tempel Thaliens herzurichten. Obwohl von anderer Seite nichts für das Institut geschehen ist, so bietet doch das Publikum durch rege Theilnahme dem Direktor für die gebrachten Opfer einen wohlverdienten Ersatz.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 209. Montag, den 2. September 1850.

Aus den Erinnerungen eines Freischärlers.

(Fortsetzung.)

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu erwähnen, daß die angeblichen Plünderungen und Verwüstungen in dem fürstenberg'schen Schlosse erstunken und erlogen sind. Das Wahre an der Sache ist, daß zwei Tage hindurch circa 100 Menschen dort gegessen und getrunken haben, und nicht etwa lauter feine Weine, von denen Tausende von Flaschen in dem Keller lagen, sondern mit wenigen Ausnahmen gewöhnliche Tischweine, wie Sigel und die anwesenden Mitglieder der provisorischen Regierung dieß angeordnet hatten, und dabei selbst mit gutem Beispiel voran gingen; außerdem wurden den Bedürftigsten unter den Freischaaren ein halb Dutzend Röcke und Hosen aus der fürstlichen Garderobe zugetheilt. Alles Uebrige ist nicht angetastet worden, nicht einmal die Gewehre, die sich in großer Anzahl vorfanden. Unser schwäbischer Legionär, der sich ungefragt eins davon zugeeignet hatte, wurde deßhalb verhaftet und mußte zurückbleiben. Die Dienerschaft allein ist verantwortlich, wenn Effekten fehlen oder verdorben sind. Halte man jetzt dagegen, wie einzelne Familien und Gemeinden mit Einquartierung von der jetzigen Regierung heimgesucht sind und wie sie gehaus't hat. Wenn die Leute nur reden dürften, wir würden oft genug hören, daß sie lieber die Freischaaren mit ihren angeblichen Plünderungen, als das zur Wiederherstellung der Ordnung verwendete Heer haben wollten.

Unsere Depeschen waren fertig; zwei gute Flaschen für Willich bestimmt, wanderten mit uns in den Wagen und fort ging's, Furtwangen zu. Zuvor aber ging ich noch zu Sigel, um einen Vorweis zu holen, der uns ähnlicher Verlegenheiten, wie die glücklich überstandene überheben möchte. Ich erhielt das Gewünschte, worin bei „Todesstrafe" verboten war, uns aufzuhalten oder sonst Hindernisse in den Weg zu legen. Ich habe dieß Curiosum von Sigels Hand aufgehoben und bin gern bereit, dasselbe einem Engländer oder sonstigen Curiositätenliebhaber für einige Pfund Sterling zu überlassen. Unsere Fahrt ging schneller vorwärts als am vorigen Tage; halbwegs Furtwangen begegnete uns Willich mit einem Dutzend Leuten der Kompagnie Besançon auf einem Leiterwagen, der uns schon verloren gegeben hatte, und jetzt, ich weiß nicht mehr, aus welcher Veranlassung, ins Hauptquartier ging. Wir statteten unsern Bericht ab und setzten dann sogleich unsere Reise fort. Es war ziemlich spät, als wir nach Furtwangen kamen; nichts destoweniger mußte ich noch nach Triberg zu Becker, um auch diesem aus seiner Verlegenheit zu helfen. Becker war abwesend; ein halb Dutzend junge Herren, die sich in seinem Quartier in Phantasieuniformen herum trieben, nahmen von meiner Blouse nicht eher Notiz, bis ich den Geldsack zum Vorschein brachte, der mir denn auch ein Glas Wein eintrug, der, nach dem Verbrauche zu schließen, hier sehr billig war. Ich wartete eine Stunde auf Becker; als er nicht kam und Mitternacht nahe war, übergab ich mein Geld nebst Depesche an Esselen, der bei Becker Adjutantendienste versah, und verfügte mich nach Furtwangen zurück, wo mir denn auch glücklich noch ein Bett zu Theil wurde, das mich baldigst in seine weichen Arme aufnahm.

Als ich Morgens von dem Kommen und Gehen, Sprechen und Lachen und sonstigem Lärm des Hauptquartiers erwachte, war Willich gleichfalls schon zurückgekommen. Beim Frühstück sammelte sich denn, wie gewöhnlich, ein Dutzend Leute, theils um zu helfen, theils um Neuigkeiten und die Absichten der Führer über unser Gehen oder Bleiben zu hören, obgleich Jeder schon zum Voraus wußte, daß er von Willich doch nichts erfuhr. Die Sonne schien hell und warm, und die Gelegenheit schien günstig, der Wäsche einmal wieder die nöthige Seife und den Stiefeln ein paar neue Sohlen zukommen zu lassen. Ersteres geschah höchst eigenhändig in großer Gesellschaft, und während der Pechkünstler sich mit letztern beschäftigte, erkletterte und durchkroch ich mit Willich in einem von dem Schuster geliehenen Paar Schuhen die umliegenden Berge und Thäler zur Recognoscirung das Terrain. Die verschiedenen Kompagnien unseres Korps waren in die verschiedenen Pässe und Nebenwege vertheilt, um dieselben zu befestigen und nöthigenfalls zu vertheidigen, so daß von dieser Seite das in Donaueschingen liegende Korps vor den Pickelhauben gesichert war. Becker hatte, wie schon gesagt, seine Stellung seitwärts von uns zu gleichem Behuf. Ein paar Berggeschütze hatten wir für den Nothfall auch bei uns. Wir waren eben von unserer Wanderung erhitzt und ziemlich ermüdet zurückgekommen, eine Kompagnie lag zwei Stunden weit entfernt, als ein pfälzischer Chevauxleger, einer von den braven Männern, die bis zum letzten Augenblick wacker aushielten und die badischen Dragoner so sehr beschämten, ins Dorf sprengte und Willich die Ordre brachte, sich sofort ins Hauptquartier nach D. zu begeben, um den Oberbefehl über die gesammte Artillerie, über 60 Geschütze, zu übernehmen. Willich schien sehr erfreut, wir hörten bald, daß es nicht über die Ernennung, sondern über die Hoffnung des beabsichtigten Widerstandes gegen den nachrückenden Feind war. Wenn sie fort und fort nur laufen wollen, brauchen sie ja keine neuen Führer mehr, calculirte er. Die Nachricht aus dem Hauptquartier war wie ein Lauffeuer durch den Ort gelaufen und versammelte bald die ganze anwesende Mannschaft, um Willich mit Bitten zu bestürmen, uns nicht zu verlassen. So lange Willich bei uns war, hatten wir einen zuverlässigen Führer, keinen Anführer, wie es deren so manche gab. Die Hasenfüße, die unter uns gewesen waren, hatten sich nach und nach davon gemacht, besonders die Herren Studenten, die mit sehr wenigen Ausnahmen, in der Pfalz wie in Baden, gerade das Gegentheil der braven akade-

mischen Legion in Wien waren. Das gegenseitige Vertrauen auf einander hatte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen dem Führer und der Mannschaft herbeigeführt, ohne daß der Dienst und die strenge Mannszucht, die selbst unsere Gegner anerkannt haben, darunter litten. Willich gab daher das Versprechen, er wolle bei Uebernahme der ihm angebotenen Charge die Beibehaltung seines bisherigen Kommando's zur Bedingung machen. Ich trieb unterdeß den Schuster zur Eile, denn ich wußte schon im Voraus, daß ich Willich begleiten würde, packte meine nasse Wäsche ein und sorgte für ein Mittagessen, das bei Willich immer Nebensache, mir aber in Anbetracht des gesunden Spaziergangs vom Morgen nicht so ganz unwichtig war. Außer mir ging noch Engels mit, der Oberstabsbummler, wie er sich selber sehr richtig nannte, der sich seit Offenbach höchst gemüthlich bei Willich eingerichtet, zu Ehren der Revolution gut aß und trank, anderer Leute Cigarren rauchte und nebenbei sich amusirte, Jedermann schlecht zu machen. Doch dienten seine schlechten Witze oft dazu, uns die Strapatzen, die wir zu ertragen hatten, vergessen zu lassen.

Wir waren eben im Begriff, in unser Wägelchen zu steigen, als auf der Höhe des zu Becker führenden Weges eine gewaltige Staubwolke sich erhob, aus der Bajonette hervorblitzten, und es dauerte nicht lange, so wälzte sich das ganze Becker'sche Korps ins Dorf herab. Auf unsere Erkundigungen erfuhren wir denn, daß die Mannschaft nicht für gut gehalten hatte, länger in der innegehabten Position zu bleiben, die sie für sehr gefährlich hielt, und Becker hatte sich, statt seine Autorität zu gebrauchen, dießmal darein gefunden, die Rollen zu wechseln und den Anordnungen seiner Mannschaft Folge zu leisten. Als die guten Leute aber bei uns zur Besinnung kamen, schämten sie sich denn doch ihres Treibens bedeutend; einzelne Wortführer, die sofort in den Wirths- und Privathäusern Quartiere gesucht hatten, wurden von Willich derb zurecht gewiesen, und seinem entschiedenen Auftreten gelang es auch sehr bald, die Ordnung wieder herzustellen und das ganze Korps wieder hinzuschicken, woher es so ohne alle Umstände gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rhein und am Taunus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Auf der Locomotivfahrt nach Wiesbaden machte ich meine Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten des heutigen deutschen Polizeistaats, der durch die Einführung der Schienenwege ein wirksames Element mehr zur raschen und nachdrücklichen Machtentfaltung erhalten hat. Aber auch das Volk gewinnt dabei, indem die Eisenbahnen die Gewitterwolken des Kriegs schnell ableiten und eine Gegend unter ihren zerstörenden Blitzen nicht zu lange leiden lassen. — In dem Waggon, worin ich saß, nahm sich ein reisender Oesterreicher komisch genug aus; er hatte einige Schönheitspflästerchen von seinen geschätzten vaterländischen Münzscheinen („Krausemünze") im Gesicht, und auf mein Befragen nach der Ursache dieser seltsamen Ausschmückung seiner Person, erzählte er mit lachendem Munde, daß er sich heute früh beim Selbstrasiren geschnitten und im Augenblicke kein anderes Mittel zur Blutstillung bei der Hand gehabt habe. Ich machte seinem Patriotismus ein Compliment und pries ihn, daß er dieser Krausemünze, aus welcher unter Umständen vielleicht auch ein wirksamer Thee gegen die Papierkrankheit der Staaten bereitet werden könne, vor allen andern blutstillenden Mitteln den Vorzug gegeben habe. Ich hatte eben noch Zeit, einer mitreisenden Schönen, die mir in dem Wartesaale des Frankfurter Bahnhofes ein Glas Wasser mit dem freundlichsten Wohlwollen kredenzt hatte, meinen etwas verspäteten Dank darzubringen, als wir uns schon in der langen Wagenhalle des Bahnhofes von Castel befanden, wo, nach einigem Aufenthalte, der Glöckner zur Weiterreise läutete. Die Eisenbahnglocke hat einen neuen und großen Zeitabschnitt des europäischen Völkerlebens eingeläutet; höre ich ihren Zauberschall, so glaube ich sein Echo aus den kommenden Jahrhunderten zu vernehmen, deren Geschlechter, wie ich fest überzeugt seyn zu dürfen glaube, der Eisenbahn einen großen Theil ihrer Ruhe, ihrer Zufriedenheit und ihres Glückes zu verdanken haben werden.

Auf der Strecke zwischen Castel und Wiesbaden, Biebrich gegenüber, fiel mir eine durch ihr stattliches Aeußere sich auszeichnende Mühle auf, welche eher einem herrschaftlichen Landsitze zu gleichen schien. Der mitreisende bepflasterte Oesterreicher machte dieselbe Wahrnehmung, und wir mußten uns gestehen, daß Wohlstand und Bildung die besten Gleichmacher unter den Menschen seyen.

Hier mahlt der Müller nicht im weißen Jack,
Er geht einher im goldbeknopften Frack;
Und seine Frau, im hellen Atlaskleid,
Zeigt Fleiß und Kunst in wundervollem Streit.

Anders tönte mir die moderne Fortschrittsglocke aus dem Bahnhofe von Wiesbaden entgegen; es war mir, als hörte ich das zweideutige Festgeläute zur Mittagsandacht an den im Kursaale aufgestellten grünen Altären der unzuverlässigen Glücksgöttin, welche schon Millionäre zu Bettlern gemacht, und arme Teufel in Prunkpaläste erhoben hat. Was ich bloß vermuthet hatte, sollte ich gleich darauf durch die Wirklichkeit bestätiget finden. Die freie Gemeinde der Andächtigen hatte sich dicht an Fortuna's Altären gruppirt und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem unergründlichen Laufe der Glückskugel, die, wie ich bemerkte, in den meisten Fällen mehr Schmerz als Freude erweckte.

Das Gold fliegt hin und her,
Die Thaler rollen dort;
Das Herz wird Manchem schwer,
Er schleicht geplündert fort.

Am Nachmittag des schönen Sonntags entfalteten Luxus und Mode ihre blendenden Reichthümer bei der großen Kaffeepartie im Kurgarten, während gewählte und sehr gut vorgetragene Musikstücke die aus der Nähe und Ferne herbeigeströmte Gesellschaft unterhielten. Die Bevölkerung der sehr belebten weitläufigen Gartenanlagen war kaum zu zählen; sie verlor sich in zerstreuten Gruppen bis nach der Diedenmühle und dem Dorfe Sonnenberg, wo die bekannte schöne Burgruine fast täglich Alterthumsfreunde herbeizieht.

Der Rauch des großen Kirchenbrandes zu Wiesbaden hatte sich zwar schon längst verzogen; allein die Schutthaufen und die Trümmer, mit deren Wegräumung man eben beschäftigt war, lagen noch in Menge innerhalb der vier nackten Mauern, die in Mitte der belebten Stadt eine traurige Ruine bildeten. Die gierigen Flammen hatten in ihrer verzehrenden Wuth selbst hinuntergeleckt in längst geschlossene Grabgewölbe und waren ihren stillen Bewohnern eine Art Fegfeuer geworden, das ihnen bei ihrer Grablegung wohl schwerlich Jemand prophezeihet haben würde.

Die vielbesprochene Hygiea-Gruppe am Kochbrunnen war noch nicht enthüllet, als ich sie zum ersten Male zu Gesicht bekam. Die jugendliche Gesundheitsgöttin stack mit ihren zwei Kindern in einem sie so dicht umhüllenden Brettermantel, daß Shakespeare's warnender Zuruf:

Das scheu'ste Mädchen ist verschwenderisch noch,
Wenn sie dem Monde ihren Reiz enthüllt,

auf sie, die von der Welt in dunkler Zurückgezogenheit Lebende, nicht die entfernteste Anwendung finden konnte. Wie ganz anders nahm sie sich aus, die gefeierte Tochter Aesculaps, als sie, auf den Zauberruf der Kunst, hervortrat aus ihrem engen Toilettenzimmer und die zahlreichen Beschauer mit ihren zwei kleinen Schützlingen freudig überraschte! Zwischen dem Kochbrunnen und dem städtischen Krankenhause scheint Hygiea, die Gesundheitspendende, ganz an ihrer Stelle zu seyn. Einige sehr hinfällige alte Hospitaliten blickten recht andächtig zu der Göttlichen hinüber und schienen derselben in der Stille des Herzens ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Bilderdienst knüpfte sich von jeher an die nächsten und dringendsten Bedürfnisse seiner Anhänger, und der Mensch, als sinnliches Wesen, glaubte durch diese Art von Kultus die Gunst der Unsterblichen zu gewinnen und sich ihrer Wohlthaten zu versichern.

(Schluß folgt.)

Der Sklavenhandel.

Die religiöse Gesellschaft „der Freunde" in England ist unermüdlich thätig, den Gräueln des afrikanischen Sklavenhandels, so viel es einem Privatvereine möglich ist, entgegen zu wirken. Obwohl jene Gesellschaft sich keineswegs frei hält von starker religiöser Schwärmerei, so verdient doch ihr unermüdliches „Streben" im angedeuteten Punkte, im Interesse der Humanität, die wärmste Anerkennung und Föderung. Wir entnehmen ihrer neuesten Veröffentlichung folgende Notizen:

Die Zahl der Sklavenschiffe, welche zwischen den Jahren 1817—1843 ihre Ladungen in der neuen Welt landeten, wird auf 2313 angegeben. Von diesen geben 815 die während der Ueberfahrt stattgehabte Sterblichkeit an, und diese erreicht die furchtbare Höhe von 38,596! In einigen Fällen starben mehr als die Hälfte der Eingeschifften, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten. Man nehme die folgenden Fälle: Eingeschifft 120 während der Reise gestorben 90; eingeschifft 500, gestorben 300; eingeschifft 496, gestorben 304; eingeschifft 244, gestorben 183.

Es werden jetzt zum afrikanischen Sklavenhandel kleinere Schiffe von 45 bis 60 Tonnen verwendet; diese unbedeutend aussehenden Fahrzeuge segeln schnell, bedürfen nur wenig Tiefe und sind sehr niedrig gebaut, damit sie um so eher unbemerkt bleiben. Die Bemannung besteht aus 8 bis 14 Mann, die nur für die Fahrt gedungen sind und die, da ihre Belohnung von dem guten Erfolge der Reise abhängt, stets auf der Wache stehen. Die Schiffe nehmen, wie ihre Vorfahren, kleine, eigens für diese Fahrten gepackte Ballen Baumwollenwaaren an Bord, um sie zum Schein nach Aracaty, Ceara oder einem sonstigen nördlichen Hafen Brasiliens zu bringen. Sobald sie nicht mehr beobachtet werden können, durchkreuzen sie den Ocean behufs ihres schändlichen Vorhabens. Der afrikanischen Küste nahe gekommen, hält die Mannschaft sorgsam Wache und ergreift die erste günstige Gelegenheit, in eine der kleinen Buchten einzulaufen, wo sie, versteckt hinter den Mangrove-Büschen, augenblicklich ihre Ladung landen. Da die Bündel ganz klein sind, so können sie bequem von einem Manne ans Ufer getragen werden, und wenn dann, nach Löschung des Schiffes, eine Anzahl Unglücklicher vorhanden ist, so werden sie rasch vom Ufer in das traurige Loch transportirt, wo 150 bis 300 Menschen so zusammengedrängt werden, daß an Niederlegen nicht zu denken ist, ja, wo sie sich kaum rühren können. Der Geruch und Schmutz muß unerträglich seyn. Der Menschlichkeit schaudert vor einem solchen Bilde des Elends.

Lieutenant Barnard sagt in einem Berichte von 1846 Folgendes: Während wir in Zanzibar waren, brachte die amerikanische Barke Lucy Penniman eine Ladung Waaren, behufs Ankauf von 5000 Sklaven, in Folge dessen die Sklavenfänger große Anstrengungen machten. Im Mai 1844 ertranken 700 in der Barke Julia; 306 verbrannten in einer Barakune, und 200 starben an Krankheiten auf einem kleinen Schooner, der versuchte fortzukommen, aber gezwungen wurde, mit der Hälfte seiner elenden Ladung umzukehren; 15,000 waren von Imhambara und Delagoa Bay vermittelst des von Rio wieder hierher gekommenen Paulo Roderique abgeführt; 420 fanden wir an Bord einer Brigg, welche wir bei Mutird ans Land trieben.

Duncan, der afrikanische Reisende, legte vor dem Comité des britischen Unterhauses über den Sclavenhandel, hinsichtlich des Brennens der Sclaven an den Küsten, folgendes Zeugniß ab: Jeder Sclavenhändler hat sein eigenes Zeichen, und öfters wird eine Anzahl Sclaven, die mehreren Sclavenhändlern gehören, auf ein und demselben Schiffe transportirt, weßhalb es nöthig ist, daß sie gezeichnet werden, damit man bei der Ausschiffung weiß, wem sie gehören. Das Werkzeug ist nur ein Eisen, etwa ein solches, wie wir beim Brennen des Pferdehufs oder beim Einbrennen des Holzes gebrauchen. Dieses Eisen wird in ein am Strande befindliches Feuer gehalten und ein kleiner Topf mit Palmöl steht stets zur Hand; das Eisen wird glühend gemacht, in das Palmöl getaucht und dann auf die Hüfte, die Brust oder einen andern Körpertheil gehalten, wie der Sclavenhändler es wünscht. Das Palmöl verhindert das Sitzenbleiben des Fleisches am Eisen. Die Stempelung geschieht also nicht an einem bestimmten Theile des Körpers. Einige ziehen die Brust vor. Bei Frauenzimmern thut man es gewöhnlich gerade über der Brust, weil dieselben oberhalb der Brust keine Kleidung tragen; die Männer zeichnet man auf der Hüfte, da sie nur ein Tuch um die Lenden tragen und folglich das Zeichen auf der Hüfte leicht gesehen werden kann.

Befehlshaber H. J. Matson von der königl. Marine gab, in Bezug auf die Art der Einschiffung der Sclaven und deren schauderhaften Folgen, vor dem Parlamentscomité folgenden Bericht: Das Trachten eines Sclavencapitäns geht dahin, eine möglichst große Anzahl Sclaven an der Küste von Brasilien zu landen; da es aber einem noch so geübten Auge nicht möglich ist, in den Barakunen den ungesunden Sclaven vom gesunden zu unterscheiden, so nimmt er, wenn sein Schiff bei mittelmäßiger Befrachtung 300 Sclaven halten würde, statt deren 450 an Bord, und zwängt sie unten und auf dem Verdecke gewaltsam ein, um sie zu erproben, wohl wissend, daß alle diejenigen, welche die Ueberfahrt über den Ocean nicht aushalten können, in den ersten acht und vierzig Stunden unter diesen Umständen erkranken. Sobald sie nun in Folge ihrer zarten Constitution Zeichen von Schwächen zeigen, werden sie auf die eine Seite des Verdecks gebracht, wo man ihnen weder Speise noch Wasser gibt, und ihnen erlaubt zu sterben. Man wirft sie dann über Bord, und der Mann hat nach Verlauf von 48 Stunden eine vorzügliche Ladung Sclaven an solchen, die nicht krank wurden. Diejenigen, deren Constitutionen stark genug sind, die Einzwänzung und die Hitze zu ertragen, können die Reise aushalten, und bleiben während der Ueberfahrt lebendig.

Nach einer genauen Erforschung der Parlamentsacten Großbritanniens über den Sclavenhandel muß man annehmen, daß die Zahl der von den westlichen und östlichen Küsten Afrika's vornämlich nach den spanischen Colonien und Brasilien abgeführten Sclaven sich nahe auf 150,000 beläuft. Der Verlust für Afrika ist aber viel größer: beim Einfangen der Sclaven büßen ungeheuer viele Menschen ihr Leben ein. Hungersnoth folgt gewöhnlich, wenn nicht immer, und vergrößert die Zahl der Opfer. Man ist der Meinung, daß aus verschiedenen Ursachen der Verlust an Menschenleben noch eben so bedeutend ist, wie die Zahl der abge-

führten Sclaven, wodurch die Gesammtsumme sich auf 300,000 jährlich steigert.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Vertheilung der Menschenraçen.) Nach einer in England erscheinenden Schrift eines Dr. Pickering sind die verschiedenen Menschenraçen auf der Erde folgendermaßen vertheilt:

Weiße Raçe	350,000,000.
Mongolische Raçe . .	300,000,000.
Malaysche	120,000,000.
Telingische	60,000,000.
Neger	55,000,000.
Aethiopische	5,000,000.
Abyssinisch	3 000,000.
Papuanische	3 000,000.
Negrillos	3,000,000.
Australische	500,000.
Hottentottische	500,000.
Zusammen	900,000,000 Menschen.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau.

Das Volksfest zu Oranienstein am 15. und 16. Sept. d J.

Ueber die hohe Bedeutung der Volksfeste zur Weckung und Hebung des besseren und höheren Selbstgefühls des Volkes, zur Förderung ächter Humanität, Belebung des Sinnes für Wissenschaft und Kunst, sowie alle höheren Güter des Lebens, vor Allem eine innige, wahre Liebe zum Vaterlande ist wohl nirgends mehr ein Zweifel. Eben so wenig ist die Empfänglichkeit und Reife des deutschen Volkes für wahre Volksfeste, für Feste im griechischen Sinne in Frage zu stellen; denn seit länger als einem Jahrzehnt sind in Deutschland viele Feste gefeiert worden, welche die freudige Anerkennung Europa's gefunden haben. Die höchste Bedeutung hatten natürlich die allgemein deutschen Gesangfeste, die Versammlungen der deutschen Naturforscher, der Germanisten und anderer Vereine, die sich durch den lebendigen Antheil des gesammten Volkes stets zu wahren Nationalfeierlichkeiten gestalteten; aber die Feste der einzelnen Stämme, wie z. B. das diesjährige Gesangfest zu Ulm, welches auch die schwäbischen Brüder in den Schweizer-Kantonen herbeizog, sowie die Feierlichkeiten einzelner Gaue haben ebenfalls ihre hohe Bedeutung, indem sie alle Schichten des Volkes tiefer durchdringen und lebendiger verbinden. In diesem Sinne will das Lahnthal den 15. und 16. Sept. ein großes Fest begehen, in dem die Hauptseiten des Volkslebens und der gesammten Volksthätigkeit in ihrer idealen Gestalt zur Erscheinung gebracht werden sollen. Ein Philosoph sagte einmal mit Recht, daß ein Festtag ernster und inhaltreicher sey als das Treiben des Werktags, indem der Mensch sich an demselben in die ewigen Ideen, die bedürfnißlose Schönheit des Lebens versenke mit gesammeltem Gemüthe; aber umgekehrt kann man mit demselben Rechte sagen, daß heutzutage nur dasjenige Fest ein wahres sey, welches die Hauptmächte und Bestrebungen des ganzen Menschendaseyns zur Darstellung bringe. In unserer Zeit ist das höchste Fest der Menschheit die Arbeit, die treue, unermüdliche Arbeit zur Bewältigung des Erdballs, zur Veredlung, Bereicherung und Vertiefung des Menschenlebens. Zu keiner Zeit hat die Arbeit und damit die sittliche Kräftigung der ihr huldigenden Nationen solche Triumphe gefeiert. Darum lehnt sich das Oranienst einer Fest an denjenigen Verein in Deutschland, welcher auch in den trübsten politischen Verwicklungen des Vaterlandes, unbeirrt durch alle Parteiungen, den Schutz und die Förderung der deutschen Arbeit zu seinem Ausgangs- und Zielpunkt genommen, in der Sorge für die nationale Arbeit eine Friedensfahne unter allen Zerwürfnissen ausgesteckt, in der volkswirthschaftlichen Entwicklung der Nation eine Grundlage für die politische Gestaltung Deutschlands gezeigt und dabei zu allen Zeiten sein Banner rein von allen Träumereien gehalten hat. Den Kern des Oraniensteiner Festes wird die Bildung eines Lahnvereins zum Schutz der vaterländischen Arbeit als Zweiges des betreffenden Nationalvereins zu Frankfurt bilden. Dieser Nationalverein fördert gleichmäßig die deutsche Arbeit in Landwirthschaft, Gewerbthätigkeit und der diese Nationalbeschäftigungen bedingenden Volksbildung. Demgemäß wird das Oraniensteiner Fest diese drei Richtungen insgesammt zur Erscheinung bringen, und zwar in Verhandlungen, Ausstellungen und Uebungen. Der landwirthschaftliche Theil kann zugleich als Förderung der Bestrebungen des nassauischen landwirthschaftlichen Vereins angesehen werden und zwar als Leistung des Lahnkreises, obgleich sich die offiziellen Organe desselben in diesem Jahre noch nicht an demselben betheiligen. Da der Lahnkreis aber den Mittelpunkt des Landes bildet, werden sich die übrigen Kreise demselben mehr oder weniger anschließen und es wird so ein an demselben Orte ständiges Fest wie in andern deutschen Ländern gewonnen seyn, während das jährliche Fest des landwirthschaftlichen Landesvereins vor der Hand noch ein wanderndes bleibt, welche Art und Weise auch ihre Berechtigung hat. Die Aufgabe der landwirthschaftlichen Vereine ist gewiß in unsern Tagen eine höchst bedeutende geworden, nicht nur für die technische Vervollkommnung der von manchen Fesseln befreiten Landwirthschaft, sondern auch für eine wahre Bildung des oft so sehr vernachläßigten Landmanns zu den Pflichten des Menschen und Bürgers. Aus diesem Gesichtspunkt werden in Oranienstein viele landwirthschaftliche Fragen durchgesprochen werden, welche in andern Ländern bereits von den Ministerien den Vertretern der betreffenden Interessen vorgelegt wurden. Für die besten landwirthschaftlichen Erzeugnisse werden nicht unansehnliche Preise ausgetheilt werden. Mancherlei Uebungen, wie Preispflügen und wo möglich auch in diesem Jahre schon ein bäuerliches Wettrennen, wie in Würtemberg und anderwärts, sollen die Theilnahme in weiteren Kreisen erwecken. Eben so wird das Gewerbwesen durch Verhandlungen, Ausstellungen und Preisvertheilung, im nächsten Jahre auch durch eine große Verlosung gefördert. Einen besonders wichtigen und ausgedehnten Theil des Festes bilden natürlich die Kunstübungen, welche unmittelbar die Bildung des Menschen bezwecken, wie Büchsenschießen, Turnen, Wettsingen, Fechtübungen ꝛc. In diesem Jahre wird einstweilen neben den Bibliotheken und Lesevereinen ein Verein für Kunst und Landesverschönerung gegründet werden, welcher nicht allein die Wohnungen und Geräthschaften der Lebenden, sondern auch die Ruhestätten der Todten zu veredlen und verschönern sucht. Die Bevölkerung des Lahngebietes, welche in früherer Zeit so vielfach zerrissen und gespalten war, wird ein schönes Verbrüderungsfest feiern und durch solche Feste den Sinn entwickeln, welcher das Leben erst lebenswürdig macht. Das schöne, zwischen vier nahen Städten gelegene Oranienstein bietet den trefflichsten Festplatz dar, welchen herzlich willkommene Gäste auch aus weiterer Ferne besucht zu haben nicht bereuen werden.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 210. Dienstag, den 3. September 1850.

Aus den Erinnerungen eines Freischärlers.

(Fortsetzung.)

So fuhren wir denn endlich glücklich ab; unser Rößlein mußte wacker auftreten; unser Kutscher, ein munterer Bursche aus Heidelberg, der einen neugebackenen Regimentsarzt, sammt dessen Pflasterkasten auf dem Rückzuge ins Oberland transportirt hatte, diesem, wie er offen gestand, wegen schlechter Behandlung durchgebrannt war, und nun für einen kleinen Thaler täglich und freie Station bei uns „freiwillig“ Dienste genommen hatte, schonte die Peitsche nicht, und so ging's munter vorwärts. Schon in Vöhrenbach, zwei Stunden von Furtwangen, trafen wir auf eine Chaise, die die gesammten Republikaner von Villingen, in Summa vier Mann, worunter wieder der unausbleibliche Civilkommissär, barg. Auf unser Woher und Wohin erfuhren wir, daß sie von Villingen geflüchtet seyen, weil die Preußen dort angelangt und das Städtchen von den Badensern geräumt sey. Die Sache schien uns zwar ein bischen unwahrscheinlich, doch ließen wir sie gern von dannen ziehen; weitere Flüchtlinge, die uns auf dem Wege aufstießen, bestätigten übrigens bald ihre Aussage, und fügten hinzu, daß Villingen von Preußen besetzt und deren Vorposten schon eine Stunde diesseits der Stadt, also ziemlich nahe bei uns seyen. Ihre Abmahnungen, ja umzukehren, da wir auf unserm Wege gewiß schon auf feindliche Patrouillen stoßen würden, verfingen nichts; wir waren schon gewohnt, die Leute von der Furcht verblendet zu sehen, und kannten unsere Gegner zu gut, um einen kühnen Handstreich von ihnen zu erwarten. Es wäre das der erste im ganzen Feldzuge gewesen. Nichts destoweniger wurden wir vorsichtiger, verließen den Wagen, bildeten unsere Schlachtordnung, Engels, so kurzsichtig, daß er auf 3 Schritte einen Baum nicht von einem Menschen unterscheiden kann, mit seinem 4 Fuß langen Schlachtschwerte und einer fast eben so langen in Karlsruhe eetrorinten Pistole, von der man noch nicht gewiß war, ob sie auch losgehen würde, auf dem linken Flügel, Willich wie gewöhnlich nur mit einer Pistole bewaffnet, das Centrum, und meine Wenigkeit mit gespannter Büchse den rechten Flügel bildend, der Kutscher mit seinem Rößlein bereit, durchzubrennen, sobald er Unrath merkte, als Arriergarde, so zogen wir, eben so schnell als still vorwärts durch den dichten Wald, der die Landstraße auf beiden Seiten einfaßt. Wie wir es gehofft hatten, war unsere Vorsicht überflüssig; wir bestiegen zuletzt den Wagen wieder und langten gegen 7 Uhr in Donaueschingen an, wo wir gerade zu rechter Zeit ankamen, um das ganze Nest mit seiner gesammten Einquartierung in der größten Aufregung zu finden; 50 Tamboure und Trompeter schlugen und bliesen den Generalmarsch durch alle Winkel und Gäßchen der Stadt, Bewaffnete und Unbewaffnete, Weiber und Kinder liefen fluchend, lärmend und jammernd durcheinander. Kein Mensch wußte warum, bis endlich ein heldenmüthiger Dragoner eine gräßliche Geschichte zum Besten gab, die ihm beim versuchten Durchbrennen passirt war, natürlich nur in seiner Einbildung. Er sey nämlich Patrouille geritten, und zwar auf der Straße, auf der wir eben gekommen waren, und habe dort die Preußen anrücken sehen; von der Avantgarde seyen so viele Schüsse auf ihn gefallen u. s. w.; die ganze Geschichte war, wie sich von selbst versteht, erlogen. Wir drei stellten das preußische Korps vor, unsere Blousen waren Waffenröcke, unsere Hekkerhüte Pickelhauben, unser geduldiger Fiackergaul stellte die Kavallerie vor u. s. w. Wir beruhigten die aufgeregte Menge so gut es ging, arretirten den Hasenfuß, der die ganze Geschichte durch seine Furcht und Lüge hervorgerufen hatte und sistirten durch unsere Ankunft und Erzählung der ganzen erlogenen Historie den bereits begonnenen Aufbruch des Generalstabs und aller seiner persönlichen und sächlichen Anhängsel. Statt dessen begann sofort ein großer Kriegsrath, worin allein Willich für fernern Widerstand sprach. Nach einer zweistündigen Debatte wurde der sofortige Abmarsch nach Stühlingen, „um dort eine feste Position zu nehmen“, beschlossen und unserm und dem Beckerischen Korps, die 8 Stunden von da lagen und schon so gut wie abgeschnitten waren, überlassen, sich so gut, als sie könnten, aus der Schlinge zu ziehen. Alle Protestationen Willich's blieben vergeblich und wohl mit Recht gereizt über das Preisgeben Derer, die sich immer am ruhigsten allen Strapatzen unterzogen und wacker geschlagen hatten, kam er zu uns zurück, um wenigstens seinerseits Alles zur Rettung der nichts ahnenden Arriergarde zu thun. Selbst zurückzukehren war nicht rathsam, da unser Pferd ermüdet und ein anderes nicht aufzutreiben war; überdem kannten wir den Weg nicht genau, und wurden wir aufgefangen, ehe wir die Unsrigen warnen konnten, so waren diese von einer solchen Uebermacht eingeschlossen, daß ein Widerstand erfolglos seyn mußte. Guter Rath war theuer. Wir suchten die Ueberreste der Dragoner auf, die theilweise den Weg sehr genau kannten, Willich bot Dem Geld über Geld, der hinauf reiten wollte; doch vergebens. Ich wollte zu Fuß zurück, das wollte Willich nicht zugeben, und doch wäre am Ende nichts Anderes übrig geblieben, wenn nicht der Pfälzer Chevauxlegee, der am Morgen Willich die Ordre gebracht hatte, gehört hätte, um was es sich handelte, und dann sofort bereit war, zu reiten. Das angebotene Geld wies er zurück; er thue es nicht des Geldes wegen, das Willich'sche Korps seyen brave Leute, die man auf jede Weise retten müsse, meinte er. Erst nach langem Sträuben nahm der brave Bursche die 3 Kronenthaler, die ihm Willich aufdrang; die Ordre: angesichts derselben das ganze Korps zusammen zu ziehen und so schnell als möglich nach Neustadt aufzubrechen, wo wir zusammentreffen würden, war schnell bereit, und dahin sprengte der Brave, von unsern besten Wünschen begleitet. Der Sicherheit wegen wurde noch ein Mann

aus Donaueschingen, der alle Wege und Stege genau kannte, und der also, selbst wenn die Hauptstraße besetzt war, dennoch hoffen durfte, an Ort und Stelle zu gelangen, aufgesunden und mit der gleichen Ordre zu Fuß abgesandt. Auch er erhielt 3 Kronenthaler, die bis zu seiner Rückkehr bei einem zuverlässigen Bürger deponirt wurden, der ihm überdem einen Privatbrief, als ostensiblen Zweck des nächtlichen Marsches für alle Eventualitäten zustellte, während Willichs Ordre in seine Kleider vernäht wurde. Als diese Angelegenheit in Ordnung war, schickte Willich unsere zwei Bagage resp. Brodwägen, wir taueten noch an dem harten Brode, was wir in Ettlingen empfangen hatten, mit den zwölf Mann, die am vorigen Tage mit Willich nach D. gekommen und dort geblieben waren, nach Stühlingen voraus. Engels ging gleichfalls mit ihnen. Willich dagegen, ich und noch ein Mann von der Kompagnie Besançon fuhren, als der Lärm verhallte und D. geräumt war, langsamen Schrittes mit unserm müden Gaul nach Neustadt ab. Willichs Reitpferd folgte mit dem Reitknecht langsam nach. Wir konnten zwar kaum erwarten, daß N. noch nicht vom Feinde, der Sigel von Freiburg aus gefolgt war, besetzt war, doch mußten wir es versuchen; das oft unbegreifliche Zögern des Feindes ließ uns die Hoffnung hegen, daß es noch frei sey. Morgens 4 Uhr kamen wir in Löffingen an, lärmende Soldaten, von D. durchgebrannt, hatten die Wirthsleute schon geweckt und verhalfen uns auf diese Weise schnell zu einem guten Kaffee, der unsere von der kalten Nachtluft und Müdigkeit einigermaßen abgespannten Lebensgeister wieder auffrischte. Unserm Rößlein zu Liebe dauerte der Halt eine volle Stunde, dann zogen wir vorsichtig vorwärts, da unser Wirth bestimmt wissen wollte, daß schon Tags vorher Preußen in Neustadt eingerückt seyen. Wir kamen immer näher, ohne etwas vom Feinde zu sehen und zu hören, und fuhren deßhalb getrost mitten in die Stadt hinein, obgleich wir auch vor den Bewohnern gewarnt wurden, die unserer Sache nicht günstig seyen. Göthe's „doch wer keck ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort", paßt nicht allein auf die Weiber, das sahen wir hier. Der Herr Posthalter wollte zwar Schwierigkeiten wegen des Quartiers machen; ein paar derbe Worte machten ihn aber bald geschmeidig; auch der Bürgermeister, den Willich zu sich bitten ließ, ohne sich zu nennen, ließ zurück sagen, daß er auf dem Rathhaus zu finden sey; als ich ihm aber, die Büchse auf dem Rücken, den Hirschfänger an der Seite, den Befehl brachte, sofort zu Willich zu kommen, war er sogleich bereit, mich zu begleiten. Bei den Deutschen kommt es eben nur darauf an, seine Bitte in der gehörigen Weise vorzubringen, um sie alsbald erfüllt zu sehen. Er erhielt Ordre, für 300 Mann, die binnen zwei Stunden, wir waren froh, wenn sie in vieren da waren, einrücken würden, Speise und Trank und ein gutes Strohlager in Bereitschaft zu setzen und bis Mittags 12 Uhr 20 Leiterwagen zur Fortschaffung derselben bereit zu halten. Der gute Mann erklärte das zwar für eine Unmöglichkeit, als er aber hörte, daß es geschehen müsse, versprach er, sein Möglichstes zu thun.

(Schluß folgt.)

Am Rhein und am Taunus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Die übrigen reizenden Bäder des Taunus, jetzt mittelst der Eisenbahnen und der Land- und Wasserstraßen so einladend nachbarlich nebeneinander gelegen, wird man beim Aufenthalte in einem Kurorte wohl schwerlich ganz unberücksichtiget lassen können. Homburg zieht zunächst an durch seine von der Natur so sehr begünstigte Lage, durch die bewährte Heilkraft seiner Quellen und durch seine, für das feinere gesellige Leben getroffenen Einrichtungen, unter welchen das reich ausgestattete Journal-Lese-Institut im Kursaale vor allen andern genannt zu werden verdient. Ausgezeichnete musikalische Aufführungen finden von Zeit zu Zeit statt, und täglich hat man das Vergnügen, bei günstiger Witterung, im Kurgarten eine, von den Herren Garbe und Koch dirigirte, treffliche Harmonie-Musik zu hören, die selbst das verwöhnteste Ohr befriedigen kann. Ein Vorzug gehört aber dem Kursaale von Homburg eigenthümlich an; ich meine die zwischen der Straße und seinem vorderen Eingange stehende prächtige Orangerie, unter deren Wohlgerüchen und kühlenden Schatten wir uns in Gedanken hingezaubert fühlen in das schöne Land, wo die Citronen blühen. Sehen wir dieses reizende Orangenwäldchen und des Kurgartens gefällige Anlagen an sonnigen Tagen mit der Elite der Gesellschaft aus den reicheren und reichsten Ländern Europa's bevölkert, so erblicken wir uns in Mitte eines Panorama's, welches durch die ausgezeichnetsten Notabilitäten belebt ist. Die Engländerinnen und Französinnen, als gewandte Reiterinnen bisweilen in eleganter weitfaltiger Reiterkleidung mit hoher Grazie zu Pferd sitzend, leuchten in diesem buntfarbigen Völkerkreise zunächst hervor und wissen sich auch in der That durch ihre ausgesuchte Haltung dem Publikum hinlänglich bemerkbar zu machen. — Frankreichs verwelkte Lilie, welche in dem legitimistischen Treibhause zu Wiesbaden jetzt wieder ein wenig zu Leben gebracht werden soll, sah ich auch in Homburg in ihrem äußerst schwindsüchtigen Zustande und bedauerte ihre Träger, die durch die hartnäckige Verfolgung ihrer Plane für das vielgeprüfte Frankreich neue Tage der Unruhe und des Schreckens heraufbeschwören wollen, ohne zu bedenken, daß der Strudel der Revolution sie zuerst ergreifen und mit in den Abgrund reißen kann. — Beides, Natur und Kunst, reichen sich in Homburg schwesterlich die Hand, und in der romantischen Wildniß des Feldbergs, mit dem Jagdgewehre oder dem Fernrohre in der Hand, wie in dem glänzenden Ballsaale des Kurhauses, an der Seite einer überseeischen oder transkaukasischen Schönheit, wird der Besuchende sich reich befriediget fühlen.

Wie oft hatte mir nicht schon aus der Ferne Wilhelmsbad freundlich gewinkt, und dennoch hatte ich den einladenden Gruß unbeachtet gelassen! Dieses Mal wollte ich eine nicht zu rechtfertigende schwere Unterlassungssünde gegen eine interessante Partie der Maingegend gut machen, und säumte daher nicht, an einem schönen Sonntag auf der Eisenbahn dahin zu fahren. Der Weg von Frankfurt dahin, durch das flache Mainthal, ist keineswegs reizlos, im Gegentheil öffnen sich dem Beobachter manche anziehende landschaftliche Ansichten, unter denen das Städtchen Bergen mit der Warte und seinen sonstigen Alterthümlichkeiten einen recht ansprechenden Prospekt bildet. Unmittelbar bei Wilhelmsbad ist eine Eisenbahnstation, mit Haus und Anlagen. Hier wurde Halt gemacht, und hier ergossen sich aus den unterschiedlichen Waggons ganze Schwärme frohgestimmter Menschen, welche in Mitte des ausgedehnten Parks, unter dem Schatten prächtiger Baumgruppen, einen vergnügten Nachmittag zubringen wollten. Mit einem Male war der große und schöne Park lebendig geworden, und späterhin kam noch ein neuer Zuwachs von Bevölkerung aus Frankfurt und Hanau hinzu. Die Gesellschaft fand ihren Sammelplatz in dem, den Kurgebäuden zunächst gegenüber gelegenen Theile des Parks, wo für die Niederlassung größerer und kleinerer geselliger Cirkel auf das Bequemste gesorgt war. Zu den materiellen Genüssen des Gaumens sollten hier zugleich die feineren des Gehöcs hinzugefügt werden, welche in einer guten Harmoniemusik bestanden. In der Nähe des Vereinigungspunktes der Gesellschaft liegt die Quelle im Schatten eines offenen steinernen Tempels, wo eine schweigsame junge Najade, im Namen der unsichtbaren Hygiea, den heilenden Labe-

trank reicht. Das zweistöckige Kurgebäude mit einer Arcade gegen den Park, welche die ganze lange Façade einnimmt, ist sehr geräumig und zählt außer einem großen Saale in der unteren Etage noch eine hübsche Anzahl Conversations- und Wohn-Zimmer, die in der jetzigen Jahrszeit nicht leer stehen. Wilhelmsbad bietet unter allen Umständen für den Freund der Natur und Gesellschaft sehr viel Anziehendes dar und es reuet mich nicht, diesen lieblichen Kurort — wenn auch nur auf einige Nachmittagsstunden — besucht zu haben. Gegen Abend fuhr ich nach der Mainkur zurück, wo ich die Eisenbahn verließ, um über die Höhen von Bergen meinen Weg weiter fortzusetzen. Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als ich mich auf der Hochebene dieser Gegend befand, wo im siebenjährigen Kriege (1759) ein Treffen geliefert wurde. Ich dachte mit Trauer der Gefallenen und des vielen nutzlos vergossenen Blutes, welches seit Anbeginn der Welt dem Ehrgeize der Mächtigen und ihrer eitlen Herrschbegierde schon geflossen ist. Im Säuseln des Abendwindes glaubte ich das Geächze der im Kanonendonner der Schlacht abgeschiedenen Seelen und ihre schweren Anklagen gegen die Leiter der Geschicke der Menschen zu vernehmen. Mehe als je drang mir zu Herzen Schiller's Ausspruch, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht sey. Wenn nur die Mächtigen sich um dieses Weltgericht mehr bekümmeen wollten, so wäre es desto besser, nicht nur für sie, sondern auch für das vielfach geplagte und niedergedrückte menschliche Geschlecht, welches den gesuchten „ewigen Frieden" erst auf dem Kirchhofe zu finden hoffen darf.

An Deutschlands Soldaten.

Ziehet nicht mehr durch die Straßen,
Brüder! mit Trompetenklang,
Schweiget mit der Märsche Blasen,
Stillet eures Sanges Drang;
Dämpft die Trommeln, senkt die Fahnen,
Führer! leget Flöre an,
Denn vom Erbe eurer Ahnen
Splittert schutzlos Span um Span.

Hört ihr nicht die Trauerklänge
Dort von Idstedt's Todtenfeld,
Was soll'n eure Freudensänge,
Wenn der Tod die Ernte hält?
Wenn für Schleswig's heil'ge Veste
Mann um Mann als Opfer stürzt,
Und ihr nur der Freuden Feste
Mit den leeren Klängen würzt?

Stolz zieht im Paradeschritte
Ihr die Straßen auf und ab;
Aber jeder eurer Tritt
Hallet hohl auf Deutschlands Grab.
Machtlos in des Feindes Krallen
Windet sich das Vaterland,
Und von Deutschlands Heeren allen
Reget keines Fuß noch Hand.

Ziehet nicht mehr durch die Straßen,
Brüder! mit Trompetenklang,
Schweiget mit der Märsche Blasen,
Stillet eures Sanges Drang.

Denn der Ruf in spätsten Fernen
Spricht: der Kampf um Deutschlands Ehr'
Traf verschlossene Kasernen
Und ein macht- und thatlos Heer.

Näheres über Gützlaff's Leben und Wirksamkeit.

Karl Gützlaff ist 1803 zu Pyritz, einem pommerschen Dorfe, geboren. Seine apostolische Wirksamkeit beginnt vorzüglich in den dreißiger Jahren. Er hatte sich mit einer Engländerin verheirathet, die von der gleichen Begeisterung durchdrungen war und ihn auf seiner Missionsreise begleitete. Seine großen Kenntnisse im Chinesischen und in den verwandten Mundarten imponirten schon damals dem Begründer der evangelischen Mission in China, Robert Morrison, mit dem er sich 1831 in Macao vereinigte, und machten ihn bei den englischen Kaufleuten sehr gesucht. Er wurde in den Jahren 1832 und 1833 auf einigen Schmuggelschiffen, die mit Opium handelten, als Dolmetsch gebraucht, und wußte auch dieses an sich nicht eben ruhmvolle Unternehmen zu seinen heiligen Zwecken, zur Verbreitung von Bibeln und Tractaten zu benutzen. Eine Missionsreise nach Japan im Jahre 1837 blieb ohne Erfolg. Nach Morrison's Tode wurde Gützlaff als chinesischer Sekretär des englischen Consulats in Kanton angestellt, und gründete im Jahre 1840 einen christlichen Verein von Chinesen zur Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Seine gegenwärtige Reise durch Europa hat einen ähnlichen Zweck: die Gründung von Missionsvereinen für die Verbreitung des Christenthums in China. Seine literarische Thätigkeit hat einen unglaublichen Umfang. Er selbst gibt folgende Uebersicht seiner Schriften: „Im Holländischen schrieb ich: eine Geschichte der Mission und das Leben berühmter Missionäre; dann einen Aufruf zur Unterstützung des Missionswerks. Im Deutschen: Skizzen über die kleinen Propheten. Im Lateinischen: das Leben unsers Erlösers. Im Englischen: Sketches of Chinese history; China opened; Life of Kanghe; eben so eine ganze Menge von Aufsätzen über Religion und Geschichte, über Philosophie, Literatur und Verfassung der Chinesen. Im Siamesischen: die Uebersetzung des Neuen Testaments, der Psalmen, des Lebens unsers Erlösers und der biblischen Geschichte. Im Laosischen: die Uebersetzung des Neuen Testaments. In der Sprache Kambodjas ebenfalls die Uebersetzung des Neuen Testaments nebst den Psalmen. Ferner: English-Siamese dictionary, English-Cambodian dictionary und English-Laos dictionary. Diese Arbeiten ließ ich meinen Nachfolgern zur Vervollkommnung zurück; sie haben aber in diesen Wörterbüchern, das Siamesische abgerechnet, nichts nachgetragen. Im Kochinchinesischen: Complete dictionary Cochinchinese-English and English-Cochinchinese. Dieses Werk ist nicht gedruckt worden. Im Chinesischen: 40 Tractate mit Einschluß dreier Ausgaben des Lebens unsers Erlösers; die Uebersetzung des Neuen Testaments, wovon ich die dritte Ausgabe besorgt habe. Von der Uebersetzung des Alten Testaments sind die Propheten und die zwei ersten Bücher Moses vollendet. Dann schrieb ich noch in dieser Sprache die wissenschaftliche chinesische Monatsschrift, eine Geschichte Englands, eine Geschichte der Juden, eine allgemeine Weltgeschichte und Erdbeschreibung; über den Handel; eine kurze Darstellung des englischen Reichs und seiner Bewohner, sowie mehrere kleine Sachen. Im Japanesischen: die Uebersetzung des Neuen Testaments, des ersten Buchs Moses, zwei Tractate und einige wissenschaftliche Broschüren. Die einzige Zeitung, der ich jetzt Beiträge zusende, ist die Hongkong Gazette, wo ich die chinesische Abtheilung ganz übernommen habe. Bis zum Jahre 1842 schrieb ich für das chinesische Archiv."

Mannichfaltigkeiten.

Ein sonderbarer Vorfall hat in der medizinischen Welt einiges Aufsehen gemacht. In der Gypsstraße zu Berlin starb ein Mann an der Cholera. Seinen Hund, der wohl die Gewohnheit haben mochte, des Nachts bei ihm im Bette zuzubringen, fand man am nächsten Morgen im Bette bei der Leiche liegend. Bald darauf erkrankte das Thier unter allen Symptomen der Cholera, und starb noch im Laufe des Tages. Der Kadaver wurde nach der Thierarzneischule geschafft und hier in Gegenwart des Professors Hertwich und des Dr. Leubuscher secirt. Nach dem Sectionsbefunde ist der Tod des Thieres wirklich in Folge der Cholera asiatica eingetreten, und es ist dieß wohl als der erste bekannte Fall dieser Art anzusehen.

(Berlin.) In der Alexandrinenstraße treibt wieder einmal eine Somnambule ihr Wesen. Man sieht häufig Equipagen vor ihrer Thür halten. Während sie in magnetischem Schlafe liegt, empfängt ihre Schwester die Besucher und richtet die Fragen an die Schläferin, welche sie beantwortet wünschen. Sie gibt Heilmittel gegen mannichfache, besonders gegen Leiden des weiblichen Geschlechts an.

Korrespondenz.

Weimar, 28 August.

Die projectirte Vorfeier des Herderfestes hat der Himmel zu einer Nachfeier gemacht; es war dieß der schönste Theil des Festes. Am 26. d. M. um Mittag versammelte sich die festlich geschmückte Schuljugend beiderlei Geschlechts im Bürgerschulsaale, ordnete sich da zu einem Zuge und begab sich, je Paar und Paar, die Mädchen im Schmucke weißer Kleider und grüner Kränze in den Haaren, unter Vorantritt der Musik und in Begleitung der Lehrer, nach dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Herder'schen Ruheplätzchen. Das einsam gelegene, bisher mit einer einfachen Inschrift bezeichnete und mit Pappeln umpflanzte Plätzchen war durch Anordnungen des Comité's sinnig hergerichtet und machte einen äußerst freundlichen Eindruck. Das Ganze war mit einer steinernen, mit Moos belegten Umfriedigung umgeben, in dessen Mitte Herder's Büste sich befand, mit der in Stein gehauenen Inschrift: „Herder". Unmittelbar hinter dem Denkmale war ein geräumiger Platz für die Kinder abgegränzt, deren Zahl auf 1600 sich belief. Dieser füllte sich auch bald mit der kleinen Schaar, während mehrere Tausend Erwachsene sie umringten. Der Schuldirektor Homschmann hielt eine längere Rede, die sich von der hungrigen Jugend aber nur geringer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte, zumal da alle Augenblicke vorüberziehende Regenwolken ihres Inhalts sich entleerten; nach ihm sprach der Kirchenrath Krause, welcher niemals fehlt, wo das Volk sich versammelt; ihm folgte der Stadtdirektor Hase. Nach beendigten Förmlichkeiten belustigte sich die Jugend durch Spiel und Tanz; Buden aller Art waren aufgeschlagen und es war Alles zu einer ächt volksthümlichen Feier vorbereitet. Der Kommissionsrath Schäffer und Rath Böhme hatten sich durch die geschmackvolle Herrichtung des Denkmals besonders verdient gemacht, wie überhaupt die von dem Rath Dr. Sondershausen ausgegangene Idee zur Erneuerung desselben ein glücklicher Gedanke genannt werden kann. Leider wurde diese Feier vom Wetter nicht sonderlich begünstigt; auf der bedeutenden Höhe des Ettersberges wehte ein schneekalter Wind, alle Augenblicke mit Regenschauern abwechselnd, so daß die Festlichkeit schon mit Beginn des Abends abgebrochen werden mußte. Und zum Glück; denn eine Stunde später wurde Weimar durch Feuerlärm allarmirt, welcher sich am folgenden Morgen, früh um 4 Uhr, abermals wiederholte. Das Element gewann um diese Zeit neue Kraft, und da die Hülfsmannschaften bis zum Tode erschöpft waren, so wurde von neuem Sturm geläutet und Generalmarsch geschlagen. Auch jetzt noch schweben die Gemüther in Angst und Bangigkeit. Eine Somnambüle soll in diesen Tagen einen neuen Feuerausbruch verkündet haben, und die Menschen sind leichtgläubig genug, solchem Geschwätz Glauben zu schenken.

Mainz, 1. September.

Die Feuerversicherung von Gebäulichkeiten, welche in unserem Lande in den Händen des Staates sich befindet, ist in den letzten Jahren aus einer wohlthätigen Anstalt zum Schutze des immobilen Eigenthums zur drückenden Steuerlast für die Besitzer von Häusern, besonders in unserer Stadt, deren Gebäude so hoch im Kataster stehen, geworden. Während für das Jahr 1845 von 100 fl. Versicherungs-Capital noch $3\frac{3}{4}$ kr. Brandentschädigungs-Beitrag bezahlt wurden, betrug diese Steuer im Jahre 1846 bereits 6 kr, in 1847 $6\frac{3}{4}$, in 1848, sowie in 1849 aber $10\frac{1}{4}$ kr., und wird dieselbe wegen des Binger Brandes für 1850 voraussichtlich fast das Doppelte betragen. Als Ursache dieser betrübenden Erscheinung finden wir in erster Linie die in unserem Lande als fast ausnahmslose Regel geltende Löschunordnung, die geringe Sorge, welche bisher von Seiten des Staates diesem wichtigen Zweige der Sicherheitspolizei zugewandt wurde. So besitzen die meisten Gemeinden nicht einmal die nöthigen Löschgeräthe, und wo solche sich befinden, verstehen die Leute nicht einmal damit umzugehen. Eine umfassende Organisation des Löschwesens in unserem Großherzogthum erscheint demnach dringend geboten, und Hr. C. Weiser von hier, der, wie wir hören, einen Entwurf zu einer Feuerlöschordnung dem Ministerium vorgelegt hat, hat dadurch um so mehr sich verdient gemacht, als diese auf denselben Einrichtungen basirt, welche auf sein Bemühen hin bei dem hier neuorganisirten Löschwesen bereits ins Leben getreten und ihre Trefflichkeit bei einer gestern Abend in Gegenwart des Regierungs-Dirigenten, des Bürgermeisters, der Prüfungs-Commission und vieler anderen Zuschauer vorgenommenen Probe auf wahrhaft überraschende Weise bewiesen hat. Die neu creirten Pompiers erschienen in ihrer zweckmäßigen Uniform (mit Metallhelmen rc.) und führten nebst der übrigen Löschmannschaft unter Anführung Hrn. Weiser's die Manövres des Auffahrens und der Stellung der Spritzen und Wasserfässer, die Handhabung der Löschgeräthe und des Rettungsapparates, bestehend in einem langen Rettungsschlauch, einer Haken- und italienischen Leiter und dem Wipptuche, mit solcher Präcision und Schnelligkeit aus, daß Jedermann mit der Ueberzeugung fortging, dem Element des Feuers seyen durch diese Einrichtung seine Schrecken entzogen. Das Aufhängen des Rettungsschlauches mittelst der Hakenleiter geschieht in $1\frac{1}{2}$ Minuten, und die Rettung von 8 bis 10 Menschen, die durch denselben vom dritten Stocke eines hohen Hauses auf die Erde gebracht werden, ist, wie die Probe zeigte, das Werk von zehn Minuten. Die italienische Leiter, welche aus einzelnen Stücken von etwa 8 Fuß Länge in Zeit von einer halben Minute bis zu einer Länge von 63 Fuß zusammengesetzt wird, kann auf dem engsten Raume während dieser Zeit aufgestellt und so zwischen den einzelnen Stockwerken ein Communicationsweg hergestellt werden, welcher zugleich mittelst angebrachter Rollen dazu dient, in größter Schnelle Effekten in zwei auf und abgehenden Körben zu retten. — Möchte dieser Versuch und seine bewunderungswürdigen Erfolge dazu beitragen, dem Lande recht bald ein ersprießliches Löschwesen und damit eine Verminderung der so unmäßig angewachsenen Brandsteuern zu verschaffen.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Sept. (Vorletzte Gastdarstellung der Madame Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris.) 1) Norma (große Scene des ersten Akts.) Norma: Mad. Jullienne. 2) Arie aus der Oper „Die Favorite" von Donizetti. 3) Arie aus der Oper „Die Lombarden" von Verdy, gesungen von Mad. Jullienne Dazu: Familien-Zwist und Frieden und: Herrn Hampelmanns Landparthie nach Königstein, Localscizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Donnerstag, 5. September. (Zum ersten Male): Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 3 Abth. nach dem Englischen des A. Bunn, Musik von J. Benedict. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 3. Sept. Die Marseillaise, dramatisches Gedicht in 1 Akt. Hierauf: Die weibliche Schildwache, Liederspiel in 1 Akt von Friedrich, Musik arrangirt von W. Stiegmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 211. Mittwoch, den 4. September 1850.

Aus den Erinnerungen eines Freischärlers.

(Schluß.)

Während Willich zum Ersatz für zwei durchwachte Nächte ein wenig schlummerte und sein anderer Begleiter ihm in der Eile ein Paar Hosen machte, schlenderte ich vor die Stadt hinaus, um nach dem Feinde zu schauen; der mußte aber lange geschlafen haben, denn weder hier noch vor dem Hügel über der Stadt war etwas von ihm zu erschauen. Der Fall war freilich möglich, daß er auf der Hauptstraße nach Bonndorf vorwärts gegangen war, und uns damit von Stühlingen abgeschnitten hatte. Ich ließ mir darüber keine grauen Haare wachsen, sondern ging in die Stadt zurück, um ein bischen nach den Anstalten gegen Hunger, Durst und Müdigkeit unserer erwarteten Kameraden zu schauen. Das war nicht überflüssig, denn die Herren Stadträthe, die der Herr Bürgermeister aufgeboten hatte, konnten oder wollten sich nicht recht in die nöthigen Anstalten finden. Als ich ihm mit Rath und That zu Hülfe kam, ging's besser. Im Schulhause, das eine schöne kühle Halle hat, wurden die vorhandenen Lebensmittel, Brod, Wurst, Käse und Speck, ein Fäßchen Wein und ein paar Fäßchen Bier zusammengebracht, das Eßbare portionenweis zerlegt, die Fässer mit Hähnen versehen, die Gläser parat gestellt; die liebe Schuljugend erhielt einen Feiertag, statt der ausgeräumten Bänke wurde das herbeigeschaffte Stroh ausgebreitet, und dann war Alles bereit für die sehnlichst erwarteten Gäste. Aber Stunde auf Stunde verrann, das Haupt der Stadt schüttelte den Kopf und hielt sich, wie es schien, für mystificirt, ein paar Gensdarmen, die sichtbar wurden, schienen große Lust zu haben, ihre Autorität geltend zu machen, genirten sich doch aber noch ein bischen vor unsern sorglosen Gesichtern und bestimmtem Auftreten, obgleich uns nach und nach doch allerlei Besorgnisse aufstiegen. Willich stützte den Kopf in die Hand und rollte seine langen blonden Locken, ein sicheres Zeichen, daß er fürchtete, es sey nicht Alles, wie es seyn sollte. Ich ging immer und immer wieder vor die Stadt hinaus; doch stets erfolglos. Als aber der Mittag heran kam und sich noch immer nichts zeigte, litt es uns nicht mehr in der Stadt. Willich bestieg sein Pferd, und ich ließ mich nicht abhalten mitzugehen; vier Augen sehen mehr als zwei, und meine Büchse war auch nicht zu verachten. Eine Viertelstunde vor der Stadt theilt sich der Weg; die Chaussee zieht sich in einem Bogen um den Wald, den der Fußweg durchschneidet, und vereinigt sich dann später wieder mit ihm. Um nichts unbemerkt zu lassen, blieb Willich auf der Straße und ich blieb auf dem Fußwege; kaum tausend Schritte voran, begegneten mir ein paar Männer, die mir zu meiner unendlichen Freude berichteten, daß ein paar Wagen bewaffneter Blousenmänner hinter ihnen auf der Heerstraße hergekommen seyen. Wie gehetzt, eilte ich mitten durch den Wald und sah, als ich auf die Straße kam, die ersten unserer Leute mit Willich daher kommen; sie brachten die erfreuliche Botschaft, daß unserer wackerer Chevauxleger glücklich angekommen war, daß denn schnell allarmirt, die Posten eingezogen, und nachdem Becker, der sich schon am Tage vorher nach St. Georgen zurückgezogen, avertirt, sofort abmarschirt worden sey; durch den strengen Dienst und den beschwerlichen Marsch ermüdet, hatten sie den gescheidten Einfall gehabt, unterwegs Wagen zu requiriren. Später hörten wir, daß es hohe Zeit zum Abmarsch her gewesen, denn die Vorhut der Preußen war in der Nacht schon an dem einen Ende des Dorfes gestanden, dessen anderes Ende unsere Schützen besetzt hielten. Ein Gefecht wäre also unvermeidlich gewesen und hätte dann unsere Leute entweder dem von Villingen heranrückenden feindlichen Korps, von dessen Anwesenheit sie noch nichts ahneten, in die Hände geführt, oder aber bei erfolgreichem Widerstande dieses ihnen in den Rücken und sie so zwischen zwei Feuer gebracht. Meine Anordnungen im Schulhause fanden die gebührende Anerkennung. Halb gerädert und von der großen Hitze erschöpft, fanden sie Alles ganz vortrefflich, und eine Kompagnie nach der andern streckte sich, gespeis't und getränkt, behaglich auf dem Strohlager aus. Als endlich auch meine Kompagnie kam und versicherte, daß die Schützen, die den weitesten Weg gehabt, dicht hinter ihnen seyen, und somit auch unsere Besorgniß ihretwegen gehoben war, schlug mir das Herz wieder ein bischen leichter, und auf Willich's Gesichte las man deutlich, wie froh er war, daß wir wenigstens so weit aus der Patsche waren. Auch die Schützen waren da; ihr Führer Emmermann, ein Rheinpreuße mit großen Wasserstiefeln, einem halbschuhlangen Schnurbarte und einer bunten, bis auf die Füße reichenden Wolldecke, die ihm das Ansehen eines Chinesen gab, schimpfte bei einem Glase Wein recht von Herzen über Alles, was an unserer Lage schuld war, und das versammelte Offizierkorps stimmte von ganzem Herzen ein.

Die bestellten Wagen fanden sich nach und nach ein, zum Theil erst auf die ernstliche Drohung, sie holen zu wollen, und so wurden dann Anstalten getroffen, den Marsch fortzusetzen, da jeder Augenblick der Rast unsere Lage gefährlicher machte. Während dieser Vorbereitungen ging ein Leichenzug zum Thore hinaus, seltsam mit dem fröhlichen Lärm unserer Leute contrastirend; ich wußte nicht, warum derselbe auf mich so starken Eindruck machte, da ich doch so manchen Todten und Verstümmelten gesehen hatte, ohne davon so stark ergriffen zu werden. Das Gesicht einer der trauernden weiblichen Gestalten, die dem Sarge folgten, mußte ich schon gesehen haben, und doch war ich noch nie in dieser Gegend gewesen. Als mir ein Bürger aber den Namen der Verstorbenen genannt hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Es war Marie, die ihrer Schwester das Grabgeleit gab, Marie, mit der ich, fern von hier, so manche schöne Stunde verlebt hatte, deren schöne Augen, jetzt von Thränen geröthet, mir einst

so manchen Liebesgruß zulächelten. Das neidische Schicksal hatte uns getrennt, ein Mißverständniß einen Bruch veranlaßt und unsern Briefwechsel abgebrochen. Ich mußte sie noch einmal sehen, ehe ich fortging, ich wollte wissen, ob sie sich meiner noch erinnern würde, obgleich Jahre verstrichen, seit wir uns zuletzt gesehen. Ich ließ die Wagen abfahren und genoß, auf die Büchse gelehnt, noch einmal die schöne Zeit schwärmender Jugendliebe. Da kamen die Leidtragenden zurück. Drei Schritte von mir ging sie vorbei; unwillkürlich fuhr meine Hand an den Hut, sie schaute dankend auf und ging vorüber; doch plötzlich blieb sie stehen und schaute sich um; sie hatte mich erkannt, trotz der langen Haare und des großen Bartes, trotz meines fast räubermäßigen Aussehens. Ich wendete mich schnell ab; wozu alte Wunden wieder aufreißen? Die gaffenden Weiber trieben mich von dannen. Als ich mich umschaute, begegneten sich unsere Blicke von neuem; sie kam zurück und trieb mich damit zu größerer Eile an. Ich konnte sie jetzt nicht sprechen, ich durfte nicht länger weilen. Als ich aber von dem Hügel vor der Stadt nochmals auf die Häuser zurückschaute, sah ich eine Frauengestalt in Trauer mit ihrem Tuch einen Gruß herüberwehen. Vielleicht ist es der letzte gewesen. Gott segne Dich, Marie. Mögest Du so glücklich seyn, als Du es verdienst.

Auf steilem Fußpfad hinauf und hinabklimmend, kam ich bald wieder zu unserm Korps. Mein eigenmächtiges Zurückbleiben war Ursache, daß ich zum Zufußegehen verurtheilt wurde. Desto besser, dachte ich, und ließ einsam hinten nach schreitend, alle schönen Zeiten an meinen Gedanken vorübergehen. Spät am Abend erreichten wir unsere Quartiere, und lange noch hielten die Erlebnisse des Tages den Schlaf von meinen Augen fern.

Aus Wien.

Die Contrerevolution ging in Oesterreich von der Armee aus; die Offiziere, welche ihr Patent dem Stammbaum, der Protection und dem Alter verdankten, spürten zuerst den gewaltigen Stoß, welchen die Revolution diesem Zufluchtsorte der Kenntnißlosigkeit und beschäftigungsvollen Nichtsthuerei, wobei man dennoch Rang, Titel und Kleiderverzierung erwarb, beibrachte. Weder die Aristokraten, noch das Beamtenthum, nicht einmal der Clerus stemmte sich gegen Reformen, denn der Staat, den Kaiser Franz zurückließ, und den sein Diener, figürlich und wörtlich taub gegen alle Vorstellungen der loyalsten Männer und selbst der einsichtigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, wie einen Eispalast unter der brennenden Sonne erhalten wollte, — der Staat und die Verwaltung wurden als unhaltbar erkannt. Die Hohen, wie die Niedern aller Schichten des Kaiserreiches waren durchdrungen von der Nothwendigkeit, das System und die daran hängenden Persönlichkeiten über Bord zu werfen, — nur das Militär wollte auch nicht ein Härchen seines Zopfes aufopfern. Wir erinnern an die Libelle, welche im Sommer 1848 im Namen der Armee aus Lemberg, Prag und andern Orten veröffentlicht wurden; wir erinnern an den Ungehorsam Windischgrätzs gegen die kaiserliche Regierung; wir erinnern an die Rebellion Jellachichs gegen die Befehle Sr. Majestät; und endlich an die Proteste, welche Radetzky gegen den Reichstag einsandte. Die Ausartungen einiger Gassenoratoren und der Wahnwitz burschikoser Excedenten gab die erwünschte Gelegenheit, das Schwert an die Stelle der Waage zu erheben, die Aula in eine Kaserne zu verwandeln, und statt durch Volksvertreter durch zu Alter Egos avancirte Generale das Reich pacificiren und interimistisch regieren zu lassen. Die Armee hatte hiermit das Scepter in der Hand, aber wie ein Kind nicht versteht, den Degen zu schwingen, so wissen die Soldaten nicht das Scepter zu führen. Begünstigt, wie nur der Soldatenkaiser Napoleon seine Marschälle protegirte, mit aller Macht ausgestattet und ohne irgend eine Verantwortlichkeit, — haben sie in keinem einzigen Kreise ihrer Wirksamkeit ihre Aufgabe, die Verbrecher zu bestrafen, die Irrenden zurechtzuführen, die Gemüther zu gewinnen, die gesetzliche Ordnung festzustellen, das Vertrauen für Kaiser und Regierung neu zu beleben, auch nur im Geringsten zu erfüllen vermocht. Sie waren und sind noch Könige ohne Königstitel, aber auch ohne königlichen Sinn, sondern wie die revolutionären Gewalthaber der ersten französischen Erhebung wollten sie durch Terrorismus die ausgerenkten Glieder des Staates zurechtlegen. Aufschreit das Volk bei dieser schmerzhaften Operation, jedoch dieses Schreien wird wieder für Empörung und böse Gesinnung erklärt, während es doch nur die Folge des ungeschickten Arztes ist, der seine Unkenntniß durch eine rohe Procedur verdecken will. — Aber nicht bloß der Staat und das Volk ächzt unter der Contrerevolution der Armee, auch die Regierung und der Monarch. Haynau's Enthebung war nur ein Schlag auf den Sack; es war auch eine terroristische Maßregel, um die allüberall auftauchenden Herrschgelüste kleinerer Alter Egos mit einem Streiche abzuwenden. Das Ministerium bort, seitdem es das Portefeuille übernahm, mit den Schwertführern, und noch wissen wir nicht, welche Fäuste besser treffen. Noch mancher Gang wird gemacht werden müssen, aber der Ausgang ist zweifelhaft. — Wir sind zu diesem Rückblick durch einen Artikel der Soldatenzeitung veranlaßt, in welchem bereits einmal der Graf Clam seine Stimme gegen die Bureaukratie erhob. Haynau schimpft auf der Reise über die demagogischen oder demokratischen Minister; er ist noch nicht mit sich einig, welches Beiwort passender ist. In allen Offizierskreisen der Armee werden die Chancen ventilirt, die ein Versuch zum Sturz der Minister haben könnte. Es bedarf des leisesten Winkes des Kaisers, und seine Räthe fliegen mit ihrer octroyirten Verfassung und allem Ordonnanzenbrimborium — in alle Winde. — Ein Soldat, Cr., schreibt zwei Spalten darüber, daß der Staatsanwalt bei einer Bezirksgerichts-Verhandlung einen eintretenden Unteroffizier auf das Gesetz aufmerksam machte, welches die Ablegung der Waffe anbefiehlt. Ueber diese Anmaßung der k. Staatsbeamten schüttet ein k. Offizier seine ganze Entrüstung aus, und zwar im belagerungszuständischen Wien in einer Soldatenzeitung. Mit Emphase ruft Cr. aus: „Consequenterweise hätte jedem Offizier ein Gleiches geschehen können!“ Also ein Offizier hat das vom Kaiser sanctionirte Gesetz nicht zu befolgen!! — Hierauf folgt aber eine Stelle, welche den revolutionären Geist gewisser Offiziere gegen die bestehende Ordnung zu sehr charakterisirt, als daß wir sie übergehen dürften. „Wir können solche Anmaßungen (!) nur erwähnen, um unsern Beifall dem sinnreichen Einfalle des untergeordneten (!) Gliedes der unter der Aegide einer sogenannten (?) Verantwortlichkeit stehenden Büreaukratie (!) nicht zu versagen; eines Beamtenheeres, das, als dessen Adjustirung verhandelt wurde, wahrscheinlich in der Erinnerung an manche glorreiche Nationalgardendienste im Jahre 1848 nicht genug kriegerische Attribute und Rangesauszeichnungen von derselben erlangen konnte (!!), um mit diesen auf das hohe Pferd sich zu setzen, noch ohne reiten zu können, und von welchen Mancher nicht bedenkt, daß, wenn man den Herrn spielen (!) will, ohne dazu erzogen (?!) zu seyn, oder Alles, was dazu gehört, gelernt zu haben, nicht Uebermuth und Uebergriffe, nicht bloße Utilitaritäts- (?) Intelligenz das Mangelnde ersetzen, um es mit Würde und Geschick thun zu können, und daß eine edle Gesinnung erforderlich sey, um die Art des Ursprungs (!!!) nicht gewaltsam immer wieder in Erinnerung zu bringen.“ — Diese Zeilen bedürfen keines Commentars. Der Aristokrat und der Soldat spricht daraus, dem die Art des Ursprungs mehr gilt,

als Wissen, Charakter, Talent, und der auf die Adjustirung des Rockes mehr Gewicht legt, als auf die strenge Handhabung des Gesetzes. Mit dem Styl und der deutschen Grammatik ist der journalistirende Soldat, wie so viele österreichische Militärs, etwas portirt; er dünkt sich aber dennoch gelehrt und staatsweise genug, um Folgendes auszusprechen: „Es gibt Beamte, welche als Advokaten zu Bette gegangen und in hohen Würden aufgewacht, sich für das von ihnen und ihres Gleichen angemessen (!!) genossene Brod an der Klasse ihrer ehemaligen „Herren (!!) durch Anmaßung, und an dem übrigen Publikum, für das sie sich geistig in der unvorbereiteten Stellung genirt fühlen, durch Hochmuth rächen." — Diese Pointe gegen Minister Bach oder ähnliche Advokaten wird durch eine losgelassene Petarde gegen das ganze Ministerium überboten: „Man könnte auf die hoffentlich unrichtige Idee kommen, als nähme man es uns übel, daß man nur von einem Herrn ab-, diesem aber um so fester und uneigennütziger anhangen, wie es unsere Pflicht, aber auch unser Recht ist!!" — Um aber keinen Zweifel übrig zu lassen über die Tendenz des soldatischen Stimmführers, so schließt es: „Bevor die Revolutionen Mode geworden, waren die Stände folgendermaßen geordnet, als: erst die Geistlichkeit, dann Adel und Militär als Repräsentanten ritterlichen und uneigennützigen Dienens und edlen Wesens (freilich Dinge, die außer diesen Kreisen als für den Zeitgeist unpraktisch gelten), dann die Staatsbeamten und so fort." — Nach dieser Pracht sehnt sich der Herr Er. zurück, ganz ritterlich und uneigennützig wieder Robotter, rechtlose Bürger, Stellenprivilegien und Sinecuren für Adelige ꝛc. haben wollend, und endet seinen Aufsatz mit dem Seufzer, daß in einer Wählerliste einer Kreisstadt ein General unter einem Bezirkshauptmann und Pfarrer rangirt sey! — Mit Angabe dieses ungeheuern Verbrechens glaubt Hr. Er. wahrscheinlich die Quintessenz eines revolutionären Produktes geliefert zu haben. — Wie ist die Regierung zu bedauern, der solche Stimmen sich entgegenwerfen können? wie ist die Lage des Staates, wo solche Expectorationen von einem Mitgliede jener Macht, welche die Ausführung des Gesetzes zu sichern bestimmt ist (§. 113 der Verf.), ungeahndet gehört werden müssen? — Waren es die Feinde oder die Freunde der Krone und der legalen Regierung, welche das Ueberwuchern der Soldatengewalt als gefährlich bezeichneten? Das hartbedrängte Reich kann und wird nicht zur ruhigen Reform gelangen, so lange ähnliche Stimmen der Armee eingreifen in die Regierung; unter der Fahne der Treue und der Anhänglichkeit an den Kaiser wird gegen dessen Regierung und dessen sanctionirte Gesetze offen revoltirt. Die Vereine sind aufgehoben, aber die Kasernen dienen zu Clubbsversammlungen, bei denen kein Staatsbeamter die Aufsicht führen kann. Die Presse, mit Standrecht bedroht, wird von Offizieren zu den verletzendsten persönlichen Angriffen gegen die höchsten Staatsbeamten gebraucht, ohne daß diese die Macht hätten, dagegen einzuschreiten. Der Richter, welcher gesetzlich sein Amt handhabt, ist nicht bloß journalistischen Impertinenzen, sondern auch handgreiflichen Insulten preisgegeben. Staatsbeamte, welche bei Festivitäten in ihrer Uniform erscheinen, müssen sich von den Schleppsäbelträgern Witzeleien über ihre Bratspieße gefallen lassen, denn es gibt keine Behörde, die den Diener des Staates gegen den Diener des Kaisers, wie sich die Soldaten nennen, schützt. Der Offizier, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit enthoben und Gerichtsherr über die Bürger geworden, fühlt sich als Staat im Staate, und verweigert Jedem den Gehorsam, nur den Kaiser ausgenommen. Ein Festungskommandant mißachtete die Befehle des Kriegsministers, weil dieser nur Generalmajor war, jener aber Feldzeugmeister, und durch diese Chicane gegen die Mitglieder der eigenen Corporation, weil sie, untreu dem Geiste der Armee, sich dem constitutionellen Ministerium einfügen ließen, ist es unmöglich geworden, das Portefeuille des Krieges an einen geeigneten Mann zu übertragen. Dem Kaiser selbst sind durch dieses Drängen die Zügel entnommen; er muß die Individuen mehr berücksichtigen, als die Zustände. Stände nicht der General und Fürst Schwarzenberg an der Spitze des Cabinets, es wäre schon längst von der großgenährten militärischen Revolution verschlungen worden, trotz seiner Gefügigkeit zu allen reactionären Tendenzen. Die Armee und ein Theil der hinter ihr versteckten Aristokratie will nichts als die absolute Gewalt, verständnißlos für alle Bedürfnisse des Reiches und der Krone. Wäre nicht im Rathe der kaiserl. Familie eine kluge und erfahrene Frau, so würde die Palastintrigue bereits auch die wenigen bürgerlichen Rathgeber beseitigt haben, die den Schein des constitutionellen Regierens bewahren. Der junge Kaiser ist Soldat. Die Pickelhauben sind ein wichtigerer Gegenstand, als die Landesstatute; die Aenderung von Griffen beim Exercitium sind eine größere Staatsaction, als die Feststellung der Verfassungsparagraphe. Hierdurch fühlt der Soldat sich bevorzugt, und immer weiter versucht er zu greifen, selbst gegen die Absicht des Monarchen. In der Oper Robert der Teufel ist dieses Hin- und Herzerren veranschaulicht; Oesterreich weiß noch nicht, wer in die Versenkung fallen und wer auf der Bühne bleiben wird. (Gränzboten.)

Mannichfaltigkeiten.

Wallis. In der Nähe von St. Moriz wurde nach Bericht des Walliser Kouriers vom 28. eine Frau, die mit einem kleinen Mädchen in den Reben arbeitete, von einem Raubvogel angegriffen, der sich aus der Luft auf sie herabstürzte und nach ihrer Beschreibung ein Adler gewesen seyn muß. Die Frau vertheidigte sich mit Muth, aber vermochte dennoch erst nach langem Kampfe die wüthige Bestie von sich abzutreiben und zwar vermittelst eines Rebenpfahls, mit welchem sie ihrem Gegner wiederholte Streiche versetzte. Die Ehre des Kampfes ist ihr geblieben, aber auch die Spuren von den Bissen und Griffen ihres Feindes, die sie im Gesichte trägt.

(**München**, 26. August.) Die colossale Statue der **Bavaria**, welche jetzt auf dem terassenförmigen Hügel an der Theresienwiese aufgestellt ist und weit in die bayerischen Gaue hinausragt, hat das warme Dankgefühl für den alten Monarchen, das durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre etwas alterirt war, in den Herzen der Münchener wieder lebhaft angefacht. Seit diese ebensowohl wegen der Großartigkeit der Idee, als der plastischen Schönheit der Ausführung bewundernswürdige Schöpfung deutscher Kunst vollendet ist, wallfahrten täglich Schaulustige in Menge auf die Theresienwiese, um das Auge daran zu weiden. Sie nehmen sich aus wie Liliputer. Das Fest der Enthüllung dürfte eins der großartigsten, die München noch gesehen hat, werden, und zugleich den Charakter der herzlichsten Ovation für König Ludwig erhalten.

Der Kaiser von Oesterreich, ein junger Nimrod, geht im September nach Steyermark zu seinem Großonkel, Erzherzog Johann. Er hat seine beste Büchse mitgenommen, denn der Besuch gilt mehr noch den Gemsen als seinem Onkel. Erzherzog Johann hat das beste Gemsenrevier in Tyrol, also in der ganzen Welt, und in dem will der Kaiser jagen. Dann soll es dem Erzherzog auch vergessen werden, daß ihn der Wiener Hof im Verdacht gehabt hat, vor zwei Jahren in Frankfurt im Kaiserrevier gejagt zu haben.

Korrespondenz.

Karlsruhe, Ende August.

Vor mehreren Jahren hat man sich bemüht, in allen größeren, sowie auch bei weitem in den meisten kleineren Städten höhere Bürgerschulen einzuführen. Die Regierung und die einzelnen Gemeinden nahmen die Sache gleich lebhaft in Angriff. Allein es zeigt sich nunmehr, daß wenigstens bei einem Theile der Orte, in welchem solche Anstalten sind, das Bedürfniß sich nicht in dem Grade herausstellt, als man glaubte. Dies beweis't die geringe Schülerzahl in diesen Anstalten. Es gibt deren, welche nicht mehr als 8, 10, 12 oder 15 Schüler zählen. Nur in größeren Städten ist die Schülerzahl bedeutend. Unter diesen Verhältnissen hält es die Staatsregierung sowohl in ihrem eigenen Interesse als in dem der Gemeinden für zweckmäßig, in mehreren Orten diese Anstalten aufzuheben. Der Anfang ist bereits gemacht worden. Die Gemeinden erhalten dadurch eine nicht unwesentliche Erleichterung; denn aus den städtischen Mitteln werden diese Schulen vorzüglich erhalten. Der Beitrag der Staatsregierung ist für jede einzelne Anstalt gering, obwohl im Ganzen auch die Summe für alle Anstalten nicht unbeträchtlich ist. Dabei wird nun von einzelnen Gemeinden noch in Betracht gezogen, daß es für die Volksbildung ersprießlicher sey, die Volksschulen zu verbessern und wo es nöthig ist, noch einen weiteren Lehrer anzustellen. Die Söhne aller Bürger würden dann zusammen unterrichtet und von Jugend auf wären sich Die einander nahe, welche später als Bürger mit und neben einander leben. Bei der jetzigen Einrichtung blieben im Allgemeinen die Söhne der bemittelteren Bewohner einer Stadt denen der unbemittelteren oder armen fremd, und es würde dann nicht nur die Klage der Volksschullehrer, als hätten sie nur die Kinder der ärmeren Stände im Unterrichte, abgeschnitten, sondern auch der Mißstand gehoben, daß eine so große jährliche Ausgabe aus der Gemeindekasse nur für die Bemittelteren verwendet werde, während doch auch die Unbemittelteren zu den städtischen Lasten beizutragen hätten, und endlich würde die ganze Haltung der Volksschule eine andere seyn, da bekanntlich die Kinder einander sich mehr erziehen, als es von dem Lehrer geschieht, wenn die Kinder der verschiedenen Stände bei einander in der Schule wären. Ohne über diese Sache irgend ein Urtheil fällen zu wollen, haben wir uns nur bemüht, die Ansichten, wie sie bei Vielen über die höheren Bürgerschulen, namentlich in kleineren Städten, herrschen, darzulegen.

Hamburg, im August.

Unter den musikalischen Compositionen, die in jüngster Zeit als Novitäten hier erschienen, haben die des Hrn. L. Fr. Witt, Kapellmeister des Stadttheaters zu Würzburg, sich eines ungemein günstigen, ja man darf sagen glänzenden Erfolges zu erfreuen gehabt. Am meisten wurde dieser zwei zeitgemäßen Tondichtungen des genannten Componisten zu Theil, nämlich einem Trauermarsch: „Erinnerung an die gefallenen Helden bei Idstedt" und einem Männerchor: „Dem Muthigen gehört die Welt". Der letzterem zu Grund gelegte Text sprach durch seinen, den Zeitverhältnissen eben so angemessenen als poetischen Inhalt allgemein an und wurde durch die in jeder Hinsicht ausgezeichnete Composition zur vollsten Geltung gebracht. Dieser Text ist der Didaskalia vom 20. Febr. d. J. entnommen, welche denselben ohne Angabe des Namens des Dichters unter obigem Titel brachte. Hr. Witt widmete seine Composition der schleswig-holsteinischen Armee. Zum Beleg für den außerordentlichen Erfolg des obengenannten Armeeliedes haben wir zu berichten, daß solches in Verlauf von kaum drei Wochen zwölf Mal zur öffentlichen Aufführung gelangte und zwar unter Begleitung von verstärkter Orchester- und Militärmusik. In dieser Weise wurde es unter stürmischem Beifall in den musikalischen Soireen des Hrn. Canthal in der Walhalla, sowie in verschiedenen Konzerten, die zum Besten für Schleswig-Holstein stattfanden, executirt. Die Musikalienhandlung von Schuberth hat den genannten Chor bereits in vier verschiedenen Ausgaben, sowie für eine Singstimme mit Piano, wie auch für Männerchöre, Orchester und Militärmusik erscheinen lassen und fügte ihren Anzeigen die Bemerkung bei: „Die allgemeine Ansprache, welche dieß Lied findet, läßt vermuthen, daß es sich bald zum Volkslied erheben wird." Eine ähnliche Aufnahme fand der oben erwähnte Trauermarsch, welcher gleichfalls bei Schuberth im Druck erschienen. Hr. Kapellmeister Witt hatte sich sowohl von Seiten des großen Publikums, wie auch der Kunstfreunde und Kenner, einer höchst ehrenvollen Auszeichnung und aufrichtigen Würdigung seines Talentes zu erfreuen.

Carlsbad in Böhmen, 28. August.

Auch unser Kurort ist, wie in diesem Jahre alle Bäder, mit Fremden überfüllt; die Kurliste zeigt, außer den vielen sogenannten Passanten, die nur kürzere Zeit hier bleiben, und außer Denen, die sich nur zum Vergnügen hier aufhalten, an 7000 eigentliche Kurgäste, von denen noch jetzt, trotz der späten Jahreszeit, etwa 1500 hier sind. Außer den Norddeutschen, von denen die bayrische Eisenbahn über Leipzig fast täglich 50 bis 60 Personen über Zwickau hierher führte, und außer den österreichischen Ländern, waren die Polen besonders zahlreich vertreten, während in der letzteren Zeit besonders Engländer und Nordamerikaner angekommen sind, die von hier aus nach Italien gehen. Was aber in den österreichischen Bädern möglich ist, beweis't, daß man hier gewagt hat, im Theater das schlechte Machwerk: „Gervinus, der Narr vom Untersberg, oder: Ein patriotischer Wunsch", aufzuführen. Es figurirt in dieser Ausgeburt eines müßigen Kopfes Kaiser Friedrich der Rothbart und Gervinus, „sein Hofnarr". Wir müssen sehr bezweifeln, daß diese Taktlosigkeit des Theaterdirektors den vielen Norddeutschen gefallen hat, und meinen, wie die Gäste es vermeiden, in einem Kurort Politik zu treiben, so sollte auch in Carlsbad von den österreichischen Schauspielern billig jede politische Anspielung vermieden werden.

Sommertheater in Bockenheim.

Die Direktion des Sommertheaters scheint endlich zur Einsicht gekommen zu seyn, daß sie lange genug das Publikum mit alten, theilweise sehr bekannten Stücken sattsam versorgt hat, und brachte uns daher als Entschädigung ein neues Stück, betitelt: „Der Redakteur auf der Flucht, oder: Schon wieder ein Mißverständniß", Posse mit Gesang von Gustav Schönstein. Wir haben in diesem Theater seit langer Zeit nicht so viel und so herzlich gelacht, wie verflossenen Sonntag. Dieser dramatische Scherz, welcher von dem Dichter mit schlagenden Witzen, treffender Ironie und Satyre reichlich ausgeschmückt ist, versetzte das Publikum in die heiterste Laune. Besonders gelungen können wir das Couplet mit dem Refrain: „Das muß ein Mißverständniß seyn", nennen, und bedauern sehr, trotz des stürmischen Dacapo-Rufens, nicht noch mehr so gelungene Strophen gehört zu haben. Gespielt wurde theilweise gut, und es wäre nur zu wünschen, daß die Herren Schauspieler ihre Rollen nicht so in die Länge und Breite ziehen möchten und besser memorirten. Sehr verdienstvoll wirkten die Herren Dettmer, Lohmeyer, Beyhl, Faber und Meyer, in deren Händen die Hauptrollen waren. Das sehr zahlreich anwesende Publikum gab durch reichen Beifall seine volle Zufriedenheit zu erkennen, und wir zweifeln nicht, daß dieses witzreiche Stück noch öfter seine Anziehungskraft bewähren wird.

Dr. W.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Sept. (Neu einstudirt): Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Beck.

Donnerstag, 5. September. (Zum ersten Male): Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 5 Abth. nach dem Englischen des A. Bunn, Musik von J. Benedict. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Mittwoch, 4. Sept. Der Lügner und sein Sohn, Posse in 1 Akt. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule, Vaudeville-Posse in 1 Akt nach Lockroy.

Donnerstag, 5. Sept. Baron Beisele und sein Hofmeister Doktor Eisele, Localposse in 3 Aufzügen von L. Feldmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 212. Donnerstag, den 5. September 1850.

Vier und zwanzig Stunden Londoner Zeitungs-Leben.

Frei aus dem Englischen übertragen von S.

Folgende Scizze eines vierundzwanzigstündigen Zeitungs-Lebens wird dem Leser vielleicht einen Begriff geben, wie verwickelt und theuer die Einrichtungen einer täglichen Londoner Zeitung sind, sowohl was die Sammlung der Neuigkeiten, als auch die Vertretung und Publicirung der Zeitung selbst betrifft.

Am frühen Morgen, lange vor dem Frühstück, ist der Correspondent in Dublin schon beschäftigt, um seine Neuigkeiten mit dem um 8 Uhr Morgens abgehenden Dampfboote nach London zu senden. Er verschafft sich die Morgenzeitungen, schreibt seinen Bericht, und eilt mit der Eisenbahn nach dem Hafen. Sobald das Packet in Sicherheit ist, hat er bis zum Abend Ruhe, während seine Nachrichten über den Georges-Kanal dem Londoner Bureaux zueilen und noch denselben Abend eintreffen. Der Pariser Correspondent ist inzwischen aufgestanden und studirt beim Frühstück die Debats, den Constitutionnel und den Moniteur. Fertige Uebersetzer sind ihm bald zur Seite. Ein Lauf zum Hotel de ville, zu einem Bruder Journalisten oder irgend einem Punkte, wo etwa fernere Nachrichten, Bestätigung oder Widerruf eines umherlaufenden Gerüchtes zu erfahren sind und „unser Pariser Correspondent“ setzt sich nieder, seinen Morgenbericht zu vollenden. Eine rasche Feder und schnellere Gedanken beschleunigen die Arbeit und wenn alles Nöthige niedergeschrieben, werden die verschiedenen Streifen Papier in ein Couvert eingeschlossen, versiegelt und kurz vor eilf Uhr zur Post in der Straße J. J. Rousseau gesandt. — Noch ist es früh am Tage, ein Spaziergang durch die Stadt, ein Besuch bei einem Freunde, eine kurze Unterhaltung in irgend einem öffentlichen Bureaux oder im Caffe, ein zweiter Blick durch die Zeitungen und der Correspondent ist fertig, seinen ausgearbeiteten Bericht für die um 5 Uhr Nachmittags abgehende Post vorzubereiten. Dieser Bericht ist wichtig und erfordert Zeit. Sitzen die Kammern, so ist ein Stenograph beschäftigt, dort die Verhandlungen aufzunehmen, und wie die Stunde fünf näher rückt, häufen sich die Papiere. Der Bericht ist geschrieben; Auszüge aus den bedeutendsten Zeitungen gemacht; die Notirungen der Pariser und Madrider Börse kommen an; ihnen folgen rasch die Verhandlungen der Kammern, zurückgehalten bis zur letzten halben Minute, damit die Debatten bis auf den spätmöglichsten Augenblick mitgetheilt werden, und ein zweites großes Couvert mit seiner gedruckten Adresse empfängt alle diese Papiere und findet seinen Weg zum Postbureau gerade zwei und eine viertel Sekunde vor Schluß.

Während die Pariser und Dubliner Correspondenten so beschäftigt sind, sammeln ihre Collegen in Berlin, Wien, Madrid ɔc. auf ähnliche Weise ihre Neuigkeiten und schicken ihre Berichte eben am Schluß der Post ab.

Weniger systematisch gehen die außerordentlichen Correspondenten zu Werke. Der eine schwebt zwischen streitenden Armeen, der andere ist ein Attache des gefallenen Sternes von Kossuth zu Widdin, ein dritter sucht in Byzanz zu erfahren, ob denn wirklich die englische Flotte eine feindliche Demonstration gegen Rußland machen wird, ein vierter sammelt Neuigkeiten von Californien bei den Speculanten der westlichen Welt, während ein fünfter in der heißen drückenden Atmosphäre des Ostens die Plünderungen der Seeräuber von Surlon aufzeichnet.

Wie in der Fremde, so sind auch in England Correspondenten, hier jedoch Reporters genannt, beschäftigt. — Früh am Morgen, wenn der größte Theil Londons noch auf Federn oder vielmehr auf Baumwollabfall ruht, bemerkt sich einer schon die Preise des Viehes auf dem Smithfield Viehmarkt; andere zeichnen sich später im Marklane die Preise von Korn auf, in Southwark die der Hopfen, in Mincinglane die Qualitäten und Notirungen von Kaffee und Zucker. In Liverpool wird Baumwolle, in Manchester Garn, in Leeds Wollen-Waaren beobachtet, und der Stand des Marktes notirt. Die Preise der Fonds und Aetien erfahren ein ähnliches Schicksal. — Wo große Lokalversammlungen stattfinden, dort nehmen die Reporters ihre Plätze auf den Tribünen ein, um die so oft wiederholten Klagen über die Noth des Bauernstandes, oder die ebenfalls sowohl bekannten Versprechungen des unter freiem Handel zu erwartenden Glückes zu berichten. — In anderen Theilen des Landes wird über Eisenbahnunglücke, Untersuchungen von Minen Explosionen, über Versammlungen von Leuten, die fernere Kirchen zu bilden oder die den Staat von der Kirche zu trennen wünschen, Bericht erstattet. Wieder von anderen Gegenden wird ein schrecklicher Zufall oder vielleicht eine schreckliche Mordgeschichte berichtet — genug, wo im Lande auch nur eine Maus sich regt, da ist eine fleißige Feder an der Arbeit für die Londoner Zeitung. Die Poststunde ist für den Reporter in England von weniger Wichtigkeit, für ihn ist der letzte Eisenbahnzug, was der Schluß der Post ist für die Correspondenten des Auslandes. Wie die Abgangsstunde sich nähert, werden die Eisenbahn Collisionen, die Minen-Explosionen, die Mördergeschichten nebst allen andern in kleine braune Papierpakete gesteckt, und Dampfkraft befördert sie alle auf den Tisch der Subredacteurs.

Vor deren Ankunft hat jedoch London selbst schwer sein Quantum geliefert. In jedem Gerichtshofe ist eine Feder beschäftigt, sehr häufig auf der Rückseite einer Ladung; in jedem Polizeihofe ist die Bank der Reporters in voller Arbeit; bei jeder Mordschau sehen die „hochrespectablen Geschwornen“ zuweilen mit Erstaunen auf die oft zerlumpten Kleider des mit einem Groschen per Zeile bezahlten „Mitglied der Presse.“ — Rasselt die Feuerspritze durch die Straße, mit ihr geht oder läuft ein

Reporter. Wird auf öffentlichen Wegen ein Unglücklicher vom Schlage getroffen, ein Arzt und ein Reporter sind ohne Fehl zur Seite; der erste, um vielleicht ein Leben zu retten, der andere, um vielleicht ein Leben zu fristen.

Das Lokal-Circular meldet, ob die Königin ihre Spazierfahrt gemacht, und wer bei ihr zur Tafel gezogen wurde. Die Morning Post hat ihren fashionabeln Freund in der Nähe von Gunters, um über fashionable Parthieen, oder in der Nähe von Bantings, um über fashionable Begräbnisse das Nöthige zu lernen. — Jeder Theil der Stadt hat seinen Groschen-Reporter (penny a line reporter), jedes Unglück seinen Geschichtsschreiber.

Ebenso fleißig, wie die Untergeordneten, sind auch die höheren Beamten. — Der Redacteur liest die Londoner und Pariser Morgenblätter, fliegt rasch über die Debatten und ordnet in Gedanken schon die Thema für die leitenden Artikel des nächsten Tages. Er hat an einige seiner literarischen Freunde geschrieben, und empfängt von dem einen einen Wink, von dem andern eine Kritik, von einem dritten einen Artikel. Nach Beendigung des Frühstücks geht er zum Clubb, oder macht einen Besuch bei einem politischen Freunde, unterwegs schon nachdenkend über die Gründe, die er anwenden — die Bilder, mit denen er die Artikel der morgenden Zeitung ausschmücken will. — Der Sub-Redacteur eilt unterdessen zum Bureau und bespricht sich mit dem Sekretär oder andern Tagesbeamten der Zeitung über die zu erwartenden telegraphischen oder anderen Expressen, über den Character und die Fähigkeit der auf Arbeit Anspruch machenden Candidaten; er bestimmt die Reporters, die den verschiedenen Versammlungen in London und den Provinzen beiwohnen sollen und ordnet überhaupt die formellen Sachen, die fortwährend bei der Publizirung einer täglichen Zeitung vorkommen.

Während der Sitzungen des Parlamentes schwellt indessen noch eine andere Masse Manuscript unter den Federn der Reporters an. Vierzehn bis sechszehn Herren sitzen abwechselnd in der Gallerie des Hauses und nehmen während dreiviertel Stunde oder einer Stunde, je nach Arrangement, Notiz von der Debatte. Ist die übereingekommene Zeit des einen abgelaufen und sein Nachfolger angelangt, so eilt ersterer zu seinem Bureau, um die soeben gehörten Reden in extenso auszuschreiben. Während einer langen Debatte tritt häufig der Fall ein, daß derselbe Reporter zwei, ja oft zum dritten Male tief in der Nacht seinen Platz in St. Stephani wieder einnehmen muß.

Gegen 9 Uhr Abends endlich sind Redakteur, Sub-Redakteur, so wie der Redakteur für die auswärtigen Angelegenheiten am Büreau der Zeitung in voller Arbeit. Der Redakteur ist mit seinem leitenden Artikel beschäftigt, der für auswärtige Angelegenheiten mit seinen deutschen, französischen und andern Correspondenten, und der Sub-Redakteur mit der Masse aller andern Nachrichten, die jetzt haufenweise vor ihm liegen. — Die Berichte der Gerichtshöfe, meistens von Advokaten geschrieben, erfordern wenig Nachsehen, allein mit dieser Ausnahme geht kein Blatt durch des Sub-Redakteurs Hand, das nicht Aenderung seinerseits bedarf. — Versammlungen sind berichtet, um den deßfallsigen Rednern zu gefallen, nicht aber den Lesern. Eisenbahn- und Handels-Tabellen müssen summirt und lesbar gemacht werden — in Briefen von ungehaltenen fortwährenden Subscribenten liegen versteckte Schmähungen, inmitten von Aufzählungen erduldeten Unrechts und verlangter Reformen; Berichte von Polizeihöfen, Unglücken ꝛc., auf dünnes Papier hingeschrieben, erfordern ein gutes Auge, um sie nur zu entziffern; Zeitungen von allen Grafschaften des Reichs, Markt- und Schiffsberichte, Geburts- und Todesanzeigen wollen alle durchgesehen und zugeschnitten seyn für die Drucker, die durch eine rasche, geschickte sechsstündige Arbeit, die Masse von Contributionen aller Art in eine stattliche Morgenzeitung verwandeln sollen. Mit der Hülfe eines oder zweier Assistenten verschwindet schnell der Haufe und gegen Mitternacht ist der Tisch der Sub-Redaktion wieder ziemlich geräumt und bereit, die mit den letzten Eisenbahnzügen alsdann ankommenden Berichte zu empfangen. Sehr häufig fängt jetzt die Arbeit von neuem wieder an, denn obgleich durch alles Vorhergehende eine große Masse lokaler Neuigkeiten gesammelt worden, so bringen die letzten Berichte oft noch weit mehr. Die irländischen und schottischen Nachrichten kommen zur Hand und überdieß sehr oft noch Zeitungen von Amerika, Westindien, Brasilien, Frankreich und Deutschland; 1 bis 2 Stunden reichen hin, um auch diese aufzuräumen, und wenn dann die Anzahl der leitenden Artikel, die Anzahl der Annoncen bestimmt, die Colonnen berechnet, die übrigen mit dem Blatte zu erscheinenden Neuigkeiten festgesetzt und die Probeblätter nachgesehen sind, so ist die Arbeit der Redacteure für die Nacht beendigt. Gegen halb fünf Uhr ist die Zeitung im Druck und bald durch Boten und Eisenbahnen in allen Gegenden des Landes verbreitet.

Morgens 8 Uhr, wenn der frühaufstehende Kaufmann seine noch feuchte Zeitung beim Frühstück öffnet, gibt der Dubliner Correspondent seinen Bericht wieder an Bord des Dampfbootes in Kington ab; — so enden die 24 Stunden des Londoner Zeitungslebens.

Merkwürdige Flucht aus dem großen Châtelet.

Einige der ärgsten Gefängnisse — heißt es in einem Aufsatze, die Geschichte der Gefängnisse betreffend, in den „Blättern für Lit. Unterh." — wurden am Ende des letzten Jahrhunderts zerstört, unter ihnen das große und kleine Châtelet, zwei Festungen, in früherer Periode französischer Geschichte zur Vertheidigung der Stadt errichtet. Nicht lange vor Abbruch dieser mit Schlamm, Schlangen und Gewürm erfüllten Löcher entfloh ein junger Advokat, Varnier, auf merkwürdige Weise dem großen Châtelet. Bei Voltaire's letzter Anwesenheit in Paris, als er eines Abends von einem „Vive Voltaire!" schreienden Volkshaufen längs dem Pont-royal gedrängt wurde, öffnete dieser junge Mann, Varnier, die Wagenthüre und rief, die Hand des Patriarchen von Ferney küssend: „A bas les rois! Vivent les philosophes!" Der Polizeiinspektor Marais befand sich in der Nähe, ließ Varnier greifen und ungeachtet des Widerstandes des Volkes, welches dem Inspektor übel mitspielte, nach dem Châtelet bringen, wo er sich für die widerfahrene Unbill auf das Roheste an dem unglücklichen Gefangenen rächte, der aus Verzweiflung zu entkommen oder unterzugehen beschloß. In einer Nacht, wo ein Gewitter mit Donner und Blitz die Aufmerksamkeit der Wächter von ihrer Pflicht ablenkte, wagte er den Versuch. Die benachbarte Kirchuhr schlug zehn, als er sich in den Straßen sah, durch welche er so eilig als möglich rannte. Aber er war nicht weit, als er schon Waffengeklirr und Hufschläge hinter sich vernahm; — eine Minute später, und alle Hoffnungen auf Leben und Freiheit sind für immer vernichtet! Da fällt sein Auge auf ein altes Weib, die sich eben damit beschäftigt, die Thüre eines kleinen Eckhauses abzuschließen. Gerade in Begriff, einzutreten, wendet sie sich um, zu antworten, nach einer Person, die mit ihr spricht. Varnier erfaßt die Gelegenheit, stößt die Pforte auf und dringt in das Haus. Alles ist finster innen, und er tappt einen Gang entlang und einige Stufen hinauf, bloß von dem Klange eines Instruments und einer süßen Frauenstimme geleitet, welche eine Arie aus einer damals sehr beliebten Oper singt. Er hat keine Zeit zu verlieren, denn er muß jeden Augenblick erwarten, daß das alte Weib ihn einhole. Die Thüre des Gemachs erreichend, welchem die Töne entströmen, öffnet er und fleht vor einer lieblichen jungen Schönheit, deren Schutz und Beistand er erfleht. Von seinem Elende gerührt, verspricht sie, ihn zu verbergen. Nun nennt er sich, erzählt die Geschichte seiner entset-

lichen Kerkerhaft und wunderbaren Flucht, und schließt mit Verwünschungen, die er auf das Haupt des Ungeheuers Marais schleudert. Bei diesem Namen wechselt die Dame die Farbe, aber bevor eine Erklärung stattfinden kann, verkündet lautes Klopfen an die Außenthüre und eine zornige Stimme auf der Treppe das Nahen der Gefahr. Bleich und zitternd erhebt sich die Dame, deutet nach der Thür einer kleinen Nebenstube, und flüstert ihm zu, dort hineinzugehen und sich stille zu verhalten. Kaum ist er darin eingeschlossen, als er die Tritte eines Mannes in dem eben verlassenen Zimmer vernimmt. Ohne Zweifel ihr Vater oder Gemahl, denkt Varnier. „Was haben Sie an den Händen?" fragte das junge Mädchen, „sie sind mit Blut befleckt." — „Gib mir Wasser, um sie zu waschen," entgegnet der Mann; „einer unserer wichtigsten Gefangenen ist diesen Abend entwischt, und — setzte er mit einem Fluche hinzu — ich habe mich an den Uebrigen gerächt." Es war der Inspektor Marais! Er begehrte darauf Wein, und nachdem er getrunken, ging er fort, seiner Tochter bedeutend, daß er die ganze Nacht nicht wiederkäme. „Ich muß mich vergnügen," sprach er, „um mir diese ärgerliche Sache aus dem Kopfe zu bringen." Mit Hülfe des jungen Mädchens entkam Varnier aus Frankreich, von seiner Retterin begleitet, und Marion, des Inspektors Tochter, ward die Gattin des Gefangenen.

Ein politisches Votum von Fr. Seybold.

Schon vor 30 Jahren schrieb Fr. Seybold in Stuttgart folgende Worte, die heute noch so gut als damals passend, ja heute eine noch entschiedener praktische Bedeutung in sich tragen, als damals:

„Der Mißbrauch der Freiheit soll die unumschränkte Gewalt begründen. Wahr ist, daß die Freiheit an manchen Orten schon Vorwand und Deckmantel der ruchlosesten Schlechtigkeit gewesen ist. Wie! Soll aber darum der Mißbrauch der Freiheit den der Gewalt rechtfertigen? Wer den Despotismus für ein Mittel gegen die Anarchie hält, muß wohl auch die Anarchie als ein Mittel gegen den Despotismus gelten lassen. Wenn die Willkür der Gewalt ihr Recht auf den Mißbrauch der Freiheit gründen will, dann darf die Zügellosigkeit der Menge das ihrige nicht weniger auf die gemißbrauchte Herrschaft des Regenten gründen. Verhielte das sich so, dann freilich wären die Völker dazu verdammt, es sich gefallen zu lassen, daß die beiden Ungeheuer dieselben sich spielend zuwerfen, und das eine sie zum Verschlingen auffängt, wenn das andere sie gesättigt ausspeit. Können Verbrechen Verbrechen, Unrecht Unrecht und Wahnsinn Wahnsinn rechtfertigen, dann gehört ihnen die Welt, und das Reich der Tugend, des Rechts und der Vernunft ist ein Traum der Thoren. Wenn, wie man oft sagen hört, das menschliche Geschlecht so verdorben ist, daß es die Freiheit nicht ertragen kann, wie kommen dann Wenige, die bis jetzt noch nicht bewiesen haben, daß sie besser sind als die Uebrigen, dazu, diese beherrschen zu wollen? Sind diese zu schlecht, um frei zu seyn, sind dann Jene gut genug, um Diesen zu befehlen? So Viele sollen weniger als Mensch seyn, wie kommen dann die Wenigen dazu, mehr als Menschen seyn zu wollen? Ließe sich ein Mißbrauch rechtfertigen, dann wäre es eher der Mißbrauch der Freiheit, als der Mißbrauch der Gewalt, weil jener doch nur eine Folge von diesem und ein Aufstand dagegen ist. Der Mißbrauch der Gewalt ist Druck, Angriff; der Mißbrauch der Freiheit oft nur Gegendruck, Nothwehr. Ist der Mensch wirklich so sehr verdorben, dann hat es wenigstens die Freiheit nicht verschuldet. Er war lange genug in den Händen der Gewalt, und seine Schlechtigkeit hätte diese zu verantworten, wenn die Gebrechen des Zöglings anders dem Erzieher zugerechnet werden können. Die Wenigen aber, die ihre Vorrechte und die Rechtlosigkeit Vieler auf das Verderben dieser gründen, möchten kein besonderes Vertrauen verdienen, wenn sie für sich und gegen Andere sprechen und in eigner Sache Partei und Richter sind. Schwerlich dürfte auch von ihnen eine schnelle Verbesserung der vielen Schlechten zu erwarten seyn, weil ein Vormund, der von der Verwaltung der Güter seines Mündels lebt, die gute Meinung nicht für sich hat, daß es ihm besonders darum zu thun sey, die Volljährigkeitserklärung des Minderjährigen zu beschleunigen. Die Pflege und Erziehung des Thronerben wird, aus kluger Vorsicht, der Regentschaft nicht gern anvertraut."

Lied.

Die Friedensmänner sitzen an dem Main,
Berathend sich in traulichem Verein;

Wohl hat die Männer edler Wunsch beseelt,
Doch scheint nicht passend wie die Zeit gewählt;

So lang im Nord ein Heldenvolk noch ringt,
So lang der Feind ihm Schmach und Ketten bringt,

So lang es noch auf Leidenswegen wallt,
So lang sein Nothschrei wirkungslos verhallt,

So lange nicht ein Vaterland ersteht,
Das ungebeugt den Schritt des Siegers geht,

So lang man noch nach beiden Seiten hinkt,
„An's Kreuz!" heut ruft, die Palme morgen schwingt,

So lang vor Opfern man noch zagt und bangt:
Kehrt auch kein Friede, der in Ehren prangt.

Schafft erst ein Deutschland, schafft es stark und groß!
Liebäugelt nicht mit Russe und Franzos!

Steht einmal fest, auf jene Kraft gebaut,
Die Gott mehr, wie des Auslands Schwüren traut!

Erkennt's, ihr Lenker, Völker insgesammt,
Daß Deutschlands Größe deutschem Muth entstammt!

Thürmt erst der wahren Einheit Felsenhort,
Dann kommt und sprecht das rechte Friedenswort!

Der rechte Friede bleibt ein Kleinod; doch
Der faule Friede nur ein prunkend Joch!

Karl Aulenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 26. August.) Unserem trefflichen Meister der Erzgießkunst, Herrn Inspector Miller, wurde, aus Anlaß der glücklichen Vollendung und Aufstellung des kolossalen Standbildes der Bavaria am 22. Abends von den Künstlergesellschaften „Zum Stubenvoll" und „Neu-England" ein Fest gegeben, bei welchem Trinksprüche mit Gesängen wechselten. Unter den Trinksprüchen gefiel besonders jener, der Dem, der es erdacht (Se. Maj. König Ludwig), Dem, der es gemacht (Schwanthaler) und Dem, der es vollbracht (Herr Inspector Miller) zugleich galt. Wegen der Abwesenheit Sr. Maj. des Königs Ludwig

von hier, wird die Enthüllung der Bavaria erst beim October-Feste stattfinden.

(Englischer Egoismus.) So viel steht fest, daß man die Politik der Briten, die so viel Großmuth im Munde führt, erst in ihren Colonien oder kleinen und schwachen Staaten gegenüber in ihrem wahren Lichte kennen und würdigen lernt. So erwähnt der Prinz Adalbert von Preußen in seinem Reisewerke bei Gelegenheit der Rhede von Gibraltar, daß gewöhnlich eine bedeutende Anzahl kleiner Küstenfahrer am Strande des sogenannten „neutralen Bodens" (der die englische Festung von dem spanischen Gebiete scheidet) zu liegen pflegt. „Diese Fahrzeuge treiben einen großartigen Schmuggelhandel von Gibraltar nach Spanien, den England nicht nur erlaubt, sondern sogar beschützt. Der kleine Regierungsdampfer „Lizard" liegt beständig in Bereitschaft, auf das erste Signal von der Höhe des Felsens dem Schmuggler zu Hülfe zu eilen, der von den spanischen Wachtschiffen verfolgt wird. Der „Lizard" bringt entweder den Schmuggler im Schlepptau nach Gibraltar, oder legt sich zwischen das Fahrzeug und den Spanier, so daß der letztere aus Rücksicht auf die britische Flagge nicht Feuer zu geben wagt.

Aus einer Statistik ergibt sich, daß 3000 Omnibus in England täglich fahren und daß zu denselben 130,000 Pferde gehören. Die Kosten des Omnibuswesens, den Ankauf der Fuhrwerke und der Pferde nicht eingerechnet, betragen etwa $2^1/_2$ Millionen Pfd. St. Die Zahl der Passagiere, welche diese 3000 Omnibus jährlich befördern, beläuft sich etwa auf 300 Millionen.

Berlin sitzt im Theater, es ist mehr schaulustig als thatenlustig. Bis zum Jahr 48 reichten drei große Theater hin, im Jahr 48 war jede Straßenecke eine Bühne und jetzt sind acht Theater überfüllt und im nächsten Jahr ein Dutzend.

Was ist aus der deutschen Flotte geworden? Sie liegt an der Wesermündung und scheint zu verkümmern. Das stolze und gut eingerichtete Admiralschiff Hansa wird von einem Lieutenant und einer kleinen Mannschaft bewacht, von den dazu gehörigen Kriegsdampfern ist Erzherzog Johann an Oldenburg verpfändet und die übrigen sieben Dampfer liegen traurig und verlassen im Hafen und warten auf einen Retter. Die Fregatte Deutschland liegt mit 26 Kanonenbooten in Vegesack und wird als Schulschiff für den Unterricht der Seecadetten benutzt und die Fergatte Gefion vor Eckernförde. Die Mannschaft vom Admiral Brommy an bis herab zum letzten Schiffsjungen haben die größte Langweile und verzehren ihren Gehalt monatlich an 36,000 Thlr. mit dem größten Verdruß und die Maschinisten haben nichts weiter zu thun, als die Kolben und Cylinder zu putzen. Bemerkenswerth aber ist es, daß es die deutsche Flotte selbst in ihrem jetzigen unvollkommenen Zustand mit der dänischen aufnehmen könnte, wenn —

Korrespondenz.

Ludwigshafen, Ende August.

Nachdem seit lange her von allen Seiten Klagen eingelaufen sind, können wir uns nicht enthalten, das höchst unstatthafte Verfahren zu rügen, welchem sich ein Theil der Reisenden auf dem Ludwigshafen-Berbacher Eisenbahnhof hier ausgesetzt sieht. Obgleich nämlich die beiden Wartesäle der zweiten und der letzten Klasse vollkommen fertig sind, findet man es hier für gut, sich zwar recht gern das Geld für die zweite Klasse bezahlen zu lassen, beliebt aber demungeachtet, den Wartesaal der zweiten Klasse nicht zu öffnen. Mag es regnen oder schneien, mag die Sonne mit italienischer Gluth herabschauen oder mögen Stürme heulen, alles dieß ist ganz einerlei, die Passagiere der zweiten Klasse müssen — ob Damen oder Herren — in den Wartesaal der letzten Klasse, in welchem meist ein mephitischer Dampf schlechten Tabaks Alles verpestet. Wir fragen, ob dieß ein zu billigendes Verfahren gegen das reisende Publikum ist? Wenn man sich das Geld für eine zweite Klasse bezahlen läßt, ist man — unserer Ansicht nach — verpflichtet, auch den betreffenden Reisenden den für diesen Platz bestimmten Wartesaal zu öffnen. Das Gerümpel, was in demselben steht, findet wohl auch noch anderswo ein Unterkommen! Wir erwarten, im wohlverstandenen Interesse der Bahnverwaltung selbst, daß diesem Uebelstande baldigst abgeholfen wird.

Mainz, 29. August.

Der Abschied des Sommers offenbart sich schon auf fühlbare Weise und mahnt die Menschen, statt der Blüthen der Natur, welche ihren schönsten Flor bereits begraben hat, sich Blüthen der geistigen Welt zu sichern. Noch zwar stehen dem Freunde der Natur herrliche Genüsse bevor; noch liegt vor uns der farbenprangende September, der sicher nur deßhalb den Namen „Wonnemonat" an seinen Rivalen Mai überlassen mußte, weil der Mensch mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart lebt, und die Nähe des geoffenbarten jungen Lebens das Herz — selbst bei aschgrauem Himmel — freudiger hebt, als der freundlichste Himmel in der Nähe des starren Wintertodes. Noch erwarten uns von einem günstigen Zeus schöne Tage; aber bereits dehnen die Schatten sich länger und begann wieder die Herrschaft des Abends. Darum nahen mit ihren Blüthen die pierischen Jungfrauen, die hehren Freundinnen des Menschen, und öffnen ihre Tempel, in deren heiteren Räumen die Sonne der Kunst den düsteren Abend in freundlichen Tag verwandelt, und die Menschen denken daran, für die langen Abende behaglich sich einzurichten und dieselben durch gesellige Genüsse zu kürzen. So auch bei uns. Nächsten Sonntag, als am 1. September, wird hier der langverschlossene Tempel Thaliens sich wieder öffnen, als erste Spende uns das immer neue Tonwerk: „Norma", bietend. Für tüchtige Besetzung hat unser neuer Theaterdirektor, Hr. Greiner, der unserer Bühne nicht als Zugvogel angehören wird, gesorgt, und unser Publikum wird eben so bemüht seyn, seine guten Intentionen thatkräftig zu unterstützen. — Für das gesellige Leben in unserer Stadt bereitet sich ein neuer Vereinigungspunkt vor. Neben dem bestehenden alten Casino, das sich gegen das sogenannte bürgerliche Element von jeher hermetrisch abschließt, soll ein Bürger-Casino gegründet werden, dessen Statuten der Zeit „Rechnung tragen" sollen. Für dieses gesellige Unternehmen, das bereits als gesichert erscheint, interessiren sich viele der angesehensten Bewohner unserer Stadt aus dem Handelsstande, wie aus dem Gewerbstande. Jedenfalls thut bei der Verflachung des öffentlichen Lebens, welche uns wieder bevorsteht, ein Vereinigungspunkt des Bürgerstandes noth, damit wenigstens eine Errungenschaft der Neuzeit bleibe — die der Theilnahme an öffentlichem, an geistigem Leben, die Betheiligung an läuternder Bildung.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. September. (Zum ersten Male): Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 5 Abth. nach dem Englischen des A. Bunn, Musik von J. Benedict. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 6. Sept. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 5. Sept. Baron Beisele und sein Hofmeister Doktor Eisele zum ersten Male in Frankfurt am Main, Localposse in 3 Aufzügen von L. Feldmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 213. Freitag, den 6. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

I.

Von der blauen Spiritusflamme aufgemuntert, summte der blanke Theekessel sein gemüthliches Abendlied, während die jüngste Tochter des Hauses an einem Seitentische kleine Butterbrode nebst feinem Theebackwerke zierlich in silberne Brodkörbchen ordnete. Sie schaute zuweilen hinüber nach zwei alten Herren, welche an einem kleinen Tischchen in der tiefen Fensternische des alterthümlichen Hauses ernst und bedächtig beim Schachspiele saßen.

Der ältere dieser beiden Herren, ein wohlkonservirter Sechziger und hochgewachsener, noch kräftiger Mann, war ein pensionirter Major, welcher, von mehrjährigen Reisen vor einigen Wochen in seine Heimath zurückgekehrt, bei seinem jüngeren Bruder auf dem alten Stammsitze der Familie zum Besuche sich befand.

Wegen einer sogenannten Mißheirath des jüngeren, hatten beide Brüder lange in einem etwas gespannten Verhältnisse gelebt. Man konnte jedoch auf den ersten Blick bemerken, daß dieses längst ausgeglichen und an seine Stelle ein ganz gemüthliches Familienleben eingekehrt sey.

Auch hatten sich einige Gäste aus der Nachbarschaft eingefunden, welche der Gutsherr eingeladen, um dem einsamen Landsitze etwas mehr Heiterkeit zu verleihen, denn man feierte eben den Beschluß des Jahres: es war Sylvester-Abend. Damen waren keine zugegen, außer der Frau des Hauses nebst ihren beiden Töchtern, zwei lieblichen Mädchen.

„Aber, liebes Kind!“ sagte der Hausherr zu seiner noch immer hübschen, für ihre Jahre noch keineswegs alt aussehenden Gattin, „womit werden wir denn heute, am Sylvester-Abend, unsere Gäste unterhalten, da das schlechte Wetter und besonders das Glatteis die Hälfte der Erwarteten uns entzog?“

„Je nun,“ war die Antwort, „wir müssen uns auf unserer alten einsamen Klause so gut amusiren als möglich.“

„Fritz, setze die Spieltische zurecht!“ befahl Herr von Werdheim einem Diener, der eben zwei Punschflaschen auf den Seitentisch stellte.

Emma, von Werdheims jüngste Tochter, welche, wie es schien, bereits der Liebling ihres Oheims, des Majors, geworden, sandte demselben einen so sprechenden Blick zu, daß dieser sich bewogen fühlte, seinen Bruder zu bitten, heute Abend eine andere Unterhaltung zu wählen.

„Aber was denn nun, meine lieben Kinder?“ fragte der Major.

„Geschichtchen erzählen, bester Onkel!“ fiel Emma ein. „Du weißt ja so Vieles aus Deinem Kriegsleben und Deinen Reiseabenteuern und kannst so schön erzählen.“

„Aber, mein kleines Schmeichelkätzchen, darf ich denn auch mein Pfeifchen dabei rauchen?“

„Das ist es ja eben, was Deinen Erzählungen so vielen Reiz gibt. Du solltest Dich nur sehen, wenn Du in kurzen Pausen so behaglich die blauen Ringel in die Luft bläsest und dann zuweilen, in Nachdenken versunken, Deinen Schnurrbart streichst.“ Dann setzte sie etwas leiser hinzu: „Bitte, bitte, lieb' Onkelchen! die Geschichte vom blinden Albert, welche Du uns so lange schon versprochen hast!“

II.

Schon länger als eine Stunde hatte die Gesellschaft bei Thee und Punsch in heiterem Geplauder verweilt und die blauen Tabaksringel sich bereits so dicht aneinander gereiht, daß die kleine Emma, aus Furcht, der Rauch möge der Mutter neue, kostbare Haube verderben, diese unbemerkt gegen eine minder werthvolle vertauscht hatte.

Als der Punsch die Gemüther nach und nach erwärmt, die Herzen erschlossen und Einer Dieß, der Andere Jenes aus seinem Leben mitgetheilt hatte, sprach der Gutsbesitzer: „Aber, lieber Bruder! wie kam es denn, daß damals aus Deiner Heirath nichts wurde? ich habe Dir doch, auf Dein Verlangen, alle dazu erforderlichen Papiere gesandt! Du weilst nun schon drei Wochen in unserer Mitte und hast mir noch kein Wort darüber mitgetheilt! — Aber,“ fügte der Gutsbesitzer etwas ernster hinzu, „verzeih' meine etwas vorlaute Frage. Wenn diese Erinnerung Dich vielleicht schmerzlich berührt, dann wollen wir sie nicht wieder auffrischen.“

„Ja, wie man's nimmt! sie war mir damals schmerzlich, oder ich könnte vielmehr sagen: sie verursachte mir einen wohlthuenden Schmerz.“

Nach einigen starken Zügen aus seinem Meerschaumkopfe begann der Major:

„Ja, ja, meine Freunde! wie das so geht in der Welt. Daß ich ein alter Junggeselle geworden, das hat seine guten Gründe. In meiner ersten Jugend war ich ein etwas flatterhafter Wildfang; auch war in den unruhigen Zeiten nicht an eine eheliche Verbindung zu denken, und, nebenbei gesagt, ich fühlte mich zu wohl bei der guten Aufnahme, die ein junger Offizier in der Damenwelt genießt, als daß ich Lust empfunden hätte, mich durch Hymens Bande dauernd fesseln zu lassen. Da man mich für sehr reich hielt und noch dazu — ich weiß zwar nicht, ob ganz mit Recht — mir den schmeichelhaften Namen „der schöne Ulanen-Lieutenant“ beilegte, so gewährte es mir mitunter ein großes Vergnügen, wenn ich bemerkte, wie man von allen Seiten Jagd auf mich machte.

„Man sagt wohl, schöne Männer besäßen selten gefühlvolle Herzen, und ich muß zu meiner Schande gestehen: auch mir war kein solches beschieden, das heißt: in Beziehung auf meine

Liebschaften. Alles, was wir ohne Mühe erwerben, geben wir auch leicht wieder hin.

„So lange ich im activen Militärdienste stand, trieb ich's so fort; aber, wie das so geht, man wird nach und nach alt; auch stellte sich, in Folge einer Schußwunde in die Brust, ein Uebel bei mir ein, welches so sehr zunahm, daß ich genöthigt war, meinen Abschied zu nehmen.

„Im Sommer bereiste ich nun die für meinen Zustand geeigneten Bäder und im Winter wohnte ich gewöhnlich in einer Garnisonstadt am Rhein.

„So vergingen einige Jahre. Mein körperliches Uebel hatte sich merklich gebessert; dagegen litt ich nun an einem geistigen Uebel, welches noch weit schlimmer war, nämlich an der Langweile eines alten Junggesellen.

„Der ledige Stand eines Soldaten im Dienste will nichts sagen: da hat man Kameraden, selbst dann, wenn man in die späteren Jahre kommt; allein für einen Privatmann, und noch dazu für einen alten Offizier, der keine besondere wissenschaftliche Bildung besitzt, ist es ein trauriges Leben. Rücken wir zu höheren Jahren vor, so verlieren sich allmälig unsere Freunde; der eine ist ein glücklicher Gatte und Vater und erinnert sich unser vielleicht kaum Einmal im Jahre; — der zweite ist gestorben, der dritte verdorben — und so stehen wir denn endlich allein.

„Folgendes war ungefähr meine Lebensweise: Ich schlief so lange wie möglich, ging Mittags zur Table d'hôte, promenirte ein wenig und — verschlang Romane. Obschon noch immer bei den Damen recht gerne gesehen, hatte ich doch das ewige Courmachen herzlich satt.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste deutsche Gesangfest der nordöstlichen Staaten der Union.

Philadelphia, 19. Juni 1850.

Die reinste Sonne beleuchtete am Montag früh die Eröffnungsscenen des reizendsten Festes. Um 7 Uhr wogten die Schaaren der Sänger von allen Seiten nach dem Hauptquartier, von wo aus eine Prozession gebildet wurde. Nachdem sie formirt und die stattlichen Fahnen der Sängervereine in die Reihen der letztern vertheilt waren, wurde eine prächtige Ver.-St.-Fahne unter Escorte des Anordnungscomite's die Fronte des langen Sängerzuges entlang getragen, und von allen Vereinsfahnen beim Vorübergehen achtungsvoll salutirt. Dann setzte sich der Zug, von den beiden ältesten Philadelphier Vereinen eröffnet und den drei jüngern geschlossen, die auswärtigen Vereine und Sängerdeputationen in der Mitte, in Bewegung. Die schönen Männergestalten, von denen New-York uns eine so imposante Anzahl sandte, zogen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, und eine große Menschenmasse begleitete den Zug bis zur Musical Fund Hall, wo eine allgemeine Probe zu dem am Abend stattfindenden Konzerte gehalten wurde. Nachdem dieselbe vorüber war, formirte sich die Prozession auf's Neue und passirte durch einige Straßen im schönsten Stadttheile, endlich die Chesnutstraße hinunter nach dem State House, durch das Hauptportal desselben nach dem „Unabhängigkeits-Platze", der mit 10—15,000 Menschen angefüllt war. Hier wurden die Fahnen in der Mitte eines gebildeten Kreises aufgepflanzt und eine aus den Beamten und Direktoren aller vertretenen Vereine bestehende Deputation verfügte sich in den Audienzsaal des Mayors der Stadt, Hrn. Joel Jones, von welchem sie in kurzer Rede herzlich willkommen geheißen wurden, und welcher seine aufrichtige Freude darüber ausdrückte, daß man Philadelphia als den Platz auserkoren habe, um das erste Gesangfest zu halten, das, wie er hoffe und sehnlichst wünsche, nun in jedem Jahre wenigstens ein Mal wiederholt werden würde. Philadelphia sey bereits durch viele, in der Geschichte groß dastehende Ereignisse berühmt; dieß erste und bis dahin einzige Gesangfest der Ver.-Staaten füge ihr, der Stadt Philadelphia, ein neues Denkmal, und zwar ein herrliches Friedensdenkmal der Kunst zu.

Hr. Dr. Hermann E. Ludewig von dort erwiderte auf die Anrede des Mayors Folgendes:

„Mein Herr Mayor!

Die versammelten Sänger der nordöstlichen Gesangvereine unserer glorreichen Union, die Sie soeben so freundlich empfangen haben, danken Ihnen, danken der Stadt, in deren Namen Sie sprechen, herzlich für diesen so wohlwollenden Empfang. Auch sie empfinden es, welch' tiefe Bedeutung darin liegt, daß es Philadelphia, die Stadt der brüderlichen Liebe, ist, wo sie sich zum ersten Male zu einem größern Ganzen vereinen; auch sie fühlen es tief, daß sie zuerst in der Halle empfangen werden, welche nicht bloß dem Amerikaner das heiligste Gedenkzeichen ihrer muthig erkämpften Freiheit, sondern der ganzen übrigen Welt ein Wahrzeichen Dessen ist, was Männer können, die frei seyn wollen, ein Leuchtthurm, der sie durch die Nacht der Unterdrückung hindurch den höchsten Segnungen der bürgerlichen Freiheit zusteuern läßt. — Dieß Gefühl wird dadurch noch erhöht, daß unser Blick nicht nur vorwärts, nach Dem, was wir als Amerikaner werden und erreichen sollten, gerichtet ist, sondern daß die Liebe ihn auch noch nach dem schönen Lande zurückleitet, das uns geboren hat und das wir nie vergessen können. Darum aber legt uns auch ein so begeisterndes Fest, wie das heutige, doppelte Pflichten auf und läßt uns nicht bloß darnach streben, für das Land unserer Wahl gute und nützliche Bürger zu werden, sondern auch den daheim über dem fernen Ocean gebliebenen Brüdern mit gutem Beispiel voranzugehen und so durch unsere Thaten uns als Brüder würdig zu zeigen. Dieß wollen wir, dieß geloben wir an diesem erhabenen Orte, und mit diesen Vorsätzen danken wir nochmals für Ihre freundliche und so wohlthuende Aufnahme."

Der Mayor begleitete nach Beendigung dieser Ceremonie die Deputation nach dem Unabhängigkeitsplatze, wo die Sänger noch verweilten und bei Ankunft des Mayors die schönen National-Gesänge „Hail Columbia" und „Star spangled Banner" in vollem Chor sangen. Der Eindruck dieser Gesänge, obwohl ihre Kräfte durch die ungeheuere anwesende Menschenmasse gedämpft wurde, wird als grandios von allen Seiten gerühmt. Nach dieser Scene bewegte sich die Sängerprozession nach dem Hauptquartier zurück. Der Nachmittag verstrich unter Erholungen verschiedenster Art, worunter auch die Vernichtung unsers pontischen Lagerbiers zählte. In vielen Salons und Gärten, wo dieser Trank verzapft wird, hörte man bereits fröhliche Sängersweisen erschallen und der deutsche Theil der Stadt war voll Leben und Bewegung. Am Abend endlich zogen die Sänger in Prozession nach dem Konzert-Saale und vor einem wider Erwarten nicht so sehr gefüllten Saale, als man zu hoffen berechtigt war, fand das Konzert statt, dessen Großartigkeit bis dahin in den Vereinigten Staaten unerreicht dasteht. O, könnte ich den Eindruck schildern, den das harmonische Zusammenwirken, der Einklang von circa 350 Männerstimmen hervorbrachte, welche mit einer ausgezeichneten Präzision und voll des erhabensten musikalischen Gefühls, die herrlichen für diese Gelegenheit ausgewählten Gesänge durchführten! Der Effekt war magisch und das Zuhörerpublikum wie elektrisirt. Die von den einzelnen Vereinen vorgetragenen Gesänge wurden ebenfalls durchgängig mit Auszeichnung vorgetragen, und Ihre, die New-Yorker, Vereine haben uns einen gewaltigen Respekt von der Gesammtheit ihrer musika-

lischen Kräfte eingeflößt, die unter dem Schwingen der Zauberstäbe in den Händen der vortrefflichen Dirigenten sich wirklich großartig entfalteten. Das Konzert als Ganzes steht einzig da, es hätte verdient, von Tausenden und Abertausenden von Zuhörern gehört zu werden, und muß den daran betheiligten Sängern selbst zur innersten Befriedigung gedient haben.

Nach beendigtem Konzert zogen die Sänger nach dem Hauptquartier zurück, um sich durch einen kalten Lunch und ein gutes Glas Bier zu stärken. Dann aber rückten sie noch einmal aus und brachten unserm verdienten Mayor Jones eine Serenade, welche den wiederholten Dank desselben nach sich zog. Wieder in dem Hauptquartier angelangt, überließen sich die Sänger, aller Ceremonien nun entledigt, den Herzensergießungen und Freudeausbrüchen ihrer Gefühle. Der herzinnige Bund der hier so würdig vertretenen Sängerfamilie, längst im Herzen und im Geiste geschlossen, wurde jetzt in der That vollzogen. Alle Sänger fühlten sich zu einander hingezogen, alle fühlten das Bedürfniß des gegenseitigen Anschlusses und Liebesaustausches; es war wahrlich ein herrlicher Anblick, und gewiß, hier zeigte sich, daß Bruderliebe kein leerer Wahn ist, den Sangesbrüdern wenigstens aus allen Regionen leuchtete die gegenseitige Brüderlichkeit aus dem Antlitz. Der Montag wurde scherzlich und herrlich beschlossen und wird noch lange, lange in aller Theilnehmer Erinnerung fortleben.

Der zweite Tag des Festes war einem ländlichen Ausflug der vereinigten Sängerbünde, an welchem sich viele Tausende von Sangesfreunden betheiligten, gewidmet. Gesangesvorträge aller Art, Reden und Toaste, Festmahlzeit und mannichfache Volksbelustigungen verliehen auch diesem zweiten Tage ein so hohes Interesse, daß er allen Anwesenden nicht aus dem Gedächtniß verschwinden wird. Die Stiftung eines allgemeinen Sängerbundes der nordöstlichen und mittleren Staaten der Union wurde beschlossen, sowie daß das nächste allgemeine Gesangfest in Baltimore abgehalten werden soll.

Mannichfaltigkeiten.

(Graubünden.) Der „Liberale Alpenbote" vom 24. Aug. meldet: Hr. Oberingenieur La Nicca hat so eben, wie wir vernehmen, die Aussteckung der Berninastraße vollendet. Diese Straße darf füglich sowohl wegen der sie umgebenden Gebirgsnatur — imposante Gebirgsmassen, großartige Gletscher, schöne See'n — als wegen ihres hohen Uebergangs von 2337 M., beinahe 8000 F. über dem Meere, zu den interessantesten Gebirgsübergängen gezählt werden. Der Uebergangspunkt dieser Straße liegt circa 900 F. höher, als derjenige der Splügnerstraße und wird nach dem Stilvio wohl die höchste fahrbare Gebirgsstraße in Europa seyn. Ihre Gesammtlänge von Pontresina bei Poschiavo beträgt 32,400 M. oder beinahe 7 Schweizerstunden. Der südliche Theil dieser Straße, von La Motte bei St. Carlo, von beiläufig $2^1/_2$ Stunden, wurde vor 2 Jahren vollendet und ist von Sachkennern als sehr gelungen erklärt worden. Im kommenden Jahre soll die Strecke von St. Carlo bei Poschiavo, so wie diejenige über den höchsten und schwierigsten Theil des Berges in einer Länge von 2 Stunden aufgeführt werden. Die bei dieser Straße angenommene Steigung beträgt durchschnittlich 8 Prozent, und da eine so bedeutende Höhe durch geschickte Benutzung des Terrains so zu sagen ohne Kehren erreicht wird, so kann die Berninastraße auch in Betreff ihrer Entwickelung den bemerkenswerthesten Gebirgsstraßen angereiht werden.

Von einer, so viel uns erinnerlich, in den Annalen der Medizin neuen Krankheitsursache wird aus Wien berichtet: Es heißt, der General Frank leide an einem schrecklichen Uebel. Die Zunge ist nämlich, in Folge „krankhafter Cigarren", dergestalt angeschwollen, daß das Sprechen unmöglich geworden und wahrscheinlich der Hungertod eintreten muß. Wir geben diese Notiz, die Schrecken zu verbreiten im Stande wäre, falls die Veranlassung der Krankheit sich bestätigen sollte.

Die Zeitung für die elegante Welt bringt einen scherzhaften Reisepaß für Jenny Lind, in welchem folgende „besondere Kennzeichen" vorkommen: Hat auf der linken Seite ein rechtes Herz. Sie ist sanft und doch hinreißend. Sie ist eine ausgezeichnete Spielerin und doch gewinnt Der, der mit ihr spielt (und singt). Sie hat nicht blos Metall in der Tasche, sondern auch in der Kehle; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen. Sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte; ihr Ruf ist fest gegründet und fliegt doch durch ganz Europa und über die Meere; sie ist sehr verschlossen und hat doch schon Manchem aus der Klemme geholfen; sie singt oft, wird aber öfters noch mehr angesungen; sie hat eine kleine zarte Hand, hebt aber damit an einem Abend oft mehr denn tausend Pfund; sie hat keine Kenntniß von der Baukunst und macht doch überall gute Häuser, mit einem Wort: sie heißt Jenny und ist Genie.

Der Bruder des in Arad hingerichteten Adjutanten Kossuths, Auffenberg, welcher gleichfalls schon in der galizischen Verschwörung von 1841 gewesen und zur Festungsstrafe in Munkatsch verurtheilt war, hat seit der Amnestie im März 1848 eine merkwürdige Laufbahn durchgemacht. Während sein jüngerer Bruder sich nach erlangter Freiheit mit Feuereifer der magyarischen Sache anschloß, kehrte der ältere freiwillig unter die kaiserliche Fahne zurück und trat als Gemeiner in die Armee Radetzky's in Italien ein. Bei Custozza erwarb er sich die goldene Tapferkeitsmedaille, und in der Schlacht bei Novara ward er zum Offizier befördert, indeß sein Bruder einige Monate später am Galgen endete.

Obst- und Fischweiber sind überall als energische Damen bekannt, zwei Berlinerinnen gebührt aber der Preis. Sie haben eine Schildwache, die einen Knaben verhaftete, mit Fäusten angegriffen und suchten ihm sein Gewehr zu entreißen. Der Soldat mußte seinen Säbel ziehen, um ihrer Herr zu werden. Uebrigens ward ihre Tapferkeit durch zwei Monat Gefängniß anerkannt.

Der Versucher tritt zu Schleswig-Holstein: „laß von Deutschland, sage dich ganz von ihm los, so sollen dir alle Wünsche erfüllt werden! Du trittst zu Dänemark in dasselbe Verhältniß, wie Norwegen zu Schweden: ihr habt Eine Flotte, Ein Heer und Eine Vertretung nach Außen. Nur von Deutschland, das dich jetzt verläßt, sage dich los!" Der Versucher soll russisch sprechen.

(Leipzig, 2. Sept.) Am 27. August in den Nachmittagsstunden verbrannte zwischen Aue und Lößnitz im Erzgebirge ein Mädchen auf offener Straße. Sie war im Begriff gewesen, mit ihrem Verlobten, einem Webergesellen aus Aue, nach Lößnitz zu gehen, als plötzlich ihre Kleider in hellen Flammen standen. Ihrem Begleiter war es, da er kein Messer bei sich hatte, nicht möglich, die Banden der Kleider und des Schnürleibs des Mädchens zu zerschneiden, er selbst wurde schwer und gefährlich verletzt, die Unglückliche aber im grausenhaftesten Zustande — ihr Körper war im eigentlichsten Sinne des Worts

gebraten — weggeschafft. In diesem Zustande lebte sie noch länger als 30 Stunden. Allem Anschein nach ist dieses Unglück durch Streichzündhölzchen veranlaßt, von denen ein brennender Kopf ab- und an die Röcke des Mädchens gesprungen seyn mag, als ihr Begleiter vorher in ihrer Nähe auf einem Stein Feuer hatte aufstreichen wollen.

In Törzburg (Siebenbürgen) lebt, wie dem „S. B." versichert wird, ein Walache, der im Jahre 1720 geboren, also volle 130 Jahre alt ist. Dieser Greis hat noch dunkles Haar, gute Zähne, und übertrifft an Lebensfrische seinen 75jährigen Sohn.

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, Anfangs Sept.

In unserer Gegend steht der Weinstock, trotz der ungünstigen Witterung des verflossenen Monats August, über alles Erwarten schön, und läßt sich noch eine gesegnete Ernte hoffen, wenn der Monat September so günstig fort bleibt, wie derselbe begonnen hat. Im Weinhandel ist im Allgemeinen, obschon die Preise sehr billig gestellt werden, sehr wenig Verkehr, und wäre unseren Weinproducenten, namentlich jenen, welche ihren 1846r noch besitzen, wirklich zu wünschen, wenn sich die Zeitverhältnisse im Weinhandel baldigst besser gestalten würden. Auch hier in unserem Rheingau beschäftigt man sich eben ziemlich stark mit dem Bergbaue und wurden in neuerer Zeit von Einwohnern hiesiger Gegend bedeutende Eisensteinlager in den Gemarkungen von Rüdesheim, Johannisberg und Oestrich entdeckt, womit man eben beschäftigt ist, die verschiedenen Lagerstätten aufzuschließen. Es werden diese Funde für unsern Rheingau in der Folge von großem Nutzen seyn, indem nicht allein eine große Anzahl Leute in den Wintermonaten, wo alle Verdienste hier stocken, sich einen schönen Lohn erwerben können, sondern die verschiedenen Gewerkschaften werden auch eine gute Rechnung dabei finden, indem der Eisenstein von vorzüglicher Qualität und der Transport dieser Erze nach dem Rhein sehr unbedeutend ist. In den Gruben zu Johannisberg und Oestrich hat man, wie ich vernehme, alte Bergbauarbeiten angetroffen, welche wohl aus sehr entfernten Zeiten ihren Ursprung haben mögen, indem sich die ältesten Leute nicht entsinnen können, daß jemals in hiesiger Gegend nach Erzen gegraben wurde, und in verschiedenen Manuscripten, welche hier aus alten Zeiten noch existiren, keine Erwähnung davon zu finden ist. Bei dem 1/2 Stunde vom Rhein entfernten Orte Kiedrich hat man ein bedeutendes Schwerspatlager gefunden, welche Grube auch eben mit dem besten Erfolge betrieben wird, indem dieser Artikel zur Fabrication von Porzellan sehr gut nach England zu verkaufen ist.

Mainz, 2. September.

Die rheinische naturforschende Gesellschaft feierte gestern — zum 16. Male — den Jahrestag ihrer Gründung durch Oeffnung ihrer mit Naturschätzen gefüllten Räume vor dem Publikum und durch eine, nicht allein von Mitgliedern des Vereins, sondern auch von anderen Freunden und Freundinnen besuchte Versammlung, welche nach 11 Uhr des Morgens von dem Präsidenten, Hrn. Medizinalrath Dr Feist, durch eine passende, gehaltvolle Rede eröffnet wurde, in welcher derselbe das Wirken der Gesellschaft und die hohe Bedeutung der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften für den menschlichen Geist sowohl, als auch für alle Zweige menschlicher Erwerbsthätigkeit auseinandersetzte. Nach ihm sprach Hr. Dr. Kittlitz, berühmt als Ornitholog und durch seine großen naturwissenschaftlichen Reisen, namentlich durch die, welche er nebst Martens unter dem jetzigen russischen Marineminister Lütke auf der zu geographischen Untersuchungen von der russischen Regierung angeordneten Expedition durch die Behringsstraße mitmachte. Der Redner verbreitete sich in seinem interessanten Vortrage, zu dessen Erläuterung er zwei von ihm gemalte, vom naturhistorischen Gesichtspunkte aus dargestellte Ansichten herumreichen ließ, über die Gegend zwischen Mainz und Mombach, deren Merkwürdigkeit in geognostischer, besonders aber in botanischer und ornithologischer Beziehung er mit vielen Thatsachen beleuchtete. Wie diese nämliche Gegend auch in entomologischer Beziehung eine große Wichtigkeit besitze, dieß zu zeigen hatte sich der Direktor der Gesellschaft, Hr. Pfarrer Schmitt von hier, zur Aufgabe seines anziehenden Vortrages gemacht, dem der Redner passende Worte zum würdigen Schlusse der Versammlung beifügte. — Wie thätig die Gesellschaft seit der Zeit ihres Bestehens ihre Zwecke verfolgt, zeigt vor Allem der Staunen erregende Reichthum ihrer in den herrlichen Räumen des hiesigen Schlosses aufgestellten zoologischen und mineralischen Sammlung, die außerdem, was Anordnung und Ausstattung betrifft, die ungetheilte Anerkennung der vielen Naturforscher, welche der Ruf jener Sammlungen hierher führt, sich erwarb. Besonders reich ist die Klasse der Vögel vertreten, im Allgemeinen aber die Thierwelt in ausgedehnter Weise und in sehr seltenen Exemplaren repräsentirt. Unter andern hat auch das verflossene Jahr wieder einen ansehnlichen Zuwachs geliefert, namentlich im Geschlecht der Affen und der Vögel, unter denen eine wunderschöne Phasianusart aus Hochasien, tragapon satyrus, die allgemeine Bewunderung erregte. Um die Ordnung und Aufstellung der ebenfalls sehr reichen Mineraliensammlung hat sich der Conservator der Gesellschaft, Hr. Dr. Rückeisen von hier, der dieses mühevolle Geschäft übernahm und in diesem Jahre zu Ende führte, das größte Verdienst erworben. Wenn nun auch die Gesellschaft grade nach der bezeichneten Seite hin ihre bedeutendste Wirksamkeit entfaltete und anerkannt die Abhandlung wissenschaftlicher Themate erfolgreicher dem Felde der betreffenden Literatur überlassen wird, so versäumte sie jedoch keineswegs, so viel in ihrer Sphäre möglich, durch wissenschaftliche Vorträge in den Sectionen ihre Thätigkeit zu bekunden. Jedenfalls bleibt unsere Stadt einer Gesellschaft zum größten Danke verpflichtet, welche ihr in so reichen naturhistorischen Sammlungen nicht allein ein sehr wirksames Bildungsmittel für Jung und Alt unter ihren Bewohnern, sondern auch einen so bedeutenden Anziehungspunkt für naturliebende Fremde aus Nah und Fern erschufen und dieselben wöchentlich mindestens einmal (Sonntags Morgens) ohne jede Vergütung zur Beschauung von Jedermann darbietet.

Frankfurt a. M.

Das Gastspiel der Mad. Julienne von der großen Oper zu Paris hat nach einer kurzen Unterbrechung, während welcher sie in Wiesbaden zwei mit außerordentlichem Beifalle aufgenommene Vorstellungen gab, wieder begonnen. Wenn diese Sängerin sich auch keiner so glänzenden Erfolge zu erfreuen hat, wie im vorigen Jahre Roger, so werden doch ihre Leistungen von Kennern und Freunden der Kunst nach Verdienst gewürdigt; denn Mad. Julienne ist nicht nur im Besitze ausgezeichneter Stimmmittel, sondern auch einer trefflichen Schule, die sie in technischer Hinsicht, wie durch höchst geschmackvollen Gesang geltend zu machen weiß. Dazu kommen noch die Vorzüge eines ausdrucksvollen, stets dramatisch gehaltenen Vortrags und eines in eleganten Formen sich entfaltenden Spieles. Da Mad. Julienne nur noch ein oder zwei Mal auftreten wird, so machen wir die Kunstfreunde wiederholt auf ein gewiß der besten Beachtung würdiges Gastspiel aufmerksam.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 6. Sept. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, 7. Sept. (Zum ersten Male): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Freitag, 6. Sept. Der Redakteur auf der Flucht, oder: Schon wieder ein Mißverständniß, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Gustav Schönstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. B. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 214. Samstag, den 7. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Mir gegenüber“, fuhr der alte Major fort, „wohnte ein junges Ehepaar, was mich nicht wenig peinigte. Das ewige Getändel mit anzusehen, wurde mir auf die Dauer ganz lästig; denn manchmal glaubte ich, es geschähe, um mir den Mund wässrig zu machen. Gewöhnlich ging ich dann, scheinbar gleichgültig, vom Fenster hinweg, konnte mich aber dennoch nicht enthalten, mit dem Tubus bewaffnet, meinen Stand hinter den Vorhängen meines Schlafzimmers zu nehmen, wo ich mich denn auch überzeugte, daß diese eheliche Zärtlichkeit nicht bloßer Schein sey.

„Einst hatte ich mich so sehr erkältet, daß ich einen ganzen Monat lang das Bett hüten mußte; auch hatte mein Brustübel sich wieder eingestellt. Da empfand ich erst recht meine Einsamkeit. Ich wohnte bei einem Kaufmanne. Die Leute waren stets mit sich selbst beschäftigt und dabei sehr ungefällig. Da ich meine eigene männliche Bedienung hatte, was meiner Hauswirthin schon gleich beim Vermiethen — ihrer Dienstmädchen wegen, wie sie sagte — nicht ganz recht schien, so ließ sich nie ein weibliches Wesen in meiner Wohnung blicken. Dagegen machte ich während meiner Krankheit die Bekanntschaft eines Arztes von sehr aufgewecktem und lustigem Humor. Dieser brachte fast alle seine freien Stunden an meinem Krankenlager zu und seine heitere Gesellschaft wirkte besser auf meine Gesundheit, als seine Medikamente.

„Eines Tages, als meine Genesung fast vollendet war und wir am Abend traulich beim Kamine saßen, nahm der Doctor auf einmal eine sehr ernste und bedenkliche Miene an, ergriff meine Hand, fühlte bedächtig den Puls und sagte: „Lieber Freund! werden Sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen jetzt recht offen die Wahrheit sage?“

„O nein, gewiß nicht; sprechen Sie lieber Doctor! ich fürchte den Tod nicht: dem Freunde Klapperbein habe ich schon zu oft ins Angesicht geschaut, als daß wir nicht miteinander vertraut geworden seyn sollten.“

„Nun denn, so hören Sie, lieber Major! und erschrecken Sie nicht — ich will sie Ihnen in drei Worten sagen!“

„Sie müssen sterben! tönte es in meinem Innern; dabei ergriff mich ein kleiner Schauder.“

„Sie müssen heirathen!“ sprach der Arzt gedehnt und mit gedämpfter Stimme, als hätte er mir den gewissen Tod verkündet. Dann begann er, spöttisch zu lachen:

„Ja, ja! anders fehlt Ihnen nichts; Sie sind Hypochonder im höchsten Grade. Drücken Sie ein schönes, geliebtes Weib an Ihre Brust, und es wird Ihnen mehr helfen, als alle Pflaster, die ich Ihnen hier applizire.“

„Das Erstere ist wohl nicht so schwierig, als das Letztere. Schöne Frauen gibt es freilich; aber ob man sie auch lieben kann, das ist die Frage.“

„O, mein Gott! welche Frage von einem Kriegshelden! hat denn der Pulverdampf alle zärtlichen Gefühle in Ihrem Herzen erstickt, oder haben Sie sich an dieser süßen Speise den Magen so überladen, daß Sie nichts mehr verdauen können?“

„Wie man's nimmt,“ sprach ich. Damit nahm ich den Doctor beim Arm und führte ihn in mein Kabinet. Dort befand sich eine kostbare Sammlung von Tabakspfeifen und Dosen.“

„Ah! ah! das sind ja herrliche Damenköpfe, der eine schöner als der andere!“ meinte der Doctor und wischte sich den Mund.

„Nichts als Erinnerungen aus meiner Jugend!“

„Und das sagen Sie so gleichgültig, als wenn von einer Pfeife Tabak die Rede wäre! Dann freilich ist die Cur schwieriger, als ich glaubte. — Mein Freund! wissen Sie was? Sie haben sich gänzlich den Magen überladen und müssen fasten, dann wird der Appetit sich schon wieder von selbst einfinden,“ sprach der Doctor lachend, griff nach Hut und Stock und setzte halb scherzend halb im Ernste hinzu: „Ich bitte, beherzigen Sie meinen Rath: rekognosziren Sie zuerst das Terrain und entwerfen Sie sich einen Schlachtplan, und sollten Sie etwa eine Niederlage fürchten, so folge ich mit meiner Feldapotheke hintennach.“

III.

„Tags darauf kündigte ich meine Zimmer und wohnte drei Wochen später einem alten Präsidenten, Vater dreier heirathsfähigen Töchter, gegenüber, welcher seit mehreren Jahren im Ruhestande lebte. Par renommée kannte ich die Familie schon so ziemlich.

„Der Präsident von S., ein baumlanger Mann, hatte sich im Dienste sehr streng gezeigt, war jedoch sonst eine äußerst gutmüthige Seele; — die Frau Präsidentin, eine kleine verwachsene Person, nicht gerade häßlich von Gesicht; allein man behauptete, sie habe, da die linke Schulter viel höher als die rechte, auf der letzteren, der Symmetrie wegen, ihrem Manne einen schweren Sack Gold mitgebracht. Sie war übrigens die Tochter eines Fruchthändlers.

„Kaum einige Tage, nachdem ich meinen nachbarlichen Besuch bei der Familie S. abgestattet, erhielt ich schon die Einladung zu einem Diner.

„Die Mädchen waren, so viel ich oberflächlich, d. h. von meinem Fenster aus, beobachten konnte, sehr gebildet; doch schien es mir, als ob ihre Bildung mehr ein Schaugericht sey. Die Staffelei einer halb fertigen Landschaft stand den ganzen Tag über am Fenster, so daß Jeder sie von der Straße her bemerken

konnte; nur an einigen bestimmten Tagen der Woche war der untere Theil des Fensters auf eine oder zwei Stunden mit einer großen Landkarte verdeckt. An den übrigen Tagen der Woche saß die älteste Tochter, Natalia, bei unbeschirmtem Fenster und malte fleißig. Diese Natalia war zwar die Aelteste aber auch die Schönste, und ich muß gestehen: sie gefiel mir nicht übel. Für Malerei war ich auch sehr eingenommen und in meiner Jugend selbst Dilettant in dieser Kunst gewesen.

„Als ich bei meinem ersten Besuche nach dem Diner den Wunsch und die Bitte aussprach, die Familie S. öfter besuchen zu dürfen, ward mein Antrag von der Dame des Hauses auf äußerst gnädige Weise angenommen. „Aber, lieber Herr Baron!“ lispelte Frau von S. so zart, daß ich es kaum vernehmen konnte: „es wird Ihnen vielleicht schon bekannt seyn, daß unsere Gesellschaft sehr gemischt ist.“

„Mir ist nur bewußt, daß die gnädige Frau eine Beschützerin der schönen Kunst sind.“

„Bei diesen Worten machte ich eine Verbeugung, so tief, als mein militärischer Anstand es nur erlauben wollte, und ich glaube, daß die Wahl meiner Worte eine sehr glückliche gewesen, denn die Dame dankte und nickte äußerst gnädig und selbstgefällig bejahend. Dann fügte sie weiter hinzu:

„Wir haben, mit Ausnahme des Sonnabends, jeden Tag zur Theestunde offenes Haus. Montags halten wir Vorlesungen und Deklamationen, am Mittwoch musikalische Soirée'n. Die übrigen Tage gehts pêle-mêle: dann werden häufig kleine Lustspiele aufgeführt, Tableaux dargestellt u. s. w., wie es die Laune des Augenblicks eben gibt. Nun hat man auch Theater, Gesellschaften, Conzerte und Bälle, die man besuchen muß — ich sage Ihnen, Herr Baron: muß!“

„I mein Gott, gnädige Frau! da können Sie ja kaum zu sich selbst kommen!“ bemerkte ich staunend.

„Ach Gott!“ seufzte sie, „das sind lauter Opfer, die wir unserem Stande bringen müssen.“

„Ferner erzählte sie mir ganz breit, wie glücklich sie als Mutter sey und tischte mir nach der Reihe die kostbaren Eigenschaften ihrer Töchter auf.

„Bei den jungen Damen schien es übrigens noch früh am Tage zu seyn: es ließ sich noch keine blicken, obschon es bereits ein Uhr Mittags war.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Philipps letzte Augenblicke.

Das „Journal de Debats“ erhält aus Claremont eine „ganz private“ Correspondenz über die letzten Augenblicke Louis Philipps. Wir entnehmen derselben Folgendes: Am Sonntag den 25. d. machte die Königin sich eine Pflicht daraus, ihm anzuzeigen, daß er in Gefahr sey. Er glaubte, diese Anzeige sey eine Folge ihrer steten Sorge um sein Seelenheil, und er appellirte an die Wissenschaft seines Arztes. Herr Gueneau de Mussy erklärte ihm, daß er nur noch schlimme Chancen habe. „Das heißt mit anderen Worten, daß ich meinen Abschied nehmen muß,“ versetzte der hohe Kranke heiter. Und von dem Augenblicke an dachte er nur daran, sich auf seinen Tod vorzubereiten. . . . . . Nach vollendeter Beichte wünschte er in Gegenwart aller seiner Kinder das heilige Viatikum zu empfangen. Darauf ließ er sie zu sich kommen, und mit lächelndem Antlitze umarmte und segnete er sie, eins nach dem andern, mit freundlichen, väterlichen Worten. Er saß, wie gewöhnlich, in einem großen Armstuhle. Als die Kinder gegangen waren, schrieb der General Dumas unter dem Dictate des Königs über eine Stunde; nie schien er seiner Gedanken mehr Herr gewesen zu seyn, als jetzt. Es galt die Vervollständigung seiner Memoiren, die nicht länger aufgeschoben werden konnte; denn der Tod wartet nicht. Alles dieses geschah zwischen 3 und 5 Uhr Nachmittags. Die folgende Nacht war schlaflos, das Fieber heftig, aber sein Geist war ruhig und heiter. Er bat sogar den Doctor, ihm etwas zu erzählen, was ihn einschläfern könne, und wirklich schlummerte er während des Zuhörens auf einige Augenblicke ein. Am Morgen begann der Todeskampf. Er war ruhig und sanft, und ohne Anstrengung und Qual trat der letzte Schlaf ein. Kaum war er verschieden, so warf die Königin sich ihren Söhnen in die Arme, und ihnen die leblosen Ueberreste des Königs zeigend, rief sie: „Sein letzter Wunsch und sein letzter Gedanke war, daß ihr immer einig bleiben möchtet! Versprecht mir an diesem Sterbebette, daß ihr es immer seyn wollt.“ Und die Prinzen haben es versprochen. Sie werden einig bleiben, die Mutter und die Söhne zu Claremont. Die Königin zeigte sich wahrhaft als die starke Frau der h. Schrift im höchsten Sinne des Wortes. Ich fand sie schreibend am Fuße des Bettes, in welchem der König starb, ruhig, gefaßt, das Herz voll Trauer, das Antlitz heiter, Herrin ihrer selbst und ihres Schmerzes. Sie gestattet keine jener zarten Schonungen, welche heftige Betrübniß gewöhnlich erfordert. „Man kann mir Alles sagen“, äußerte sie; „es ist nicht mehr möglich, mein Unglück zu vergrößern.“ — Die sterblichen Reste des Königs werden am Montag in der kleinen Kapelle zu Weybridge deponirt werden, wo Ihre Majestäten gewöhnlich die Messe hörten, bis die Königin von England erlaubt hatte, im Schlosse Claremont selbst eine katholische Kapelle herzurichten. Weybridge ist zwei Stunden vom Schlosse entfernt. Der König hatte den Wunsch geäußert, daß seine Leiche in der Familiengruft zu Dreux bestattet werde; aber die Prinzen hätten sie dorthin nicht begleiten können, und sie werden Frankreich die sterbliche Hülle ihres erhabenen Vaters nur dann anvertrauen, wenn es ihnen selbst gestattet seyn wird, sie zu überbringen.

Ein neuer Felssturz bei Felsberg in der Schweiz.

Chur, 2. Sept. In Felsberg ist in der Nacht auf heute um halb zwei Uhr ein bedeutender Felssturz erfolgt. Schon zu Anfang des Sommers bemerkte man ein vermehrtes Weichen des sogenannten „Haasen“, das in der Mitte des Monats Juni bis auf 19 Linien in einer Woche stieg. Hierauf trat wieder beinahe Stillstand ein, bis in den letzten drei Wochen plötzlich die Gefahr des Sturzes sich vergrößerte. In der letztvergangenen Woche erweiterte sich der Riß um ungefähr drei Fuß, und fortwährend lösten sich kleinere Massen und fielen in die Tiefe, so daß man den Sturz dieser Felsmassen mit Gewißheit erwartete. Wer oben war, vernahm öfters einen unterirdischen Donner, der unheimlich und gefahrdrohend rollte und grollte. Am 31. Aug. Vormittags setzte die „Katze“, die schon längst sprungfertig war, in das Thal, mit lautem Tigergebrüll, und eine dichte Staubwolke umhüllte die Felsen. Die Katze war aber nur ein kleiner Theil der beiden drohenden Felsköpfe „Haas“ und „Hund“. Von diesem Augenblick an war man jeden Augenblick auf deren Sturz gefaßt, und es verging keine Viertelstunde, da nicht einzelne Vorläufer herunterfielen und Staubwolken aufwarfen. In der Nacht vom 1. auf den 2. Sept. erfolgten immer größere Lösungen, bis dann um halb zwei Uhr ein donnerähnliches Krachen den Sturz verkündigte. Fast die ganze Bevölkerung des Dorfes befand sich außerhalb desselben, theils in Neufelsberg, theils oberhalb des Dorfes in Hütten, theils unter freiem Himmel, die Katastrophe abwartend. Plötzlich sieht man in der ziemlich hellen Nacht aus einer dichten Staubwolke eine Menge Felsblöcke hervorschießen und in großen Sätzen den Berg herunter hinter

das Dorf fallen. Der Boden erbebt, und ein dumpfes Krachen läßt glauben, das ganze Dorf liege in Trümmern. Aber nein, wie man hineilt, da erblickt man einen großen Wall von Felsblöcken hinter dem Dorfe aufgethürmt, etwa 20 von der Größe eines kleinen Hauses, und unzählige kleinere. Der größere Theil der zersplitterten Kalkfelsmasse war aber oben zunächst unter dem drohenden Felsen und weiter herab am Bergabhange liegen geblieben. Von dem Walde, der auf diesen Felsen gestanden, findet man keine Spur, die Tannen scheinen zermalmt unter den Steinen zu liegen. Mehrere größere Felsblöcke sind ganz, andere zerspalten. Einer stieß an einen seit alten Zeiten hinter dem Dorfe liegenden Felsen, und erschütterte denselben so, daß vorne von ihm ein Stück ab- und verstückelt in den Boden hineinfiel, wie wenn es hineingepflastert wäre. Das war ein starkes Nießen, und der Widerhall in den Bergen donnerte ein „Helf dir Gott" dazu. Noch die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch rieselte es stets vom Berg herunter, und mitunter erfolgte noch ein bedeutendes Getöse von nachfallendem Gestein. Der größte Felsblock ist unter dem Leonhardskopf liegen geblieben. Ein großer Stein, der früher heruntergerollt war, ist von einem größern auf ihn gefallenen zermalmt. Einer von der Größe eines Stalles ist seitab in einen Kartoffelacker gesprungen und hat dort eine 10 bis 12 Schuh tiefe Rinne aufgerissen, hat dann noch einen Satz genommen und ist dann liegen geblieben. Das Dorf selbst hat gar keinen Schaden genommen. Ein einziger kleiner Stein setzte über die erste Häuserreihe weg, ohne zu schaden. Im Dorf waren, wie gesagt, nur sehr wenige Leute; in einem Hause eine alte, kranke Frau mit zwei Töchtern, die bei ihr wachten. Die schwache, schwerhörige Frau glaubte, als ihr Haus so sehr erschüttert wurde, es sey Jemand unter ihrem Bette, der dasselbe bewege. Ein Mann, der gerade durch die Gasse ging, konnte sich mit Mühe aufrecht erhalten, so bebte die Erde unter seinen Füßen. Der Donner beim Sturz weckte viele Leute in Ems und Chur aus dem Schlafe. Merkwürdig ist, daß der Sturz gerade zur nämlichen halben Stunde, in der nämlichen Nacht des ersten Sonntags im Monat September geschah, wie der frühere bedeutende Sturz im Jahre 1843. Diese heruntergestürzten Felsmassen machten aber nur einen kleinen Theil des drohenden Berges aus; der „Ludwigskopf" und die sogenannte „Hauptmasse" stehen und drohen noch. Dort, wo die Eisenstange zwischen der Hauptmasse und dem festen Gebirge angebracht ist, ist das Gestein, das diese Spalte ausfüllt, in letzter Zeit merklich in die Tiefe gesunken, doch hat sich aber sonst an der Eisenstange, an der man das Weichen mißt, keine bedeutende Veränderung bemerklich gemacht. Möglich, daß diese Massen noch längere Zeit stehen bleiben. Indeß kann die Sache sich auch bald zum Schlimmen wenden.

Lenau's Portrait.

Von J. M. Aigner.

Im Frühsommer voriges Jahr kam eines Tages der Dichter Dr. L. A. Frankl zu mir, und stellte an mich das Ersuchen, mit ihm nach Döbling in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Portrait des unglücklichen, geisteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligst sagte ich zu.

Den nächsten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anstalt überkam mich ein ganz eigenes, ängstigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieses Hauses. Der uns empfangende, die Anstalt beaufsichtigende Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo sich Lenau befand. In dem kleinen Vorzimmer stand ein Clavier, darauf lag eine Violine, das Instrument, auf welchem der Dichter in früherer Zeit oft seine tiefsten Schmerzen aushauchte, die das Herz des Zuhörers zerreißen mußten, und seinen Augen Thränen erpreßten; eben so maßlos jubelnde Töne entlockte er ihm öfter. — Ungebraucht, bestaubt, vergessen lag sie auf dem Clavier, die Freundin seiner Seele.

Den Kranken vorzubereiten betrat der Arzt sein Zimmer, nach einer kleinen Pause bat er uns, einzutreten. — Ein wahrhaft erschütterndes Bild zeigte sich uns. In einem braunen Lederstuhl saß die gebrochene Gestalt, mit der kranken Seele, ein geisterbleiches Gesicht, langes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, vollen Bart, und ein Auge — so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blicke; auf die leise, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, stieg ein mir die Seele zerschneidendes Wimmern aus seiner Brust als Antwort auf. Aufmerksam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen; fieberhaft aufgeregt entwarf ich rasch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise, tief einschneidende, wehklagende Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langsam drängte sich eine Thräne aus meinem Auge, und schmerzlich folgte eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demselben Moment stößt der Kranke ein krächzendes Geschrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken streckte sich seine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen!! — Ich war erstarrt! Schnell stürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das sey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und seit Monaten wäre er nicht so lange ununterbrochen ruhig gewesen.

Nach diesem Vorfall war es mir unmöglich, mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es stehen lassen, und wurde erst wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Gedankenlese aus Lichtenberg's vermischten Schriften.

(Erster Band.)

Die Menschen, die die Vergebung der Sünden durch lateinische Formeln erfunden haben, sind an dem größten Verderben in der Welt schuld.

— Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurtheilen müsse, sondern nach Dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

— Je größer der Mann ist, desto strafbarer ist er, wenn er Fehler Anderer ausplaudert, die er erkennt. Wenn Gott die Heimlichkeiten der Menschen bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen.

— Zwei Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie ganz so, daß nicht immer noch der Beiden so vortheilhafte Unterschied bliebe, der die Mittheilung so angenehm macht. Wer sich sein eignes Leiden klagt, klagt es sicherlich vergeblich; wer es der Frau klagt, klagt es einem Selbst, das helfen kann und schon durch die Theilnahme hilft. Und wer gern sein Verdienst gerühmt hat, findet ebenfalls in ihr ein Publikum, gegen welches er sich rühmen kann, ohne Gefahr, sich lächerlich zu machen.

— Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

— Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

— Wer ist unter uns Allen, der nicht einmal im Jahre närrisch ist, das ist, wenn er sich allein befindet, sich eine andere Welt, andere Glücksumstände denkt, als die wirklichen? Die Vernunft besteht nur darin, sich sogleich wieder zu finden, sobald die Scene vorüber ist und aus der Komödie nach Hause zu gehen.

— Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gerne für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

— Der Streich, den Parrhasius dem Zeuris und Zeuris den Vögeln spielte, spielen täglich Tausende ihren Nebenmenschen mit ihren Gesichtern.

— Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion und die Unterthanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre Allen geholfen.

— Man erleichtert sich, habe ich irgendwo gelesen, die Betrachtung über die Staaten, wenn man sie sich als einzelne Menschen denkt. Sie sind also auch Kinder, und so lange sie dieses sind, mögen sie monarchisch am besten seyn. Wenn aber die Kinder groß werden, so lassen sie sich nicht mehr so behandeln: denn sie werden alsdann wirklich nicht selten klüger als der Vater.

Mannichfaltigkeiten.

Die hinterlassenen Schriften des Bischofs Dräseke werden in Magdeburg erscheinen. Den ersten Theil bilden Predigten über die Stufenlieder.

Korrespondenz.

Hamburg, im September.

Vielen Lesern dieser Blätter dürfte es nicht uninteressant seyn, etwas über den in unserer Nähe lebenden Dr. K. J. Clement von der friesischen Insel Amrum (er ist Schwiegersohn von Christ. Adolf Fries in Heidelberg), der durch seine Untersuchungen über die Sprachen, Sitten, Völkergeschichte u. s. w. der nordeuropäischen Völker sich längst einen Ruf unter den Gelehrten Deutschlands erworben hat, zu hören; besonders da man auch neuerdings selbst im Auslande diesen bescheidenen deutschen Gelehrten kennt und ihn seines Wissens wegen schätzt und achtet und sich dessen Rath erbittet. Daß Hr. Clement, der eine dreijährige wissenschaftliche Reise zu Fuß durch Westeuropa gemacht, schon seit länger Ehrenmitglied der „statistischen Gesellschaft“ zu Glasgow ist, dürfte wohl schon manchem Leser bekannt seyn; nun ist aber Hr. Clement auch von der „Gesellschaft für friesische Sprache und Schriftenkunde“ zu Leuwarden in Westfriesland in ihrer siebenten jährlichen Versammlung zu ihrem außerordentlichen Mitglied (Butengewaan lid) ernannt worden. Bei dieser in den ehrenvollsten und auszeichnendsten Ausdrücken in friesischer Sprache ihm mitgetheilten Ernennung, ersucht ihn die Gesellschaft um seinen Rath und sein höheres Wissen bei vorkommenden Angelegenheiten. Von dem eminenten Wissen und Fleiß des Hrn Clement, der noch in den Jahren des kräftigen Mannesalters steht, kann man sich nur dann einen rechten Begriff machen, wenn man weiß, daß er außer seinen zahlreichen Beiträgen zu den gelesensten politischen und wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands, auch noch der Verfasser vieler ausgezeichneten Schriften ist. Aber nicht blos durch seine gelehrten Arbeiten hat Hr. Clement bewiesen, daß er die Vergangenheit, insbesondere der benachbarten Herzogthümer Schleswig-Holstein, eifrig durchforscht hat, sondern auch seine Beiträge zu den das Recht und die Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins am kräftigsten vertretenden deutschen Zeitungen, zu denen die „Hamburger Nachrichten“, die „Hamburger Börsenhalle“, der „Hamburger Correspondent“, die „Norddeutsche freie Presse“ und die „Weser-Zeitung“ vorzugsweise gehören, geben auch dafür einen Beleg, daß der Verfasser ein lebendiges Interesse an der kritischen Gegenwart des Volkes im Norden der Elbe, auf das jetzt die Augen Europa's gerichtet sind, nimmt.

Stuttgart, 4. Sept.

Heute ist Ihre Maj. die Königin in ihr 51. Jahr getreten und am 27. tritt Se. Maj. der König in sein 70. Zur Feier des Geburtsfestes der ersteren, die vorgestern Abend mit ihren beiden Prinzessinnen Töchtern und ihrem Enkel dem Prinzen Wilhelm, Sohn des Prinzen Friedrich, von Friedrichshafen zurückkam, wird diesen Abend, bei festlich beleuchtetem Hause, Meyerbeer's „Robert der Teufel“ gegeben, wobei Mad. Howitz-Steinau, vom Stadttheater zu Hamburg, als Prinzessin den Cyclus ihrer Gastrollen eröffnen wird. Sie wurde auf der Rundreise unseres Theater-Intendanten, Baron v. Gall, an den bedeutendsten Bühnen Deutschlands eingeladen, auf Engagement hier zu gastiren, um, wenn sie gefällt, die Stelle der von hier wieder abgegangenen Mad. Schreiber-Kirchberger einzunehmen.

Frankfurt a. M., 6. Sept. — (Eingesendet.)

Unter den Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Herbstmesse zeichnet sich besonders die optische Augenweide des Hrn. Hahn aus Pesth, nebst der damit verbundenen Sammlung von Präparaten des menschlichen Körpers, ein Auszug aus dem Josephinum in Wien, aus. Die neuesten und größten Schlachten, die in der jüngsten Zeit in Italien, Ungarn, Oesterreich und Böhmen vorgefallen sind, werden uns hier in naturgetreuen Bildern vorgeführt, so wie Ansichten der reizendsten Punkte verschiedener Welttheile. Die Ausstellung befindet sich jetzt in der Stadt Kassel auf der Friedbergergasse, nachdem das bisher von ihr inne gehabte städtische Lokal in der Hasengasse wegen anderweitiger Verwendung geräumt werden mußte.

Main-Wasserwärme: Morgens 6 Uhr: 13 Grad.

M. Cerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Sept. (Zum ersten Male): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Sonntag, 8. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 5 Abth. nach dem Englischen des A. Bunn, Musik von J. Benedict. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 9. Sept. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 7. Sept. Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauber-Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy.

Sonntag, 8. Sept. Der Redakteur auf der Flucht, oder: Schon wieder ein Mißverständniß, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Gustav Schönstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 215. Montag, den 9. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Ohne weiter mit dem näheren Familienleben im Hause des Präsidenten bekannt zu seyn," erzählte der Major weiter, „ward es mir dennoch klar, daß ich in diesem Hause nicht fand, was ich suchte.

„Der arme alte Präsident war der Lastträger seines bucklichen Geldsacks geworden: er wurde im Hause zu allerhand kleinen Nebendiensten verwendet, zu deren Besorgung eigentlich die Zeit der Bedienten zu kostbar war. Ich sah ihn oft, während die Damen des Hauses in glänzendem Wagen ihre Visiten machten, oder von einer Modehandlung zur anderen fuhren, neben der Köchin auf dem Markte feilschen, und wenn ich dann bemerkte, wie er mit Kennerblicken den Hühnern in die Federn pustete, so mußte ich herzlich lachen, obschon ich den Armen in meinem Innern bedauerte.

„Neben den drei Töchtern, von denen die jüngste schon längst heirathsfähig, besaß der Präsident noch einen Sohn, welcher erst sechs Jahre zählte. Ein allerliebster Knabe, dessen Bekanntschaft ich bereits früher gemacht, indem er mir oft Stunden lang in meiner Wohnung Gesellschaft leistete. Er war der einzige Stammhalter der Familie von S. Der Präsident machte einmal selbst die Bemerkung: er wisse nicht, welchem glücklichen Zufalle er diese kostbare Herbstfrucht seines ehelichen Paradieses zu verdanken habe. Die Frau Präsidentin war auch nicht wenig stolz auf den kleinen Max. Dieser frische Knabe warf gewissermaßen noch einen jugendlichen Schein auf die verwelkten Züge seiner Mutter.

„Der kleine Max schien ein Ehrenmann werden zu wollen, denn er war ein großer Wahrheitsfreund, wodurch er die Damen oft genirte. Wenn er sich durch eine Lüge der größten Strafe hätte entziehen können, so blieb er dennoch bei der Wahrheit.

„Ungefähr vier Monate besuchte ich dieses Haus und machte blos zum Zeitvertreib der anscheinend sanften Natalia ein wenig den Hof.

„Eines Mittags fand ich Natalien allein zu Hause. Sie saß phantasirend am Piano. Ich bat sie, fortzufahren und sich durch meine Gegenwart nicht stören zu lassen, indem ich mich dem Gemälde näherte, welches noch immer am Fenster auf der Staffelei stand. Es stellte die oben erwähnte schöne Landschaft dar; im Hintergrunde erblickte man eine alte Ruine, welche die Frau von S. einem Jeden, der es noch nicht wußte, als ihr „Stammschloß" bezeichnete.

„Die Landschaft war nicht übel; aus Galanterie übertrieb ich nun freilich ein wenig und nannte sie „ausgezeichnet." Dabei entschlüpfte mir jedoch unbedachtsamer Weise die indiskrete Frage: wie lange Fräulein Natalia an diesem Gemälde gearbeitet habe.

„O!" sagte der kleine Max, der eben herbeikam, „Natalia hat nicht viel daran gearbeitet; diese hat blos die Luft, die kleine Wasserpartie an der Seite dort und im Hintergrunde den Berg mit dem blauen Nebel gemalt; das Uebrige hat alles der Maler selbst gearbeitet!"

„Aber — da hätten Sie sehen sollen, wie meine sanfte, schöne Natalia aus ihren zarten schwärmerischen Phantasieen aufschreckte, gleich einer Furie aufsprang, dann meinem kleinen Wahrheitsfreunde mit ihrer Faust in den Rücken pumpte und ihn unter den gemeinsten Scheltworten: „Range, Bengel" u. dgl. vor die Thüre warf, so daß es mir wirklich leid um meinen kleinen Liebling that. — Ich sagte aber zu mir selbst: „In diesem Hause ist Alles blauer Nebel!" — Ja, wenn ich wirklich Liebe für dieses Mädchen empfunden und die besten Absichten von der Welt gehabt hätte: in demselben Augenblicke mußte sich Alles in Wasser auflösen. Auch wunderte es mich nun gar nicht mehr, warum nicht schon längst, aus dem in der Theestunde stets offenen Hause, eine dieser drei Grazien entführt wurde."

IV.

„Ja, ja, meine Freunde!" fuhr der Major weiter fort, „ich kann Ihnen die Versicherung geben: so lange wir mit der Liebe systematisch zu Werke gehen, kehrt sie nicht bei uns ein; sie muß durchaus von selbst kommen!

„Ich nahm mir, nach dem Rathe meines ärztlichen Freundes, vor, mich ernstlich zu verlieben und wählte, — nachdem ich den nächsten Sommer meist in Bädern zugebracht, wo ich ebenfalls einige vergebliche Versuche gemacht hatte — den folgenden Winter meine Wohnung in einer anderen Stadt. Dort lebte von mir ein Jugenfreund. Dieser hatte — was man so in der gewöhnlichen Sprache ein „Verhältniß" nennt — mit einem artigen, gebildeten Bürgermädchen angeknüpft und lebte sehr glücklich, denn bereits seit mehreren Jahren war sie seine Frau. Nun faßte ich den Vorsatz, diesen Versuch auch einmal zu wagen und es bot sich mir dazu bald eine gute Gelegenheit.

„Ich hatte, da ich mein Pfeifenkabinet noch immer nicht vernachlässigte, häufig bei einem Drechslermeister zu thun. Dieser war Vater einer sehr schönen Tochter. Ich machte mir nun, so viel wie möglich, dort zu schaffen. Der Mann war aber sehr kränklich, so daß sein Geschäft bald ins Stocken gerieth. Nun bot ich meine Hülfe an, welche auch sehr dankbar angenommen wurde.

„Allein nach kurzer Zeit starb der Drechsler. Die Familie lebte jetzt fast ganz von meiner Unterstützung, und ich muß gestehen: ich war nicht geizig. Da nun meine Generosität nicht

wenig zur Erhöhung der Reize der jugendlichen Bertha (so hieß meine Schöne) beitrug, so gefiel sie mir mit jedem Tage besser.

„Einst berieth ich mich über meinen Plan mit meinem Freunde, und es schmeichelte diesem sehr, zu vernehmen, daß ich seinem Beispiele folgen wolle.

„Bertha, sowie auch ihre Mutter, gingen leicht auf meinen Vorschlag ein. Ich miethete ein kleines artiges Landhaus, welches eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Nachdem es recht geschmackvoll meublirt war und ich der Mutter einige Hundert Thaler zur Fortsetzung ihres Geschäfts eingehändigt, führte ich die Tochter unter dem Titel einer „Haushälterin“ bei mir ein.

„Von meinen geheimen Absichten ließ ich nichts merken. Im Gegentheil: ich äußerte öfters, daß ich nie heirathen würde, daß ich jedoch willens sey, selbst nach meinem Tode für Bertha und ihre Familie reichlich zu sorgen, wenn erstere mit Liebe und Treue bei mir aushalten wolle.

„Wir lebten nun eine Zeit lang recht vergnügt und glücklich. Ich will nicht gerade damit sagen, daß ich vollkommen von meinem Glücke überzeugt war; allein es gewährte mir Freude, Andere glücklich zu machen, und dazu kam das Neue bei dieser Sache: auch einmal meine eigene Wirthschaft zu haben — was mich vorläufig am meisten amüsirte.“

(Fortsetzung folgt.)

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Lenau, eigentlich Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, war der letzte Sprosse eines alten Adelsgeschlechts und wurde am 13. August 1802 im Dorfe Csatad im Banat geboren. Von Natur mit wahrhaft bedeutenden Geistesanlagen ausgestattet, von lebhaftem Wissensdrang beseelt, studirte Lenau in Wien Philosophie und später Medizin und Rechtswissenschaft. Aber das verknöcherte Formenwesen der vormärzlichen österreichischen Universität beengte seinen kühnen, strebenden Geist, und so verließ er im Jahre 1831 Oesterreich, ohne ein Fachstudium ganz absolvirt zu haben. Er reis'te nach Würtemberg und lebte einige Zeit bei Justinus Kerner, der auf seine spätere melancholische, ja sogar zuweilen etwas mystische Richtung nicht ohne Einfluß geblieben zu seyn scheint. Außer Kerner gehörten Gustav Schwab, die beiden Pfizer und Alexander Graf von Würtemberg zu seinem näheren, vertrauten Umgang. Im Jahre 1832 reis'te Lenau nach Amerika, wo er sich mit dem Rest des kleinen Vermögens, welches er von seinen Großeltern geerbt hatte, einige hundert Morgen Urwaldes kaufte und an einen mit ihm ausgewanderten Zimmermeister aus Würtemberg verpachtete. Unterdessen hatte Gustav Schwab das zurückgelassene Manuskript, seine Gedichte, veröffentlicht, und als er bald darauf zurückkehrend in Bremen die heimathliche Erde betrat, begrüßte ihn der Ruhm und die Liebe Deutschlands. Die nun folgenden Jahre waren ein unaufhörliches Wandern zwischen Wien und Stuttgart, wo er in dem Hause des Hofraths Reinbeck und seiner liebenswürdigen gemüthvollen Frau, einer Tochter des Geheimraths Hartmann, eine zweite Heimath gefunden hatte. Außer diesem geselligen Mittelpunkt zog ihn auch der Wunsch, seine Werke, die in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, selbst zu corrigiren, immer wieder nach Stuttgart, während ihn andererseits die Liebe zu seiner in Wien verheiratheten Schwester und ein inniges Freundschaftsverhältniß mit einer herrlichen, geistvollen Frau, die, wäre sie, als sie der Dichter kennen lernte, noch Mädchen gewesen, sein Glück wohl dauernd begründet hätte, abhielten, sich in der Hauptstadt Würtembergs für beständig anzusiedeln. Seine Gedichte erlebten rasch nach einander die bedeutende Anzahl von sieben Auflagen; Faust, Savonarola und die Albigenser wurden zweimal aufgelegt. Außerdem gab Lenau in dieser Periode noch zwei Jahrgänge eines Frühlingsalmanachs heraus, arbeitete an einem Don Juan und dem leider unvollendet gebliebenen Ziska, und schrieb einzelne kritische und literatur-historische Aufsätze, wie z. B. für die Hallische Literaturzeitung den Versuch einer Bestimmung, was eigentlich Naturpoesie seyn müsse. Häufige Ausflüge in die österreichische Alpenwelt unterbrachen allein diese Arbeiten.

Im Jahre 1844 lernte Lenau in Baden-Baden ein sehr achtbares und liebenswürdiges Fräulein aus Frankfurt a. M. kennen, und kurze Zeit darauf überraschte die Allgemeine Zeitung seine zahlreichen Freunde mit der Nachricht seiner Verlobung mit dieser Dame. Nun folgten mehrere rasche Reisen zwischen Wien und Stuttgart zur Ordnung von Vermögensangelegenheiten, welche die ohnedieß angegriffene Gesundheit des Dichters völlig erschöpft haben mögen. Am 29. Sept. erlitt Lenau in dem Hause des Hofraths Reinbeck, als er mit dessen Familie am Frühstückstische saß, einen leichten Schlaganfall; am 11. Oct. zeigten sich zum erstenmal Paroxysmus und Tobsucht. Die Selbstmordversuche, welche der Unglückliche mehrmals wiederholte, wurden immer glücklich gehindert; aber am 20. Oct. sprang er mit dem Rufe: „in die Freiheit will ich!“ im Hemde aus seiner damaligen Parterrewohnung auf die Straße und lief einige hundert Schritte weit fort, bis er ergriffen und zurückgebracht wurde. Von da an tobte er ununterbrochen, nahm weder Speise noch Arznei, und mußte zwei Tage darauf in die drei Fahrstunden von Stuttgart entfernte Heilanstalt von Winnenden, die unter der Direktion des Hrn. Hofraths Dr. Zeller stand, gebracht werden. Dritthalb Jahre blieb der unglückliche Dichter in Winnenden, abwechselnd in einem halb Hoffnung erregenden, bald verzweifelten Zustande. Da galt es einen Versuch, ob nicht eine Luftveränderung, der Anblick des Vaterlandes ihn retten könne, und Hr. Anton Schurz, sein Schwager und selbst Dichter, dessen in dem Album österreichischer Dichter enthaltene treffliche Biographie Lenau's wir bei dieser flüchtigen Skizze benützten, und von dem wir, wie wir hören, ein größeres, jedenfalls interessantes Werk über den Verblichenen zu erwarten haben, unternahm es mit Aufopferung, ihn von Winnenden in die Irrenheilanstalt des Hrn. Dr. Görgen in Döbling bei Wien zu bringen. Es war vergeblich; der Organismus war zu tief gestört und zerrüttet. Wenige lichte Momente abgerechnet, blieb Lenau bis zu seinem Tode in einem dumpf hinstarrenden, vegetirenden Zustand. Am 22. August um 6 Uhr früh brach endlich die Fessel des Leibes.

Lenau's Persönlichkeit war eine sehr interessante. Eher klein als groß, aber stämmig und breitschulterig, voll Muskelkraft, hatte er kleine aristokratische Hände und Füße. Der Kopf war ausgebildet, das Haupthaar über der breiten gedankenvollen Stirne etwas spärlich, der Backen- und Schnurrbart voll und braun, die Lippen schmal und geschlossen, das Kinn energisch gewölbt, die dunklen Augen voll Geist und Schwermuth. Lenau war, namentlich in früheren Jahren, durchaus kein Feind heiterer Gesellschaft, und das sogenannte Nenner'sche Kaffeehaus, seiner Zeit der Sammelplatz aller literarischen und künstlerischen Notabilitäten Wiens, weiß davon zu erzählen. Lenau pflegte in diesem Kaffeehause täglich nach Tische seine Partie Billard zu spielen — ein Spiel, in dem er Meister war. Noch leidenschaftlicher als das Billard liebte er aber Musik, Schlaf und Cigarren. Er spielte mit tiefem Gefühl und großer technischer Vollendung Violine und Guitarre, und er hat, wie seine „drei Zigeuner“, so manche Stunde des Lebens, die ihm nachtete, verraucht, verschlafen, vergeigt und dreimal verachtet.

Gustav Barth hatte auf Veranlassung des Dichters L. A. Frankl zwei Lieder, eines von Lenau selbst, das andere von

Schiller, ergreifend componirt, und Mitglieder des Männergesangvereins sangen sie; Foglar, ein junger Poet, sprach ein gewiß wohlgemeintes, aber für den Ort sehr unpassendes Gedicht; der Schwager Lenau's, Hr. Schurz, sprach mit ergriffener Stimme warme brüderliche Worte des Nachrufs, und Heinrich Laube drückte den Schmerz aus, der durch ganz Deutschland bei der Kunde von Lenau's Erkrankung zitterte, und jetzt bei der Kunde von seinem Tode nachzittern wird. Die Feier war eine würdige und erhebende, aber sie hätte eine großartigere seyn können; denn am Ende war doch nur ein kleines Häuflein Getreuer, Frauen und Poeten, von denen man manchen ansah, daß sie den weiten Weg zu Fuß zurückgelegt hatten, anwesend. Wir sahen nicht einen unserer k. k. Hofschauspieler, die oft dem Vortrag Lenau'scher Gedichte stürmischen Applaus verdankt haben; wir sahen keinen der Componisten, die seine melodischen Verse componirt, und keinen der Sänger, die sie gesungen; wir sahen keine Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und der bildenden Künste, keine Maler und Bildhauer, keine Vertreter der Universität; ja sogar einige Leute, die sich gerne Dichter nennen hören, von denen wir bestimmt wissen, daß sie in Wien anwesend sind, fanden es für gut, durch ihre Abwesenheit zu glänzen. Indessen Lenau bedarf ihrer alle im Tode nicht, weil er ihrer lebend nie bedurft hatte. Und wenn auch Niemand seinem Sarge gefolgt wäre, als alte Mütterlein, die nie seinen Namen aussprechen hörten — die Worte blieben darum doch wahr, welche sein Schwager ihm ins Grab nachsandte: „Mögen sie auch an deinem Sarge dein Wappen umkehren und ausrufen: Heute Niembsch von Strehlenau und nie wieder, ich rufe: Heute Nikolaus Lenau und immerdar!" (Ostd. Post.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Regierungen haben doch etwas gelernt. Sie schließen keinen ewigen Frieden mehr, bahnen ihn nicht einmal an, wie der Friedenscongreß in Frankfurt; was sie thun, geschieht nur „bis auf Weiteres", wie die sächsische Regierung sagt. Sie hat den Kammern einen Gesetzentwurf vorgelegt, die Schwurgerichte für Preß- und politische Vergehen aufzuheben — bis auf Weiteres. Der Bundestag wird in Frankfurt zusammentreten — bis auf Weiteres, wie Oesterreich und Hr. v. Blittersdorf sagen. Hessen behält seinen Hassenpflug — bis auf Weiteres, Oesterreich erkennt die Union an bis auf Weiteres, Preußen hat seine Ehre energisch gewahrt — bis auf Weiteres; wir Alle machen Pläne und bauen Luftschlösser — bis auf Weiteres. Das Provisorische ist abgeschafft — bis auf Weiteres. (Dorfz.)

Es wäre Zeit, daß die deutschen Staatsmänner, und wenn's selbst preußische wären, populärer würden. Die Lebenden mögen selbst zusehen, wie sie damit fertig werden, für einen Verstorbenen hat Pertz gesorgt und nach ihm Prof. Herm. Schulze in Jena. In kräftigen Umrissen führt dieser Allen, denen das Pertz'sche Werk ferner liegt, das Leben, die großen Gedanken, Entwürfe und das Wirken des größten preußischen deutschen Staatsmannes vor, des Freiherrn von und zum Stein, des Ecksteins, auf dem sich Preußen 1806 nach der Schlacht bei Jena wieder aufgebaut hat. Keiner sollte es versäumen, aus den Gesetzen, Briefen und Aeußerungen Steins jene Zeit kennen zu lernen, die der unserigen in Persönlichkeiten und Zuständen so wunderbar gleicht, daß es uns oft ist, als läsen wir Geschichten des heutigen Tages. Von unten herauf wollte Stein ein neues Preußen und Deutschland auferbauen und er machte den Anfang durch Heilmittel, die nach ihm durch Hand von Pfuschern, wie er sie selbst nannte, verfälscht wurden. Regierende und Regierte bedürfen es gleich sehr, zu dem Stein'schen Geiste und Muth zurückzukehren.

Wer's nur dem gleich thun könnte! wird Mancher (vielleicht auch Manche) ausrufen, wenn er hört, daß bei der neulichen Versteigerung der Gemäldegalerie des verewigten Königs von Holland der Marquis v. Hertford durch sein Gebot auf zwei köstliche Vandyks Kaiser und Könige ausstach. Drei oder vier königliche Galerien gingen bis zu 40,000 fl. mit; zuletzt boten nur noch der Commissionär des Kaisers von Rußland und besagter Marquis, welchem letzteren denn endlich die beiden Gemälde unter dem Beifall der anwesenden Engländer für 63,000 fl. zugeschlagen wurden. Ein weiteres herrliches Bild von Andrea del Sarto, die heil. Jungfrau von Padua, erstand derselbe für 30,250 fl. Vergebens hatten darauf Frankreich, Preußen, Sachsen, Belgien und Rußland geboten. Für den Kaiser letzteren Landes wurden indeß andere höchst ausgezeichnete Meisterwerke angekauft, z. B. La Colombina von Leonardo da Vinci für 40,000 fl., Portraits Philipps IV. von Spanien und des Herzogs von Orleans von Velasquez, für 38,850 fl., ein herrliches, ausgezeichnet erhaltenes Bild von Lukas von Leyden 2c. 2c. Für einen prachtvollen Morillo, die Himmelfahrt der heil. Jungfrau, wurden 36,000 fl. erlöst. Bilder von Ruysdael, von J. und A. Both, Albrecht Dürer, Rembrandt, Martin Schön, Lukas Cranach und Holbein gingen im Preise von 12,000 bis 5000 fl. ab. Von den neueren Malern ging am theuersten weg das berühmte Bild von David Wilkie, die Familie eines Branntweinbrenners, nämlich für 10,100 fl., von A. Scheffer, die heiligen drei Könige, für 5975 fl., das vor mehreren Jahren hier im Kaisersaale ausgestellt gewesene schöne Bild von Gallait, die Abdankung Karl V., für 3900 fl. Mehrere Statuen von Geefs gingen zu 2000—3000 fl. fort. Von den früher im Besitze von Lawrence gewesenen Zeichnungen gingen welche zu außerordentlichen Preisen ab. So wurden für 8 Zeichnungen von Leonardo da Vinci mit 11 Aposteln 8000 fl. erlöst, und für eine von Raphael, Christus am Grabe, 6900 fl. Letztere wurde für das Louvre erstanden.

Bayerische Blätter erzählen nachstehendes fast unglaublich klingendes Beispiel von Geistesbeschränktheit eines Geschworenen. Mehrere Zeugen hatten in einem in Augsburg verhandelten Schwurgerichtsfall von dem (stumpfsinnigen) Angeklagten ausgesagt, derselbe habe einmal vor einiger Zeit an einen Komödianten ein Trompete gegen Meerschweinchen vertauscht und dann diesen Tauschhandel wieder rückgängig gemacht, was den Komödianten zu der Drohung veranlaßt, „jetzt wolle er machen, daß er (der Angeklagte) keine ruhige Stunde mehr habe." Von dieser Zeit an sey der Angeklagte wie ausgewechselt und „schui" gewesen. Auf diese Depositionen hin fragte einer der Herren Geschworenen die sachverständigen Aerzte, ob es möglich sey, daß ein Komödiant eine solche Behexung machen könne?

(Posen, 30. Aug.) Am vergangenen Sonnabend ist von der hiesigen römisch-katholischen Bevölkerung ein kirchliches Fest begangen worden, wie es in seiner Art vielleicht einzig dastehen dürfte. Der öffentliche Anschlag, durch den dasselbe eine Woche vorher angekündigt ward, lautete: „Morgen, den 24., findet das Fest der Durchstechung der allerheiligsten drei Hostien in der hiesigen Jesus-Kapelle nach üblichem Brauche statt, wozu die katholische Bevölkerung hiermit eingeladen wird." Vor einigen Decennien nämlich sollen hiesige Juden durch Mitwirkung einer Christin drei geweihte Hostien erhalten, dieselben mit Messern durchstochen und daraus zu ihrem Schrecken haben Blut hervorquellen sehen. Einige Tropfen desselben hätten die Augen

einer blinden Jüdin berührt, die dadurch sofort sehend ward. Eine ganze Reihe erfolgter Wunder hätte darauf die Juden so in Schrecken gesetzt, daß sie, nachdem sich Feuer und Wasser als unwirksam zur Vernichtung derselben erwiesen hatten, die gefährlichen Hostien in einen Sumpf warfen, wo deren Gegenwart dadurch verrathen ward, daß weidende Heerden dorten vor ihnen brüllend niederknieten. Unter Folterqualen gestanden die eingezogenen unglücklichen Juden Alles, was man von ihnen verlangte. Eine Menge derselben ward durchs Schwert hingerichtet, der ganzen Posener Judenschaft entehrende Strafen auferlegt, die noch bis auf die jüngste Zeit exekutirt wurden. Ganz dasselbe Faktum wiederholt sich in der polnischen Geschichte auch in Schwetz; auch dort mußten die Juden, wie hier, mit Geld und Leben für einen Frevel büßen, den ihnen die krasseste Unwissenheit aufgebürdet und Folterqualen erpreßt hatten. Gern entschuldigen wir solche im Namen der Religion verübte Gräuel mit der Zeit, in der sie geschehen sind; — wenn aber in unserer Zeit, im 19. Jahrhundert, Nonnen Blut zu schwitzen, hölzerne Madonnen Thränen zu vergießen anfangen, wenn christliche Prediger zum Text ihrer Predigten die Geschichte von den drei gemarterten allerheiligsten Hostien wählen — dann ist's Zeit, mit Lukas zu rufen: „Herr bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

Theodor Döring, Hendrichs und Frau Hoppé (geb. Clara Stich) gehen im nächsten Frühjahre nach London, um dort mit einer Schauspielergesellschaft deutsche Dramen zur Aufführung zu bringen. Goethe's „Egmont" und „Faust" sind bereits dazu bestimmt.

Die „Leuchtkugeln" stellen bildlich die politischen Nationalgetränke der Deutschen dar: 1848: Champagner — 1849: Weißbier — 1850: Essig.

Korrespondenz.

Köln, 6. September.

Die Regulirung unserer Theater-Verhältnisse geht einen wahren Schneckengang. Bei einer solchen Frequenz von Reisenden, wie wir sie in diesem Jahre erlebten, sollte man erwartet haben, daß schon längst der Thalia von Seiten der Stadt die Pforten geöffnet seyen, aber man hört noch sehr wenig davon, wann wir hoffen dürfen, daß im städtischen Theater Vorstellungen gegeben werden; man weiß noch nicht einmal ganz sicher, ob Hr. Löwe unter den bestehenden Bedingungen, die allerdings nicht sehr lockend sind, die Leitung zu übernehmen entschlossen sey. — Das Vaudeville-Theater dagegen gibt fortwährend vor einem zahlreichen Publikum Vorstellungen, denen der verdirnte Beifall in vollem Maße gezollt wird. Leider ist es immer noch nicht entschieden, ob dieser Anstalt ferner die Concession ertheilt werde, die mit Ende dieses Monates abgelaufen ist. Da die Erledigung dieser allgemein dem Tadel unterworfenen Frage sehr dringend ist, hat sich Hr. Stollwerk, wie es heißt, vorgestern nach Berlin begeben. Man ist gespannt, wie der Bescheid ausfalle, ob denn wirklich ein Etablissement aufhören soll, das einzig in seiner Art am Rheinstrome ist, ob die Existenz eines Mannes in Frage gestellt werde, über den sich die öffentliche Meinung nur günstig ausläßt.

Schotten, 4. September.

Die vor einigen Tagen aus der Darmstädter Zeitung auch in das Frankfurter Journal übergegangene Nachricht von dem Schloßbrande in Schotten, hat, was das Entstehen desselben betrifft, zu einer in chemischer wie in criminalrechtlicher Beziehung wichtigen Frage Veranlassung gegeben, die um so interessanter ist, als sie einen Pendant zu einem die Criminaljustiz und die Physiologie in der neuern Zeit lebhaft beschäftigenden Gegenstande bildet. Von dem massiv gebauten vierstöckigen Schloßgebäude war nämlich nur der zweite Stock bewohnt. Dagegen befand sich auf der Außenseite der nördlichen Giebelwand eine überdachte, in die zweite Etage führende hölzerne Treppe, unter welcher die zur Heizung der Arrestlocale bestimmten Braunkohlen aufbewahrt wurden, so, daß auf den am Ende des Jahres etwa noch vorhandenen Rest immer wieder der neue Vorrath aufgeschichtet wurde. Nun ist bis jetzt so viel erwiesen, oder wenigstens als erwiesen anzunehmen, daß das Feuer, welches das Gebäude zerstörte, in diesem Kohlenhaufen unter der Treppe entstanden ist, daß es sodann die Treppe ergriff und von hier aus mit reißender Schnelligkeit in die oberen Etagen sich verbreitete. Es fragt sich nun weiter: wie ist es entstanden? durch Bosheit, durch Unvorsichtigkeit, durch Zufall oder aber durch Selbstentzündung der Braunkohlen. Der erste Fall würde, wenn er wahr wäre, die Ehre der Stadt arg graviren; die beiden folgenden Fälle sind, bei der isolirten Lage des Gebäudes, kaum zu unterstellen, und den vierten halten wir für unmöglich. Es bleibt mithin nur noch eine fünfte, fast zur Gewißheit gesteigerte Vermuthung übrig, die nämlich eines stattgehabten feuergefährlichen Spielwerks durch Kinder. Wir hoffen und erwarten, daß die eingeleitete Untersuchung uns hierüber recht baldigen und gründlichen Aufschluß geben möge, was bei den vorliegenden Indicien gewiß nicht schwer seyn wird und um so mehr zu wünschen ist, als ein sehr braver Bürger — Weißgerbermeister Wendeberg — einen großen Theil seines Vermögens, welches in zubereiteten Häuten bestand, die auf dem Speicher des Schlosses lagerten und nicht mehr gerettet werden konnten, durch den Brand verloren hat.

Frankfurt, 4. September.

Aus der Gemäldegallerie des Königs von Holland wurden auch für unser Städel'sches Kunstinstitut einige schöne Erwerbungen an berühmten Zeichnungen gemacht. Es wurden für dasselbe u. A. erstanden: Von Raphael Studien zu der Schule von Athen, eine für fl. 1510, die andere für fl. 200, Timocles vor Alexander dem Großen, eine sehr schön mit der Feder ausgeführte Composition, für fl. 280, eine Madonna mit dem Kinde auf den Knieen (sehr schön) für fl. 665, Studien zu den Fresken im Vatikan für fl. 380; fernee von Bramante: Studie zum Bilde eines Mannes für fl. 680; von Perugino ein heiliger Martin zu Pferde, Satan an ihn in Gestalt eines Bettlers herantretend und um ein Almosen flehend, auf der Gegenseite die Taufe des Herrn, sehr seltene und schöne Composition, vortrefflich erhalten, für fl. 365.

Der durch seine Kunstreisen in England, Frankreich, Belgien, Holland und in jüngster Zeit auch in den Taunusbädern bereits rühmlichst bekannte 10jährige Violinvirtuose, Alexander Rancherage, ein Schüler von Sainton, Tolbecque und de Beriot wird sich dieser Tage auch hier öffentlich hören lassen. Alle Berichte rühmen nicht nur die für ein so zartes Alter seltene Kunstfertigkeit, sondern auch den ausdrucksvollen Vortrag des jugendlichen Virtuosen. Einer Beurtheilung seines Spieles bei Gelegenheit eines unlängst in Wiesbaden stattgehabten Konzertes entnehmen wir Folgendes: „Ich will nicht von sehr bedeutender Fertigkeit reden; ich fand mehr, ich fand innige Vertrautheit mit seinem Instrumente, naive Hingebung, eine für diese zarte Hand kräftig zu nennende Bogenführung und, was mir mehr gilt, ich fand ein schönes Verständniß des Vorgetragenen, ich fand Seele in seinem Spiel." Alexander Rancherage wird sich, wie wir vernehmen, zuerst in einer Soirée im Saal des Hauses Mozart hören lassen.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Sept. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth. von Friedrich Schiller.

Dienstag, 10. Sept. (Letzte Gastdarstellung der Madame Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris und zum Vortheil für dieselbe.) Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwischenabth., Musik von Meyerbeer. Alice: Mad. Jullienne. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 216. Dienstag, den 10. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K.... r.

(Fortsetzung.)

„Diese Wirthschaft ging im Anfange so ziemlich gut," erzählte der Major weiter, „und da ich voraussetzte, daß dieselbe sich für die Zukunft immer besser gestalten werde, so begann ich nach etwa zwei Monaten ernstlich an eine Verbindung zu denken; doch sprach ich nicht davon.

„Nach dieser Zeit, welche man gewissermaßen die Flitterwochen meines neuen Hausstandes nennen könnte, stiegen doch allmälig einige Bedenklichkeiten in mir auf. Die Menschen, welche nie an Geld gewöhnt waren und plötzlich zu dessen Besitze gelangen, wissen den Werth desselben nicht zu schätzen. — So auch Bertha.

„Ich gab ein reichliches, aber bestimmtes Haushaltungsgeld, was ich jedesmal am Ersten des Monats auszahlte; doch kaum war der Monat halb verflossen, so war auch schon das Geld alle. Bertha verstand durchaus nicht, zu menagiren und sich einen Haushalt gehörig einzutheilen. Wenn ich ihr nun deßhalb einige ernsthafte Vorstellungen machte, wußte sie mir so artig und lieblich meine Worte in den Mund zurückzuschmeicheln und konnte dabei so niedlich schmollen, daß ich bald meine Sittenpredigt vergaß.

„Ich bestellte nun für Bertha einen Lehrer, der ihr einen Tag um den anderen in verschiedenen Fächern Unterricht ertheilen sollte, hauptsächlich in der deutschen Sprache. Auch machte ich ihr die Bemerkung, daß ich es gern sähe, wenn junge Damen sich ein wenig mit Handarbeiten beschäftigten, sey es auch nur mit einem Strickzeug.

„O!" sagte sie ganz naiv, „ein Strickzeug habe ich noch von Hause aus," während sie einen halbfertigen Strumpf aus einer Schublade zog, an dem man jedoch nicht zu unterscheiden vermochte, zu welcher Farbe er sich bekenne; doch glich er, so viel ich darüber berichten kann, der äußeren Seite einer Austernschale. Jede Arbeitsperiode zeigte einen neuen Schmutzrand, so wie die Auster an den Rändern der Schaale ihr Alter angibt.

„Aber, mein liebes Kind!" rief ich erstaunt, „was hast Du da für ein abscheulich schmutziges Strickzeug?"

„Beim Waschen geht das Alles schön ab," erwiederte sie ganz einfach.

„Ungeachtet der Warnung meines ärztlichen Freundes, hatte ich mich auf einer Entenjagd neuerdings so sehr erkältet, daß sich in Folge dessen mein Brustübel wieder einstellte, und zwar heftiger als je zuvor.

„Mein alter treuer Diener Franz, der noch heute seine Mucken und Launen hat, war schon seit längerer Zeit stumm wie ein Fisch. Früher war er nun freilich mehr in meiner Nähe gewesen, — auch knüpfte er gewöhnlich in den Häusern meiner Damenbekanntschaften eine Art Liebschaft mit den Kammerkätzchen an, und wenn er sich dann Abends beim Auskleiden etwas zu lange in meinem Zimmer zu schaffen machte, so durfte ich nur sagen: „Franz, Du hast was auf dem Herzen! heraus damit!" — und ich erfuhr dann mitunter die interessantesten Neuigkeiten.

„Im Anfange meiner neuen Wirthschaft kramte mein Kammerdiener außergewöhnlich lange in meinem Zimmer herum, und da ich die sonst übliche Frage nicht an ihn richtete, so räusperte er sich einige Male und wollte eben zu sprechen beginnen, ohne dazu aufgefordert zu seyn. Ich aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Franz! nur keine Kalfaktereien, die verbitte ich mir!"

„O! — ach nein! — bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr! ich wollte nur fragen, ob der Herr Major noch etwas zu befehlen hätten," stotterte er ganz verwirrt, und seit der Zeit war der eigensinnige Mensch beinahe stumm; in seinem Dienste aber zeigte er dieselbe Aufmerksamkeit wie früher.

„Seit acht Tagen hatte ich das Bett fast nicht mehr verlassen, während mein Diener — ich mochte es wünschen oder nicht — beständig in meiner Nähe blieb, als mich plötzlich in der Nacht ein heftiger Brustkrampf befiel, welcher in wirklichen Starrkrampf überging. Ich konnte nun kein Glied mehr rühren und war kalt und steif wie eine Leiche. Hören konnte ich zwar noch, auch sehen, was in grader Richtung vor meinen Augen vorging; doch meine Zunge war ebenfalls gelähmt.

„Während Franz wie ein Kind weinte und sich alle erdenkliche Mühe gab, mich ins Leben zurückzurufen, konnte ich bemerken, wie Bertha's Hand in der Schublade meines Nachttisches nach meinem Sekretärschlüssel suchte. Als sie ihn gefunden, fing sie trostlos an zu weinen und bat den Bedienten, er möge doch schnell nach der Stadt reiten, um einen Arzt zu entbieten.

„Ach Gott!" schrie Franz, „der Herr ist ja todt und schon eiskalt; was kann da noch der Arzt helfen!"

„Allein er mochte dennoch die Nothwendigkeit rascher ärztlicher Hülfe eingesehen haben: er entfernte sich schnell und schon nach wenigen Minuten hörte ich ihn fortgaloppiren.

„Aber, meine Herren und Damen!" sagte der Major, indem er eine gewaltige Rauchwolke in die Luft blies, „jetzt sollen Sie hören, was selbst in den schwierigsten Fällen die Macht des festen Willens zu leisten vermag!

„Ich konnte den Hufschlag meines Pferdes auf der Landstraße noch vernehmen, als Bertha die Thüre des Vorzimmers verriegelte, mit einem Lichte in der Hand meinen Schreibtisch erschloß und einen Beutel mit Gold hervorzog. Es war eine bedeutende Summe, welche ich erst kürzlich bei einem Banquier erhoben hatte.

„Ich machte alle möglichen Anstrengungen, um einen Laut von mir zu geben: doch Alles vergebens. Ich lag so fest, gleich

dem erfrorenen Fische in der Eisscholle und mußte zusehen, wie meine **treue Haushälterin** ein Schubfach nach dem andern herauszog und meine Kostbarkeiten — meist Andenken von Freunden und Freundinnen — in einen Beutel steckte. Dieses Alles vermochte mein Starrkrampf noch ruhig zu ertragen. Nun aber öffnete sie eine goldene Kapsel, welche ein kleines Miniaturgemälde enthielt: es war das Portrait meiner verstorbenen Mutter, in einen Kranz von schönen Diamanten eingefaßt. **Bertha** ließ einen Augenblick mit Wohlgefallen die Farben dieser kostbaren Steine am Lichte spielen: da schien es mir, als belebe sich das kleine Bild und sende mir einen bittenden, schmerzlichen Abschiedsblick zu.

„Als **Bertha** nun die Kapsel verschloß, dann mein theures, lange verwahrtes Heiligthum zu den übrigen geraubten Gegenständen in den Beutel stecken wollte: da war auf einmal mein Starrkrampf gebrochen. Ich erhob mich in demselben Augenblick von meinem Lager, als sey ich durch die Kraft einer geheimen Feder in die Luft geschnellt. Mit einem Sprunge stand ich auf dem weichen Teppich hinter der Diebin und schlug meiner Dulcinea so kräftig mit der Faust in den Nacken, daß sie unter einem gellenden Schrei zu Boden stürzte. Dann entriß ich ihr den Beutel, faßte sie beim Arm und schleppte sie auf den Treppenflur, schloß mein Zimmer ab und legte mich, am ganzen Körper vor Kälte und Aufregung zitternd und bebend, wieder zu Bette."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber neue Dramen und Opern.

(Von **Wilh. Wagner.**)

Das Klagelied über den Mangel an gehaltvollen und anziehenden dramatischen Novitäten wird von den Bühnendirektionen nicht nur fortgesungen, sondern sogar in erneuerter Stärke intonirt. Erhöhte Honorare und Tantièmen für die Dichter haben den erwarteten Vortheil nicht gebracht und die Armuth und Dürre nicht verdrängt. Poëta nascitur, und selbst nur mittelmäßig befähigte Bühnenschreiber sind schon selten. Die Gegenwart hat von beiden Gattungen sehr wenig aufzuweisen. Außerdem fehlt heutigen Tages die zur Gestaltung von Dichterwerken so nothwendige Muße, fehlen die innere Behaglichkeit und der äußere Frieden. Die Aufregungen des politischen Lebens und Treibens haben die Geister und Gemüther ergriffen und verhindern mehr oder minder jenen dem Dichter so nothwendigen sinnigen Verkehr mit sich und seiner innern Welt. Dazu kommt noch die große Schwierigkeit, mit einem dramatischen Werke sich Bahn zu brechen; denn das Publikum ist übersättigt und blasirt, will von dem Ernst und der Weihe der Kunst nicht viel wissen und ermangelt der so nothwendigen Betheiligung des Herzens, während dagegen die Kritik den Anstrebenden auch nur selten Rosen flicht, von Parteiansichten ausgeht und den Weg einer besonnenen Vermittelung zwischen Lob und Tadel nur selten einhält. Unter solchen Verhältnissen müssen Bühnendirektionen nach dem Alten zurückgreifen und dessen erneuerte Vorführung versuchen. Dieß wird freilich selten viel Erfolg haben, weil man das Alte, mit Ausnahme des nun einmal als klassisch anerkannten, nicht mehr sehr schmackhaft findet, und weil die Zeit andere Ansichten gewonnen hat und andere Interessen verfolgt. Nur wenig von diesem älteren Mittelgut mag heute noch ansprechen und hat für uns allerdings nicht nur die besten Pointen verloren, sondern bewegt sich auch in Formen, die wirklich veraltet, in Situationen, die abgenutzt, und in Dialogen, die des frischen Elementes und der nähern Beziehung entbehren. Die Charactere in jenen älteren Stücken zeichnen sich zwar von denen der meisten neueren Dramen durch Einheit und consequente Durchführung aus, aber ihre Denk- und Handlungsweise spricht uns nicht mehr an. Unsere Entwickelung, unser politisches Leben, unser Glauben, unsere gesellschaftlichen Ansichten sind in ein neues Stadium getreten, so daß uns jene Menschen aus der sog. Zopfzeit mit ihrem beschränkten Gesichtskreis, ihrer Engherzigkeit und ihrer Kriecherei nicht mehr interessiren können, oder doch höchstens nur noch ein historisches Interesse für uns haben. Wir lächeln über jenen Servilismus, der sich in knechtischer Unterwürfigkeit um die hohe Person eines Fürsten oder Prinzen abmüht, die hochgeborne Majestät auf Schritt und Tritt bewundert und nicht Worte genug finden kann, um ihr die angestammte Unterthanentreue auszudrücken; wir bemitleiden jenen Beamtentroß, der für ein gnädiges Lächeln seines Vorgesetzten, für einen huldvollen Blick oder einen Händedruck, für ein inhaltloses Titelchen oder Ordensband ein halbes Leben hingeben und sich hundert Kränkungen und Erniedrigungen gefallen lassen kann; wir können uns an einer Tugend nicht begeistern, deren Ideal kein allgemein menschliches, sondern ein auf Standesvorurtheilen beruhendes ist, die sich um ein paar Thaler oder um ein Aemtchen dreht, sich um kleinlichen Familienjammer abquält und an der trübseligen Engbrüstigkeit leidet, die von niederdrückenden bürgerlichen Verhältnissen erzeugt wird. Jene Personen aus der Schule von Iffland und Kotzebue, so trefflich sie gezeichnet seyn mögen, können uns nicht mehr fesseln, stehen unsern Gedanken und Sympathien fern, und sind mit einem Worte veraltet. Eine neue Zeit will neue Menschen, verfolgt ein anderes Ziel und geht von andern Grundsätzen aus. Wir wollen nicht entscheiden, ob diese immer die richtigeren und besseren sind, aber sie sind nun einmal da und „der Lebende hat Recht", um mit dem Dichter zu reden. — Die Bühne bedarf demnach junger und frischer Dichterkräfte, welche die Gegenwart verstehen und ihren Anforderungen zu genügen vermögen; aber solche sind nicht oder doch nur selten vorhanden, und wenn sie es wären, so würden sie es vorziehen, sich der Bühne eher ab- als zuzuwenden.

Wie ist es dagegen mit neuen Opern? Hat man hier eine reiche Auswahl oder gilt auch hier dasselbe Klagelied, wie über den Mangel an neuen Dramen? Wohl mag Letzteres der Fall seyn. Es werden zwar allerorten neue Opern aufgeführt; man lies't in den Feuilletons unserer Tagblätter, daß sie glänzende Erfolge gehabt, daß Componisten und Sänger hervorgerufen und bekränzt worden sind, und daß man hofft, die neuen Tonwerke würden die Runde über alle deutschen Bühnen machen. Mit ihnen verhält es sich jedoch, wie mit den neuen Erfindungen, die glänzend angepriesen werden, sich aber leider nur zu bald als nicht bewährt herausstellen und in ihr Nichts versinken. Opern von wirklichem Erfolg sind äußerst selten, und wie könnte es anders seyn? Auch hier ist der Geschmack der Sänger, wie des Publikums verschroben und verdorben. Jene verlangen Partien, in denen sie durch moderne Bühneneffekte und Gesangkunststücke brilliren, sich in den Vordergrund drängen und den Hörer verblüffen können, in denen sie Gelegenheit haben, ihre Kehlenfertigkeit, die Kraft und Ausdauer ihrer Stimmen und ihre Triller und Cadenzen zu entfalten. Die schöne, edle Einfachheit ist verschwunden und Mozart und Beethoven würden heutigen Tages vielleicht selber nicht aufkommen, wenn sie ihren Weg zum Ruhm noch einmal zu machen hätten. Nicht minder ist das Publikum verwöhnt. Die modernen Schau- und Prachtopern haben seine Anforderungen auf die äußerste Spitze getrieben. Die Bühne muß durch Maschinerien, Dekorationen und Garderobe imponiren, muß alle Wunder von Tausend und einer Nacht veranschaulichen, muß große Summen auf die Ausstattung verwenden, wenn sie irgendwie auf Beifall rechnen will. Die Verfasser der Librettos, wie die Componisten, müssen Alles, was Himmel und Hölle, Feuer und Wasser, Sonne, Mond und Sterne nur zu

leisten vermögen, aufbieten, müssen Paläste einstürzen, Schiffe zu Grund gehen, Stürme toben und Geschütze donnern lassen, müssen großartige Finales ersinnen, gegen welche der Lärm einer Wolfsschlucht nur Kinderspiel ist, und in denen Wuth und Verzweiflung, süßes Liebesgeflüster und elegische Wehmuth, furchtbare Tonmassen und sanfte Harfenklänge durcheinander rasen, in denen Gift und Dolch, Mondschein und Veilchenduft, Fluch der Hölle und Segen des Himmels vereinigt sind. Einer überbietet den Andern und die Götter mögen wissen, was man noch Alles in Bewegung setzen wird, um die unersättliche Schaulust des verwöhnten Publikums auf's Neue zu reizen. — Erwägt man endlich noch, wie viel Talent und Studium dazu gehören, um eine Oper zu componiren, die melodienreich, sangbar, dramatisch gehalten, einfach und doch wirkungsreich instrumentirt ist, so wird man sich nicht mehr wundern, daß auch hier die Bühnendirektionen nur wenig Auswahl haben und nach Demjenigen greifen müssen, ob gut oder schlecht, was hier oder dort wenigstens zu einigem Renommee gelangt ist und wenigstens einigen Erfolg gehabt hat.

(Schluß folgt.)

Der gefangene Dichter.

Zu Spandau in der Veste,
Da sitzt ein bleicher Mann,
Um den aus lieben Augen
Schon manche Thräne rann.

Die Thräne ist gesunken
Tief in die Fluth hinein;
Es hat darob erbrauset,
Der alte Vater Rhein.

Gegrollt hat seine Welle,
Wie mächt'gen Zornes Wort;
Das Wort tönt allgewaltig
Durch Deutschlands Gauen fort.

„Dem in dem Dichterbusen
Das edle Lied erwacht,
Der Barde sitzt gefangen
In trüben Kerkers Nacht!"

Und wenn sein König zürnet,
Daß mit dem blanken Schwert,
Was ihm als recht erschienen,
Der freie Mann begehrt:

So kann er doch nicht wollen,
Daß feiger Schergen Zahl
Aufdrücke seiner Krone
Der Rache flammend Mal.

Der Herrscher kann nicht wollen
(Er ist zu hoch gestellt),
Daß zu der schweren Sühne
Sich nied're Rach' gesellt.

So rausche denn, o Welle,
Und grolle fort und fort,
Bis daß der König selber
Vernahm des Zornes Wort!

Und, wie sein großer Ahne,
Einst Schubart's*) Fesseln brach,
Weckt er vielleicht den Sänger
Zu neuer Freiheit Tag:

Dann rauschen neue Lieder
Den grünen Rhein entlang,
Dann lebt der milde König
In deutscher Barden Sang!

Franz Lacy.

*) Der Verfasser der Fürstengruft, vom Herzog von Würtemberg zehn Jahre gefangen gehalten, bis ihn ein Triumphgesang auf Friedrich den Großen der Freiheit wieder gab.

Mannichfaltigkeiten.

Auch unser Großherzog — erzählte Goethe einmal über Tische — redete gern, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistentheils gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurirte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig. Denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurtheilung der Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hat er verordnet, soll fußweise bezahlt werden. Hält ein restaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, so zahlet vier. Dieß war fürstlich verordnet, aber nicht künstlerisch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande seyn, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restauriren wäre; ein anderes aber von vier kann sich der Art befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militärs mathematische Bestimmungen und gehen gern nach Maß und Zahl großartig zu Werke.

Eine seltsame Aufregung herrscht seit einigen Tagen in der von Arbeitern bevölkerten Vorstadt St. Antoine in Paris. In einer der Straßen der Vorstadt hat sich ein Apotheker etablirt; er hat seinen Laden kampferweiß angestrichen und auf diese blendende Fläche mit großen Buchstaben geschrieben: „Brüderliche Pharmacie, Solidarität der Hülfsleistungen, unentgeltliche Arznei für die Armen, unentgeltliche und demokratische Consultationen, System Raspail's des Volksfreundes." Diese Aufschriften sind mit phrygischen Mützen, Richtscheiten und andern socialistischen Emblemen umgeben; im Innern aber ist Alles, Tische, Ladenbank, Börte, Büchsen, scharlachroth angestrichen. Alle Weiber der Vorstadt strömen dieser gesinnungstüchtigen Apotheke zu und die übrigen Pharmaceuten sehen sich von ihren Kunden verlassen. Ein Gegenstück zu diesem Apotheker wohnt auf dem Boulevard der Madeleine, nämlich ein ultramontaner Conditor, der seine Torten mit kirchlichen Symbolen schmückt. Eugen Sue's Schilderung von dem Gebäcke der frommen Herzogin im „Ewigen Juden" ist also keine Uebertreibung.

(Wien.) Längst vorausgesehen, hat gleichwohl Lenau's Tod erschütternd hereingegriffen in die Eintönigkeit unserer Tage; denn es wirkt allemal beugend, wenn eine herrliche Fülle des schönsten und edelsten Geistes, ein unbezahlbarer Schatz von Poesie und schöpferisch bildender Kraft unter der bleiernen Wucht

materieller Gesetze erliegt, und fast wie ein Traum zerfließt. Der Verlust dieses erhabenen Geistes ist mehr als ein gewöhnliches Ereigniß, er ist eine Sache der deutschen Nation, ein Gegenstand der Trauer für Hunderttausende edlerer Gemüther, die sich an der reinen Flamme dieses Genius wärmten. Oesterreich mag stolz seyn, einem der größten Dichter neuerer Zeit Geburts- und Heimathsstätte gewesen zu seyn. Denn der Name dieses Mannes gehört unstreitig zu den besten aller Zeiten. Oesterreichisches Leben pulsirte in all seinen Adern; der Gegensatz zwischen dem Ideale, das ihm unaufhörlich vorschwebte, und der trostlosen Wirklichkeit der letztvergangenen Jahre, der Conflict einer edel poetischen und einer brutal gemeinen Auffassung des Lebens, der tiefe Schmerz der Humanität hatten, wie bei jedem besser Fühlenden in Oesterreich, auch bei ihm sich geltend gemacht. In dem gewaltigen, aufreibenden Kampfe konnte sein schönes Leben nicht anders als gebrochen enden. Es war ihm nicht gegönnt, freudigere Tage zu erleben, er war blos im Stande, sie zu ahnen, und hat diese Ahnung uns als kostbares Vermächtniß hinterlassen. Nichts war natürlicher, als daß eine tiefe Bitterkeit in seiner Seele sich festsetzte, die mitunter den klaren Spiegel seiner Schöpfungen trübte.

(Nürnberg, 5. Sept.) In der letzten Versammlung unseres politischen Vereins ereignete sich folgende komische Episode. Ein Redner sprach über die letzte Revolution, erklärte, wie das Volk „vor den Thronen stehen geblieben sey" und fragte dann: „Werdet Ihr bei einer Wiederkehr eines Aufstandes abermals vor den Thronen stehen bleiben?" Alsbald unterbrach ihn der die Versammlung überwachende Polizeikommissär und wollte ihm das weitere Wort abschneiden. Der Redner aber fuhr in feierlichem Tone fort: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch dann wieder ruhig verhalten!" Man kann sich denken, in welches homerische Gelächter die ganze Versammlung ausbrach.

Korrespondenz.

Aschaffenburg, 5. September.

Am 31. des v. M. fand hier ein Konzert zum Vortheil der Schleswig-Holsteiner statt, bei welchem der dahier verweilende Hof des Königs Ludwig sammt der Frau Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt anwesend war. Dieses Konzert unterstützten aus Gefälligkeit die Sängerin Pirscher, der Sänger Hr. Pasqué und der Hofmusikus Hr. Contrabassist Müller aus Darmstadt, welche eigens zu diesem Zwecke hierher gekommen waren. Wir müssen die Leistungen dieser Künstler als höchst gelungen anerkennen. Der kunstgerechte Vortrag, die schöne Stimme und dabei die deutliche Aussprache, welche die ohnehin längst schon als vorzügliche Sängerin bekannte Frau Pirscher in ihren Gesängen entfaltete, fanden den ungetheiltesten Beifall, und eben so konnte auch den von Hrn. Baritonisten Pasqué mit seiner zum Herzen gehenden Stimme und gleichfalls mit Präcision und Deutlichkeit vorgetragenen Gesangstücken der allgemein wohlverdiente Beifall nicht entgehen. Die Leistungen des Hrn. Müller sind ohnehin schon in der musikalischen Welt bekannt, und wir hatten Gelegenheit, durch den gediegenen, reinen und geschmackvollen Vortrag von ihm selbst componirter Variationen den Ruf dieses Künstlers im höchsten Maße bestätigt zu finden. Wir halten uns im Interesse des hiesigen kunstliebenden Publikums für verpflichtet, der bereits von den Unternehmern schriftlich erlassenen Danksagung den Wunsch beizufügen, daß uns die gepriesenen Gäste während des kommenden Winters wieder einmal mit ihren Leistungen erfreuen möchten. —*

Homburg, 4. September. (Eingesendet.)

Wir erfahren, daß die italienische Sängerin Gräfin Taccani-Tasca, über die sich die Presse sehr vortheilhaft ausgedrückt und die uns in einer Matinée-musicale mit ihrer schönen und wohlklingenden Stimme eben so erfreut als überrascht hat, bereits nach Frankfurt abgereis't ist, um auf der dortigen Bühne aufzutreten.

Frankfurt, Herbstmesse 1850.

Meßnovitäten.

Seitdem der Paradeplatz und der Roßmarkt der Bellona und dem Mars geweiht worden, sind die Besitzer unserer Meßnovitäten genöthigt, ihre Schaustellungen in die Häuser zu verlegen, was ihnen bedeutenden Nachtheil bringt, und es daher wohl um so gerechtfertigter erscheinen läßt, einige Worte zu ihrer Erinnerung zu sagen. Besonders empfehlungswerth unter den Novitäten der Herbstmesse ist das im „sächsischen Hof" auf der Schäfergasse ausgestellte Museum von Kunst- und Naturseltenheiten und lebenden Thieren des Hrn. Knielinger, namentlich wegen des sehr schönen Exemplars eines lebenden Vampyrs oder Blutsaugers, des seltenen und interessanten Thiers, das zu der bekannten Sage Veranlassung gegeben hat. Das kleine aber gefürchtete Thier kommt nur in Afrika, Ostindien und Südamerika vor und gehört zu der Gattung der Fledermäuse. Das Exemplar, das wir hier sehen, ist so groß als eine Ratte, hat aber keine Flügel, sondern nur eidechsenartige Füße, einen hundartigen Kopf und große Augen, wie die der Eule, da es, wie alle Fledermausarten, nur des Nachts sieht. Seine Nahrung besteht in lebenden Vögeln, denen es das Blut aussaugt. So blutdürstig dieses Thier auch ist, so zart muß es behandelt werden, indem es in Baumwolle liegen und oft gewärmt werden muß. Die Vampyre sind übrigens in jener Gegend, wo sie leben, mehr gefürchtet, als eigentlich gefährlich, indem sie meistens nur die Füße, öfters aber auch den Hals anlecken und bei der leisesten Berührung des Menschen davonfliegen, oder falls sie zur Gattung der Ungeflügelten gehören, davonkriechen. Der Aberglaube und die Furcht des Volkes macht sie aber furchtbarer. In derselben Bude sehen wir auch schöne Weingeist- und Wachspräparate, einen lebenden Waschbären, viele lebende Vögel, Ethnographisches &c; auch einen kleinen 6jährigen Jungen von ungeheurer Dicke und einem Gewicht von 120 Pfund, der aber ganz munter und heiter wie andere Knaben seines Alters ist. — Das Affentheater des Hrn. Le Cerf zieht ebenfalls jeden Abend ein schaulustiges Heer unserer Jugend in seine Räume. Die Dressur der Affen und Hunde, die dort gezeigt werden und ihre Künste produziren, ist vortrefflich und erheitert durch die Possierlichkeit des Ganzen. Auch einige Athleten von ungewöhnlicher Körperkraft und Gewandtheit produciren ihre Künste in dieser Bude und füllen die Zwischenakte recht unterhaltend aus. Wir empfehlen dieselbe namentlich unserer lieben Jugend, die dort Unterhaltung und Erheiterung in reichem Maße finden wird.

Dr. — dr.

Wie man vernimmt, wird Fräul. Henriette Zick von Leipzig, erst 18 Jahre alt, mit großer Virtuosität auf dem Klavier heimisch, das sie mit Bravour, seltener Kraft und Ausdauer zu spielen versteht, im Verlaufe der nächsten Tage dahier ein Konzert geben. Der beste Ruf aus den Städten Wien, Berlin, Gotha, Hamburg &c. &c. geht dieser jungen Künstlerin voraus, und Hamburger, Stettiner &c. Kunstnachrichten wissen nicht genug ihre bewunderungswerthen Fertigkeiten zu schildern, so wie von der Lebhaftigkeit des Beifalls zu erzählen, womit das Publikum ihre Leistungen anerkannte.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Sept. (Letzte Gastdarstellung der Madame Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris und zum Vortheil für dieselbe.) Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwischenabth., Musik von Meyerbeer. Alice: Mad. Julienne. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 11. Sept. Hermann und Dorothea, Drama in 4 Abth. von Dr. Töpfer. Hierauf: Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt von Nesmüller.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 10. Sept. Die Marseillaise, dramatisches Gedicht in 1 Akt. Hierauf: Die weibliche Schildwache.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 217. Mittwoch, den 11. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Morgen war Bertha verschwunden. Auf ihrem Zimmer fand sich ein unvollendeter Brief vor, den sie an eine Freundin geschrieben und in der Eile der Flucht vergessen hatte. Franz übergab mir ihn. Der Inhalt war ungefähr folgender:

„Liebe Freundin!

„Der Alte ist noch immer unwohl, sonst würde ich selbst in die Stadt kommen, um mich einmal mit Dir recht auszuplaudern; denn ich habe Dir so viel zu sagen, daß ich es unmöglich alle schreiben kann. Zuerst will ich Dir mittheilen, daß am Weihnachtsabend die Schneiderin mir das neue schöne grüne Atlas-Kleid brachte. Als ich meine Freude, mich zum Feste damit putzen zu können, aussprach, sagte der Alte, ich dürfe das Kleid nicht eher tragen, bis er es mir erlaube. Wie einfältig! Als er am zweiten Feiertage beim Prinzen F. zu Tische war, und ich während dem nichts Besseres zu thun wußte, wandelte mich die Lust an, mich einmal recht schön geschmückt zu sehen. Nachdem nun meine kleine Person in dem wundervollen seegrünen Kleide steckte, und auf dem schwarzen Spitzenkragen an meiner Brust eine kirschrothe Bandschleife prangte, schnitt ich, um meinen Putz vollständig zu machen, eine Kamelia von derselben Farbe ab und befestigte sie in meine dunkel glänzenden Locken. — Ach! Da hättest Du mich sehen sollen! — Du meintest, er habe das schöne Kleid zu meinem Verlobungstage bestimmt, weil er so wählerisch damit war; allein ich glaube, bis dahin hat's noch lange Zeit, ob schon Du mich immer scherzweise: Frau Baronin nennst. Na! ich muß Dir bekennen: es ist mir auch gar nichts daran gelegen. Er plagt mich in der letzten Zeit mit allerhand Kram. Bald soll ich Dieß, bald Jenes lernen. Heute hab' ich zu viel Geld ausgegeben, morgen ist es nöthig, in die Küche zu gehen, um der Köchin nachzusehen, die so frech ist und mir geradezu ins Gesicht lacht, wenn ich ihr etwas befehle. So auch der alte Bediente. Wenn ich dem nur Eins anhängen könnte; der genirt mich gewaltig. Anfangs wollte ich ihn mit kleinen Geschenken kirre machen; aber da machte der Mensch ein Paar Augen, so groß wie ein Kalb, maß mich von oben bis unten und sagte: „Mamsell! ich danke schönstens: behalten Sie Ihre Sachen, das kann ich mir Alles selbst kaufen!“

„Einen kleinen Spaß muß ich noch erwähnen. Als neulich der Major von dem obengedachten Essen nach Hause kam, bemerkte er die Kamelia in meinen Locken, welche ich beim Umkleiden abzunehmen vergaß, und rief, seine Augen starr auf die Blume gerichtet: „Alle Wetter! Kind, was hast Du da? das ist ja mein kleines Pracht-Exemplar, welches ich erst vor acht Tagen mit einem Friedrichsd'or bezahlte! Ist es möglich? Hast Du mir die kostbare Pflanze an der Wurzel abgeschnitten?“ — „Nicht ich,“ fiel ich schnell ein, „die Lola (so heißt nämlich der Lieblingshund des Herrn Majors), die immer auf die Fensterbänke springt, hat die Vase heruntergeworfen.“ — „Also auch die kostbare Vase!“ schrie er und lief nach der Treppe, um Lola zu suchen, während ich schnell den einfältigen Blumentopf entzweischlug, um meine kleine Lüge zu verstecken. Das gab nun ein Lärm! Der Alte prügelte den Hund; Franz schwur, Lola sey nicht von seiner Seite gekommen und warf mir Blicke zu, die mich noch schaudern machen.

„Meine Mutter mag sagen, was sie will: ich habe nicht Lust, mein Leben bei dem Alten zu vertrauern, und“

„Hier war das saubere Schreiben unterbrochen.“

V.

„Nachdem ich das Blatt gelesen hatte und mein Diener wieder in's Zimmer getreten war, sagte ich: „Franz! geh' nebenan in mein Pfeifenkabinet und nimm Dir die Pfeife mit der hübschen dicken Schwäbin, welche Dir so gut gefällt.“ Dann rief ich ihm noch nach: „und wenn Du in die Stadt gehst, so bestelle Dir bei meinem Schneider einen neuen Mantel mit Pelzkragen. Hörst Du? — mit Pelzkragen!“

„Ja, Herr Major!“

„Mit Wohlgefallen an dem Beschlage seiner Pfeife polirend, trat Franz wieder bei mir ein, während ich scherzweise die alte Frage an ihn richtete: „Franz! Du hast was auf dem Herzen: heraus damit!“ —

„Da lachte der treue Diener, indem er verschämt eine Thräne verschluckte, und sagte: „Das gerade nicht, Herr Major! Aber ich möchte schönstens für Ihre große Güte danken, und dann glauben der Herr Major doch etwa nicht, daß ich den Kalfakter machen wolle?“ indem er schüchtern auf den Brief in meiner Hand deutete. „Auch schadete es immer nicht, wenn ich mich in Zukunft bei ähnlichen Fällen wieder ein wenig auf's Observiren legte, wie der gnädige Herr früher öfters zu sagen beliebte.“

„Gut! ich weiß, daß Du ein braver treuer Mensch bist; doch in dieser Beziehung werde ich von Deinem Observations-Talente wohl keinen Gebrauch mehr machen: denn wir sind total invalide!“

— „Das war also nicht Deine Auserwählte, um derentwillen ich Dir Deinen Taufschein schickte?“ fragte Herr v. Werdheim lachend seinen Bruder, „anfangs hätte ich es beinahe geglaubt.“

„Nein! — Ich ärgerte mich über meine Dummheit, lachte mich selbst aus und gönnte mir diese kleine Blamage. Ja, wenn ich nun die Thorheit beging, dieses Mädchen zu meiner Frau zu machen, bevor ich ihren Charakter hinlänglich kannte — und wie

leicht konnte dieß geschehen, wenn ich nicht krank wurde! — wie unglücklich war ich dann!

„Eine allzu ungleiche Ehe taugt nicht. Wenn dieß der Natur und dem Wohl der Menschheit angemessen wäre, so hätte der große weise Schöpfer der Welten unserm Stammvater Adam seine Rippe zwanzig Jahre später nehmen können, um ihm ein Weib daraus zu bilden, und Vater Adam hätte sich in dieser Zeit mit den wilden Bestien allein unterhalten mögen. Auch scheint es mir, es passe besser, wenn Greise mit ihren Enkeln, als wenn sie mit ihren Kindern spielen."

Der Tischnachbar zur Linken des Majors, ein reicher Fabrikherr aus der Nachbarschaft, etwas überflüssig gut genährt und mit kleinen lüsternen Augen, flüsterte, während die Gläser aufs Neue gefüllt wurden, dem Major leise zu: „Ach, liebster Freund! sind Sie noch im Besitze des herrlichen Pfeifenkabinets? Daran knüpft sich gewiß noch manches interessante Abenteuer! — Ich bin sehr neugierig, Ersteres zu sehen und Letztere zu hören."

„Für heute, mein lieber Freund! halten wir uns an dem Thema meines Lebens; die Variationen dazu gebe ich vielleicht ein ander Mal zum Besten!" erwiederte der Major mit einem Seitenblick auf die Damen.

„Ach! — ich verstehe. Allerdings nicht heute!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber neue Dramen und Opern.

(Von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Aus den Dramen der jüngsten Zeit hat unsere Bühne am 7. d. M. Bauernfelds „Franz von Sickingen" zur ersten Aufführung gebracht, und diese Wahl ist als eine gute mit Recht zu bezeichnen. Es gehört zu den rühmlichsten Aufgaben der Bühne und ihrer Dichter, der vaterländischen Geschichte ihre Thätigkeit zuzuwenden. Die Geschichte unseres eigenen Volkes ist noch immer nicht genug populär geworden und ihre hervorragenden Männer sind dem Volke noch immer nicht so bekannt, wie sie es seyn sollten. Wenn man die Geschichte als eine Lehrerin der Wahrheit, eine Zeugin vergangener Zeiten, eine Meisterin des Lebens bezeichnet hat, so wird sie dieß um so mehr, wenn sie in dramatischer Gestaltung, in lebensfrischen Bildern und mit den Blüthen der Dichtkunst bekränzt vor uns hintritt. Soll aber die Bühne in dieser Beziehung wirksam werden, so müssen ihre Gebilde nicht nur den Stempel historischer Treue an sich tragen, sondern auch in edler und würdiger Haltung erscheinen, so müssen sie Wahrheit, Volksthümlichkeit und poetische Auffassung vereinigen. Bauernfeld's „Franz von Sickingen" besitzt solche Vorzüge und darf wohl den besseren Erscheinungen der neueren dramatischen Literatur beigezählt werden. Der Held dieses Drama's, der hochherzige Sickingen, war einer der edelsten Vertreter des deutschen Ritterthums. Immer bereit, den Unterdrückten seinen starken Arm zu leihen, den in ihrem Rechte Gekränkten beizustehen, den Uebergriffen der Fürsten und der Geistlichkeit sich zu widersetzen, ein eifriger Bekenner und Anhänger der von seinem Zeitgenossen Martin Luther eben angebahnten Reformation, begeistert für Deutschlands Kraft und Einheit, für den Fortschritt und den Sieg des Lichtes, mit den besten Männern seiner Zeit in engstem Freundschaftsbunde zur Erreichung der gemeinsamen hohen Zwecke, war er geliebt und hochgeehrt und hatte es wohl verdient, daß Ulrich von Hutten seine Burgen „Herbergen der Gerechtigkeit" nannte. Als eben durch die neuen Lehren Luthers Tausende zur Begeisterung entzündet worden waren, erhielt auch der Freiheitsdrang des deutschen Adels eine edlere Weihe und besonders dann, als Franz von Sickingen an die Spitze der verbündeten Ritterschaft trat, er, „ein vielerfahrener Mann, klar in seinem Bewußtseyn, groß in seinen Entwürfen und so mächtig durch den Ruf seines Muthes, daß sein bloßer Name in schwierigen Händeln eben so oft den Ausschlag gab, als seine Kriegskunst." Bauernfeld hat in seinem gleichnamigen Drama den eben so hochherzigen und biedern, als milden und versöhnlichen Sickingen nicht nur mit historischer Treue, sondern auch als ein schönes und innerlich wahres Charakterbild gehalten. Das Stück umfaßt die letzten Ereignisse seines Lebens; es beginnt da, wo er seine Kriegsschaaren sammelt und sich rüstet, um gen Trier zu ziehen und den Uebermuth des Kurfürsten, des stolzen und anmaßenden Richard von Greifenklau, zu brechen, und endet mit der Belagerung und Erstürmung der Burg Landstuhl, auf welcher Sickingen in Folge einer bei dieser Veranlassung erhaltenen Wunde am 7. Mai 1523 starb. Der Dichter hat uns seinen Helden in dessen verschiedenen Beziehungen, der Ritterschaft wie dem Bauernstande, den Fürsten wie der Geistlichkeit gegenüber, in seinem häuslichen und geselligen Leben, als Freund und Bruder, auf dem Felde des Kriegs und in der berathenden Versammlung, und endlich in jenen letzten Momenten geschildert, in denen er sich am Ziele seines Strebens sieht, tief bekümmert, es nicht erreicht zu haben, aber zugleich getröstet von der freudigen Hoffnung, daß Andere nach ihm vollenden würden, was ihm nur anzubahnen verstattet war. Mit besonderer Anerkennung glauben wir hervorheben zu müssen, daß Bauernfeld dieß Charakterbild schlicht und einfach behandelt, es nicht zu einem Träger von Tendenzen, die seiner Zeit ferne lagen, gemacht, und nicht mit jenen hochtrabenden Phrasen ausgestattet hat, die auf den politischen Tagesgeschmack berechnet sind, aber der innerlichen Nothwendigkeit, wie der historischen Begründung ermangeln. So wenig wir politische Tendenzen von der Bühne ausgeschlossen haben wollen, so sind wir doch der Ansicht, daß man sie nicht auf Kosten der historischen Wahrheit in den Vordergrund stellen und daß man die Bestrebungen der Vergangenheit mit denen der Gegenwart nicht verwechseln solle. Es ist leicht, durch dergleichen anachronistische Demonstrationen die Massen anzuregen und sich Theaterapplaus zu erobern, aber der Werth einer Dichtung wird dadurch nicht begründet. — In gleichem Sinne hält Bauernfeld die übrigen Personen des hier besprochenen Stückes, welches übrigens mehr als ein historisches Zeit- und Charaktergemälde, denn als ein durch kunstreiche Verflechtung einer spannenden Intrigue und durch effektvolle Situationen wirkendes Drama zu bezeichnen ist. Schlicht und einfach wie die Charaktere, ist auch die Handlung dieses Stückes, aber man folgt ihr darum nicht minder mit lebhafter Theilnahme. Jene Verwickelungen des dramatischen Knotens mögen dem Intriguenstück überlassen bleiben, das historische Drama ist auf sie nicht angewiesen. Schließlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch dießmal Bauernfeld die anerkannten Vorzüge seiner gedankenreichen, gewandten und schön abgerundeten Diktion wieder geltend gemacht hat. Sein Dialog ist klar und gedrungen, verschmäht allen überflüssigen Wortschwall und unnöthiges Beiwerk, ohne aber der poetischen Auffassung zu entbehren. Somit hätte unser Bühnenrepertoir sich um ein gutes Drama bereichert, das zwar keine überfüllten Häuser machen, wohl aber den sinnigen Freund des Guten und Schönen anziehen und befriedigen wird. — Beiläufig noch die Frage, warum Bauernfeld die Burg Landstuhl, auf welcher Sickingen, wie bekannt, belagert wurde und starb, immer als Landstein benennt? In verschiedenen uns zu Handen stehenden Geschichtswerken haben wir keine Angabe dieser Benennung gefunden. Ueber einige Eingriffe in die geschichtliche Wahrheit, wie z. B. über die Einnahme von Trier, von welcher Sickingen bekanntermaßen abstehen mußte, über den nicht vor, sondern nach

seinem Ableben erfolgten Tod Ulrich von Huttens u. A. wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, sondern sie, namentlich den letzteren, als poetische Licenzen, und da ihm doch etwas für den Bühneneffekt eingeräumt werden muß, entschuldigen.

Die Rolle des Franz von Sickingen wurde durch Hrn. Breuer gegeben. Nur selten wird es einem Künstler gelingen, möge er in Bild, Ton oder Wort gestalten, alle Richtungen des Schönen zu vereinigen und nach allen Seiten hin gleich Vortreffliches zu leisten; das Eine oder Andere wird überwiegen. Eigenthümliche Vorzüge, wenn auch nicht die Verschmelzung von allen, lassen uns den Künstler erkennen, und auch Herr Breuer ist im Besitze von solchen. Lebendigkeit und Frische der Darstellung, Wärme der Empfindung und schwungreiche Diction sind die hervortretenden Eigenthümlichkeiten seiner Kunstrichtung. Durch eine Reihe trefflicher Leistungen, die ebenso von Beruf als von Studium zeugen, hat er seinem Namen Anerkennung verschafft und uns, die wir ihm nahe stehen, schon so manchen schönen Kunstgenuß bereitet. Wenn wir ihm dafür einen öffentlichen Dank ausdrücken, so glauben wir auf die Zustimmung der Freunde des Schönen um so mehr rechnen zu dürfen, als Herr Breuer nicht zu Denjenigen gehört, die nur nach dem Beifalle der Menge geizen, sondern zu Jenen, die ein höheres Ziel verfolgen und es in der Weihe und Würde der Kunst erkannt haben. Auch seinen Franz v. Sickingen gab er im Sinne des Dichters, Kraft und Milde in diesem Character zu vereinigen wissend, was durch lebhaften Beifall anerkannt wurde. — Wenn wir die Leistung der Fräul. Janauschek als Justine, Sickingens Schwester, ihren besten beizählen, so halten wir dieß in der Einfachheit und Wahrheit ihrer Charakterauffassung begründet und heben mit besonderem Lobe hervor, daß ihr öfters allzu pathetischer Redevortrag sich heute in eben so fließender, als ungezwungener und von aller Ueberbietung freier Diction bewegte. Die Herren Meck (Hilchen Lorch) und Schneider (Jäcklein) führten ihre Rollen trefflich aus. Der Erstere die des rauhen und derben, aber biedern und treuherzigen deutschen Ritters, und der Letztere die des für die Sache des Volkes, wie für seine Liebe zu Justinen jugendlich schwärmenden Jäcklein. — Das genannte Drama fand freundliche Aufnahme und ist als eine dankenswerthe Erweiterung unseres Repertoire's zu betrachten.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstättersee.

Vom Vierwaldstättersee, 24. August. Seit Menschengedenken erlebte man an den Ufern dieses sturmreichen See's kein Unwetter, wie das gestrige. Die Schiller'sche Beschreibung im Tell erscheint dießmal matt neben der Wirklichkeit. Ich war hier wie gewöhnlich bei solchen meteorischen Prozessen beschäftigt über Temperatur, Windrichtung und Wolkenbildungen einige Beobachtungen in meinem meteorologischen Tagebuch aufzuzeichnen, als der Orkan gegen $6^1/_2$ Uhr Abends mit einer Furchtbarkeit zu toben begann, daß mir alle Schreiblust verging. Vom waldigen Fuße des Pilatus kam der „graue Thalvogt" herangezogen mit finsterer Stirn und schauerlicher Schnelle. Die mächtigsten Riesenbäume in meiner Nähe konnten nicht widerstehen, die stärksten Eichen wurden vom Sturm entwurzelt, dickstämmige Nußbäume wie schwaches Schilfrohr entzwei geknickt. Nur meine Lieblingsplatane blieb verschont, und dafür muß ich dem Vierwaldstätter Aeolus noch Dank wissen, obwohl er sie arg zerzaus'te. Es war eine Naturscene von grausigster Großartigkeit, selbst für Den, der so manche ähnliche meteorische Prozesse in Hochgebirgen und an Meeresküsten erlebte. Die Landhäuser an unserm Seeufer schienen zu schwanken, Schornsteine stürzten herab, Dachziegel flogen durch die Luft wie leichte Federballen. Sogar ein kleiner Thurm ist in der Stadt Luzern eingestürzt. Dicke Hagelschlossen zertrümmerten alle nicht verwahrten Fenster. Der See tobte und schäumte eine Viertelstunde lang auf eine unglaubliche Weise. In Wahrheit: „So hat's noch nie geras't in diesem Schlunde". Nach einer nicht übertriebenen Schätzung mögen auf zwei Meilen in der Runde von Seeburg, wo ich wohne, gegen 20,000 Bäume, meist schöne Obstbäume, entwurzelt und zerschmettert worden seyn. Es thut Einem das Herz weh beim Anblick der vielen grünen Leichen, mit halbreifen Früchten behangen, welche unsere Hügel und Wiesen bedecken. In Kriens und Meggen hat der Orkan ganze Dächer mitgenommen, und sogar einige Häuser und Scheunen umgestürzt. Leider sollen einige Menschenleben dabei zu Grunde gegangen seyn. Selbst das von Flüelen kommende Dampfboot gerieth in einige Gefahr, als es, von der sogenannten untern Felsnase nach dem Fuß des Rigi steuernd, von Wind und Wellen, welche durch den Kreuztrichter tobten, erfaßt und nach dem Vitznauer Stock zurückgeschleudert wurde. Doch Dank der guten Maschine und den soliden Schaufelrädern, die Dampfkraft kämpfte siegreich gegen die empörten Elemente. Welchen Schaden der Orkan in Schwyz und Uri angerichtet, wissen wir noch nicht genau. Aber ein Rigireisender schilderte mir diesen Morgen die bleiche Angst der Gäste oben. Die Windsbraut drohte wirklich die mehr modern-elegant als mittelalterlich festgebauten Rigi-Hotels sammt all den darin logirenden schönen Engländerinnen in den Zugersee hinabzublasen. Im Kanton Luzern mag sich der Schaden auf einige Millionen belaufen — ein schwerer Unfall für ein Ländchen, welches den Kriegssturm von 1847 noch nicht verschmerzt hat. Möge hier der gerühmte Wohlthätigkeitssinn der Schweizer sich bewähren! (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Naval and Military Gazette" erzählt von dem achten, früher in Ostindien gestandenen Dragonerregimente Folgendes: „Das Pferd des Regimentscommandeurs Sir Robert Gillespie, welches derselbe bei dem Sturme auf Kolunga ritt, als er erschossen wurde — ein Rappe — sollte nach dem Tode des Obersten mit seinen übrigen Effecten veractionirt werden. Mehrere Offiziere boten darauf ansehnliche Summen, wurden aber stets von einem gemeinen Dragoner überboten, der es denn endlich auch für den enormen Preis von 500 Pfd. Sterling (3500 Thaler) erstand. Es fand sich, daß alle Soldaten des Regiments zusammengetreten waren und das auf ihren Theil fallende Beutegeld dazu bestimmt hatten, nicht allein den Erben ihres Obersten auf die beste Art eine Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch das Andenken ihres gefallenen Commandeurs in seinem Pferde zu ehren. Auf ihre Bitte wurde das Pferd als Regimentseigenthum bei allen Märschen vor dem Regimente hergeführt und stand im Lager bei der Standartenwache, wo es die Escadrons sowohl als die einzelnen Mannschaften im Vorbeireiten stets militärisch grüßten. Als das Regiment den Befehl zum Rückmarsch nach England erhielt, erlaubte das Reglement die Einschiffung eines Extrapferdes nicht und ein in Indien ansässiger ehemaliger Offizier nahm es mit dem Versprechen zu sich, daß es bei ihm das Gnadenbrod bis zu seinem Tode genießen sollte. Als das Regiment abmarschirt war, fraß das Pferd nicht mehr und gab nur noch Zeichen der Theilnahme, wenn es eine Trompete blasen hörte.

Die demokratische „Buddelmeyer-Zeitung" in Berlin brachte unlängst folgende Anfrage:
„Warum sie reaktionär sind?

Der 1. weil er hochgeboren,
Der 2. ex officio,
Der 3. weil er sonst geschoren,
Der 4. weil's sein Vortheil so;
Der 5. ist's aus selbst'schem Triebe,
Der 6. rein aus Krebsnatur,
Der 7. seinem Zopf zu Liebe,
Der 8. parirt Ordre nur;
Der 9. und 10. sind so dumm,
Und wissen selber nicht warum."

Darauf gibt die „Neue Preuß. Zeitung" die Erwiederung:
„Warum sind sie socialistische, communistische Demokraten?

Der 1. weil er schlecht geboren,
Der 2. ex delirio,
Der 3. weil der Kopf erfroren,
Der 4. weil das Geld ihn floh;
Der 5. ist's aus Hochmuthstriebe,
Der 6. blos aus Herrschnatur,
Der 7. seinem Bauch zu Liebe,
Der 8. folgt der Branntweinspur;
Der 9. und 10. will nur fressen
Und Arbeit ganz und gar vergessen."

Korrespondenz.

Köln, 9. September.

Die Nachricht von jüngst, daß der Streit zwischen Müller-Tellering und den Hauptflüchtlingen in London, Marx, Engels, Willich und Freiligrath zu Bilk und zwischen der hiesigen Partei der „Westd. Ztg." wieder zu entbrennen im Begriffe stehe, hat sich bewähet, denn bei Mermet hierselbst ist die Brochüre des Ersteren: „Vorgeschmack in die künftige deutsche Diktatur von Marx und Engels" längst gedruckt, aber sonderbarer Weise noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die Veranlassung zu dem Zanke liegt in der Ausweisung des Verfassers aus dem Arbeiterverein in London. Zur Charakteristik des Werkchens führe ich nur einige von den vielen Stichwörtern, wie sie in der Arbeit in Masse vorhanden seyn sollen, an: Armer versimpelter Tyrtäus! Dichter der alten Mai- und Butter-Blumen-Zeit! Ladenschwengel, Karrengäule des Oberrabbi, Räuberhauptmann, Jungen, abgeschmackte Buben, deutsche Kälber, demokratische Lümmel, Seiltänzer und blödsinnige Speculanten, Strassenbuben, Westdeutscher Lümmel. — Die liberale Partei ist ganz im Rechte, wenn sie es bedauert, daß diese prosaische Arbeit noch nicht erschienen ist; denn auf die Brochüre ist der Vers eines hiesigen Knittelversdichlers anwendbar:

Wenn der Mensch sich selbst verloren,
Greift er nach den eignen Ohren.

— Unsere Kunst-Ausstellung, über die ich nächstens ausführlicher berichte, ist gestern geschlossen worden, ohne daß man einige Tage für den Dombau und die Akademie in Düsseldorf, wie sonst, ausschreiben konnte, weil der Saal am 20. d. M. schon geräumt seyn soll zur Abhaltung eines Konzertes, auf dessen Zweck wir zurückkommen. Daß die Gemälde nur Zweidrittel der früheren Zeit ausgestellt sind, ist eine Versündigung am reisenden Publikum, am Dome, an der Akademie, an sämmtlichen Künstlern und am hiesigen Verein.

Wiesbaden, 6. September.

Folgender Vorfall verdient als ein Beweis, wie weit die religiöse Unduldsamkeit gehen kann, öffentlich erwähnt zu werden. In dem katholischen Dorfe Höhr auf dem Westerwald sollte am 19. v. M. ein Mann beerdigt werden, der in seinem Leben stets von Allen, seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit wegen, geehrt und geachtet wurde. Er war freilich kein Frömmler, sondern huldigte dem vernünftigen Christenthum, dem reinen Menschenthume. Der Pfarrer Sauer verweigerte deßhalb auch die letzte Ehre eines kirchlichen Begräbnisses, was vielleicht dem Verstorbenen, wenn er es in seinem Leben gewußt hätte, sehr gleichgültig gewesen wäre, die Verwandten aber sehr unangenehm berührte und mit Schmerz erfüllte. Sie beriefen daher den deutschkatholischen Prediger Hiepe von Hachenburg zur Vornahme der kirchlichen Beerdigung. Als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, entstand in einigen Nachbarhäusern und auf den Straßen ein solch verhöhnendes Geschrei und Gelächter von einigen zusammengerotteten Menschen, daß selbst Wilde sich erstaunt haben würden, wenn sie eine solche Rohheit mit angesehen hätten. Vor dem Friedhofe waren zwei Wächter postirt, die dem Zuge den Eintritt in denselben verweigern sollten, was jedoch nicht gelang. Die rohen Gesellen erhoben nun während der Leichenrede abermals ein fürchterliches Poltern und Schreien, so daß Hr Hiepe in seiner Rede zwei Mal einhalten mußte. An persönlichen Beleidigungen des Letzteren sowohl, als auch der Angehörigen des Verstorbenen, sowie der Leichenbegleiter hat es natürlich auch nicht gefehlt. Möge sich Jeder die Glossen hierüber selbst machen!

Frankfurt a. M.

Gegensätze, wie Krieg- und Friedensbewegung, nahmen in jüngster Zeit unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß wir so manches eigentliche Produkt des Friedens, nämlich Leistungen der Kunst, fast unbeachtet ließen. Wir halten es deßhalb für Pflicht, unser Publikum auf Das hinzuweisen, was, als aus der Frankfurter Malerschule hervorgegangen, doppeltes Interesse für uns haben muß. In den Sälen des Städel'schen Institutes finden wir eine Reihe von Gemälden, welche wir hier einer kurzen Besprechung unterwerfen wollen. Zuerst finden wir zwei Bilder von Jac. Maurer dahier. Das eine, Umgegend von Rödelheim, ist naturwahr und sonnig, mit vielem Fleiß ausgeführt. Es ist schade, daß der Raum des Saales nicht zugibt, daß das Bild in ein besseres Licht gehängt werde. Das andere Gemälde desselben Künstlers, der Falkenfels an der Lahn, ist ebenfalls mit Fleiß ausgeführt, läßt aber den Beschauer kälter, als das erstere; mag seyn, daß die Monotonie des Gegenstandes dieses bedingt. — Ein liebliches Bild ging aus der Hand des wackern Diehlmann hervor: Ländliche Scenen im Taunus. Heitere Sommersonne, Farbenfrische, Leben, Alles vereinigt sich hier zum freundlichen Ganzen. Der hiesige Kunstverein hat dieß Bild bereits angekauft und damit ein schönes Stück erworben. Auch das Bild von Heerdt, Cronberg, zeigt viele Auffassungsgabe des Künstlers. Besonders erwähnen wir das üppige Grün, das das Thal, von wo die Gegend aufgenommen ist, charakterisirt. Doch dürfen wir nicht umgehen, zu bemerken, daß uns ein Schatten im Vordergrund als eine Verzeichnung erscheint. Das Bild von Schreyer, ein preußischer Trompeter zum Angriff blasend, war bereits in diesen Blättern erwähnt. Der Klosterfriede von Storz ist das erste Bild, welches dieser junge Künstler ausstellt. Wir wollen nicht auf das Technische eingehen und nur bemerken, daß die Darstellung von tiefem poetischen Gemuth zeigt. Es ist schwierig, einen Seelenzustand, der nicht in Leidenschaft, aber auch nicht in Erschlaffung, sondern in denkender Ruhe besteht, durch den Pinsel zu schildern, und es ist nicht zu viel, wenn wir sagen, daß der Künstler seine Aufgabe erkannte und löste. Wünschenswerth wäre es, wollte der Kunstverein auch dieses Bild ankaufen, um so mehr, da es das einzige ist, welches sich über Landschaft und Architektur erhebt. — Peter Becker, von welchem Maler wir früher schon einen Klostergarten bewunderten, schickte zur dießjährigen Ausstellung die Ansicht einer alten Stadt, in welcher sich ein Hochzeitszug bewegt. Im Bilde zeigt sich die ganze Originalität, die der Künstler in seiner äußern Erscheinung offenbart. Fleiß und Geschmack bekundet das Ganze, und hoffen wir, daß dieses Bild nur der Anfang des Malers ist, und er von hier aus in die geschichtliche Genremalerei gelangt, worin er gewiß bald Gutes leisten wird. Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikum werden nicht verfehlen, den Eifer der jungen Künstler zu steigern. R.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer d. Bl., Correspondenz Homburg, lies statt Taccani Tasen — Taccani Tasca.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Sept. Hermann und Dorothea, Drama in 4 Abth. von Dr. Töpfer. Hierauf: Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt von Nesmüller.

Donnerstag, 12. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 218. Donnerstag, den 12. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

Nach einer kleinen Pause fuhr der Major fort:

„Nicht lange nach meinem verunglückten Heiraths-Projecte verkaufte ich mein Mobiliar an eine englische Familie, welche mir in der Miethe nachfolgte und reiste mit meinem treuen Franz nach Helgoland, um während des Sommers die Seebäder zu gebrauchen.

„Dort lernte ich bald einen schönen und interessanten Mann aus Hamburg kennen. Er war Kaufmann, hatte einige bedeutende Seereisen gemacht, war mehrere Jahre in Indien gewesen, und da er, nach dem früheren Wunsche seines Vaters, sich dem Justizfache widmen sollte, so hatte er in seiner Jugend einige deutsche Universitäten besucht. Später starb ihm sein älterer einziger Bruder und so war er denn wieder in den Kaufmannsstand zurückgetreten.

„Ich fühlte mich von diesem jungen Manne, seinem freundlichen und auch zugleich ernsten Wesen so angezogen, daß wir bald die innigsten Freunde wurden. Er erzählte mir manches Interessante aus seinem Leben; ich gab nun auch das Meinige dazu.

„Eines Abends in traulicher Stunde theilte ich ihm meine Geschichte vom verflossenen Winter mit. Er lächelte schmerzlich und meinte, dieß sey noch nichts im Vergleich gegen seine getäuschte Liebe. Er habe ein Mädchen von feiner Bildung, nur wenige Jahre jünger als er, geliebt; er habe dieses Mädchen für die Unschuld selbst gehalten und sey dennoch schändlich betrogen worden.

„Kaum hatte er, nach kurzer Pause, während er in tiefes Nachdenken versunken schien, die Geschichte seiner Liebe begonnen, als zwei bekannte Herren eintraten, wodurch er verhindert ward, fortzufahren. Als wir spät am Abende uns trennten, reichte er mir die Hand mit den Worten: „Morgen, lieber Freund! sollen Sie meinen Jugendtraum, aus dem ich so schrecklich erwachte, vernehmen."

„Allein statt dessen fand er auf seinem Zimmer einen Brief vor, der ihm seines Vaters nahen Tod meldete. Früh Morgens war er abgereist. Mit einem paar Zeilen nahm er Abschied von mir und lud mich ein, ihn so bald wie möglich in Hamburg zu besuchen."

„Aber," unterbrach ein Herr aus der Gesellschaft den Redner, „Schade, daß Sie nicht Ihre Lebensereignisse zu Papier gebracht haben: das würde, in einen Roman eingekleidet, sich sehr gut ausnehmen und mitunter vielleicht manche gute Lehre enthalten."

„O!" entgegnete der Major, „auch das hab' ich bereits versucht. Müßiggang und Langweile leiten den Menschen auf allerhand tolle Ideen."

„Wie, also wirklich? auch schon gedruckt?" fragte der Fabrikherr neugierig.

„Nein! nur Manuscripte und meist Bruchstücke, welche ich später zusammen in ein Ganzes reihen wollte."

Dann zog der alte Herr seine Uhr und da es noch ziemlich früh an der Zeit war, überreichte er seiner schönen Nichte Emma einen kleinen Schlüssel mit der Bitte, aus seiner Reiseschatulle ein dünnes geschriebenes Heftchen zu holen. Nun wandte er sich lächelnd an die Anwesenden mit den Worten: „Wenn meine Freunde mir versprechen wollen, mich bei meinem literarischen Versuche nicht auszupfeifen, so werde ich meine liebe kleine Emma bitten, noch heute Abend ein Bruchstück meines Romans vorzulesen."

VI.

In einem der ersten Gasthöfe einer Hauptstadt am Rhein saß eines Abends ein junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren im reich und geschmackvoll dekorirten Zimmer am Schreibtische. Mit seinem Schreiben wollte es jedoch nicht recht von Statten gehen. Es schien, als habe er bereits ein Dutzend Briefe zerrissen: so viele Stücke lagen um ihn her.

Des jungen Mannes Gesicht drückte eine düstere Melancholie, ja, man könnte fast sagen: Verzweiflung aus. Gegenwärtig herrschte in dieser eleganten Wohnung die größte Unordnung: Geruch nach verbrannten Papieren, aufgerissene Schubladen, offenstehende Schränke, halb gepackte Koffer, unberührte erkaltete Speisen auf dem Tische; — ja — es hätte nur noch ein geladenes Pistol oder ein Fläschchen mit Gift gefehlt, um das Bild eines Selbstmörders vollständig zu machen.

Eben schien der in tiefe Gedanken Versunkene einen Entschluß gefaßt zu haben und rasch schrieb er folgende Zeilen:

„Liebe Louise!

„Nach Dem, was ich am verflossenen Sonnabend gesehen und was ich noch immer für ein schreckliches Traumbild halten möchte, obgleich ich von der grellsten Wahrheit überzeugt bin, kann unsere Liebe ferner nicht bestehen. Du hast mir den schönen Glauben an alle weibliche Tugend und Treue auf immer geraubt! Wenn Engel lügen und betrügen können: wie soll man dann noch den Glauben an eine Seligkeit bewahren!

„Gestern, als man bei Tische von Deiner nahen Verlobung sprach, hatte ich im ersten Schmerze den Entschluß gefaßt, auf der Stelle abzureisen. Doch die Macht meiner immer noch heißen Liebe zu Dir, hielt mich zurück und es durchbebte mich mit Wonnegefühl zuweilen der Gedanke, ob Du nicht dennoch unschuldig seyn könntest und ob vielleicht Satan selbst sein Spiel mit mir getrieben.

„Da ich Deiner Eltern Haus nicht mehr betreten kann, so

bitte ich Dich, um mir über meine Zweifel Gewißheit zu verschaffen, mir, und zwar recht bald, folgende Zeichen zu geben: Wenn Du diesen Abend vom Balle zurückkehrst und Dein Schlafzimmer betrittst, so ziehe, zum Beweise daß Du meinen Brief erhalten, ein Rouleaux an Deinen Fenstern in die Höhe. Ziehst Du beide Rouleaux auf, so soll mir dieß zum Zeichen dienen, daß ich an Deine Unschuld glauben darf, und stellst Du außerdem noch ein Licht auf einige Augenblicke an's Fenster oder öffnest dasselbe, wenn es ohne Geräusch geschehen kann: so spreche ich Dich noch in dieser Nacht und erwarte Dich an der kleinen Thüre in der Nebengasse.

„Ach, theuerste Louise! was doch diese letzten wenigen Worte für eine magische Kraft besitzen! — schon glaube ich mich berechtigt, das Beste hoffen zu dürfen. Ja, wenn's nicht anders seyn kann, so mußt Du einwilligen, daß ich so schnell wie möglich Dich entführe, um desto eher aus der Nähe Deiner verhaßten Stiefmutter zu gelangen.

„Ich habe Mittel und Wege gefunden, die mir es ermöglichen, auch ohne Deines Vaters Einwilligung in wenigen Wochen Dich an den Traualtar zu führen. O! wie träume ich mich wieder so süß in die Zukunft hinein, und, ach! wer weiß, ob nicht, ehe der Morgen graut, alle meine goldenen Träume sich in die schwarze Nacht einer mir schmerzlichen Wirklichkeit aufgelös't haben! — Nur noch höchstens zwölf Stunden ertrage ich diese Folterqualen; dieß bitte ich Dich wohl zu beherzigen.

„Um noch einmal auf die obigen Zeichen zurückzukommen: bleibt es bei dem ersteren allein und Dein Licht erlischt, ohne mir ein weiteres Zeichen zu geben; so ist hiermit auch meiner Hoffnung letzter Funke erloschen und es sagt Dir sodann ein ewiges Lebewohl

Dein

Richard Welson."

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus der Erstürmung von Ofen.

Die Augsb. Allg. Ztg. bringt den nachstehenden Bericht eines ihrer Correspondenten aus Oberösterreich:

Der ungarische Krieg in allen seinen Stadien hat fortdauernd einen geräumigen Platz in Ihren Blättern eingenommen. Ein eigner Korrespondent verfolgte am Kriegsschauplatz selbst seine Wechselfälle, und auch sonst fehlte es nicht an Beleuchtungen nach jeder Richtung. Auch nachträglich erschien noch manche Skizze über Situationen und Persönlichkeiten, denn der Gegenstand liegt noch dem allgemeinen Interesse zu nahe. So dürfte es Ihnen daher auch nicht unangenehm seyn, aus dem Munde eines Betheiligten während der Belagerung Ofens Einiges über das Leben der Belagerten selbst zu vernehmen. Ich will den Freund, von dem ich diese Mittheilungen überkommen, selbstredend hier einführen.

Bereits hatte sich das Gerücht von der Annäherung der Ungarn leise verbreitet, als man eines Tages in der Ferne Honved und Husaren in großen Abtheilungen wahrnahm. Man eilt auf die Dächer, um sich besser zu überzeugen. Der Ausdruck in den Physiognomien wird ein gesteigerter, hier tritt die Furcht, dort die Hoffnung lebhafter hervor, zugleich aber allgemein die Beängstigung vor der nächsten Zukunft. Die Festung wird geschlossen, die Kundmachung der bevorstehenden Belagerung erfolgt, Alles denkt daran, sich nach Möglichkeit zu versorgen. Der Verkehr zwischen der Wasserstadt und der Festung ist in diesem Augenblick ein sehr lebhafter, man will sich noch sehen, sprechen, man muß einkaufen, packen, vergraben, Anstalten treffen.

Die Festung ist umzingelt, die Belagerung beginnt. In langem Zuge, die weiße Fahne voran, ziehen Greise, Frauen, Kinder mit Karren und Gepäck aus der Festung, eine traurige Prozession, den kahlen Festungsberg hinab. Die Beschießung wird ausgesetzt, um dann um so stärker und ununterbrochen wieder zu beginnen. Man darf rechnen, daß während der ganzen Belagerung kaum eine halbe Viertelstunde ohne Kanonenschuß verstrich. Von 9 Uhr bis 1 Uhr Nachts wiederholten sich regelmäßig die Stürme der Belagerer, zuerst noch Kanonendonner; dazwischen Raketen, Bomben, Glühkugeln mit dem jeder von ihnen eigenthümlichen Lärm beim Auffallen, Zerspringen und Zünden; später dann in der Hitze und Annäherung des Sturms nur der belfernde, knatternde Lärm des Kleingewehrfeuers, ein unheimliches Gepolter, und das hagelwetterartige Herabkollern und Sickern der Kugeln von den Dächern und Mauern.

Und doch begann um Mitternacht für uns Bewohner der Festung die einzige Zeit, wo wir uns Ruhe und ein paar Stunden Schlaf gönnen konnten. Während man an den Wällen und Gräben aneinander war, schwiegen die Bomben, es flogen keine Raketen und Glühkugeln mehr, und wir konnten die müden Glieder von uns strecken. Ich war seit Wochen unwohl, fieberkrank, von Strapazen, geistigem und körperlichem Weh erschöpft, und dennoch war es die fortdauernde Aufregung allein, die mich auf den Beinen erhielt, bis später meine Kräfte zusammenbrachen. Der Zustand der Aufregung, sowie die gegebene Lage selbst ließ keine wie immer geartete andere Beschäftigung zu, als des Hin- und Herwandelns, Nachsehens, Löschens, und höchstens noch des Einziehens von Nachrichten und Neuigkeiten im Nachbarhause, die sich auch auf neue Sterbsfälle, Brände, Verwundungen, und höchst unsichere und unbestimmte Gerüchte beschränkten. Von der Außenwelt waren wir abgeschnitten, von uns selber wußten wir nur so viel, als unsere nächste Umgebung betraf.

Ich hatte in meinem Hause zehn Croaten einquartiert. Sie behandelten mich, als gebornen Ungar, mit Mißtrauen, doch konnte ich nicht über ihr Betragen Klage erheben. In ihren Forderungen waren sie bescheiden, nur Wein mußte immer auf dem Tische seyn.

In dieser geschäftlosen, peinlichen Unruhe verfloß die Zeit; wechselnde Schrecken, Beängstigungen der mannichfaltigsten Art; eine wahre Feuerprobe für das stärkste Nervensystem. Kein Tag, keine Nacht verging ohne Ereigniß. Bald brannte es im eigenen Hause, bald im Nachbarhause, bald hatte eine einfallende Bombe ihren Spuk getrieben; so hatte eine Bombe, die in meinem Hofraum geplatzt war, die eisernen Stäbe einer Galerie, die am ersten Stockwerk hinging, wie Spielzeug gebrochen, und sie wagrecht in die Mauer eingetrieben; ein andermal war eine Bombe durch den Schornstein auf meinen Hausdachboden gefallen, den sie zerplatzend mit solcher Gewalt erschütterte und hob, daß die Ziegel nach allen Richtungen auseinanderstoben. Gleich darauf hörte ich heftiges Fluchen und Klagen, es waren zwei meiner einquartierten und eben durch die Straße heimkehrenden Croaten, die von den abgeräumten Ziegeln hart waren getroffen worden, der eine so schwer, daß er auf einer Bahre mußte nach Hause getragen werden.

Wenn eine Bombe nahe einfiel, so blieb auch keine Scheibe ganz, die Tassen und Gläser flogen vom Tisch, häufig ohne Schaden zu nehmen, Thüren und Kästen flogen auf. Man erzählt von einem Kranken im Siechenhaus, der den Wasserkrug aus Schrecken fallen ließ, als eine Granate neben ihm niederfiel, und sie glücklich durch diesen Zufall löschte.

Außer unsern eigenen Gefahren waren unsere Gedanken doch viel mit denen unserer Bekannten und Freunde beschäftigt, von denen wir jetzt abgeschnitten waren. Bald ging dort, bald hier wirbelnd eine Feuersäule auf, bald sahen wir in der Nacht hier und dort den zündenden Strahl sich senken. Mit der Zeit und

Gewohnheit findet man sich auch in die traurigste Lage, und wir suchten zuweilen unsere Nöthen und Bedrängnisse wegzuspötteln. Auch unsere kaiserlichen Artilleristen wußten Humor in ihr Geschäft zu bringen. Lange Zeit in Ofen schon stationirt und mit allen Localverhältnissen daselbst vertraut, kannten sie jede Gasse, jedes Haus. „Heute," hieß es, „wollen wir einmal den Apotheker in der Wasserstadt heimsuchen," oder „unsern dicken Bierwirth, den wir schon lange nicht gesehen haben." Und der Apotheker oder Bierwirth wurden wirklich heimgesucht, aber in der Gestalt einer Bombenkugel, die man aufs Haus richtete.

In jedem Hause war eine große Kufe beständig mit Wasser gefüllt, um sogleich zum Löschen bei der Hand zu seyn. Das Trinkwasser war in Fässern aufbewahrt, in der letztern Zeit zum Theil schon sehr schlecht und ungenießbar. Dem Wein wurde durch die Einquartierung stark zugesprochen. In den Gassen der Festung war es still und öde, die Einwohner vermieden aus den verschiedensten Gründen so viel möglich, sich außer Hause herumzutreiben, man sah Niemanden als Soldaten, und die Stille an manchen Orten wurde nur durch unsere Schüsse und Wachtrufe unterbrochen. Es herrschte gegenseitig viel Mißtrauen. Als ehemaliger kaiserlicher Beamter war ich vielen meiner Landsleute, als geborner Ungar, den Kaiserlichen verdächtig. Man sprach, wenn man auch zusammenkam, nichts von Politik, und behielt seine Gedanken für sich, auch wurden bei den Meisten alle andern Wünsche und Hoffnungen von den nächsten Sorgen und Interessen verschlungen.

Abends bot sich von den Häusern an der Außenseite ein schönes Schauspiel durch die weit umher verbreiteten Wachtfeuer. Wir saßen im Dunkel, denn hier durfte bei strengster kriegsrechtlicher Behandlung kein Licht angezündet werden, aus Besorgniß vor Einverständnissen. Unterdessen züngelten feurige Raketen wie Blitze von unten auf durch den dunkeln Himmel.

So kam, ohne daß wir es ahnten, der letzte Tag, die letzte Nacht heran. Um 9 Uhr begann die regelmäßige Bestürmung. Während das Kleingewehrfeuer zu knattern anfing, suchte ich mein Lager, auf das ich mich, wie immer, halbangezogen im Schlafrock hinwarf, um zu schlummern. Bald trat gänzliche Ruhe ein, als mich gegen halb 3 Uhr ein furchtbarer neuer Lärm aus dem Schlafe weckte. Das Kleingewehrfeuer schwoll zu ungewohnter Stärke; es war ein Krachen, ein Lärmen, ein betäubendes Durcheinander von allen Seiten; der Sturm mußte wiederholt worden seyn, der Lärm war wahrhaft sinnverwirrend. So dauerte es einige Zeit, ohne daß wir wußten, woran wir waren; da kam ein Nachbar und theilte mir mit, Hentzi sey gefallen, eine große Bresche gemacht, die Ungarn drängen bereits in die Festung, die Verwirrung herrsche an allen Orten. Ich wagte mich aus dem Hause und recognoscirte in der Nähe; an allen Ecken und Thüren sah ich lauernde ängstliche Gesichter; einzelne Abtheilungen von Soldaten stürzten an uns vorüber, Schrecken, Zorn im Antlitz, die Entscheidungsstunde lag auf allen Zügen gezeichnet. Bald hieß es, die Festung sey verloren. Um jene Gassenecke schlichen schon Honved heran, vorsichtig vorschreitend, das Gewehr mit gespanntem Hahn unter dem Arme. Bald werden sie häufiger und häufiger, sie sammeln sich und vertheilen sich wieder in kleinen Trupps. Da begegnen mir kaiserliche Dragoner zu Pferde — ein trauriger herzergreifender Anblick; herrliche Männer, aber Mann und Pferd schienen ihre verzweifelte Lage zu fühlen, und die edlen Thiere zitterten unter ihren Reitern. Sie waren verloren und mußten sich ergeben. Als eine Compagnie Honved heranrückte, stiegen sie vom Pferde und schnallten ihre Helme an den Sattel. Da stürzten einige Gränzer an einem Hause hervor, und im Unmuth und Zorn über diesen Anblick feuern sie auf die Dragoner. Aber im Nu stürzen die Honved über die Bedachtlosen, und vor meinen Augen wurden diese Gränzer alle niedergemacht. Die Dragoner wurden pardonirt und gefangen genommen.

Ich eilte nach meinem Hause zurück, wo mich andere Auftritte erwarteten. Meine Croaten hatten sich, zum Theil blutend und verwundet, von der Straße nach dem Hause zurückgeflüchtet. Ein Honved-Unteroffizier mit einem Piket trat zu mir heran und fragte mich, ob ich Croaten zur Einquartierung hätte. Ich bejahte es. Er verlangte ihre Auslieferung. Wir traten in den Hofraum, wo ihnen zwei große Stuben zu ebener Erde angewiesen waren, die wir an Fenstern und Thüren verbarrikadirt fanden. Der Unteroffizier entfernte sich, und kam bald darauf mit einem Lieutenant und verstärkter Mannschaft zurück. Der Offizier war ein junger, freundlich und gutmüthig aussehender Bursche. Das machte mir Hoffnung, daß die Sache vielleicht doch noch ohne Gräuel ablaufen werde. Es hieß nun: Zimmerleute vor! Ihre Arbeit an den Thüren begann. Von innen geschah kein Schuß. Die erste Thür ging zu Trümmern, und auch die vorgeräumten Kästen waren schnell zerschlagen und hinweggeräumt. Nun bot sich ein erbarmungswürdiger Anblick. Todtenblaß, zum Theil mit Blut bespritzt, stand die Mannschaft bei einander; wüthend stürzten die Honved vor; als sie aber keinen Widerstand trafen, vielmehr der vorderste der Mannschaft auf die Kniee stürzte, beschwichtigte sich der erste Zorn. Nun fielen auch die andern auf die Kniee, nur der Offizier und ein Fourier standen aufrecht, und schienen gleichgültig und todesverachtend den ganzen Vorgang anzusehen. Da sprach der junge Honvedlieutenant seinen Leuten zu, und diese hoben nun selbst die Knieenden vom Boden auf, riefen ihnen zu, und munterten sie auf, während diese ihre Waffen übergaben. Sie wurden abgeführt und der Honvedlieutenant verlangte nun die Abgabe ihrer Effecten. Ich wußte darum keinen Bescheid, und wir suchten daher in der Stube und in den Gängen umher, ohne etwas zu finden. Mir wurde hart gedroht und ich mußte das Schlimmste befürchten, als man endlich aus der Höhe eines Kamins triumphirend den Koffer des Offiziers und einige andere Habseligkeiten hervorzog. Der Koffer wurde gesprengt, es fand sich Geld, feine Wäsche, Paradeuniform, Handschuhe u. dgl. Man riß sich die Gegenstände aus den Händen, man probirte Hemden, Hosen, Handschuhe, man lachte und tanzte, man schlug in die Hände und überließ sich der Lust und dem Jubel.

Nach diesen Vorgängen begab ich mich wieder außer Hause, um mich auswärts umzusehen. Ich war vom Fieber und allem Erlebten so angegriffen, daß ich mich kaum aufrecht erhielt, aber die Unruhe im Hause war so groß, daß ich mich in der freien Luft zu erholen glaubte. Hier aber wartete meiner noch ein trauriger Anblick. Ich wandelte an den Wällen und Stätten des Kampfes hin und suchte die Breschen auf, wodurch die Ungarn eingedrungen. Hier war noch Alles in größter Verwüstung. Staub und Rauch wirbelte auf, Risse und Löcher an den Mauern, am Boden Schutt und Gerölle von dickem Blut angefeuchtet und zu Mörtel geknetet, dazwischen Leichen, mitunter gräßlich zugerichtet, mit eingeschlagenen Köpfen, abgerissenen Gliedern, heraushängenden Eingeweiden, hie und da röchelte noch ein Sterbender, oder wälzte sich ein Schwerverwundeter, den man noch keine Zeit gefunden hatte zur Seite zu schaffen, oder der auch übersehen worden war. Der Boden war mit Kugeln dicht übersäet, und rund herum lagen Helme, Kaskets, weggeworfene Waffen. Zur Beerdigung der Leichen wurden auch die Hausbewohner mit aufgefordert, und Alles bewegte sich nun thätig durcheinander mit Bahren, Spaten und anderen Werkzeugen. Die Leichname wurden durchsucht, vor Allem wurden ihnen die noch brauchbaren Schnürschuhe und Stiefel ausgezogen, und ich sah manchen Honved, der lachend am Wahlplatz seine zerrissenen Schuhe wegwarf, weil er sich unmittelbar von der nächsten Leiche mit besseren versorgt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen rettete zu Paris am Bastillenplatze ein Hund einen Knaben aus dem Kanale. Es ist dieß das siebente Menschenleben, welches man dem klugen Thier verdankt. Während der Ueberschwemmung durch die Loire im Jahre 1845 rettete das Thier zwei Menschenleben hintereinander. Der Municipalrath von Orleans votirte ihm damals ein Halsband, welches eine silberne Platte mit den eingegrabenen Namen der Geretteten trägt.

Kaum ist der berühmteste Schulcollege, Louis Philipp — er ist's bekanntlich in der Schweiz geworden — gestorben, so bekommen wir Schulmeister an der Herzogin von Orleans eine achtbare Collegin. Sie arbeitet an einem Buche über den Elementarunterricht und hat die Erfahrungen darüber bei dem Unterrichte ihrer Söhne gemacht.

Frankfurter Theater.

So oft Meyerbeer's Opern auch über die Bühnen geschritten und so bekannt sie auch aller Orten sind, so haben sie doch von ihrer Anziehungskraft noch nichts verloren. Auch bei uns machen sie diese geltend, und es ist hier wohl noch nicht vorgekommen, daß im Laufe von kaum sieben Monaten eine Oper gegen dreißig Vorstellungen bei überfülltem oder doch stark besetztem Hause und meist bei aufgehobenem Abonnement erlebt hat, wie dieß bei dem „Propheten" der Fall ist. Die jüngste Aufführung von „Robert dem Teufel" hatte wiederum das Haus in allen Räumen gefüllt. Wir halten gerade dieß Tonwerk darum so hoch, weil in ihm der Componist einen eben so großen Melodienreichthum bekundet, als sich auszeichnet durch Harmonienfülle, kunstreiche Combination, dramatische Auffassung, poetische Frische und Mannichfaltigkeit. Diese Vorzüge bieten für jeden Freund des Schönen einen mächtigen Reiz und werden um so wirksamer, als sie durch einen trefflichen Text und wahrhaft effektvolle Situationen unterstützt sind. — Mad. Jullienne sang die Partie der Alice. Wenn es wohl zu geschehen pflegt, daß Sänger und Sängerinnen überschätzt werden, was namentlich bei Gastspielen öfters der Fall ist, so finden nicht minder andere eine ihren Verdiensten nicht gleich stehende Würdigung. So Mad. Jullienne, welcher es zwar nicht an Anerkennung und beifälliger Aufnahme fehlt, die solche aber in weit höherem Maße verdient hätte. Ihre Alice war, wir sagen dieß unbeschadet der ausgezeichneten Leistung unserer Anschütz-Capitain in derselben Rolle, eine in jeder Beziehung vortreffliche. Die schönen Stimmmittel, die hervorragende Gesangschule, die vollendete Tonbildung und die edle Auffassung in Vortrag und Darstellung sind nicht genug hervorzuheben und erschienen auch heute in wahrhaft harmonischer Abrundung und Zusammenwirkung. Dabei wußte die Künstlerin — und dieser Name gebührt ihr im vollen Umfange des Wortes — die lyrischen und dramatischen Momente der reizenden Tondichtung so poetisch hervorzuheben, daß wohl kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb und sie durch reichlichen Beifall und Hervorrufung belohnt wurde. — Die Isabella der Mad. Behrend-Brandt überzeugte abermals die Theaterfreunde, daß die Wiederacquisition dieser Sängerin für unsere Oper eine höchst erfreuliche ist. Schöne Stimmmittel, dramatischer Vortrag und ausdrucksvolles Spiel waren heute vereinigt, um dieß zu bestätigen. Lebhafter Beifall wurde der geehrten Sängerin nach jeder ihrer Gesangsnummern gespendet und besonders nach dem meisterhaften Vortrag der Gnadenarie im vierten Akt. — Die Herren Chrudimsky (Robert) und Dettmer (Bertram) wirkten mit bekannter Auszeichnung, sowie die Vorstellung im Ganzen als eine sehr gelungene zu bezeichnen ist.

Korrespondenz.

Weimar, 4. September.

Gestern, an dem Geburtstage des verewigten Großherzogs Karl August, wurde das Andenken dieses Fürsten, der sich durch seine edle und humane Handlungsweise ein unvergängliches Denkmal in den Herzen seiner Bürger gestiftet hat, auf zwiefache Weise begangen. Am Vormittag wurde das 25jährige Bestehen der Bürgerschule, deren Gründer Karl August war, durch feierlichen Gottesdienst im Saale des Bürgerschulgebäudes begangen, und es mag wohl nur selten eine Versammlung geben, die mit andächtigeren Herzen und innigeren Dankgefühlen einer gottesdienstlichen Feier beigewohnt hat, als die am gestrigen Tage in der Bürgerschule. Sie war einfach und würdig. Der Bürgerschuldirektor Dr. Hanschmann hielt die Gedächtnißrede; er deutete darin auf den reichen Segen und die vielfältigen Früchte hin, die durch die Gründung der Bürgerschule für Weimar selbst und für das Land hervorgegangen seyen, indem die angehenden Lehrer an diesem Institut ausgebildet und dann als tüchtige Volksschullehrer in entferntere Wirkungskreise versetzt würden. Nach dieser trefflichen Gedächtnißrede trugen zwei festlich geschmückte Jungfrauen ein Wechselgedicht vor und ein Jüngling declamirte ein anderes Gedicht von Dr. Sondershausen: „Karl August in Leipzig", welches mit einfach schönen Worten die Veranlassung zum Bürgerschulbau schilderte. Begonnen und beschlossen wurde diese Gedächtnißfeier durch herzerhebende Gesänge des Seminaristenchors. Am Nachmittag und Abend begingen die Bürgerschützen bei Gelegenheit des alljährlich wiederkehrenden Vogelschießens ebenfalls eine Gedächtnißfeier Karl August's. Und auch hier war eine solche Feier an ihrem Platze; denn zu keiner Zeit hatte dieses Volksfest eines höheren Aufschwungs, einer größeren Bedeutung sich zu erfreuen, als zur Zeit jenes Fürsten; er lebte und webte unter seinen Bürgern, und von steifer Etikette, von beengenden Ceremonien, wie sie bei fürstlichen Personen herkömmlich sind, war damals keine Rede. Der Ruf und die Bedeutung des Weimarischen Vogelschießens war weit über die Gränzen des Landes hinausgedrungen, Fremde kamen aus entfernten Gegenden und das Fest fand weit und breit nicht seines Gleichen. Alle diese Gedanken drängen sich auf und deßhalb wird das Andenken an jenen bürgerfreundlichen Fürsten, an jenen großherzigen Beschützer seines Volkes in den Herzen der Bürger und Bauern fortleben bis in alle Ewigkeit. Auch die Erholungsgesellschaft, die das Grundstück ihres Gesellschaftslokales von Karl August zum Geschenk erhalten hat, feierte sein Andenken durch eine glänzende Illumination. Kurz überall, in jeder Stadt, in jedem Dorfe, knüpfen sich Erinnerungen an jenen großherzigen Landesfürsten, die seinen Namen unsterblich machen. — Leider wurde dieser Tag abermals durch ein bedeutendes Brandunglück in dem Nachbardorfe Großobderringen getrübt. Es brannten dort 22 Wohnhäuser nebst Schule und Pfarrwohnung nieder, und obschon dieses Brandunglück am lichten Tage sich ereignete, so haben die meisten jener unglücklichen Bewohner bei dem heftig wehenden Sturme doch kaum das nackte Leben retten können. Das Feuer verbreitete sich mit einer rasenden Schnelligkeit: eine große Anzahl Vieh ist in den Flammen umgekommen und selbst einige Menschen sind durch Brandwunden arg beschädigt worden. Man erzählt sich, daß eine blinde Frau die Veranlassung des Brandes sey, indem sie noch glühende Asche auf den Düngerhaufen geschüttet habe. An demselben Abend gewahrte man wieder ein bedeutendes Feuerzeichen nach Norden hin, ich habe aber bis jetzt noch keine Kunde, wo es gebrannt hat. Das Großherzogthum ist seit langer Zeit nicht so häufig von Bränden heimgesucht worden, als in diesem Jahre. Niemand wagt auch nur auf einige Stunden mehr seine Wohnung zu verlassen, aus Furcht, es könne inzwischen ein Unglück geschehen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Freitag, 13. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 219. Freitag, den 13. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Georg! bist Du bekannt mit der Dienerschaft des Herrn Baron von Holberg?“ fragte Herr Welson seinen Bedienten, der eben ins Zimmer trat, als sein Herr den obigen Brief beendet hatte.

„Ja, Herr! wir sind sogar gute Freunde!“

„Nun, desto besser! so nimm dieses Billet und sieh zu, wie Du es möglich machst, es dem Fräulein Louise von Holberg eigenhändig zu übergeben — hörst Du? eigenhändig! — sonst bringst Du mir es wieder zurück.“

„Aber wie werde ich das anstellen?“ fragte der Diener etwas ängstlich.

„Höre mich nur an: Bei Kommerzienrath Wilden ist heute großer Ball. Kennst Du etwa auch dort Jemanden von der Dienerschaft?“

„O ja! da ist eine Anzahl weiblicher Bedienung im Hause. Die dritte Kindermagd, die kleine Mina, kenne ich sehr genau.“

„Nun — so wird's schon gehen. — Georg! Du wirst schon bemerkt haben, daß an den Häusern, wo große Bälle stattfinden, sich um die Zeit, wenn die herrschaftlichen Wagen an- und abfahren, eine Menge Gaffer und Maulaffen aufstellt. Diesen gesellst Du Dich zu und zwar, wo möglich, bei den Ersten zunächst der Hausthüre.“

„Schön, mein Herr! das wird mir Spaß machen.“

„Ob es Dir Spaß macht, ist einerlei; mache Du nur Deine Sache gut. — Wenn der Wagen des Herrn Obersten von Holberg vorfährt, das heißt: wenn der Ball zu Ende ist, machst Du Dir etwas in der Nähe des Kutschenschlages zu schaffen und steckst — aber nur wenn's unbemerkt geschehen kann — dem Fräulein Louise dieses Briefchen zu. Zur größeren Vorsicht will ich, da beide Damen, Louise und ihre Stiefmutter, fast von gleichem Wuchse sind, Dir noch bemerken, daß das Fräulein ein einfaches weißes Kleid mit Rosa-Bandschleifen und als Kopfputz einen Kranz von kleinen rothen Rosen trägt. Frau von Holberg ist zwar ebenfalls weiß gekleidet, jedoch mit blauen Bändern und Blumen geschmückt: ich habe sie beim Einsteigen in den Wagen gesehen. — Sey daher vorsichtig!“

Nachdem der junge Mann etwa drei Stunden in peinlichster Unruhe zugebracht, trat sein Diener mit heiterem Gesichte in's Zimmer.

„Nun, Georg! nach Deinem Aussehen zu schließen, hast Du meinen Auftrag gut besorgt?“ rief Welson, in angenehmer Aufregung, ihm entgegen.

„Ich glaube, ja, mein Herr.“

„Wie! Du glaubst nur und bist nicht überzeugt?“

„Aber erlauben Sie, liebster Herr! ich will Ihnen genau erzählen, wie's kam. Nun sehen Sie: ich hatte schon lange draußen gestanden und es fing so nachgerade an und wurde mir ein wenig frostig um's Herz; so dachte ich denn: willst mal sehen was Mina macht, und wollte eben nach der Gesindestube gehen: da begegnete sie mir auf dem Hausflur hinter der Treppe und hatte die Taschen voll von dem kleinen süßen Zeuge, was die Herrschaften Konzept nennen.“

„Ah! sieh da!“ rief Mina, „da ist ja Georg! — Ist Dein Herr auch hier?“

„Ne,“ sagte ich, „der sitzt zu Hause, und ich komme, um zu sehen, was meine Mina treibt.“

„Und denkst, es gibt was zu naschen hier?“ erwiederte sie. „Na komm' nur her, ich geb' Dir was, wenn's auch nicht gerade für Dich bestimmt war.“

„Was?!“ sagte ich, „nicht für mich bestimmt! für wen denn sonst?“

„Ich bitte, Herr Welson, haben Sie doch ein wenig Geduld: ich möcht's gern gerade so erzählen, wie's kam.“

„Ich wollte eben der Mina einen Schmatz auf das verlogene Maul geben, da! — da rauscht was die Treppe hinab — und wer war's? — der Herr Oberst von Holberg mit seinen beiden Damen.“

„Und welcher von ihnen gabst Du das Billet?“

„I nu! der Blauen, wie der Herr befohlen haben.“

„Du dummes Vieh! Ich möchte Dir das Hirn aus dem Schädel schlagen, wenn Du welches darin hättest. — Sagte ich Dir nicht deutlich, der Rosa-Dame?“ fuhr Welson im höchsten Zorne auf.

„Ich bitte den Herrn, mich gefälligst zu Ende zu hören!“ sagte der Diener verblüfft, mit weinerlicher Stimme. „Der Herr Baron gab eben dem Garderoben-Diener ein Trinkgeld, dabei fielen ihm einige Geldstücke auf den Boden, welche weit hinwegrollten. Während nun der Herr Oberst und der Garderoben-Diener nach dem Gelde suchten, lief ich zum Wagen.

„Eine von den Damen war bereits eingestiegen, und da ich doch schon oft bemerkt habe, daß die Mutter vor der Tochter einsteigt, so dachte ich ganz gewiß, daß die Außenstehende das junge Fräulein sey.“

„Du sagtest aber vorhin, Du habest der blauen Dame den Brief gegeben.“

„Wegen des Mantels und der seidenen Kaputze konnte ich die Bänder nicht sehen; allein es schien mir, als habe die Dame mich erkannt. Ich zog leise den Brief aus meiner Tasche: dieß schien sie zu bemerken und kam einen Schritt auf mich zu, und ehe ich ihr in's Gesicht schauen konnte, war — fitsch — der Brief aus meiner Hand verschwunden. Ich stand noch ganz verdutzt da, und konnte voll Erstaunen mich kaum umschauen, als die Dame auch schon im Wagen saß. — Das Fräulein machte

das Ding so schnell: der Schwarzkünstler Bosko hätt's nicht besser gekonnt."

„Vielleicht wär's dennoch möglich, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß Louise mein Billet erhielt! — Nun es wird sich bald zeigen!"

Bei diesen mehr zu sich selbst als zum Diener gesprochenen Worten hüllte Welson sich tief in seinen Mantel und schritt der Wohnung seiner immer noch geliebten Louise zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener, wie er ist.

(Aus der Berl. Spen. Ztg.)

Wien, im August. Die Kaiserstadt hat noch heute den groben Sinnengenuß, wie im vorigen Jahre. Jene Gemüthlichkeit, die Nichts weiter thut, als essen, trinken, tanzen und ein freundliches Gesicht dazu machen, ist noch heute das Privilegium, worauf die bürgerlichen Klassen sich viel zu gut thun; fordere von ihnen, daß sie bei ihrem Genuß denken, daß sie aus dem groben Stoff eine feine Substanz destilliren, und die Gemüthlichkeit hört sogleich auf. Es ist aber die Gemüthlichkeit der Schlaraffen, der Genuß ist ohne Methode, das Vergnügen breit, aber seicht, viel äußere Politur und darunter faules Holz. Man nehme es nicht übel, aber die Wiener Gemüthlichkeit übersetzt sich richtiger in die Wiener Beschränktheit, und man kann beifügen, in die Wiener Falschheit. Unter der Gemüthlichkeit verbergen sich oft die niederträchtigsten Gesinnungen und die „Spitzel" sind häufig ganz gemüthliche Leute. Auch die Höflichkeit ist viel auf der Zunge, selten im Herzen. Das ewige „Herr von" und „küß die Hand Ew. Gnaden" sind nichts weiter, als servile Insinuationen in die Geldbörse. Man unterlasse einmal, dem Kellner ein Trinkgeld zu geben, und man wird nicht nur auf die schönen Titel, sondern auch auf die Bedienung lange warten können. Die Corruption ist so internirt in dem österreichischen Charakter, daß man ihren Causalnexus von dem höchsten Beamten bis herab zum Tagelöhner verfolgen kann. Im Geschäftsleben gelten sehr laxe Grundsätze, und man setzt sich über Dinge hinweg, die anderwärts ein Schandmal aufdrucken würden. Die Verfassung mag hundertmal die politische Gleichstellung der Stände dekretiren, sie kann nie zur Wahrheit werden, wo die Volkssitten noch die Standesunterschiede anerkennen, und die Revolution eines Jahres reicht nicht aus, um eine Würde der freien Persönlichkeit und jenen edeln Stolz, den das Gefühl geistiger Freiheit gibt, zu schaffen. Geld nehmen ist auch hier die allgemeine Losung, aber der solide und ehrliche Thätigkeitstrieb dafür ist mit der Laterne zu suchen. – Ein Engländer würde die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn er diese Zeitvergeudung und Faulheit sähe. Von einem angestrengten Arbeiten hat man hier keine Idee, die Kraft der Trägheit ist das vorwiegende Element, die Vortheile, welche Natur, Lage und eine lange Geschichte bieten, sind noch zum großen Theil unbenutzt. Man gehe nur an die Donau und sehe, wie verwahrlos't diese größte aller europäischen Wasserstraßen darniederliegt! Mannheim und Mainz haben mehr Handelsbewegung in ihren Häfen, als die Hauptstadt der österreichischen Monarchie. Von Ufer- und Wasserbauten ist nicht die Rede, der Fluß strömt an vielen Stellen, und noch ganz in der Nähe der Hauptstadt, wie vor Jahrhunderten, zwischen öden Waldungen dahin, vergebens sucht man die schaffende Rührigkeit, die sich auch bei dem kleinsten Dorfe des Rheins kundgibt. Und doch hat die Natur die Donau schon auf ihrer deutschen Strecke reich ausgestattet. Man findet Partien, die den gerühmtesten Punkten des Rheinthales nicht nachstehen. Aber das fortlaufende Panorama ununterbrochenen Interesses, die belebte Staffage auf dem Wasser und an den Ufern, den Zauber von Poesie und Romantik, die reiche Geschichte von Kriegs- und Friedensruhm, den Kranz blühender Städte, den fluthenden Weltverkehr des Rheines kennt die Donau nicht. Einsam und öde liegen ihre Ufer, kein buntes Menschengewimmel begrüßt die landenden Boote, selten streift eine Flagge über das graue Wasser, und zwischen Linz und Wien liegt nicht eine einzige der Rede werthe Stadt. Auf der ganzen Donau fährt kein Segelschiff, man sieht nur elend zusammengezimmerte Kähne, die gerudert werden. Ein Leinpfad ist ganz unbekannt, denn von 400 Schiffen, die nach Wien jährlich herabkommen, fahren nicht 20 wieder zu Berg — sie werden hier zerschlagen und als Holz verkauft. Infolge des schlechten Fahrwassers sind Unglücksfälle nicht selten. Erst seit wenigen Jahren besteht eine Dampfschleppschifffahrt, welche drei bis vier Remorqueurs hat. Dampfboote für Passagiere sind nicht viel mehr, wenigstens geht nur täglich ein einziges zwischen hier und Linz. Die Gesellschaft hat ein Monopol und schaltet, da sie keine Concurrenz zu fürchten hat, nach Belieben. Der bayerischen Gesellschaft ist es nur unter den lästigsten Bedingungen gestattet, bis Linz zu fahren. Sie darf z. B. innerhalb des österreichischen Gebiets keine Passagiere aufnehmen und aussetzen, muß auf einem Dorfe vor Linz liegen bleiben, hat den Schiffern Entschädigung zu zahlen u. s. w. Dieses Monopol- und Privilegienwesen lähmt alle freie Entfaltung der Kräfte, hält den Fortschritt auf und gewährt theuere und doch nur mittelmäßige Leistungen.

Ueber die deutsche Sprache.

„Wer mit Liebe zum Vaterlande die Tugenden und Eigenthümlichkeiten seines Volkes beschirmen will, der beschirme die Sprache desselben gegen Fremdartigkeiten und gegen die Vermischung mit den Sprachen anderer Völker. Zschokke.

Der Deutsche, und darunter verstehe ich Jeden, dessen Mutter- oder Landessprache die deutsche ist, kann eigentlich nicht sagen, daß er ein deutsches Vaterland habe, denn die verschiedenen Völker, welche deutsch sprechen, bilden größere und kleinere Staaten, oder bewohnen nur Landestheile, die nicht einmal alle zum deutschen Bunde gehören, wie z. B. Schleswig, die deutsche Schweiz, das deutsche Elsaß und einige andere Länder. Wenn auch das Elsaß, wegen seiner Staats- und Handelsvortheile, zu Frankreich hält, so ist es doch in Bezug auf Sprache, Gemüth, Sitten und Gebräuche des Volkes, als ein deutsches Land zu betrachten, und bemerkte man nicht die Soldaten mit den rothen Hosen, die Beamten und Angestellten, welche unsere Sprache nicht sprechen können oder wollen, man würde glauben, in einem der benachbarten deutschen Länder zu seyn, so wenig Unterschied wird man gewahr. Französische Inschriften an Gasthäusern und Läden sieht man ja auch bei uns in großer Anzahl. — Die Franzosen selbst heißen die Elsäßer meistens les allemands, und auch spottweise têtes carrées, wie uns Deutsche; dagegen nennen die Elsäßer die Franzosen — Welsche.

Der Deutsche hat gewöhnlich nur eine Heimathliebe für den Staat, wo er geboren ist oder lebt, und der Preuße, der Oesterreicher, der Bayer und die andern deutschen Volksstämme nennen sich im In- und Auslande weit öfter nach dem Namen ihres Einzelstaates, als nach dem ihrer Sprache. Wer übrigens die deutschen Länder schon bereis't hat und deren innere Zustände und Eigenthümlichkeiten näher kennt, wird gestehen, daß es vorerst fast eine Unmöglichkeit ist, alle Sonderbestrebungen und

Rücksichten dieser Einzelstaaten in einen einzigen Staat zu vereinen, sey es unter der Gestalt einer Alleinherrschaft (Monarchie) oder gar eines Freistaates (Republik). Der schöne Trinkspruch des deutschen Erzherzogs Johann: „Kein Oesterreich, kein Preussen, ein einiges Deutschland", wird wohl sobald nicht in Erfüllung gehen, dafür werden die fremden Mächte schon sorgen und die Uneinigkeit der Deutschen unter sich.

Eine Vaterlandsliebe für ein Gesammtdeutschland, wie der Patriotisme (Nationalgefühl) der Franzosen oder der Engländer, besteht also noch nicht bei uns. Doch aus Mangel einer solchen können wir Deutsche uns wenigstens einigen in einer Liebe, die von keinen Landesgränzen oder Staatsrücksichten getrennt wird, nämlich: in der Liebe und Begeisterung für unsere schöne Sprache, für deutsche Sitten und Gebräuche. Nicht Berge, Flüsse oder sonstige Gränzbezeichnungen unterscheiden die Völker von einander, sondern die Sprachen, welche Einfluß auf Geist und Gemüth haben.

Deutsche! Laßt uns unserer Sprache stets den Vorzug geben vor jeder andern, sie pflegen, ausbilden und reinigen von allen überflüssigen Fremdwörtern, damit wir ihr die Achtung verschaffen, die ihr jetzt in der Welt gebührt, und der Fall nicht so leicht wieder vorkommt, daß geborne Deutsche sich etwas darauf einbilden, eine fremde Sprache besser sprechen zu können; ja, ich habe im Auslande einige gekannt, die sich gleichsam schämten, mit ihren Landsleuten deutsch zu sprechen. Wenn Deutsche selbst ihre Sprache so verleugnen und herabwürdigen, welche Achtung sollen denn die Ausländer dafür haben?

Jeder Deutsche, dem unsere Sprache lieb und werth ist, ob Preuße, Oesterreicher, Bayer, Würtemberger, Hannoveraner, Sachse, Mecklenburger, Schleswig-Holsteiner, Badener, Hesse, Nassauer, Frankfurter oder Bewohner des Fürstenthums Lichtenstein-Baduz, kurz, so weit die deutsche Zunge klingt, sollte mitwirken, das Bestreben des Vereins für deutsche Reinsprache, dessen Gründer Herr Wr. Brugger in Heidelberg ist und welcher sich bereits einer großen Theilnahme in allen deutschen Gauen, selbst in der Schweiz und im Elsaß, erfreut, zu unterstützen, nämlich: Förderung deutschen Sinnes, deutscher Gesittung und deutscher Reinsprache durch Wort und Schrift; er wird einst das schönste und festeste Band um die deutschen Völker schlingen.

Ein Mitglied des Vereins für deutsche Reinsprache.

Lebt wohl!

(Beim Abzug nach Amerika.)

Und endlich greif' ich doch zum Stab —
Wie zittert mir die Hand!
Und nassen Auges zieh' ich ab
Vom theuren Vaterland.

Und warum zieh' ich weinend ab?
Ach! seht mit mir hinaus:
Dort grünet meines Vaters Grab,
Dort steht der Mutter Haus!

Und dort liegt auch das heil'ge Feld,
Wo ich gewagt mein Blut,
Und mancher Bruder, mancher Held
Im kühlen Grunde ruht.

Und steh'n dort nicht die Kerker auch,
Der Unschuld finstre Gruft,
Drin Mancher bis zum letzten Hauch
Umsonst nach Freiheit ruft?

Und Grab und Haus ach! gehn nicht mit,
Und Mutter du bleibst hier,
Und keines Jugendfreundes Schritt
Klingt an der Seite mir.

Allein, allein, o bittres Wort,
Allein muß ich hinaus —
Und was mir theuer, laß ich dort
Beim lieben Elternhaus.

Den Bach wohl sieht man freudenhell
Zum fremden Meere zieh'n,
Und ohne Abschied eilet schnell
Im Herbst der Vogel hin —:

Allein der Mensch geht bang und stumm,
Sein Aug' ist krank und hohl,
Der Mensch kehrt zehnmal schluchzend um
Und seufzt: Lebt wohl! Lebt wohl!

England, im Sommer 1850.

Karl Heinrich Schnauffer.

Mannichfaltigkeiten.

Der Civil-Ingenieur H. Genhart, der längere Zeit in Frankfurt gewohnt, befindet sich in London und erregt dort durch die von ihm erfundene Schießwaffe sehr großes Aufsehen. Vermittelst dieser Schießwaffe ist man im Stande, in einer Minute 25 Schüsse zu thun; die Tragweite derselben ist je über 2000 Fuß. Sachkenner, vor deren Augen Genhart mit der furchtbaren Büchse geschossen, sind von der Wirkung dieser eben so geistreich als einfach construirten Waffe in Verwunderung gesetzt worden. Wie glücklich wären die Schleswig-Holsteiner, wenn ihnen in diesem Augenblicke zwanzigtausend solcher Genhart'schen Büchsen zu Gebote ständen! Sie würden dann gewiß eher im Stande seyn, der diplomatischen Federfuchserei Trotz zu bieten.

Der kaiserliche Hauptmann Herr J. M. Guggenberger in Graz hat soeben einen gelungenen Versuch gemacht, mit hohen Temperaturen feuchte Wohnungen und nasse Räume in kurzer Zeit und auf wohlfeile Weise auszutrocknen. Zu diesem Behufe erfand derselbe einen sehr wirksamen und holzsparenden Ofen von kleiner Dimension, eine kräftige gleichzeitige Ableitung aller sich entwickelnden Dünste, Dämpfe, Gase u. dgl. und einen ganz eigenthümlichen Rauchfangkopf, der selbst beim wechselndsten Wind jede Rückstauung des Rauchs völlig verhindert, also nebst dem ununterbrochenen Rauchaustritt auch eine stätige lebhafte Verbrennung ermöglicht. Die Versuche werden nun in noch größerem Maßstabe fortgesetzt, und nach Erlangung eines Privilegiums beginnt die Anwendung für alte und neue Gebäude. Der Erfinder beabsichtigt, bei Armen und Bedürftigen die Austrocknung ihrer feuchten Wohnungen ganz unentgeltlich zu bewerkstelligen, oder gegen bloßen Ersatz der baaren Auslagen, die nicht groß sind, da bei obigem 27stündigen Versuch in der Stunde nur drei Pfund hartes Holz zur Erzeugung einer Temperatur von 45 Graden R. in einem kleinen Zimmer erforderlich waren.

In einem Berichte aus Wien lesen wir: Die Walzerkomponisten Strauß und Lanner starben; Tausende drängten sich zu ihrem Leichenzuge, Tausende eilten hin, — an Lenau's Grabe standen wenige Menschen. Strauß und Lanner erfreuten die Füße, und von diesen hat jeder Mensch ein Paar, Lenau schrieb für Kopf und Herz, und damit ist nicht Jeder geziert. An seinem Sarge fehlten alle Hofschauspieler, und so mancher hat sich durch das Deklamiren von Lenau's Gedichten Beifall errungen; es fehlten alle Compositeure, und viele hatten sich durch das Componiren seiner Lieder Ruhm und Geltung geholt.

(Aus Buddelmayers Dagebuch.) Dem König von Dänemark seine Jemahlin, die früher Puz jemacht hat, macht jetzt Staat. — Ludwig Napopel reis't jetzt als Commis-Voyageur durch Frankreich und sammelt Subscribenten uf'n Staatsstreich. — Jraf Chambord hat seinen Collegen Ludwig Napopelchen injeladen, uf seine Kunstreise och nach Wiesbaden zu kommen un da als Hanswurscht ne Jastrolle in en Trauerspiel zu jeben; er will davor nach Paris jehn un als jugendlicher Held un Liebhaber in ene neue Posse uftreten.

Literatur.

Unsere der Bildung und Belehrung der Kindheit und Jugend gewidmete Literatur ist so überaus reich, daß man annehmen sollte, es müsse schon längst alle Unwissenheit und Unvollkommenheit von der Erde verschwunden seyn; aber leider geht es in dieser Hinsicht unendlich langsam, macht der todte Buchstabe nicht lebendig, schreiten Aufklärung des Geistes und Veredlung des Herzens nicht Hand in Hand und pflegt der eine Tag wieder zu verderben, was der andere gut gemacht hat. Dazu kommt noch, daß Einer die Erfahrungen und guten Lehren des Andern nicht benutzt, sondern Jeder immer wieder von vornen anfängt und seinen eigenen Weg wandelt. Den frommen Glauben an den Fortschritt der Menschheit wollen wir darum nicht gerade aufgeben, aber zu sehr uns auch nicht von ihm hinreißen lassen.

Das inhaltreiche „Buch der Welt" liegt in der ersten Hälfte seines Jahrgangs 1850 vor uns und enthält gleich den früheren wieder recht viel des Belehrenden und Anziehenden. Da finden wir Lebensbeschreibungen von ausgezeichneten Menschen, deren Vorbild geeignet wäre, die Jugend zu gleich edlem und schönem Streben aufzumuntern, geschichtliche Schilderungen, aus denen sie ihre Welt- und Menschenkenntniß bereichern könnte, Naturgemälde, die zur Bewunderung und Verehrung des ewig gütigen Schöpfers und Lenkers hinleiten, Erzählungen, die auf dem anmuthigen Wege der Unterhaltung das sittliche Gefühl zu beleben vermöchten und endlich eine Menge von Aufsätzen, die den aufmerksamen Leser unterrichten und belehren können. Wenn wir dieß treffliche Familienbuch wiederholt empfehlen, so danken wir zugleich der Verlagshandlung (Carl Hoffmann in Stuttgart) für den Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher sie die Herausgabe des nützlichen Werkes fortsetzt.

Von Carl Enslin, dessen früher erschienene „Gedichte für die Jugend" sich einer so freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatten, liegt eine neue werthvolle Schrift: „Räthselgespräche für die Jugend" vor uns. (Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner). Ein Vater erzählt hier seinen Kindern anziehende Räthselgeschichten, welche von diesen gelös't werden und zu mancherlei belehrenden Erläuterungen Veranlassung geben. Diese Geschichten werden einerseits dazu beitragen, die Kinder zum Nachdenken anzuregen und ihren Verstand zu schärfen, wie anderseits die Lösung ihres anfänglich räthselhaften Inhaltes ihnen viel Vergnügen und eine sinnige Unterhaltung verschaffen wird.

Der fleißige Sammler Carl Simrock bringt durch denselben Verleger (H. L. Brönner) „das deutsche Räthselbuch". Es ist dieß eine Sammlung von beliebten alten Räthseln, die im Munde des Volkes leben und von denen viele recht ergötzlich, andere recht sinnreich sind.

Korrespondenz.

Aus dem Bergischen, Ende August.

Auf die in Ihrem Journal enthaltene Mittheilung aus Magdeburg, betreffend die durch Hrn. Prof. Schumann in Quedlinburg aufgestellte Ansicht über die Entstehung der Cholera und die daran geknüpfte Hoffnung, daß nunmehr auch wohl bald das Heilmittel gegen diese Seuche gefunden werden würde, beehre ich mich Ihnen mitzutheilen, daß das positive Heilmittel nicht noch erst gefunden zu werden braucht, sondern unbestreitbar bereits im jüngst verflossenen Winter, während die Cholera grassirte, in Elberfeld durch den dort wohnenden Kaufmann Carl Barthólemy erfunden und mit dem besten Erfolg angewendet worden ist. Das Heilmittel, bestehend aus einer Zusammensetzung unschädlicher Kräuter, hat sich in Elberfeld überall bewährt, bei Jung und Alt, so intensiv die Seuche auch auftreten mochte. Die Heilung ist schnell und vollständig. Auch bei Denen, die früher die Cholera hatten, durch Anwendung anderer Arzneien leidend verblieben waren, bewährte die Kräuter-Arznei Barthólemy's ihre Heilkraft; kurz, es hat nirgend Todte abgesetzt. Wenn auch, weil der Erfinder sich öffentliche Danksagungen verboten, die Besprechung dieser erfreulichen Erfindung in Journalen bisher nicht stattgefunden, haben indeß doch bereits unterm 24. März d. J. mehr denn Tausend Bürger Elberfelds und Barmens eine Petition an die vorgesetzte Behörde gerichtet, worin dieselbe aufgefordert ist, das Heilmittel dem Staate zu sichern, und den bei unserm Gouvernement repräsentirten fremden Staaten Mittheilung von der Erfindung zu machen. Die andauernde Bewährung bei den ferner noch vorgekommenen Cholerafällen steigerte das Verlangen nach Sicherung der Erfindung bei der Bevölkerung des Wupperthales in der Weise, daß Anfangs Mai deßhalb durch eine Deputation eine mit 3,000 Unterschriften bedeckte, und von mehreren Corporationen unterstützte Bittschrift an des Königs Majestät abgefertigt wurde. Der König geruhte die Deputation zu empfangen und derselben die Versicherung zu geben, daß das Heilmittel nicht verloren gehen solle. Seitdem hat nun das k. Ministerium der Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Proben der Kräuter-Arznei eingefordert und erhalten.

Frankfurt, 11. September.

Der durch seine politische Gesinnung und Schicksale bekannte Lehrer Paulsackel aus Oppenheim, Mitglied der großh. hess. Abgeordnetenkammer, war in den letztern Tagen hier thätig, aber nur um seinem Sohne, Rudolph Karl, einem talentvollen Pianisten, Schüler unsers Altmeisters Aloys Schmitt, ein Konzert zu arrangiren, das nächsten Samstag, den 14 d., im großen Saale des Wolfseck stattfindet. Es freut uns, berichten zu können, daß die Subscriptionslisten dem jugendlichen Virtuosen ein starkes Auditorium in Aussicht stellen, und die tüchtigsten Kräfte, wie u. A. die Herren Heinrich Wolff, Becker, Caspari, Reed, sowie auch Fräul. Tietjens zur Mitwirkung gewonnen sind. Dabei ist der Eintrittspreis nur auf 30 kr. festgestellt und diese Abweichung von den üblichen hohen Eintrittspreisen der Konzerte ist nur lobenswerth, da diese dadurch populärer werden.

Der Druck des von den Herren J. Bachmann-Korbett, Hermann Kothe und German Mäurer angeregten „Frankfurter Musen-Almanachs" zum Besten armer Kinder hat bereits begonnen. — Außer den schon früher Genannten haben noch Beiträge geliefert: C. Ankelein, Eduard Brauer, A. Clemens, Florentin von der Fulde, C. L. Graul, Aloys Henninger, Fr. Hofmann, Herausgeber des „Weihnachtsbaum", der ebenfalls zum Besten armer Kinder erscheint, F. v. Hoven, H. Jäger, Wilhelm Keim, J. Kruger, Ottobald Lenz, Lunckenbein, Fritz Müller, Ottmar, H. Schneider, H. Schwarzschild, Leopold Stein, Fr. Stoltze, Wilhelm Wagner, Wilhelm von Waldbrühl, G. Zirndorfer, Cathinka Zitz und ein Unbekannter.

Theater-Anzeige.

Freitag, 13. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Samstag, 14. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 220. Samstag, den 14. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

VII.

„Da! da haben wir's! da sind unsere Herrschaften schon vom Balle zurück — das hat etwas zu bedeuten! — Schnell, Lisette, lauf'!" so rief die Köchin der Baronin von Holberg, während sie ihren Liebhaber in eine dunkle Ecke hinter einen großen Küchenschrank preßte. Und nachdem sie eben so schnell einen irdenen Topf mit Eierpunsch sammt Kuchenschüssel unter den Spülstein geschoben, steckte sie den Kopf zwischen die Küchenthüre und horchte. Allein es war weiter nichts zu hören, als das Pferdegetrampel auf dem Hofe.

„Ach Gott, gnädige Frau!" sagte Lisette, das Kammermädchen, und bemühte sich, mit Gewalt ein Gähnen zu verschlucken, „was waren wir erschrocken, als die große Hausglocke uns aus dem Schlafe weckte. Wir erwarteten unsere Herrschaften noch lange nicht und schliefen so sanft beim warmen Herde."

Frau von Holberg erwiederte nichts auf Lisettens Geplauder und sank, einer weißen Wolke gleich, auf das blau-seidene weiche Sofa in ihrem Kabinet. Dann fragte sie nach einer kleinen Weile zerstreut: „Lisette! wo ist Louise?"

„Auf ihrem Zimmer, gnädige Frau."

„Und mein Mann?"

„Er nahm einen Brief, den der Briefträger noch spät am Abend brachte, und ging in sein Kabinet."

„Lisette, ich bin sehr echauffirt! besorge mir schnell ein Glas Limonade!"

Als das Mädchen sich entfernt hatte, erhob sich Frau von Holberg rasch aus ihrer nachlässigen Stellung, trat an's Licht und zog das uns schon bekannte Billet aus ihrem Busen. Die Aufschrift „Fräulein Louise" schien Das nicht zu seyn, was man erwartet hatte; denn es äußerten sich die Zeichen einer unangenehmen Ueberraschung in den frischen, aber etwas stolzen und trotzigen Zügen der Frau Baronin. Dann wandte sie das feine Billet einigemale um, hielt es, mit dem Lichte in der Hand, vor den Spiegel: allein es war nichts zu sehen.

Das Briefchen war mit einer kleinen transparenten Oblate verschlossen, auf welcher sich ein Rosenbouquet befand. Nachdem Frau von Holberg dasselbe einen Augenblick betrachtet hatte, lächelte sie spöttisch und sprach zu sich selbst: „Ei! das macht sich ja besser, als ich glaubte!" Dann nahm sie ein Döschen mit Oblaten von derselben Sorte aus einer Schatulle und suchte eifrig. „Ach, sieh da! auch noch gar dieselbe Etikette!" und im Nu war das Billet erbrochen. Nachdem sie gelesen, umspielte eine boshafte Freude ihre aufgeworfenen Lippen; dann sagte sie zu dem eben mit der Limonade eintretenden Kammermädchen:

„Ist Louise schon zu Bette?"

„Ich glaube nicht, gnädige Frau, denn als ich bei der Köchin die Limonade bestellt hatte, ging ich zu dem Fräulein und bot ihr meine Hülfe beim Auskleiden an. Da meinte sie, sie habe keine Eile, ich möchte nur erst die gnädige Frau bedienen."

„Höre, Lisette!" sprach die Baronin und nahm einen vertraulichen Ton an, „ich will mir einen kleinen Spaß machen. Wenn Du hier fertig bist, so gehst Du hinauf und hilfst Fräulein Louise beim Auskleiden, vorher aber machst Du Dir Etwas an ihrem Fenster zu schaffen, thust, als hörtest Du irgend ein Geräusch auf der Straße, ziehst schnell eins von ihren Rouleaux auf und läßest es wenigstens so lange aufgezogen, bis Du Dich entfernst. Auch brauchst Du bei Deinen Hülfeleistungen nicht zu eilig zu seyn. Dabei suche Louisens Aufmerksamkeit ganz vom Fenster abzulenken!"

Nachdem nun mit Hülfe der kunstfertigen Hand des verschmitzten Kammermädchens die weißen Spitzen und Kreppwolken der gnädigen Frau sich allmälig zertheilt und in größeren und kleineren Flocken auf das himmelblaue Sofa sich gesenkt hatten, sagte Lisette in anbetender Schmeichelei: „Ach Gott, gnädige Frau! wie waren Sie diesen Abend so schön! Ich, für meinen Theil, bin der Meinung, Schönheit sey der größte Reichthum auf der Welt. Sie sind gewiß auch reich und haben Alles, was Sie nur wünschen, und stammen aus alter vornehmer Familie, was sich auch noch lange nicht mit Geld erkaufen läßt; Schönheit aber läßt sich nun einmal gar nicht erkaufen! Wo fände sich wohl Jemand, der mir für meine abscheuliche Stumpfnase eine griechische Nase schaffen könnte?"

„Aber neben Louisen verliere ich doch sehr: die ist noch so jung und man findet sie allgemein sehr schön."

„Keineswegs, gnädige Frau! Im Gegentheil: sie kann Ihnen nur zur Folie dienen und besonders heute! Sie hätten nur hören sollen, was unser Kutscher vorhin in der Küche sagte. Der meinte, unser gnädiges Fräulein habe diesen Abend ausgesehen, als ob sie ein ganzes Pfund Rhabarber verschluckt hätte; wenn man dagegen unsere gnädige Frau erblickte, das war etwas ganz Anderes, so prachtvoll sah diese aus."

„Aber, Lisette! wir vergessen Louise über Deinem Geplauder! geschwind, geh' hinauf; ich werde das Haar schon allein aufwickeln."

Als das Mädche sich entfernt hatte, eilte die Baronin zum dunkeln Fenster im Salon und drückte das Gesicht an eine Scheibe desselben.

„Ach! das war gerade zur rechten Zeit — da kommt er! — er zieht sein weißes Taschentuch — er vermuthet, daß sie an's Fenster kommt und will ihr ein Zeichen geben — gut! — jetzt vernehme ich das Rauschen des Rouleaux. Ach, wie er nach dem Fenster starrt — ich möchte rasend werden! —"

Nach diesem Selbstgespräch verließ sie das Fenster, trat rasch in ihr Kabinet zurück, hüllte sich in eine weiche, mit rosafarbener Seide gefütterte Morgenrobe und ging, eine Arie aus der neuesten Oper trällernd, ins Kabinet ihres Mannes.

„Du sitzest ja da, als wolltest Du die ganze Nacht am Schreibtische zubringen. Nun! gibst Du mir keine Antwort? — Du scheinst nicht bei guter Laune zu seyn. — Hast Du etwa diesen Abend Unglück beim Whist gehabt?"

„Nein! mehr als das. Da, lies' diese Briefe!" erwiederte der Oberst; dann überließ er seiner Gemahlin den Platz am Schreibtische, während er mit raschen Schritten in höchster Aufregung im Zimmer auf- und abging.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter fortschreiten, wollen wir so viel wie möglich mit den näheren Verhältnissen des Barons uns bekannt machen.

Der Baron von Holberg war ein großer, noch kräftiger Mann von einigen fünfzig Jahren: vielleicht hätte man ihn schön nennen können, wenn in seinen Zügen und überhaupt in seinem ganzen Auftreten etwas weniger Stolz und Härte sichtbar gewesen.

Er war Ingenieur-Offizier in ***schen Diensten und hatte die Leitung mehrerer öffentlichen Bauten geführt, deren damals viele in dieser Gegend angeordnet wurden. Obschon der Baron bereits seit acht Jahren seinen Abschied genommen, so hörte er es doch gern, wenn man ihm den Titel „Oberst" beilegte.

Ueber seine Entlassung erhoben sich verschiedene Vermuthungen. Einige wollten wissen, er habe sie freiwillig genommen, Andere wollten das Gegentheil behaupten und eine dritte Partie, die man nun freilich zu seinen Feinden zählen konnte, sprachen in vertraulichen Kreisen sogar von Kassation. Da indessen der Ort, wo er früher gestanden, von seinem jetzigen Aufenthalte sehr weit entfernt war, so wußte man nichts ganz Bestimmtes, oder es hatten doch vielleicht nur sehr Wenige Kenntniß davon. Da übrigens der Herr Oberst gegenwärtig, wie es die vornehme Welt nennt, „ein Haus machte," so sah man über dergleichen Nebendinge hinweg, indem des Barons wohlbesetzte Tafel und der feine Theetisch seiner Gemahlin keine Zeit zu solchen Grübeleien zuließen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Sprichwörter.

Soll dein Recht das Rechte wiegen —
So muß dein Schwert daneben liegen.

Wenn er ein Gnadenverwalter nur wär',
Hätt' selber der Teufel ein Anbeterheer.

Schaffen wir heute in weiten Bezirken,
So werden wir auch für morgen wirken!

Der Hochmuth dehnt sich gewaltig aus —
Drum braucht er den leeren Kopf — als Haus.

Die Aehren, die sich so stolz erheben,
Die werden nie viel zur Mühle geben.

Wir seh'n erst, was die Freunde werth,
Wenn uns das Glück den Rücken kehrt.

Bei Schlauen spiele nicht den Gescheidten,
Doch magst du dich drauf vorbereiten.

Nicht Alles in der Welt bemerken,
Ist auch eins von den guten Werken.

Irgendwo mußt du die Feinde treffen,
Wenn sie im Chore um dich kläffen.

Wohl seh'n wir schon Völker den Fürsten entbehren:
Doch ohne das Volk keinen Fürsten sich nähren.

Wenn du mit Verständigen gehst,
So thu' nur Alles, wie du's verstehst.

Denn wärst du noch so wunderlich selten,
Sie lassen in deiner Art dich gelten;

Schneiderst du aber mit Narren und Alten:
So mußt du an ihrer Mode halten.

Die Tugend, die mit Lumpen umhangen —
Wird selten irgendwo gut empfangen.

Aus welchem Mund es auch mag kommen:
Ein Lob wird stets gut aufgenommen.

Der würde fürwahr die Zeit verlieren,
Der mit Weisheit ginge hausiren.

Ein Lager voll neuer Narrenkleidung,
Ist immer das Beste zur Verbreitung.

German Mäurer.

Reaction und Fortschritt.

Unter dieser Ueberschrift enthielt die Berliner „National-Ztg." kürzlich u. a. folgende beherzigenswerthe Bemerkungen:

Seit zwei Jahren kämpft wieder die Reaction mit allen Mitteln, die der menschliche Erfindungsgeist nur auszusinnen und die Staatsmaschiene nur auszuführen vermag, gegen den Fortschritt. Sie kann durch ihre Mittel allerdings etwas erreichen, sie kann den Fortschritt den Augen der Menge verdecken, sie kann ihm den Weg erschweren; aber die Schläge treffen immer nur einzelne Menschen, oder einzelne Seiten des Volkslebens. Der Fortschritt erfüllt, ein allgegenwärtiger Geist, alle Thätigkeiten der Gesellschaft. Kann er in der Schule, in der Presse, in der Rede nicht zu Worte kommen, so schreitet er um so gewaltiger in der Industrie voran; wird er auch hier durch künstliche Mittel zurückgehalten, so macht er einen Riesenschritt in der Wissenschaft, oder in der öffentlichen Meinung. Er ist ungreifbar und unsterblich, und wenn er auf der einen Seite siegte, so kann er auf der andern nicht mehr zurückgehalten werden.

Die Reaction hob die Vereine auf und glaubte damit einen gewaltigen Schlag gegen den Fortschritt gethan zu haben. Wir wollen sehen, was sie ausgerichtet. Die Vereine wären wahrlich nicht entstanden, hätten sie nicht ein Bedürfniß eines großen Theiles des Volkes befriedigt. Die Handwerker und Arbeiter wünschten nach des Tages anstrengender Arbeit gesellige Erholung, gegenseitige Anregung, Belehrung und Bildung. Die Vereine gewährten dieß, und es fanden sich Männer, denen es eine Befriedigung war, in den Vereinen für die geistige Anregung und Bildung des Volkes thätig zu seyn. Durch das Bedürfniß war gewissermaßen eine Fortsetzung der Volksschule hervorgerufen. Die Vereine führten den Armen und den Bemittelten zusammen, sie warfen die Kluft nieder, die den Besitzenden vom Besitzlosen trennt, und führten zu der Erkenntniß, daß der Besitzende so gut des Besitzlosen, wie der Besitzlose des Besitzenden bedarf. Die Versöhnung der Gegensätze und die gegenseitige Unterstützung war die Folge. Mancher Arbeitslose fand durch

die Vereine lohnende Arbeit, mancher Hülflose Beistand. Die Unterstützungskassen und Associationen der Arbeiter, welche durch die Vereine ins Leben traten, boten dem Einzelnen, wenn auch ärmliche, Mittel, Elend abzuwehren oder zu ertragen. Sie waren die Zufluchtstätte Derer, denen durch den Druck der gewerblichen Unfreiheit der Weg zum Kapitale und zum reichlicheren Erwerb verschlossen blieb; sie waren die Nothpforte, welche sich die Gesellschaft bauen mußte, da Unwissenheit und Sonderinteresse ihr den natürlichen breiten Zugang zum allgemeineren Glücke, der die volle gewerbliche Freiheit bildet, verschlossen hielten.

Eine ganze Reihe berechtigter und zum Theil sehr dringender Bedürfnisse rief die Vereine hervor und würde sie zu einem immer bedeutungsvolleren Elemente des gesellschaftlichen Lebens herangebildet haben. Schon begannen viele Unternehmer und Arbeiter, auf die Bedürfnisse der Vereine ihre gewerbliche Thätigkeit wenigstens theilweise zu gründen, und wie jede Befriedigung eines gesellschaftlichen Bedürfnisses durch den Lohn der darauf verwandten Anstrengung eine Arbeiterklasse berührt, so war dieses auch hier der Fall, und würde bei weiterer Ausbildung des Vereinswesens noch immer der Fall gewesen seyn.

Diese auf ganz natürlichem Wege durch die geschaffene Befriedigung einer Reihe von sehr reellen Bedürfnissen konnte die Reaction aufheben. Die Folge war, daß das Bedürfniß zum Theil unbefriedigt blieb und eine schwer empfundene Entbehrung verursachte, zum Theil sich andere Wege zu entweder kostspieligerer oder armseligerer Befriedigung suchte. Solcher Wege spürt das Bedürfniß Tausende auf. Die Reden der Vereine schweigen, aber das Bedürfniß der Belehrung gründet die Volksbibliotheken. Die Discussion flüchtet sich in engere Kreise; und wenn am Tische des Bierhauses der Horcher lauert, und der demokratische Bierwirth durch Concessionsentziehung mit seiner Familie in das Elend geschickt wird, so kann in den Familienkreis doch kein Constabler dringen: hier bleibt dem Worte völlig ungehinderter Lauf, und eine Agitation für den Fortschritt der Freiheit ist es, wenn der Nachbar dem Nachbarn, der Vater dem aufhorchenden Sohne die Geschichte der vergangenen Jahre erzählt, wenn sie von den Entbehrungen reden, die der Druck der Reaction ihnen auferlegt, wenn sie die Steuern berechnen, die sie für Heer und Polizei, die sie sogar für die „geschützten" Industriellen zahlen müssen, wenn sie einander die Noth und Armuth klagen, welche die gewerbliche Unfreiheit verursacht.

Die Aufhebung der Vereine ist gleichwohl wirklich eine Hemmung des Fortschritts in den Bedürfnissen und den Befriedigungen der Gesellschaft. Der von den Vereinen hervorgerufenen gewerblichen Thätigkeit ist ihr bisheriger Wirkungskreis verschlossen, die darauf verwandten Kapitalien verlieren an ihrem Werthe. Es war ein störender Eingriff in die freie Thätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, der diese Wirkungen hervorrief.

Die Presse war der Reaction ein Dorn im Auge; ihre Freiheit mußte beschränkt, d. h. aufgehoben werden. Stellen wir die Erfolge fest.

Die Preßfreiheit, was ist sie anders, als ein Theil der Gewerbefreiheit? Es ist ein Bedürfniß der ungeheuren Mehrzahl im Volke, täglich zu erfahren, was jenseits der Mauern ihres Wohnortes geschieht, mit der Geschichte und der Bildung der Völker gleichen Schritt zu halten, die Meinung Anderer über die Zustände und ihre Verbesserung zu vernehmen, sich über Dinge, in denen ihnen Klarheit mangelt, zu belehren, ihre Gedanken, ihre Ueberzeugungen öffentlich ausgesprochen, den dawiderhandelnden Machthabern entgegengehalten und im Volke verbreitet zu sehen. Dieß Bedürfniß schafft die periodische Presse, die aber, wie alle industriellen Fortschritte, in ihren kulturhistorischen Wirkungen, die sie hervorrufenden Anforderungen des Bedürfnisses tausendfach überholt. Die periodische Presse beschäftigt eine Menge von Arbeitern, als Schriftsteller, Verleger, Setzer, Drucker, Expedienten, Austräger, Papierhändler, Papierfabrikanten, Schriftgießer u. s. w. Durch die Aufhebung der Preßfreiheit stellt Ihr für diese Gewerbe einen Ausnahmezustand her.

... Durch drakonische Preßgesetze hindert Ihr den Schriftsteller, klar und consequent zu schreiben, d. h. eine gute Waare zu liefern. Es ist nicht besser, als wenn Ihr die Leinen des Bleichers schwärztet oder den Zucker des Zuckersieders mit ranzigem Oele tränktet. Durch Concessionsentziehungen und Zeitungsverbote macht Ihr wieder eine Menge von Kapital werthlos, eine Menge von Arbeiter brodlos, raubt Ihr einem Theile der Gesellschaft die Befriedigung eines Bedürfnisses — gerade, als wenn Ihr plötzlich das Anfertigen wollener Tuche verbieten wolltet!

Die Vernichtung der Preßfreiheit ist eine Aufhebung der freien Verfügung des Einzelnen über seine productive Thätigkeit. Sie hat die Folge aller Eingriffe der Staatsgewalt in die Freiheit der Arbeit — Kapitalsvergeudung, Brodlosigkeit, Elend für die Producenten; für die Consumenten — Vertheuerung, Schmälerung, Entziehung der Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Ihr könnt die Presse auf diesem Wege entmannen, Ihr könnt sie für eine Zeitlang unfähig machen, ihre kulturhistorische Mission zu erfüllen. Aber das Bedürfniß, einmal erwacht, findet allen Maßregelungen zum Trotz tausend Mittel und Wege, zu seiner Befriedigung zu gelangen. Was nicht gedruckt werden darf, wird geschrieben und doch gelesen, was nicht geschrieben werden kann, dringt als gesprochenes Wort desto tiefer in das Herz des Hörers, und gleichsam als Ironie auf Euch selbst, baut Ihr zu derselben Zeit, wo Ihr die Preßfreiheit erdrückt, Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, die das lebendige Wort mit Windeseile von Ort zu Ort führen und durch die Regsamkeit des Verkehrs zwischen den fernsten Ländern und durch die Concentration des gesammten Volkslebens in ihren Wirkungen die Presse zehnfach überflügeln.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Deutscher schildert die „Speisekeller" in New-York und die drei Klassen der Kostgänger derselben. Die erste Klasse zahlt wöchentlich $37\frac{1}{2}$ Cents für Kost und Herberge, schläft auf Stroh und speist am ersten Tische. Die zweite Klasse schläft für $18\frac{1}{2}$ Cents die Woche auf dem nackten Fußboden und ist für den zweiten Tisch berechtigt. Die dritte Klasse endlich hat für 9 Cents wöchentlich den dritten und letzten Tisch und wird, wenn es an Schlafraum gebricht, hinausgetrieben. An Hausgeräthe findet man in diesen Kellern nichts weiter, als eine oder zwei Bänke und einen langen Tisch. Die sogenannten Lebensmittel müssen die Kinder herbeischaffen, d. h. erbetteln. Ist aber die Zahl der Kostgänger zu groß, so schließt der Kellerhalter einen besonderen Kontrakt mit drei oder vier Bettelweibern von Profession, die ihm dann den Ertrag ihres Bettelns für die halbverhungerten Kinder um einen Spottpreis verkaufen. Zu einer festen Stunde, wenn die Kostgänger sich versammeln, liefern jene ihre Körbe zur „Fütterung" ab und der ganze Inhalt wird auf den Tisch ausgeschüttet. Die Kostgänger der ersten Klasse oder zu drei Schilling die Woche haben den ersten Schmaus; eine Viertelstunde lang wühlen diese Gourmands mit Händen und Fingern in dem Haufen herum und suchen sich aus demselben die leckersten Bissen heraus, Ueberbleibsel von Schinken, Semmel, Brod, Hühnchen, Röstrippchen, Salat u. s. w. Nach Verlauf dieser Viertelstunde entfernen sie sich, nicht ohne einen verächtlichen Seitenblick auf den Achtzehncentstisch, oder wohl auch mit einem Blicke des Mitleids auf die Neuncentskostgänger. Nun setzt sich, mit bei weitem geringeren Ansprüchen, die zweite

Klasse zu Tische. Hat sie ihren allesverschlingenden Appetit einigermaßen besänftigt, so sind für die Esser der letzten Klasse nur noch völlig abgenagte Stückchen und blanke Knochen übrig. Gleich Wölfen fallen die Neunpennyschelme über ihre magere Portion her, und nicht selten erfolgt dann ein allgemeiner Kampf, in welchem dieselben Knochen, die noch wenige Stunden zuvor aristokratisches Porzellan schmückten, in bewunderswürdigem Durcheinander wild im Keller herumfliegen, zum nicht geringen Schaden der kostgängerischen Gliedmaßen und Köpfe.

Die Zahl der Deutschen, welche in dem mit letztem 1. Juni endenden Jahre in New-Orleans eintrafen, belief sich auf 12,767, eine Verminderung von 6459 gegen das vorausgegangene Jahr. Von den deutschen Emigranten des letzten Jahres gingen 4806 nach St. Louis, 2921 nach Cincinnati und andern Orten am Ohio, 86 nach Texas, 6 nach Mexico, 29 an andere verschiedene Plätze. Von den übrigen 4859 blieb ein großer Theil in New-Orleans.

In Sunbury, Pa., wurde ein Mädchen aus Ohio gezeigt, welches fünfzehn Jahre alt ist und nicht weniger als 430 Pfd. wiegt.

In dem zweiten Jahresberichte der Directoren der Staats-Gefängnisse von New-York erwähnen diese zuerst den eigenthümlichen Umstand, daß im letzten Sommer die Cholera in keiner dieser Anstalten ausgebrochen ist. Bei ihrem russisch asiatischen Ursprunge hätte sie einige Vorliebe für Gefängnisse zeigen müssen. — Im Auburn-Gefängnisse waren 609 und in dem von Sing-Sing 672 Gefangene am 1. December 1849. Es sind in dem vorigen Jahre 85 Verbrecher weniger begnadigt vom Gouverneur, als in dem vorletzten. Das Verhältniß der Begnadigung zu der Zahl der Verbrecher war im Jahre 1848 in New-York 1 zu 12, in Maine 1 zu 34, in New-Hampshire 1 zu 29, in Vermont 1 zu 7, in Massachusetts 1 zu 10, in Connecticut 1 zu 21, in Pennsylvanien 1 zu 22, in New-Jersey 1 zu 13 und in Ohio 1 zu 6. — Die Directoren heben es hervor, daß ein Strafmaß auf viele Jahre nicht den Zweck der Besserung erringen würde, da eine lange Strafzeit die geistige und körperliche Kraft der Gefangenen auf eine auffallende Weise zerstöre.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im August.

Schon seit einigen Monaten ist in Oesterreich, Preußen und Bayern ein ermäßigtes Briefporto eingeführt worden und zwar in der Art, daß die einfachen Briefe, welche aus einem dieser Länder in die andern bestimmt sind, je nach der Entfernung 1, 2, 3 Sgr. kosten. Daß der Verkehr zwischen diesen Ländern hirrdurch sehr belebt worden ist, kann mit Sicherheit angenommen werden. Auffallen muß es, daß die übrigen deutschen Länder nicht ebenfalls diese ermäßigte Briefportotaxe eingeführt haben, und noch auffallender, daß in denjenigen Ländern, in welchen der Beitritt noch nicht erfolgt ist, sich nicht Stimmen erheben, welche mit Entschiedenheit auf die Einführung von ermäßigten Taxen dringen. Auch das Großherzogthum Hessen gehört unter die Zahl derjenigen Länder, welche sich in ihrem Verkehr mit Oesterreich, Preußen und Bayern noch nicht der niedern Briefportotaxe erfreuen, was für dessen Bewohner nur nachtheilig seyn muß. Die Einführung einer niedrigeren Briefportotaxe in dem Großherzogthum Hessen selbst und in dem Verkehr mit den zum fürstlich Thurn und Taxischen Postgebiet gehörigen Ländern ist zwar seit einiger Zeit erfolgt, sie ist übrigens nur von einem secundären Interesse, da die Korrespondenz nach den übrigen deutschen Staaten, und diese ist wohl die Hauptsache, noch immer die frühere, übermäßig hohe, geblieben ist. Sicherem Vernehmen nach ist zwar die fürstliche Postverwaltung nicht abgeneigt, dem deutsch-österreichischen Postverein beizutreten, sie glaubt aber an den Beitritt Bedingungen knüpfen zu müssen, von deren Erfüllung sie denselben abhängig macht. Wir sind zwar mit den gestellten Bedingungen nicht bekannt und wissen auch nicht, ob es im Interesse der betheiligten Regierungen, hier vorzugsweise des Großherzogthums Hessen liegt, auf dieselben einzugehen, aber mit Recht sollte man erwarten können, daß die Regierungen diesen Gegenstand ihrer Beachtung unterzögen, um einen bessern Zustand als den bisherigen herbeizuführen, der so sehr das Interesse ihrer Staatsangehörigen berührt. Leider scheint dieß aber nicht der Fall zu seyn und dieser hochwichtigen Angelegenheit nicht diejenige Aufmerksamkeit gewidmet zu werden, welche sie in Anspruch nehmen kann. Sind wir recht unterrichtet, so sind bereits schon vor einigen Monaten Vorschläge von der Taxischen Verwaltung über diese Sache gemacht worden, ohne daß dieselben bis jetzt eine Beachtung gefunden hätten und ohne daß der Taxischen Verwaltung nur eine Antwort geworden wäre. Ein solches Vernachläßigen der wichtigsten nationalwirthschaftlichen Interessen läßt sich in keiner Hinsicht rechtfertigen und ist gewiß sehr tadelnswerth. Wir wollen hoffen, daß auch diese Sache ihre baldige Erledigung finden wird, denn vorzugsweise den kleinen Regierungen, zu denen das Großherzogthum Hessen unstreitig gehört, so eifrig es auch seine Selbstständigkeit zu wahren bemüht ist, kommt es zu, das materielle Interesse der Staatsangehörigen zu fördern, in den deutschen Angelegenheiten haben sie doch keine Stimme und müssen sich höhern Einflüssen fügen.

Nürnberg, 6. September.

Zwei Konzerte der Münchner Hofkapelle, welche diese (91 Mitglieder) am 2. und 3. d. hier gab, waren ungemein stark besucht; es hatten sich Musikfreunde von nahe und ferne (selbst Sachsen) eingefunden. Der Ertrag soll, sicherem Vernehmen nach (à Billet 1 fl. 30 kr.) an 2500 fl. ergeben haben, den Ueberschuß über die Kosten wünschet die Mehrzahl der Hofmusiker einem vaterländischen Zwecke (Schleswig-Holstein?) zuzuwenden. — Unsere leidige Theaterangelegenheit scheint endlich einen befriedigenden Ausgang zu nehmen. Nachdem der Magistrat das in der ganzen Theaterwelt berühmt gewordene Privilegium, an das sich wegen Kauf, Pacht und Afterpacht ein Konglomerat von Prozessen gehängt hat, wegen Nichterfüllung der Bedingungen desselben in letzter Zeit für erloschen erklärte, geschahen die nöthigen Schritte für Uebergabe des Theaters an einen tüchtigen Direktor mit sehr erleichterten Bedingungen. (Bisher mußte der Theaterpächter an 2200 fl. wegen dieses Privilegiums und an den Magistrat wegen Benützung des auf Aktien gebauten Gebäudes bezahlen.) Die Erklärung des Magistrats hat aber die Rechtsgültigkeit des Privilegiums noch nicht erloschen gemacht; um nun allen den vielen in Aussicht stehenden Prozessen — und wie viele derselben da sind, erhellt daraus schon, daß deßhalb zwei Advokaten zwei ganze Logen seit Jahren unentgeltlich inne haben — auszuweichen, kauft der Magistrat das Privilegium an sich und die städtische Kommune bringt anderweitige Opfer, so daß einem seiner Sache gewachsenen Manne, nach dem man sich nun umthut, ein dankbares Feld zur Thätigkeit geboten ist, denn Nürnberg hat 52,000 Einwohner und die Theaterlust kann leicht wieder erweckt werden, wenn man Gutes bietet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 221. Montag, den 16. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

Früher, als der Oberst noch im activen Dienste stand und ihm wenig Muße blieb, sich mit den Angelegenheiten seines Hauswesens zu beschäftigen, hatte er dieselben seiner jungen, prachtliebenden Gemahlin überlassen. Daher kam es denn auch, daß in den zehn Jahren seiner zweiten Ehe sein Haus zu einem wirklichen Magazin von Luxusartikeln wurde, aber doch eigentlich ohne feine Wahl und Geschmack. Es war Alles nur auf den äußeren Schein berechnet. In den kostbaren Bücherschränken prangten die Namen der unbedeutendsten Dichter und Schriftsteller in goldenen Einbänden neben den klassischen Werken der größten Gelehrten. Eben so verhielt es sich mit den Gemälden und Kupferstichen, bei denen oft der Rahmen mehr Werth hatte, als dessen Inhalt. Doch nicht so mit der Toilette der Frau von Holberg: diese war im höchsten Grade geschmackvoll; denn, da nie nach dem Preise gefragt wurde, so hatten die Modehändlerinnen dabei freies Spiel und bezeigten sich dafür so dankbar, daß sie ganz gewissenhaft der Frau Baronin stets das Beste und Neueste empfahlen und von dieser keinen Widerspruch erwarten durften.

Aus erster Ehe war dem Obersten eine Tochter geblieben. Louise war im Aeußern ganz das Ebenbild ihrer Mutter, im Innern aber ein Gemisch beider Eltern: der feste entschlossene Sinn des Vaters, neben der sanften Herzensgüte der Mutter. Ihre Erziehung hatte sie bis zu dem Alter, wo sie Aufnahme in einer Pensions-Anstalt fand, bei einer Tante, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, erhalten. Obschon zwei Kinder zweiter Ehe gleich nach der Geburt gestorben waren, fühlte die junge Frau doch keinen Beruf, die Mutterpflichten bei ihrer Stieftochter zu erfüllen und im Grunde klang ihr der Muttername aus dem Munde einer beinahe erwachsenen Tochter auch gar zu alt.

Da die Tante kurz vorher gestorben war, als Louise die Pensions-Anstalt verließ, so konnte sie nicht mehr zu ihrer lieben Pflegemutter zurückkehren und lebte nun seit Einem Jahre im Hause ihres Vaters.

Louisens klarem Geiste entging es nicht, daß häufig düstere Wolken auf der sonst glatten und hohen Stirne ihres Vaters lagerten; da jedoch der stolze Mann nie über häusliche, am allerwenigstens über pekuniäre Angelegenheiten in seiner Familie sprach, so wagte sie es nicht, ihm auf diese Weise zu nahen.

VIII.

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, sollte Louise in die gesellige Welt eingeführt werden: nicht in der Absicht, um — wie es gewöhnlich geschieht — dort zur Schau sich stellen zu lassen und einen Bräutigam zu finden; denn dafür hatte der despotische Wille des Vaters und der wohlwollende Rath der Stiefmutter längst schon gesorgt, obgleich Louisen von diesen geheimen Plänen noch nichts bekannt war. Nein! es geschah, um Louisen mit den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Welt und dem gesellschaftlichen Leben bekannt zu machen, auf daß sie als gebildete Dame und als Gattin des reichen Herrn van der Meren desto sicherer auftreten könne.

Es war dieser Herr van der Meren ein steinreicher Holländer, welcher sich vor vielen Jahren, in Gemeinschaft mit einem älteren Bruder, in Deutschland angekauft hatte. Man konnte die Brüder, nachdem sie zwölf bis fünfzehn Jahre hindurch vortheilhafte Spekulationen betrieben, im vollsten Sinne „steinreich" nennen, denn sie waren im Besitze der meisten Stein- und Schieferbrüche, Kalkgruben und überhaupt von allem, zu obengedachten Bauten erforderlichen Material: dafür hatten sie nämlich die Hauptlieferungen übernommen. Und die böse Welt, die überhaupt aus Allem Gift saugt, wollte behaupten, der Herr Oberst und die Herren van der Meren hätten sich gegenseitig treulich in die Hand und — Börse gearbeitet! Doch wahr blieb es: sie waren noch immer gute Freunde, und letztere hatten vor nicht gar langer Zeit in der Nähe des jetzigen Wohnortes des Obersten ein großes Bergwerk gekauft.

Der jüngere dieser Brüder, Louisens bestimmter Bräutigam, war ein kleines kugelrundes, wohlgenährtes Männchen, mit ächt holländischem Typus, freundlichem, gemüthlichem Wesen und, geistig wie körperlich, ganz das Gegenstück seines älteren Bruders, welcher auch eigentlich den Hauptleiter der guten Speculationen gespielt. Beide waren noch unverehelicht und fast in gleichem Alter mit dem Obersten: der Jüngere war zu phlegmatisch gewesen und der Aeltere hatte keine Muße gehabt, an's Heirathen zu denken. Doch hatten sie in letzter Zeit den Entschluß gefaßt, daß Einer von ihnen sich vermählen müsse, und sey es auch blos um ihren nächsten Verwandten — zweien Neffen, einem Paar lustiger Bursche — und deren Gläubigern einen Possen zu spielen.

Wir haben nunmehr auch einen Mann zu schildern, der sehnsuchtsvoll darauf harrt, vorgestellt zu werden.

Es ist dieß ein Herr „von Null", von dem man sagen könnte:

„Er war nicht in dem Thal geboren,
„Man wußte nicht, woher er kam."

Desto besser aber wußte man, wohin er ging; denn er war seit mehreren Jahren Hausfreund des Barons von Holberg.

Dieser Herr von Null entsprach übrigens nicht ganz seinem Namen: er war vielmehr ein Mittelding zwischen Zähler und Null, ein Ueberall — und Nirgends, eine Art städtisches Faktotum in allen vornehmen Familien; Dilettant in sämmtlichen

schönen Künsten. Er arrangirte alle Lustpartieen, machte den Ceremonienmeister auf Bällen und verstand, gleich dem besten Conditor, die Zubereitung aller möglichen Getränke und Erfrischungen. Wenn ein reich gewordener Kaufmann plötzlich von der Krankheit befallen wurde: auch einmal eine große Fete zu geben, und es ihm an Gewandtheit fehlte, dieselbe dergestalt, wie die feine Welt es verlangte, einzurichten: so war nichts Besseres zu thun, als sich vorher mit Herrn von Null bekannt zu machen, dann der Frau des Hauses einen offenen, gutgefüllten Geldsack hinzustellen und die Sache war in wenigen Tagen auf die splendideste Weise fertig.

Herr von Null, den man nie anders als in der feinsten und gewähltesten Toilette, mit weißen Glace-Handschuhen erblickte, und in dessen kostbarer durchsichtigen Börse fast immer nur Gold- und wenige, neu geprägte Silbermünzen glänzten, war ein wirkliches Räthsel für die Stadt. Einige witterten in ihm den natürlichen Sprößling einer hohen Person, Andere den Glücksritter, wieder Andere den Schürzenritter. Vielleicht war er Alles zusammen. Was aber die Hauptsache: er durfte, bei allen diesen unsicheren Schlüssen, dennoch in keiner Gesellschaft fehlen, und da er ein meisterhafter Whist- und Schachspieler war, so hatte er sich das Recht eines täglichen Hausfreundes bei dem Obersten von Holberg erworben.

IX.

„Nun, was ist da weiter zu machen? Der Prozeß wird uns doch wohl nicht ruiniren, und zudem ist er ja auch noch nicht verloren!“ sprach Frau von Holberg, als sie den Brief gelesen und der Oberst, vor ihr stehend, mit düsterm Schweigen die Augen auf dem Papiere ruhen ließ. „Doch wenn mein Advokat, dem ich Tausend Thaler Honorar bot, im Fall er den Prozeß gewänne, mir zum Vergleich, und zwar nun zum dritten Male räth, so muß er natürlich verloren seyn“, erwiederte der Baron.

„Ach du lieber Gott! Du gebärdest Dich ja, als wären wir am Bettelstabe, wenn dieser Prozeß verloren geht.“

„Es wäre möglich.“

„Nun, so verkaufe die kleinen Besitzungen in Deiner Heimath, die sich ja ohnehin so schlecht rentiren.“

„Ist schon längst geschehen.“

„Davon hab' ich ja noch nie gehört.“

„War auch nicht nöthig. Doch, wozu viel darüber sprechen? Unser einziges Rettungsmittel ist Luisens Verbindung mit Herrn van der Meren; gelingt diese nicht, so verlangt er die zwanzigtausend Thaler, die ich ihm schulde, und dann freilich sind wir am Bettelstabe.“

„Also van der Meren bist Du zwanzigtausend Thaler schuldig?“

„Ja.“

„Nun, dann müssen wir allerdings diese Heirath beschleunigen. Wie weit ich mit meinem Plane bereits gediehen bin, will ich Dir später mittheilen. Zuerst lies diesen Brief, der mir heute Abend zufällig in die Hände gerieth. Auf dem Ball erfuhr ich durch Herrn von Null, daß Hr. Welson noch in dieser Nacht abreist.“

„Wie hast Du dieß aber eingeleitet?“

„Davon später! Null war dabei mit thätig. Es war nöthig, daß dieser Mensch aus der Nähe entfernt wurde, bevor van der Meren als Brautwerber auftritt. Nur gönne mir noch ein paar Tage Zeit, um mein Werk zu vollenden. Daß ich die Sache beinahe als abgemacht ansehe, wirst Du an der Ruhe bemerken, mit der ich Deine mir so eben gemachten Mittheilungen aufnehme. Ich habe alle Vortheile dieser Verbindung schon längst eingesehen. Van der Meren machte mir neulich die Bemerkung, seines Bruders Arzt habe ihm die schmerzliche Wahrheit vertraut, daß für Jenen, bei seiner weit vorgeschrittenen Schwindsucht, auf Besserung nicht zu hoffen und spätestens im kommenden Frühjahre seine Auflösung zu erwarten sey. Dann setzte er in weinerlichem Tone hinzu: „Ich armer, geplagter Mensch! Was soll ich anfangen, wenn mein Bruder mich verläßt? ich habe mich nie viel um die Geschäfte bekümmert. Hätte ich doch einen Mann, wie den Herrn Obersten, der mir kräftig zur Seite stände! Aber der Herr Baron war auch so stolz, meines Bruders Anerbieten zurückzuweisen, als er ihm die Leitung unseres neuen Bergwerkes übertragen wollte, und meinte, es sey eine Schande für seinen Namen, wenn er einen Gehalt von drei Tausend Thalern bezöge und er werde nur dann dabei thätig seyn, wenn er als unser Associe unter der Firma „van der Meren & Comp.“ eintreten könnte. Allein hierauf wollte mein Bruder, ohne eine bestimmte Kapital-Einlage Seitens des Herrn Obersten, nicht eingehen — mir wäre es schon recht gewesen.“

„Also ist dieses kleine Männchen vielleicht in einigen Monaten der Erbe seines Bruders und Herr über wenigstens eine halbe Million Thaler, ganz in unseren Händen und herzlich froh, wenn wir ihm diese schwere Last tragen helfen.“

Mit diesen erfreulichen Aussichten hatte Frau von Holberg die düsteren Wolken vom Antlitze ihres Gemahls fast verscheucht, als Beide sich in ihre Schlafzimmer verfügten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Indianerhäuptling Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh in Cöln und Düsseldorf.

Es war am jüngstvergangenen 20. August und die Glocken der „hilligen Stadt Cöllen“ hatten soeben den Mittag angeläutet, als ein Fremder bei mir eintrat und mir einen Brief von Ferdinand Freiligrath überbrachte, der seit einem Vierteljahre seinen Musensitz bekanntlich wieder in Düsseldorf aufgeschlagen hat. Durch dieses Schreiben stellte Freiligrath mir den Ueberbringer als den Maler und Dichter Read aus Philadelphia vor, der zur Zeit in Düsseldorf weile, und benachrichtigte mich, daß am selbigen Tage ein zum Friedenscongreß nach Frankfurt reisender Indianerhäuptling, Namens Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh, mit der Londoner Delegation in Cöln eintreffen würde, der ihm von Liverpool aus amerikanische Empfehlungsbriefe eingesandt habe, die nach Cöln adressirt gewesen seyen, und der ihn daher noch an letzterm Orte vermuthen müsse. Freiligrath theilte mir sodann mit, wie er durch Krankheitsfall gehindert sey, selber nach Cöln zu kommen und ersuchte mich deßhalb, mit Read gemeinschaftlich den Tschippawäer ausfindig zu machen und denselben wo möglich zu ihm nach Düsseldorf zu bringen.

Ein angenehmerer Auftrag hätte mir nicht leicht werden können. Ich hieß Freiligraths außerordentlichen Gesandten herzlich willkommen, nahm ein kurzes Mittagsmahl mit ihm ein, und dann ging's fort auf die Kundschaft. Nachfragen in verschiedenen Hotels belehrten uns, daß der Extrazug der rheinischen Bahn die Friedensfreunde um drei Uhr Nachmittags bringen würde; mittlerweile war es schon drei Viertel auf drei geworden und wir jagten daher in einem Fiacre dem ziemlich entfernten Stationsgebäude zu, wo uns ein mir bekannter Bahnbeamter in sein Bureau aufnahm. Es wäre indessen nicht nöthig gewesen, so gewaltig zu eilen, denn der Train verspätete sich und wir mußten bis zu dessen Eintreffen noch volle vier Stunden warten, die wir übrigens in einem benachbarten Sommerlokal so vergnügt zubrachten, daß wir die Ankunft des Zuges kurz nach sieben Uhr Abends beinahe überhört hätten. Rasch sprangen wir auf und nach flüchtiger Verabredung mischten wir uns unter die fünf-

hundert Ankömmlinge, die mit ihren Reiseeffekten in dem großen Visitationsraum sich versammelten. Ich hatte begreiflicher Weise nur Augen und Ohren für Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh; allein fast zehn Minuten lang spürte ich vergebens nach der Rothhaut, bis ich endlich auf die richtige Fährte kam, die zum Gepäckwaggon leitete. Da stand denn der Häuptling, der nicht zu verkennen war, einsam und mit verschränkten Armen, auf seinen Koffer wartend. Ich redete ihn an und erklärte, was zu erklären war, worauf eine freudige Begrüßung seinerseits mit großer Lebhaftigkeit erfolgte. Unterdessen kam auch Read bewillkommnend heran, und nun konnte ich meinen Mann etwas näher in's Auge fassen. Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh war ganz europäisch gekleidet und trug einen gewöhnlichen dunkelfarbigen Gehrock und einen runden Hut. Aber dieser Rock umschloß eine dominirende Gestalt mit ungewöhnlich ausgebildeten und edlen Formen, und unter dem Hute her quoll eine Fluth von merkwürdig schwarzen, dichten und straffen Haaren auf die Achseln nieder — mit einem Worte, es waren Haarwellen, wie die eines recht tüchtigen blauschwarzen Pferdeschweifes. Ich vervollständige das Porträt des interessanten Mannes, indem ich für den Leser hier sogleich alle charakteristischen Züge zusammen anführe, die ich erst im Verlauf späteren Zusammenseyns nach und nach gewahrte. Seine Stirn war niedrig, doch nicht flach, die Nase etwas gebogen, die Backenknochen hervortretend, der Mund groß, mit unschönem starkem Gebiß; das Kinn hingegen war hübsch geformt, rund und voll. Den auffallendsten Ausdruck jedoch verliehen dieser Physiognomie, welcher der Bart fehlte, die olivenartige, ins kupferröthliche spielende Farbe und dann die kleinen, dunklen und tiefliegenden Augen, in denen die Pupille von der Iris schwer zu unterscheiden war. Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh sprach englisch mit großer Geläufigkeit, doch lag im Ton der Rede etwas eigenthümlich Rauhes und Hartes, das man am besten wahrnahm, wenn man andere Amerikaner oder Engländer neben ihm sprechen hörte.

Read und ich, wir hatten also den seltenen Fremdling glücklich in Empfang genommen. Durch ein günstiges Ungefähr entging Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh's Koffer der lästigen Visitation und bald saßen wir in einem Fiacre, der nach dem Rheinischen Hof dirigirt wurde, welchem — ich glaube in Folge früher getroffener Anordnung der Gesellschaft — Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh nebst Andern durch eine Karte als Gast zugetheilt worden war. Hier kleidete sich der Häuptling rasch um, speis'te eben so schnell zu Abend und nahm dann sein „Kalumet" zur Hand, mit dem Kopf von jenem geheimnißvollen Fleck rother Erde, den noch nie eines Weißen Fuß betreten, und mit Stachelschweinshaaren und ähnlichen Zierrathen kunstlos geschmückt. Wir wanderten nach meiner Wohnung, nach meinem Wigwam, wie Ka-Ge-Ga-Gah-Bowh sagte. Daselbst angekommen, ging nach Anrufung „des großen Geistes" sogleich die Friedenspfeife von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, und dann unterhielt sich Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh mit meiner „Squaw", theils durch mich als Dollmetscher, theils durch die Zeichensprache, die er auf eine höchst ausdrucksvolle und launige Weise redete. Mazurkas, Walzer und Ländler wurden ferner aufgespielt, und auf deutsche Volkslieder folgten die alten Weisen der amerikanischen Urwälder. Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh sang unter andern in malerischer Stellung ein indianisches Liebeslied, den Todten- und den Schlachtgesang mit dem gellenden Warwhoop. Von den Liederworten verstand ich natürlich nicht die Spur und wiederum verstand ich die Lieder sehr gut, so charakteristisch waren sie. Sie bewegten sich sämmtlich in Moll, es war mir aber unmöglich, begleitende Akkorde dafür auf dem Piano zu finden. Mehrfach wiederholte sich ein rasches, fast chromatisches Hinuntersteigen von einem markirten hohen Tone bis zu einem tiefern, der vibrirend angehalten wurde; überhaupt war das Tremolo vorherrschend in diesen sonderbaren Singweisen, deren Text uns der Tschippawäer in's Englische übersetzte, und der meistens von „Manitu" handelte, von dem seligen Lande „far in the west", von Liebe und Sehnsucht und von den Heldenthaten der Ojibways. So horchten wir und plauderten bis zur letzten Stunde vor Mitternacht; dann begleitete ich den Häuptling zurück, der auf Read besonders einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß dieser auch die Nacht mit dem kupferfarbenen Landsmann unter einem Dache zuzubringen beschloß. Es ging indessen noch nicht zu Bette; in dem freundlichen Frankfurter Hof wurden zuerst unter deutschen Trinkgebräuchen noch einige Flaschen trefflichen Rheinweines geleert, und lachend, scherzend und singend saßen wir bis lange nach Mitternacht. Da traten wir hinaus in die mondscheinerleuchteten Gassen und trennten uns endlich vor dem Rheinischen Hotel. Am folgenden Morgen schon reis'te Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh nach Frankfurt, unter großem Bedauern „Langfellow's famous friend" noch nicht kennen gelernt zu haben, und Read kehrte zurück nach Düsseldorf, um Freiligrath Bericht zu erstatten und dessen Bildniß zu vollenden, das er für des Dichters transatlantische Verehrer zu malen gekommen war und auf einer Exhibition in Philadelphia ausstellen will.

(Schluß folgt.)

Skizze aus dem Lagerleben der schleswig-holsteinschen Truppen.

Ein militärischer Correspondent der „Weser-Zeitung" auf dem Kriegsschauplatze gibt uns in einem seiner Briefe folgende Schilderung seines Lebens im Lager: Am südlichen Rande des Wittensee's, nahe bei Bunstorf, ist von einem der schlesw.-holst. Bataillone ein Zeltlager aufgeschlagen worden. Obgleich das Lagerleben dem Soldaten insofern am wenigsten zusagt, weil er darin halb der Garnison, halb dem Felde angehört, hat es doch auch seine angenehmen und interessanten Seiten für ihn. Ein regnichter Nachmittag gibt mir die Muße, Ihnen in einigen Zügen ein Bild unseres jetzigen Treibens zu entwerfen. Ein einzelnes Zelt mißt ungefähr in Länge und Breite 24', läuft nach oben spitz zu und wird hauptsächlich durch einen in der Mitte stehenden Pfahl gehalten. Die Zelte stehen in acht Reihen, so daß jede Compagnie eine sogenannte Compagniegasse hat. 4 Uhr Morgens stehen mit der Reveille die Köche der einzelnen Korporalschaften auf und begeben sich mit den Kesseln nach den Kochlöchern, um dort für die ganze Mannschaft den Kaffee zu bereiten. Sobald dieser fertig ist, kehren sie mit den dampfenden Eimern zurück und wecken durch den Ruf „Kaffeetrinken" ihre noch schlafenden Kameraden. Jetzt beginnt überall ein munteres Treiben, man reinigt sich durch klares Seewasser vom Strohstaub und setzt seine Waffen und übrigen Sachen in Stand. Um die Marketender sammeln sich verschiedene Gruppen, Offiziere und Gemeine, um auf den Tag sich die Feldflaschen zu füllen. Um 7 Uhr wird in der Regel exercirt oder manövrirt, abwechselnd auch geschanzt; im letzteren Falle ziehen die Compagnien in weißen Hosen und grauen Jacken, mit Spaten, Hacken und Beilen bewaffnet, nach dem nördlichen Rande des Wittensee's, wo bedeutende Befestigungen aufgeworfen werden. Wenn sie zurückkehren, ist das Essen von den Köchen zubereitet; dieß besteht zwei Tage hintereinander aus Fleischsuppe und Reis und an jedem dritten Tage aus Speck und Erbsen. Oft wartet der Heimkehrenden auch ein von den reichen Gutsbesitzern oder Ortschaften Holsteins geschickter voller Wagen mit Weißbrod, Zucker, Wein, Schnaps und Taback beladen. Dieser wird dann auf der Stelle seiner Bürde entledigt und die Sachen gewissenhaft vertheilt. Nachmittags von 5 bis 6 Uhr spielt das Musikcorps lustige Tänze und dann führen die großen Soldaten die kleinen, oder

umgekehrt, in Ermangelung des schönen Geschlechts, zum Tanze. Oft wird dieser durch einen sogenannten „Aufzug“ gestört. Mehrere Soldaten machen sich Epauletts, Schärpen und Sporen von Stroh, binden sich einen großen Fahrer-Schleppsäbel um und setzen sich auf die Train- oder Marketenderpferde. Nun halten sie Parade und Exercitien über die andern Soldaten ab, inspiciren das ganze Lager und sehen häufig durch ein langes Fernglas von Stroh. Plötzlich kommt dann eine fingirte Dragoner-Ordonnanz und macht die wichtige Meldung, der Feind rücke an, worauf dann das ganze Corps unter Vivatrufen abzieht um in dem nächsten Lager oder Bivouak eine ähnliche Scene aufzuführen. Der angenehmste Moment eines solchen Ruhetages ist aber immer der, wenn die Fourierwagen von Rendsburg mit den Briefen und Zeitungen kommen, das Einzige, was man hier zu lesen erhalten kann. So wie es Abends dunkel und kalt wird, werden von jeder Compagnie mächtige Wärmefeuer angezündet und dabei fällt mancher Spaß und ächt holsteinischer Witz vor. Um 9 Uhr rasselt von der Lager- und Brandwache her der Zapfenstreich, für Jeden das Signal, sich in sein Zelt zurückzuziehen. Einzelne Stimmen hört man nun noch eine Zeit lang, bald aber liegt Alles im tiefsten Schlaf. Nur „der Wachen Ruf“ und das gar nicht sehr harmonische Schnarchen mancher meiner 1500 Waffenbrüder unterbricht die nächtliche Stille. Oft wird sie dagegen auch durch nächtliche Alarmirungen und Recognoscirungen unterbrochen, dann wieder wird unser Leben sehr einförmig gemacht durch tagelang anhaltenden Regen, wo man dann nur auf das Zelt beschränkt ist. Da werden wir denn recht ungeduldig und spähen nach dem Dänen aus, dem wir so gern recht tüchtig vergelten möchten, was er uns bei Idstedt angethan hat.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Leben.) Ein schönes gefallsüchtiges Weib ist bis zum dreißigsten Jahre unwiderstehlich und nach dem dreißigsten Jahre unausstehlich.

Eine Frau, die nicht glaubt, daß sie schön ist, ist schwer zu finden, und eine Frau, die nicht weiß, daß sie schön ist, ist gar nicht zu finden.

Laß dich das kalte Antlitz eines Weibes nicht beirren! Es gleicht dem stillen Meere, das wilde Stürme in sich birgt.

Vor der Ehe ist die Frau die Geliebte, nach der Ehe die Theuerste.

B—K.

Der „Ehrwürdige“ Joel W. Jones, welcher als Prediger der Methodisten-Kirche in Richmond, Virginien, angestellt war, verschwand am 2. Februar plötzlich aus jener Stadt, und ließ seine Schaafe ohne Hirten. Als Grund davon werden Gerüchte angegeben, die sich aus Utica, N. Y., daselbst verbreitet hatten, daß er zwei Weiber im Staat New-York habe, von denen er sich ohne Abschied entfernte. Der Telegraph ist eine unangenehme Erfindung für solche wandernde Seelenhirten.

Korrespondenz.

Groß-Steinheim, 4. Sept. — (Eingesandt.)

Ein Fest seltener Art fand gestern und heute in unsern Mauern statt. Der neue Bischof von Mainz, Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler, traf auf seiner Firmungsrundreise gestern Abend, unter dem Jubel der Einwohner, in hiesiger Stadt ein. Eine stattliche Ehrengarde zu Pferde hatte ihn an der Gränze eingeholt und hierher geleitet. Unter dem Donner der Kanonen, rauschender Musik und dem Geläute aller Glocken zog der hohe Herr, umgeben von weiß gekleideten Mädchen, welche ihn mit einem langen Eichenkranze umschlangen und seinen Weg mit Blumen streuten, durch die ihm errichtete Ehrenpforte, wo ihn der Stadtrath und die Ortsgeistlichkeit willkommen hießen. Nach Einbruch der Nacht zog sodann ein Heer von Fackeln und Fahnen vor die Wohnung des hohen Gastes. Ein Choral von Männerstimmen ertönte und ein Redner aus der Bürgerschaft sprach in einigen sinnigen und herzlichen Worten dem hohen Herren die Gefühle der Stadt aus, worauf ein donnerndes Lebehoch auf denselben erfolgte, und der Gefeierte in freundlichen, herzlichen Worten vom erleuchteten Fenster seiner Wohnung herab seinen Dank ausdrückte und „von dem Bande der Liebe sprach, welches ihn mit den Bewohnern Steinheims, je länger je fester, umschlingen werde.“ — Heute war großer feierlicher Zug nach der auf das geschmackvollste verzierten Kirche, woselbst Hr. v. Ketteler das Hochamt celebrirte und sodann eine wahrhaft meisterhafte, die Herzen gewinnende, aber auch tief ergreifende Rede hielt, worauf dann die Firmung folgte. Die Festlichkeit, an welcher ein zahlreicher Clerus aus den Diöcesen Mainz und Fulda, und eine ungeheure Volksmenge Theil nahm, dauerte über die Mittagsstunde hinaus. Den Nachmittag hatte Hr. Decan Englert die Geistlichkeit mit dem hohen Herrn zu einem Festmahl vereinigt. Nach nur kurzem Verweilen trat der hochwürdigste Bischof seine Rückreise nach Mainz an.

Frankfurt, 13. Sept.

Am 11. d. M. hörten wir in dem Saale des Hauses „Mozart“ die junge Pianistin Henriette Zick aus Leipzig und den 10jährigen Violinisten Alexander Rencherave. Das von ihnen veranstaltete Konzert war, wie es kaum anders zu erwarten stand, nur sehr spärlich besucht, obwohl es freilich ein besseres Loos verdient hätte, denn beide Konzertanten leisteten in der That Ausgezeichnetes, rechtfertigten vollkommen den ihnen vorausgegangenen Ruf und errangen den Beifall des nur kleinen Auditoriums. In Bezug auf das vortreffliche Klavierspiel der Fräul. Zick hätten wir gewünscht, daß solche das Instrument minder stark angegriffen und ihr Spiel mehr auf den kleinen Raum des Salons bemessen hätte. Alexander Rencherave leistet für sein zartes Alter so Außerordentliches, daß wir uns veranlaßt finden, die Theaterdirektion hiermit auf denselben aufmerksam zu machen. Wenn für Konzertgeber hier etwa mit Ausnahme eines Auftretens im Theater ein äußerst wenig ergiebiges Terrain ist und ihnen Fortuna hier nur selten lächelt, so ist dieß um so mehr im gegenwärtigen Augenblicke und zwar aus wohlbekannten Gründen der Fall. Wir glauben demnach verschiedenen andern noch hier verweilenden und Konzerte beabsichtigenden Virtuosen kein günstiges Prognosticon stellen zu dürfen. Wollen sie unserer Terrainkenntniß keinen Glauben beimessen, so mögen sie sich durch eigene und aller Wahrscheinlichkeit nach unerquickliche Erfahrungen enttäuschen lassen. Man ist hier übersättigt, hat Alles gehört und nur einem Renommée ersten Ranges oder ganz besonders einflußreichen persönlichen Empfehlungen kann es noch gelingen, wenigstens einiges Resultat zu erzielen.

Ornithologen-Versammlung.

Die diesjährige Versammlung der Ornithologen wird am 1., 2. und 3. Oktober in Leipzig stattfinden. Anmeldungen zu Logis und sonstigen Anfragen bis gegen Ende September an mitunterzeichneten Geschäftsführer.

Ziebigk und Diebzig am 19. August 1850.

Prof. Dr. J. F. Naumann. Eugen von Homeyer. Eduard Baldamus. G. H. Kunz
Geschäftsführer — Schönefeld bei Leipzig.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Franz von Sickingen, Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Dienstag, 17. Sept. Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 3 Abth., Musik von J. Benedict.

Mittwoch, 18. Sept. Benefiz für Hrn. Schneider, unter gefälliger Mitwirkung der Mad. Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris. 1) Jubelouverture von Weber. 2) Schwester und Braut, Lustspiel. 3) Scene aus Norma. 4) Er muß heirathen, Lustspiel. 5) Lebendes Bild. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammerar,

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 222. Dienstag, den 17. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

Es war in der eilften Stunde des folgenden Tages, als die Frau Baronin in ihrem Cabinet vor dem Spiegel ein neues Morgenhäubchen aufsetzte, da chassirten leichte männliche Tritte über den Vorsaal und schlüpften unangemeldet in's Cabinet der gnädigen Frau.

„Wie ist meiner schönen süßen Freundin der gestrige Ball bekommen?“ fragte der Eintretende nach einem zärtlichen Handkusse.

„O, sehr wohl, mein liebster Herr von Null.“

„Warum heute so förmlich? — Unsern Alten sah ich soeben mit Herrn van der Meren Arm in Arm der Promenade zuschreiten. — Sind wir nicht allein? — Wo ist Louise?“

„Louise hat heute noch nicht ihr Zimmer verlassen. — Doch wie steht unsere Angelegenheit? ist Welson abgereißt?“

„Alles geht über Erwarten gut. Welson hat seine Reise angetreten und auch unser zweites Project ist gelungen.“

„Nun, das ist ja allerliebst. — Aber noch Eins: das würde unserm Werk die Krone aufsetzen. Hier habe ich einen Brief von Welson! wäre es vielleicht möglich, diese Handschrift, wenn auch nicht so ganz täuschend, nachzumachen? — Man könnte das Schreiben der Art einrichten, als sey es in der größten Eile und Aufregung abgefaßt. Ich kenne ein großes Genie, dem fast Nichts unmöglich ist!“

„Gut, ich halte es für möglich und will einstweilen das Billet mit mir nehmen. Nach Tische sprechen wir weiter darüber. — Doch, um nochmals darauf zurückzukommen, als ich hereintrat, schien es mir, als berge sich ein kleiner Kummer in dem Schmollwinkelchen der heute etwas allzublassen Wangen der gnädigen Frau! war's nicht so? oder war es nur eine kleine Koketterie?“ fragte Herr von Null, während er, mit seinem Lorgnette spielend, in malerischer Stellung auf der linken Ecke des Sofa's sich niederließ.

„Ja, ja! es ist so. Man hat mitunter seine trüben Tage, wo man mehr als gewöhnlich zum Nachdenken geneigt ist, und so erinnerte ich mich denn heute bei meiner Morgentoilette, daß vor etwa drei Jahren ein guter Freund mir hoch und theuer schwur, daß es ihn höchst unglücklich mache, mich reich an äußern Glücksgütern zu wissen, weil ihm dadurch die Möglichkeit benommen sey, seiner Anbetung die Weihe eines Opfers beizufügen. Es würde, wenn meine Hand und mein Herz noch frei wären, keine Macht der Erde ihn davon abhalten können, mich zu seiner Gemahlin zu erheben, und wenn ich auch in der niedrigsten der Menschenklassen geboren sey; — und so dachte ich denn, ob Derselbe mir heute diese Schwüre wiederholen würde, wenn ich ihn darum bäte.“

„Meine theure, himmlische Freundin! habe ich je eine Unwahrheit gesagt?“ fiel Herr von Null mit höchst theatralischer Affektation ein, vor der schönen Frau auf die Knie sinkend: „Doch wozu heute diese sentimentalen Träumereien?“

„Nicht Träume! nein, fast Wirklichkeit, lieber Null! Gestern Abend habe ich eben so sonderbare als traurige Entdeckungen gemacht. Doch die Heirath! und nur diese Heirath kann uns noch retten!“ erwiederte die Frau Baronin, den forschenden Blick auf Herrn von Null geheftet.

X.

„Guten Morgen, Frau Nachbarin! ich wünsche der Frau Pfeffermüllern ein glückliches Neujahr! Dann wiegt mir doch ein Pfund Leim. Und bei der Gelegenheit wollte ich mir eigenhändig einen kleinen Bittern nehmen — sonst hätte allenfalls auch mein Lehrjunge dieß Geschäft besorgen können!“ sagte der Schreinermeister Klotz zu einer runden, geschwätzigen Spezereihändlerin und rieb sich in Erwartung des „Bittern“ vergnügt die Hände; dann fragte er neugierig: „Nun, Frau Nachbarin! sind die Neujahrsrechnungen schon alle ausgeschrieben? Bei Euch gibt's was zusammen, habt reiche Kunden! — ich armer Flickschreiner bin froh, wenn ich von der Hand in den Mund komme; aber dießmal hoffe ich doch auch einige Thaler zusammen zu bringen; denn wisset: ich habe fast den ganzen Sommer auf der schönen neuen Villa des Herrn Baron von Holberg gearbeitet und noch keine Zahlung dafür erhalten.“

„Das ist wohl auch nicht Eure Schuld!“ erwiderte die Spezereihändlerin lachend.

„Da möcht Ihr wohl nicht Unrecht haben; doch jetzt freue ich mich, daß es so gekommen ist. Es hat sein Angenehmes und auch sein Unangenehmes, wenn man für viele solcher vornehmen Kunden arbeitet. Verlangt man eine Abschlagszahlung, so heißt es: „bringt erst die Rechnung!“ Und bringt man sie im Laufe des Jahres, ohne daß sie verlangt wurde, hu! — dann gibt's Gesichter! — dann wird hier gestrichen, dort abgezogen, bis der Betrag auf die Hälfte verschwunden ist. Freilich im Hause des Barons bin ich auch schon mehrere Male gewesen, um mir eine kleine Abschlagszahlung zu erbitten. Da hieß es denn immer: „die gnädige Frau hat Besuch“, oder „die gnädige Frau ist bei der Toilette!“ Ein andermal war sie nicht wohl, oder ausgefahren u. s. w. und nun, da ich mich ohne Geld durchlaborirt habe, bin ich froh, daß es so gekommen ist.“

„Aber, Meister Klotz, wißt ihr auch die Neuigkeit, daß Fräulein Louise fort ist? und Keiner weiß, wohin.“

„Wird wohl in drei oder vier Monaten wiederkommen, wie das schöne Kaufmanns-Fräulein, das diesen Sommer in's Bad reiste und so blaß und schlank zurückkam.“

„Daß Ihr doch Eure eigene Zunge verschlucken müßtet, Ihr altes Lästermaul! Wollt Ihr dem schönen, unschuldigen Kinde einen solchen Makel anhängen? Nein, ich weiß es besser: der Oberst wollte das Fräulein an das kleine runde Männchen, den van der Meren, verheirathen und weil sie dazu keine Lust hatte, ist sie heimlich entflohen. Das wäre mir auch ein passendes Paar gewesen! Der Mensch sieht ja aus wie ein aufrecht stehender Maulwurf, mit seinen kurzen Aermchen und Beinchen."

„Nun, nun, ereifert Euch nicht, Frau Nachbarin! das war nur so eine Redensart von mir; denn meine Frau, welche lange bei großen Herrschaften diente, sagt immer: „Bei den Vornehmen geschehen Dinge, von denen wir geringen Leute keine Ahnung haben."

„Das Fräulein hat Recht! — Ich möchte das quabbliche Männchen auch nicht. Wenn man dagegen den schönen Herrn Welson sah! nein, der Abstich ist doch gar zu groß", meinte Frau Pfeffermüller, immer noch schmollend.

„Aber das Geld, das Geld! Die Herren van der Meren sollen schmählich reich seyn. Von der Liebe allein wird man nicht satt!" seufzte der Schreinermeister.

„Ach, geht mir, Meister Klotz! Ihr seyd ein trockener Holzwurm; Ihr versteht davon nichts, das hätte ich mir freilich denken können. — Doch, um auf etwas Anderes zurück zu kommen, was Eure Nerven vielleicht mehr in Anspruch nimmt: Wenn Eure Forderung bei von Holberg noch groß ist, so macht, daß Ihr Euer Geld bekommt, denn es soll dort nicht zum Besten aussehen. Fast alle meine Kunden, welche mir im Buche stehen, trösten mich mit der Hoffnung: wenn sie ihr Guthaben bei dem Herrn Baron erhielten, so würde ich auch befriedigt werden. Und deren sind nicht wenige: Schuster, Schneider, Modehändlerin u. s. w. Ihr könnt denken, wie es dort steht: die arme Frau, welche die Straße vor dem Hause des Obersten reinigt, hat schon über fünf Thaler gut."

„Hab' ich's nicht gesagt! jetzt sperrt ihr Mund und Nase auf und laßt vor lauter Schrecken den Leim aus Eurer Schürze zu Boden fallen. Was ich gesagt, ist die Wahrheit. Eine Spezereikrämerin, die sich mit ihren Kunden stundenlang unterhält und mit jedem Dienstmädchen, wie mit ihres Gleichen freundlich thut, erfährt Alles; darauf könnt Ihr Euch verlassen. — Aber, lieber Meister Klotz? — riecht Ihr nichts? — ich glaube meine Kaffemilch läuft in's Feuer. Ach, der kostbare Rahm! — Guten Morgen, Meister Klotz! es bleibt Alles unter uns."

(Fortsetzung folgt.)

Der Indianerhäuptling Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh in Cöln und Düsseldorf.

(Schluß.)

Inzwischen wurde der vielbesprochene Friedenscongreß abgehalten und der Abend des achtundzwanzigsten August sah Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh wieder in den Ringmauern Kölns. Leider kam er erst des andern Morgens zu mir und zwar ziemlich spät, so daß wir, nachdem der Häuptling durchaus noch den Dom hatte sehen wollen, den um elf Uhr nach Düsseldorf abgehenden Eisenbahnzug nicht mehr benutzen und erst um vier Uhr Nachmittags abfahren konnte. Um fünf Uhr waren wir in Düsseldorf und um halb sechs zu Lilk, im Wigwam „des ausgewanderten Dichters." Es empfing uns seine Gattin, bald darauf erschien auch Freiligrath selber, der von einem eben angetretenen Gang in's Freie zurückgerufen wurde. Es war für mich eine erhebende Scene, zu sehen, wie der Dichter des „Audubon" und ein Tschippawäer-Häuptling sich begrüßten, und wie letzterer den auch in Amerika so gefeierten Poeten mit den Blicken fast verschlang, nachdem er mir früher bereits mehrere Male erklärt hatte, daß er, um Freiligrath zu sehen, meilenlange Strecken rennen würde. Bald darauf wurde das förmliche Besuchzimmer mit des Dichters flottem Arbeitszimmer vertauscht, und hier entspann sich bei Wein- und Gläserklang eine sehr belebte Unterhaltung, vorzüglich zwischen dem Indianer und dem Poeten, welcher, da Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh andern Tages von Köln wieder abreisen mußte, sich kurz vor sieben Uhr rasch entschloß, mit nach Köln zu fahren, nachdem der Häuptling zuvor die Pathenstelle bei Freiligrath's jüngstgeborenem Knaben angenommen. Der „poet painter", Read, hatte Düsseldorf kurz vorher wieder verlassen und konnte sich daher nicht anschließen. Dagegen fuhren zwei andere befreundete Herren mit nach Köln, wo wir nach acht Uhr Abends anlangten und uns nach meiner Wohnung begaben, um uns zunächst durch eine Tasse Thee zu erfrischen. Einige Gesangscompositionen mit Freiligrath'schen Texten versetzten Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh bald in die Laune, seine indianische Ansprachen und Lieder noch einmal zu wiederholen, was er, der Länge nach über's Sofa gestreckt, zu unserm großen Ergötzen ausführte; leider fehlte nur die Friedenspfeife, die in Frankfurt verblieben war. Freiligrath machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß er Cooper's stereotype Gutturaltöne nur wenig vernommen hätte und Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh theilte ihm in dieser Beziehung mit, daß jene Kehllaute nicht in allen indianischen Dialekten vorkämen, und daß sie namentlich die Tschippawärsprache nicht entstellten, welche eine der sanftesten und wohlklingendsten wäre. Er fügte noch hinzu, daß er übrigens sämmtliche Hauptdialekte verstehe und spreche, und daß solch' Können und Verstehen jedem Häuptling unerläßlich sey. Gegen zehn Uhr zogen wir nach der bekannten Lenz-Erholung und ließen uns daselbst in einem besondern Zimmer nieder, um recht ungestört seyn zu können. Der Indianer unterhielt sich wieder fast ausschließlich und besonders warm mit dem Dichter, aber das war auch kein Wunder. Denn Freiligrath bewegte sich im Gespräch an den Ufern der amerikanischen großen Ströme und See'n und in den Savannen und Urwäldern so sicher und so bewußt, als wäre er ein im Wigwam rother Leute erzogener Weißer gewesen. Nur ein solcher Geist konnte „den ausgewanderten Dichter" und ähnliche Lieder erzeugen, gegen die selbst Schiller's nadowessische Todtenklage z. B. matt und farblos erscheint. Die Politik wurde von beiden Häuptlingen mit großem Takte vermieden; es würde auch schwerlich eine Einigung über Prinzipienfragen stattgefunden haben. Das ernstere Gespräch schloß endlich mit einer außerordentlichen plastischen Beschreibung, die Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh vom Niagarafall entwarf, dessen stets zitterndem Gestade sein Hickory-Stock entsprungen war, den Freiligrath als mitwandelndes Andenken zum Geschenk erhielt. Bald darnach trat die Fröhlichkeit beim Wein in ihre Rechte, und der Witz und der Humor, dessen Freiligrath eine Fülle entfaltete, die erstaunlich war und die uns sämmtlich in fortwährendem Lachen erhielt. Der Indianer zog dabei das linke Knie in die Höhe und drückte sein von wilder Freude zuweilen aufleuchtendes Gesicht fest darauf, während die schwarzen Haarsträhne schwer vom Haupt niederfielen. So saßen wir zusammen, unbekümmert um Zeit und Stunde, bis Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh endlich aufzubrechen wünschte, da er am andern Tage früh abreisen mußte. Seinem Wunsche entsprechend begab ich mich denn mit ihm auf den Weg nach meiner Wohnung, nachdem er von den anderwärts verbleibenden Freunden Abschied genommen und Freiligrath noch besonders das Versprechen gegeben hatte, wo möglich zur Taufe auf einige Tage zurückzukehren. Wenige Schritte von der Lenz-Erholung fiel mir ein, daß ich etwas vergessen hätte. Ich bat den Häuptling, unter einer Gaslaterne einige Augenblicke zu warten und kehrte gleich darauf zurück. Doch ich fand den Tschippawäer

nicht mehr vor und eilte in Hast abermals zurück, um mit Freiligrath nach ihm auszusehen. Trotz alles Suchens konnten wir den Verlorenen in der Masse der benachbarten Gäßchen und Gänge nicht wiederfinden, und der Weg nach meinem Hause war über eine Viertelstunde entfernt. Was war zu thun? Wir gaben den Wachtmännern Anweisungen und überließen den Häuptling seiner Klugheit und Kraft. Freiligrath begleitete mich nach Hause und machte mir nicht mit Unrecht Vorwürfe, daß ich den Waldfremden, wenn auch nur auf Minuten, verlassen hätte. In meiner Wohnung angekommen — fanden wir den Häuptling im Bette. Wir mußten staunen über diesen scharfen Ortssinn, denn in Cöln findet man sich bekanntlich so leicht nicht zurecht und vorzüglich nicht in der Nacht. So schloß denn das Zusammenseyn mit dem Tschippawäer durch ein Abenteuer; am folgenden Morgen früh reis'te er ab, des indianerfreundlichen Dichters Werke unter dem Arme.

Ich beschließe diesen Bericht mit einigen Notizen über Kah-Ge-Ga-Gah-Bowhs gesellschaftliche Stellung. Der Häuptling, der gegenwärtig dreißig Jahre alt ist, hat die ersten sechszehn Jahre seines Lebens ausschließlich in den Wäldern zugebracht, in jener gebirgigen Gegend um den Superior-See herum, die sich südlich bis zu den Ebenen von Illinois oder Wisconsin ausdehnt und westlich an das Gebiet der Sioux stößt, die mit den Ojibways stets in blutiger Fehde lebten. Darnach ist die alles überziehende Civilisation auch an ihn herangekommen; er empfing die Taufe und zu seinem indianischen Namen, welcher Stehfest bedeutet, noch einen englischen: George Copway. Später kam er in verschiedene große Städte und Handelsplätze und wurde hier nicht allein vollständig civilisirt, sondern erwarb sich auch einen ziemlich bedeutenden Grad von Bildung, den schon sein Auftreten in Frankfurt bekundet. Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh ist unter Anderm auch Dichter geworden und hat den Sieg der Ojibways über die Sioux in einer Art von Epos schlicht, aber ansprechend besungen. Das hübsch ausgestattete Büchlein trägt den Titel: „The Ojibway Conquest, et tale of the Nordwest. By Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh or G. Copway, Chief of the Ojibway-Nation". Unterzeichneter beabsichtigt eine Uebersetzung davon nächstens herauszugeben. Ferner hat Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh das neue Testament für seine Stammgenossen in der Sprache der Ojibways übertragen, die er sammt den übrigen Indianerresten durch Concentrirung und durch das Christenthum, dessen Moral er vorzüglich hervorhebt, sowie durch die daraus entspringende Civilisation vor dem gänzlichen Untergang bewahren zu können glaubt. Der Häuptling hegt in dieser Hinsicht interessante Pläne, die dem nordamerikanischen Bundescongreß vorgelegt werden sollen und von denen er erwarten darf, daß sie nicht allein in Amerika, sondern namentlich auch bei den Briten Unterstützung finden werden. Er bereis't jetzt zu diesem Ende England, Schottland und Irland und will dann wieder in seine Heimath hinüberschiffen, wo er abwechselnd lebt in den Städten und bei den Leuten seines Stammes. Zuvor aber wird Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh, wie bemerkt, wahrscheinlich in nächster Zeit noch einmal nach Düsseldorf zurückkehren, um sein Pathenkind über die Taufe zu halten und dann noch einige Tage bei dem Dichter zu verweilen, mit dem er dereinst am Ohio oder Mississippi leicht wieder zusammentreffen könnte.

Cöln, im September 1850. August Cloos.

Reichthum und Fashion.

Ein amerikanisches Genrebild.

Die Lawrence-Ehescheidungssache.

Hr. Lawrence, ein Sohn des reichen und bekannten Abbott Lawrence in Boston, heirathete vor etwa zwei Jahren die schöne Miß Ward, Tochter des reichen Hrn. Ward in Louisville. Ihre Honigzeit verfloß jedoch sehr rasch und bald erschienen skandalöse Bekenntnisse über das Familienleben des jungen Paares in den öffentlichen Blättern, die neulich mit einer gerichtlichen Ehescheidung endeten.

Die junge Mad. Lawrence reis'te letzten August mit ihrem Vater von Boston nach Louisville. Ihr Gatte konnte damals Boston nicht verlassen. Es wurde versprochen, daß sie im October zurückkommen sollte. Hr. Ward wollte sie wiederbringen; er erklärte jedoch in einem späteren Briefe, daß seine Zusage nicht erfüllt werden könne. Hr. Lawrence, dessen Vater als Ver.-St.-Gesandter nach London ging, sah sich durch Geschäfte an Boston gefesselt. Im September sprach er in einem Briefe seine Unzufriedenheit über die Abwesenheit seiner Frau aus und bemerkte, daß dieß zu einer Trennung zwischen ihm und ihr führen würde. Darauf antwortete Hr. Ward: „Sey dem so," und hiermit schloß sich auf Ersuchen des Hrn. Ward alle weitere Correspondenz.

Im November schrieb Mad. Lawrence an ihren Gatten: „Ich bin eben so fest in meinem Entschlusse, den Winter nicht in Boston zuzubringen, als Du es bist, nicht nach Louisville zu kommen. Ich muß Dich bitten, nicht mehr zu schreiben, daß ich kommen soll, selbst wenn meine Gesundheit vollkommen gut wäre."

Damit hörten die schriftlichen Zärtlichkeiten wieder auf. Hr. Lawrence hat öffentlich erklärt, daß er seiner Frau Geld zu geben pflegte, ihre Rechnungen, Kostgelder u. s. w. bezahlte, und zwar mit Vergnügen bezahlte. Hr. Ward hatte bei der Verheirathung seiner Tochter den Willen ausgesprochen, für alle persönlichen Ausgaben seiner Tochter zu sorgen, demungeachtet versah sie ihr Gatte oft und gern mit den nöthigen Fonds.

Mad. Lawrence wurde bei ihrem ersten Eintreffen in Boston von der Lawrence-Familie herzlich empfangen und in einem spätern Briefe aus Louisville schilderte sie rühmend ihre neue Heimath und die Bemühungen, welche man sich zu ihrem Glücke gebe. Aber ihre Briefe von Boston nach Louisville hauchten den Gedanken ein, daß ihr Elend unbeschreiblich groß sey. Darauf entgegnete Hr. Lawrence, daß er sich einigen ihrer eigensinnigen Thorheiten widersetzte, obgleich er ihr jeden vernünftigen Wunsch erfüllte. Sie pflegte sich stark zu schminken, was in Boston nicht gestattet wird, und Hr. Lawrence verbot es ihr. Dieß scheint der Hauptgrund des Elends seiner Frau gewesen zu seyn. Sie schrieb deßhalb Briefe an ihre Mutter, welche antwortete: „Gib Dir den Schein, als folgtest Du, thu' aber, was Dir gefällt. Du siehst ohne Schminke besser aus, als mit ihr; wenn Du jedoch anders denkst, dann thue, was Dich glücklich macht," u. s. w.

Das Schminken wurde nicht aufgegeben, ungeachtet es Mad. Lawrence oft versprach. Einmal schrieb sie an ihren Schwiegervater Abbott Lawrence: „Empfangen Sie, theurer Vater, meinen feierlichen Schwur, der am heutigen Tage oben verzeichnet wird, daß ich mich den Wünschen meines Gatten fügen will. Ihre Tochter Sallie."

Am 19. Mai erschien Mad. Lawrence geschminkt bei einem Diner, das Hr. Lawrence dem Hrn. C. Rives gab.

Die Rückkehr der jungen Frau nach Louisville, ihre Weigerung zurückzukommen, unter dem Vorwande schwächlicher Gesundheit, und ihre Weigerung, ihrer Gesundheit wegen mit dem Gatten nach Westindien oder Rio zu gehen, die Feindseligkeit ihrer Mutter, der Mad. Ward, gegen ihre Schwiegermutter, die Mad. Lawrence, und eine Menge anderer Familiengeheimnisse sind in öffentlichen Blättern mehr als zur Genüge für und wider besprochen worden, um den demüthigenden Scandal zu completiren.

Ein treueres Bild eines eigensinnigen, durch elterliche Affenliebe verzärtelten, gegen alle reineren Familienfreuden kalten, von ihren eigenen Reizen bethörten und für schales, fashionables Putzleben ausschließlich eingenommenen Geschöpfes könnte keine Phantasie ersinnen, als diese Miß Ward liefert.

Mannichfaltigkeiten.

In Böhmen haben die katholischen Priester ihren Kirchkindern befohlen, bei Taufen keine Protestanten zu Gevattern zu bitten. Man weist sie sogar zurück, wenn sie schon am Taufstein stehen.

Literatur.

Disteln für Schilda's Bürger. Ein Gedicht in 5 Abtheilungen. Fulda, 1850. In Commission bei Th. Henkel in Fulda.

Wohl bedarf unser, durch die bittere Enttäuschung über des theuren Vaterlandes nächste Zukunft umdüstertes Gemüth der Hebung und des Trostes, den allein das goldne Saitenspiel der Poesie anzuschlagen vermag. Hinweggespült mit einem Male sind die Knospen und Blüthen harmloser Lyrik, mit denen sonst beim Nahen eines jeden neuen Lenzes die Bücherwelt wie durch einen warmen Frühlingsregen fast überflutet wurde. Der rauhe Sturm der trüben Zeit hat sie alle zerbrochen diese unschuldigen Reimereien, die Erzeugnisse langer thatenloser Friedenszeiten. Jetzt hat der wahre Dichter für die Gegenwart nur Dornen und Disteln. Mit Freude begrüße ich in diesen Disteln die in Form und Inhalt höchst gelungenen lebensvollen Ergüsse eines jugendlich frischen poetischen Talents, welches hier mit keckem Sprunge und mit Glück sich zum ersten Male mitten hinein in die Oeffentlichkeit stürzt. Dem Spießbürgerthum, welches die Hauptschuld trägt, daß die Hoffnungen, wozu das Vorparlament berechtigte, nicht in Erfüllung gegangen, gelten die gewichtigsten Schläge und Züchtigungen des Dichters. Den Pfahlbürgern hält er unter der Maske heitern übersprudelnden Humors den Spiegel einer Wahrheit vor, die tiefen sittlichen Ernst birgt. Zunächst richtet der Dichter seine Angriffe zwar nur wider das Philisterthum in seiner Vaterstadt Fulda in Kurhessen, allein wir begegnen überall ganz ähnlichen Zuständen und Erscheinungen. Es werden daher diese poetischen Schilderungen das lebhafte Interesse eines größeren Leserkreises und einer weiteren Verbreitung in Anspruch nehmen dürfen. Schließen wie mit dem Wunsche, daß diese erste Leistung des Dichters nicht seine letzte bleiben möge einem Wunsch, in den jeder wohlwollende und nicht persönlich verletzte Leser des Gedichtes gern und aufrichtig einstimmen wird!

Fulda, im August.

Korrespondenz.

Mainz, 11. September.

Unser seit dem Frühjahre geschlossenes Theater ist am 1. d. unter der Direktion des Hrn. Greiner wieder eröffnet worden, und haben uns die seither gegebenen Vorstellungen die Ueberzeugung verschafft, daß der neue Direktor die von ihm gehegten Erwartungen noch übertreffen hat, indem er uns ein Personal vorführte, wie wir es im Ensemble in langen Jahren nicht gehabt haben. Das Schauspiel ist gut und zahlreich besetzt, und sind es unter den Damen namentlich Fräul. Buchenau, erste Liebhaberinnen, und Frau Ernst, Anstandsdamen; unter dem männlichen Personale die Herren Wenzel, erste Helden und Liebhaber; Wallifer, Väter- und Charakterrollen; Schrader, Komiker, und Bonke, Intriguants, welche sich bereits bei den Theaterfreunden accreditirt haben. Das Vaudeville, welches so viel zur Erheiterung in den langen Winterabenden beiträgt, und welches früherhin gänzlich vernachlässigt war, ist durch die Herren Kellmann, Baßbuffo; Barth, Spieltenor und Schrader vortrefflich besetzt; Frau Bonke ist als Soubrette allerliebst. In der Oper sind es zunächst die Damen Eisrich-Leonof und Limbach, und der erste Tenor, Hr. Rademacher, welche sich bereits der vollen Gunst unseres Theaterpublikums erfreuen. Frau Eisrich-Leonoff, unsere Prima-Donna, verbindet mit einem höchst vortheilhaften Aeußern eine schöne klangvolle Stimme, brillante Colleratur, gute Schule und ein gewandtes Spiel, und hat, als Norma wie als Elvira in der Stummen, das Publikum zu großem Beifalle hingerissen. Fräul. Limbach ist für das Fach der jugendlichen Sängerinnen und ersten Soubretten wie geschaffen und hat gleich bei ihrem ersten Auftreten als Marie in der Regimentstochter förmlich Furore gemacht; sie wurde zwei Mal gerufen und am Schlusse der Oper, eine hier höchst seltene Auszeichnung, mit einem Blumenregen begrüßt. Hr. Rademacher hat als Masaniello mit vielem Glücke debutirt und namentlich das Schlummerlied vortrefflich vorgetragen; er besitzt eine kräftige, sehr umfangreiche Tenorstimme, gute Methode, und verbindet damit ein sehr gewandtes Spiel, eine Eigenschaft, welche den meisten Tenoristen abgeht. Das Orchester, unter der Direktion des tüchtigen Kapellmeisters Hrn. Fischer, hat seinen unter Essee's und Fischer's Leitung erlangten Ruf neuerdings bewährt. Auch die Chöre, in den verflossenen Jahren ziemlich vernachläßigt, gehen gut und präcis, und das Arrangement zeugt von der Tüchtigkeit und Einsicht der Regie. Unter solchen Umständen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unser Publikum, welches so vielen Sinn für Kunst besitzt, den Winter über das Theater fleißig besuchen und hierdurch die Direktion in den Stand setzen wird, auf dem betretenen Wege fortzufahren.

Kunstnotizen.

(Frankfurt a. M.) Auf das am 18. d. M. stattfindende Benefiz für Hrn. H. Schneider glauben wir die Theaterfreunde um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als wir dem Talente und dem Fleiß dieses geschätzten Bühnenmitgliedes schon so manchen schönen und erheiternden Kunstgenuß verdanken. Indem wir auf das Programm der genannten Vorstellung verweisen, haben wir noch zu bemerken, daß ein von dem Benefizianten verfaßtes 1aktiges Lustspiel: „Schwester und Braut", in welchem die Herren Meck, Meinhold und Schneider, sowie die Damen Hoffmann und Quint beschäftigt seyn werden, zur ersten Aufführung gelangen wird.

Wir sind ersucht, die demnächstige Ankunft der Harfenvirtuosin Fräul. Leonie Peters, welche hier ein Konzert zu veranstalten beabsichtigt, zur Anzeige zu bringen. Einem Berichte der „Neuen Münchner Zeitung" bei Veranlassung eines von Fräul. Peters im königlichen Odeon gegebenen Konzerte entnehmen wir Folgendes: Fräul. L. Peters hat uns überzeugt, daß sie vollkommen Meisterin ihres Instrumentes ist und mit ausgezeichneter Technik Geschmack und Innigkeit des Vortrags verbindet.

Verein für deutsche Reinsprache.

Versammlung zur Prüfung der Satzungen Mittwoch, den 18. d., Abends 7 Uhr, Sandgasse 26. 1. Stock.

Der zeitige Ausschuß:
J. M. Jost, Dr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Sept. Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 3 Abth., Musik von J. Benedict.

Mittwoch, 18. Sept. Benefiz für Hrn. Schneider, unter gefälliger Mitwirkung der Mad. Julienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris. 1) Jubelouverture von Weber. 2) Schwester und Braut, Lustspiel. 3) Scene aus Norma. 4) Holländischer Nationaltanz, ausgeführt von Hrn. und Frau Meersmanns. 5) Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 223. Mittwoch, den 18. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre später begeben wir uns in die ärmliche Wohnung des Schreinermeisters Klotz. Dort werden Anstalten zu einer Kindtaufe getroffen und der Nachbarin, unserer wackeren Frau Pfeffermüller, wird die Ehre zu Theil, derselben als Pathin beizuwohnen.

„Da bin ich, liebe Frau", sagte der wackere Schreiner, den Angstschweiß sich von der Stirne wischend. „Ich bin überall herumgelaufen und bringe nicht so viel Geld zusammen, um unsere ärmliche Kindtaufe zu bestreiten."

„So schlecht ist es mir in meinem Leben nicht ergangen, und gerade heute hätte ich gar zu gerne, unserer Frau Pathin zu Ehren, etwas Ordentliches gehabt. Wäre die Frau Pfeffermüller nicht Pathin, so ginge ich zu ihr, die borgte mir mit Vergnügen Alles, ja noch Geld dazu. Aber wie kann ich dieß? Das sähe ja eben so aus, als wenn ich es in Folge der Gevatterschaft erbetteln wollte. Ich weiß keinen Rath! Doch, da fällt mir ein, Du gehst doch in den ersten vierzehn Tagen nicht aus, wie wäre es, wenn ich Deinen Mantel und Dein Sonntagskleid versetzte?"

„Still! ruft da nicht Jemand im Hause?"

„Meister Klotz, Meister Klotz! seyd so gut und helft mir, meinen Korb vom Kopfe nehmen!" rief ein Dienstmädchen vor des Meisters Stube, welche zugleich als Werkstättte benutzt ward.

„Juchhe, Frau! jetzt sind wir oben drauf! Die Frau Pathin schickt uns hier eine schwere Tracht Kostbarkeiten. Das ist ja ein wahres Manna vom Himmel! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich dieß Alles wieder gut machen soll!" jubelte der Arme immer fort und trug die Last, mit Hülfe des Mädchens, vor der Wöchnerin Bette.

„Liebe Frau, das war ein herrlicher Gedanke von Dir, die Frau Pfeffermüller als Pathin zu bitten. Sieh' einmal hier, dieß Alles ist Dein Werk: eine Braunschweiger Wurst, wie mein Arm, — ach, was sag' ich, wie das Ofenrohr da, so dick und lang! O, und der schöne Schweizerkäse, was der für kostbare Thränen in den großen Augen hat! Der Mund wässert mir ordentlich, wenn ich ihn ansehe. Auch Mandeln, Rosinen, Kuchen, Butter, Kaffee, Zucker und noch sechs Flaschen Wein dazu!"

„Jetzt schnell die Stube gefegt! Wollt Ihr liegen lassen, Ihr Freßbälge! — Hat mir der Junge schon ein Loch in den prachtvollen Kuchen gebohrt. Marsch, Jungens, lustig angepackt, das Werkzeug schön aufgeräumt. Rasch, rasch, und macht mir nicht zu viel Staub!"

„Welch ein glücklicher Einfall von dieser guten Frau! die zeigt Herz und Gefühl und weiß, wie es dem Armen zu Muth ist, wenn er nichts hat. Auch schämt sie sich nicht, zu gestehen, daß sie früher selbst ein armes verlassenes Dienstmädchen war und von ihrem Lohn viele Jahre ihre alte Mutter ernähren mußte. Aber wie hat die Frau sich in den letzten Jahren auch gemacht! welch eine gewandte Geschäftsfrau ist sie geworden — eine wahre Goldmine für den Alten — und doch scheint es, daß, je weniger man bei ihr kaufe, je freundlicher sie sey. Einem Kinde, welches für zwei Pfennige kauft, steckt sie eben so freundlich eine Rosine in den Mund, als wenn ein anderes einen Thaler auf die Theke legt, ja fast noch mehr. Nun, Gott segne es ihr, sie verdient es!"

„Ach!" seufzte Frau Klotz, „hätten wir doch besseres und weißeres Tischzeug, dann würde das Alles noch einmal so appetitlich aussehen."

„Weißt Du was, Frau? Ich gehe hinüber zur Frau Trödelmaier, und wenn ich der von unseren Delikatessen erzähle und sie zu unserer Kindtaufe einlade, so kann ich Alles bekommen, was wir brauchen. Die kauft, leiht auf Pfänder und hat ihr Haus voll von solchem Zeuge."

Nachmittags vier Uhr desselben Tages prangte in der gesäuberten Stube des armen Handwerkers eine Tafel, so fein gedeckt und besetzt, daß der eleganteste Salon sich deren nicht zu schämen brauchte.

Ein feines, glänzendes Damast-Tischtuch nebst den dazu gehörigen Servietten; Teller vom feinsten weißen Porzellan mit Goldrand; silberne Messer, Kristallschalen, vergoldete Tassen und geschliffene Gläser, dazu noch der aromatisch duftende ächte Java-Kaffee, der eben eingeschenkt wurde: man hätte glauben können, eine kleine launige Fee habe sich mit dem armen Meister Klotz einen Scherz gemacht.

Oben an der Tafel saßen die beiden Zauberinnen dieser Herrlichkeiten: die Frau Pathin Pfeffermüller in schwarzem, schweren Seidenkleide und kostbarer Haube, neben ihr Frau Trödelmaier in traulichem Gespräche. Die übrige Tischgesellschaft bestand aus einigen Anverwandten und Nachbarn.

„Aber, Frau Maier, bei welcher Gelegenheit habt Ihr doch das prachtvolle Tischzeug gekauft? Das ist ja so fein und glänzend wie Atlas, und in der Mitte ein adeliges Wappen eingewirkt! Gewiß aus vornehmem Hause?" fragte neugierig ihre Tischnachbarin.

„Ja, leider! das Wappen und in den Ecken der Namenszug mit der Freiherrnkrone darüber, sind eben Schuld, daß ich es nicht verkaufen kann. Enthielte es sonst ein beliebiges Muster, so hätte ich hundert Liebhaber dafür. Ich habe es auf der Versteigerung beim Baron von Holberg erstanden. Hätte ich damals viel Geld gehabt, dann wäre etwas zu verdienen gewesen. Es ging Alles um einen Spottpreis fort. Gewöhnlich werden die Sachen in den vornehmen Häusern so hinaufgetrieben, daß für

unser Eins gar nichts zu machen ist; dorthin aber kam fast Niemand, der etwas kaufen wollte."

„Ach Gott!" seufzte die Spezereihändlerin, „wie hat dieses Haus geendet! Erstens soll die Tochter sich ins Wasser gestürzt haben; späterhin wurde der Baron jeden Augenblick wegen Schulden eingeklagt; bei der Ermordung des Herrn van der Meren sogar als dessen Mörder verhaftet! Und während er länger als ein Jahr in Untersuchungshaft saß, ging seine Frau mit dem Windbeutel von Null durch; endlich wurde der letzte Rest seiner Habe um ein Spottgeld in alle vier Winde zerstreut und seine Gläubiger nicht einmal um die Hälfte befriedigt."

„Klare Beweise hat man zwar nicht, und dennoch bleibt er in der Meinung der Welt auf immer der Mörder. Freilich: das blutbefleckte Taschentuch des Barons, welches man in van der Meren's Zimmer fand, sowie die geraubten Wechsel und Schuldscheine, die sich nicht mehr vorfanden, obgleich der Oberst noch mit 20,000 Thalern in des Ermordeten Schuldbuche stand: das Alles sind große Verdachtgründe."

„Und wie sieht der Mann jetzt aus! Man sollte glauben, er sey einen Kopf kleiner geworden, so gebeugt schleicht er in seinem alten fadenscheinigen Rock und abgegriffenen Hut umher!"

„Wovon mag er eigentlich leben? — Er ist doch zu stolz zum Betteln!" bemerkte Frau Maier.

„Theilweise könnte mein Buch Euch dieß beweisen!" erwiederte ihre Tischnachbarin, mitleidig die Achsel zuckend. „Ich schreibe es nur deßhalb hinein, weil der stolze Mann es als Geschenk nicht annehmen würde."

„Na!" sagte der glückliche Meister Klotz, als die Gäste am späten Abend sich entfernt hatten, und rieb sich vergnügt die Hände, „wer hätte diesen Morgen geahnt, daß wir heute Abend eine so prachtvolle Kindtaufe halten würden? Ich dachte zwar einige Male, die Frau Gevatterin schicke etwas; doch so hatte ich es gar nicht erwartet!"

XI.

Nach mehreren Jahren wenden wir uns zu einem sehr besuchten Badeorte Deutschlands.

Es war gegen Ende Mai 183* an einem schönen, heitern Sonntagmorgen, als ein fremder Kurgast, Herr von Romburg, um sechs Uhr seine, in dieser Jahreszeit gewöhnliche, Promenade antreten wollte. Nachdem er seine einfache Toilette, bestehend in Nanking-Beinkleidern, einem leichten staubfarbenen Ueberzieher und breitrandigem Strohhute, beendigt, steckte er eine kleine Broschüre zu sich, welche die Beschreibung des Kurorts, seiner nahen Umgebungen, nebst einer breiten Abhandlung über die Heilkräfte der dortigen Quellen enthielt. Dann nahm er ein leichtes Stöckchen zur Hand und schlenderte ganz gleichgültig hinaus auf die Straße, durchwanderte die Industrie-Hallen, schaute gedankenlos bald rechts, bald links, und bemerkte kaum die freundlichen Blicke der geschäftigen Ladenmädchen, welche schon im Begriff waren, ihre Tausende von unnützen Nützlichkeiten auf zierliche, lockende Weise auszustellen und in dem vorübergehenden stattlichen fremden Herrn, der erst Tags zuvor angelangt war und, nach ihrer Meinung, nichts Geringeres seyn konnte, als ein frisch eingetroffener englischer Lord, einen neuen, guten Kunden vermutheten.

Auf der Promenade vor dem Kurhause bietet sich unserm Auge eine wundervolle Aussicht dar:

Wir erblicken zuerst, in einer Einfassung der feinsten tropischen Gewächse, ein großes Marmorbassin, in dessen Mitte Neptun mit seinem Dreizack nachläßig auf einer Muschel ruht und wohlgefällig dem lustig neckenden Spiele der kleinen Delphine zuschaut, die in verschiedenen Gruppen das krystallhelle Wasser in die Luft blasen. Doch darf man nur leise an eine, auf der Seite des Bassins angebrachte, geheime Feder drücken, so stellen die Delphine ihre Spiele ein und der schalkhafte Pan läßt, in einer nahen künstlich angelegten Felsengrotte zwischen Flieder und Geisblatt versteckt, auf seiner Flöte die sanfte Melodie eines sehnsüchtigen Schäferliedes uns vernehmen. Dadurch werden die Zuhörer herangezogen, und nun bläst der Schalk plötzlich einen dreißig Fuß hohen Wasserstrahl in die Luft und Jeder, der nicht bis auf die Haut durchnäßt seyn will, muß Reißaus nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte vom Berge, Oper von Benedict.

Von der Ansicht ausgehend, daß der Erfolg eines neuen Tonwerks nicht immer von dem eigentlichen und inneren Kunstwerthe desselben, sondern gar häufig von äußerlichen Zufälligkeiten, von Ausstattung und Aufführung, von dem unsichern Geschmacke des großen Publikums bestimmt wird, haben wir Benedicts obengenannte Oper erst wiederholt anhören und uns dadurch in den Stand setzen wollen, ein gehörig begründetes Urtheil darüber zu gewinnen. Wie wenig verläßig der sogenannte Bühnenerfolg ist, geht schon genügend aus dem Umstande hervor, daß ein neues Tonwerk auf der einen Bühne glänzende Resultate erzielt, während es auf der andern das Publikum ganz gleichgültig läßt. Dieß ist auch beim Alten vom Berge der Fall gewesen, welcher in Stuttgart und Braunschweig sehr günstige Aufnahme gefunden und in Hamburg und Breslau, besonders in letzterer Stadt, zu einer mit dem Propheten rivalisirenden Zugoper geworden ist. Nach solchen Vorgängen und bei der genugsam bekannten gegenwärtigen Armuth an neuen Opern können wir der hiesigen Theaterdirektion keinen Vorwurf daraus machen, daß sie Zeit und Kosten auf die schwierige Einstudirung eines Werkes verwendet hat, dem es wohl nicht bestimmt seyn dürfte, sich auf dem Repertoire unserer Oper zu erhalten. Obwohl die Ausstattung nichts zu wünschen übrig ließ und die Mitwirkenden ihre besten Kräfte aufboten, so wollte doch die Oper hier nur wenig ansprechen und hat nicht mehr erzielt, als den succès d'estime, den man einem in der musikalischen Welt so rühmlich bekannten Manne, wie Benedict, nicht vorenthalten durfte. Unser Votum über das neue Tonwerk und das demselben zu Grund liegende Libretto wäre nun folgendes:

Die Haupterfordernisse einer Oper, wenn sie den Kenner befriedigen und zugleich das größere Publikum anziehen sollte, waren von jeher die nämlichen, und behauptet man, die Anforderungen seyen gestiegen, so ist das eine irrige Meinung, wenigstens in Bezug auf das Tonwerk. Früher, wie jetzt, forderte man vor Allem Originalität der Melodie, und eben nach dieser beurtheilte man die Produktionskraft der Componisten und nahm ihre Werke mit mehr oder weniger Beifall auf. Nichtsdestoweniger erhoben sich aber auch Componisten und fanden Anerkennung, obwohl sie fühlbar an dieser Originalität Mangel litten, indem sie durch künstlich unterlegte Harmonien und neu veränderten Rhythmus alte Melodien einerseits so veränderten, daß jene als neu aufgenommen wurden, und indem sie anderseits durch die eben angedeuteten Mittel die Armuth an eigner Erfindungsgabe schöner Melodien geschickt zu verdecken wußten. Es waren dieß Tonsetzer, die mehr mit dem Verstande combinirten, als mit Genialität und aus Inspiration componirten oder durch das Medium des Tones dichteten. Auch sie leisteten öfters, wenn auch nicht Vollendetes, doch Gutes und in seiner Weise oft sehr Beachtungswerthes. Fühlte man auch hin und wieder die schwere Geburt ihrer Erzeugnisse, so befriedigte doch die Art und Weise, womit sie uns das gute Alte im erneuerten Gewande vorführten und den Mangel an eigener Originalität minder fühlbar zu

machen verstanden. Dieß auf den Alten vom Berge anwendend, finden wir in demselben nur wenig Ursprünglichkeit der Produktion, hinsichtlich des melodiösen Elementes. Auch bedient sich der Componist nur selten derjenigen Mittel, welche die Kunst dem erfahrenen Musiker in harmonischer Hinsicht so reichlich darbietet. Den Reiz der Instrumentirung hat Benedict zwar mitunter trefflich und sehr erfolgreich benutzt; doch muß dagegen wieder bemerkt werden, daß trotz aller aufgewendeten Mittel nicht selten in der Instrumentirung eine Leere bemerkbar wird, die wohl dadurch entsteht, daß der Componist die Instrumente nicht immer nach ihrem natürlichen Charakter verwendet und diesen dadurch häufig große Schwierigkeiten bereitet, ohne dadurch sonderliche Effekte zu erzielen.

Eine fernere Ausstellung glauben wir darin begründet, daß dem besagten Tonwerk die Einheit und Consequenz einer bestimmten Schule mangelt. Es werden hier alle Schulen vertreten: die italienische, französische und deutsche. Obgleich nun jede derselben ihre anerkannten Vorzüge besitzt und dem Componisten Benedict Gelegenheit gibt, diese geltend zu machen, so mögen wir sie doch nicht in einem Werke bunt durcheinander gemischt finden, wie es hier der Fall ist.

Dem Verfasser des Libretto ist der Componist des Alten vom Berge wahrlich nicht zu Dank verpflichtet; denn der Dichter, wenn wir ihn so nennen dürfen, bot dem Tonsetzer, abgesehen von der inconsequenten Handlung des Textes, nicht einmal die musikalische und unerläßliche Form der Oper. Ueberall ist Abgerissenheit, nirgends gehöriger Zusammenhang, Fortschritt und Steigerung der Handlung. Eben so finden wir nur Fragmente von Arien und Duetten; alle Sänger stehen auf der Scene und doch kommt kein ordentliches Ensemblestück zu Stande. Die Finales sind meistens allgemeiner Chor. Im vierten Akte erscheint ein ausgezeichnet schönes Quintett, ein gediegenes Musikstück, welches den Hörer eben so wohlthuend anregt, als es zugleich den Kenner anspricht. Schade, daß die Oper solcher Nummern nur wenige besitzt! Der Dichter hat Dasjenige, was gewöhnlich Handlung genannt wird, so überhäuft, daß nicht nur die nöthigen Ruhepunkte fast gänzlich fehlen, sondern mit ihnen auch die lyrischen Momente und die eigentlich dramatischen Situationen. Hätte Benedict einen dankbareren Text vor sich gehabt, so würde er jedenfalls mehr inspirirt worden seyn und hätte sein Talent besser verwenden können. So manche schöne Einzelheit, so manche anziehende harmonische Verflechtung, so manche glückliche Instrumentation sich in Benedicts Oper vorfindet, so können doch diese Einzelheiten keinen genügend befriedigenden Totaleindruck hervorbringen.

Die Aufführung des Alten vom Berge ist, wie wir bereits oben angedeutet haben, in musikalischer Hinsicht befriedigend zu nennen, was um so mehr Anerkennung verdient, als der Componist jedem einzelnen Instrumente, wie den Singstimmen und dem Ensemble vielfache Schwierigkeiten zugetheilt hat. Außerdem ist die Oper mit Geschmack und Umsicht in Scene gesetzt und Kostüme und Dekorationen sind theilweise neu und zeigen, daß es der Direktion nicht an gutem Willen gefehlt hat, das Werk so viel als möglich zu heben. **M.**

Mannichfaltigkeiten.

Dalmatien besaß zu Anfang des gegenwärtigen Jahres eine Handelsflotte von 1418 Schiffen mit einer Gesammttragfähigkeit von 18,439 Tonnen und mit einer Bemannung von 4798 Matrosen; außerdem bestanden noch 671 Fischerbarken von zusammen 1790 Tonnen und 3811 numerirte Barken von 7253 Tonnen. Wird die Bemannung der beiden letztgedachten Kategorien annäherungsweise zu 8000 Personen angenommen, so ergibt sich bei einer Gesammtbevölkerung dieses Kronlandes von 411,000 Seelen, die außerordentliche Anzahl von beinahe 12,000 Personen, die beinahe ausschließlich bei der Schifffahrt ihre Beschäftigung finden.

Der berüchtigte Räuber Rozsa Sandor im Oesterreichischen scheint seinem Schicksale entgegenzugehen; man ist ihm bereits auf der Spur. Man erzählt sich von ihm folgenden Schwank, der erst jüngsthin vorgefallen seyn soll. Rozsa traf auf einem seiner Streifzüge mit einem Franziskaner zusammen und kehrte mit ihm auf der Pußta ein. Während sie (ohne daß der fromme Mönch wußte, mit wem er es zu thun habe) traulich beim Rothen saßen, kam der Wirth (wahrscheinlich einverstanden mit Rozsa) blassen Antlitzes ins Zimmer und erzählte, daß von drei Seiten her Militär und Gensd'armen auf das Haus zukämen. Rozsa, schnell entschlossen, wendet sich an den Pater und spricht: „Eure Kutte, baratom!" Der Franziskaner staunt und staunt noch mehr, als er hörte, daß das heilige Gewand die Blößen eines Banditen decken solle, der seinen Verfolgern zu entwischen hoffe. Kaum hat der Pater das Gewand abgelegt, als er vom Wirth in einen Keller geführt, ihm ein Knecht beigegeben wird, der den Auftrag hat, den Klosterbruder niederzustechen, sobald er einen Laut von sich gebe. Kaum war Jeder in Sicherheit, als das Militär anmarschirt kam. Hausdurchsuchungen, kein Resultat! Der fromme Pater las in seinem Brevier und bat die bewaffneten Männer, als er hörte, um wessen Habhaftwerdung es sich handle, um ihren Schutz und Geleit ins Kloster; das thaten sie dann auch, und bald darauf fand man Kutte und Brevier nebst einem Danke Rozsa's und der Bitte, für seine arme Seele zu beten, im Klostergarten. Der arme Pater kam mit vom Pußtawirthe erborgten Kleidern später zu seinen Confratres, jedoch soll die ganze Pußtagenossenschaft bereits in Banden liegen.

Ueber die Lage der ungarischen Emigration in der Türkei finden wir in einem magyarischen Blatte folgende Notizen: „Kossuths Kinder sind die Lieblinge der türkischen Beamten und bekommen von diesen fast jede Woche ein kleines Pferdchen zum Geschenk. Kossuth selbst wird mit Csibuk's, Nargile's, und anderen Pfeifen, seine Gattin mit Teppichen und werthvollen Stoffen förmlich überschwemmt. Uebrigens wird die gesammte Emigration mit vieler Aufmerksamkeit behandelt, und die Ueberwachung hat durchaus nichts Drückendes. Doch vermag sie dieß doch nicht für die Ungewißheit der Zukunft zu entschädigen, und sie möchten gerne den Zeitpunkt wissen, wo sie entlassen werden. Auch der Winter erfüllt die Emigration in Kleinasien mit ernstlicher Besorgniß; der Winter ist dort sehr streng, und durch die Ungangbarkeit der Wege jeder Verkehr nach Außen abgeschnitten. Kossuth spricht bereits geläufig türkisch und bedarf schon lange keines Dolmetschers mehr.

Nichts blasirt sich rascher als die Schaulust der Pariser; mit ihrem ewigen Geschrei nach Neuem ermüdet sie die Phantasie der genialsten Erfinder von Festanordnungen. Die Luftfahrten von Lepoitevin zu Pferde sollen noch überboten werden. Ein Gymnastiker, der kürzlich im Korbe des Ballons sitzend Lepoitevin auf seiner Luftfahrt begleitete, wird nächstens im Costüme des Merkurs, blos an einem zwischen den Schultern befestigten Seile hängend, in die Luft steigen.

Das fieberhafte Jagen nach schnellem, mühelosem Gewinne, diese moralische Krankheit unserer Zeit, wird vom Charlatanismus vielleicht nirgends so unverschämt ausgebeutet, als in Paris. Die zahllosen californischen Actiengesellschaften haben mit marktschreierischen Annoncen nicht nur alle Inseraträume der Journale förmlich in Pacht genommen, sondern überschwemmen täglich die Redaktionen mit bestellten oder selbst fabrizirten Berichten aus jenem Goldlande, aus deren Schilderungen man den Maßstab für die Leichtgläubigkeit der verblendeten Menge abnehmen kann. Die heutigen Journale bringen, da Goldlager und Goldklumpen schon verbraucht sind, nichts Geringeres, als die mit allen Nebenumständen aufgeputzte Entdeckung eines Goldsees. Die geographische Lage dieses Wunderbeckens ist genau bestimmt. Eine Vase voll dieses Goldwassers liefert zehn Unzen des kostbaren Metalls. Auf welche Weise wird nicht angegeben und wie sich Gold in einer Flüssigkeit halten kann, braucht man nicht zu begreifen, wenn man es nur glaubt und Actien zeichnet. Nur selten tritt die Presse gegen dieses Treiben auf: hie und da hört man aber den Wunsch äußern, die Regierung möge, da sie Lotterie und Hazardspiele verbietet, diesem grausamen Spiele, das nicht nur Geld, sondern auch Menschenleben als Einsatz fordert, Schranken setzen.

Lied aus Hessen.

Wohl eine Burg gegründet
Ward in der Hessen Gau'n,
Von der die goldnen Zinnen
Noch fest gen Himmel schau'n.
„Verfassung" ist geheißen
Die Burg im Hessenland —
Zu stürmen, sie zu brechen,
Ist unser Feind entbrannt!

Getrost auf deine Warte,
Volk, voll von Lieb' und Treu',
Schwing' deines Rechtes Fahne,
Schwing doch sie ohne Scheu —
Wie Holstein mit dem Schwerte
Dem dänischen Verrath,
So trotz' mit deinem Rechte
Dem inn'ren Feind im Staat!

September 1850. F. —

Ein landwirthschaftliches Schriftchen. (Eing.)

Die Kartoffelkrankheit, welche nun schon seit fünf Jahren so viele denkende Köpfe unter den Naturforschern und Landwirthen beschäftigt, zeigt sich auch in diesem Jahre wieder und zwar an manchen Orten in sehr bedenklichem Grade. Alle bis jetzt gegen dieselben getroffenen Vorkehrungen haben den gewünschten Erfolg nicht gehabt und nicht haben können, weil man wahrscheinlich die Sache selbst aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkte auffaßte. Diese Ansicht findet sich einleuchtend dargelegt in einem unlängst bei Riegel und Wießner zu Nürnberg unter dem Titel: „Ein praktisch durchführbares Kulturverfahren zur sicheren Verhütung der sogenannten Kartoffelkrankheit, von Louis Loell" erschienenen kleinen Schriftchen. Da der Verfasser eine in der That allgemein durchführbare Kulturmethode zur Verhütung der Kartoffelkrankheit vorschlägt und überzeugend begründet, so wäre dessen Schriftchen eine recht weite Verbreitung zu wünschen. In einer neuen, von den Herren Professor Moritz Bayer und Wilh. Protz unter dem Titel: „Der Landwirth der Gegenwart" ɛc. bei Adolph Büchting zu Nordhausen erschienenen landwirthschaftlichen Zeitschrift findet sich denn auch im ersten Hefte derselben ein zehn Seiten langer Auszug aus genanntem Schriftchen und am Schlusse desselben folgende Beurtheilung: „Schließlich fordert unser Verfasser die Landwirthe auf, seinem Beispiele zu folgen, etwaige Bedenken aber öffentlich auszusprechen und ihn zu widerlegen. Ref. glaubt aber ganz im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn er einen Auszug des Wesentlichen hier mittheilt, dabei aber dieses kleine, aber höchst gehaltreiche Werkchen, welches zur Lösung der allerwichtigsten Ackerbaufrage führen kann, — führen wird, mit voller Ueberzeugung empfiehlt, weil des Verfassers Ansichten aus richtigen physiologischen Prinzipien hervorgegangen sind." Nachdem Hr. Wilh. Protz noch eine vor 15 Jahren von ihm gemachte, die Ansichten des Hrn. Loell bestätigende, höchst interessante Beobachtung mitgetheilt, fährt derselbe fort: „Die Schrift des Hrn. Louis Loell hat einen sehr hohen Werth für die Land- und Volkswirthschaft, denn sie behandelt gleichsam eine Lebensfrage, die nie durch eine Angabe von Recepten, sondern nur durch umsichtige Beachtung der Naturgesetze gelöst werden kann." Möchte dieses Urtheil eines erfahrenen Praktikers und mit einem reichen Fond naturwissenschaftlicher Kenntnisse versehenen landwirthschaftlichen Schriftstellers recht viele Landwirthe veranlassen, sich mit dem im mehrerwähnten Schriftchen vorgeschlagenen Verfahren noch vor der diesjährigen Kartoffelernte bekannt zu machen, um dasselbe einer recht sorgfältigen, praktischen Prüfung unterwerfen zu können. H.

Frankfurt a. M.

Zwei ausgezeichnete Virtuosen, der Violinspieler Leonard und der Violoncellist Servais, befinden sich gegenwärtig in Homburg v. d. H. und werden in den nächsten Tagen hier eintreffen. Es dürfte wohl eben so sehr im Interesse der Theaterdirektion als in dem der Musikfreunde liegen, wenn von ersterer ein Konzert im Schauspielhause veranstaltet würde, in welchem die genannten Kunstnotabilitäten zu hören uns Gelegenheit geboten wäre.

Die optische Augenweide des Hrn. Hahnn aus Pesth, die sich während ihres Hierseyns eines immer wachsenden Zuspruchs zu erfreuen hatte, wird nur noch einen Tag in unserer Stadt verweilen, weßhalb wir alle Freunde des wahrhaft Sehenswerthen nochmals auf dieselbe aufmerksam machen. Von hier aus wird sich Hr. Hahnn nach der Pfalz und zunächst nach Dürkheim a. d. H. begeben, und es steht zu erwarten, daß seinem so Ausgezeichnetes bietenden Kabinette auch in jener Stadt die verdiente Anerkennung zu Theil werden wird.

Die Messe ist so ziemlich vorüber und der Zudrang von Fremden, der dieses Jahr sehr bedeutend war, nun stark im Abnehmen begriffen. An Sehenswürdigkeiten hat es, wie gewöhnlich, nicht gefehlt. Auch hatten wir Gelegenheit, wieder einmal das Musikcorps des so beliebten Heidelberger Stadt-Orchesters zu hören, dessen Leistungen wirklich sehr lobenswerth und groß anzuerkennen sind. Es soll uns freuen, dieselbe öfters in Frankfurt zu hören, wozu ihnen ja hier genug Gelegenheit geboten ist und sie alle Musikfreunde gern bereitwillig unterstützen werden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Sept. (Benefiz für Hrn. Schneider, unter gefälliger Mitwirkung der Mad. Jullienne, erste Sängerin der großen Oper zu Paris. 1) Jubelouverture von Weber. 2) Schwester und Braut, Lustspiel in 1 Akt von Heinrich Schneider. 3) Scene aus Norma. 4) Holländischer Nationaltanz, ausgeführt von Hrn. und Frau Meersmanns. 5) Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 19. Sept. (Gastdarstellung der Mad. Taccani-Tasca, erste Sängerin an der Scala in Mailand.) Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Amine: Mad. Taccani-Tasca.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 224. Donnerstag, den 19. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr von Romburg eine Weile dem lustigen Treiben der schönen Goldfische zugeschaut, welche neugierig bis an den Rand des Bassins schwammen, dann schnell wieder Kehrt machten und ihr Gold in der hellen Morgensonne glänzen lassend, die klare Fluth durchzogen, näherte sich ihm ein anständig gekleideter Mann, welcher, nach höflichem Gruße, ihn mit der geheimen Feder und deren Wirkungen bekannt machte, indem er darauf drückte und nun der hoch aufbrausende Wasserstrahl sich in Millionen funkelnder Diamanten in das Bassin niedersenkte. Dabei gewahrte man gegenüber auf dem grünen Rasenteppich einen buntfarbigen Regenbogen, welcher durch den Widerschein der Sonne hervorgebracht ward.

Als Herr von Romburg auch dieses Schauspiel genug bewundert hatte und, verbindlich dankend, an dem geschwätzigen und gefälligen Unbekannten vorübergehen wollte, räusperte sich dieser mit den Worten: „Entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie die Güte, mir zehn Groschen zu geben."

„Wofür?" fragte Jener verwundert.

„Hatte ich nicht das Vergnügen, Ihnen so eben zu zeigen.."

„Ah so! hier sind zehn Groschen", unterbrach Herr von Romburg den Fremden und ging spöttisch lachend weiter, indeß ein leichter Branntweinduft ihm die Nase streifte. Dann sagte er brummend zu sich selbst: „Eine solche dumme Prellerei wäre fähig, mir den ganzen schönen Sonntag zu verderben."

Dieses schien jedoch nicht der Fall zu seyn, denn bald nachher summte er eine seiner Lieblingsmelodien, während er mit seinem leichten Stöckchen den Grashalmen die Köpfe abschlug, und wer ihn genau kannte, der wußte, daß diese Art Beschäftigung ein Zeichen seiner besten Laune war.

Der gegenwärtige sonntäglich feierliche Frühlingsmorgen war einer von denjenigen, wo der gemüthliche Mensch die ganze Welt umarmen möchte und der schwächste Greis wieder neues Leben fühlt.

Die ohnehin üppige Natur der Gegend war an diesem Morgen durch einen sanften, fruchtbaren nächtlichen Regen neu erfrischt; Blumen, Blätter und Grashalme ließen ihre Diamanten in der glänzenden Morgensonne spielen.

An einem großen Teiche, auf welchem zwei majestätische Schwäne ruhig ihre Kreise zogen, auf einen schattigen Sitz sich niederlassend, las Herr von Romburg einige Seiten seiner Broschüre; allein es dauerte nicht lange, so ließ er seine Blicke wieder in die Ferne schweifen. Die Aussicht war auch gar zu schön. Kunst und Natur hatten hier vereint gewirkt: auf grünem saftigen Rasen, von gelbsandigen Wegen durchschnitten, buntblühende Blumen theils von der Natur, theils durch des Gärtners Hand gruppirt, dunkles Nadelholz, hellgrüne Akazien neben melancholischen Trauerweiden und düsteren Zypressen mit hundertjährigen Eichen, Linden, riesigen Kastanien und Pappeln gemischt, durch welche ein kristallklarer, geschwätziger Waldbach in anmuthigem Zickzack sich schlängelte und dem Neptun-Bassin nebst den übrigen Teichen ihre Nahrung spendete.

Herr von Romburg steckte seine Lektüre wieder ein und gedachte, der Stadt sich zuzuwenden, doch besann er sich, unentschlossen, welchen Weg er einschlagen solle, als er das Kichern und Lachen von weiblichen Stimmen vernahm. Es waren zwei Landmädchen, welche Milch in die Stadt trugen und eben ihre blanken Gefäße niedergesetzt hatten, um auf einer versteckten Bank, wo sie sich unbelauscht glaubten, auszuruhen. Dann pflückten sie einige Sternblumen und zupften deren Blätter ab, um den bekannten Orakelspruch zu vernehmen: „Bekomm ich ihn — oder bekomm ich ihn nicht?"

Die Eine fragte mit ernster Stimme: „Liebe Blume, sag' mir an, bringst du mir recht bald 'nen Mann?"

„Du meinst doch deinen Wilhelm?" fragte die Andere.

„Ei, ja freilich! wen könnte ich denn sonst meinen? — Nun, Blume sprich: ja — nein, ja — nein u. s. w. Was? nein! du dumme verlogene Blume! ich bekomm' ihn aber doch! Vielleicht habe ich mich auch verzählt oder zwei Blätter zugleich ausgezogen. Aber warte, du mußt nun auch fragen, ob Du Deinen rothen Jacob bekommst."

„Hm, den mag ich nicht!" antwortete Jene verächtlich.

„Thut nichts, wir können ja zum Spaß einmal fragen. Nun, also: ja — nein, ja — nein, ja!"

„Dummes Zeug! — komm' nur fort", sagten beide Mädchen zugleich, und als sie den fremden Lauscher gewahrten, liefen sie laut lachend davon.

„Gut, da ich ebenfalls noch nicht weiß, ob ich weitergehen oder umkehren soll, so könnte ich ja auch einmal das Blumen-Orakel fragen", und als das letzte Blatt: „weitergehen!" sagte, erhob sich Herr von Romburg und setzte, den Bach entlang, seinen Spaziergang fort.

Nachdem er eine gute halbe Stunde zurückgelegt, zeigte sich in einiger Entfernung ein stattliches Gebäude mit großen Gartenanlagen, in welchen sich eine Menge weiß angestrichener Tische und Stühle befand; daher ließ sich eine zahlreich besuchte Gartenwirthschaft voraussetzen. Dort beschloß er, seinen Kaffee zu nehmen.

Am äußersten Ende dieser sorgfältig gepflegten Anlage, welche sich eine kleine Anhöhe hinaufzog, erhob sich auf einem Felsenvorsprunge eine von Linden beschattete Terrasse; auf dieser hatte Herr von Romburg, sein Frühstück erwartend, sich niedergelassen.

Als der freundliche Wirth seinem neuen Gaste eigenhändig den feinen Kaffee servirte und Herr von Romburg, in tiefes An-

schauen versunken über die Brüstung der Terrasse gelehnt, nichts davon bemerkte, lächelte Ersterer selbstgefällig und blieb in respektvoller Entfernung erwartungsvoll stehen, bis der Fremde mit einem leisen: „Ach! — köstlich! — prachtvoll!" sich umwandte.

„Herr Wirth, welch' eine wunderschöne Lage! Eine solche malerisch-schöne Aussicht habe ich lange nicht genossen! Schaut man thalwärts, so glänzen uns in der Ferne die palastähnlichen Gebäude der Gasthöfe des Badeortes entgegen. Sehen wir dort hinüber, so bietet sich unserm Blicke das herrliche fürstliche Schloß mit seinem schönen Parke und den romantischen Wasserpartien dar. Folgen wir dem silberglänzenden Waldbache aufwärts, so bewundern wir ein ländlich-wildes Thal mit klappernden Mühlen, Schäfereien und grünen üppigen Viehweiden."

„Ja, mein Herr, wenn Sie erst die schmackhaften Forellen und Krebse kosten werden, welche in diesem klaren Quellwasser leben!"

„Wie, Forellen und Krebse! Darf man denn auch fischen?"

„Meinen Gästen erlaube ich gern dieses Vergnügen. Die Fischerei gehört eine Stunde weit thalaufwärts zu meiner Besitzung."

„Sie logiren also auch?"

„O ja! Viele Badegäste halten hier noch eine Nachkur und behaupten meist, dieselbe bekomme ihnen besser, als die Hauptkur selbst."

„Schön! Hier ist gut seyn! Hier will ich meine Hütte bauen!" sprach Herr von Romburg mit Pathos lachend und fragte weiter: „Kann ich für den Sommer zwei Zimmer und eine Bedientenstube bei Ihnen haben?"

„Die schönen Eckzimmer zweiter Etage mit dem beschirmten Balkon, wo man ganz dieselbe Aussicht genießt, wie auf dieser Terrasse, wurden gerade gestern frei."

„So gehören die Zimmer von heute an mir, und morgen oder spätestens übermorgen werde ich sie beziehen. — Aber, Herr Wirth! wem gehört das allerliebste nette Landhäuschen dort? das liegt ja so malerisch schön, als wenn es durchaus zum Ganzen gehörte."

„Gut, mein Herr, daß Sie darauf kommen, dabei kann ich Ihnen zugleich ein redendes Beispiel von der heilsamen Wunderkraft unserer reinen Bergluft mittheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder für das deutsche Volk.

In 6 lithographirten Bildern von Scholl.

(Verlag der Schmerber'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. — Preis: 1 fl. 12 kr.)

Es ist der eigentliche Beruf der Kunst wie der Poesie, die Erscheinungen des Lebens aus dem niedern Dunstkreise der tobenden Leidenschaft und der verblendeten Parteisucht in das höhere, verklärte Reich der reinmenschlichen Anschauung und der ausgleichenden Gerechtigkeit emporzutragen. Was seit zwei Jahren von der Kraft des Volkswillens angestrebt wurde, die Kämpfe, die der gute Genius der Menschheit gegen die alten Verderber, Herrschsucht und Eigennutz, bis jetzt, leider! noch immer ohne Siege führte; die Scenen des Jammers und der Vernichtung, die eine in ihren Grundvesten wankende und darum doppelt grausame Despotenmacht über ganze Völker und zahllose Familien verhängte; der unerschütterliche Glaube an die unsterbliche Macht der Idee, die den Kämpfer für Wahrheit und Freiheit noch im letzten Momente seines geopferten Lebens begeistert und beseligt — das sind der Kunst wahrhaft würdige Elemente, aus denen sie ein Bild zu wirken vermag, welches den im Geräusche des Alltagslebens so oft verschwindenden höheren Zweck unseres Daseyns und Strebens zu lebendiger, sprechender Gestalt verkörpert. Und diesen großen und erhabenen Zweck erfüllen die oben angezeigten „Lebensbilder" in schöner Weise. Es ist eine ursprüngliche Kraft, eine männlich energische Gesinnung, eine reiche und lebendige Auffassung der niederen, wie der höheren Erscheinungen des Lebens in diesen Bildern; Alles, was sie uns bieten, ist uns bekannt und durch die schöpferische Macht der Kunst, doch überraschend und fesselnd; es ist ein wahrhaftes Zeitgemälde, welchem die Form nicht weniger, als der Inhalt selbst Gehalt und Bedeutung verleiht. Die „Lebensbilder" von Scholl sind bereits seit einiger Zeit in den Händen des Volkes; es dürfte aber bei der ungemein lebendigen Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Beziehungen und Anspielungen auch jetzt noch nicht überflüssig seyn, eine erklärende Uebersicht des Ganzen zu geben, und wir glauben, daß ein solcher Versuch unsern Lesern willkommen seyn wird.

Die „Lebensbilder" versinnlichen die Zustände und Bestrebungen des politischen und socialen Lebens der Gegenwart. Sie rufen die vormärzliche Zeit mit ihren theils lächerlichen, theils verderblichen Erscheinungen in unsere Erinnerung zurück, führen uns in natürlicher Reihenfolge in die Nothwendigkeit der Revolution hinüber, schildern deren hochherziges Beginnen und tragisches Enden, und zeigen dann dem verzagenden Gemüthe, wie durch Zauberspruch, den einer fernen Zukunft angehörigen Sieg der Menschheit in verklärter, beglückender Wirklichkeit. Wir folgen hier dem Künstler in seinen begeisterten Eingebungen und geben die Hauptmomente der einzelnen Bilder in kurzen Andeutungen wieder.

Vormärzlicher Zustand.

Bild 1. Da sitzen sie, die beiden Götzen, die sich in den Erdkreis getheilt haben! Links der üppig strotzende Statthalter Christi, der den Gläubigen den gemarterten Leib des großen Dulders als Beispiel anpreiset und (für Geld natürlich!) den Sündern Ablaß ertheilt. Ihm zunächst die Ausstellung des Trierer Rockes, welchem reiche und arme Betrogene ihr wohlgemeintes Opfer darbringen, damit es — die Kassen der Hierarchie füllen helfe. Gegenüber den weltlichen Herrscher von Gottes Gnaden, der die Stütze seiner eingebildeten Allmacht, sein Kriegsheer, mit dem bunten Lockmittel der Eitelkeit für die vollbrachte Unterdrückung des eigenen Volkes belohnt und es arglistig lächelnd ermuntert, die jetzt bestehende Sklavenordnung und Kirchhofsruhe durch brutale Gewalt gegen die, aus höheren Sphären in das verdunkelte Vaterland eindringende befreiende Menschenliebe für immer zu befestigen. Und der deutsche Krieger, wie es der zu seinem Haupte prangende Hermann der Cherusker andeutet, schwingt sein gewaltiges Schwert — nicht etwa gegen den äußern Feind, der uns höhnend demüthigt, sondern gegen die zarten Keime der Freiheitsidee, und würdigt so sich selbst zum treuen Mitgehülfen des Polizeischergen herab, der, als das Gemeinschaftliche des kirchlichen und staatlichen Despotismus, mit Argusaugen auf die staatsgefährlichen „Wühler": Vernunft und Begeisterung, fahndet, und dieselben der geheim waltenden Inquisition überliefert.

Bild 2. Wir treten nun in die Werkstätte, wo der Despotismus sich seine blinden Werkzeuge heranzubilden pflegt, in eine s. g. Volksschule nach vormärzlichem Zuschnitte. Ein zum Schullehrer degradirter oder avancirter ehemaliger Husaren-Unteroffizier — (ihr erkennt den ehemaligen Reiter sogleich an seinen gekrümmten Beinen!) — weiht seine Schüler, in beaufsichtigender Gegenwart eines sehr körperlichen Geistlichen, mit geschwungenem Haselstocke in die Mysterien der Fürstenliebe ein; mit begeisterter Korporalstimme schreit er den Jungen das Hoheslied: „Heil unserm König, Heil!" vor, welchem übrigens die Schüler

mit sehr verschiedenartiger Aufmerksamkeit folgen: auf erster Bank die feingekleideten, zartgegliederten Söhnchen der Privilegirten, Reichen und Beamten; sie singen mit tiefster Andacht und gläubiger Seele mit, und offenbaren deutlich den anerzogenen Beruf, dereinst die Stützen des Thrones und Altars zu werden. Auf zweiter Bank die Söhne des mittleren Bürger- und des Handwerkstandes, der zum Theil vom Hofe und seiner Verschwendung lebt und aus sehr materiellen Gründen für „Ruhe und Ordnung" schwärmt; die Bursche schreien in gedankenloser Andacht nach, ihre Züge verrathen bereits die schönsten Keime konstitutionell-monarchischen Philisterthums. Wir treten zur dritten Bank: derbe, kräftige, ungezogene Proletariersöhne, die ihre natürliche Abneigung gegen das „Bestehende" durch wahrhaft hochverrätherische, majestätsbeleidigende Gestikulationen kundgeben. In der Höhe schwebt der Genius der befreienden Menschenliebe und deutet durch die Worte, die er den Knaben offenbart, deutlich das Geheimniß der Zukunft mit: „Die Letzten werden die Ersten seyn!"

Bild 3. Die Blüthen des vormärzlichen Zustandes, der leider jetzt wieder ein nachmärzlicher geworden ist, beschäftigen uns auch auf diesem Blatte; es stellt den beglückenden Staatsverband dar, in welchem die Menschheit nach den Ansichten der alten und neuen Metterniche so einzig glücklich gedeiht und ihren hohen Zweck erfüllt. Wir sehen hier auf kleinem Raume den ganzen Apparat jener lügenhaften hohlen Zustände zusammengedrängt, auf deren Erhaltung, nach einem beliebten Ausdruck, die „Heiligkeit der Religion, der Familie und des Eigenthums" beruht. Pfaffenthum, Säbelherrschaft, Beamtendruck, Luxus — das sind die ewigen Grundpfeiler jener gepriesenen Weltordnung, wo die ungeheure Mehrheit der Menschen die Domaine, das Leibeigenthum einiger weniger, durch Geburt und Zufall hochbegünstigter Individuen ist. In der Mitte des Bildes, auf einer von Satyrn getragenen Kanzel, donnert der feiste, genußsüchtige Pfaffe seine furchtbaren Lehren von der ewigen Verdammniß aller Derer, die nicht unbedingt glauben und dulden, und von der unendlichen Glückseligkeit Jener, die für ihren frommen Gehorsam und ihre Kirchenandacht die Lieblinge Gottes und seine Diener sind. Dazu gehören vor Allen die Mächtigen und Reichen, die ein so lebhaftes Interesse daran haben, daß das Volk „glaube" und „dulde". — Im Bewußtseyn dieser angeborenen Anwartschaft auf die Gottesherrlichkeit wagt es denn auch eine vornehme Schöne, im Angesichte des predigenden Geistlichen, der ja schon für den Ablaß sorgen wird, aber hinter dem Rücken ihres inbrünstig vertieften, gläubigen Gemahls, ein zärtliches Liebesverhältniß zu unterhalten, natürlich unbeschadet ihrer hochadligen „Frömmigkeit". Und um den, für die privilegirten Gotteskinder gar nicht vorhandenen Unterschied zwischen Geistlichem und Leiblichem noch kräftiger anzudeuten, arbeitet dicht unter der Kanzel jenes edle Handwerk, das den Beruf hat, den oft garstigen inneren Charakter des Menschen durch die äußere Hülle zu veredeln: „Kleider machen Leute!" Zum Beweis dessen sehen wir gleich daneben den schmächtigen adligen Lieutenant, der, den schweren Helm auf dem dünnen Haupte, die zierliche Lorgnette ins Auge gedrückt, wie zum Spotte den „angeborenen" Beruf hat, sein Kommandotalent an dem derben, urkräftigen Sohne des Volks zu üben, dessen bloße Handbewegung im Stande wäre, den hochmüthigen entnervten Junker in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückzuschleudern! — Auf der andern Seite sehen wir, wie, in Folge des Gottesgnadenthums und seiner adligen und bureaukratischen Genossen, der arbeitsame Bauer, der mit seinem Schweiße sich und den Staat erhält, die Beute der List und der Gewalt wird. Beamte, Doktoren, Wucherer, der ganze Troß, der sich an das volksaussaugende Prinzip der alten Staatsgesellschaft anklammert — sie arbeiten lustig und gemeinsam an der Verarmung und Knechtung des zum Theil absichtlich verwahrlosten Volkes und treiben es eigennützig und leichtsinnig der Verzweiflung, der furchtbaren Selbsthülfe zu. Wer nichts zu verlieren hat, wird Alles wagen — und so sehen wir bereits unten am Schlusse des Bildes, wie der ruinirte, aber noch faustkräftige Landmann und ein wegen politischer Gesinnung verfolgter und seiner Zukunft beraubter Jüngling in lustiger Wildheit dem herannahenden Stürme der Volksrache entgegen jauchzen!"

(Schluß folgt.)

Die tragische Muse als barmherzige Schwester.

Seit dem Beifalle, welchen jüngst zu Paris das neueste Stück von Scribe: „Adrienne Lecouvreur", fand, in welchem die Rachel die Rolle ihrer Collegin mit so viel Glück darstellt, der berühmten Tragikerin und edlen, wenn schon nicht glücklichen Freundin eines Helden des vorigen Jahrhunderts, des Marschalls von Sachsen, beeifert man sich, Briefe und Anekdoten von ihr aus dem Staube der Vergessenheit zu graben.

In der Zeit, wo Adrienne lebte, war die Circulation in den Straßen (von Paris) sehr verschieden von jetzt, was wir voraus schicken müssen, damit der Leser sich nicht wundere, wenn wir ihm eine Frau von solchem Verdienste und großem Rufe, wie die Lecouvreur, sehr spät Abends im Winter allein und zu Fuß durch die Straße la Mortellerie wandelnd zeigen. So häßlich dieser Stadttheil jetzt erscheint, war er damals stark besucht und Künstlerequipagen gab es nicht viele. Es herrschte bittere Kälte. Die Blicke der Schauspielerin fallen auf ein von vier Kindern umringtes Weib, das nur von wohlthätigen Gaben lebte. Voll Mitleiden bleibt die Lecouvreur stehen, sucht ängstlich in ihren Taschen und zeigt wahres Herzleid, als sie nicht die kleinste Münze darin findet. Doch will sie nicht, daß die Begegnung für die Aermste ganz ohne Nutzen sey. Wie mit plötzlicher Eingebung sagt sie: „Meine Liebe, ich habe kein Geld bei mir, aber warten Sie, ich weiß ein Mittel, Ihnen weit mehr zu verschaffen, als ich Ihnen gegeben hätte." Alsbald, ohne zu denken, wie sehr sie sich verderben könne, zieht sie ihr Mäntelchen aus, wirft es statt eines römischen Mantels über die Schulter, nimmt mit seltenem Adel eine tragische Stellung an, und spricht laut, als ob sie auf dem Theater wäre, Camilla's Fluch aus „Horace". Man kann sich vorstellen, wie bei dieser plötzlichen Erscheinung des großen Corneille auf offener Straße (la Mortellerie), und vor dieser herrlichen Darstellerin, die sich so volksthümlich machte, die Vorübergehenden sich versammelten und die Menge von Minute zu Minute wuchs. Durch dieses improvisirte Publikum begeistert, in Gegenwart dieses von Bewunderung ergriffenen Parterre, vergaß Fräul. Lecouvreur die rauhe Atmosphäre, welche zum ersten Mal ihre Person umgab, und entwickelte eine göttliche Sprache. Einige Kenner, welche der Zufall hergeführt hatte, standen wie versteinert vor diesem Schwunge des Genius, dem nur die Barmherzigkeit solche Macht zu geben vermochte. Sie verbreiteten das Gerücht davon durch die ganze Stadt, am Hofe selbst, wo es großes Aufsehen machte. Als die tragische Schauspielerin die Scene beendigt hatte, nahm sie entschlossen ihr Mäntelchen an den vier Ecken, und forderte, indem sie mit festen Schritten in der Versammlung umherging, von jedem Zuschauer den freiwilligen Preis des Vergnügens, das sie ihm bereitet. Alle waren noch ganz erschüttert. Keiner weigerte sich, und da man die Absicht der Künstlerin errieth, flossen die Spenden um die Wette in die wohlthätige Hand. Die betrübte Familie wurde nicht nur unterstützt, sondern ihr erwuchs ein kleines Vermögen aus diesem Zuge von Seelengüte, dessen Folgen sich Adrienne mit eben so viel Bescheidenheit als Grazie entzog; und es war hohe Zeit,

denn das Publikum machte Anstalten, seine Melpomene mit einem Triumphzuge zu feiern.

Mannichfaltigkeiten.

(London.) Das merkwürdige Experiment der Drahtlegung für den unterseeischen Telegraphen zwischen Dover und Calais hat am 27. August begonnen. Um 1 Uhr hatte der Steamer „Goliath“ im Hafen von Dover seinen Dampf auf und lag bereit, um den Draht über den Kanal zu bringen. Dr. Reid beaufsichtigte mit mehreren Gehülfen die Operation. Mitten auf dem Schiffe zwischen den Rädern befand sich ein großer Cylinder, 15 Fuß lang und 7 Fuß im Durchmesser, auf einem starken Gerüste befestigt. Auf diesem Cylinder waren in enger sorgfältiger Aufwickelung gegen 30 engl. Meilen Draht in einem Gehäuse von Gutta Percha aufgerollt. Der zu erreichende nächste Punkt der französischen Küste, Cap Grinez, zwischen Calais und Boulogne ist von Dover 21 Meilen entfernt, so daß man also neun Meilen Draht überher hat, damit die Linie nachgeben kann. Die Absicht war, mit einer Schnelligkeit von 5 engl. Meilen per Stunde überzufahren, nach und nach die ganze Drahtlinie auszuwerfen und dieselbe vermittelst bleierner Krampen, deren einige hundert an Bord waren, oder mit Gewichten von 20 bis 25 Pfund in den Meeresgrund einzusenken. Die gerade Linie über den Kanal war vorher durch eine Anzahl Tonnen mit Flaggen bezeichnet worden. Am Landungsplatze zu Dover, wie auch an Cap Grinez waren die Verbindungsdrähte schon in Bereitschaft, auch die erforderlichen Batterien und Manipulatoren waren an Bord; da aber unerwartet ein Sturm mit hoher See aufsprang, so ward die Operation bis den andern Morgen vertagt. Man machte indeß einige Versuche im Kleinen, um die Ausführbarkeit des Unternehmens zu zeigen. Eine Meile Draht ward abgesponnen und die Versenkung gelang vollständig; eine telegraphische Depesche: „Gedruckt mit dem elektrischen Telegraphen an Bord des Goliath“, ward durch See ans Land befördert.

Nur keine Furcht! — Nun Kinder! Jetzt bekommen wir auch die Gemeindeordnung! — I nu! Herr Stadtrath! Dadervor haben wir keene Furcht. Wir haben schon die Cholera gehabt und sind ooch nich daran gestorben!

Ernst Moritz Arndt erhebt in der „Kölner Zeitung“ seine wohlbekannte Stimme:

O Männer nicht, nein Weiber!
Wo sind die starken Leiber?
Wo sind die starken Herzen?
Die tapfern deutschen Schmerzen?

Wankt nicht, was sollte stehen?
Hinkt nicht, was sollte gehen?
Kriecht nicht, was sollte fliegen?
Ist das ein Stand zum Siegen?

Geübte Notenschreiber, am liebsten abgelegte Minister oder auch geh. Ober-Regierungsräthe, können angemessene Beschäftigung finden. Selbstgeschriebene Adressen abzugeben bei Lessings sel. Erben unter der Chiffre B.

Berlin hat wieder eine seiner bekannteren geistreichen Frauen verloren und wieder eine Jüdin. Es starb Frau Betty Beer, eine Enkelin Moses Mendelsohns.

Korrespondenz.

Schotten, 14. September.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Schottener Schloßbrandes hat nunmehr zu dem Resultate geführt, daß derselbe wirklich durch Kinder veranlaßt wurde, welche die unter dem hölzernen Treppenbaue aufgeschichteten Braunkohlen mit Schwefelhölzer angezündet haben. Die Kinder selbst sollen Anfangs den Versuch gemacht haben, das Feuer wieder auszulöschen, was aber bei der unzulänglichen Wirkung der angewendeten kleinen Spritzchen natürlich erfolglos bleiben mußte. Mit dem Ergebniß der Untersuchung wäre also der, wenn auch bloß negative Beweis geliefert, daß das Feuer nicht, wie Manche in der ersten Bestürzung vermutheten und etwas zu voreilig auch geäußert haben sollen, in Folge einer boshaften Brandstiftung entstanden ist. Der gute Ruf der Stadt, auf den es ein nachtheiliges Licht geworfen hätte, wenn auch nur die Vermuthung über die Möglichkeit eines Mordbrandes bestehen geblieben wäre, ist also vollkommen hergestellt, zugleich aber auch darauf hingewiesen, wie unerläßlich nöthig es ist, Maßregeln zu ergreifen, damit ähnliche Fälle für die Folge verhütet werden. Dazu gehört aber vor Allem wohl eine sorgfältige Ueberwachung und Beaufsichtigung der Kinder und ihre Fernhaltung von einsamen Orten, an denen sich leicht entzündliche Stoffe befinden. Von größerem Schaden ist die Stadt Gott Lob verschont geblieben, und selbst dem Steuererheber Deiß, der in dem zweiten Stock zur Miethe wohnte und dessen Söhnchen mit einigen Gespielen das unglückliche Spielwerk getrieben hatte, wurden sämmtliche Effekten gerettet. Indessen, abgesehen hiervon und davon, daß der Staat durch den Verlust eines fiscalischen Gebäudes einen beträchtlichen Schaden erlitten hat, an dem jeder Gebäudebesitzer, auch der ärmste, nach Maßgabe seines Versicherungscapitals in der Staats-Brand-Assecuranzkasse zu tragen verbunden ist, wodurch die in der jüngsten Zeit ohnehin zu einer drückenden Höhe gesteigerten Brandkassebeiträge abermals erhöht werden, hat Weißgerbermeister Wendenberg, wie früher schon berichtet, den größten Theil seines Vermögens durch den Brand verloren. Die Frage kann deßhalb auch nicht zurückgehalten werden und nicht befremden: ob nicht von Seiten der wohlhabenden Eltern derjenigen Kinder, die das Feuer angezündet haben, die rechtliche Verbindlichkeit besteht, den Schaden zu ersetzen? Wir unsererseits glauben diese Frage zwar verneinen zu müssen, indem selbst durch das erfolgte Eingeständniß der Kinder kein vollständiger juristischer Beweis geliefert ist; allein eine moralische Verpflichtung zur Entschädigung Wendeberg's besteht unzweifelhaft und zwar um so mehr, als sich die Eltern der genannten Kinder in der Lage befinden, diese Entschädigung ohne die mindeste Unbequemlichkeit leisten zu können. Zudem ist aber für diesen Zweck eine nicht unbedeutende Summe bereits durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden, so daß denen zum Schadenersatz Verpflichteten nur noch ein im Verhältniß zu ihrem Vermögen kleiner Theil zu ersetzen übrig bleibt, den sie gewiß schon aus Dankbarkeit der eignen, so sehr gefährdeten Habe, ja des Lebens, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit leisten werden. Wir hoffen dieses wenigstens.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Sept. (Gastdarstellung der Mad. Taccani-Tasca, erste Sängerin an der Scala in Mailand.) Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Amine: Mad. Taccani-Tasca.

Freitag, 20. Sept. Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Abth. von H. Beck.

Bockenheimer Sommertheater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 19. Sept. Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, Posse in 5 Akten nach dem Französischen von Angely.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 225. Freitag, den 20. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Dort wohnt seit einigen Jahren", fuhr der freundliche Wirth fort, „ein alter Herr. Den hätten Sie sehen sollen, wie er ankam. Er sah aus, als habe er höchstens nur noch einen Monat zu leben — und wie hat der Mann sich seitdem verändert! Ja, der Hauptbeweis für die hiesige gesunde Luft ist, daß er sie nur unvollständig genießt, denn der arme Herr ist blind und entbehrt daher den Hochgenuß des Anblicks unserer schönen Natur."

„Früher gehörte dieses Haus einem Rentner, der, nach einer mehrtägigen Reise, den kranken Herrn mitbrachte, welcher seitdem bei ihm wohnte. Später starb der Eigenthümer des Hauses und seine Wittwe wollte zu Verwandten in die Heimath ziehen, als gerade zur rechten Zeit die Tochter des Herrn Albert (so ist der Name des Blinden) eintraf und die artige Besitzung von der Wittwe, welche eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter gewesen seyn soll, kaufte. Seit der Zeit wohnen Vater und Tochter nebst einem artigen Knaben — einem Pflegekinde der früheren Bewohner des Hauses — allein, und weil der blinde Greis sich zu sehr an den Umgang des guten Kindes gewöhnt hatte und sich kaum von ihm zu trennen vermochte, behielt seine Tochter den Knaben hier."

„Fräulein Lina war lange Zeit mit der Gräfin M., einer Verwandten unserer Fürstin, auf Reisen gewesen. Drei Jahre lebten sie ausschließlich in Rom, wo sich auch des Fräuleins Talent in der Malerei so schön ausbildete."

„So, also die Dame malt schön?"

„Gewiß; man besitzt ja von Lina Albert die ausgezeichnetsten Gemälde in den ersten Kunstausstellungen Deutschlands. Auch in der Musik ist sie Meisterin. Ach, ich versichere Sie, wenn sie Abends auf ihrer Harfe spielt und das Echo unserer Berge ihre klagend sanften Töne gerade auf diese Stelle trägt, so daß man fast den leisesten Hauch vernehmen kann, dann entlockt sie auch dem herzlosesten Bösewicht eine Thräne."

„Sie machen mich in der That neugierig. Ist die Familie zugänglich?"

„Für Herren nicht sehr, doch Damen machen häufig Besuche dort. Es ist noch nicht lange her, daß das Fräulein einen äußerst glänzenden und ehrenvollen Heirathsantrag ablehnte. Ein sehr berühmter, reicher Professor aus H. bot ihr seine Hand an. Sie dankte mit innigster Rührung diesem Ehrenmanne für seinen schmeichelhaften Antrag mit der Bemerkung, daß ihr blinder Vater dieses Haus, woran er gewöhnt sey, vor seinem Tode nicht verlassen könne und daß sie ihm auch nicht den geringsten Theil seiner körperlichen Pflege entziehen wolle."

„Wie alt ist die Dame?"

„Etwa dreißig Jahre. Sie ist schön, ja man könnte sie eine antike Schönheit nennen: etwas über mittlere Größe, schlank und zart gebaut, und doch anmuthige Fülle; feines, ächt griechisches Profil, weiches, dunkel glänzendes Haar, blasser, aber rein weißer Teint, große, geistreich sprechende Augen und feinen, rothen Mund. Dazu überhaupt ein sanfter Ernst ihrer milden Züge, ohne daß dieß ihre zarte Weiblichkeit im Mindesten störte."

„Ei, ei, Sie zeichnen mir da ein reizendes Bild! Wäre der gelehrte Herr Professor nicht erst kürzlich abgewiesen worden, so hätte ich große Lust, auch mein Glück einmal bei dieser Dame zu versuchen; dabei wollte ich allenfalls das Versprechen abgeben, mein Leben hier zu beschließen und die Sorge für den blinden Greis mit ihr zu theilen; nun aber verliere ich den Muth."

„So, so! Der Herr ist also noch unverheirathet oder Wittwer? — Wenn Sie sich dazu entschließen wollten, wer weiß, ob nicht dennoch Hoffnung für Sie wäre. Nun, das ließe ich mir auch gefallen, sonst würde es mir leid thun, wenn uns Jemand unsern Belisar mit seiner Tochter entführte. Ich darf mir schmeicheln, gewissermaßen ein Freund des Herrn Albert zu seyn. Wie Sie sehen, gränzen unsere Besitzungen an einander, und außerdem gewähren die Zeitungen und Zeitschriften, auf welche ich, zur Unterhaltung meiner Gäste, abonnirt habe, mir das Vergnügen, ihm ein Stückchen vorzulesen, womit ich den Armen ganz beglücken kann. Wenn Sie es wünschen, wird es mir ein Leichtes seyn, Sie bei der Familie einzuführen."

XII.

Das Anerbieten des gefälligen Wirthes mußte von gutem Erfolge gewesen seyn, denn nach etwa vier Wochen sah man, bei schönem Wetter, fast täglich Herrn von Romburg mit dem blinden Greise in den schattigen Baumpartieen des nahen fürstlichen Parkes, Arm in Arm, in traulichem Gespräche einher wandeln. Zuweilen, an schönen Abenden, nahm auch Lina daran Theil, und wenn man das ehrfurchtsvolle Grüßen der einfachen Landleute, das höfliche Ausweichen der Arbeiter im Parke, während sie mit Planiren oder Reinigen der Wege, beschäftigt waren, sah, oder gar wie ein munterer Gärtnerbursche schnell ein duftendes Sträußchen band und dasselbe mit rührender Freude dem Fräulein Lina überreichte, und ohne einen anderen Dank, als den eines freundlichen Wortes, abzuwarten, sich rasch und bescheiden entfernte: dann konnte man leicht erkennen, in welchem guten Rufe die Familie hier lebte.

Kleine, an sich unbedeutende Dinge haben oft wichtige Folgen, so auch beispielsweise das kleine Blumen-Orakel, auf welches das unschuldige, ländliche Spiel der Milchmädchen den Herrn von Romburg führte. Denn, hätte dasselbe nicht zu ihm gesprochen: „weiter gehen!" so wäre er wahrscheinlich zur Stadt zurückgekehrt und hätte gewiß an diesem Tage seinen jetzigen Wohnort

nicht besucht. Kam er auch nur einen Tag später, so waren die schönen Eckzimmer bewohnt und vorläufig keine andern zu haben; denn während er selbst noch beim Kaffee saß, erschien ein Lohndiener aus dem Badeorte, um die Zimmer, die er eben in Beschlag genommen, für eine Herrschaft zu bestellen — und außerdem: wer weiß, ob zu einer andern Zeit seine Gemüthsstimmung der Art war, um sich für die schöne Natur mit solchem Aufschwunge zu begeistern, daß er es vorzog, auf dem Lande zu wohnen.

Um unsere Erzählung nicht allzu weit auszudehnen, wollen wir, da wir doch neugierig sind, zu erfahren, wie der Zufall unserm guten Herrn von Romburg einen Streich spielte, ihn drei Monate später, während er einen langen Brief an einen vertrauten Freund schreibt, über die Schulter sehen; wir können dann auch um so tiefer in seine Seele schauen.

„Lieber Freund!

„Hier stehe ich am Scheidewege, wo mein künftiges Glück oder Unglück sich entscheiden muß, — ja, ob ich im Herbste meines Daseyns noch eines glücklichen Familienlebens mich erfreuen, oder ob ich traurig, alleinstehend, die vielleicht nur spärlich mir zugemessenen Jahre, das Ende meiner irdischen Laufbahn, mit stoischer Ruhe abwarten soll. — Ich bitte Dich, hilf mir, rathe mir!

„Du weißt, ich irre fast heimathlos, gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe zu fühlen, in der Welt umher, immer suchend, was ich nicht finden konnte, so daß ich, des langen Suchens endlich müde, auf den Strom der Zeit mein Ruder sinken ließ und der spielenden Welle des Zufalls mich preisgab. Doch vor etwa drei Monaten strandete mein irrendes Schifflein, und nun stehe ich da, ängstlich harrend der kommenden Woge, die vielleicht zum Hafen der Ruhe mich trägt, oder — in eine öde Sandwüste mich schleudern wird.

„Du wirst vielleicht Manches errathen haben, was ich in meinen vorigen Briefen, um Dir ein mitleidiges Lächeln zu ersparen, nicht schreiben mochte; doch kann ich Dir nun um so mehr mit Gewißheit sagen, daß ich endlich das lange Ersehnte gefunden.

„Erwarte indessen nicht, daß ich eine Liebesgeschichte, wie ich es vor etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren gethan haben würde, Dir mittheile; dieß wäre Entweihung!

„Es ist eine Liebe, die auf die tiefste Hochachtung — ja, ich könnte hinzufügen: auf fromme Anbetung — sich gründet.

„Ich war fast täglicher Gesellschafter und Führer des Blinden geworden und hatte mir sein ganzes Vertrauen erworben. Wenn das Wetter zu ungünstig zum Spazieren war, so las ich vor, und da ich in der schönen Literatur ziemlich bewandert bin, so wählte ich immer nur Dasjenige, was für meine Zwecke am dienlichsten war. Es that mir wohl, wenn ich den Eindruck meiner Vorlesung bemerkte und Lina öfters ihre Staffelei ein wenig seitwärts rückte, als wenn sie dieselbe in ein günstigeres Licht stellen wolle und dann eine versteckte Thräne sich durch ihre langen, dunkeln Wimpern stahl.

„Ich untersuchte nicht, ob diese Rührung der Wahl meiner Lektüre, der Art meines Vortrages, oder mir selbst galt. Ich war zufrieden, denn ich hatte ihr Herz gerührt.

„Eines Tages erhielt Fräulein Albert von der jungen Gräfin M., bei welcher sie früher eine Gouvernantenstelle bekleidet hatte, die Einladung, auf einige Tage in eine nahe Hauptstadt zu kommen. Dieß setzte Lina in die größte Verlegenheit, denn sie glaubte, den blinden Vater nicht auf so lange Zeit verlassen zu dürfen; allein die Gelegenheit, jene junge Dame und die jetzige Verlobte eines hochstehenden einflußreichen Staatsmannes, welche sie als höchste Wohlthäterin liebte und verehrte, zu sehen, konnte sie eben so wenig vorübergehen lassen. Als ich mich jedoch erbot, während ihrer Abwesenheit ein Zimmer in ihrem Hause zu bewohnen und ihren Vater nicht einen Augenblick allein zu lassen, reis'te sie am folgenden Tage ab.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder für das deutsche Volk.

In 6 lithographirten Bildern von Scholl.

(Verlag der Schmerber'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. — Preis: 1 fl. 12 kr.)

(Schluß.)

Die Revolution.

Bild 4. Der Sturm bricht wirklich los, mit furchtbarer Schnelligkeit und Macht, daß die Throne zittern und die Scepter brechen; das Volk athmet auf und begrüßt mit Freudenthränen die Zeit der Verheißung. Lüge, Heuchelei und Unterdrückung sind ihrer alten Macht beraubt; dort zürnen und grollen die Pfaffen jeder Confession über den Sturz der knechtenden Hierarchie; hier lodert das Sinnbild der Despotie in hellen Flammen zum Himmel empor. Der Genius der Menschenliebe breitet seine Arme aus über die neuerstandene, neuaufblühende Welt und segnet mit der Zauberformel: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Hier lehrt und übt der wahrhaft fromme Mann die Menschenliebe, die ewige Wahrheit, das ewige Recht; seine Worte und Handlungen dringen zu den Herzen des in freudiger Andacht bewegten Volkes; ein neuer Geist durchflammt die Menschheit und ein warmes, belebendes Gefühl gegenseitiger Liebe und Hingebung tritt an die Stelle der alten heuchlerischen Berechnung und des kalten Mißtrauens. — Dort sehen wir einen edeln Sohn des Vaterlandes, von den neuen Ideen zur That begeistert, das Schwert ziehen; kühn und groß eilt er seinem Ziele entgegen; sein Flammenwort weckt die bessere Jugend zu gleich großer That; sie eilt ihm jubelnd zu, um mit ihm des Vaterlandes Befreiung zu vollenden. — Vor dem neuen Lichtstrahle flieht das Geschlecht der Volksverderber; ergrimmt und angstvoll eilen sie von dannen, denn sie wissen, daß die Rachestunde für jahrelangen Frevel gekommen ist! — Aber während die thatlustige Jugend in muthiger Aufopferung und mit begeistertem Ernste die neue große Idee zur Wahrheit und Wirklichkeit zu machen bestrebt ist, naht auch schon, begünstigt und angelockt von dem feigen, nur um das Kleinliche und um das niedrig Alltägliche besorgten Philisterthum, der Wiederbeginn des alten Unheils. Schon schienen die gleißenden Symbole des Vorrechts und der Unterdrückung vor dem Lichte der Freiheit verblichen, da werden allmälig, unter Mithülfe eines vermeintlichen Freiheitsmannes, in argem Verkennen der Zeit und der nationalen Hoffnungen, die Trümmer der zerbrochenen Krone wieder zusammengekittet, neu übergoldet und der Nation als das Geheimniß der höchsten Staatsweisheit angepriesen. Und Alle, die an die Wiederkehr und Erhaltung der alten Verwesung ihre eigennützigen Wünsche knüpfen, jubeln dem verhängnißvollen Machwerke des falschen Glanzes freudig entgegen und küssen die Zauberformel, womit die todte Vergangenheit wieder belebt werden soll. Doch die Skorpionen unter der Krone zeigen nur zu deutlich, welcher Art das Glück ist, das diese gefährliche Gabe dem abermals getäuschten Volke bereiten wird! —

Reaction.

Bild 5. Und die Gefahren dieser Wiederbelebung eines unhaltbaren todten Prinzips bleiben nicht aus; die Feinde der Menschheit siegen noch einmal unter falschen Zeichen — der Genius der Freiheit verbirgt schmerzerfüllt sein Antlitz, zu seinen Füßen liegen die zahlreichen Opfer edler Begeisterung! — Tod und Verderben und Jammer und Elend ringsherum; eine Schaar

Märtyrer bedeckt den Boden mit blutigen Körpern, und noch eben erblicken wir einen der hochherzigen Kämpfer, wie er mit freudigem Muthe den Tod für die Freiheit stirbt, indeß die Freiheitsmörder die letzten Worte ihres Opfers unter dem Schalle ihrer wilden Janitscharenmusik ersticken. Im Anblick der entsetzlichen Scene aber schwelgen die Häupter der Unterdrückung und freuen sich der durch und für sie ausgeführten Greuel, — glauben sie doch mit dem Leben ihrer Opfer auch die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit für immer vertilgt zu haben! — Dort zur Linken aber, unmittelbar über dem traurigen, trostlosen Schlachtfelde, auf welchem die Knechte der Gewalt in blinder Wuth soeben noch die Blüthen edler Begeisterung niedergetreten und vernichtet haben, feiert das alte, gottbegnadete Vorrecht seine triumphirende Rückkehr — „die Beute liegt, die Raben steigen nieder!" —

Bild 6. Aber die Ideen sind allmächtiger, als der Wille der Menschen, und das Gute ist nicht ewig der Sklave des Schlechten; die Menschheit schreitet voran, trotz Kanonen und Bayonneten, — und plötzlich sind wir in einen weit entfernten Zeitraum, in ein glücklicheres Jahrhundert, in die Erfüllung unserer schönsten und heiligsten Menschheitshoffnungen versetzt. Die Scene des Mordes und der schnöden Unterdrückung sind verschwunden; die Spuren des Unrechts, der Heuchelei, der Lüge, der Herabwürdigung der Menschennatur sind kaum mehr in der Erinnerung eines glücklicheren Geschlechtes; man fühlt sich leicht und selig, wie nach einem schweren Fiebertraum; — die alten Verbrecher haben ihre schweren Frevel an der Menschheit gebüßt, der neu und furchtbar erwachende Volkssturm hat sie längst hinweggeweht und vernichtet; der Frühling, nach langem hartem Winter, ist endlich vollständig hereingebrochen: der Genius der Freiheit hat den Thron, den ihm die dankbare Menschheit errichtet, den einzigen Thron, den die Erde noch kennt, für ewige Zeiten eingenommen, er ist fest und unumstößlich gegründet auf allgemeiner Bildung, gleicher Berechtigung Aller, auf Fleiß und Aufklärung. Und so reichen sich an diesem Throne der Freiheit die Menschenbrüder aus den verschiedensten Zonen die treue Hand und besiegeln den herrlichen Bund, nach welchem die kämpfende Menschheit so lange und so mühselig gestrebt und der nun unter dem Gesetze der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit eine unversiegbare Quelle des allgemeinen Menschenwohls geworden ist. — Unsere, in trüben Kämpfen noch sich abmühende Gegenwart nennt diesen erhabenen Zustand ein Ideal; dieß Ideal aber wird, es muß einst glückliche Wirklichkeit werden! Das ist unser Trost in dem verzweifelten Chaos der gegenwärtigen Zustände! L.

Aus dem Leben eines Bilderhändlers.

Ein Bilderhändler ging von Wien nach dem Süden Ungarns, nach der sogenannten Woywodina, um dort mit seinen Waaren einige Märkte zu beziehen. Der gute Mann hatte in den Regierungsblättern gelesen von dem Hasse der Serben gegen die Ungarn, von ihrer Loyalität für das Kaiserhaus, von ihrer Dankbarkeit für die Minister, welche ihnen die Woywodina als selbstständige Provinz geschaffen, und für den Patriarchen Rajacic, der diesen Wunsch an den Stufen des Thrones niedergelegt hatte. Der gesammelten Belehrung entsprechend, hatte er seine Waare für diese Märkte eingekauft. Das Bild des Monarchen war am zahlreichsten vertreten; diesem stand an Zahl zunächst das Bild des Patriarchen, dann kamen die Feldherren je nach ihren verschiedenen Verdiensten um die Wiederherstellung der Gesammtmonarchie. Die „Rebellen-Häuptlinge" Kossuth, Bem und Andere hatte der vorsichtige Kaufmann nur in wenigen Exemplaren mitgenommen, um doch auch die einzelnen Magyaren im Banate befriedigen zu können. In Pesth angekommen, versucht er bei einigen Serben und Walachen sein Glück, muß aber zu seinem nicht geringen Staunen sehen, daß man sich von dem Patriarchen mit Widerwillen, von Haynau mit Abscheu abwendet, und daß man die Minister gar nicht kennen will. Dagegen wird, zumal wo man sich vor Spionen sicher glaubt, ein Bild, welches alle magyarischen Führer darstellt, wiederholt gekauft. Der Bilderhändler glaubt diese Serben von der bösen Luft der ungarischen Hauptstadt angesteckt, versieht sich aber nun nichtsdestoweniger mit einer großen Anzahl jener magyarischen Portraits. Er hält in Arad seinen ersten Markt. Die Bude ist voll loyaler Bilder in den gefälligsten Rahmen, in den buntesten Farben. Die Menge kommt heran, scheint zu suchen und zieht sich unbefriedigt zurück. Ein reicher Walache tritt heran, ein gut österreichisches Bild nach dem andern wird gezeigt, aber mehr als unloyale Epitheta werden jedem dieser Portraite angehängt. Der Kaufmann zeigt zuletzt das Bild Bem's. Endlich kommen sie, ruft der Walache. Auch die übrigen müssen nun aus dem Verstecke; von jedem wird ein Stück gekauft. Die Frau des Walachen erbietet sich, einen großen Theil des Vorrathes unter ihren Bekannten zu verkaufen und nach wenigen Stunden ist bereits das Geld dafür eingeliefert. Mit dem Reste will der Bilderhändler das ganze Banat durchziehen, aber schon nach wenigen Tagen hat er kein Exemplar der „Ungarn". Das letzte Bild von Kossuth kaufte ein k. k. Bezirkshauptmann. Viele der Käufer zogen den Hut vor dem Bildnisse Kossuth's und riefen mit einem Seufzer: „Du warst gescheidter als wir! Wie konnten wir so dumm seyn, gegen Dich zu handeln?" Daneben fand nur das Bildniß des Kaisers Käufer. Die „Erretter Oesterreichs" dagegen kamen von diesen Wanderungen durch Ungarn vollzähliger heim, als vor einem Jahre von ihren ruhmreichen Feldzügen.

Mannichfaltigkeiten.

(Verlorene Sachen.) Mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist auf der Tour von Berlin nach Ostende abhanden gekommen. Bekleidet war derselbe mit einem Portefeuille, dessen Inhalt nur für den Eigenthümer Werth hat. Besondere Kennzeichen: Anständige Kleidung; nobler Bart; unsicherer Gang mit etwas schwankender Haltung. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen Erstattung seines reellen Werthes als Belohnung abzugeben. Preußens Mathilde.

(Baselland.) Der „alte Landschäftler" erzählt folgende gemüthliche Geschichte, welche in Liestal passirt ist: „Letzthin, als die Verhörkommission bei einander saß und allen Ernstes verhörte, erschien plötzlich ein Untersuchungsgefangener, welcher wegen Diebstahls mittelst Einbruch sitzt (d. h. sitzen sollte), auf dem Büreau, ohne alle Begleitung, und fragte, ob er nicht heimgehen dürfe um acht Tage, er wolle heirathen, bevor er das Urtheil habe. Die Verhörkommission machte natürlich große Augen, als dieser Jüngling, den sie im sichern Verließ glaubte, so ungenirt erschien und ums Heimgehen wegen Heirathens fragte. Letzteres wurde ihm, weil er ein Landschäftler ist, gegen Kaution bewilligt, jedoch auch die Verwunderung geäußert, wie er so herumgehen dürfe? Das darf ich schon lange, ich arbeite hier, wo ich will, ohne alle Aufsicht!"

Die Kaffeevisiten werden großartiger. Vor acht Tagen besuchten viele hundert Straßburger mit der Eisenbahn ihre Freunde und Freundinnen in Basel, blieben den Tag über, und

nach acht Tagen erwiederten die Baseler an 1000 Mann stark mit einem Extrazuge die Visite in Straßburg.

Der evangelische Verein in Berlin hat durch eine statistische Zusammenstellung nachgewiesen, daß der kirchliche Sinn der Berliner ungemein im Abnehmen ist. Während die Taufen seit hundert Jahren um das vierthalbfache gestiegen sind, hat die Zahl der Communicanten seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen sich bis zur Befreiung vom französischen Joch fortwährend verringert. Die Zahl der Abendmahlsgäste war in einer Parochiengruppe von 29,320 auf 8,622 zusammengeschrumpft. Nach den Freiheitskriegen trat ein Umschwung ein; der Fortschritt war indeß nicht von Dauer. Seit der Julirevolution begann die Abnahme wieder, und diese erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1848.

(Paris in der Nacht.) Man muß Paris in einem der ersten Winterabende sehen, schreibt ein englischer Gentleman aus Paris, es hat dann zugleich etwas Verführerisches und Unheimliches, wie ein liebenswürdiger Wollüstling, der von einer Art Krampf ergriffen wird, oder der über einen bösen Gedanken brütet. Alles funkelt, leuchtet, blitzt, aber ohne Wärme. Es ist wie ein Feenpalast, der auf einem Sumpf gebaut ist; zierliche Wesen tänzeln auf dem Koth, Irrlichter schimmern in den Laternen, die Buden strahlen wie ein orientalischer Bazar. Mitten in diesem Glanz steigen unreine Ausdünstungen aus dem Wasser auf, welche man sorgfältig versteckt, um nicht die Symmetrie der andern zu stören. Dann athmet man eine Mischung von durchdringenden Parfüms und von Kohlendampf. Dort die Lust, hier der Selbstmord.

In der letzten Sitzung des Staatsministeriums soll Herr v. Radowitz schon wieder eine Viertelstunde geredet haben, und der langen Rede kurzer Sinn war — — natürlich ein Beobachtungscorps! — Herr v. Radowitz soll für die deutschen Angelegenheiten zum „Beobachter an der Spree“ ernannt, und das nach beiden Seiten schauende Doppelgesicht seinem Wappenschilde einverleibt werden.

Frankfurter Theater.

Madame Jullienne als Fides.

An eine Künstlerin, die so Treffliches in verschiedenen Partien uns vorführte und dadurch ihren Ruhm bewährte, legt man den Maßstab, der ihres Ruhmes würdig ist. Mad. Jullienne ist und bleibt ein schöner leuchtender Stern am Opernhimmel. Wer eilte nicht mit Freude und Erwartung ins Theater, um eine Oper Meyerbeer's anzuhören, in welcher dieser die Partie der Fides als eine förmliche Herausforderung für alle großen Sängerinnen hingeworfen hat und die in einer solchen Stimmlage geschrieben ist, daß der Zweifel bis jetzt noch nicht gelös't ward, ob ein Alt oder Sopran hier wirksamer die großen Momente wiedergeben könne. In einzelnen Theilen wurde uns schon durch mehrere Repräsentantinnen recht Gutes vorgeführt; zu der Erwartung eines abgerundeten Ganzen berechtigte Mad. Jullienne. Die Partie der Fides steigert sich in ihrer Wirkung, wie in ihrer Schwierigkeit von Act zu Act und erhebt sich im vierten zu ihrem Culminationspunkte. Im ersten Act verräth die Partie noch nichts von den großen Leidenschaften. Fides ist hier als ein gutes Mütterchen in geschwätziger Freundlichkeit hingestellt und kann nur untergeordnet neben Bertha in der Duo-Romanze sich geltend machen. Der zweite Act führt uns Fides in einer Arie schon wirksamer vor. Dieses rein lyrische Musikstück, welches die Empfindung der Fides in so charakteristischer Wahrheit wieder gibt, ist von großer Wirkung, und so wie es Mad. Jullienne vortrug, von hohem Kunstwerthe. Was soll man hier an dieser Sängerin mehr bewundern, die Vollendung der Tonbildung, die im reinsten Portamento von keinem Instrumente übertroffen wird, oder die innige Empfindung, die sich ganz der Situation hingibt und so den Hörer nur allein den Schmerz und die Liebe der Mutter empfinden läßt? Diese Piece war vollendet. Der vierte Act führt uns Fides im tiefsten Leiden vor. Die Bettlerarie, nicht schwierig in der Intonation, macht, wird sie mit Seele gesungen, transponirt und punktirt, stets Effekt. Mad. Jullienne entsprach der Erwartung, nur zu bedauern war es, daß die Hälfte der Arie gestrichen war. In dem darauf folgenden Duette war Mad. J. ihre eigene Rivalin; wer sie als Bertha früher hörte, wird gewiß eingestehen, daß sie gerade in diesem Duette als Bertha weit Größeres leistete, als sie uns als Fides gestern vorführte. — Das Finale dieses Actes bietet jeder, selbst schon erfahrenen Künstlerin, so große Schwierigkeiten, daß alle natürlichen, wie künstlichen Mittel in höchster Kraft aufgeboten werden müssen. Jede Sängerin, die nicht einen ungewöhnlichen Stimmumfang besitzt, muß hier scheitern; ich kenne nur eine Einzige, die dieses Finale, ganz wie es geschrieben ist, wiedergeben kann; es ist die Cruvelli. Mad. J. vermochte nicht, trotzdem daß sie vielfach punktirt sang, mit ihrem Stimmumfang auszureichen. Ihr sagt das heroische Element weniger, als das lyrische zu. Offenbar waren in diesem Finale Mad. J. Studien noch nicht vollendet; sie schwankte in der Intonation und es wurde Unsicherheit bemerkbar, die den Hörer nicht zum reinen Genusse kommen ließ. Da nun im gleichen Elemente die Partie der Fides im fünften Akte fortschreitet, so traten auch die gleichen Mängel, wie die gleichen Vorzüge hervor. Mit dem Tempo der Romanze im Anfang des fünften Acts können wir uns durchaus nicht befreunden; es ist offenbar zu schleppend. Die Triolenfiguren dehnen sich entsetzlich, es tritt dadurch eine gewisse Leere ein. Wir würden Mad. Jullienne, wie Mad. Behrend-Brandt, in ihrem eigenen Interesse ein bewegteres Tempo anrathen. Mad. Jullienne sang übrigens die Partie der Fides zum ersten Mal, was wir schließlich nicht unerwähnt lassen zu dürfen glauben.

A.

Korrespondenz.

Gotha, 17. September.

Am 13. d. M. gegen 2 Uhr Nachmittags ereignete sich unfern von hiesiger Stadt auf der Eisenbahn ein Unglücksfall. Ein von hier gebürtiger Oekonom, der mit Feldarbeiten beschäftigt war, trat bei einem überdieß mit einer Barriere geschlossenen Wegübergange auf die Bahnlinie, um nach seinen jenseits derselben beschäftigten Schnittern sich umzusehen. Der von Eisenach um diese Zeit kommende Zug war im schnellsten Laufe begriffen, nicht mehr weit von diesem Wegübergange entfernt und die Locomotive warnte den auf der Bahn befindlichen und dem Zuge unglücklicher Weise den Rücken Kehrenden durch wiederholtes Pfeifen vor der heranstürmenden Todesgefahr. Doch dieser, seit langer Zeit beinahe taub, vernahm die Warnung nicht, achtete auch nicht auf das ängstliche Winken des einige Hundert Schritte weiter unten an dem Chausseeübergange stehenden Bahnwärters. Die Maschine braus'te heran, erfaßte den Unglücklichen, schleuderte ihn mit solcher Heftigkeit empor, daß eine der vorne befindlichen Laternen sich umbog, ergriff ihn von neuem und zermalmte ihm — Alles das Werk eines Augenblickes — beide Beine und den Unterleib so, daß die Eingeweide hervorquollen. Der schwer Verletzte starb nach einigen Minuten.

Theater-Anzeige.

Freitag, 20. Sept. Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Abth. von H. Beck.

Samstag, 21. Sept. Der verwunschene Prinz, Posse in 3 Aufzügen von Plötz. Hierauf (zum ersten Male): Einer muß heirathen, Original-Lustspiel in 1 Akt von A. Wilhelmi.

Sonntag, 22. Sept. (Neu einstudirt): Der Schwur, oder: Die Falschmünzer, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Montag, 23. Sept. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky): Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, Musik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 226. Samstag, den 21. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Während der acht Tage von Lina's Abwesenheit benutzte ich die Gelegenheit, dem Vater meine Liebe zu seiner Tochter zu gestehen.

„Anfangs ward er mißtrauisch und schweigsam; doch als ich ihm mein Ehrenwort gab, daß Lina keine Sylbe davon wisse, und daß, wenn er es wünsche, sie nie etwas davon erfahren solle, wurde er wieder heiter und zutraulich.

„Darauf schilderte ich ihm meine Familien- und Vermögensverhältnisse, sowie mein persönlich einsames und verfehltes Leben, und eben so das Alleinstehen einer Dame, zumal in den höheren Jahren, was noch weit trauriger sey, als das eines Mannes. Dann fügte ich hinzu, daß, wenn mein Wunsch erfüllt würde, ich gern das Versprechen gäbe, diesen Ort nie, oder doch wenigstens so lange Herr Albert lebe, nicht zu verlassen, und daß ich bereit sey, diese Bedingung als Klausel in unsern Ehevertrag aufzunehmen.

„Bei dieser Erklärung belebten sich des Greises Züge. Sein starrer Blick wurde feucht. Dann nahm er meinen Kopf und befühlte ihn so bedächtig, als befände er sich in den Händen des Doktors Gall.

„Ja, mein Freund", sprach er nach einer Pause tiefen Nachsinnens, „wenn meine Tochter einwilligt, ohne daß es von meiner Seite großer Ueberredung bedarf, so will ich Sie mit Freuden Sohn nennen; doch zuvor ist es nöthig, Sie auch mit meinen näheren Verhältnissen und Schicksalen bekannt zu machen.

„Mein Name ist nicht blos Albert, sondern Albert von Holberg. Meine Tochter erhielt bei der Taufe den Namen Luise und stammt aus erster Ehe.

„Auf mir selbst lastet der Verdacht eines Verbrechens, an dem ich unschuldig bin, ohne dieß klar beweisen zu können.

„Nachdem ich von einem untreuen Weibe und meinen Freunden verlassen, von meinen Feinden verspottet, ja, von der ganzen Welt verachtet, drei Jahre in der schrecklichsten Armuth gelebt und nicht mehr wußte, wohin ich mein Haupt legen sollte, da wollte ich meinem elenden Daseyn ein Ende machen; doch war ich zu arm, mir ein Pistol zu kaufen, um, nach meiner Meinung, mir wenigstens einen anständigen Tod zu geben. Ich kaufte mir daher einen Strick und schritt an einem heftig kalten Wintertage einem nahen Walde zu, um mich an dem ersten besten Baum aufzuknüpfen. Lange suchte ich nach einer passenden Stelle; ich war zu schwach und von der Kälte zu steif, um einen Baum besteigen zu können. Endlich zeigte sich mir ein kleiner, zwerghafter Baum über einen senkrechten Felsen gebeugt. Dort vollbrachte ich mein Werk und ließ, nachdem ich die Schlinge befestigt, mich dem Abhang heruntergleiten.

„Doch noch war ich nicht an meinem Ziele! Ich durfte noch nicht sterben: ich hatte noch nicht genug gelitten!

„Als ich wieder zum Leben erwachte, vernahm ich Menschenstimmen in meiner Nähe und fühlte mich in wollenen Decken eingehüllt, doch das Licht meiner Augen war auf immer erloschen! Einige Aerzte glaubten, dieser Verlust sey Folge des Blutandranges nach dem Kopfe, durch das Hängen veranlaßt; Andere behaupteten, der starke Frost habe die Schuld. Man hatte mich, den Strick um den Hals und starr erfroren, auf einem Felsenvorsprunge liegend, gefunden.

„Nunmehr lebte ich einige Monate in dem Hospital, wo man mich als halbe Leiche aufgenommen. Dort näherte sich mir ein Weib mit sanfter, einnehmender Stimme, die meinem Ohre wohl that und bot sich mir zuweilen als Führerin an.

„Eines Tages — es war in der Osterwoche — hatte sie sich die Erlaubniß erbeten, mich einmal ins Freie zu führen.

„Ach, wenn ich jenes Tages gedenke!

„Es war ein angenehmer Frühlingsmorgen, als wir die engen, feuchten Straßen der Stadt verließen und vor das Thor traten, wo die milde Luft mir entgegenwehte, wo ich die sanfte, wohlthuende Wärme der Sonne empfand und das lustige Gezwitscher der Sperrlinge, den vollen Schlag der Buchfinken vernahm — von der ganzen herrlichen Schöpfung aber nichts zu schauen vermochte! Was ich an diesem Tage empfunden, Das zu beschreiben, fehlen mir die Worte.

„Wir hatten etwa eine Stunde Weges zurückgelegt, als meine Führerin mich auf eine Steinbank niedersetzen hieß und mir empfahl, dort ruhig zu verweilen, bis sie einen Auftrag im nahen Orte besorgt habe.

„Eine halbe Stunde mochte ich dort gesessen haben, während, wenn Leute vorüber kamen, ein Klang, wie der einer fallenden Münze, zuweilen mein Ohr traf.

„Die Straße belebte sich immer mehr. Bald vernahm ich, wie ein von Menschen gezogener kleiner Karren in meiner Nähe anhielt. Gleich danach hörte ich die kreischende Stimme einer darauf sitzenden lahmen Bettlerin die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen über mich ausstoßen, indem sie mich einen alten Sünder, einen von Gott gestraften Verbrecher nannte, welcher ihren seit vielen Jahren behaupteten Bettelplatz ihr rauben wollte.

„Das war zu viel für mich! Ich nannte sie eine Lügnerin; doch als sie noch immer fort schimpfte und das rohe Gelächter frecher Gassenbuben sich mit einmischte, sprang ich von meinem Sitze auf, hieb mit meinem langen Stocke sausend durch die Luft, indem ich der Stimme des scheltenden Weibes zuschritt; allein da fiel ich über die Handdeichsel des Karrens, auf welchem die Lahme saß und stürzte mit dem Kopfe auf einen Steinhaufen

am Wege. Dann vernahm ich noch dumpf das wilde Gelächter der frechen Rotte und — meine Sinne schwanden.

„Der Ort, an welchem dieß vorfiel, war bei einer alleinstehenden Kirche, wo in der Charwoche fromme Katholiken ihre Stationen hielten.

„Jenes Weib, mit seiner sanften, heuchlerischen Stimme, nämlich meine Führerin, hatte mich ohne mein Wissen zum Bettler gemacht und meine Blindheit zu ihrem Zwecke benutzt, indem sie ein Körbchen vor meine Füße setzte, um, in der Nähe sich aufstellend, den Erfolg abzuwarten.

„Doch dieser Tag beschloß gewissermaßen das Ende meiner Leiden; denn am nächsten Morgen erschien der frühere Besitzer dieses Hauses, dessen Frau eine vertraute Freundin von Louisens Mutter gewesen, und lud mich ein, ihm in seine Heimath zu folgen. Als ich dieß ablehnte und die Besorgniß äußerte, ihm Kosten zu verursachen, welche ich nicht wiedererstatten könne, erwiderte er geheimnißvoll: er sey von einer hohen Person, welche Antheil an meinem Schicksal nehme, beauftragt, mich für die Dauer meines Lebens in Kost und Pflege zu nehmen, wofür ihm ein reichliches Jahrgeld ausgesetzt sey.

„Ich nahm nunmehr Alles an und ließ mich willenlos führen. Nur war es mir ein wohlthätiges Gefühl, weil ich glaubte, in dem Interesse des unbekannten Wohlthäters an meiner Person eine Anerkennung meiner Unschuld zu finden.

„Ich lebte nun allmälig wieder auf; denn, wie Sie wissen, kennt man mich hier nur als „Herrn Albert".

„Mein verdächtiger Ruf hat mich hier noch nicht erreicht und so lange ich nicht davon gereinigt bin, werde ich diesen Namen, in welchem ich mich geehrt und glücklich fühle, beibehalten.

„Alles Das verdanke ich einzig und allein meiner guten Tochter Luise, einer Tochter, welche ich verstieß, indem ich hoch und theuer schwur, sie nie wieder sehen zu wollen, wenn sie nicht in die Verbindung mit einem zwerghaften, schwachsinnigen, aber reichen Herrn, Namens van der Meren, einwillige."

„Nach einer langen Pause fuhr der blinde Greis fort, und feucht ward sein starres Auge:

„Ja, mein Freund, hätten Sie gesehen, wie meine Tochter, als ich diese Worte gesprochen, vor mir niedersank und mit herzerschütternder Stimme bat, ich möge meinen harten Ausspruch zurücknehmen. Dann gestand sie mir ihre Liebe zu einem jungen Manne, welchem sie ewige Treue gelobt habe.

„Nun aber stieg mein Zorn auf's Höchste. Ich wiederholte jene Worte mit dem Befehl, daß sie sich bereit halten solle, ihren Bräutigam am folgenden Tage zu empfangen, wo dann sogleich der Ehevertrag geschlossen werden und Abends die Verlobung stattfinden müsse. Dann setzte ich noch mit Nachdruck hinzu: „Luise! ich befehle, daß Du morgen als Braut des Herrn van der Meren mit heiterm Gesicht erscheinest, oder Du verlässest auf der Stelle mein Haus und ich sehe Dich nie wieder!"

„Man trug meine Tochter ohnmächtig aus meinem Zimmer — ich habe sie nicht wieder gesehen! —

„Tags darauf war sie verschwunden! — Anfangs glaubte man, sie habe sich das Leben genommen, weil sie Alles zurückgelassen hatte; nur ein kleines Kästchen, welches einen Schmuck ihrer verstorbenen Mutter enthielt, fand sich nicht vor.

„In der ersten Zeit gab ich den strengsten Befehl, daß Keiner in meiner Gegenwart den Namen meiner Tochter aussprechen dürfe. Später, als mein Unglück auf's Höchste gestiegen war, verfiel ich in eine Art Wahnsinn, wenn man in meiner Nähe ihren Namen nannte. Daher kam es denn auch, daß ich von ihrem Daseyn nichts erfuhr.

„Luise war zu der Freundin ihrer verstorbenen Mutter geflohen. Diese hatte ihr die Gouvernantenstelle bei der jungen Gräfin M. verschafft.

„Das bescheidene, talentvolle Mädchen war bald der Liebling der Mutter, wie auch der Tochter, welche damals erst zehn Jahre zählte.

„Als die Gräfin, welche, ihrer schwachen Gesundheit wegen, meist in Italien lebte, nach Deutschland zurückkehrte und nun erst Luise die Gewißheit meiner schrecklichen Lage erfuhr, war ihr Erstes, mir dieses Asyl zu verschaffen; doch die Furcht, ich möchte es aus ihrer Hand nicht annehmen, ließ sie die Maske einer hohen Person wählen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman der Gegenwart

und

Gutzkow's „Ritter vom Geiste".

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Einen neunbändigen Roman bei seinem ersten Bande und vor der Geburt der übrigen eigentlich zu recensiren, wird Niemandem einfallen. Wer aber diesen ersten Band mit wachsender Spannung gelesen und in ihm eine Fädenreihe gefunden hat, die bereits in ihrer sinnvollen Anzettelung die große Bedeutung des Gewebes vermuthen läßt, das sie einst, wahrscheinlich noch mit künftigem vielfarbigem Zuwachse, bilden soll —: der darf sich zum Herolde, wenn auch noch nicht zum Kritiker, des begonnenen und in jedem neuen Abschnitte fortwährend beginnenden Werkes berufen fühlen. Somit auch der Schreiber dieser Zeilen, und zwar von dem zwiefachen Wunsche getrieben, den ihm zugänglichen Theil des Publikums zum baldigen Lesen, und den Verfasser zur baldigen Veröffentlichung der Fortsetzung anzuregen.

Der Boden Europa's kreis't in zitternden Schwingungen und weiß noch nicht, ob er durch ein gewaltiges Erdbeben der Revolution, oder durch allmälige Evolution in den neuen Zustand übergehen soll, der ihm gewiß beschieden ist. Diese Schwingungen des Bodens erzeugen bekanntlich ein der Seekrankheit ähnliches Mißbehagen bei den auf ihm Wandelnden, und vergebens suchen sie in der überall nur provisorischen Wirklichkeit feste Punkte zur Sammlung des zerstreuten Blickes und zur Stütze der unsichern Glieder. In solchen Zeiten haben Seher und Dichter das Amt, den Suchenden einen Ersatz für das von der Außenwelt Verweigerte zu bieten. Aber dazu sind Wenige befähigt; die bloß passiven Menschen vorweg gar nicht, doch auch unter den activen nur die Wenigen, welche den Ereignissen nahe genug stehen, um von ihnen unmittelbar zu Liebe oder Haß bewegt, angezogen oder zurückgestoßen zu werden, und doch wieder im Stande sind, sich über sie zu erheben, um aus der Vogelperspektive (nicht der Cavalierperspektive!) ihre ruhige Anschauung zu gewinnen. Zu diesen rechnen wir den Dichter der „Ritter vom Geiste". Wir fragen hier nicht nach seinem Namen, nicht nach dem verschiedenartigen Werthe seiner früheren Werke und ihrer noch verschiedenartigeren Würdigung durch das kritische Publikum, und deßhalb auch nicht nach dem alten Zweifel, ob er ein bloß kritisches, nicht produktives, Talent sey. Die Zeit der unkritischen, naiven Produktion und der Schöpfung aus dem leeren Raume ist längst vorüber; zumal in Deutschland werden nur einige träumerische Nachzügler der Romantik altitalienische Novellen oder milesische Märchen produciren und lesen wollen. Eben so ist die Zeit der weltfernen Spekulation in Philosophie und Religion eine überwundene Kulturstufe. Das dießseitige Leben verlangt sein volles Anrecht an das jenseitige, und beide drängen sich aus ihrer unnatürlichen Trennung und Isolirung zu einander hin, in einander über.

Ein Kind dieser Zeit ist Gutzkow's Roman. Seine Gestalten sind keine Schöpfungen der Einbildungskraft nach selbsterfundenen Urbildern, sondern mit kritischer Wahl aus dem Leben gegriffen und künstlerisch drapirt und gruppirt. Es ist die Gesellschaft der deutschen Gegenwart, die in vielverschlungenen Zügen, zum Theile unter nur leicht verhüllenden Masken auftritt und uns, die wir selbst zu ihr gehören, theils ergötzt, theils mit ernster, freundlicher und feindlicher, Theilnahme erfüllt. Geflissentlich lassen wir die Einzelheiten unberührt, weil wir nicht leicht eine Gränze finden würden. Aber eben wegen ihrer großen Zahl und Mannichfaltigkeit wünschen wir, daß der Leser sich bereits jetzt mit der breiten Unterlage des ganzen Werkes bekannt mache, um mit allen einzelnen Personen in ihren wechselseitigen Beziehungen vertraut zu werden, bevor er mit allzu rascher Neugier, das fertige Buch in der Hand, den Entwickelungen zueilt, deren rechtes Verständniß denn doch von der ruhigen und gründlichen Auffassung der Verwickelungen abhängt. Denn dieser ganz deutsche Feuilletonsroman unterscheidet sich von seinen französischen Vorgängern wesentlich dadurch, daß sich in ihm nicht pikante Zufälligkeiten krystallinisch von außen ansetzen, sondern daß vielmehr die Entwickelung organisch von innen, und zwar von den ersten Wurzeln, heraus vor sich geht, wie sich schon jetzt deutlich erkennen läßt.

Unsere Mahnung zu baldiger Fortsetzung an den Dichter ergänzt für's Erste die an das Publikum. Jene Frist zur ruhigen Einprägung der Gestalten hat ihre Gränzen, weil das Gedächtniß ihre große Zahl nicht treu genug bewahren kann, wenn die Fortsetzung ihrer Geschichte zu lange auf sich warten läßt. Aber wir haben auch noch einen andern Grund, den wir vorhin durch die Zusammenstellung des Dichters und des Sehers andeuteten. Ohne Zweifel soll dieser Roman aus der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart Deutschlands, worin er beginnt, in seine Zukunft überleiten. Eilt ihm letztere in der Wirklichkeit zuvor — was trotz des jetzt herrschenden Zaudersystemes oder gerade durch seine Zeitrechnungsfehler geschehen kann —, so sind zwei dem Dichter unwillkommene Fälle möglich. Entweder, daß er als Seher nicht richtig voraussah, also auf den bereits hingestellten Prämissen gar nicht weiter bauen kann und wie Jeremias auf Jerusalems Trümmern sitzen bleibt — statt daß er mindestens die Freude haben könnte, sein fertiges Werk zu eigener und fremder Vergleichung neben das vielleicht minder fertige der Zeit zu stellen. Oder, seine Voraussagungen sind wirklich und schon jetzt eingetroffen, und er spricht sie dann zu spät aus, um die gerechte Anerkennung seiner Sehergabe zu finden — er wird dann zum Geschichtschreiber der faktischen Gegenwart, statt durch ihre Voraussagung, wie nach Schleiermachers Definition jeder echte Prophet, zu ihrer Gestaltung anregend und vorbereitend mitzuwirken.

Zum Schlusse nur wenige Worte über die Zukunft, die nach unserer Ansicht dieser Roman vorbedeuten und anbahnen will. Ihr Prinzip ist das demokratische, gereinigt von den Schlacken der Ochlokratie, der Demagogie und des doctrinären, utopischen Idealismus; die von allen unnatürlichen Vorrechten und Ausschlüssen, aber nicht von den natürlichen Bedingungen des Talentes, des Fleißes und endlich auch des Glückes — womit wir aber kein unnahbares Fatum meinen — emancipirte Gleichberechtigung der Menschen auf Bildung und Wohlseyn, auf intellektuelle und sittliche Selbstständigkeit und Würdigkeit.

Frankfurt, im September 1850.

Hessen steh' fest!

Preis dir, wackres Volk der Katten,
Männlich, ehrenhaft Geschlecht!
Laß die Kraft dir nicht ermatten,
Halt, o halt an deinem Recht!
Das Gesetz ist dein Protest —
Hessen steh' fest!

In Bedrängniß selbst und Leiden
Trutzen auf Gesetz und Recht,
Freie Männer unterscheiden
So sich von dem niedern Knecht.
Daß kein Braver dich verläßt —
Hessen steh' fest!

Seht, bedräut von Ungewittern
Hat kein Wack'rer sich gebeugt!
Die nur wird der Blitz zersplittern,
Die so frevelnd ihn erzeugt!
Ihre Sonne ist im West —
Hessen steh' fest!

Unerreicht in Männerehre —
So schreibt Klio in ihr Buch —
Bleibt der Hessen Stamm, der hehre!
Nimmer raubt ein Hassenpflug
Dir dieß herrliche Attest —
Hessen steh' fest!

Ob des Bundestages Schatten
Auch erwacht vom Schlummertod,
Und dem edlen Volk der Katten
Mit dem morschen Finger droht;
Solch ein Droh'n gibt ihm den Rest —
Hessen, steh' fest!

Aachen. Ernst Fest.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg, in der Schweiz.) Wohin jesuitische Moral einen Menschen führen kann, beweis't der Pfarrer von Ecuvillens. Derselbe wurde vom Sittengericht seiner Pfarrgemeinde beklagt, daß er die weibliche Jugend der Gemeinde zur Unzucht verleite. Sobald die Obrigkeit Kenntniß von dem Aergerniß erhielt, schritt sie ein, ließ mehrere Mädchen einvernehmen, und als diese übereinstimmend gegen den Pfarrer zeugten, dessen Verhaftung anordnen. Pfarrer Joye hatte aber bereits die Flucht ergriffen und sich, ohne daß man bis jetzt seinen Aufenthaltsort erfahren konnte, irgendwo versteckt. Von seinem Verstecke aus schrieb er der „Gazette de Fribourg", einem Jesuitenblatte, einen Brief, den dieses sofort veröffentlichte. Joye erklärt mit ausgezeichneter Frechheit die gegen ihn erhobene und bereits erwiesene Anklage als eine Frucht der schändlichsten Bosheit (le fruit de la plus infame méchanceté), protestirt gegen jede weltliche Gerichtsbarkeit und wünscht heuchlerisch, daß Gott seinen Verfolgern den großen Skandal verzeihen möge, zu dessen Gegenstand sie ihn, einen Unschuldigen, unter Mißachtung aller heiligsten Rechte, erwählt haben. — Vorstehender Mittheilung fügt das sehr gemäßigt liberale „Luzerner Volksblatt" Folgendes bei: Dieser Jesuit muß in der gleichen Rechts- und Sittenlehre bewandert seyn, wie jener Tartüffe Franz Salesius Riembauer, dessen Prozeß der berühmte Kriminalist Feuerbach in seinen Rechtsfällen darstellt. Riembauer

hatte mehrere Mägde, mit denen er in verbotenem Umgang gelebt, ermordet. In seinem Verhöre berief er sich auf die Lehre der **jesuitischen** Moral, daß man Denjenigen, von dem man nur einen heimlichen Angriff auf seine Ehre als gewiß voraussehe, durch heimlichen Mord zuvorkommend aus dem Wege zu räumen **berechtigt** sey. Er citirte die §§. 1889—1893 von Stattlers (eines Jesuiten) christlicher Ethik, wo dieses wörtlich so stehe. Wenn man sogar tödten darf, um seine Ehre zu retten — wird der Pfarrer von Ecuvillens richtig schließen — wie viel mehr muß es erlaubt seyn, Wahrheit als Lüge zu erklären; — Gott erbarme sich eines Volkes, dessen Heil in solcher Priester Hände liegt!

(**Berlin.**) Unter der hiesigen Geistlichkeit bemerkt man seit einiger Zeit eine ganz außerordentliche Rührigkeit, durch vermehrte kirchliche Thätigkeit dem religiösen Prinzip erweiterten Eingang zu verschaffen. Namentlich gehören dahin Bestrebungen, den geistlichen Einfluß in den Schulen zu erweitern. Es sind der städtischen Schulbehörde in neuerer Zeit wiederholte Anträge zugegangen, bald auf Vermehrung des Religionsunterrichts in den Schulen, bald auf Einführung eigentlicher Erbauungsstunden. Man hört mehrfach die Behauptung, daß sich hierin bereits die Einwirkungen des neuen Oberkirchenraths dokumentirten.

Das „Darmst. Journ." hebt in einem Artikel „vom Rhein, 2. Sept.", rühmend hervor, daß, während man allenthalben in Deutschland die „Spielbanken" wieder eröffnet hat, ja sogar neue geschaffen werden sollen, Bayern allein die in Kissingen ehemals befindliche Bank nicht mehr eröffnet habe.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern, hinter dem Werke verzeichnet, aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

Korrespondenz.

Dresden, 16. September.

Ich bin mit dem Berichterstatten etwas in Rückstand gekommen und werde daher den angehäuften Stoff nur notizenartig mittheilen dürfen. Das hervorragendste Ereigniß im hiesigen Theaterleben war das Gastspiel der Dem. **Rachel**. Sonst war das Repertoir, einzelne kleine Neuigkeiten im Drama abgerechnet, sehr unbedeutend, der Oper gar nicht erst zu gedenken. — Die „Hochzeitsreise" von R. Benedix gefiel namentlich in Folge des ausgezeichneten Spieles von Hrn. Emil Devrient und Fräul. Wilhelmi. Daß das Machwerk: „Die Rose von Avignon" verdientermaßen durchfiel, konnte nach Erfahrungen von auswärts nicht erst befremden. — Der Curiosität wegen möge auch der Darstellungen des Tom Pouce, der sich auf dem Hoftheater producirte, und des bekannten Affendarstellers Klischnigg, der in der Reisewitzer Arena gastirte, Erwähnung geschehen. — Hr. Direktor Mathes, der Eigenthümer der letztgenannten Bühne, hat sich nunmehr mit seiner Truppe nach Annaberg gewendet; zwei treffliche Mitglieder dieser Gesellschaft, Herr und Frau Hensel, sind jedoch nach Hamburg gegangen. — Die Sommertheater haben im Ganzen schlechte Geschäfte gemacht. — Hr. Direktor Voigt wird während des Winters in der Stadt Vorstellungen geben, die indessen gewiß Zuspruch finden werden. Ob seine beiden befähigten Komiker, die Herren Döbelin und Neumann, auch hier bleiben, ist wohl noch nicht entschieden. — Fräul. Lucile Grahn ist ebenfalls wieder in unserer Stadt und studirt ein neues Ballet ein. Im Laufe des letzten Monates verweilten mehrere literarische Gäste in Dresden, von denen ich nur z. B. Betty Paoli, Friedrich Hebbel, R. Gottschall und Franz Dingelstedt namhaft machen will. Der Letztgenannte las in einem Privatzirkel sein Trauerspiel: „Das Haus Oldenbarnefeld" vor, das nächstens auf der Hofbühne in Scene gehen wird. Man verspricht sich viel von diesem Werke. — Frau Palm-Spatzer ist, gesund und wieder in vollem Besitze ihrer schönen Gesangsmittel, aus dem Bade zurückgekehrt, hat aber Engagementsanträge von zwei großen Bühnen bis jetzt abgelehnt, da sie den Winter in Dresden zubringen will. Jedenfalls werden wir sie in den Konzerten der Klaviervirtuosin Fräul. Marie Wieck (Schwester der berühmten Clara Wieck) hören, welche nächsten Monat stattfinden sollen. — Von Gutzkow's großem Sittenroman: „Der Ritter vom Geist", ist der erste Band erschienen, der natürlich sehr gesucht und fleißig gelesen wird. — Berthold Auerbach hat eine Reise auf den Schwarzwald unternommen.

Homburg v. d. H., 19 September.

Am 17. d. veranstaltete unsere Badeadministration ein Konzert im großen Kursaale. Das kleine aber solide Orchester executirte zwei Ouverturen. Die eine aus Calif von Bagdad, die andere von dem kleinen 8jährigen Fritz Gernsheim, auch schon früher von dem Frankfurter Orchester aufgeführt. Hat keine fremde Hand daran gefeilt, so wäre das Factum ein kleines Wunder. Auch zeigte sich der kleine Mann in dem ersten Satze des Hummel'schen A moll Konzerts als fertiger Pianist. Mit der Binde vor den Augen glaubt man eine erwachsene Virtuosin zu hören, denn für den männlichen Vortrag fehlt den zarten Fingern natürlich noch die Kraft. Die Pariser Sängerin Mad. **Julliennne**, welche in Frankfurt mit so vielem Glück gastirt, trug Arien von Bellini und Verdi vor und erntete rauschenden Beifall. Hr. Adolph **Gollmick**, Pianist und seit längerer Zeit in London domicilirend, spielte Piecen von seiner eigenen Composition: Gage d'amitie, Valse styrienne und eine große Caprice. Die Haupteigenschaft von dieses jungen Mannes Spiel ist ein sehr eleganter Vortrag, der sich selbst durch die größten Schwierigkeiten zieht, weßhalb sein Spiel auch immer wohlthuend wirkt und selbst in rauschenden Passagen nicht ermüdet. Eben so ansprechend sind seine für die Salonwelt berechneten Compositionen. Diese Soirée war eine interessante, nur schien uns die Acquisition zweier Pianisten für einen Abend etwas taktlos.

Kunstnotiz.

(**Frankfurt a. M.**) Am 28. d. M. wird zum Vortheil des Hrn. **Chrudimsky** Meyerbeer's „Prophet" zur 28. Aufführung auf hiesiger Bühne gelangen. Ein solcher Erfolg ist hier einzig in seiner Art und noch immer fährt diese Oper fort, zahlreiche Besucher anzuziehen. Wir sind überzeugt, daß dieß bei der hier angezeigten Vorstellung um so mehr geschehen wird, als sie zum Vortheil eines Sängers stattfindet, dessen vieljährige unausgesetzte Thätigkeit und ausgezeichnete Gesangsleistungen ihm ein Anrecht auf den Dank der Theaterbesucher geben, denen er im Verlauf seines reichhaltigen Repertoirs schon so manchen Kunstgenuß bereitet hat.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: **J. A. Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 227. Montag, den 23. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Hier hatte ich ein Jahr und einige Monate, in mein Schicksal ergeben, gleich dem geblendeten Finken in seinem Käfig, gelebt und besaß Alles, was ich wünschte, nur nicht das Licht meiner Augen.

„Eines Tages herrschte eine ungewöhnliche Unruhe in dem sonst so stillen Hause. Es schien mir, als sey irgend ein Fremder angekommen; doch bald war Alles wieder ruhig.

„Da brachte meine freundliche Pflegewirthin, wie zufällig, die Rede auf meine Tochter und sprach die Freude darüber aus, daß wir bald das Vergnügen haben würden, Luisen in unserer Mitte zu sehen.

„Die gute Frau hatte nicht daran gedacht, wie wehe sie mir mit diesen Worten gethan.

„Ja, sehen!" rief ich mit vor Schmerz bebender Stimme. „Allmächtiger Gott, du hast mich armen Mann zu hart gestraft.

„Ja, meine liebe, gute Freundin, ich wollte einst in meinem blinden Wahne, daß nur Gold allein den Menschen glücklich machen könne, diesem schnöden Mammon mein Kind zum Opfer bringen, um meinem Stolze, um der eitlen Prunksucht meines herzlosen Weibes zu fröhnen!

„Ach, mein unglückliches Kind, wo magst du wohl weilen! Ich sehe dich nicht mehr, dafür hat der Allmächtige gesorgt", sprach ich dumpf. Da war mir's, als wolle wieder der alte Wahnsinn sich meiner bemächtigen. Ich ergriff mit beiden Händen mein Haupt und sank bewußtlos in den Sessel zurück.

„Als ich wieder zur Besinnung gelangte, lag ein Weib vor mir auf den Knieen, meine kalten, starren Hände mit Küssen und brennendheißen Thränen bedeckend, während es mit fast erstickter Stimme stammelte:

„Vater, lieber, unglücklicher Vater, Deine ungehorsame, Deine trostlose Tochter liegt Dir zu Füßen! Ich bin Diejenige, die fehlte; ich trage die Schuld an alle dem Elende, was über Dich gekommen! Ich bitte Dich, verzeihe Deinem armen Kinde, damit es neu auflebe und Kraft gewinne, seinen Fehltritt wieder gut zu machen.

„Und sie hat redlich Wort gehalten.

„Erfreute ich mich nur meines Augenlichtes, so lebte ich hier als unbekannter „Albert" glücklicher und geachteter denn je zuvor.

„Bald darauf starb die alte Gräfin M., vermachte der Erzieherin ihrer Tochter eine jährliche Leibrente von zwölfhundert Gulden und schenkte ihr außerdem noch dieses artige Landhaus. Was darüber hinaus ist, verdankt Luise ihrer Kunst.

„Sehen Sie, bester Freund, jetzt wissen Sie Alles. Werden Sie auch nach diesem Bekenntnisse die Hand meiner Tochter nicht verschmähen?

„Nein, bei Gott nicht!" entgegnete ich gerührt und reichte dem von der langen Rede angegriffenen Manne meine Rechte.

„Nun, so hoffe ich mit Gewißheit auf Luisens Einwilligung und ich werde Sie mit Freuden „Sohn" nennen", erwiederte der Greis.

„Am Tage nach Luisens Rückkehr wollte ich Herrn Albert Zeit lassen, seiner Tochter meinen Antrag mitzutheilen; dann sollte am Abende mein Schicksal sich entscheiden. In Erwartung dessen trieb ich mich, gleich einem halben Verrückten, in dem fürstlichen Parke umher, und da ich in voriger Nacht fast kein Auge geschlossen hatte, versank ich, an Leib und Seele ermattet, auf einer Moosbank ruhend, in tiefen Schlaf.

„Daß meine geliebte Luise kein gewöhnliches Weib ist, wirst Du aus Folgendem entnehmen:

„Auf diesem weichen Sitze mochte ich wohl einige Stunden geruht haben, als ein leises Geräusch mich weckte. Luise, am Arme ihres Vaters, stand vor mir. Vom Glanze der Abendsonne geblendet, hielt ich in meiner Betäubung diese Erscheinung für ein Traumbild und stammelte unverständliche Worte, während ich von meinem Sitze mich erhob. Da trat Luise mir einen Schritt entgegen. Indem sie meine ihr dargebotene Rechte nahm, sank ihr schönes Haupt sanft mir an die Brust und sie sprach: „Mein theuerster Herr von Romburg! Freund meines unglücklichen Vaters! von heute an lege ich meine Zukunft in Ihre schützende Hand. Nur einer Erklärung bedarf es noch — sie betrifft ein Ereigniß meiner Jugend — und ich bin ganz die Ihrige."

„Ach, mein lieber, bester Freund, hättest Du diese Scene gesehen! — Es war der feierlichste Augenblick meines Lebens! — Wir hielten alle Drei uns fest umschlungen und standen sprachlos da; nur der blasse, blinde Greis mit seinem langen, schneeweißen Barte wandte sein feuchtes Auge der sinkenden Abendsonne zu, indem er leise Dankesworte zum Himmel emporsandte, während er die Hand meiner geliebten Braut in meine Rechte legte. —

„Die folgenden acht Tage, welche ich nun verlebte, sind mir gleich einem paradiesischen Traumgebilde entschwunden. Ja, sie wiegen an süßen Empfindungen zehn meiner schönsten Jugendjahre auf. — Mag sich nun mein Geschick entscheiden, wie es wolle: Einmal in meinem Leben habe ich nun doch wahrhaft geliebt, und, was am meisten mich beglückt, ein meiner Liebe vollkommen würdiges Wesen, einen Engel an Körper und Geist! War sie nicht, so wäre ich aus dieser Welt geschieden, ohne dieses göttliche Gefühl empfunden zu haben. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, so ist es der Schwanengesang meiner Liebe!

„Jene Erklärung, ihre Jugend betreffend, hatte Luise mir

noch immer nicht gemacht; auch drang ich nicht darauf, dieselbe zu wissen; allein zuweilen sann ich doch darüber nach, was es wohl seyn könne. Da fiel mir auf einmal der kleine Knabe, Luisens Pflegekind, ein, und ein, jedoch schnell vorübergehendes, Gefühl der Eifersucht berührte unangenehm mein Herz. Doch gleich darauf sagte ich zu mir selbst: „Nein, auch dieß soll Dich nicht abschrecken! Einer gefallenen Tugend, die so glorreich sich erhebt, gebührt die Lorbeerkrone. Ein Weib, welches aus Liebe gefehlt, verdient nicht unsere Verachtung! — Sind wir darum das starke Geschlecht, um über die Hingebung eines liebenden und betrogenen schwachen Mädchens triumphirend zu spotten?

„Mit der Abfassung meines Ehevertrages beschäftigt, hatte ich mich bei dem Notar in der nahen Stadt so sehr verspätet, daß meine Braut an diesem Abende meinen Besuch nicht mehr erwarten durfte; doch ging ich, bevor ich mich zur Ruhe begeben konnte, noch auf die Terrasse, um desto näher einen stillen Gruß nach ihrem noch erleuchteten Fenster des Erdgeschosses zu senden.

„Luise sang eben mit Begleitung ihrer Harfe ein zwar etwas veraltetes, doch in Text sowohl als Melodie ein Lieblingslied meiner Jugend, welches ich früher nie von ihr vernommen. Es war das bekannte Klopstock'sche:

Namen nennen Dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach! (rep.)

„Dadurch hingerissen, schritt ich ihrem Hause immer näher. Zufällig war das Gartenthor noch nicht abgeschlossen. Unbemerkt trat ich hinein; doch als ich dem Fenster nahete, verstummten plötzlich Gesang und Harfe. Durch die Jalousien konnte ich bemerken, wie Luise ein Gemälde vor sich auf dem Tische aufgestellt hatte, vor welchem sie, den Rücken mir zugewendet, saß und sich mit einem Taschentuche die Thränen trocknete. Dann nahm sie rasch mehrere entfaltete Briefe und hielt sie mit zitternder Hand über die Lampen. Durch die hoch emporlodernde Flamme ward das Bild so grell erleuchtet, daß ich deutlich dessen Züge erkannte. Es war — das wohlgetroffene Portrait Richard Welson's, meines Hamburger Freundes, nur um zehn Jahre jünger, als zur Zeit, wo ich dessen Bekanntschaft auf Helgoland gemacht.

„Ein leiser Frost durchrieselte meine Glieder; doch auf meinem Zimmer angelangt, brannte mir der Kopf wie Feuer, und da ich eine schlaflose Nacht voraussehe, nehme ich meine Zuflucht zu Dir, mein Freund. Doch während ich hier schreibe, wird es mir, auch ohne Deine Antwort abzuwarten, klar, daß ich als Ehrenmann ein Opfer bringen muß.

„Unter irgend einem Vorwande, worüber ich später nachsinnen werde, beurlaube ich mich auf acht Tage von meiner geliebten Braut und reise morgen mit Extrapost nach Hamburg.

„Ist mein Freund Welson noch unvermählt, so werde ich ihn um den Schluß der auf Helgoland unterbrochenen Erzählung seiner Jugendliebe bitten, und trägt er, ungeachtet seiner bittern Klagen und seines bösen Verdachtes gegen Luisen, jene Jugendliebe noch im Herzen, woran ich kaum zu zweifeln wage, so würde ich, nach Pflicht und Gewissen, mir alle Mühe geben, das bestehende Mißverhältniß auszugleichen und meine Braut erhält aus meiner Hand den Bräutigam ihres Herzens — den Mann ihrer ersten Liebe. Und mein armes, verödetes Herz tröstet sich mit dem Bewußtseyn, zwei ihm theure Wesen für die Dauer ihres Lebens glücklich gemacht zu haben. Dein

v. Romburg."

(Schluß folgt.)

Nauheim und seine heilsamen Quellen.

Der seit einem Jahre von körperlichen Leiden hart heimgesuchte Unterzeichnete wurde zu seiner Erholung und Vorbeugung gleicher Gebrechen zum unumgänglichen Gebrauche des Salzbades zu Nauheim bei Friedberg in der Wetterau veranlaßt, und hält sich nun, von da vollkommen genesen und erstarkt zurückgekehrt, verpflichtet, seine dasigen Anschauungen und Erfahrungen zum Frommen der leidenden Menschheit in folgenden Umrissen kurz anzudeuten.

Was den Ort Nauheim betrifft, so läßt derselbe hinsichtlich seiner gesunden und romantischen Lage, wenn die vermögende Gemeinde in ihrem Interesse das beinahe unzugängliche Pflaster in dem Orte, so wie die Wege um dasselbe, namentlich nach der Höhe des die herrlichste Aussicht in die fruchtreiche Wetterau und weite Ferne gewährenden Johannisbergs, bequemer herrichten lassen wollte, nichts zu wünschen übrig; was dagegen die Unzulänglichkeit der Wohnungen gegenüber der dießjährigen starken und künftig unfehlbar allmälig zunehmenden Frequenz des Bades angehet, so regt sich bereits das Interesse Einzelner, Neubauten aufzuführen und bis zur künftigen Badesaison bewohnbar einzurichten, und es läßt sich erwarten, daß Andere diesem Spekulationsgeiste allmälig nachfolgen und so dem dießjährigen Mangel an Wohnungen für die nächste Folge abhelfen werden. Außerdem läßt sich von dem regen und umsichtsvollen Streben des Vorstandes der Badeanstalt, Herrn Assessor Avenarius, erwarten, daß derselbe die höhere Ermächtigung erziele, um die bis jetzt sehr im Argen befindlichen Räume um den Trinkbrunnen und dem Badehause in angenehme Anlagen, so wie die bei Regenwetter unzugänglichen Wege nach dem Brunnen-, Kur- und Badehause für jede Witterung dauerhaft und bequem herzurichten und mit einer Schatten gewährenden Allee versehen zu lassen und sich so ein bleibendes dankbares Andenken bei den Besuchern Nauheims gründen und bewahren werde. — Bestätigt sich ferner das verbreitete Gerücht, daß die kurfürstliche Regierung die dringend nothwendige Vermehrung der bis jetzt unzulänglichen Bäder durch die Auferbauung eines größeren, mit vielen Wohnungen versehenen zweiten Badehauses genehmigt habe, und wird dasselbe thunlichst bald seinem Ziele entgegen geführt, so unterliegt es keinem Anstande, daß das Bad Nauheim wegen seiner ausgezeichneten vielseitigen Heilkraft, angenehmen und gesunden Lage und der mittels der daran vorüberziehenden Main-Weser-Eisenbahn dargebotenen bequemen und schnellen Reisegelegenheit vor allen Salzbädern Deutschlands bevorzugt und am meisten besucht werden wird. — Obgleich die dießjährige Witterung auf die Kur meistens störend einwirkte und Manche daher an ihrer Genesung zu zweifeln veranlaßt wurden, so war doch dessen ungeachtet das Resultat der Kur während der Saison in jeder Beziehung außerordentlich erfreulicher Art; denn wer an hartnäckigen rheumatischen Zufällen, bösartigen Geschwüren, Lähmung, verdorbenem Magen, Krämpfen, Stuhl- und Urinverhaltung, an noch nicht eingetretener oder gestörter Menstruation, Hämorrhoiden, Gicht, Flechten, Scropheln u. s. w. zu leiden hatte, erfreute sich der vollständigen Genesung oder doch, bei langjährigen Leiden, solcher Erleichterung, daß der oder die nicht ganz Genesene bei dem wiederholten Gebrauche der Trinkquelle und der Bäder der vollen Heilung getrost entgegen sehen kann. Wer immer aber das Bad Nauheim leidend besucht, der unterlasse ja nicht, sich vor allen Dingen den Rath und Beistand des menschenfreundlichen Badearztes Herrn Physici Dr. Bode zu erbitten und sich nach dessen Anordnung sowohl beim Trinken an der Quelle, als beim Gebrauche des Bades strenge zu richten; denn das Zuviel oder das Zuwenig an der Trinkquelle und das Zulang oder Zukurz

im Verweilen in dem Bade führet nicht zur Genesung, sondern zum Mißbrauche und dessen unabsehbaren Folgen.

Frankfurt, im September 1850. M......r.

Aufmunterung zum Turnen.

Das Ringen nach einem großen und zumal nicht ganz nahe liegenden, sofort mit den Händen zu greifenden Ziele, bedarf von Zeit zu Zeit einer Aufmunterung, damit die Kämpfer nicht faul und stumpf werden. Hat aber die deutsche Turnkunst und die Gymnastik im weitesten Sinne ein solches großes und herrliches Ziel; ist leider unter Jung und Alt, wenigstens hier in Frankfurt, während der letzten Jahre eine nicht unmerkliche Ermattung mitunter sonst recht begeisterter Streiter eingetreten, so ist wohl eine Aufmunterung zu erneuertem Streben am Ort.

Wir müssen uns dabei nun gleich von vornherein über das Ziel der Turnkunst verständigen; denn gerade die verschiedene Auffassung desselben, von der einen Seite als ein politisches und von der anderen Seite als ein erzieherisches, rein menschliches, hat Zwiespalt unter die Freunde des Turnwesens gebracht, und theils Mißtrauen, theils Gleichgültigkeit hervorgerufen. Diejenigen, welche die Turnkunst zur Dienerin von Parteibestrebungen machen möchten, stellen als Ziel derselben gewöhnlich die Einheit, Freiheit und Brüderlichkeit des deutschen Volkes, die Verwirklichung der Demokratie und Aehnliches auf. Mir schien es aber immer, daß ein Turnverein, indem er sich solche und ähnliche Ziele vorsteckt, von diesem Augenblicke an aufhöre, ein „Turnverein" zu seyn, vielmehr einen „politischen Verein" bilde, der als Mittel zu seinem Zwecke unter Anderem auch das Turnen anerkenne und nebenbei betreibe. Wenn nun auch nicht verhindert werden kann, daß politische Wortführer sich des Turnens in dem angedeuteten Sinne für ihre Zwecke bedienen, so ist es dagegen die Aufgabe der Anhänger der Turnkunst um ihrer selbst willen, ihren Weg um so entschiedener und genauer zu kennzeichnen, je größer die Gefahr ist, bei einem Schwanken in dieser Hinsicht, das öffentliche Vertrauen in die gute Sache zu verlieren. Ein neuer Schriftsteller im Gebiete der Turnkunst, Dr. O. H. Jäger, *) hat diesen Weg und damit das Ziel der Gymnastik sehr richtig bezeichnet, indem er sagt:

„Halten wir nun die Berechtigung der Gymnastik als eine unmittelbare und bedingungslose fest und bestimmen dieselbe als die freie Kunst, die von der Natur dem Menschen verliehenen körperlichen Anlagen aus der Gewalt der rohen, ungebändigten Naturkräfte und der bloß instinktmäßigen Entwickelung zu befreien und zu veredlen, den gesammten Organismus durch stetige naturgemäße Uebung zu einem Kunsterzeugniß des eigenen freien Geistes zu vollenden, und ihn dadurch mit den Forderungen dieses letzteren zu versöhnen, so dehnt sich unserem Blick der Kreis ihrer Wirkungen aus auf's ganze menschliche Leben und ihre Bedeutung erhöht sich zu einer allgemein menschheitlichen."

Wenn auch minder wissenschaftlich, so doch allgemein verständlicher, anregender und begeisternder hat sich Jahn über das Turnziel ausgesprochen. Er sagt:

„Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeisterung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberfeinerung in der wieder gewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen. Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in stetem Wechselgetriebe."

Auf dem Wege, wie er in den eben angezogenen Stellen bezeichnet ist, wird die Turnkunst dereinst noch ihren Triumph feiern über Vorurtheil, Mißverstand und Schlaffheit. Schon macht man Anstalt, die Gymnastik in den Kreis der Bildungsmittel für unsere Gesammt-Schuljugend einzuführen. Eine Turnanstalt, begünstigt durch treffliche Lage und Räumlichkeit, steht diesem Unternehmen, wenigstens da, wo an den Schulen selbst der Platz fehlt, zu Gebot. Aber auch die erwachsene Jugend und junge Mannschaft führt der eigene Drang, das Gefühl der Leere und Halbheit des Daseyns bei dem Mangel an turnerischer Ausbildung wieder in größerer Zahl auf den Turnplatz. Das am 15. September abgehaltene Schlußturnen der hiesigen Turnergesellschaft gab davon Zeugniß. Alles dieses aber sind im Verhältniß zur Größe Frankfurts, zu der sonstigen Bildung seiner Bewohner nur schwache Aeußerungen turnerischen Sinnes. Darum möge mir gestattet seyn, jetzt, wo sich mit dem Beginne des Winterturnens eine zweckmäßige Veranlassung zum Eintritte in die Turnanstalt für Jung und Alt darbietet, aufzumuntern: die Eltern, ihren Kindern das stärkende Lebens-Element des Turnens nicht zu entziehen; die junge Mannschaft, mit selbstständiger, nachhaltiger Kraft den Weg zum Ziele der Turnerei, wie er oben bezeichnet ist, zu betreten, und endlich: die ältere Mannschaft ihrer vorzeitigen leiblichen und geistigen Versteifung durch eine zweckentsprechende diätetische Gymnastik vorzubeugen.

A. Ravenstein.

*) Vergl. dessen Gymnastik der Hellenen, Preisschrift; Eßlingen, 1850.

Mannichfaltigkeiten.

Die bei Theodor Wentz in Frankfurt a. M. erschienene Sammlung politischer Zeitgedichte von C. H. Ehrt: „Papierne Spitzkugeln" verdienen wohl in erneuerte Erinnerung gebracht zu werden. Ihr Werth besteht darin, daß sie in ernsten und scherzhaften Bildern und Worten ein dankenswerthes Scherflein
zur Verbreitung von Licht und Wahrheit beitragen und eine ent-
schiedene Gesinnungstüchtigkeit bekunden. Dabei besitzt der Ver-
fasser das Talent, seinen Stoff mannichfaltig zu behandeln und
ihn populär zu bearbeiten. Zu den gelungensten Gedichten der
Sammlung zählen wir: „Neuester Bericht aus dem himmlischen
Jenseits", „der Kindermord", „der große Dombau", „das kleine
Parlament im Wirthshaus", „der eitle König und sein Minister-
rium", u. A. Dichtungen dagegen, wie „die Leichen am Riesen-
altar" und „Felsenmeer" haben uns nur wenig angesprochen, da
sie einem veralteten Geschmack angehören und keinen poetisch-
schönen Eindruck hervorzubringen geeignet sind. — Exemplare des
genannten Werkchens sind bei Th. Wentz, Mainzergasse, 2, à
12 kr. zu haben.

(London.) In der „Times" findet sich ein Schreiben des
Hrn. von Humboldt, welches derselbe an das Comité des
Friedens-Kongresses gerichtet und worin er sein Bedauern dar-
über ausspricht, daß sein hohes Alter vornehmlich ihn abhalte,
an den Berathungen der Friedensfreunde Theil zu nehmen. Un-
ter Andern sagt Humboldt in seinem Schreiben: „Es ist ein
nützliches Unternehmen, solche Gefühle durch öffentliche Konferen-
zen der Allgemeinheit einzuflößen und zugleich also den Weg zu
bezeichnen, durch welche weise und aufrichtige Regierungen da-
durch, daß sie die fortschreitende und rechtmäßige
Entwickelung und Vervollkommnung freier Insti-
tutionen fördern, die lange aufgehäuften Elemente der Ge-
reiztheit mildern mögen, bis die Milde der Sitten und eine ge-

besserte Ordnung in der Organisation der Staaten die wilden Ausbrüche viehischer Gewalt in engere Gränzen gezogen. Die Geschichte der Vergangenheit zeigt, daß unter dem Schutze einer höhern Macht die lange genährte Sehnsucht nach einem edeln Ziele in dem Leben der Nationen endlich ihre Befriedigung finden werde. Hat nicht die schmachvolle Gesetzgebung, die das infame System der Sklaverei und des Handels mit Menschen geschehen ließ und gar ermunterte, mindestens auf unserm Continente und in den unabhängigen Staaten des alten spanischen Amerika's den vereinten Anstrengungen des bessern Theils der Menschheit nachgegeben? Darum müssen wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß sie den Weg eröffnen werden, auf welchem alle feindliche Spaltungen und sich befehdenden Eifersüchteleien allgemach schwinden werden. Die ganze Weltgeschichte lehrt — um mich des Ausdrucks eines längst verstorbenen Staatsmannes zu bedienen —, daß die Ideen der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte immer umfassender nach Außen treten und ihre beseelende Kraft entfalten."

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

Frankfurter Theater.

Die Benefiz-Vorstellung für Hrn. H. Schneider brachte uns ein von demselben verfaßtes einaktiges Lustspiel. Die Zahl der Schauspieler, die sich zugleich als Bühnendichter versucht haben, ist nicht gering; aber nur wenigen unter ihnen wollte es gelingen, etwas Erhebliches im literarischen Bereiche zu leisten. Sie zeigten meistens nur eine gewisse Reproductionskraft, ein glückliches Gedächtniß und eine ihnen nahe liegende Bühnenkenntniß. Wenn man es schon im Dienst einer Muse nur selten bis zum wohlverdienten Lorbeerkranz bringt, wie um so weniger in dem von zweien! Mag indessen der Versuch eines Schauspielers, auch einmal die Feder zur Hand nehmen, in Bezug auf dessen Strebsamkeit immerhin anerkannt und im nichtglücklichen Fall entschuldigt werden, so bleibt doch zu wünschen, daß solches Streben nicht allzu oft dem Publikum vorgeführt werde. Das Lustspiel des Hrn. Schneider entbehrt einer geschickt erfundenen Handlung, anziehender Charaktere und effektvollen Situationen. Abgesehen von dem eben keinen wohlthuenden Eindruck hervorbringenden Braut- und Schwesterverhältniß, auf welchem das Ganze beruht, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit des hier vorausgesetzten Geheimnisses der Verwandtschaft, abgesehen ferner von der Unwahrscheinlichkeit der hier obwaltenden Nichterkennungs- und Erkennungsscenen, fehlen diesem Lustspiel die frischen und den Beschauer anregenden Lebenselemente, weßhalb es auch keine sonderliche Wirkung hervorbringen konnte. Dagegen haben wir dem Verfasser das Zugeständniß eines gewandten, wohlgeordneten und leicht fließenden Dialoges zu machen, und wenn ihm einmal eine interessantere Erfindung und geschickter verwickelte Intrigue gelingen sollte, so dürften ihm die Details der Ausführung wohl zu Gebote stehen. Die Darstellung der genannten Novität war in so guten Händen, daß nach dieser Seite hin nichts zu wünschen übrig blieb. Uebrigens sind wir dem Benefizianten und Verfasser eine wohlwollende Entgegennahme seines Strebens um so mehr schuldig, als er in seinem eigentlichen Fache als Darsteller in Lustspiel und Conversationsstück Ausgezeichnetes leistet und den besten Repräsentanten desselben wohl beigezählt werden darf. Natur und Wahrheit, Ungezwungenheit und Lebendigkeit zeichnen seine Darstellung vortheilhaft aus und rechtfertigen den von unserm Publikum bei vielen Veranlassungen ihm nach Verdienst gespendeten Beifall. — Weiter wurde der „Kaiser und die Müllerin" von Gubitz gegeben. Mit welchem Rechte der Verfasser dieß ziemlich derbe und nur wenig erhebliche Lustspiel ein historisches nennt, wissen wir nicht; so viel aber ist gewiß, daß es unserm Repertoire keine Bereicherung gebracht hat. Für den mangelnden Werth des Stückes entschädigte einigermaßen wenigstens das treffliche und anmuthig launige Spiel der Fräul. Hoffmann, die im Lustspielfache als eine Zierde unserer Bühne sich mit jeder Rolle neu bewährt. — Ein von Hrn. und Mad. Meersmanns ausgeführter holländischer Nationaltanz bekundete eben so viel Kraft und Gelenkigkeit, als Gewandtheit und Eigenthümlichkeit der Ausführung, so daß der lebhafteste Beifall dem hier geschätzten und anerkannten Künstlerpaar gespendet wurde. — Zum Schluß der Vorstellung sang Mad. Jullienne die große Scene des ersten Aktes aus Norma. In Bezug auf diese ausgezeichnete Sängerin, deren Talent und Schule steigende Würdigung finden, hätten wir Gesagtes nur zu wiederholen. Sie fand rauschenden Beifall. Da Mad. Jullienne ihren hiesigen Aufenthalt noch um etwas verlängern wird, so sprechen wir den Wunsch aus, sie noch einmal als Alice in Robert und in der ganzen Partie der Norma zu hören. W.

Korrespondenz.

Usingen, 20 September.

Die eifrigsten Freunde der Freiheit haben sie immer als Mittel und nicht als Zweck betrachtet. Man muß frei seyn, um tugendhaft seyn zu können, ein Volk muß sich frei bewegen dürfen, wenn es alle in ihm liegenden Anlagen des Herzens, des Geistes, der Kunst und des Schönheitssinnes zur Entfaltung bringen will. Wehe Denen, welche die Freiheit anders verstehen, welche die hehre Göttin zur Dienerin der Dummheit, Lüge, Habgier und bodenlosen Gemeinheit machen! Wie traurig auch die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands sind, wie unglücklich auch die Würfel des Schicksals für die ersehnte Einheit des Vaterlandes liegen mögen, wie viele Herzen auch gebrochen sind in der Verwirrung der beiden letzten Jahre, wie geschäftig auch die Verläumdung war, den reinsten Willen zu besudeln, wie sehr auch oben und unten die gemeinsten, wildesten Leidenschaften entfesselt seyen, welche Albernheiten auch in Volksversammlungen und welche Niederträchtigkeiten in Kneipen und Tabagieen zum Durchbruch kommen, Eines haben wir gerettet, ein Gut, welches alle diese Schäden und Uebelstände aufwiegt. Dieses Gut ist das erwachte Bedürfniß größerer geistiger Bildung bei der Jugend des Handwerkerstandes oder, wie man in England und Frankreich sagt, der arbeitenden Klassen. Wenn diesem Bedürfniß allenthalben Vorschub geleistet wird, so kann daraus nur Segen erwachsen. Ein Mittel dazu sind die Lesevereine, wie wir einen solchen seit 1834 besitzen. Aber diese Vereine, wenn sie auch, wie der unsrige, 2000 Bände der trefflichsten Werke in deutscher, englischer und französischer Sprache besitzen, reichen nicht hin. Es müssen mit ihnen wöchentliche Vorlesungen in dem Vereinslokal verbunden werden, denen Jedermann, wenn er auch nicht Mitglied ist, beiwohnen kann. Hier müssen zweckmäßig gewählte Schriften an einem festgesetzten Tage der Woche das ganze Jahr hindurch vorgelesen werden, damit jeder Wißbegierige, jeder nach Bildung Strebende schnell, wohlfeil und ohne Mühe in den Stand gesetzt werde, das Wichtigste in schöner Literatur, Geschichte, Politik, Erfindungen kennen zu lernen. Wir haben hier damit seit einiger Zeit begonnen, die Schriften Kinkel's vorzulesen, damit Jedermann diesen edlen Dulder kennen lerne, denn kennen heißt, ihn lieben und sein Schicksal beklagen. Bei dem guten Geiste, der unsere Turner belebt, ist es nicht auffallend, daß diese Vorlesungen auf erwünschte Weise besucht waren, aber wird es gelingen, ihnen das ganze Jahr hindurch eine feste Dauer zu geben und ältere Leute und Frauenzimmer zum Besuche zu bewegen? Die Turner und die Sänger wissen es, wie sehr sie zu kämpfen hatten, um ihrem Streben Festigkeit zu geben und wie es ihnen doch durch Beharrlichkeit vortrefflich gelungen ist. Wir beabsichtigen zu diesen Bildungsmitteln als ein eben so wirksames, vielleicht noch wirksameres, die wöchentlichen Vorlesungen zu gesellen. Wird es uns gelingen? wird die Jugend Ausdauer besitzen, sie im Gange zu erhalten? werden die Abderiten und alten Philister das Unternehmen nicht zu knicken suchen? Wohlthaten können nicht aufgezwungen, sie müssen gern und freudig aufgenommen werden. F. Eghs.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Sept. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky): Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, Musik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 24. Sept. (Neu einstudirt): Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 228. Dienstag, den 24. September 1850.

Der blinde Albert und seine Tochter.

Novelle von Maria K . . . . r.

(Schluß.)

XIII.

Als Herr von Romburg am folgenden Morgen beim Frühstück saß, welches ihm durchaus nicht munden wollte, griff er mechanisch nach der neuangekommenen Zeitung, und da in der ruhigen Zeit die Politik ihn wenig kümmerte, so sah er gewöhnlich zuerst nach den amtlichen und vermischten Nachrichten. Unter Letzteren las er Folgendes:

„Heute fand hier die Hinrichtung des Mörders N. N. statt. Als derselbe auf Begnadigung nicht mehr hoffen durfte und ihm am Tage vorher sein Todesurtheil vorgelesen wurde, gestand er noch ein schweres Verbrechen ein, welches ohne sein Bekenntniß ein ewiges Räthsel geblieben seyn möchte. Er bekannte sich als Mörder eines Herrn van der Meren, während ein jetzt ganz verschollener Baron v. H. länger als ein Jahr unschuldig sich in Untersuchungshaft befunden hatte, weil man ein mit Blut beflecktes Taschentuch fand, welches den Namen des Barons enthielt und das er zwar als sein Eigenthum anerkannte, jedoch vorgab, durchaus nicht zu wissen, wie die Blutflecken hineingekommen. Der Mörder erinnerte sich dieses Taschentuches, an welches er nach vollbrachter That seine Hände abgewischt habe; ferner entsann er sich, daß er eine Schatulle geraubt, welche indessen nichts als Papiere und Wechsel enthielten, wovon er keinen Gebrauch habe machen können und dieselben daher verbrannt hätte." —

Kaum hatte Herr von Romburg diese Nachricht gelesen, als der Wirth ihm ein Packet einhändigte, welches ebenfalls mit der Nachtpost angelangt war. Es enthielt die zu seiner Vermählung erforderlichen Papiere.

In freudiger Aufregung steckte er die Zeitung ein, nahm das Packet unter den Arm und schritt, ohne des vorigen Abends zu gedenken, eiligst der Wohnung seiner Braut zu.

Luise sah heute ungewöhnlich blaß und angegriffen aus; doch, als sie die Nachricht in der Zeitung gelesen, überhauchte eine helle Röthe ihr bleiches Antlitz; dann sank sie vor ihrem Vater, der in seinem großen Armsessel saß, auf die Kniee und las ihm das für des Greises Ruhe so wichtige Unschuldszeugniß vor.

Die Freude des blinden unglücklichen Mannes war schmerzlich rührend anzusehen; wohl zehn Mal hinter einander mußte ihm der Artikel vorgelesen werden; dabei strömten helle Freudenthränen in seinen weißen Bart hernieder. Dann nahm er das Blatt, hielt es krampfhaft fest und befühlte die Stelle, wo obige Erklärung des Mörders stand, als könne er sich dadurch um so mehr von deren Wahrheit überzeugen.

Nachdem von Romburg diesem rührenden Schauspiel etwa zwei Stunden zugesehen, machte er seine Braut mit seiner nahen Reise bekannt, indem er vorgab, eine Familienangelegenheit nöthige ihn, eine Reise zu unternehmen, welche jedoch nur höchstens acht Tage dauern werde.

Noch an demselben Tage reis'te Romburg ab. Er mochte kaum eine Stunde zurückgelegt haben, als der blinde Greis bereits das Ziel seines Erdendaseyns erreichte. Er war eines sanften Todes, des süßen Todes der Freude, gestorben — ein Nervenschlag hatte ihn getroffen.

XIV.

Einige Jahre später sehn wir auf der Terrasse, von welcher aus man das wunderschöne Thal und die frühere Wohnung des blinden Herrn Albert und seiner Tochter, der berühmten Malerin Lina Albert, überschaut, einen alten Herrn an einem warmen Sommertage bei Nachmittags-Kaffee sitzen. Er fragt eben einen vorbei gehenden Kellner, wer das gegenüber liegende schöne Landhaus bewohne?

„Das gehört einem sehr reichen Kaufmann aus Hamburg, einem Herrn Welson, welcher mit seiner Familie während des Sommers hier wohnt", antwortete der Kellner höflich.

„Hat Herr Welson auch Kinder?"

„Gewiß; zwei Söhne und ein Töchterchen, allerliebste Kinder. Sehen Sie, mein Herr, die beiden hübschen Knaben, die im Garten an dem Kinderwägelchen ziehen, in welchem ihre kleine Schwester sitzt? Das sind Herrn Welson's Kinder."

Die Frau Baronin von Holberg soll, der Sage nach, nachdem Herr von Null zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt war, ihr Leben in einem Hospitale zu Wien beschlossen haben.

Der sogenannte Herr von Null war von Hause aus der ungerathene Sohn eines Schullehrers, Namens Denull. Nachdem er seinem Vater davon gelaufen, irrte er seine Zeit lang heimathlos in der Welt umher. Da er eine gute Hand schrieb, fand er eines Tages Beschäftigung als Rollenschreiber bei einer herumziehenden Schauspielertruppe, wo er mitunter als Statist figurirte und später einige Zeit selbst Schauspieler war. Doch als wir ihn in seiner Glanzperiode sahen, hatte er die zwei Sylben seines Namens zuerst in ein französisches „de Null" und späterhin in ein deutsches „von Null" getheilt und bekleidete die Stelle eines geheimen Agenten bei einer Falschmünzerbande, was ihm denn auch die fünfjährige Zwangsarbeitsstrafe zuzog.

Wie es dem würdigen Kleeblatte: der Frau von Holberg, ihrem verschmitzten Kammermädchen und unserm intriguanten Null gelang, das Glück unseres wackern Herrn Welson und sei-

ner treuen Luise so lange zu verzögern, dieß wollen wir uns hinzu denken.

Einmal sahen wir noch zuletzt Herrn Denull als Zehngroschen-Mann am Neptunsbassin zu N.

Hier brach das Manuskript ab.

„Aber wo ist denn der gute, edle Herr von Romburg geblieben, welcher in dem Schreiben an seinen Freund sich mit dem ewigen Juden verglich?" fragte theilnehmend lächelnd Frau von Werdheim.

„Nachdem er in Hamburg Alles gefunden, wie er vorausgesehen, oder, wir können beinahe hinzufügen, gefürchtet hatte, und sein überglücklicher Freund am späten Abend mit ihm im Gasthofe eintraf, überließ er ihm seine Braut, so wie seine schönen Eckzimmer, und packte, nach schmerzlichem Abschiede von dem Freunde, seine Reisekoffer. Dann sandte er ein stummes, trauriges Lebewohl seiner verlorenen Geliebten zu — und am grauenden Morgen griff Ahasverus zu seinem nimmer ruhenden Wanderstabe — und zog weiter! Nach langer, ermüdender Wanderung sitzt er endlich im Kreise seiner Lieben und feiert einen traulichen Sylvesterabend."

Die Eisenbahn über den Semmering.

Einem Artikel der „Wiener Zeitung" über die Eisenbahn über den Semmering entnehmen wir im Auszuge Folgendes:

Man verläßt Wien mit dem Morgenzuge um 6 Uhr, welcher um 9 Uhr in Gloggnitz eintrifft; hier kann man sofort die Bahn betreten, welche durch das Schwarzathal bis Bayerbach, eine Viertelstunde von Reichenau, in ihrem Unterbau so gut wie vollendet ist. Allein da man auf diese Weise die Mühe des Steigens hätte, so thut man besser, die Bahn vom Semmering abwärts zu begehen, und aufwärts die Poststraße bis an die Gränzscheide der Provinzen Steyermark und Oesterreich, wo der Gasthof zum Erzherzog Johann steht, zu fahren. An Gelegenheit fehlt es nicht. Vor dem Gloggnitzer Bahnhof ist unter zahlreichen Fuhrwerken aller Art beliebige Auswahl zu treffen. In einer halben Stunde kommt man nach Schottwien, wo die eigentliche Steigung des Semmering beginnt. Der Ort zieht sich in einer langen Häuserreihe durch die Schlucht, welche in scharfen Wendungen tief in den mächtigen Gebirgsstock eingefurcht ist. Die Felsenwände stellen sich oft so schroff vor das Auge, daß man nicht eher, als bis man hart auf der Stelle steht, erkennt, durch welche Spalte links oder rechts die Straße den Ausweg findet. Beherrschend überragt von ihrem Felsenhorst herab die Bergveste der Clamm den Auf- und Abgang des Gebirges.

Die Fahrstraße über den Semmering verdient in ihrer Art vollkommene Anerkennung. In sanfter Steigung schlangenförmig übereinander gewunden, führt sie bis auf die Höhe, so daß sie von dem schwersten Fuhrwerk ohne alle Gefahr und mit geringer Anstrengung passirt werden kann. Oesterreich hat überhaupt von jeher im Straßenbau Außerordentliches geleistet. Man macht so viel Lärm von der Simplonstraße und der Via Mala des Splügen, die Straße über das Wormser Joch übertrifft sie weit an Kühnheit und doch dabei an Sicherheit der Anlage. Sie berührt zugleich den höchsten Punkt (7328 Fuß), welchen man bis jetzt in Europa mit Wagen erreicht hat.

Aber freilich, dieß Alles tritt zurück gegen den Gedanken, daß in drei bis vier Jahren die Lokomotive ununterbrochen von der Nordsee nach der Adria das europäische Weltgebirge übersteigen wird. Die häufigen Biegungen der Straße öffnen dem Auge bald da, bald dort den Durchblick in die Schluchten des Gebirges, auf seine steil niederfallenden Felswände, die mit ihren Kanten und Spitzen wie eine krenelirte Mauer sich scharf in den Horizont zeichnen. Der „Mittagsstein", der „Gans", der „Grünschacher", der „Schneeberg", die „Raxalpe" und wie sonst unsere österreichischen „Alpenmänner" heißen, schließen bis zu einer Höhe von 6000' den nordöstlichen Himmel, während nach Osten und Norden der Gesichtskreis sich schrankenlos in die Ebene und das Hügelland des Erzherzogthums und der ungarischen Gränzcomitate ausbreitet. Nach Süden ist der Blick durch lang hingezogene Bergketten beengt, aus welchen hier und da ein Schneegipfel der oberen Steyermark in weiter Ferne hervorragt.

Wir sind oben angelangt, wo eine Pyramide die Gränzscheide der beiden Provinzen bezeichnet, und nehmen unseren Rückgang auf der Bahnlinie selbst, die, mit Ausnahme des Tunnels und der Brücken, bereits in ihrer ganzen Länge gangbar ist. Nach Mürzzuschlag hinab, wo der Fall und die Entfernung, so wie die Hindernisse des Terrains, bei weitem geringer sind, ist die Bahn so weit vollendet, daß Probefahrten noch zu Ende dieses Jahres unternommen werden dürften. Tief, viele hundert Fuß unter uns, da wir noch auf der Höhe des Semmering stehen, wühlt und drängt es durch die Felsgestelle. Die Bahn überschreitet in einem Tunnel die Wasserscheide des Gebirges. Dieser Tunnel, obgleich nur 800 Fuß lang, ist vielleicht der tiefste, welcher auf Eisenbahnen gefunden wird. Es war von großer Bedeutung, dem Berg damit wenigstens einen Theil seiner Höhe abzugewinnen. Die Arbeiten, an die Herren Klein in Accord vergeben, sind in vollem Gange. Es mögen dabei allein sich gegen 3—4000 Hände bewegen. Das Riesenwerk ist auf drei Punkten angegriffen, an den beiden Enden und dann in der Mitte von oben herab vermittelst eines Schachts. Es war unvermeidlich, in solcher Tiefe auf starke Quellen zu stoßen. Mehrere Dampfmaschinen sind aufgestellt, um das Wasser auszuschöpfen. In den Tunnels gibt es keine Feierstunde. Tag und Nacht geht die Arbeit fort. Aber dafür fördert sie auch; zwei Drittheile sind vollkommen in ihren Wölbungen hergestellt, und mit Anfang nächsten Jahres wird dieses Werk fertig stehen. Die Schwierigkeiten sind groß und verlangen darum die stärksten Ausgaben (1,275,203 Gulden), aber sie sind in keiner Weise unüberwindlich, wie Uebelwollende oder Unverständige verbreitet haben.

Die Bahn wendet sich von dem großen Tunnel aus in einer der Straße ganz entgegengesetzten Richtung westlich den sogenannten „Adlitzgräben" zu — zwei tiefe Thaleinschnitte, welche sich von Schottwien einige Stunden lang zwischen pittoresken Felsabhängen durchziehen und den Gebirgsstock des Semmering von den Thälern der Schwarza und Prein trennen. Es war nöthig, so weiten Umschwung zu nehmen, um den Fall zu mäßigen, denn man wolle nie vergessen, daß die Höhe unsers Passes noch 3000 Fuß den Meeresspiegel überragt!

Kaum hat man den obersten Tunnel hinter sich, so geht es wieder in die Erde hinein, um sich den Weg nach dem oberen Adlitzgraben zu bahnen. Dieser letzte Tunnel, welcher in das Thal hinausführt, ist der längste auf der diesseitigen Strecke (1400 Klafter). Auch hier finden wir einen Schacht, der in die Mitte hineingetrieben wird. Interessant ist dieser Punkt vornehmlich als das Hauptquartier der Arbeiterarmee, *) welche in malerischen Gruppirungen über das Gebirge vertheilt ist. Wo vor drei Jahren noch so gut wie Urwald stand, und sich allenfalls nur der Fuß des Senners hin verirrte, da herrscht jetzt die

---

*) Man darf die sämmtlichen zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag in den verschiedenen Verrichtungen beschäftigten Eisenbahnarbeiter wohl auf 20,000 anschlagen.

bunteste Staffage eines wahren Lagerlebens. Die Bäume sind weit und breit gefällt, der Boden umgewühlt und eine kleine Bretterstadt emporgewachsen. Hier residirt die oberste Leitung des ganzen Baues, die Hauptkasse befindet sich daselbst und in den Ruhestunden ist es der gesellige Vereinigungspunkt auch für die entfernten Stationen. Ein ewiges Kommen und Gehen, Alles froher Laune und guten Muthes, innig erfüllt von der Bedeutung der großen Aufgabe, die ihnen geworden, voll Lust und Liebe für die Arbeit und stolz auf den täglichen Fortschritt und die Vollendung, die vor ihren Augen emporwächst. Ich wurde reichlich entschädigt für den Gewitterregen, der mich an dieser Stelle überraschte und mehrere Stunden in der comfortablen Wirthschaft zurückhielt. Es war gerade Sonntag und fast alle Ingenieurs beisammen.

Auf die Tunnels folgen zahlreiche Brücken und durch die Felsen gebrochene Galerien. Der Adlitzgraben, in den oberen und unteren getheilt, biegt sich oft in scharfen Winkeln, von Schluchten zerrissen, wodurch im Frühjahre die Wasser stürzen. Der Bahn bleibt hier nichts Anderes übrig, als sich den Launen der Natur zu unterziehen. Die Schluchten überwindet sie durch mächtige Brücken mit doppelter Pfeilerstellung, im Uebrigen zieht sie sich im langsamen Fall hart längs der Felsenwände hin, wo sie sich jeden festen Fuß erkämpfen muß. Kalte Rinne, Weinzettelwand, Gemperlhöhe sind die schlimmen Stellen, weit schwieriger als alle Tunnels. Hier galt es auf einer schwindelnden Höhe inmitten eines losen Gesteins festen Unterbau zu gewinnen. Doch ist das Problem bereits gelöst, und die widerspenstige Natur hat sich dem Scharfsinn und der Ausdauer des menschlichen Geistes gebeugt. Strebepfeiler, zu oberst und unterst der Bahn aufgeführt, sichern gegen jede Eventualität. Schon jetzt für den gewöhnlichen Fußgänger, der die Strecke beschreitet, ist der Effekt der Ansichten in den Abgrund des Grabens und aufwärts zu den unzugänglichen Felsengipfeln gewaltig — wie erst, wenn die Kraft des Dampfes den ganzen Wagenzug vorübertreiben wird?

Furchtbarer Schiffbruch.

Die englischen Blätter melden den Verlust des schönen, 500 Tons großen Ostindienfahrers „Indian", welcher am 4. April auf der Reise nach Bombay an einem Riffe oder Felsen scheiterte, der den Namen Cargados Garayos, oder Narerett-Bank führt. Folgender Bericht rührt von einem der geretteten Passagiere her. Nachdem er das Aufstoßen des Schiffes beschrieben hat, sagt er: Der Zimmermann und zwei Matrosen versuchten die Masten zu kappen, aber in der Aufregung schlugen sie nur die Wanten auf der Wetterseite weg; die Masten gingen natürlich über Bord, und da sie durch das Tauwerk auf der Leeseite festgehalten wurden, so dienten sie als Sturmböcke und zerschmetterten das Schiff mit jeder neuen Sturzwelle. Alles stürzte nun nach den Böten, allein wir fanden, daß nur eines brauchbar war; die beiden andern waren von dem Wrack eingestoßen. Der Capitain eilte mit 8 Seeleuten in dieß eine Boot, obwohl ich ihn erinnerte, daß es seine Schuldigkeit sey, bis zuletzt an Bord zu bleiben. Er forderte statt aller Antwort, wir sollten etwas Brod und Wasser ins Boot schaffen, was natürlich weder in unserem Vermögen noch in unserem Wunsche lag. Hierauf stieß das Boot ab, ruderte fort und wir haben es nicht wiedergesehen. Das Schiff brach inzwischen immer mehr auseinander; die Planken des Spiegels barsten und wurden auf das Quarterdeck geschleudert; und wenige Minuten später riß das Schiff mitten durch und dreizehn von uns blieben auf dem Vorderdeck, der Wuth der Brandung ausgesetzt. So harrten wir die Nacht aus. Als der Morgen anbrach, trat die Fluth ein, die See rollte mit verdoppelter Gewalt auf uns ein und schlug den Rest des Wracks in Stücke. Alles rang nun mit den Wellen; zahllose Haifische umgaben uns auf allen Seiten, was die Schrecken unserer Lage noch erhöhte. Ich wurde einige Male gegen den Felsen geworfen und verlor für einige Zeit alles Bewußtseyn; als ich wieder zu mir kam, fand ich mich mit einem Matrosen auf einem Holzstück liegen. Das Schiff war verschwunden und fünf Kameraden mit ihm. Auf allen Seiten umschloß uns Wasser, aus dem, ziemlich weit von uns, zwei kleine Sandbänke hervorragten. Gegen Nacht hatten wir eine Art Floß zusammengeschlagen, auf dem wir schliefen; aber wie die Ebbe ablief, kamen wir auf den Grund und lagen ganz im Wasser, kalt und elend, aber vergleichweise sicher. Zwei Tage und zwei Nächte blieben wir so auf dem Floße, bei Tage von der Sonne versengt, bei Nacht vom Winde erstarrt. Am Sonntage, dem dritten Morgen, fanden wir eine kleine Partie Hafermehl, zwei Kisten Wein, ein Stückchen schlechtes Schweinefleisch und ein Faß Bier von 60 Gallonen. Damit entschlossen wir uns nach einer der Bänke hinüberzufahren; nach harter Arbeit erreichten wir sie gegen Abend und setzten einmal wieder den Fuß auf trockenes Land. Hier lebten wir vierzehn Tage und Nächte, meistens von Haifischfleisch und von gerettetem Wein und Bier. Am 20. sahen wir seewärts ein Schiff und versuchten durch ein auf einem Bootshaken gestecktes Hemd es auf uns aufmerksam zu machen, aber es sah uns nicht. Am nächsten Tage, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang kam fast an derselben Stelle ein anderes Schiff in Sicht; wir steckten wieder unser Signal auf, und liefen auf der Bank umher, um zu zeigen, daß Menschen darauf seyen. Schon glaubten wir, man hätte uns nicht gesehen, und legten uns nach einem kargen Abendessen zur Nachtruhe nieder. Bald darauf indeß begann unser Hund zu bellen, und als wir aufstanden, entdeckten wir zu unserem Entzücken ein Boot auf den Sand zusteuernd. Am nächsten Morgen befanden wir 8 Ueberlebenden uns an Bord und wurden wohlbehalten nach Mauritius gebracht.

Mannichfaltigkeiten.

(Hohes Alter des konstitutionellen Systems. — Spiegel für die Gegenwart.) Auf dem Reichstag zu Augsburg 1518 erklärten auf des Kaisers Maximilians Besteuerungsvorlagen die deutschen Fürsten: „erst mit ihren Unterthanen darüber Rücksprache nehmen zu müssen." Die Antwort des Kaisers zeigt, wie sehr er über diese Neuerung erstaunte. Er sagte: „das sey nicht das Herkommen im heiligen Reiche. Die Fürsten seyen nicht an die Bewilligung ihrer Unterthanen gebunden, sondern diesen liege die Pflicht ob, die Beschlüsse ihrer Herren und Oberen zu vollziehen." Die Fürsten versetzten: „man habe schon oftmals Zusagen gemacht, ohne die Unterthanen zu fragen; die Folge sey gewesen, daß man sie meistentheils nicht habe ausführen können. Es würde zu Schimpf und Schande gereichen, wenn das so fortgehen sollte." Davon mußte sich überhaupt ein Jeder überzeugt haben, daß es so nicht mehr ging. Es war schon lange her, daß der Kaiser sich über keine Maßregel mehr mit den Ständen vereinigen konnte, weder für den inneren Frieden, noch gegen die auswärtigen Feinde. Die höchsten Gewalten konnten die vornehmsten Pflichten einer Regierung nicht mehr erfüllen. (Ranke's deutsche Gesch. I, 330—332.)

Richard Wagner's Oper: „Lohengrin" ist in Weimar durch Franz Lißt zur Aufführung gebracht. Franz Dingelstedt schreibt darüber in der „Allg. Z". Ihm ist ganz schwindlich geworden von dieser Musik, die 4½ Stunden dauerte, die Bässe, Pauken, Trompeten wirkten so arg, daß den Zuhörern Hören und Sehen

verging; da war nirgends ein Ruhepunkt, überall Bewegung, Hatz und Hast, eine wilde Kraft, die zuweilen (zuweilen blos?) zum Schwulst sich überspannt. Wagner scheint also seinen „Rienzi" und den „fliegenden Holländer" noch überboten zu haben, und nun soll noch eine Oper: „Siegfried", folgen. Gott beschütze uns in Gnaden!

Fallmerayer schließt einen trefflichen Artikel über Schleswig-Holstein mit folgenden Worten: „Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehre und Rechtsgefühl selbst in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Unterganges. Die Schleswig-Holsteiner, wie hie und da zur Beschönigung deutschen Bankerotts der faule und unwissende Philister glauben möchte, sind keine Rebellen, und nicht etwa eine Volkssache oder sonst irgend eine lästige und verpönte Constitution ist dort im Spiel. Nein! Das alte wohlverbriefte Recht und das loyale, mit Deutschland verwachsene Erbtheil eines jüngeren deutschen Fürstenhauses soll auf fremden Machtspruch hin blutsverwandter Gehässigkeit und dänischem Länderdurst zum Opfer fallen. Wie einst über Mycenä und dem tragischen Geschlechte der Atriden, schwebt über der dänischen Königsburg ein unheimliches Verhängniß. Es sank das Glück, es mehrte sich die Schuld, und die Erinnyen verfolgen mit finsterem Blick das unglücksvolle Haus. Um die Rachegöttinnen zu sühnen und die Verwesung aufzuhalten, will man mit Hülfe russischer Feuerschlünde und deutschen Unverstandes einen jungen, lebensfrischen Leib an die halbverfaulte Dänenleiche schmieden! Wird auch hier, wie einst beim Mahle des Thyestes, das leuchtende Gestirn des Tages den Strahlenkranz verhüllen? oder könnten am Ende gar noch in wundervoller Wendung der Geschicke die Donnerkeile Albions durch Zertrümmerung der Moskowiter die grausenhafte That verhindern? Denn daß die Dänen für sich allein das Böse zu vollführen nicht Kraft genug besitzen, ist für Niemand zweifelhaft."

Korrespondenz.

Schotten, 21. September.

In Nro. 224 der Didaskalia vom 19. d. M. hat sich ein hiesiger Korrespondent nun schon zum zweiten Male die Mühe gegeben, des hiesigen Schloßbrandes zu erwähnen und zuletzt gar mein 5jähriges Söhnchen, unter Verschweigung der übrigen Complicen, als Urheber des Brandes ausdrücklich zu nennen. Wenngleich hierin nichts weiter als eine sehr innoble Gesinnung zu erkennen ist, der es nur darum zu thun war, Thatsachen vor der richterlichen Constituirung in einseitiger Weise zu entstellen und der Oeffentlichkeit zu übergeben, so sehe ich mich dennoch veranlaßt, durch meinen Anwalt nach Einsicht der Acten das wahre Sachverhältniß veröffentlichen zu lassen, und bitte das Publikum, sich bis dahin seine Meinung nicht durch unlautere Motive präoccupiren zu lassen.

Deiß, gr. Districteinnehmer.

Musikalisches.

Frankfurt a. M.

Eine französische Musikzeitung, die „Gazette de la France-musicale", enthält einen ausführlichen Bericht über die Soiréen der Gesellschaft der Kammermusik in Lille. Ohne in Einzelnheiten desselben einzugehen, theilen wir Einiges daraus vorzugsweise mit, was sich auf hier in Frankfurt bekannte Tonkünstler, die Herren Aloys Schmitt und Emil Steinkühler, einen früheren Schüler des Ersteren, bezieht: „Lille ist eine derjenigen Städte von Frankreich, in denen man die Musik mit besonderem Eifer und Erfolg cultivirt. Die Gesellschaft zur Pflege der Kammermusik gibt jeden Winter eine Reihe von Soiréen, und es ist Pflicht der Presse, so uneigennützige und ausdauernde Bemühungen aufzumuntern, welche nur dahin zielen, das wahrhaft Schöne zu fördern und den Geschmack der Hörer zu bilden. Sie führt ihrem kunstsinnigen Auditorium die gediegenen und klassisch anerkannten Werke eines Beethoven, Mozart, Haydn und Hummel vor, sowie auch solche von noch lebenden ausgezeichneten Tonsetzern. Unter den activen Mitgliedern haben wir besonders die Herren Lavainne und Steinkühler, beide gleich ausgezeichnet als Pianisten und Komponisten, namhaft zu machen. Der Letztere hat uns auch mit einem Werke seines Meisters und Lehrers, des Hrn. Aloys Schmitt aus Frankfurt a. M., bekannt gemacht. Es war dieß ein großes und brillantes Sextett für Pianoforte, zwei Violinen, Alto, Violoncell und Contrebaß. Indem wir diesen Act der Dankbarkeit des Schülers gegen seinen Lehrer anerkennen, verweisen wir besonders auf das Menuetto dieser schönen Composition, die eben so bemerkenswerth durch den edeln und anmuthigen Charakter ihrer Melodie, als durch die tiefe Kenntniß des Satzes und der harmonischen Behandlung ist. Das Werk wurde eben so sehr von den hiesigen Kunstkennern gewürdigt, als es die Freunde des Schönen ansprach. Weiter hörten wir ein von Steinkühler componirtes Trio für Pianoforte, Violin und Violoncello. Diese gediegene Arbeit beweist zur Genüge, in welcher Schule Hr. Steinkühler sich gebildet hat. Ein gründliches Studium und die Kenntniß der großen Meister sind hier nicht zu verkennen; aber Hr. Steinkühler ist nicht ihr copirender Nachahmer, sondern ein nach ihrem Muster gestaltender, selbstständiger Bildner. Die ernste und würdige Haltung des ersten Satzes, der liebliche und seelenvolle Ausdruck des zweiten, die frischen Melodieen und heiteren Elemente des Scherzo und endlich das Allegro rondo mit seinen kunstreichen Combinationen und dabei das Gemüth ansprechenden Melodieen bilden ein Ganzes, dessen Anlage und Durchführung eben so das Talent, wie die gründlichen Studien seines Componisten bekunden." Das von der französischen Musikzeitung so vortheilhaft besprochene Trio des Hrn. Steinkühler wurde in voriger Woche im Salon des Hauses Mozart durch den Komponisten und die Herren Wolff und Siedentopf executirt und ist von den anwesenden Musikkennern so beifällig aufgenommen worden, daß wir den vorstehenden Andeutungen des französischen Kritikers in vollem Maße beistimmen können.

Untrr den musikalischen Genüssen, welche uns die zwei letzten Wochen boten, verdient das Konzert, das der Pianist Hr. Rudolph Carl Paulsackel gab, eine ehrenvolle Erwähnung. Der junge Künstler trug ein großes Trio von Reissiger (für Violine, Violoncello und Piano), die Fantasie aus „Lucie di Lammermoor" von E. Prudent und „L'inquiétude" von A. Dreyschock vor. Hr. Paulsackel bekundete in seinem Spiele vor Allem die Gediegenheit der Aloys Schmitt'schen Schule, die ihn gebildet. Sein Vortrag ist nicht nur ausdrucksvoll und sicher und sein Anschlag überaus kräftig, sondern sein Spiel entbehrt auch nicht der Fertigkeit und Eleganz, welche die Kompositionen von Prudent und Dreischock durchaus bedingen. Hr. Pausackel erntete den lebhaftesten Beifall, und wir dürfen überzeugt seyn, daß er auf seiner, demnächst nach dem Niederrhein anzutretenden Kunstreise überall Anerkennung seines Talentes finden wird. Das Konzert wurde durch die Herren Heinrich Wolff, dessen meisterhaftes Violinspiel namentlich in dem Vortrage der von ihm componirten „Variationes brillantes" entzückte, durch den seelenvollen Liedergesang des Hrn. Caspari, die unter Heinrich Neeb's Leitung mit Kraft und Präcision ausgeführten Männerchöre und den Violoncellisten Hrn. Becker freundlichst und mit bestem Erfolge unterstützt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Sept. (Neu einstudirt): Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth.

Mittwoch, 25. Sept. Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 3 Abth. nach dem Englischen des Bunn, Musik von Benedict.

Bockenheimer Sommertheater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 24. Sept. Der Talisman, oder: Schwarz, Roth, Grau, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy, Musik von Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 229. Mittwoch, den 25. September 1850.

Von Bern nach Interlaken.

(Von Ludwig Adolphi.)

Nun, Gott sey Dank, wieder eine Woche herum, seufzte ich am Nachmittage eines schönen Sonnabends im Juli, den das vorhergegangene schlechte Wetter noch viel schöner machte, in der Haupt- und Bundesstadt N. Heute ist der Jahrestag unseres Ueberganges in die Schweiz, fiel mir plötzlich ein; richtig, es war so. Heute vor einem Jahre zog Willich und seine Freischaar, die letzten Bewaffneten, die den deutschen Boden verließen, über die Gränze der „freien" Schweiz. Nur wer selber Flüchtling der Schweiz gewesen ist, weiß, was das bedeutet, und doch war ich vor Tausenden glücklich zu nennen, da es mir gelungen war, die Kenntnisse und Kräfte, die ich mir in den ersten dreißig Jahren meines Lebens erworben, hier für 5 fl. rh. die Woche zu vermiethen. Mancher beneidete mich darum, Viele aber auch nicht; sie fanden es angenehmer, spazieren zu gehen und sich von der Schweiz und den deutschen Brüdern füttern zu lassen. Es wäre ja eine Schande gewesen, wenn man eine andere Beschäftigung ergriffen als die eines Referendars, Kaufmanns oder Lehrers, oder was man sonst in der Heimath gewesen. Das Alles zog mir wieder einmal durch den Kopf; mit dem Arbeiten war es vorbei. Eins, zwei, drei war der kecke Entschluß gefaßt, Feierabend zu machen, obgleich es erst halb fünf war und zu laufen, so lange mich meine Füße noch tragen würden. Donnernd flog das Hauptbuch zu, daß der Auslaufer verwundert seine rothe Nase an das Fensterchen brachte; mit fabelhafter Schnelligkeit war der Pult von einem Ende bis zum andern aufgeräumt, wie das einem wohlgezogenen Kaufmanns-Gesellen zukommt, und ich verließ mit dem stolzen Wort, ich werde vielleicht erst Montag zurückkommen, die ich dem oben erwähnten Factotum des Hauses zuwarf, den kellerartigen Schauplatz meiner Thätigkeit. 85 Stufen brachten mich in mein bescheidenes Mansardstübchen, mit der Aussicht auf drei Dächer und drei Dutzend Schornsteine; in zehn Minuten war die sonntägliche Toilette beendigt, die Gürtelschnalle fester angezogen, ein leichtes Sommerröckchen angethan, ein dito der Sicherheit wegen über den Arm gehängt und fort ging es. Wohin denn? fragst du, lieber Leser; natürlich ins Oberland, wohin alle Welt geht, wo's lieblich und fashionable ist. Einen Freund besaß ich nicht; ein paar Landsleute, die ich sonst nicht mitzugehen persuadirt hätte, durchzogen blasend und fiedelnd, „halb Künstler, halb Bettelmusikanten", die Städte und Städtchen der Schweiz, wie die Kunst nach Brod zu gehen pflegt. So zog ich denn in der besten Gesellschaft von dannen, d. h. in meiner eigenen; die blonde Zose des italienischen Geraliers, die die Beletage des Hauses bewohnte, nickte mir noch eine glückliche Reise zu, und dahin ging ich, zwar wenig Geld in der Tasche, aber desto mehr Vorsätze im Kopfe, für das Wenige mich dennoch köstlich zu amüsiren. „Recht lustig sey vor Allem, wer's Reisen wählen will", sang ich den Fußsteig hinauf, nachdem ich die schöne neue Brücke über die Aar, dicht an der Stadt, passirt hatte — wofür sich beiläufig die sehr reiche Stadt Bern, die seiner Zeit sich auch ein gutes Theil des Staatsvermögens zugeeignet hat, jedes Mal einen Kreuzer zahlen läßt — zur großen Verwunderung von ein paar Artillerie-Compagnieen, die unter mir auf der Heerstraße eine Promenade machten. Wie alles Militär, so halten sich auch die Schweizer Soldaten für die Ersten der Welt, weil sie im Sonderbundskriege mit 120,000 Mann, die der alte Düfour, der seine Leute kannte, wohlweislich aufgeboten hatte, die 50 — 60,000 Sonderbündler zum Davonlaufen gebracht hatten. In dem ganzen Kriege fielen, glaube ich, 30 bis 35 Menschen. Ich fand es sehr erklärlich, daß diese Leute meine Fröhlichkeit nicht begriffen und marschirte rüstig vorwärts, durch Muri mit seinem alten Schloß, wo man öfters beim Graben auf römische Münzen, Alterthümer und verfallene Mauern und Gräben stößt, durch Almendingen, Rubigen nach Münsingen, das seit ein paar Monaten so oft genannt ist, weil hier sich zuerst die Stärke der conservativen Partei im Canton Bern an der großartigen Volksversammlung vom 25. März manifestirte, bei welcher die freisinnige und die conservative Partei, nur durch eine Hecke getrennt, ihr Programm für die Wahl der neuen Cantonsregierung aufstellten. Von diesem Tage an datirt das Vorwärtsgehen der Reaction in der ganzen Schweiz; denn daß in dem sonst als dem radicalsten Canton verschrieenen Bern eine schwarze Regierung eingesetzt ist, hat die Reactionäre der ganzen Schweiz zu neuer Hoffnung und angestrengter Thätigkeit veranlaßt, und es ist vorauszusehen, daß auch hier die Errungenschaften der letzten vier Jahre wieder vernichtet werden, wenn nicht außerordentliche Dinge eintreten. Im Jahr 1831 fand hier ebenfalls eine Volksversammlung statt, die den Sturz des adligen Patricierregiments durch die Bourgeoisie zur Folge hatte; eben die Bourgeoisie, die jetzt mit den Patriciern verbündet, das demokratische s. g. Bauernregiment vom Jahr 1846 beseitigt hat. Münsingen ist ein alter Ort, bei dem vor langer Zeit ein paar Burgen standen, aus denen die Herren vom Stegreif die vorüberziehenden Krämer überfielen und plünderten. Im 14. Jahrhundert wurden beide von den Stadtbernern zerstört und nur die Volkssage berichtet noch davon. In der Wirthsstube, wo ich „e halbes Schöppli" zur Stärkung nahm, hing das Portrait eines schönen kräftigen Mannes, des Regierungsstatthalters Seiler, mit dem Wahlspruch: „Frei wollen wir leben oder frei zu den Vätern gehen." Er hat Wort gehalten. Bei dem verunglückten Versuch, das Blut- und Pfaffenregiment in Luzern zu stürzen, dem Freischaarenzug von 1845, in welchem der Apostat Ochsenbein, der Verräther an der Partei, die ihn so hoch gehoben hat, als General seine gänzliche Unfähigkeit bewies und zuletzt davon

lief, fiel Seiler, ein Opfer des blutgierigen Fanatismus pfäffischer Landstürmler. Sein Name aber wird noch lange fortleben.

Von Münsingen ging es jetzt an den Belrbergen vorbei, die fast schon die sinkende Sonne verbarg. Die Nebel, welche die Alpen bis jetzt verhüllt hatten, senkten sich und verkündeten schönes Wetter für den folgenden Tag. Tiefer und tiefer sank die Sonne; die ewigen Schneeflächen, eben noch blendend weiß, erhielten einen röthlichen Anflug, der sich immer dunkler färbte, bis zuletzt die ganzen Berge in heller Feuergluth zu stehen schienen. Ein solches Alpenglühen ist das Schönste, was ich gesehen; die Thäler umher sind schon in Dämmerung gehüllt, die sich nach und nach auch über die niedrigen Vorberge der Alpen erhebt und darüber zeichnen sich dann die glühenden Spitzen an dem reinen wolkenlosen Abendhimmel ab, bis auch sie, blasser und blasser werdend, sich in Dämmerung hüllen und kaum noch von der Farbe des Abendhimmels unterscheiden. Selten genießt man dieses prachtvolle Schauspiel in seiner vollen Glorie; wochenlang wartet mancher Reisende vergebens darauf, wie auf die wolkenlose Aussicht vom Rigi; der Anblick desselben entschädigt auch für langes Warten.

Ueber Wichtrach, Kirchen und Heimberg erreichte ich endlich um halb zehn das schön gelegene Städtchen Thun, gewissermaßen das Thor des Berner Oberlandes. Der „Ochse" nahm mich unter sein bescheidenes und billiges Dach auf, stärkte mich mit Speise und Trank und ließ mich bald in süßem Schlafe Vergessenheit und Stärkung finden.

Leider war meine Meinung, schon um 6 Uhr mit dem Dampfschiff nach Interlaken abfahren zu können, irrig; um halb neun Uhr fuhr dasselbe zum ersten Male und ließ mir vollkommen Zeit, vorher Thun und seine Umgebung zu sehen, machte aber damit auch einen dicken Strich durch meinen Reiseplan; ich hatte gehofft, Lauterbrunnen und den Staubbach oder Brienz und den Gießbach sehen zu können, dazu war jetzt die Zeit zu kurz und ich mußte das Reiseziel näher stecken. Thun am nördlichen Endpunkte des gleichnamigen See's oder vielmehr am Ufer der von hier ab schiffbaren, durch den Brienzer und Thuner See fließenden, in den Rhein sich ergießenden, Aar ist einer der am schönsten gelegenen Orte der Schweiz mit ungefähr 5000 Einwohnern, Sitz der eidgenössischen Militärschule und Hauptmarktplatz für das Berner Oberland und Simmenthal, was einen ziemlich starken Verkehr in Landesprodukten zur Folge hat. Dicht über der Stadt und diese überragend erhebt sich der Schloßberg, der die aus den Zeiten der Burgunder herstammende Kirche und das alterthümliche Schloß trägt und eine wunderschöne Aussicht darbietet. Im Vordergrunde die Stadt mit dem angränzenden tiefblauen See und seinen mit Reben und Wald bekränzten und mit zahlreichen Landhäusern besetzten Ufern, auf einer Insel eine halbe Stunde von der Stadt das prachtvolle Schloß Schadau mit seinen vier verschiedenartig gebauten Thürmen, rechts das Stockhorn und der Niesen, ersterer 6700, letzterer 7300 Fuß hoch, links die Gemmenalp und im Hintergrunde die majestätische Jungfrau, zu deren Linken Mönch und Eiger, zur Rechten die prachtvolle Blümlisalp in der blendenden Weiße des ewigen Schnee's prangend. Ein prachtvoller und zugleich lieblicher Anblick, wie Jedermann zugestehen wird, selbst wenn er nicht so glücklich war, wie ich, ihn von Angesicht zu Angesicht zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

Mitgetheilt von J. W. A.

Die Zustände in dem neuen Eldorado haben bereits Vieles von dem Abenteuerlichen und Wunderbaren verloren, wodurch selbst mitten unter den politischen Stürmen die Gemüther so sehr erregt wurden; allmälig scheint Alles in ein gewisses Niveau zurückzutreten. Doch sind die Nachrichten aus jenem Lande noch immer interessant genug, und wir glauben, es ist schon die Theilnahme an den Schicksalen der zahlreichen Landsleute, welche nach Californien eine Glücksfahrt unternommen, so groß, daß die folgenden Mittheilungen über das dortige Leben und Treiben nicht unwillkommen seyn werden. Wir entnehmen dieselben einem vom Mai aus San Francisco datirten ausführlichen Berichte eines Süddeutschen, der seine Reise auf dem jetzt allgemeinen Wege, über den Isthmus von Panama, zurückgelegt hat. Am 1. December 1849 verließ unser Landsmann auf einem amerikanischen Dampfer den Hafen von New-York; nach einer beschwerlichen Fahrt zur See auf dem Rio Chagres, einem scharfen Ritt über den Isthmus, kam er am 19. December in Panama an, von wo er am 6. Januar d. J. am Bord des amerikanischen Schiffes Charlestown nach San Francisco absegelte. Das Weitere lassen wir ihn nun selbst erzählen.

Es war — schreibt er — ein ziemlich großes Schiff, aber auch mit Passagieren überfüllt; 278 an der Zahl, die sämmtlich froh waren, für 175 Dollars einen Platz im Zwischendeck zu erhalten, denn es lagen zu jener Zeit Viele am Isthmus, die sehnlich auf eine Gelegenheit harrten. Unter der Schiffsgesellschaft befanden sich viele Franzosen, auch einige Deutsche und Yankees; die Letzteren aber waren ziemlich ungeschlachte Gesellen, die erst kürzlich in den Backwoods (Hinterwäldern) eingefangen schienen. Zum Frühstück, Mittag- und Abendessen lagerte sich Alles in buntem Gemisch auf dem Verdeck, je zehn Mann um einen Kessel, und so gaben unsere Mahlzeiten das Bild einer echten Zigeunerwirthschaft.

Bei der Ausfahrt aus der Bai von Panama war der Wind nicht günstig; wir mußten während der ersten 14 Tage an der Küste von Columbien kreuzen. Mit ungeheurem Jubel wurde am sechsundvierzigsten Tage das erste Land begrüßt, und mit gespannter Erwartung näherten wir uns dem in der Ferne auftauchenden blauen Streifen. Doch erst am neunundvierzigsten Tage fanden wir günstigen Wind, um einlaufen zu können. Es war ein heller, aber ziemlich kalter Morgen, als wir dem schmalen Eingang der Bai nahe kamen. Schwärme von wilden Tauben und Gänsen umschwirrten uns mit heiserem Geschrei, das mit dem dumpfen Getöse der an die Felsen schlagenden Brandung einen wildmelancholischen Eindruck machte. Wir sahen oft zu gleicher Zeit fünfzehn bis zwanzig Wallfische ihre Wasserstrahlen aufspritzen, und eine Unzahl von Delphinen und fliegenden Fischen tummelten sich auf der Oberfläche des Meeres. Unser Kapitän, obgleich er niemals in San Francisco gewesen, war doch muthig oder geizig genug, das entgegenkommende Lootsenboot abzuweisen; er übernahm selbst das Ruder und steuerte sicher durch die Klippen und brausenden Stromschnellen. Einen etwas unsanften Stoß wider einen Felsblock abgerechnet, kamen wir wohlbehalten durch die Enge. Daß es aber nicht Allen so glücklich ergangen, zeigten uns die Wracks von zwei Dreimastern, an welchen wir vorüberfuhren und von denen nur die Mastspitzen noch sichtbar waren. Nachdem wir nun ein kleines Vorgebirg umschifft, befanden wir uns in der breiten und langen Bai, und vor unseren Blicken breitete sich das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts aus, die zweijährige Stadt San Francisco. Mit einem dreimaligen schallenden „Hurrah!" wurde das ersehnte Ziel unserer beschwerlichen Fahrt begrüßt.

Noch war die Regenzeit nicht vorüber, und heftige Güsse jagten uns oft vom Verdeck. Der erste San Franciscaner, welcher zu uns kam, war ein Abgesandter einer Zeitung, der die neuesten Nachrichten möglichst schnell auf sein Redaktionsbureau bringen wollte. (Es erscheinen hier bereits vier Zeitungen — drei englische und eine französische.) Drei Dampfer, mit zahlreichen

Passagieren, rauschten diesen Morgen an uns vorüber, nach den jungen Städten Sacramento, Lindeville, Stocktown ꝛc. bestimmt. Mit Ungeduld erwarteten wir die Ankunft des Arztes und den Zollbeamten; am dritten Tage wurden wir endlich an's Land gesetzt.

Die breite Bai, welche sich fünfzehn Stunden in's Land hineinstreckt, ist von Bergen und Hügeln umschlossen, und auf ihrer rechten Seite ist in ziemlicher Ausdehnung San Francisco den Hügel hinangebaut. Drei breite und lange Werfte laufen in den Hafen, so daß die Boote auch während der Ebbezeit ausladen können. Zahlreiche Schiffe aller Flaggen und von jeder Größe liegen vor der Stadt; sie verlassen den Hafen vielleicht nie wieder und dienen, meist abgetakelt, jetzt als Waarenlager. Wer zurückkehrt, benützt die Dampfer, deren immer mehrere hier eintreffen, wodurch der Preis sehr herabgedrückt wird.

(Schluß folgt.)

Eine weibliche Räuberbande.

Im südlichen Theile von Ungarn ist eine weibliche Räuberbande entdeckt worden. Einen großen Theil der Mitglieder des scheußlichen Bundes hat man eingefangen. Die Anführerin, eine Försterstochter, Namens Josepha Bilgy, ist mit den gefährlichsten dieser Verbrecherinnen, von denen die meisten jung und hübsch sind, bis jetzt noch allen Nachforschungen glücklich entgangen. Ein paar Mal war sie nahe daran, gefangen zu werden, aber ihre seltene Geistesgegenwart und ihr durch nichts zu erschütternder Muth haben sie jedesmal gerettet. — In einem Dorfe unweit Karlsburg hatte Josepha Bilgy einen Liebhaber, Andreas, den Sohn des dasigen Försters, und sie gab ihm öfters ein Stelldichein im nahen Walde, oder auch in der Försterei. Man hatte dieß Verhältniß bald geargwohnt und versprach dem Liebhaber eine sehr bedeutende Belohnung, wenn er zur Einfangung der Anführerin behülflich sey. Der Bursche ließ sich durch das Geld blenden und versprach, seine schöne Geliebte zu verrathen. Josepha hatte dem Buhlen versprochen, am zweiten Pfingstfeiertage, wenn Alles in der Schenke sey, ihn zu besuchen. Davon benachrichtigt, hatten sich sechs Jäger in das Haus verborgen, um sie zu überfallen und den auf ihren Kopf gesetzten Preis zu verdienen. Als es anfing, dunkel zu werden, kam Josephine wie gewöhnlich zu Pferd, allein, aber wohl bewaffnet. Andreas erwartete sie wie sonst im Garten hinter den Scheuern. Sie stieg ab, band das Pferd an die Hecke und schritt Arm in Arm mit dem Geliebten dem Hause zu. Bald indeß fiel es ihr auf, daß er nicht so zärtlich war wie sonst, ja, daß sich eine gewisse Aengstlichkeit in seinem Aeußern verrieth. Sie ward aufmerksam, ließ aber nichts merken. Mit Falkenaugen hatte sie sich umgesehen, aber Alles war still und ruhig. So schritten sie ins Haus und in des Burschen Gemach. Schon glaubte sie unnöthigen Befürchtungen Raum gegeben zu haben, da machte sie des Andreas Begehren, doch ihre Waffen abzulegen, von Neuem stutzig. Indeß, sie zog die Pistolen aus dem Gürtel und legte sie vor sich auf den Tisch. In diesem Augenblick hörte man in dem anstoßenden Gemach das Knacken eines Hahns an einer Büchse und gleich darauf ein Geräusch, wie wenn ein Schemel umgestoßen würde. Josepha sah Andreas erbleichen und im selben Augenblick hatte sie auch in jeder Hand eine der Pistolen mit gespanntem Hahn. Sie warf einen raschen Blick um sich; die Fenster waren ganz klein und das Fensterkreuz hinderte ein Entkommen, so blieb ihr nur die Thüre, die in die Hausflur führte. Josepha hob drohend die Pistolen, Andreas stieß einen dumpfen Schrei aus, er hatte alle Fassung dadurch verloren, daß die Jäger zu zeitig durch ihre Unvorsichtigkeit ihre Anwesenheit verrathen hatten. Durch die Thürspalte hatten sie indeß gesehen, daß der gefährliche Feind auf den Rückzug dachte. Sie rissen die Thüre auf und drangen in das Gemach. Doch im selben Moment schoß Josepha eine Kugel dem verrätherischen Liebhaber durch den Kopf, brannte ihr zweites Pistol auf die eindringenden Jäger ab und stürzte auf die Flur. Doch hier waren beide Thüren in's Freie besetzt. Josepha sprang nun die Treppe hinan, warf die Bodenthüre hinter sich zu und stieg durch eine Dachlucke auf ein angränzendes Dach. Mit der Behendigkeit einer Katze kletterte sie auf demselben fort, sprang in einen offenen Garten hinab und verschwand bald im Gebüsch. Man eilte ihr nach, aber vergebens war alles Suchen, die Flüchtige war verschwunden. Nach acht Tagen lag die Försterwohnung in Asche, nachdem sie vorher durch die Räuberbande geplündert worden war. Nur durch einen glücklichen Zufall entging der alte Förster dem Tode. Bis jetzt sind alle Versuche vergebens gewesen, der Hauptmitglieder der Bande habhaft zu werden. Josepha wird sich bei ihren künftigen Liebeleien wohl besser in Acht nehmen.

Ewiger Wechsel.

Ew'ger Wechsel in der Zeit,
Ew'ger Wechsel im Geschicke:
Heute Thränen nur und Leid,
Morgen Heiterkeit im Blicke!

Wehe! wer da wähnt und glaubt
Sich mit Göttern in dem Bunde,
Ach, den süßen Wahn oft raubt
Schon vielleicht die nächste Stunde!

Horch! des Schicksals Kugel rollt
Mächtig, wie des Donners Beben;
Ob das Schönste wir gewollt —
Sie zernichtet unser Streben;

Sie zernichtet Ruhm und Glück,
Von Fortuna's Huld erkoren;
Wohl, wer dann den letzten Blick
Nach dem Himmel nicht verloren!

O, der Täuschung Trauerbild! —
Zwischen Heute und dem Morgen
Liegt, dem Menschen dicht verhüllt,
Das Verhängniß oft verborgen!

Karl Hartmann.

Mannichfaltigkeiten.

(Basel, 6. Sept.) Seit der Vertreibung der Israeliten bei Anlaß der allgemeinen europäischen Pest im Jahre 1349 war denselben nicht mehr gestattet worden, dahier eine Synagoge zu errichten, noch überhaupt einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. In Folge der Revolution von 1798 hatten etwa 40 Familien sich wieder ansiedeln dürfen, welche Erlaubniß aber im Jahre 1816 nur auf die damals hier lebenden beschränkt und ihren Nachkommen der Aufenthalt versagt wurde, so daß die Zahl auf die Hälfte herabgeschmolzen war. In neuerer Zeit ist jedoch den Söhnen der hier wohnenden Israeliten die Niederlassung wieder gestattet und der jüdischen Gemeinde auch die Erlaubniß zur Er-

richtung einer Synagoge gewährt worden. Am 4. Sept. Nachmittags wurde deren Einweihung festlich begangen.

Mosenthals Drama: „Ein deutsches Dichterleben" (Bürger und Molly) nach Otto Müllers Roman ist am 12. und 13. d. M. in Wien mit vielem Beifall aufgeführt. Es ist, nach Wiener Kritiken, ein Fortschritt gegen die „Cäcilia von Albano", aber nicht gegen die „Deborah". Bürgers erste Frau, Dora, ist die gelungenste Figur des Stückes, und mit ihr erkaltet im vierten Akt das Interesse, Bürger und Molly sind nicht so glücklich gezeichnet. Der dritte Akt soll voll poetischer und dramatischer Schönheiten seyn. Dora und Molly wurden von Bertha Wagner (geb. Unzelmann) und Louise Neumann ausgezeichnet gegeben.

In New-York gibt es 80 Feuerversicherungs-Compagnien, 14 Eisenbahn-, 58 Dampfschiff- und 76 Erpreß-Gesellschaften, 30 Banken, 9 Telegraphen, 2 Gas-Compagnien und 70 Kirchhöfe, wovon der New-York Bay Cemetry und der Greenwod Kirchhof zu den ausgezeichnetsten gehören; der letztere ist einer der originellsten, größten und merkwürdigsten der Welt.

(Breslau, 17. Sept.) Heute ward von dem Polizeirichter eine wichtige principielle Entscheidung abgegeben. Der Kaufmann Bran war nämlich angeklagt, im Jahre 1849 bei dem Gastspiel des Fräul. Viereck, und zwar in der Vorstellung des „Balles von Ellerbrunn", gezischt und gepfiffen zu haben, und der Polizeianwalt verlangte auf diesen Fall die Anwendung des bekannten Buben-Paragraphs, §. 183., Th. 1., Tit. 20. A. L.-R. Der Polizeirichter sprach jedoch den Angeklagten frei, weil es „eben so sehr gestattet seyn müsse, im Theater sein Mißfallen, wie seinen Beifall zu bezeugen."

Literatur.

Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter. Von Ignaz Hub. Karlsruhe, 1850. Verlag von W. Creuzbauer. Zweite Auflage.

Dieß treffliche Sammelwerk haben wir schon früher in diesen Blättern ausführlich besprochen und nach Verdienst gerühmt. Viele Organe der Presse haben sich in gleichem Sinne geäußert und die Sammlung als eine höchst verdienstliche hervorgehoben. Es ist Pflicht, ein solches Werk von Zeit zu Zeit erneuert ins Gedächtniß des Publikums zurückzurufen. Keine andere Sammlung dürfte der vorliegenden gleichgestellt werden, sowohl was die Vollständigkeit des Inhalts, als auch was die Zweckmäßigkeit und den Geschmack der Auswahl betrifft; keine andere umfaßt solch eine Fülle der gediegensten Früchte, welche dieser Baum des Dichtergartens, der lyrisch-epische, von dem eigentlichen Pflegevater der deutschen Balladen- und Romanzen-Poesie, G. A. Bürger, an, bis auf die neueste Gegenwart, zu Tage gefördert hat. Die auserlesensten Gaben von 180 Dichtern, 870 Stücke, darunter eine Menge noch ungedruckt gewesener Originalbeiträge, von den Verfassern selbst nebst Angabe ihrer Lebensumstände und Schriften dem Herausgeber eingesandt, — welches Volk dürfte sich wohl eines ähnlichen Bardenhains rühmen? Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Herausgeber nur solche Stücke gewählt hat, die das sittliche Gefühl nirgends verletzen, noch sonst etwas Anstößiges enthalten, so daß die Sammlung unbedingt auch der Jugend und dem weiblichen Geschlecht in die Hand gegeben werden darf. Jeden der hier vorgeführten Dichter begleitet eine gedrängte genaue Angabe seiner Lebensumstände und Schriften, wobei der Herausgeber sein eigenes Urtheil mit dem der anerkanntesten Kunstrichter vereinigt hat. Auch der zweiten Auflage wird, gleich der ersten, eine weite Verbreitung und freundliche Aufnahme nicht fehlen, wozu außer dem inneren Werthe auch die schöne Ausstattung und der äußerst billige Preis des 104 Bogen starken Werkes in gr. Bibelformat à fl. 5 nicht wenig beiträgt.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 23. September.

Das Resultat der in diesen Tagen geschlossenen außerordentlichen Assisen (dritten Quartals) war Folgendes: Verurtheilt wurden 1) die Brüder Hühnebach, Taglöhner von Lückershausen, wegen ausgezeichneten Diebstahls zu einer Zuchthausstrafe von 3 Jahren; 2) Agnese Weber, geb. Kemperich aus Hattenheim, wegen Meineids zu einer Correctionshausstrafe von 2 Jahren; 3) Joseph Kalhofen, Fischer aus Oberlahnstein, wegen Fälschung zu einer Correctionshausstrafe von 9 Monaten; 4) Adam Korbach von Schönberg wegen Fälschung (in co. tumacinm) zu einer Correctionshausstrafe von 6 Monaten; 5) Theodor Zeitz von Idstein, Schneider, wegen mehrerer Diebstähle zu einer Correctionshausstrafe von 2 Monaten; 6) Kaspar Eitel, Soldat, aus Homburg im Bayerischen, Müller; Johann Flath aus Bensheim im Großh. Hessen, Bader; Joh. Ph. Schmidt aus Kemel, Schuhmacher, und Regina Schnatz aus Rheinbürkheim im Großh. Hessen wegen Diebstahls und Landstreicherei, ersterer zu 2 Jahren, 2 Monaten, der zweite zu 1 Jahr, der dritte zu 2½ Jahren, Regina Schnatz zu 2 Jahren Correctionshausstrafe; 7) Ph. Peter Pfeffer von Schwanheim, Schuhmacher, wegen ausgezeichneten Diebstahls und Verleitung zum Meineid zu einer Correktionshausstrafe von 2 Jahren; 8) Conrad Poppert, Drehorgelspieler aus Loßheim in Kurhessen, wegen Tödtung zu einer 1jährigen Correctionshausstrafe; 9) Joachim Zimmer, Schreiner von Patersberg, wegen Diebstahls zu einer Correctionshausstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten; 10) G. Fr. Pusch, Steinhauer und Musikant aus Erbach wegen Diebstahls unter erschwerenden Umständen zu einer Zuchthausstrafe von 3 Jahren.

Frankfurt a. M.

Der Baritonist Osthoff aus Braunschweig befindet sich hier und beabsichtigt ein Konzert zu veranstalten Kapellmeister Methfessel und der Pianist Litholff, welch letzteren Hr. Osthoff auf einer Kunstreise durch Holland begleitete, sprechen sich günstig über die schöne Stimme und den Liedervortrag des genannten Baritonisten aus.

Kunstnotiz.

(Frankfurt, 23. Sept.) Den hier bestehenden photographischen Anstalten hat sich vor kurzem wieder eine neue hinzugesellt. Henning und Emden heißen die beiden Künstler, welche, mit einander vereinigt, auf der Bockenheimergasse „zur Harmonie" (ehedem deutscher Hof) ihr Atelier errichtet haben. Die Lichtbilder derselben zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie mit der Schärfe und Bestimmtheit des Daguerreotyps die Weichheit und das Zarte des Gemäldes verbinden. Die Härten, welche so häufig an Lichtbildern sich finden, sind hier sorgfältig vermieden. Namentlich sind die Aufnahmen von Gruppen, die wir gesehen, als sehr vorzüglich zu bezeichnen, indem durch zweckmäßiges Arrangement das Charakteristische der Personen sich noch mehr hervorhebt als bei einzelnen Portraits.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Sept. Der Alte vom Berge, oder: Die Kreuzfahrer, große Oper in 3 Abth. nach dem Englischen des Bunn, Musik von Benedict.

Donnerstag, 26. Sept. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund, Musik von Kreuzer. (Gastrolle) Valentin: Hr. Nesmüller, von den vereinigten Stadttheatern zu Hamburg.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 230. Donnerstag, den 26. September 1850.

Von Bern nach Interlaken.

(Von Ludwig Adolphi.)

(Fortsetzung.)

Um halb 9 Uhr waren endlich die langen und langweiligen Vorbereitungen zur Abfahrt des Dampfschiffes beendigt. Zahllose Koffer, Kasten und Hutschachteln, Ranzen, Alpenstöcke und sonstige Siebensachen reisender Engländer und Touristen waren auf dem Verdecke zu einer hohen Pyramide aufgeschichtet, die Passagiere nach ihren Geldbeuteln wie Böcke und Schafe rechts und links geschieden; ein Pfiff — und schwerfällig verließ die stöhnende, dampfende Maschine ihren Ankerplatz, einigen nacheilenden, verspäteten Passagieren nur die Hoffnung auf baldige Rückkehr übrig lassend. Schnell durchschnitt das kleine Schiffchen die klare Fluth, immer neue Bilder dem herumschweifenden Auge darbietend. Zuerst rechts die Insel Schadau mit dem Schloß gleichen Namens und seinen herrlichen Anlagen, darüber das Bächigut, früher ein Karthäuserkloster, im Anfang der zwanziger Jahren von dem bekannten Altschultheißen von Mülian renovirt und mit Alterthümern und Gemälden bereichert, jetzt im Besitz eines Herrn von Rougemont; zur Linken, dicht am Ufer des See's, Miltafingen mit seiner alten Kirche, und weiterhin das malerische Oberhofen, terrassenförmig am Seeufer emporsteigend. Die stolzen Ruinen der alten Burg, die angeblich schon zu Anfang des vierten Jahrhunderts erbaut seyn soll, wie mich ein Bewohner von Thun versicherte, der so gütig war, das Amt eines Cicerone bei mir zu übernehmen, sind jetzt in den Besitz eines Hrn. von Pourtalis übergegangen, der gegenwärtig beschäftigt ist, dieselbe auszubauen und zu modernisiren, um daraus einen neuen Stammsitz seiner hochadligen Familie zu machen. Der Vater des jetzigen Besitzers mußte nämlich, wie viele französische Adlige, in den neunziger Jahren sein Vaterland verlassen, ohne seine Leibeignen und sonstiges Vermögen retten zu können. Jung und entschlossen, fügte er sich in das Unabänderliche, fing Handelsgeschäfte an, anfänglich mit dem Tragkorb, der sein ganzes Waarenlager enthielt, auf dem Rücken, später mit einem Pferd das Land durchziehend. Durch Glück, Eifer und Thätigkeit dehnte sich sein Geschäft bald ins Große aus, und als er starb, hinterließ er seinen Kindern eine Million jährliche Einkünfte. Die über Oberhofen ansteigenden Hügel sind mit Reben besetzt, deren Ertrag aber mit dem Grüneberger, sauren Angedenkens, große Aehnlichkeit hat. Rechts wiederum erblickt man Sprez, jetzt ein Dorf, früher angeblich eine Stadt; Trümmer eines Thurms oder einer Burg sind noch sichtbar und geben der Sage einige Wahrscheinlichkeit. Weiterhin auf derselben Seite das Dorf Aeschi auf einer Hochebene am Fuße des Riesen, dessen alte Kirche weit ins Land hineinragt und eine schöne Aussicht auf das gegenüber liegende Ufer verheißt. Das hier fabrizirte Kirschenwasser hat dem Dorfe auch bei mehr prosaischen Seelen einen Namen erworben. Ueber dem Orte erhebt sich steil ansteigend der Kegel des Riesen, dem Anscheine nach mit seinen beiden Seiten die geraden Linien eines fast rechtwinkligen Dreiecks bildend. Von dem See aus gesehen, scheinen weder Felsen noch Vertiefungen die Seitenflächen zu unterbrechen, und dieser Umstand, sowie das Alleinstehen des Berges geben ihm ein imponirendes Aeußere. Nichts destoweniger ist er nicht schwer zu ersteigen; auf drei verschiedenen Seiten gelangt man ohne allzu große Mühe auf die Spitze, die freilich theilweise noch jetzt mit Schnee bedeckt ist und wird dort mit einer weiten Aussicht auf das an Schönheiten so reiche Land belohnt. Dem Riesen gegenüber erreicht der See seine größeste Breite von fast Dreiviertelstunden, die also immer noch gestattet, beide Ufer auch mit unbewaffnetem Auge bei hellem Wetter genau zu erkennen; am andern Ufer liegt Merligen, das Schöppenstedt oder Schilda der Gegend, mit seinen Marmorbrüchen und Versteinerungen. Auch Erdharz findet sich, flüssig sowohl als fest, und man will diesen Umstand sowie der Formation einliegender Höhen auf vulkanische Bewegungen zurückführen. Ein alter Chronist erzählt auch, daß Anno so und so viel die Fische gesotten im See herumgeschwommen seyen, weil das Wasser siedend heiß gewesen. Ersteres ist jedenfalls angenehmer als das Letztere gewesen. Hinter Merligen kommt die Nase, ein Felsenvorsprung, von wo ab der See eine mehr östliche Richtung nimmt. Bei Sturm soll die Passage gefährlich seyn, da der an dieser Stelle 700 Fuß tiefe See gewaltig an den Felsen brande und tobe. Heute floß das Wasser ganz ruhig und wir hörten nichts weiter als das Brausen der Räder, bis plötzlich aus dem Vordertheile des Schiffes die harmonischen Töne einer Orgel erschollen, die das Echo mit großer Genauigkeit und Kraft zurückgab. Der Besitzer und Kapitän des Dampfschiffes, Hr. Knechtenhofer von Thun, eine der Hauptstützen der conservativen Partei des Cantons, da ihm sein und seines Bruders Geschäftsverkehr einen großen Einfluß bei der arbeitenden Klasse verschaffen, that sich auf diese Erfindung nicht wenig zu gute, und wir hatten noch mehrmals Gelegenheit, das ganze Repertoir des besagten Orchesters: Gott save the queen, die Parisienne und ein halb Dutzend Opernarien zu genießen. Hinter der Nase und an derselben Seite kommt die Beatushöhle, die Wohnung des heiligen Einsiedlers Beatus, der so manchen Stoff zu erbaulichen Erzählungen für die christliche Jugend geliefert hat. Jetzt steht die Höhle leer und die aus dem Felsen strömende Quelle stürzt unbenutzt in den See hinab. Ein moderner Einsiedler hat sich in der Nähe angebaut. Das ist ein Baseler Millionär, der sich aus Furcht, vergiftet zu werden, hier in der Einsamkeit ein schönes Haus gebaut hat, das er allein mit einer treuen Dienerin bewohnt, nur sich und seinen sechs Millionen lebend, die er noch recht lange genießen möge, wenn er mich nicht etwa zum Erben einsetzen will. Auf dem Plateau des stei-

len Beatenberges liegt das Dorf gleichen Namens, fruchtbar und lieblich anzuschauen. Bei dem Orte sind Steinkohlengruben, die einen reichen Ertrag geben. Schreitet die Ausrottung der Wälder in dem Maße fort, wie sie jetzt betrieben wird — es geht viel Bauholz nach Frankreich — so werden diese Gruben sehr bald einen hohen Werth haben; bei den billigen Holzpreisen wurden die Kohlen bis jetzt nur von den Feuerarbeitern und bei Dampfmaschinen benutzt. Gegenüber sieht man noch das Dorf Leissigen mit Mineralbad und Molkenanstalt. Das schwefelhaltige Wasser strömt in drei Quellen, von denen zwei zum Bade, und die dritte, schwächere zum Trinken benutzt werden. Därligen an der gleichen Seite macht den Schluß; es liegt am Fuße des Abendberges, der mit Alpenrosen, Rhododendron alpinum, bedeckt ist, hat eine Schiffswerfte und eine Salzwasserquelle, deren Wasser zur Bereitung von Glaubersalz benutzt wird. Die Aar bildet hier ein paar Inseln, auf deren größter die Ruinen des Schloßes Weißenau liegen. — Damit hatten wir Neuhaus, den Landungsplatz der Dampfschiffe, erreicht. Omnibus, Fiaker, Droschken und sonstige Fuhrwerke jeder Art bemühten sich, die Ankommenden von der Vortrefflichkeit ihrer Gefährte zu überzeugen, bemächtigten sich des Gepäcks derselben und führten sie, wenn sie nicht energisch protestirten, von dannen. Ich zog aber vor, Staub und Hitze nicht zu achten und zu Fuß meine Wanderung fortzusetzen. Ein halb Stündchen brachte mich nach dem schönen Interlaken, das seinen Namen seiner Lage verdankt, von der reißenden Aar auf ihrem Wege vom Brienzer zum Thuner See durchströmt wird, und dessen Einwohner, wenigstens im Sommer, zur Hälfte aus Fremden bestehen, namentlich Engländern, die sich hier von den feuchten Nebeln ihrer Heimath erholen. Fast die ganze Stadt besteht aus zwei Häuserreihen, die sich an der Straße von Thuner zum Brienzer See hinziehen; das Städtchen heißt eigentlich Untersee und nur das Schloß mit seinem Zubehör hat den Namen Interlaken in Anspruch zu nehmen; doch man macht darin wenig Unterschied. Das Schloß, jetzt Amtssitz, war ehemals ein Kloster der Augustiner, oder vielmehr zwei, eins für Mönche, eins für Nonnen. Letzteres wurde wegen des scandalösen Lebenswandels der Bewohnerinnen schon vor der Reformation, ersteres während der Reformationsperiode aufgehoben. Jedenfalls werden die Räume jetzt besser verwendet, als früher, sie enthalten eine Pflegeanstalt für Blödsinnige oder Cretins, wovon bekanntlich die Schweiz sehr viele besitzt, die in manchen Gegenden sogar mehrere Prozente der Bevölkerung ausmachen, eine Armenschule für weibliche Arbeiten, deren Erzeugnisse von Zeit zu Zeit durch Lotterien verwerthet werden, und Vorrathshäuser. Den Hauptnahrungszweig bieten unstreitig die zahlreichen Fremden, die theils zu Molkenkuren, theils der Mineralwasser wegen hier zusammen strömen. Zu ihrer Bequemlichkeit sind eine große Anzahl schöner Landhäuser, Pensionen und Hotels erbaut, die zwischen den riesigen Nußbäumen zerstreut, einen eigenthümlichen Contrast mit den ganz aus Holz erbauten, von Zeit und Wetter geschwärzten Häusern mit ihren mit Steinen beschwerten Dächern von Unterseen bilden Die schönen Nußbäume bilden eine lange Allee, in deren Schatten sich die schöne und nichtschöne Welt ergeht, die elegante Toilette der hochadligen Dame neben der gefälligen Tracht der Oberländer Mädchen, blaustrümpfige bebrillte Engländerinnen, empfindsame schwärmende Deutsche, muntere Französinnen, Alles bunt durcheinander. Natürlich ist dieser Zusammenfluß von Fremden nicht ohne Einfluß auf die einfache Sitte und Lebensweise der Bewohner geblieben; die frühere Natürlichkeit und Ungezwungenheit mußten der steifen Etiquette weichen, die „Töchter" werden ins „Welschland" geschickt, um Bildung zu lernen, und kommen dann in der Regel *verbildet* zurück, und das Sittengericht, eine patriarchalische, in der Schweiz noch bestehende, Einrichtung, in Unterseen und der Umgegend soll sehr oft Gelegenheit haben, mit den „Maitscheni" ein ernstes Wort zu sprechen. Freilich sind die „Töchtern" auch in der Regel zum Küssen hübsch in ihrer kleidsamen Tracht, die sie eben der Coquetterie wegen nicht ablegen, und die steifleinenen Engländer, von denen gerade dieses Jahr noch nicht viele da waren, da es eigentlich noch zu früh für die Saison war, besitzen oft sehr viel Geld, und das ist eine gefährliche Waffe.

(Schluß folgt.)

Aus Californien.

Mitgetheilt von J. W. A.

(Schluß.)

San Francisco besteht meist aus Holzhäusern, nach verschiedener Art gebaut. Gleich Mannheim ist es in rechte Winkel getheilt, und es hat seine Plätze, Kirchen ꝛc. wie jede andere Stadt. An Pflasterung ist natürlich noch nicht zu denken, statt dessen sind in vielen Straßen Bretter vor den Häusern gelegt, so daß man bei schlechtem Wetter trockenen Fußes bleibt. In vielen Theilen der Stadt drängt sich Laden an Laden, und man kann hier Alles haben, was man nur verlangt. Konzerte und Bälle finden statt; es besteht ein französisches und ein englisches Theater. An Wirthshäusern fehlt es nicht, auch findet man eine Menge von Spielhäusern, zum Theil mit prachtvoller Einrichtung. Ueberall tönt Einem Musik entgegen; meistens sind es deutsche Spielleute, die gut bezahlt werden. Im Uebrigen wimmelt es hier von Vertretern aller Nationen, Franzosen, Spanier, Mexikaner in ihrer bunten Tracht, Chinesen und sehr viele deutsche Landsleute, besonders aus dem deutschen Norden und dem Schwabenlande.

Die Regenzeit war, wie gesagt, noch nicht vorüber, und es herrschte im Allgemeinen ein solcher Schmutz in den Straßen, daß kein Pferd passiren konnte. Bis an die Knie mußte man im Schlamme waten. Man fand sich indeß darein, und wer im Kothe stecken blieb, wurde noch dazu ausgelacht. — Als ich hier ankam, bestand mein ganzes Vermögen noch in 6 Dollars. Die Reise über den Isthmus kostete weit mehr, als ich erwartet; ich hatte deßhalb schon von Panama nach New-York um Geld geschrieben, jedoch konnte dieses Anfangs März noch nicht hier eingetroffen seyn. Nun war guter Rath theuer. Vergeblich bemühte ich mich, ein Unterkommen zu finden; Alles war übersetzt, da es noch zu frühe, um in die Goldminen zu gehen. In diesem Lande, wo das Motto des Lebens das: „help jour self and God will help jou!" ist, wo Keiner um den Anderen sich kümmert, gilt es in einer solchen Lage einen raschen Entschluß. Ich war im Begriff, mich als Straßenarbeiter anzubieten (der Lohn ist 5 Doll. täglich); da traf ich, an einem Gasthofe, dem „Globe Hotel", vorübergehend, den Eigenthümer unter der Thüre. Er hatte keine Stelle frei, bot mir jedoch Kost und Wohnung in seinem Hause an, wenn ich aushelfen wolle. Froh genug schlug ich ein und betrat sogleich meine neue Laufbahn, von der ich mir's in unserem Deutschland nie hätte träumen lassen. Ich rupfte nun Geflügel, schwenkte Gläser und Teller, putzte Messer und Gabeln. In der Folge aber bemerkte man Anlagen in mir; ich rückte zum zweiten Stewart herauf, und im letzten Monat wurde ich sogar erster Stewart, d. h. Oberkellner, mit einem Monatsgehalt von 100 Dollars. — In einigen Tagen werde ich nun nach den Goldminen abgehen, dort mein Glück zu versuchen; vor dem Spätjahre werde ich wohl nicht zurückkehren. Die Goldgräberei in den Minen ist ein reines Glücksspiel! Der Eine findet etwas, der Andere wenig oder auch nichts. Aber versuchen muß es hier Jeder, das flatternde Gewand jener leichtfertigen Göttin zu fassen. Die Arbeit in den Minen ist anstrengend und

man führt ein Leben der Entbehrung und Beschwerden. Lacht mir das Glück, so seht Ihr mich bald wieder; ist mein Gewinnst dagegen minder bedeutend, so beginne ich irgend ein Geschäft in San Francisco oder anderwärts. Wenn ich nichts finde, so werde ich eine Stelle suchen, um Geld zu verdienen, um von Neuem in die Minen gehen zu können, oder ich kehre zu Euch zurück, wo möglich über Asien und Afrika. Dann habe ich wenigstens die Welt gesehen, und werde mit philosophischem Gleichmuthe mein Leben in einer vielleicht untergeordneten Stellung beschließen.

Es mögen hier noch einige Angaben aus dem Schreiben über das Leben in San Francisco folgen. Die so überaus hohen Preise, welche vor zwölf Monaten gewissen Handwerken bezahlt wurden, sind bedeutend herabgesunken. Während z. B. früher ein Zimmermann 16 bis 20 Dollars täglich erhielt, bekommt derselbe jetzt nur noch 8 bis 10 Dollars. Viele finden selbst gar keine Arbeit mehr. Dagegen läßt sich's jetzt auch für 12 Doll. gut essen und wohnen. Wir rechneten in unserem Gasthofe 14 bis 18 Doll., hatten einen französischen Koch, und oft 125 bis 150 Personen im Hause. Jede einzelne Mahlzeit, gleichviel zu welcher Zeit, kostet allgemein 1 Dollar. Ich will hier die Preise einzelner Lebensmittel hersetzen: Kartoffeln das Pfund $^2/_3$ und 1 Doll. Eier sind ein sehr kostbarer Artikel und werden oft mit $^1/_4$ Doll. das Stück bezahlt. Brod ist jetzt ziemlich wohlfeil, da Mehl genug vorhanden, Milch und Fleisch dagegen sehr theuer. Champagner, zu 3 Doll. die Flasche, und Claret, zu 1 Doll., werden sehr viel getrunken, der erstere soll auch bedeutenden Absatz in den Minen finden. Auch der Hochheimer ist sehr beliebt. Eine deutsche Bierbrauerei und Wurstfabrik sind seit einiger Zeit errichtet und machen gute Geschäfte. An Trinkwasser ist kein Mangel. Es ist überhaupt hier Alles, wie in jeder anderen Stadt, nur daß die Häuser meist aus Holz bestehen oder eigentlich nur Leinwandzelte sind. Mit der Herschaffung von Häusern wurde anfänglich Vieles gewonnen, jetzt hat dieß aufgehört. Bretterholz ist in großer Zahl aus Chili, Peru, Sidney ꝛc. eingeführt worden und wird jetzt auch im Lande selbst geschnitten. Der Preis ist bedeutend gefallen, so daß in den letzten Wochen die Schiffe nicht mehr den Frachtbetrag erlösten; einige Bostoner und New-Yorker Spekulanten haben ansehnliche Verluste erlitten, auch sind noch Schiffsladungen von diesem Holze unterwegs. Die Einrichtung der Häuser ist zweckmäßig und einfach, der untere Theil enthält einen Laden, nebst allenfalls ein bis zwei Zimmerchen. Eine schmale Treppe führt in den oberen Theil, woselbst, je nach der Zahl der Stuben, über diesen wieder ein speicherartiger Raum zum Schlafen sich befindet. Man sieht viele Häuschen nach Schweizerart gebaut, mit vorstehendem, weit übergreifendem Dach und der ringsum laufenden Galerie, der „Laube", wie sie die Aelpler nennen. Eine Küche findet man in diesen Häusern nicht, es wird in einem beliebigen Zimmer gekocht, wo man den praktischen amerikanischen Kochofen aufstellt, oder auch im Hofe und auf der Straße. Der Stubenboden besteht aus abgehobelten Brettern, über die man Strohmatten legt. Das mit weißen Holzziegeln gedeckte Dach darf nicht flach seyn, da es einige Monate hindurch beständig regnet. Ueberhaupt ist das hiesige Klima ein ungesundes. Morgens, Abends und in der Nacht schneidende Kälte, dagegen in andern Stunden oft eine Glühhitze, und um 11 Uhr tritt regelmäßig ein heftiger Wind ein, der bis 11 Uhr Nachts wüthet. Die schönste Zeit ist Vormittags und im Monat September. Im Winter öffnet der Himmel seine Schleusen, zur Sommerszeit regnet es dagegen höchst selten.

Die Umgebungen von San Francisco sind sehr schön; Handel und Wandel überaus bedeutend; nach allen Richtungen gehen Dampfer und die Stadt wächst zusehends. Sehr mangelhaft ist aber noch die Postverbindung in's Innere, und in die Minen einen Brief zu senden, fast unmöglich. Da die Meisten ihre Briefe auf der Post selbst abholen, so ist hier immer ein starkes Gedränge, und oft muß man Stundenlang stehen, bevor man an die Schalter gelangt.

Zur Geschichte der Höflichkeit.

Wir Deutsche bilden uns zwar ein, höfliche und absonderlich bescheidene Leute zu seyn, wenigstens gegen Diejenigen, welche mehr sind, wie unsereins, worunter wir nicht allein die vielen großen und kleinen Herren verstehen, die der eigene Zopf uns schaffte, sondern auch jeden englischen Schneider oder französischen Koch, der die für seinen Stand merkwürdige Bildung besitzt — englisch oder französisch zu sprechen, während doch der Deutsche das stolze Selbstbewußtseyn trägt, kaum seine eigene Sprache zu verstehen. Auch um Komplimente und Titulaturen sind wir nicht verlegen und haben sie mannhaft durch die Grundrechte uns nicht hinwegoctroyiren lassen. — Aber trotz dem glaube ich doch, daß wir in unserem Nachahmungseifer uns ein Uebersehen haben zu Schulden kommen lassen, indem wir unsere Augen zu selten nach Osten richteten, und die Höflichkeitsbezeugungen unserer Brüder — der Russen — zu wenig studirten. Da es immer gut ist, bevor man mit Jemandem näher vertraut wird, seine Art und Weise kennen zu lernen, so kann es dem Deutschen auch nichts schaden, mit einigen Redensarten dieser liebenswürdigen Nachbarn vom Sonnenaufgange näher bekannt zu werden. Weitere Ausführungen dürften uns Wohldieselben bei ihrer nächsten Exkursion gegen Westen jedenfalls deutlicher und gemeinfaßlicher beibringen. — Der Russe begnügt sich nämlich nicht damit, von einem Vornehmern zu sagen: „Er hat die Gnade zu essen; die Güte, zu schlafen; die Herablassung, zu knuten" ꝛc.; er bezeichnet auch die Verrichtungen des Essens und Schlafens mit ganz verschiedenen Worten, je nachdem sie auf den Herrn oder den Knecht anzuwenden sind. Beim Herrn bezeichnen „Potchivat" und „Kouchit" —, beim Knechte aber „Spat" und „Jest" obige beide angenehme Geschäfte. Die ersteren zwei Worte mögen gleichbedeutend mit unserem Unterscheidungsbegriff von „Essen" und „Fressen" seyn. — Selbst die alten Mexikaner beschämen uns an Höflichkeit; auch sie wandten solche syllabas reverentiales an, die meist in dem hinzugesetzten „Zin" oder „Azin" bestunden, um ein gemeines Wort auf einen Vornehmeren anwendbar zu machen. B. E.

Lied.

Noch ist Schleswig-Holstein nicht gesunken,
Noch durchglüht es edler Thatkraft Funken,
Thürmt sich auch manch' trübe Wolke auf:
Vorwärts geht sein ungebeugter Lauf;
Wo ein Lied noch deutsche Ehre tönt,
Da lebt Schleswig-Holstein ruhmgekrönt.

Noch darf Schleswig-Holstein nicht erblassen,
Steht es auch von Manchen schnöd' verlassen;
Lebt der Gott noch, der den Tapfern schützt,
Und der Stahl noch, der in Wettern blitzt;
Wo ein Lied noch deutsche Treue tönt,
Da lebt Schleswig-Holstein ruhmgekrönt.

Noch darf Schleswig-Holstein nicht erblassen,
Kann das Schwert noch eine Hand erfassen,

Leuchtet rings noch der Begeist'rung Gluth,
D'ran zerschellt des Feindes Uebermuth;
Wo ein Lied noch Glaub' und Hoffnung tönt,
Da lebt Schleswig-Holstein ruhmgekrönt.

Furchtlos kämpft ein Brudervolk im Norden,
Nicht um Flittertand und Stern und Orden;
Auf der Ehre heiliges Gebot
Sendet es die Mannen in den Tod,
Und wo richtend die Geschichte spricht,
Da vergißt sie Schleswig-Holstein nicht!

Karl Aulenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Balzac's frühzeitiger Tod — der berühmte Schriftsteller zählte bei seinem Ableben noch nicht volle 52 Jahre — hat in ganz Frankreich und namentlich in der Hauptstadt große Sensation erregt; die Trauer um ihn ist allgemein und die Feuilletons wetteifern mit einander, ihn zu rühmen und Anekdoten aus seinem Leben zu erzählen. In einer biographischen Skizze im „Artiste" heißt es von ihm: „Eine athletische Constitution, ein unermüdlicher Geist, arbeitete Balzac oft Tag und Nacht ohne Unterbrechung, blos von Kaffee lebend. Sein Wissen in gewissen Specialitäten, die man früher zur Einkleidung in das belletristische Gewand für durchaus ungeeignet erachtet, war ungemein, war wunderbar; selbst das Trockenste wußte er amüsant zu machen. Herr von Balzac — und ich glaube hier eine Bemerkung einzuschalten, die noch von Niemand gemacht worden ist, war sich Dessen, was er als Schriftsteller leistete und leisten konnte — namentlich in Bezug auf die Form — nicht vollkommen bewußt. Ich will mich deutlicher aussprechen: Zerstreut, dunkel, oft auch verworren, wurde er mit einem Mal, einige Seiten weiterhin, der bewunderungswürdigste Stylist, den unsere Sprache besitzt. Er wußte es oft gar nicht, wenn er auf dem besten Wege war. Er glich in dieser Hinsicht Hrn. Ingres, der, immer mit sich unzufrieden, häufig die schönsten Dinge zerstörte."

Herr von Lamartine hat seine Mitbürger ersucht, ihm die zur Ausbeutung seiner ihm vom Sultan geschenkten Domainen erforderlichen Kapitalien vorzustrecken; er speculirt auf Mittel zur Wiederherstellung seines zerrütteten Vermögens. Er will Milly und Saint-Point an den Thoren von Smyrna wieder gewinnen. Der Flächengehalt des ihm überlassenen Territoriums kommt dreien oder vieren unserer Departements gleich; freilich aber liegt bei weitem der größte Theil desselben völlig brach, die Dörfer sind entvölkert und das Paschalik ist nicht viel besser als eine Wüste. Lamartine wünscht sein neues Besitzthum zu colonisiren und bietet demgemäß den Arbeitern ein, Dank der Dampfkraft, fast vor der Thür von Frankreich gelegenes sicheres Californien dar. Er beabsichtigt eine Muster-Meierei zu errichten, ein Gestüte anzulegen, Maschinen aufzustellen, mit einem Worte eine Colonie, ein Reich nach seinen Ideen zu gründen, — ein Werk, welches dem Dichter noch mehr Ruhm bringen dürfte, als seine Schriften, wenigstens in den Augen der großen Menge.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

Der Königin Victoria wird in Kurzem ein eigenthümliches Geschenk aus der Provinz Posen, als Beweis der Dankbarkeit für den den flüchtigen Polen gewährten Schutz zugehen. Es ist dieß das Vließ eines Widders von seltener Feinheit, das der Graf Ignaz Lipski — berühmt als Züchter hochfeiner Schafe —, gezogen hat. Das kostbare Vließ des Widders „Consul I." befindet sich in einer Schachtel, auf deren gläsernem Deckel sich eine „Genealogie" in vier Sprachen befindet.

Literatur.

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. Herausgegeben unter Mitwirkung anerkannter Schriftsteller von Dr. Duller. Frankfurt a. M. im Verlag von Johann Valentin Meidinger. 22. — 24. Lieferung.

Die drei neuesten Hefte dieses gehaltvollen Werkes enthalten Lebensbeschreibungen von Galiläi, Arnold von Winkelried, Johannes Ronge (und die freie Kirche), Armand Carrel und Ludwig Börne. Aus öfteren Besprechungen und mitgetheilten Auszügen ist dieß literarische Unternehmen den Lesern unseres Blattes genugsam bekannt. Von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag war die Menschheit in zwei große Heereslager und streitende Parteien getheilt, in die des Stillstandes oder auch des Rückschrittes und in die des Fortschrittes. Jene huldigte dem Götzen der Selbstsucht, war an die Scholle geheftet, suchte zu verfinstern und zu verdammen, schaarte sich um Thron und Altar und eiferte gegen jede freie Geistesregung; diese strebte nach Licht und Wahrheit, kämpfte gegen Druck und jegliche Fessel, rang nach freieren Institutionen in Staat und Kirche und war begeistert für die Herbeiführung einer besseren Zukunft. So traurig und düster die Beschauung jener Rückschrittsbestrebungen, so unheilschwer und verderblich jenes Gewerbe der Tyrannei und Verfinsterung, so ermuthigend war und ist dagegen der Anblick und die hochherzige Aufopferung derjenigen Männer, welche das Volk die Seinigen nennt, weil sie nicht für die Privilegien einzelner Menschen oder bevorrechteter Stände, sondern für die Freiheit und Berechtigung Aller, weil sie für Licht und Wahrheit, für Gleichheit und Brüderlichkeit gestrebt und geduldet haben. Liebe und Verehrung diesen Männern des Volkes! Ihr Muster und Vorbild möge uns ermuthigen zu den schweren und großen Kämpfen, die noch immer zu bestehen sind, und in diesem Sinne heißen wir das vorliegende Werk auch heute eben so willkommen, als wir es freudig begrüßt haben. W.

Konzert-Anzeige.

Das von uns bereits in Aussicht gestellte Konzert des Violoncellisten Servais, des Violinisten Leonard und der Frau Leonard de Mendi findet nächsten Samstag, den 28. d. M., im Saale des Hofes von Holland statt. Bei dem Rufe so anerkannter Künstler ist jede weitere Empfehlung überflüssig und verweisen wir auf das morgen erscheinende Programm, welches das Nähere besagen wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Sept. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund, Musik von Kreuzer. (Gastrolle) Valentin: Hr. Nesmüller, von den vereinigten Stadttheatern zu Hamburg.

Freitag, 27. Sept Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth., Musik von Flotow.

Bockenheimer Sommertheater.
Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Donnerstag, 26. Sept. Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen, Lustspiel in 5 Aufzügen von Kotzebue.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 231. Freitag, den 27. September 1850.

Von Bern nach Interlaken.

(Von Ludwig Adolphi.)

(Schluß.)

Mich konnten alle Schönheiten Interlakens nicht fesseln; ich ließ die Hotels und Gasthäuser, die Lesezimmer mit englischen und französischen Zeitungen, die geduldigen Esel, die ihrer schönen Last harrten, die zudringlichen Kutscher, die mir ihre Dienste anboten, hinter mir und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Bei der hölzernen bedeckten Brücke, die am Anfange des Brienzer See's die beiden Ufer der Aar verbindet, machte ich Halt und hielt mit mir einen weisen Rath, ob ich auf dem bereit liegenden Dampfschiffe auch den Brienzer See durchschneiden oder zu Fuße nach dem lieblichen Böringen; am südöstlichen Ufer des See's, meine Schritte lenken sollte. Ich entschied mich für letzteren Ort, wo ich einer freundlichen Aufnahme gewiß war, da, zu viel Schönheiten an einem Tage gesehen, in der Regel den Eindruck derselben schwächen. Eine weitere halbe Stunde durch eine theils fruchtbare, theils noch nicht entsumpfte Ebene, brachte mich an's Ziel meiner Wanderung. Dort, das letzte Haus im Schatten hoher Nußbäume dicht am Ufer des grünen See's mit der schattigen Verandah, den hübschen Gartenanlagen und dem mit kleinen Kieseln bedeckten Platze, ist die „Pension" Schumacher, wohin mich Aenneli, das naive liebliche Kind, die Schwester der jungen Hausfrau, eingeladen hatte. Beide sind die Töchter des Hrn. Michel, Wirth zum Bärenleist in Bern, dessen Namen schon dazu beigetragen haben mag, die deutschen Flüchtlinge an sein Haus zu fesseln, noch mehr aber die gemüthliche Hausfrau und ihre zwei Töchter, sowie billige Preise für gute Speisen und Getränke. Dort konnte man den Winter hindurch allabendlich die Koryphäen der deutschen Revolutionäre aus allen Theilen des lieben Vaterlandes zusammen sehen, wie sie Nachrichten aus der Heimath austauschten und Wohl und Wehe des armen Deutschlands verhandelten. Wenige der im Exil weilenden Flüchtlinge haben nicht wenigstens einmal in dem traulichen Zimmer gesessen und manche persönliche Bekanntschaft verwandter Geister ist dort angeknüpft worden; auch mancher Strauß wegen verschiedener Ansichten wurde dort ausgefochten und manchmal mußte Papa Michel mit seinem stereotypen: „Meine Herren, ich muß bitten", als Engel mit dem Flammenschwerte uns aus dem Paradiese der „Michelei" treiben, wenn Aenneli's: „Es hat entleve (elf) geschlagen", nichts verfangen wollte. Nebenbei wurde auch den Töchtern der Hof gemacht, und L. Simon, der begünstigte Anbeter der älteren hochgebildeten Marianne, konnte kaum die Wißbegierde derselben durch die Erzählung der Thaten des Parlaments befriedigen, während die 17jährige naive Aenneli sich vertraulich an den vierschrötigen bärtigen Regenten der Pfalz, P. Fries, schmiegte. Letztere weilte jetzt bei der verheiratheten Schwester, um ihr die Sorge des Haushalts zu erleichtern, und freute sich meines Besuches, den ich ihr bei ihrer Abreise versprechen mußte, und der Neuigkeiten, die ich aus dem elterlichen Hause brachte. Konnten wir doch auch wieder einmal vertraulich über unsern gemeinschaftlichen Freund plaudern, den die schnöde Politik schon längst aus der Schweiz vertrieben hat. Wie schön saß sich's da im kühlen Schatten mit der Aussicht auf den See, dessen ganze Fläche, von steilen Ufern eingefaßt, von hier aus zu übersehen ist. Am nördlichen Ufer, Interlaken zunächst, Goldswyl mit den Trümmern einer alten, längst zerfallenen Kirche auf einem waldbewachsenen Hügel, daneben Ringenberg, dessen Kirche und Pfarrwohnung in die Ruinen der schon im vierzehnten Jahrhundert zerstörten Burg eingebaut sind; dann Niederried, Oberried, Elbligen und als Schlußpunkt Brienz mit seiner hochliegenden Kirche und den Trümmern eines alten Schlosses. Dreiviertelstunden von da, am südlichen Ufer, stürzt der Gießbach, vom nahen Faulhorn kommend, in sieben prachtvollen Wasserfällen, in den See. Der imposante Anblick zieht viele Fremde an, und das Wirthshaus am Fuße der Cascaden, aus dessen Fenstern man alle sieben Fälle übersieht, ist oft das Ziel der Ausflüge der Gäste von Interlaken und Börigen. Eine Stunde von da, auf einem in den See hinein ragenden Vorgebirge, der Schneckeninsel gegenüber, liegt Iseltwald, ein malerisches Dörfchen, von wo der Weg über Senzy nach Möringen zurückführt. Das Badehäuschen am See war zu lockend, ich konnte ihm nicht widerstehen; gestärkt und erfrischt hörte ich nicht ungern das Zeichen der Eßglocke. Nur zu schnell ging, in angenehmer Gesellschaft, die Tafelstunde herum, und als die Gäste des Hauses die Schiffe bestiegen, um zum Gießbach zu fahren, mußte auch ich mich auf den Heimweg machen, wenn ich das Dampfschiff nicht versäumen wollte. Aenneli gab mir das Geleit, um mir ihr Herz noch ein wenig auszuschütten, besonders über die Taktlosigkeit eines Landsmannes, L. von Hanau oder Fulda, der sich die Zeit damit vertrieb, auf die Flüchtlinge zu schimpfen, obgleich er selbst einer ist, so, daß es oft selbst den Schweizern zu arg wurde. Halbwegs Interlaken wurde Abschied genommen, vielleicht auf Nimmersehn, mein Bitten um's „Müntschi" war aber dennoch vergebens, und so setzte ich denn trocknen Mundes meinen Spaziergang zum Dampfschiff fort. Die hohe Welt in Interlaken schien Siesta zu halten; nur Die, welche wie ich zum Dampfschiff eilten, waren sichtbar. Halb verzweifelt, weil er sich verspätet zu haben glaubte und keinen Wagen mehr fand, schloß sich mir ein junger Engländer an, alle Etiquette vergessend. Aus allen Winkeln meines Gedächtnisses die englischen Brocken zusammensuchend, die sich darin vorfanden, beruhigte ich ihn mit der festen Versicherung, daß wir noch zeitig genug kämen, und daß ein Spaziergang nach Tische sehr gesund sey. Er dagegen erzählte mir von einer Landsmännin, einer Mylady so und so, von einem gewissen Alter, die aus der bekannten angebornen Sucht der Engländer nach Sonderbarkeiten

am Samstag früh von Haus fortgegangen war, um den steilen Harderfelsen zu besteigen, den ganzen Tag nicht zurückgekommen war, die Nacht hindurch von zwanzig Männern mit Fackeln gesucht, aber erst am Morgen zerschmettert am Fuße des Felsen gefunden wurde, worüber natürlich ihr Bruder sehr trostlos sey, da sie sehr klug und liebenswürdig gewesen. Mit hellem Orgelklang fuhr das Dampfschiff von dannen; noch einmal sah ich alle die Schönheiten des See's und seiner Umgebung, wiederum stiegen die blendenden Gipfel der Alpen hinter den näher liegenden Bergen in die Höhe, und schneller, als ich gedacht, waren wir wieder in Thun. Hier hatte ich noch Grüße von einem Leidensgefährten, der jetzt im Kerker seine Betheiligung an der pfälzischen Erhebung büßt, an seine Hauswirthin zu überbringen, die ihm den Winter hindurch viel Güte und Liebe erzeigt hatte; ein kühler Trunk und fort ging's rüstig auf den Heimweg. Wagen auf Wagen rollte an mir vorbei, den Staub der Heerstraße hoch aufwirbelnd, und mancher Blick schaute bemitleidend auf die einsamen Fußgänger. Es gibt Leute, die gar nicht begreifen können, daß nicht Jedermann überflüssiges Geld hat und daß Mancher eine Foußtour der Fahrt im überfüllten Wagen vorzieht. Die Hitze des Mittags hatte nachgelassen; ich ließ die Genüsse des Tags nochmals die Revue passiren und dachte dabei, für wie weniges Geld man doch zuweilen recht vergnügt seyn könne. Münsingen war passirt, die Sonne sank eben hinab, wieder glühten die Alpen in schönstem Glanze. Unwillkürlich kam mir das schöne Lied eines flüchtigen Hanauer Turners (Kämmerer) in den Sinn:

Wie glühen die riesigen Firnen dort
In der Sonne goldenem Strahl;
Wie lächelt so freundlich der grüne See
Dort unten im lieblichen Thal.
Laut schallet zu der Sennerin Lied
Der Heerden-Glockengetön,
Und Alles, Alles ruft mir zu:
O Schweiz! wie bist du so schön.

Es wäre doch Alles doppelt so schön,
Wenn's Vaterland außer Gefahr,
Aber's Vaterland drücken und knechten zu seh'n,
Und wir eine flüchtige Schaar!
Wir stehen hier und schauen hinaus
Mit Sehnsucht über die Höh'n,
Und rufen still in Wehmuth aus:
O Schweiz! wie bist du so schön,

Auch dir, auch dir, o Schweizerland,
Droht Knechtschaft, Tyrannie,
Und nimmst du nicht muthig das Schwert zur Hand,
Verfällst du der Despotie.
Nur Volkseintracht, sie macht uns frei
Und endet der Fürsten Gehöhn.
O Schweiz! o Schweiz! ergreif' Partei,
Dann bleibst du frei und schön.

Doch, ach! du hörst auf der Fürsten Dreh'n:
Im Schweizerland gibt's kein Asyl,
Von deinen schönen Bergen schon
Treibt's fort und fort ohne Ziel.
Leb' wohl, wir ziehen getrost hinaus,
Wir scheiden auf Nimmerseh'n.
In fernen Landen rufen wir aus:
O Schweiz! wie bist du so schön!

Mit halber Stimme sang ich die Strophen in die frische Abendluft hinaus; ein letzter Wagen fuhr langsam hinter mir den Berg hinauf; nur ein junger Mann und seine Frau saßen darin; freundlich und dringend luden sie mich ein, einen Platz anzunehmen; dankend von Herzen für ihre freundliche Aufmerksamkeit, lehnte ich es ab. Meine Stimmung paßte nicht für ihre Gesellschaft; alle die traulichen Bilder der fernen Heimath, die Lieben in der Ferne standen vor meinen Sinnen; eine unendliche Sehnsucht ergriff mich und still beschäftigt mit mancherlei Gedanken überschritt ich um zehn Uhr die Brücke von Bern. Prosaischere Gefühle des Hungers und Durstes machten ihr Recht geltend; aber die wohlweise Regierung des Freistaates von Bern zwang mich, hungrig und durstig mein stilles Kämmerlein aufzusuchen. Sie hatte am gleichen Tage verordnet, daß hinführo all und jedes Wirthshaus um 10 Uhr geschlossen werden müsse und trotz allem Lärmen und Spektakel auf den Gassen mußte das Gesetz gehandhabt werden. Die großen Herren saßen freilich bis Mitternacht im Museum und tranken nach Belieben; ich aber saß daheim und machte meine Glossen und sang: O Schweiz! wie bist du so schön!

Auerbach und seine Umgebungen.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Auerbach an der Bergstraße, die Sommerresidenz des Großherzogs von Hessen, ist erst in diesem Jahre seiner alten Bestimmung wiedergegeben worden, nachdem das durch seine schöne Lage und reizenden Umgebungen sich auszeichnende „Fürstenlager" seit dem Jahre 1830 öde und verlassen war und während dieser zwei Jahrzehnte in der schönen Jahreszeit gewöhnlich als Aufenthalt für einige Beamtenfamilien aus der Residenz gedient hatte. Auerbach, das während zwanzig Jahren traurig verwais'te Auerbach, wo sonst vom Frühling bis zum Herbste das regste gesellige Leben herrschte, wo der Mittelpunkt der in den einladendsten Umgebungen sich ergehenden Gesellschaft war — Auerbach bedurfte wieder einer thatkräftig nachhelfenden Hand, um aus seiner unverdienten Zurücksetzung, welche durch die Main-Neckar-Eisenbahn noch zugenommen hatte, weil dort kein Anhaltspunkt vorgesehen war, endlich herauszukommen und den Freunden der Natur und eines heiteren geselligen Lebens wiedergegeben zu werden. Dieser lange erwartete Wendepunkt in dem Geschicke des so sehr vernachläßigten Auerbach trat endlich ein in diesem Jahre, einestheils durch die geschmackvolle Wiederherstellung der großherzoglichen Sommerresidenz und deren Bewohnung von Seiten des Hofes, anderntheils durch die Errichtung einer Station an der nahe vorbeiziehenden Main-Neckar-Eisenbahn, welche seit dem 11. August dem Publikum geöffnet ist. In beiderlei Beziehung hat Auerbach außerordentlich gewonnen, wie schon die ersten Erfolge in der erfreulichsten Weise gezeigt haben.

Die ausgedehnten Park- und Waldanlagen in der Umgebung des so schön wiederhergestellten „Fürstenlagers", welche in den letztverflossenen zwei Jahren unter des Großherzogs thätiger Fürsorge an Umfang und Bedeutung gewonnen haben, fesseln zunächst das Interesse des Freundes anmuthiger Lustwandlungen in einer reizenden Gebirgsgegend, die, in den Thälern, wie auf den waldigen Höhen, die malerischsten Gruppen, die herrlichsten Fernsichten darbietet. Fast seit zwei Jahren hatte ich Auerbach nicht gesehen und war bei dem Wiederbesuche der durch so viele Naturschönheiten ausgezeichneten Gegend nicht wenig überrascht durch die Erweiterung und Verschönerung der eben erwähnten neuen Anlagen, welche den Liebhabern von Lustwandlungen in jungen Buchwaldungen den weitesten Spielraum lassen. Das Wesentliche davon soll hier in Kürze erwähnt werden.

In dem engen, aber lieblichen Thale von Hochstätten, welches, auf beiden Seiten von Buchwald beschattet, ein mit meh-

reren Mühlen besetzter Bach durchströmt, ist, etwa eine halbe Stunde von Auerbach entfernt, die im Jahre 1786 gefaßte Mineralquelle gelegen, die mit der sehr geräumigen Brunnenanlage und den sie umgebenden Gruppen von hohen Linden einen recht einladenden Anblick darbietet, und in deren nächsten Umgebung für Ruhesitze gesorgt ist, die den Aufenthalt daselbst sehr angenehm machen. Die eigentliche Mineralquelle wird unter Verschluß gehalten und ist der Schlüssel dazu auf dem wenige Schritte davon entfernten Auerbacher Forsthause zu erhalten. Die im Laufe der Zeit, aus den im Eingange dieses angegebenen Ursachen etwas in Verfall gerathenen Brunnenanlage ist in neuester Zeit wieder auf das Schönste und Beste hergestellt worden.

Von dem eben erwähnten Forsthause erstrecken sich die neuen Waldanlagen in die Nähe und Ferne, und bei Fortsetzung der Wanderung hat man beständig neue landschaftliche Ansichten, neue reizende Punkte, welche das Interesse der Beschauenden stets rege erhalten. Den sanften Windungen eines neu angelegten fahrbaren Waldweges folgend, sah ich, unter gefälliger Führung eines Freundes, zuerst die höher im Laubwalde liegende Eremitage, dann in weiterer Entfernung die Amalienhöhe, dem Dorfe Reichenbach gegenüber, und auf dem Rückwege von diesem interessanten Punkte das anmuthige Thal von Schönberg mit Kirche, Schloß rc., welche Aussicht in weiterer Ferne die alte stattliche Bergveste Starkenburg mit ihrem hohen Thurme begränzte.

Man darf aber nicht glauben, daß das Auge bloß am Saume der ausgedehnten neuen Waldanlagen Beschäftigung findet, nein! auch im Inneren sind die Punkte meist so gewählt, daß die Aussicht in das Gebirge oder in das Rheinthal öfter in der überraschendsten Weise geöffnet ist. Von einem Punkte in Mitte des Waldes gehen strahlenförmig neun Schneisen aus, und bei der Drehung auf dem Absatze erblickt man der Reihe nach Schloß Auerbach, den Melibocus mit Thurm, den Felsberg und die übrigen Partien des reizenden Panorama's vom Odenwald, der Bergstraße und den Rheingegenden. Diese neue schöne Anlage hatte den ungetheiltesten Beifall aller Besuchenden, welche nicht wenig überrascht sind, in dem Dickicht des Waldes ein so reizendes Panorama vor ihren Blicken sich entfalten zu sehen.

Dem unverdrossenen Wanderer, der ein wenig Mühe nicht scheuet, um sich die eben angedeuteten Naturschönheiten zu verschaffen, ist es übrigens sehr leicht gemacht, um nach den näher oder entfernter liegenden Punkten zu gelangen. Nicht nur die bequemsten Wege führen dahin, sondern auch Ruhesitze und Tische sind an geeigneten Plätzen zu finden. Auch der Feuerherd fehlt nicht, besonders einladend für eine Familie, die für einen Tag ihr Zelt im Walde aufschlagen und sich einem sorglosen Romadenleben überlassen will.

Zögernd zog ich mich aus den Tiefen des durch frohe Spaziergänger belebten Waldes nach den lichten Vorhöhen am Fürstenlager zurück, von wo man durch eine dichtbelaubte lange Lindenallee hinunter nach Auerbach gelangt. Hier ist das für eine größere Wirthschaftsführung vollkommen geeignete, durch seine schönen Räumlichkeiten sich vortheilhaft auszeichnende Gasthaus „zur Krone", wo die Gesellschaft sich zusammen findet und die Nachmittagsstunden an der besuchten Table d'hote oder beim Kaffee in dem mit Blumen, Weinreben und Obstbäumen reichlich geschmückten freundlichen Hausgarten zuzubringen pflegt. Der obere große Saal dieses Gasthauses dient für Bälle und größere musikalische Aufführungen, welche, wie ich vernahm, nunmehr in der Kürze wieder beginnen werden.

Auerbach hatte früher die Bestimmung eines Kurortes und soll — wie man sagt — dieselbe künftig wieder erhalten. Wenn dem so ist, so scheint für den Augenblick nichts weiter erforderlich, als die Anlage von einigen Gebäuden, welche für das Bade- und Brunnenleben unumgänglich nöthig sind. Im Uebrigen besitzt Auerbach jetzt schon so reizende Park- und Waldanlagen, daß dieser Ort darin keinem der Taunusbäder nachzustehen scheint. Ich habe sie alle gesehen, aber in keinem derselben in einem gleich großen Raume durch die Gunst der Natur mehr Schönes und Reizendes zusammen vereinigt gefunden, als in der Umgebung von Auerbach, welche auch noch den Vorzug besitzt, daß hier der Weinbau der Bergstraße einen seiner Hauptsitze hat, wo in guten Jahren ein trefflicher Wein gewonnen wird.

Ueber die Mineralquelle in dem Hochstätter Thal habe ich vorläufig nur so viel erfahren können, daß sie von eisenhaltiger Beschaffenheit und in früheren Jahren, sowohl innerlich als äußerlich, mit Nutzen gebraucht worden seyn. Man hat mir seltene Heilerfolge aus jenen Zeiten erzählt, die ich übrigens dahin gestellt lassen seyn will. Sollte es wirklich im Plane liegen, Auerbach zu einem Kurorte zu erheben, so müßte die dortige Mineralquelle auf's Neue chemisch untersucht und das Nöthige darüber veröffentlicht werden. Auch angenommen, daß alsdann die mineralische Beimischung sich als keine sehr reichhaltige zeige, so würde dennoch Auerbach zu seiner früheren Bestimmung als Kurort zurückgeführt werden können, und dieß schon um seiner herrlichen Lage und seines trefflichen Klima's willen, welches, wie überall, wo es sich in dieser Mischung vorfindet, schon allein viele Heilkräfte in sich vereiniget.

Natur und Kunst haben für Auerbach schon zu viel gethan, als daß es auf seiner jetzigen Stufe stehen bleiben könnte. Der Anstoß dazu ist von mehreren Seiten gegeben, und die erst vor Kurzem daselbst eröffnete Eisenbahnstation ist für Auerbach ein so folgenreiches Ereigniß, daß schon darauf allein für sein ferneres Gedeihen die größten Hoffnungen gegründet werden können. Sollte nun noch gar dem vieljährig unter Verschluß gehaltenen murrenden Brunnengotte die glatt angestrichene Kerkerpforte geöffnet und ihm, dem wohlthätigen Menschenfreunde, zum Troste der Leidenden, an das Licht zu treten erlaubt werden, so ist kaum daran zu zweifeln, daß Auerbach in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu dem Range eines sehr besuchten und beliebten Kurortes emporsteigen würde.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Es wird nie eine Regierung geben, die sich durch Gewaltmaßregeln auf die Dauer befestigen und gegen den Willen der Nation behaupten könnte. Doch folgt der schlechtesten Regierung selten die Strafe unmittelbar auf dem Fuße; ihre größten Verbrechen büßt sie gewöhnlich bei Gelegenheit ihrer *kleinsten* Vergehen, und zu einer Zeit, wo sie ihre Macht am unüberwindlichsten glaubt. Wenn das Schicksal die Schuld der Sterblichen eintreiben will, so weiß es immer den blinden Zufall zu seinem schrecklichsten Boten zu machen.

— Selbst am herrlichsten Baume des Lebens haften noch Dornen, die das weichgeschaffene Herz so empfindlich verletzen, daß es langsam verblutet und in einer *Enttäuschung* stirbt.

— Der *Stolz* haftet nur an festen und entschiedenen Charakteren; die *Eitelkeit* ist immer das Kennzeichen der schwachen. Deßhalb sprechen uns die Menschen wohl von ihrem *verletzten* Stolze, aber selten von ihrer *verletzten* Eitelkeit.

— *Hochmuth* ist die thörichte Ueberschätzung unserer Eigenschaften und Güter und darum das lächerliche Aushängeschild eines Dummkopfs, der sich überredet, er könne die Welt mit seinem eingebildeten Werthe hinter's Licht führen, während der Vernünftige über diesen Selbstbetrug mitleidig die Achsel zuckt.

— Die meisten Handlungen der Menschen würden vor dem Richterstuhl der strengen Vernunft verwerflich erscheinen, wenn

ihnen der Teufel nicht die sogenannten guten Absichten zum Deckmantel gegeben hätte.

— Wie nach der Lehre der Optik jeder Körper Strahlen empfängt und zurückwirft, so können wir auch in jedem Menschengeiste irgend eine Offenbarung der Wahrheit finden, die zu unserer Aufklärung beiträgt.

— Die ganze Kunst der Erziehung besteht darin: dem Körper eine höhere Kraft, dem Geiste ein helleres Licht und dem Herzen eine edlere Richtung zu geben.

— Die Liebe übt ihre Herrschaft in allen Reichen der Natur, doch in keinem einzigen nach Willkür. Der Marmor ist eine Vereinigung des Kalkes mit der Kohlensäure, die beide genugsam übereinstimmen, um sich mit einander zu vermählen. Uebergießt man aber diesen Stein mit Schwefelsäure, so gibt die Kohlensäure den Kalk auf und vereinigt sich mit ihr. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei den menschlichen Affinitäten und Sympathien. Uebereinstimmende Seelen schlagen um und geben sich auf, sobald sich ihnen eine ihrer Natur verwandtere naht.

— Die Welt ist ein großes Theater, worauf ein Jeder zur Maske greift, um seine Rolle auszuführen; und so verhärtet ist man in Gewohnheit und gegenseitigem Betruge, daß Derjenige von allen Uebrigen ausgepfiffen und mißhandelt würde, der sie unvermummt spielen wollte.

— Das Interesse, das ein Volk an der Freiheit nimmt, ist gleich mit seiner Aufklärung. Nur Der vermag die Freiheit zu lieben und sein Alles daran zu setzen, der ihren hohen Werth erkennt und sie als Bedürfniß fühlt. — Es läßt sich demnach mit Recht behaupten, daß im Allgemeinen jede Nation so frei ist, als sie es verdient. Nur Diejenigen, welche ihre Abhängigkeit von der Beschränktheit der Gesammtheit fühlen, sind als Opfer der Sklaverei zu betrachten und werden von den edelsten Geistern, die zugleich ihre Schicksals- und Leidensgenossen sind, als Märtyrer ihrer Zeit beklagt.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Graubünden.) Am 13. September ist der Bernina, die höchste Bergspitze Graubündens, zum erstenmal von dem eidgenössischen Geometer Hrn. C. Coaz von Scanfs in Oberengadin mit seinen zwei Begleitern, Johann und Lorenz Ragut Tscharner von Scheid im Domleschg, erstiegen worden. Die Spitze mißt 4052 französische Metre oder 13,508 schweizer Schuh über dem Meere. Sie liegt in dem gewaltigen, vierzackigen Gebirgsstock des Bernina und trägt dessen Namen, er erhebt sich aus den Gletschern von Roseg, Tschierva und Morteratsch. Bisher waren mehrere Versuche, den Bernina zu besteigen, erfolglos geblieben. Die Besteigung war mit bedeutender Gefahr verbunden. Die drei Bergsteiger verließen am 13. September Morgens um 6 Uhr an einem heitern Tage ihr Quartier und erreichten um 7 Uhr den Gletscher, etwas ob der Stelle, wo sich die große Mittelmoräne auszubreiten beginnt. Das Wasser der Meridianlöcher, die Bassins, die Wasserinsel waren festgefroren, denn schon im Quartier hatte der Thermometer 2 Grad Reaumur gezeigt.

Korrespondenz.

Offenbach, im September.

Obgleich die Bibel schon so alt ist, hat die Menschheit doch noch lange und mächtig zu kämpfen, bis sie sich von allen heidnischen Elementen, vom heidnischen Irrthume und Aberglauben befreit hat. Denn daß der verfolgende und verketzernde Pietismus, diese sitten- und lieblose Muckerei unserer Tage noch Ueberreste der heidnischen Gnosis, besonders jener der Neuplatoniker sind, hat die wissenschaftliche Forschung bis zur Klarheit bewiesen. Trotzdem behauptet dieser ächt heidnische, fanatische Pietismus, der Geschichte und Wissenschaft zum Trotze, daß er das wahre Christenthum vertrete, in der Wahrheit sich befände und scheuet die verwerflichsten, satanischen Mittel nicht, um seine, das Wohl der Menschheit zerstörenden Lehren durch Wort und Schrift dem so leicht zu hintergehenden, harmlosen Volke einzuimpfen. Wenn solche hocherleuchtete und tiefspeculirende Pastoren in ihrem ächt pharisäischen Hochmuthe gegen christliche Ketzer eifern, wenn sie sogar zu dem Ausrufe sich hinreißen lassen: „Die Landeskirche ist ein christusloses, das Wort fälschendes, die Gewissen verwirrendes, die Seelen verderbendes Institut" (Lutherisches Kirchenblatt Nro. 23 d. J.), dann wird der Menschenfreund zwar wehmüthig lächeln, aber er wird doch lächeln ob der drolligen Anstrengungen solcher erbärmlichen Pygmäen, welche das Licht der Wissenschaft auslöschen und das mächtige Zeitenrad aus seinem Geleise schieben wollen. Wenn aber der Menschenfreund sieht, wie diese erleuchteten und erwählten Herren als quälende Kobolde über unschuldige schwache Opfer herfallen, um ihre teuflische Lust da zu stillen, wo sie keine Gegenkraft zu fürchten wähnen, dann möchte er Thränen, heiße Thränen weinen, und zwar darüber, daß das heiligste und ehrwürdigste Gut der Menschheit, die Religion, mißbraucht wird zur Mißhandlung des Nebenmenschen. Diese schwachen Opfer sind jene Glieder der menschlichen Gesellschaft, welche blinder Fanatismus von jeher zur Zielscheibe seiner Giftgeschosse sich wählte, es sind — die Juden; besonders jene Juden, die, zerstreut auf dem Lande, dem boshaften Ausbruche eines rohen Volkshaufens preisgegeben sind. — An solchen Opfern erprobte diesen Sommer jener heidnische Pietismus seine Verfolgungswuth zu Langsdorf, einem kleinen Orte in der Nähe Gießens, und zwar auf eine solche rohe, herzzerreißende Weise, daß die dortigen Juden in einem gedruckten Rundschreiben alle Glaubensgenossen des Großherzogthums um Beistand gegen diese barbarische Mißhandlung dringend baten. In diesem Rundschreiben wird unverhohlen behauptet, daß ein fanatischer christlicher Priester von der Kanzel herab die Nothwendigkeit einer Verfolgung der Israeliten gepredigt und daß darauf hin feige Repräsentanten der Gemeinde ihre Mitbürger in der Ansicht bestärkt hätten, „daß Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit in dem fraglichen Falle verweigert werden dürfe." Die giftigen Früchte, welche durch diese giftige Aussaat reiften, sind durch die Tagesblätter bekannt worden. Allein trotz der Klagen und Thränen der mißhandelten Opfer unterlassen es jene Priester, welche in ihrem Dünkel sich ausschließlich von der göttlichen Gnade erleuchtet und erwählt halten, doch nicht, das verzehrende Feuer tüchtig zu schüren und zum Ausbau ihrer Inquisition-Scheiterhaufen den harmlosen unbefangenen Landmann anzustacheln.

(Schluß folgt.)

Frankfurt.

Die von dem Flötisten Hrn. F. de Flore beabsichtigte „Matiné musicale" findet künftigen Sonntag, Vormittags 11 Uhr, im Saale des Wolfsecks, statt, was er seinen geehrten Subscribenten hiermit anzuzeigen sich beehrt.

Theater-Anzeige.

Freitag, 27. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth., Musik von Flotow.

Samstag, 28. Sept. Drei Frauen auf einmal, Posse in 1 Act von Cosmar. Hierauf: Der Wittwer, Posse in 1 Akt von Deinhardstein. Zum Schluß: Fröhlich, Vaudeville in 2 Akten von Schneider.

Sonntag, 29. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Einer muß heirathen, Posse in 1 Akt von Wilhelmi. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Akten von Schröder.

Montag, 30. Sept. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und neu einstudirt): Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 232. Samstag, den 28. September 1850.

Der General Rosas und die Mazorka.

(Nach dem Französischen.)

Im Jahre 1847 ging zu Buenos-Ayres ein argitinischer Offizier die Straßen entlang, welche nach dem Regierungspalast führten. Seine unsichere Haltung und die ausnehmende Blässe seiner Züge deuteten auf eine lebhafte innere Aufregung. Auf den Vorplatz des Palastes gelangt, verbeugte sich der Offizier ehrerbietig vor einer jungen Senorita von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, reich wallendem Haar und liebenswürdig mit einem Costüm bekleidet, welches mit der Eleganz der französischen Moden die malerische Anmuth spanischer Traditionen verband.

Das freie Wesen dieses jungen Mädchens und der entschlossene Ausdruck ihrer Gesichtszüge strahlten, um sich so auszudrücken, die herrschenden Sitten der Gesellschaft von Buenos-Ayres wieder. In der That durfte man in einem Lande, wo die Civilisation mit ihren Schattirungen und ihren Zurückhaltungen noch nicht eingedrungen; wo acht Tage Gefängniß, ja oft gänzliche Straflosigkeit die einzige Folge eines ausgetheilten Dolchstichs sind, der gleichsam aus Versehen aus den verschwiegenen Schößen eines Poncho hervorkam; wo das vergossene Blut Denjenigen in ein günstiges Licht stellt, der es vergossen hat; wo argentinische und orientalische Weiße und Rothe um die Wette durch ein Ueberbieten an Grausamkeiten und Schändlichkeiten Krieg und Händel anfangen; wo man kurz zuvor noch Rosenkränze von Menschenohren und Pferdezäume aus Menschenhaut verfertigt sehen konnte*); — in einem solchen Lande durfte man sicherlich von einem weiblichen Wesen die wohlwollenden Eindrücke, die schüchterne Zurückhaltung und die sanften Gewohnheiten nicht erwarten, welche der erste Schmuck der Europäerin sind.

Schon ihrer persönlichen Reize und ihrer Familienabkunft willen ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit, sollte die Senorita, welche dem Offizier begegnete, noch durch ihren hervorragenden Verstand und ihre seitherige thätige Theilnahme an den Verwaltungs- und Regierungshandlungen berühmt werden.

Es war Donna Manuela, die Tochter des General Rosas.

Man weiß, daß sie sich, wenigstens anscheinend, den Leidenschaften ihres Geschlechts und ihres Alters entsagend, freiwillig und aus eigenem Antriebe der Ehelosigkeit weihte. Allerdings sagte man öffentlich am Rio de la Plata, daß die gegenseitige Anhänglichkeit der Tochter und des Vaters in Betreff der Einen nicht bei der Gluth der Kindesliebe, in Betreff des Andern nicht bei den Vatergefühlen stehen bliebe. Es ist das ein allgemein verbreiteter Glaube und Rosas selbst scherzt ganz frei darüber. So antwortete er im Jahr 1847, als die Rede auf das Heirathen kam, der Gräfin Malewski, auf Manuela deutend:

„Das hier ist meine Frau!" (Aqui esta mi muger.)

Donna Manuela deutete, an dem Offizier vorübergehend, mit einer raschen und stolzen Gebärde auf die halb offen stehende Thüre eines vor ihr befindlichen Saales und sagte:

„Hier ist der Senor Gobernador."

Der Offizier trat mit sichtbarem Beben auf die Thüre zu, klopfte an und drang auf das mit deutlicher und wohlklingender Stimme gesprochene Wort „Herein" langsamen Schrittes und ehrfurchtsvoll gesenkten Hauptes in das Gemach.

Rosas stand aufrecht vor dem Kamin und dictirte, gleich Carl V., seinen Sekretären, welche jedem seiner Worte mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten, drei Briefe zu gleicher Zeit.

Ein gesticktes Hemd von großer Feinheit, weite weiße Hosen, rothe Weste und ein nachlässig halb aufstehender Poncho bildeten den Anzug des Dictators.

Er schlürfte von Zeit zu Zeit mittelst langer Strohröhren von jenem Thee aus Paraguay ein, welcher in der Landessprache Maté genannt wird.

Sein blaues Auge, seine helle und lebhafte Gesichtsfarbe, seine blonden Haare, sein ruhiges, heiteres, fast gemüthliches Gesicht hatten gar nichts vom spanischen Typus an sich und gaben ihm das Ansehen eines normännischen Pachters.

Fügen wir noch bei, daß unwissende Berichterstattungen und durch Eigennutz hervorgerufene Verläumdungen die Rolle, welche dieser Amerikaner spielte, seine Herkunft, seinen Charakter und seine Handlungen auf seltsame und eigenthümliche Weise entstellten.

Don Juan Manuel Rosas ist kein Gaucho, wie man auszusprengen sich gefallen hat. Einer vornehmen Familie entsprossen, erhielt er eine glänzende Erziehung, und er verdankte sein beträchtliches Vermögen landwirthschaftlichen Unternehmungen, denen er sich während seiner Jugend hingab. Unter die Miliz seines Landes eingereiht, ward er See-Offizier, unternahm mit großer Tapferkeit an der Spitze der Landbewohner einen Vertilgungskrieg gegen die Indianer, vertrieb sie aus dem cultivirten Theile des Landes, indem er ihnen Qualen mit Qualen, Blutvergießen mit Blutvergießen vergalt; hierauf bildete er auf den eroberten Landstrichen landwirthschaftliche Niederlassungen, indem er solcherweise die in den Pampas reichlichen Ertrag gewährende herrliche Viehzucht aufmunterte, welche heutzutage durch die

*) Diese den Indianern entlehnte Rache wurde im Jahre 1839 an dem Leichname des Sennor Beron de Astrada, Gouverneur der Provinz Corrientes, in Anwendung gebracht, der sich in Folge des Treffens von Palo-Largo, wo sämmtliche Gefangene erwürgt wurden, gegen Rosas empört hatte.

Ausfuhr von Leder und Pöckelfleisch den wirklichen Reichthum der Conföderation ausmacht.

(Schluß folgt.)

C. W. Wippermanns Kurhessen seit dem Freiheitskriege.

Irren wir nicht, so war auf den Germanisten-Congressen von 1846 und 1847 der Gedanke angeregt worden, eine Sammlung deutscher Specialgeschichten zu veranstalten, welche sich speciell mit den constitutionellen Entwicklungen der einzelnen Staaten seit den Freiheitskriegen beschäftigen sollte. Die politischen Ereignisse haben hier, wie in vielem Andern, die friedliche Ausführung gestört; der rasche Gang der Dinge schien die Geschichtschreibung überholen zu wollen, und das Interesse, das sich der Vergangenheit hätte widmen können, ward nun ganz und gar von der Gegenwart gefangen genommen. Auch mochte es scheinen, als sey mit dem Jahre 1848 eine neue Phase constitutioneller Entwicklung eingetreten, und die Periode des unseligen Scheinconstitutionalismus für immer abgeschlossen; man gab sich wohl der Hoffnung hin, daß nun eine Zeit kommen werde, wo das gute Recht ein Schutz und Schirm sey für Alle, statt von gouvernementaler und parlamentarischer Staatssophistik herüber und hinübergezerrt zu werden. Diese Hoffnung ist vereitelt: nach einem kurzen Interregnum revolutionärer Erschütterungen lenken wir wieder in die alten Geleise ein. Man wird sich daher auch mit neuem Interesse den Kämpfen des vormärzlichen Constitutionalismus zuwenden, je ungeduldiger in mehreren Staaten die Politik der rettenden Thaten darauf ausgeht, alte Fehler in neuen Formen fortzusetzen.

Die Schrift Wippermanns wird nach dieser Seite hin vielleicht bald eine ganz besondere Bedeutung erhalten; denn die trübe Geschichte jener Tage hat kaum irgendwo einen so prägnanten Ausdruck gefunden, wie in Kurhessen, und auch im gegenwärtigen Augenblick steht es mit in erster Linie unter den Ländern, die bestimmt scheinen, den Cyclus trauriger Erfahrungen noch einmal durchzuleben. Die Erlebnisse seit den Tagen der Restauration zu schildern, mag in Kurhessen kaum irgend Jemand mehr berufen seyn, als Wippermann: handelnd und leidend war er gleich innig mit den dortigen Zuständen verflochten, ein echter Repräsentant jenes unerschütterlichen Rechtssinnes, jener mannhaften Ausdauer und unbezwinglichen Geduld, die vor allen andern der kurhessische Stamm in seinen politischen Kämpfen bewährt hat. So erscheint er auch in seiner Schrift. Mit sorgfältiger Prüfung des Einzelnen stellt er die Thatsachen nüchtern zusammen, ohne Rhetorik, ohne Animosität, so ruhig und unbefangen, so schonend und vorsichtig in seinem Urtheil, wie es nur immer dem Geschichtschreiber selbsterlebter Begebenheiten möglich ist.

Freilich vermag kein Pathos die Vorstellung, keine Aeußerung des Unwillens den Eindruck irgend zu verstärken, den eben die nüchterne, aktenmäßige Aufzählung des Thatsächlichen zurückläßt. Der Leser, der an kundiger Hand durch diese Geschichten hindurchgeführt wird, fühlt sich zwischen Unwillen und Schmerz getheilt, wenn er so die ganze Folge von trüben und trübsten Dingen überschaut, die sich hier in der Geschichte einer einzigen Generation zusammengedrängt finden. Wippermann beginnt seine Darstellung mit dem Sturze des westfälischen Königthums, der freudigen opferbereiten Erhebung der braven Hessen, und den ersten Enttäuschungen, womit die Restaurationspolitik ihre Thätigkeit eröffnete. Das unverständige und gehässige Walten des Regiments der Restauration wird hier zum erstenmal im Einzelnen geschildert, drastisch und einschneidend eben durch die Ruhe der Darstellung. Die ersten Verfassungskämpfe (1815 und 1816) bilden darin eine merkwürdige, jetzt fast vergessene Episode; und doch schließen sie, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „den Keim des Kampfes in sich, der seitdem und bis zur Stunde das Land bewegt". Ein jüngeres Geschlecht, das frisch in denselben eintritt, findet kaum den Weg, sich in dem rückwärts liegenden Gebiete umzusehen, obwohl der Kampfplatz noch der nämliche ist, und nur die Stellung sich geändert hat.

In den ersten Zeiten der Enttäuschung machte das Bewußtseyn des Druckes sich noch mit lauter Stimme geltend. Damals schrieben noch die Bauern an der Diemel: „Wir hätten gar nicht gesprochen, wenn's zu tragen wäre, aber es ist zu arg, und es thut uns leid, daß unser guter Landesfürst bei den Leuten im Land an Liebe verliert, weil er bösen Rathgebern das Haus nicht verbietet. Darum bitten wir unsere Deputirten, daß sie frei die Wahrheit sagen und nicht hinter dem Berge halten, denn wir meinen's ehrlich mit Fürst und Vaterland, und wünschen, daß die alte Ordnung im Lande und die alte Liebe zum Fürsten wieder kommen möge". Allmälig verstummten, zum Theil unfreiwillig, die Klagen, und es trat jene Passivität ein, die freilich mehr von Verbitterung und Hoffnungslosigkeit zeugt, als von innerer Beruhigung. „Bei Manchem," sagt Wippermann, „war die Meinung vorherrschend, daß, wie die Sachen lägen, weder die Verfassung, noch irgend ein Rechtszustand gesichert sey, daß alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens ohne bestimmte Form seyen; doch von Andern wurde kühn und herausfordernd solcher Meinung entgegengetreten. Aus dem Chaos neuer, durch eine fremde Gewalt aufgedrungener, dem Nationalgeist widerstrebender Formen hat der Kurfürst die alte, gesetzmäßige, durch eine lange, glückliche Erfahrung bewährte Verfassung wiederhergestellt, welche, auf Gerechtigkeit und Ordnung gestützt, an die alten guten Zeiten erinnert. So lautete der Trost der Optimisten, indessen das Interesse an den öffentlichen Dingen völlig stumpf ward, und nur die Hoffnung auf bessere Zeiten die Gemüther aufrecht erhielt."

Zu den alten Uebeln kamen neue hinzu. Das Maitressenthum und eine ganz unverantwortliche Finanzwirthschaft ermüdeten selbst die kurhessische Geduld. Die despotische Willkür gegen Personen und Körperschaften überstieg freilich alle Gränzen; am schlimmsten befanden sich die Gemeinden. „Bald," sagt Wippermann, „mit sehr lästigen Geschenken bedacht, bald zu Leistungen, deren sie sich nicht schuldig erachteten, durch Bedrohung ihrer Vorstände, durch Einlegung militärischer Execution auf Kosten der Magistratspersonen, durch administrative Beschlagnahme ihrer Revenuen genöthigt, durften sie Rechtshülfe dagegen nur mit Erlaubniß der nämlichen Staatsbehörden suchen, welche solche Maßregeln getroffen hatten; nicht immer waren diese geneigt, eine Erlaubniß zu ertheilen, deren Erforderniß das Oberappellationsgericht, als den Forderungen einer ungehemmten Gerechtigkeitspflege widerstreitend, dem Justizministerium fruchtlos darstellte. Auch die Feuerversicherungs-Gesellschaft blieb nicht ohne Anfechtung; ohne sie oder ihre Vorstände zu befragen, wurden derselben die Häuserbesitzer in Sachsen-Meiningen zugesellt; zwei Jahre später sollten diese, gegen ihren Willen, wieder davon getrennt werden; beharrlich wurde die Aufnahme der Häuserbesitzer in dem, dem Herzogthum Meiningen aus der Gothaischen Erbschaft neu zugefallenen Gebietstheile verhindert. Die Beiträge zur Versicherungsanstalt wurden für die Hofgebäude verweigert; eine auf deren Bezahlung gerichtete Klage mußte niedergeschlagen werden. Auf den Namen der Emilie Ortlöpp war ein Haus in Kassel für 10,000 Thlr. gekauft, welches diese vor ihrer Erhebung in den Grafenstand bewohnte; zum Wiederverkauf ausgeboten, fand dasselbe keinen Liebhaber, wenigstens nicht für den Preis, der dafür erwartet wurde; da wurden 34,000 Thlr. dafür

der Feuerversicherungs-Gesellschaft abgefordert, die für ihre Geschäftslokale einen verhältnißmäßig geringen Miethzins bisher aufzuwenden gebraucht hatte." „Wo sich so die Verhältnisse gestalteten," fügt Wippermann nach einer längeren Aufzählung von Willkürmaßregeln hinzu, „da können in der That leicht Keime von Unzufriedenheit einen allgemeineren Charakter annehmen, und wenn sie, lange im Herzen zurückgedrängt, endlich nach außen zu einem Durchbruch kommen, in Eigenmacht und Selbsthülfe ausarten, weil das Bild von der Erhabenheit der Staatsgewalt zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird." Durchgängige Erwerbs- und Nahrungslosigkeit steigerte die überall herrschende Verzagtheit bis zum Muthe der Verzweiflung an der Selbsterhaltung, in der man Rettung von den Bestrebungen der Staatsbehörden nicht mehr zu hoffen wagte. Hatte Jahrelang der Landbauer unter dem Druck des geringfügigen Erlöses für die Erzeugnisse seines Bodens geseufzt, sich in Schulden gestürzt und seinen Credit verloren, so fühlte bei steigenden Preisen der Früchte, ehe jener noch in seiner bedrängten Lage sich zu erholen vermocht hatte, der Gewerbtreibende sich noch härter betroffen, da ihm die Entwicklung jeglicher Thätigkeit durch die Zollverhältnisse immer schwieriger gemacht wurde.

So kam das Jahr 1830. Jahrzehnte lang hatte das Volk, immer härter gedrückt und niedergebeugt, in geistiger wie in physischer Beziehung, stumm duldend auf eine bessere Zeit geharrt. Jetzt, wo das Land, dessen althistorische Verfassung aus allen Fugen gerissen war, durch sein Finanzsystem bis auf das innerste Mark so ausgesogen war, daß es jedes Mittels zur Erholung aus eigener Kraft beraubt schien, jetzt preßte die tiefste Noth die ersten Schritte einer selbstständigen Erhebung ab. Es begannen, minder gewaltsam, als man nach einer solchen Vergangenheit fürchten mußte, die Bewegungen, welche die neuen Verfassungsverhältnisse feststellten. Alles schien sich zum Frieden und zur Versöhnung anzulassen, der Kurfürst zeigte sich nachgiebig, und der Kurprinz versicherte in Hanau die Bürger: es werde ihren Beschwerden abgeholfen werden; denn — fügte er hinzu — ich bin selbst Bürger und Bürgerfreund. Verbittert ward der neugeschlossene Friede nur durch das Verhältniß zur Ortlöpp; es verursachte die ersten Excesse, die dem Kurfürsten als Grund dienten, die Hauptstadt zu verlassen.

Mit den Anfängen der neuen constitutionellen Entwicklung schließt die erste Abtheilung der Wippermann'schen Schrift. Wir haben also im nächsten Hefte die denkwürdige Geschichte des kurhessischen Constitutionalismus unter der Regierung des Kurprinz-Mitregenten zu erwarten. Einzelne leitende Persönlichkeiten treten schon in der Darstellung der ersten Periode flüchtig hervor. Im Jahre 1815, wo Hassenpflug der Vater eine Rolle spielte, begegnen wir auch dem Sohn Hans Daniel Ludwig zum erstenmal in amtlicher Stellung, einem Jüngling — wie Wippermann sich ausdrückt —, den man vor Kurzem noch in altdeutscher Tracht, mit deutschem Schwert umgürtet, als Senior von Studenten-Verbindungen gesehen hatte. Später, im Jahre 1831, machte er sich wieder bemerklich. Als Assessor in dem Oberappellationsgericht mit dem Titel eines Obergerichtsraths angestellt, hielt er diese seine Stellung im Widerspruch mit den Vorschriften der Verfassungsurkunde, weil zufolge derselben der höchste Gerichtshof nur aus wirklichen Räthen bestehen solle. Darauf erhielt Hassenpflug die Ernennung zum Oberappellationsrath. Man sieht, der künftige Rathgeber des Kurprinzen nahm es scrupulös mit der Verfassung!

Auch einem andern vormärzlichen Minister begegnen wir in seinen politischen Anfängen. Als im Jahre 1831 Deputationen der Bürgergarden nach Kassel drängten, und die Regierung um ein Gesetz über die Bürgerbewaffnung bestürmten, zeichnete sich durch feurigen Freimuth namentlich auch der Advokat Scheffer von Treysa aus, der als Kapitän der Bürgergarde abgeordnet war. Die Geschichte des Ministeriums Scheffer wird ohne Zweifel einen der merkwürdigsten Abschnitte der folgenden Darstellung Wippermanns ausmachen. (A. A. Ztg.)

Ein neues Buch.

So eben ist eine neue Sammlung von W. Wagner's Gedichten erschienen (Darmstadt, bei G. Jonghaus, 1851), auf welche wir die Leser dieser Blätter aufmerksam zu machen uns erlauben.

Es fallen wieder des Herbstes hinwelkende Blätter und des Himmels tiefes Blau beginnt zu erblassen; die Schatten der Wälder werden lichter und die gefiederten Sänger bereiten sich zur Naturreise nach dem Süden vor, während unsere Herren Virtuosen ihre Kunstreisen nach dem Norden antreten. Dichter widmen gerne der scheidenden schönen Jahreszeit elegische Verse, und Künstler klagen über die Flucht der sonnigen Tage; beide aber thun unrecht daran. Ohne die trüben Tage und langen Abende, wer würde ihre Verse lesen, wer bei ihren Kunstwerken verweilen? Wann es draußen stürmt und Wolken sich auf Wolken geschichtet haben, wie schön lies't sich dann in der warmen Stube des Sängers Gruß an das erste Veilchen, und wann draußen unter den Füßen des Wanderers der gefrorne Schnee knarrt, wie angenehm ist dann eine Promenade durch des Poeten blumiges Wiesenthal! So lange die Nachtigallen singen, stehen die Konzertsäle leer, und so lange man von Bergeshöhen sich an reizenden Fernsichten erfreut, vermißt man den Pinsel des Malers nicht. Es werden darum gerade jetzt, wo die Blätter zu fallen beginnen, die oben genannten Dichtungen vielleicht willkommen erscheinen und Mancher wird sie mit Vergnügen zur Hand nehmen.

Wie nun diese Gedichte zur rechten Zeit, wenigstens Jahreszeit, erscheinen, so möchte ich ihnen auch des Lesers rechte Stimmung wünschen. Wenn Stimmungen, heitere oder düstere, unser Urtheil so häufig bestechen, so ist dieß wohl nirgends mehr der Fall, als da, wo es den Genuß und die Würdigung von Kunst und Poesie gilt. Die Schönheit läßt sich nicht mit der Elle messen, noch mit mathematischer Gewißheit nachweisen. Oft ergreift uns, in rechter Stunde gesehen, ein Kunstwerk, das uns zu anderer Zeit ganz unberührt gelassen, und heute bewundern wir die tiefe Wahrheit eines Verses, den wir gestern als unbedeutend überschlagen haben. Da sich unter hundert Poeten übrigens kaum einer befindet, dessen Genie so gewaltig ist, um den Leser sicher und rasch zu besiegen, da die meisten von uns der Nachsicht bedürfen, so wünsche ich, daß auch die gegenwärtige Sammlung wohlwollend aufgenommen werden möge.

Diese Gedichte sind dem heutigen Modegeschmack nicht ganz entsprechend. Ich bin jedoch der Meinung, man müsse verschiedene Geistes- und Gemüthsrichtungen gelten lassen und jeden Dichter in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen sich bestreben. Mag der Eine den Wein und die Liebe, der Andere die Freiheit und das Vaterland besingen, mag Dieser erhabene Lehren der Weisheit und Tugend verkünden und Jener in keckem Humor die Thorheiten der Welt bespötteln, mag Dieser uns auf die hohe See und nach den Sandwüsten Arabiens und Jener in die heimathlichen Thäler des Rheins und der Donau führen, warum darüber mit ihnen rechten? Warum über Theorien streiten und sich in Erklärungen mit kalter Dialectik verlieren? Mannichfaltig, wie die Natur, ist auch die Kunst, und die bescheidene Blume ist nicht minder schön, als die hochstrebende Eiche. In vielen Gestalten offenbart sich hier, wie dort die Schönheit. Wer überall dem Schönen und dem Edeln begeistert huldigt und dem Dienste der Muse sich mit warmer Liebe ergibt, dessen Streben und Schaffen

ist der Anerkennung werth und er wird seine Freunde und Verehrer finden, je nach dem Werthe seiner Leistungen.

Ob auch der Verfasser der gegenwärtigen Sammlung unter den Dichtern kein unwürdiger sey, darüber mögen die Leser entscheiden, deren Beifall er mit Freuden und deren Tadel er mit Bescheidenheit hinnehmen wird. Viele der hier gebotenen Poesien sind in Tagblättern schon enthalten gewesen, andere erscheinen zum ersten Mal. Tageblätter aber sind flüchtiger Natur und es ist daher verzeihlich, wenn der Autor seine Verse in einem Buche wieder einmal versammelt. Somit tritt diese Sammlung von Gedichten vor das Publikum und der Verfasser wünscht ihr glückliche Reise und baldige Unterkunft.

Die Sammlung, in schöner Ausstattung und in farbigem Umschlag geheftet, 12 Bogen in 8., kostet fl. 1. Der Subscriptionsbetrag wird erst beim Empfang des Buches und nicht praenumerando bezahlt.

Frankfurt a. M., im Sept. 1850. Wilh. Wagner.

Mannichfaltigkeiten.

Als Gaspar noch Major war und unter Moriz Perczel an der kroatischen Gränze stand, erließ er einen Tagsbefehl, darin das Plündern bei strenger Strafe verboten wurde. Demungeachtet erklärte ein auf Vorposten stehender Husar ein herumirrendes Schaf für gute Prise und warf es auf den Sattelknopf, wurde aber gleich darauf von Gaspar überrascht und suchte daher seine Beute mit seinem kurzen Pelz so gut als möglich zu verdecken. Vergebliche Mühe. Die Extremitäten des Schafes wurden bald hier, bald dort sichtbar, auch meckerte der entführte Vierfüßler auf unverschämte Weise. „Was ist das wieder?“ donnerte der strenge Major. — „Ich melde gehorsamst, daß ich das Dings da, weil es die Losung nicht wußte, gefangen genommen habe,“ war die naive Antwort.

Der „Globe“ meldet, daß Louis Philipp's Leiche so lange in Weybridge ruhen werde, bis der Lauf der politischen Ereignisse die Ueberführung nach der Familiengruft in Dreux möglich gemacht haben würde. Die vier Särge, in denen der Leichnam ruht, sind in London angefertigt worden. Der erste, welcher den Leichnam enthält, ist von dem besten spanischen Mahagony, mit weißem Atlas gefüttert, der zweite von starkem Blei, der dritte gleichfalls von fein polirtem Mahagony, der vierte oder Staatssarg von demselben Holze, mit reichem, von silbernem Schmuck umgebenen schwarzen Sammet bezogen. Die Griffe sind gleichfalls von Silber und prachtvoll gearbeitet. Am Kopfende befindet sich eine Königskrone und das orleans'sche Wappen.

Korrespondenz.

Offenbach, im September.

(Schluß.)

Es sahen, zum Schutze ihrer Glaubensgenossen, die Rabbiner zu Darmstadt und Gießen, sowie der Unterzeichnete sich dringend aufgefordert, in der Darmstädter Zeitung Nro. 233 d. J. jene Herren Geistlichen ganz bescheiden und anständig zu bitten: sie möchten doch ihre Kanzeln und dadurch ihren Glauben nicht so sehr entheiligen und entwürdigen, daß sie von denselben herab statt einer Religion der Liebe, eine des Hasses und der Verfolgung lehrten; sie möchten doch lieber, wenn sie gegen das Judenthum einen Kreuzzug unternehmen wollten, hierzu irgend eine allgemein verbreitete, auch dem gemeinen Manne zugängliche Zeitung wählen, die unterzeichneten Rabbiner wären dann bereit, alle Vor- und Einwürfe gegen den Glauben der Juden Satz für Satz zu beantworten. Allein bisher hat sich noch keiner dieser Herren zur Aufnahme eines solchen offenen Kampfes gemeldet, und wahrscheinlich wird sich auch keiner melden, indem es solche Herren vorziehen, nach Art gewisser Feiglinge, mit vorgebundener Maske das wehrlose Schlachtopfer im Rücken anzufallen. Es hat sogar einer dieser hocherleuchteten Herren bereits erklärt: „Daß die Zeit vorüber ist, wo (soll heißen in welcher) man Apologien des Christenthums gegen das Judenthum schreibt, und daß die christliche Geistlichkeit ihre Zeit müßte gestohlen haben, wenn sie dieselbe über Klopffechtereien mit Juden vergeuden wollte, die gewiß auch keiner als ebenbürtige Kämpfer (ob Jesus, der als Jude lebte und starb, ebenbürtig wäre? ist noch eine Frage), ansieht.“ — Es ist zu bedauern, daß der Raum dieses Blattes nicht gestattet, diese Erklärung in ihrer ganzen possierlichen Lebensgröße wiederzugeben, wie sie in dem erbärmlichen Localblättchen, welches Mainzer Journal sich nennt, als Korrespondenz-Artikel aus der Wetterau vom 30. August sich darstellt; denn es ist diese Erklärung eine ächte, unverfälschte Probe von jenem sich spreizenden pharisäischen Hoch- und Uebermuthe, wie er bereits in dem alten, so sehr verschrieenen Talmud (Tract. Sota Fol. 22.) ganz treffend geschildert wird. — O ihr Herren! wie entheiligt und erniedrigt ihr auf diese Weise euer Christenthum, für welches ihr so gerne Propagandas errichtet! Wie könnt ihr glauben, daß es euch gelingen wird, den Juden zur Annahme einer Religion zu bereden, deren Prediger vom lächerlichsten, kindischen Dünkel aufgebläht, einen Gott lehren, welcher Haß und Verfolgung liebt? wenn dieselben jene schöne Zeit wieder aus dem Grabe holen möchten, in welcher es „zur größeren Verherrlichung Gottes“ ein Verdienst war, Juden zu berauben und zu plündern, überhaupt die schauderhaftesten Gräuelthaten an ihnen und deren Frauen zu verüben! Wir rufen: Gottlob, daß diese Zeit vorüber ist und daß man es in unseren Tagen einsieht, wie ein Vinzenz Fettmilch († 1615) mit seiner Räuberbande zwar in der Judengasse anfängt, aber in dem Palaste des Magistrats aufhören will. — Euch aber, die ihr wahre Christus-Jünger seyn wollet, es aber niemals waret, empfehle ich als „Juden-Rabbiner“ (sonderbarer Ausdruck dieser modernen Pharisäer! als ob es auch Christen-Rabbiner gebe), besser beherzigen zu wollen, was geschrieben stehet im Namen Eueres Herrn und Meisters! (Vergl. Matth. 5, 44, 1. Joh. 3, 18, insonderlich 1. Timotheus 3, verglichen mit Corinther 6, 8 und Lucä 17, 4.)

Dr. S. Formstecher, Rabbiner.

Aus der Provinz Starkenburg, 21. Sept.

Am 20. d. M. starb zu Ueberau, im Regierungsbezirk Dieburg, Nickel Seibold's Wittwe in dem seltenen Alter von 98 Jahren. Dieselbe hinterließ eine Nachkommenschaft von 166 Seelen, darunter zwei Ururenkel. Die Verstorbene erfreute sich bis zu ihrem Ende einer dauerhaften Gesundheit, so, daß sie noch vor vier Wochen einem Familienfeste im Orte beiwohnen und bis zu ihrem kurzen Krankenlager allerhand häusliche Geschäfte verrichten konnte. Eben so befand sich dieselbe bis zu dem letzten Augenblicke im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte. Von ihren sieben Kindern begleitete sie fünf zu ihrer letzten Ruhestätte, darunter eine Tochter von 71 Jahren, an deren Grabe sie in einem Alter von 94 Jahren stand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Sept. Drei Frauen auf einmal, Posse in 1 Act von Cosmar. Hierauf: Der Wittwer, Posse in 1 Akt von Deinhardstein. Zum Schluß: Fröhlich, Vaudeville in 2 Akten von Schneider.

Sonntag, 29. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Einer muß heirathen, Posse in 1 Akt von Wilhelmi. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Akten von Schröder.

Montag, 30. Sept. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und neu einstudirt): Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 28. Sept. Der Talisman, oder: Schwarz, Roth, Grau, Posse mit Gesang in 3 Acten von Nestroy, Musik von Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 233. Montag, den 30. September 1850.

Der General Rosas und die Mazorka.

(Nach dem Französischen.)

(Schluß.)

Die glänzenden Kriegsthaten des Generals Rosas, seine Körperstärke, seine unvergleichliche Geschicklichkeit als Reiter, seine Gewandtheit in Handhabung der langen Lanzen des Landes, der Bolas und des Lago; der hieraus folgende vielvermögende Einfluß, den er auf die Gauchos ausübte, deren rauhe Lebensweise und fast wilde Sitten und Gewohnheiten er getheilt hatte, führten ihn im Jahre 1832 an die Spitze der Staatsgewalt.

Damals hatte die Verwaltung der argentinischen Republik die föderative Form angenommen: man bedurfte eines organisatorischen Geistes, einer eisernen Faust, eines unerschütterlichen Willens, um aus diesen örtlichen Eifersüchteleien, diesen heterogenen Elementen eine regelmäßige und starke Regierung heraus zu arbeiten und aufzurichten. Durch den Terrorismus herrschen, das ward, man muß es zugestehen, eine Art Nothwendigkeit. Rosas blieb erst bei der Dictatur stehen; wenn aber Kerker, Verbannung und noch grausamere Mittel die Sprossen der Leiter waren, die ihn zur Gewalt führten, so hatte diese politische Einschüchterung wenigstens die Folge, daß sie dem Lande eine vollständige Sicherheit und den Finanzen eine bisher unbekannte Ordnung brachten. Auch begreift man sehr leicht, wenn man die Stufenfolge dieses beständig bedrohten, beständig im Kampfe liegenden Daseyns mit Aufmerksamkeit ins Auge faßt, daß, was im Anfange bloß Energie war, sich in der Ausübung der Gewalt in wahrhafte Unbeugsamkeit verwandelte, und daß Rosas am Ende dahin kam, dem Leben Anderer wenig Rechnung zu tragen, da er sein eigenes täglich den Pfeilen der Indianer und dem Messer des Unitariers blosstellte.

Der General umstrickte den eintretenden Besucher mit einem durchdringenden Blick; hierauf gab er, seinen Gedanken durch seine Haltung kundgebend, seinen drei Sekretären einen Wink, worauf diese aufstanden und das Gemach verließen.

Rosas hörte nunmehr den Bericht, den ihm der Offizier mit sichtlich ergriffener Stimme abstattete, in tiefem Schweigen an. So groß aber auch die Gewalt seyn mochte, die er über seine inneren Gefühle zu üben verstand, so vermochte Don Manuel seine Ueberraschung, man könnte sagen, seine Bestürzung nicht ganz zu verbergen.

„Judasse überall!“ rief er aus.

Hierauf warf er einen prüfenden Blick auf den Offizier und setzte hinzu:

„Der Beweis dafür, mein Herr?“

Die nun folgenden vervollständigenden Erläuterungen, die ihm zu Theil wurden, hatten ohne Zweifel einen hinlänglichen Charakter von Genauigkeit und Bestimmtheit, denn Rosas brach die Unterredung kurz ab, indem er mit rasch hervorgestoßenen Worten sagte:

„Gut, gut, Cabattero; danke! Eure Aufgabe ist zu Ende, die meinige beginnt; Jedem wird redlich zu Theil werden, was ihm gebührt; dem Einen harte Thaler, dem Andern Blut! Jedenfalls hat dießmal die Salandi nichts damit zu schaffen!“

Dieser letztere für den Leser geheimnißvolle Satz hatte für den Offizier einen sehr klaren Sinn; denn es war am la Plata nicht unbekannt, daß man am Bord der obigen Namen führenden Corvette Diejenigen erschoß, welche Rosas durch ein transatlantisches Prozeßverfahren und einen Mißbrauch der Dictatur der Förmlichkeiten eines Richterspruches entband.

Der Offizier beurlaubte sich; aber obwohl diese Zusammenkunft keinerlei Beweggrund zu Besorgnissen zuließ, so hätte es ihn doch zu längerem Nachdenken veranlaßt, wenn er den unbeschreiblichen Ausdruck des letzten Blickes von Rosas bei seinem Weggehen hätte erfassen können.

Damals war die Stadt Buenos-Ayres einem tiefen Schrecken verfallen. Die wiederholten Verbrechen einer Mörderbande rechtfertigten nur zu sehr diesen panischen Schrecken. Diese Verbündung, welche die Hefe aller Theile der Gesellschaft in sich aufnahm, zählte in ihren regelmäßig gebildeten Reihen einige durch ihre Verbrechen herabgekommene Söhne vornehmer Familien, Neger, Mestizen, Gauchos, und erinnerte in gewissen Beziehungen durch ihre unergründbare Organisation und ihre systematischen Gräuelthaten an die Verbrecherbanden, welche so lange Zeit hindurch Livorno, die Abruzzen und mehrere andere Punkte Italiens auf's betrübendste heimsuchten.

Diese Bande hatte den sinnbildlichen Namen die „Mazorka“, zu deutsch der „Maiskolben“, als Sinnbild der engen Verbrüderung der Verbündeten, angenommen. In Folge einer erstaunenswerthen Geschicklichkeit oder einer unerklärbaren Gefälligkeit hatte sie sich beständig den Nachstellungen der Behörden zu entziehen gewußt, und eben diese Straflosigkeit hatte, indem sie seltsamerweise aufgestiegenen Zweifeln einen gewissen Halt gab, den unheimlichen Eindruck noch vermehrt, welcher über der ehrenhaften Bevölkerung von Buenos-Ayres schwebte. Die Einschüchterung war so groß, daß man sich mit Einbruch der Nacht in den Häusern förmlich verrammelte und daß der Unmacht der Polizei gegenüber Jeder bei seiner eigenen Energie die Mittel für seine persönliche Sicherheit suchte.

Am Tage, nachdem die Enthüllungen des Offiziers stattgehabt hatten, trat ein etwa sechzigjähriger Greis vor der gewöhnlichen Stunde des Beginns der Sitzungen in den Saal des Congresses.

Als Präsident der argentinischen Landesvertretung und einer der angesehensten Richter der Provinz war dieser Greis, mit Namen Masa, Jedermann durch seine innige Freundschaft mit Don

Manuel bekannt, und es gab kaum einen Abend, den er nicht im Regierungspalaste oder bei der Schwester des Rosas, Donna Augustina, *) einer der reizendsten Frauen von Buenos-Ayres, zubrachte.

Er hatte an einem Tische Platz genommen, blätterte nacheinander in mehreren Aktenbündeln herum, las verschiedene Briefe, und als er sofort den Arm ausstreckte, um ein kleines Billet an der Flamme einer Wachskerze zu verbrennen, konnte er wahrnehmen, wie, ohne daß irgend eine Thüre aufging, ohne daß irgend ein Laut zu hören war, etwa zehn Männer, in Ponchos gehüllt, das Gesicht mit einer Maske bedeckt, und vorn auf ihren amerikanischen Mänteln den unheilvollen Maiskolben führend, langsam um ihn her, Schatten gleich, auftauchten und ohne ein Wort ihn mit einer lebendigen Mauer umschlossen. Masa begriff ohne Zweifel, daß jede Bitte vergeblich und jeder Widerstand unmöglich seyn würde; war es Berechnung oder Furcht, er blieb unbeweglich und durchmusterte mit bestürztem Blicke diesen Kreis schwarzer und unheilverkündender Gesichter; hierauf setzten sich zwei bis drei Hände in Bewegung; es pfiff etwas durch die Luft, und dumpfer, erstickter Laut, weniger ein Schrei als ein Seufzer, drang durch die Stille dieses geräumigen Saales.

Jetzt erst hörte man an einigen Thüren rütteln und Soldaten zeigten ihre neugierigen Köpfe an den Oeffnungen; Niemand aber lenkte seine Schritte nach dem Orte des Mords. Einer der Mazorqueros trat, nachdem er die noch vom Blut feuchte Klinge seines langen Messers abgewischt hatte, auf die Soldaten zu und sagte mit drohender Ruhe zu ihnen:

„Keine Störung, Caballeros; dieser Leichnam ist der eines Verräthers: „Mueran los salvajes unitarios!“ **)

Diese blutgierigen Worte, welche die Kopfschrift auf den Pässen der argentinischen Conföderation, aller amtlichen Aktenstücke, das Motto der Regierungszeitungen und selbst die Aufschrift auf reinen Handelsbriefen bilden, an die Façade öffentlicher und Privathäuser, auf den Vorderseiten der Läden gemalt oder eingegraben sind, und welche jeder Eingeborne im Knopfloche auf dem rothen Doppelbande der Divisa tragen muß, dienten den Mördern als Geleitsbrief und die Leiche blieb im Saale der Volksvertretung mit zehn klaffenden Wunden.

Ein Gaucho, der etwas empfindlicher war, als es gewöhnlich die Männer seiner Kaste sind, ging aus einer Regung roher Pietät hin und warf über den bleichen Kopf des Todten einen alten Poncho aus der Wachtstube.

Wer nun hatte — so entsteht die Frage — den Mazorqueros den Eintritt in die Räume des Congreßsaales erleichtert, ihre Arme bewaffnet, ihre Dolche erkauft, das Opfer bezeichnet, und gestattet, daß die Flucht der Mörder nicht einmal beunruhigt werde? Dieses Geheimniß blieb im Regierungspalaste begraben, welcher der Schauplatz noch so mancher anderen blutigen Scenen gewesen war. Wenn es aber an offenkundigen Beweisen, an sichtbaren Thatsachen zur Aufklärung der öffentlichen Meinung fehlte, so beherrschte nur ein Verdacht die Gemüther, ertönte nur ein Schrei in der Tiefe des Bewußtseyns eines Jeden. Vorbauende Schlauheit gegen das Ausplaudern, Unerbittlichkeit in der Züchtigung, unheilverkündende Heimlichkeit, das Alles deutete auf das gewöhnliche Verfahren des Diktators. Ueberdieß vernahm man gleichzeitig mit den Umständen des Mordes die Entdeckung einer Verschwörung, deren Oberhaupt Masa gewesen, bei welcher die ersten Familien von Buenos-Ayres betheiligt waren, und welche ein Offizier, ein Mitschuldiger derselben, am Tage vor dem Ausbruche des Blutwerks dem Don Manuel verrathen hatte.

Das warf Licht genug auf die Sache.

Der Angeber ward officiell belohnt. Aber auch hier erscheint wieder scharf ausgeprägt die wilde Ritterlichkeit, welche Rosas aus seinen inneren Trieben schöpfte. Die Belohnung des Dienstes war zugleich die Strafe für die Angeberei. Auf die besonderen Befehle Don Manuels enthielt die „Gaceta Mercantil“ *) einen ganzen Monat hindurch in jeder ihrer Nummern die Nachricht, daß die Regierung der Conföderation auf die von dem Lieutenant *** gemachte Denunciation hin, demselben eine Summe von 50,000 Piastern in Papier verwillige. Rosas that noch mehr. Er ernannte den Angeber zum Hauskastellan des Congresses und zwang ihn so, durch diese wahrhaft büßerischen Dienstverrichtungen täglich während der Sitzungen dem Orte gegenüber sich aufzuhalten, wo Masa unter den Dolchen der Mazorka gefallen war. Dieß war die Erläuterung des letzten Blickes von Rosas.

Dieser noch ungedruckten Episode gebührt ihre Stelle in der Biographie des Don Juan Manuel, denn sie charakterisirt ihn vollkommen. P. G.

*) Sie war mit dem General Mansilla vermählt, welcher die Argentiner im Obligado befehligte.

**) Tod den wilden Unitariern.

*) Dieses Journal wird mit ausnehmendem Talente von einem Italiener, von Angelis mit Namen, redigirt.

Einige Aktenstücke, gezogen aus päpstlichen Bullen und Archiven.

1.

Rede des Papstes Clemens XI. gegen die Annahme des Königstitels von Seite des Churfürsten von Brandenburg.

Entnommen aus Clemens XI. Orationes consistoriales.

Ihr habt längst vernommen, denn es ist ja weltbekannt, daß sich Friedrich, Markgraf von Brandenburg, mit Verachtung der Autorität der Kirche Gottes und mit schwerer Verletzung der Rechte der deutschen Ordensritter, öffentlich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemaßt habe, ein wahrhaft profaner und bei den Christen bisher ganz unerhörter Brauch. Somit hat er sich, unvorsichtig genug, der Zahl Jener beigesellt, von denen es in der Schrift heißt: Sie haben regiert, aber nicht durch mich; sie waren Fürsten, aber ich kannte sie nicht. Wie kränkend dieses Unternehmen gegen den apostolischen Stuhl sey, wie sehr es den heiligen Canonen zuwiderlaufe, die eher den Sturz eines ketzerischen Fürsten, als dessen Erhöhung begünstigen, brauche ich Eurem erprobten Eifer und Eurer Frömmigkeit nicht weiter zu erklären. Doch sollt Ihr wissen, daß wir, vermöge unseres Amtes, diese verwegene und irreligiöse Frevelthat nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern in unseren Schreiben an die katholischen Fürsten unumwunden verdammt und dieselben ernstlich ermahnt haben, diese angemaßte Würde des Markgrafen auf keine Weise anzuerkennen und nicht zu gestatten, daß die königliche Würde, ein besonderes Geschenk Gottes und die Stütze und Zierde der wahren Religion, in einem nichtkatholischen Fürsten erniedrigt werde.

2.

Instruction von Papst Pius VII. vom Jahre 1805 an seinen Nuntius in Wien.

Nicht nur hat sich die Kirche bemüht, zu verhindern, daß die Ketzer sich nicht der Kirchengüter bemächtigten, sondern sie hat

noch weiter, als Strafe gegen das Vergehen der Ketzerei, die Confiscation und den Vermögensverlust Derer, die sich dessen schuldig machten, aufgestellt. Diese Strafe ist beschlossen, was die Güter von Privatpersonen betrifft, durch eine Bulle von Innocenz III.; und in Rücksicht der Fürstenthümer und Lehen ist es eine Regel des canonischen Rechts: Absolutos XVI. de Haereticis, daß die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten von aller Pflicht gegen ihn befreit bleiben, freigesprochen von aller Treue und Lehenspflicht. Wer auch nur ein wenig in der Geschichte bewandert ist, dem können die von Päpsten und Concilien gegen jeden in der Ketzerei beharrenden Fürsten ausgesprochenen Absetzungssentenzen nicht unbekannt seyn. In Wahrheit, wir sind in so unglückliche Zeiten gefallen, zu einer solchen Erniedrigung für die Braut Christi, daß es ihr nicht möglich ist, so heilige Maximen in Ausübung zu bringen, noch nützlich, sie in's Gedächtniß zurückzurufen; und sie ist gezwungen, den Lauf der gerechten Strenge gegen die Feinde des Glaubens zu unterbrechen. Aber wenn sie ihr Recht nicht ausüben kann, die Anhänger der Ketzerei von ihren Fürstenthümern abzusetzen und sie ihrer Güter verlustig zu erklären, könnte man jemals zugeben, daß man, um jene zu bereichern, sie ihrer eigenen Domänen beraubte? Welch ein Gegenstand des Spottes würde sie nicht den Ketzern selbst seyn und den Ungläubigen, daß man endlich die Mittel gefunden habe, sie tolerant zu machen. *)

(Schluß folgt.)

Hauptverein für deutsche Reinsprache.

Immer vermehrt sich die Zahl unserer Mitglieder, deren wir jetzt über 900 in 158 Ortschaften zählen, und so nimmt diese Sache einen erfreulichen Fortgang. Unter dem letzten Hundert befinden sich wieder namhafte Gelehrte und Schriftsteller, Geistliche, Beamte, Lehrer, Hochschüler, Rechtsgelehrte, Aerzte, Kaufleute, Männer aus dem Handwerkstande und Frauen. Bei allen Ständen und Schichten der Gesellschaft zeigt sich fortwährend eine rege Theilnahme für die Läuterung und Bildung der Muttersprache. Stehen auch an manchen Orten und in manchen Gegenden derselben bedeutende Vorurtheile und irrige Ansichten im Wege, so werden selbe doch vielfältig durch unsere Zeitschrift, an der viele wackere und kenntnißreiche Männer sich als Mitarbeiter betheiligen, nach und nach aus dem Wege geräumt. Geräuschlos, aber kraftvoll dehnt sich der Kreis der Reinsprachfreunde weithin fast über alle Landschaften Deutschlands aus und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Wir laden alle biedern Deutschen ein, ihren Beitritt zu dem Vereine durch frei eingesandte Briefe an den Unterzeichneten gefälligst zu erklären.

Heidelberg. Der Vorstand:
Wr. Brugger.

Mannichfaltigkeiten.

Von Hackländer, dem Verfasser der vortrefflichen humoristischen Skizzen und Erzählungen — bekannt sind namentlich seine Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden — sind so eben zwei Bändchen unter dem Titel: „Handel und Wandel" im Verlage von Besser (Franz Duncker) erschienen. In dem nämlichen Verlage, aus welchem in der kurzen Zeit, da derselbe in den Händen des Hrn. Franz Duncker sich befindet, eine Reihe der werthvollsten Werke hervorgegangen sind — wir nennen u. A. das Buch „Aus Ungarn" von Max Schlesinger — wird in Kurzem ein Roman: „Der Tanhäuser" von Ed. Widmann und ein neues Lustspiel von J. E. Klein: „Der Schützling" erscheinen.

In Altdorf, im Canton Uri, hat ein Bierbrauer, Joseph Gisler, eine sinnreiche Einrichtung, um gutes schmackhaftes Bier auch im Sommer zu brauen. Dicht an dessen Brauerei stürzt nämlich ein Bach von den Bergen, der seinen Ursprung im ewigen Schnee nimmt. Das Wasser dieses Baches, welches höchstens 3—4 Grad Wärme besitzt, benützt Hr. Gisler nun zur Abkühlung des Gebräues. Das Kühlschiff steht unmittelbar einen Schuh vom Wasserfall entfernt, nur durch ein Tuch getrennt, damit kein Wasser herein spritzt. Dieses Wasser verbreitet aber eine solche Kälte, daß man, von Außen eintretend, in eine wahrhaft eisige Atmosphäre zu treten wähnt. Nicht genug damit, leitet Hr. Gisler auch noch das Bier, wenn er es vom Kühlschiff abläßt, in bleiernen Röhren durch eine Rinne, welche einen Theil des Baches auffängt, so daß das gebraute Bier ganz eisig in's Faß gelangt. Auf diese Weise ist er im Stande, achttägiges Bier zu verzapfen, welches unserem guten Winterbier vollkommen gleichkommt; und solches Bier exportirt er bis nach Italien.

Müller's „Feierstunden des Landwirths", (Mainz, 1850) sind von dem k. preuß. Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten allen landwirthschaftlichen Instituten in Preußen amtlich empfohlen worden.

Der „Wanderer" bringt aus Jassy vom 2. Sept. die Erzählung folgender empörender Mißhandlung: Die Gattin des Hrn. A. Kurte, eines Gutsbesitzers im Distrikte Dorohove, ließ in ihrem Dorfe Alicheo die Frau des Bauern Kridan, die sie des Ehebruchs beschuldigte, aus ihrem Hause, unter das Joch *) stellen, ihr die Haare abschneiden, ihren Körper mit Theer bestreichen und sie durch das Dorf peitschen, wodurch die arme Frau wahnsinnig wurde. Nachdem alle Umstände gerichtlich erhoben waren, hat der Verwaltungsrath unter dem Vorsitze des regierenden Fürsten die Urheberin dieser abscheulichen Behandlung zu einer zweijährigen Einsperrung im Kloster Agapia condemnirt, wo sie diejenige Strafe erhalten wird, welche das Dikasterium und Ministerium ihr zuerkennen werden. Das bedauernswürdige Opfer dieser Brutalität wird auf Kosten der Madame Kurte ärztlich behandelt und verpflegt werden und eine lebenslängliche jährliche Rente von 500 Piastern aus den Einkünften dieser Dame erhalten. Alle Theilnehmer an dieser unmenschlichen Handlung werden ebenfalls nach dem Grade ihrer Schuld bestraft werden.

(New-York, 10. Sept.) Da uns in politischer Beziehung ein großer Stein vom Herzen gefallen, so können wir uns desto ungestörter und freudiger den Wirkungen des Jenny-Lind-Fiebers hingeben, welches denn auch in großartigem Maßstabe hier grassirt. Die berühmte Sängerin (am 1. Sept. mit dem „Atlantic" angekommen) wird mit jeder Art von Ehrenbezeugungen überschüttet und tritt morgen (Mittwoch) Abends zum ersten Male in Castle-Garden auf. Hr. Bornum, welcher sie engagirte, läßt die Eintrittskarten in öffentlicher Auction versteigern. Ein Hutfabrikant hat für das erste Billet 225 Dollars gegeben; im Durchschnitt wurden jedoch nur 6 — 7 Dollars bezahlt. Da über 5000 Billets ausgegeben worden, so läßt sich jetzt bereits

*) Der italienische Grundtext findet sich bei Eisenschmid, röm. Bull. II. 686.

*) Das Joch ist außerhalb der Kirchenmauer aufgerichtet und es werden unter dasselbe zur Strafe diejenigen Landleute gestellt, welche nicht dem Gottesdienste beiwohnen.

nach den Resultaten der Auction Bornum's Einnahme für das erste Konzert auf 26,338 Dollars berechnen. Bornum hat einen neuen Contract mit der Sängerin gemacht, nach welchem sie in 150 an einem beliebigen Orte zu gebenden Konzerten zu singen hat und für jedes 1000 Dollars und die Hälfte der reinen Einnahme erhält.

Auch die Kapuziner halten nicht mehr. Der Kapuzinermönch **Wally**, der bereits vor einem Jahre in Grätz gesagt hatte, er wolle Protestant werden, hat nunmehr, trotz aller Bemühung seiner geistlichen Obern, wiederholt erklärt, seine bisherige Laufbahn verlassen zu wollen, da ihm dieselbe den heiligsten Pflichten des Menschen und Bürgers zu widerstreben scheine. Vergebens hat der Bischof alle Mittel der Ueberredung angewandt und sogar den Arm der weltlichen Gewalt angerufen, um den Uebertritt zu verhindern; allein der abtrünnige Pater Wally besteht auf seinem Willen, aus der katholischen Kirche auszutreten; durch die Mißhandlung in Grätz und die Versetzung in eine Strafzelle ist er erst völlig halsstarrig geworden.

(**Aus dem Lüneburgischen**, im Sept.) Vor Kurzem ist wieder einer — das Gerücht sagt **Neun** — von den im Jahre 1813 mit der französischen Armee nach Rußland marschirten und dort in Gefangenschaft gerathenen Hannoveraner, aus Nahrendorf, Amts Bleckede, als 60jähriger Greis, mit langem weißen Barte, nachdem man ihn in den Bergwerken Sibiriens, seines Alters wegen, nicht hat mehr verwenden können, in seiner eben genannten Heimath angelangt. Daselbst angekommen, fand er zwar seine Frau, nachdem sie sieben Jahre vergebens auf seine Rückkehr gewartet, noch am Leben, inzwischen aber mit seinem Bruder verheirathet. Augenzeugen schildern die Scene der Wiedererkennung des längst todt Geglaubten mit seiner Familie als herzerschütternd, die Erzählungen von seiner Gefangenschaft in Sibirien als Grausen erregend.

In ihrer Nummer vom 10. Sept. 1850 erzählt die „Ostdeutsche Post", die sich bei jeder Gelegenheit ihrer warmen deutschen Gesinnungen rühmt, die beiden Wiener Komiker, die in Berlin gastirten, seyen **aus Deutschland** zurückgekehrt.

Die Freunde der **Gabelsberger'schen Stenographie** wird die Manipulation interessiren, welche einer der Stenographen der hannover'schen zweiten Kammer befolgt. Derselbe folgt nämlich nicht allein den schnellsten Vorträgen mit der Stahlfeder auf Papier, sondern weiß dadurch den Schriftzügen auch eine solche Deutlichkeit zu geben, daß dessen Copist, welcher das Gabelsberger'sche System kennen gelernt hatte, die Niederzeichnungen fertig lesen lernte und dieselben ohne weitere Hülfe abschreibt. Der Stenograph braucht seine Niederzeichnung nur durchzusehen und erspart sich die enorme Last des Diktirens.

Frankfurter Theater.

Wenn wir über die friedlichen Ereignisse auf unserer Bühne eine wöchentliche Rundschau halten, so begegnen wir zuerst der neuen Einstudirung der Falschmünzer. Diese Oper gehört unstreitig nicht nur zu den trefflichsten Arbeiten Aubers, sondern ist auch ein Tonwerk von anerkanntem Werthe. Es zeigt uns die neuere französische Schule von ihrer glänzendsten Seite, indem es frische und heitere Lebenselemente in schönen gefälligen Formen enthält und das Anmuthige mit dem Gediegenen vereinigt; hier ist überall leichter, den Hörer wohlthuend anregender Melodienfluß, anziehende, überall volle aber nirgends überladene Harmonie, unverkünstelter Effekt, gehaltvolle Charakteristik und pikantes Detail. Zu solchen Vorzügen der Musik kommt ein ungemein ansprechender und freundlicher Text, welcher die Theilnahme stets zu fesseln, zu steigern und zu befriedigen weiß. Soll indessen diese Oper sich in ihrem ganzen Umfang geltend machen, so verlangt sie einen bedeutenden Spieltenor, und solche sind, wie bekannt, in Deutschland selten. Nichts destoweniger freuen wir uns, ein so ausgezeichnetes und lange vermißtes Tonwerk wieder auf dem Repertoir zu sehen.

Meyerbeer's „Prophet", der zum Vortheil des Hrn. **Chrudimsky** wiederholt ward, hat seine Anziehungskraft durch ein in allen Räumen gefülltes Haus wiederum bewähret. Einen wesentlichen Antheil des so zahlreichen Besuches müssen wir dem Interesse für den Benefizianten zurechnen, dessen Verdienst um den seitherigen Erfolg dieser Oper ein anerkanntes ist. Wie ihm einerseits Persönlichkeit und Stimmmittel für die Partie des Propheten sehr zu statten kommen, so zeichnet er sich nicht minder durch seinen in den lyrischen, wie in den heroischen Momenten gleich trefflichen Gesang und durch wirklich dramatischen Vortrag und wirkungsreiches, wohl abgerundetes Spiel aus. Der Beifall, mit welchem Chrudimsky's Prophet stets aufgenommen wird, möge ihm zur Aufmunterung für sein rühmliches Kunststreben und seinen vielfach bewährten Fleiß dienen. — Frau **Behrend-Brandt** ist eine ausgezeichnete Fides. Wenn wir über die Frage, ob ihre frühere oder neuere Auffassungsweise einzelner Momente der Rolle die vorzüglichere sey, unser kurzes Votum abgeben sollen, so möchten wir in sofern jedenfalls für die frühere stimmen, als jene der eigentlichen Stimmlage dieser Sängerin angemessener und darum wirkungsreicher und durchgreifender uns erscheint. Mad. Behrend ist im Besitz zu schöner Stimmmittel, als daß wir nicht bedauern sollten, denselben etwas zugemuthet zu wissen, was ihnen nicht ganz zusagt. Uebrigens fehlte es ihr auch heute nicht an gewohntem Beifall und machte besonders die große Scene im vierten Akt einen mächtigen Eindruck

Die neue Einstudirung von Schröder's vortrefflichem Lustspiel: „Stille Wasser sind tief", haben wir unbedingt zu begrüßen. Wie der Kunstgeschmack und die Mode des Tages immerhin wechseln mögen, Natur und Wahrheit können und werden nie veralten. Wo der Dichter aus ihrem ewig frischen Brunnen geschöpft, wo er ihren Eingebungen gehuldigt hat, da bleiben seine Gestaltungen immer jung und schön und werden nie verfehlen, auf Geist und Herz von Gleichgesinnten und Gleichgestimmten erhebend einzuwirken. Solche alte Stücke vermögen uns über den Mangel an Novitäten wohl zu trösten und reichlich zu entschädigen. — Den ersten Preis der im Ganzen recht sorgfältigen und verdienstlichen Aufführung möchten wir dem Grafen Wibueg des Hrn. **Breuer** zuerkennen, da seine Leistung die am consequentesten und im innerlichsten Zusammenhange aller Motive durchgeführteste war. Uebrigens dürfen wir auch der Damen **Janauschek** und **Hoffmann**, sowie des Hrn. **Grahn** mit Auszeichnung gedenken, wenn auch einzelne Ausstellungen hinsichtlich der Charakteristik zu machen wären.

Von Benedix's „Der Alte vom Berge" fand die vierte Aufführung statt. Wir haben unlängst die gewiß richtige Bemerkung gemacht, daß man neue Tonwerke nicht nach, sondern vor den ersten Aufführungen, wo es nothwendig ist, kürzen sollte. Wäre dieß beim „Alten vom Berge" geschehen, welcher Oper die vielen Längen um so mehr geschadet haben, als Handlung und Textbuch nur wenig Interesse bieten, so würde der Erfolg ein günstigerer gewesen seyn; denn ohne diese Musik überschätzen zu wollen, muß man ihr doch das Zugeständniß machen, daß sie, wie wir bereits angedeutet haben, viele recht schöne Nummern enthält und den anerkannten Ruf der musikalischen Gediegenheit ihres Komponisten durch viele harmonische Schönheiten, besonders in Durchführung der Chöre und Ensembles rechtfertigt. Die scenische Ausstattung und die fleißige Einstudirung hätten jedenfalls mehr Aufmunterung verdient. **W.**

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Sept. (Zum Vortheil der **Pensionsanstalt** und neu einstudirt): **Othello, der Mohr von Venedig**, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 1. Oct. **Don Carlos, Infant von Spanien**, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: **J. A. Hammeran**.